AUGUST KAHRER
VORM. J. STIFT
BUCHBINDEREI
INNSBRUCK

IGL Z / D 6
4

Südostdeutsche Forschungen

Institut für Geschichte des Alpenraumes
und Allgemeine Wirtschaftsgeschichte
Universität Innsbruck

Unter Mitwirkung von

Erich Gierach (München), Richard Huß (Debrezin), Fritz Machatschek (München), Friedrich Müller (Hermannstadt), Karl Alexander von Müller (München), Wilhelm Schüßler (Berlin), Harold Steinacker (Innsbruck)

im Auftrage des Südostinstituts München

geleitet und herausgegeben von

Fritz Valjavec

Vereinnahmt im
Bestandsverzeichnis: Nr. 26
42 Nr. 18

UB INNSBRUCK
+C143164406

IV. Jahrgang Heft 1 April 1939

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

(11519/4)

Südostdeutsche Forschungen

Vierteljahresschrift herausgegeben und geleitet von
Dr. Fritz Valjavec
im Auftrage des Südostinstituts München

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von mindestens 800 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier.
Bezugspreis je Jahrgang 18 *RM* (Einzelheft 5 *RM*)

Beiträge sowie alle die **„Südostdeutschen Forschungen"** betreffenden Rezensionsexemplare, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber: **Dr. Fritz Valjavec, München 13, Schellingstraße 2/0 Südostinstitut** (bei der Universität München)

Jeder Mitarbeiter erhält 50 Sonderabdrucke kostenfrei (weitere gegen Berechnung)

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Inhaltsübersicht

Aufsätze.

Seite

Lipták, Johann: Gebiet und Verwaltung der Zipser Sachsen . . . 1
Matl, Josef: Der Anteil des deutschen Geisteslebens an der Verwestlichung der ukrainischen und großrussischen Kultur (15.—17. Jh.) . . . 14
Bonomi, Eugen: Serbokraten im Ofner Bergland 56
Imendörffer, Benno: Eduard Glatz, „Deutsche Xenien von und für Ungarn" 70
Brandsch, Heinz: Die Streuweite der siebenbürgisch-deutschen Schule . 127

Kleine Mitteilungen.

Bărbulescu, Ilie: Zur Frage der rumänischen Einflüsse auf das Westkarpatengebiet 155
Horwath, Walter: Deutsch-rumänische Beziehungen im Spiegel der Zeitschrift „Țara Bârsei" (1929—38) 163
Iványi, Béla: Munera Strennalia 173
Rogl, Ludwig: Aus dem Briefwechsel Adam Müller-Guttenbrunns . . 176
Gerhardt, Dietrich: Zum ersten Buchstaben der glagolitischen Schrift . 180

Bücher- und Zeitschriftenschau.

I. Allgemeines 184
II. Binnendeutsche Grenzgebiete 191
III. Sudetengau, Böhmen, Mähren; Slowakei 193
IV. Ungarn 200
V. Südslawien 215
VI. Rumänien 221
VII. Übriger Südosten 228

Südostdeutsche Forschungen

Vereinnahmt im
Bestandsverzeichnis: Nr. 26
Nachtrag 19 42 Nr. 18

Unter Mitwirkung von

Erich Gierach (München), Richard Huß (Debrezin), Fritz Machatschek (München), Friedrich Müller (Hermannstadt), Karl Alexander von Müller (München), Wilhelm Schüßler (Berlin), Harold Steinacker (Innsbruck)

im Auftrage des Südostinstituts München

geleitet und herausgegeben von

Fritz Valjavec

Institut für Geschichte des Alpenraumes
und Allgemeine [illegible]geschichte
Universität Innsbruck

IV. Jahrgang Heft 2 August 1939

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Südostdeutsche Forschungen

Vierteljahresschrift herausgegeben und geleitet von
Dr. habil. Fritz Valjavec
im Auftrage des Südostinstituts München

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von mindestens 800 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier.
Bezugspreis je Jahrgang 18 *RM* (Einzelheft 5 *RM*)

Beiträge sowie alle die **„Südostdeutschen Forschungen"** betreffenden Rezensionsexemplare, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber: **Dr. habil. Fritz Valjavec, München 13, Schellingstraße 2/o**
Südostinstitut (bei der Universität München)

Jeder Mitarbeiter erhält 50 Sonderabdrucke kostenfrei (weitere gegen Berechnung)

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Inhaltsübersicht

Aufsätze.

Seite

Nistor, Ion I.: Die rumänisch-ukrainischen Beziehungen in ihrem geschichtlichen Werdegang 229
Mehlan, Arno: Die Handelsstraßen des Balkans während der Türkenzeit 243
Pascu, Giorge: Die Geschichte der rumänischen Freimaurerei 297
Petranu, Coriolan: Die Renaissancekunst Siebenbürgens 307
Angyal, Andreas: Fürst Paul Eszterházy (1635—1713) 339
Păunel, Eugen I.: Viktor Umlauff von Frankwell 371

Kleine Mitteilungen.

Preidel, Helmut: Zur Frage des Aufenthaltes von Awaren in den Sudetenländern 395
Benz, Ernst: Nachtrag zu Franjo, Bučar: Über die Fundstellen der alten kroatischen Drucke aus der Zeit der Reformation in den Bibliotheken Deutschlands 406
Machatschek, Fritz: Carl Uhlig † 407
Pascu, Giorge: Erklärungen siebenbürgischer Ortsnamen (Berichtigungen) . 409

Bücher- und Zeitschriftenschau.

I. Allgemeines 410
II. Binnendeutsche Grenzgebiete 413
III. Sudetengau, Böhmen, Mähren; Slowakei 414
IV. Ungarn 424
V. Südslawien 441
VI. Rumänien 451
VII. Übriger Südosten 463

Südostdeutsche Forschungen

Institut für Geschichte des Alpenraumes
und Allgemeine Wirtschaftsgeschichte
Universität Innsbruck

Unter Mitwirkung von

Erich Gierach (München), Richard Huß (Debrezin), Fritz Machatschek (München), Friedrich Müller (Hermannstadt), Karl Alexander von Müller (München), Wilhelm Schüßler (Berlin), Harold Steinacker (Innsbruck)

im Auftrage des Südostinstituts München

geleitet und herausgegeben von

Fritz Valjavec

Vereinnahmt im
Bestandsverzeichnis: Nr. 26
Nachtrag 19 42 Nr. 18

IV. Jahrgang Heft 3–4 Dezember 1939

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Südostdeutsche Forschungen

Vierteljahresschrift herausgegeben und geleitet von
Dr. habil. Fritz Valjavec
im Auftrage des Südostinstituts München

Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfang von mindestens 800 Seiten mit Kartenbeilagen und Bildern auf Kunstdruckpapier.
Bezugspreis je Jahrgang 18 *RM* (Einzelheft 5 *RM*)

Beiträge sowie alle die **„Südostdeutschen Forschungen"** betreffenden Rezensionsexemplare, Anfragen und Mitteilungen sind zu senden an den Herausgeber: **Dr. habil. Fritz Valjavec, München 13, Schellingstraße 2/0**
Südostinstitut (bei der Universität München)

Jeder Mitarbeiter erhält 50 Sonderabdrucke kostenfrei (weitere gegen Berechnung)

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Inhaltsübersicht

Aufsätze.

	Seite
Valjavec, Fritz: Quellen zu den Anfängen der deutschen Bewegung in Ungarn	465
Hocij, Michael: Die westlichen Grundlagen des glagolitischen Alphabets I	509
Klug, Alfred: Ernst Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftsteller	601
Glauert, Günter: Ein Kärntner Grenzmarkt in den Karawanken im 17. und 18. Jahrhundert	643
Günther-Mayer, Elisabeth: Ziele und Entwicklung der slowakischen Volkskunde und ihre Stellung zur slowakischen Volkskunst	684
Klima, Helmuth: Samuel von Brukenthal, Gouverneur von Siebenbürgen	703
Eis, Gerhard: Karpatendeutsche Gelegenheitsgedichte	718

Kleine Mitteilungen.

Zimmermann, Bernhard: Ludwig Kossuth und Gottlieb August Wimmer	738
Fittbogen, Gottfried: Die Stephan Ludwig Roth-Ausgabe und der Stand der Roth-Forschung	747
Tschižewskij, D: Briefe von J. Šafařik und L. Štúr an August Fr. Pott	761
Sattler, Wilhelm: Das natürliche Wachstum des slawonischen Deutschtums	770
Bonomi, Eug: Zur Besiedlung der Gemeinde Pilisvörösvár (Ofner Bergland)	792
Weinelt, Herbert: Preschau (Ostslowakei), eine deutsche Namenform	808
Grimm, Hans: Ein Ehe-Reife-Diagramm und seine Anwendung auf südostdeutsche Volksgruppen	810

Bücher- und Zeitschriftenschau.

I. Allgemeines	819
II. Binnendeutsche Grenzgebiete	823
III. Sudetengau, Böhmen = Mähren; Slowakei	827
IV. Ungarn	833
V. Südslawien	856
VI. Rumänien	868
VII. Übriger Südosten	879

Gebiet und Verwaltung der Zipſer Sachſen.

Von Johann Liptak (Käsmark).

Es iſt eine ungemein ſchwierige Aufgabe, ſich von den verwickelten Gebietsverhältniſſen der Zips im Mittelalter eine richtige Vorſtellung zu machen. Aus dem in den erſten Urkunden belegten Urwald der Frühgeſchichte wuchſen im 12. Jahrhundert wahrnehmlich zwei Gebiete heraus: das Grenzſchutzgebiet der madjariſchen Grenzwächter, der ſogen. „Lanzenträger", und das Gebiet der deutſchen waldrodenden Anſiedler. Was darüber war, gehörte dem König.

Zum Verſtändnis der beſonderen Verhältniſſe in der Zips iſt in erſter Reihe die Kenntnis von der Entwicklung des Königsbodens notwendig. Dieſen beſetzten zuerſt die Pioniere der ungariſchen Staatsbildung im Mittelalter, die königlichen Grenzler oder Grenzwachen. Die Grenze des ungariſchen Staates wurde von den Komitaten Tornau und Gömör gegen Norden zu vorgeſchoben. So kamen die Grenzler zuerſt in das Kunderttal und beſetzten erſt danach das Poppertal, um ſchließlich die Landesgrenze bis zum Dohnſt (Dunajez) vorzuſchieben. Der größte Teil der Lanzenträger verblutete im Tatarenſturm, viele begaben ſich bei der Umänderung der Landesverteidigung zum Burgſyſtem in das Innere des Landes zurück und nur ein kleiner Reſt verblieb als adeliger Grundbeſitzer in den Dörfern der „Lanzenträger". Dieſe ſiedelten in zwei Gruppen: in der Umgebung von Kirchdrauf und in der von Donnerſtmark.[1]) Sie erhielten als Anerkennung für ihre Verdienſte das Privileg, ohne Unterordnung unter das königliche Komitat ein eigenes Verwaltungsgebiet, das ſogenannte „kleine Komitat", zu bilden. Dort lebten ſie unter ihren Stuhlrichtern und dem Vizegeſpan ein autonomes Leben. Ihr Hauptſitz war Betelsdorf. Im Laufe der Jahrhunderte verminderte ſich ihre Zahl, Deutſche und Slowaken wanderten zu, ihre Bedeutung nahm immer mehr ab, ſo daß ſie ſchließlich im Jahre 1802 dem großen Komitat einverleibt wurden. Heute ſind ihre geweſenen Dörfer völlig ſlowakiſiert.

Der durch die Grenzwachen beſetzte, aber durch ſie nicht beſiedelte Boden bildete königlichen Beſitz und wurde vom Betrauten des Königs verwaltet. Aus dieſem Boden wuchs ſpäter das adelige oder „große" Komitat heraus. Aus dieſer allgemeinen Verwaltung des Königsbodens wurden nur die privilegierten Bezirke herausgenommen. Zu dieſen gehörte ſchon ſeit dem 12. Jh. in erſter Reihe der Bezirk der Lanzenträger, dann

[1]) Fekete Nagy: A Szepesség területi és társadalmi kialakulása (Die Ausgeſtaltung des Gebietes und der Geſellſchaft der Zips). Budapeſt, 1934.

das Gebiet der Zipſer Sachſen[2]) und das der freien Bergſtädte. Das im Beſitz der Krone verbliebene Gebiet verwaltete der vom König beſtellte madjariſche Burggraf. Er reſidierte in der Zipſer Burg, im ſogenannten „Zipſer Haus", das inmitten des Gebietes der Stadt Kirchdrauf eine kleine Enklave königlichen Bodens darſtellte. Als Gegenpol der ſtaatlichen Machtzentrale, der Zipſer Burg, wurde auf der weſtlichen Anhöhe oberhalb Kirchdraufs der kirchliche Mittelpunkt der Zips, die „Zipſer Propſtei" mit dem Kapitel, dem Sitz der Domherren, errichtet; dieſe gehörte zum Erzbistum in Gran, bis an Stelle der Propſtei im Jahre 1776 ein eigenes Zipſer Bistum errichtet wurde. Die Bedeutung der Propſtei ſteigerte ihre Funktion als glaubwürdiger Ort.

Da in der Zips bis zum Ende des 13. Jh.s die Naturalwirtſchaft bei weitem überwiegend war, bewirtſchaftete der Burggraf die in der näheren oder ferneren Umgebung der Burg gelegenen königlichen Güter und Dörfer mit Hilfe des Burgvolkes und der Hörigen. Er verwaltete daher auch das geſamte Einkommen des Königs, das nach dem Tatarenſturm von den privilegierten Bezirken der Sachſen, der Goldzinsler und der Bergſtädte auch ſchon in der Form von Bargeld eingezahlt wurde. Er verſah die Gerichtsbarkeit auf dem Königsboden bzw. ließ ſie meiſt durch ſeine Vertreter verſehen. Nach dem Zuſammenbruch der alten Landesverteidigung im Tatarenſturm hatte er durch das Burgvolk und durch die von den privilegierten Bezirken und den Grundherrſchaften geſtellten Krieger die Landesverteidigung zu verſehen. Da dieſe mit Ende des 13. Jh.s zum Burgſyſtem umgeſtaltet wurde, beſorgte er an ſtrategiſch wichtigen Orten den Ausbau der Königlichen Burgen (Zipſer Burg, Lublauer Burg) und förderte das Erbauen von Privatburgen (Käsmark, Reichenau, Nieſt, Lautſchburg).

Das Verhältnis des Burggrafen zur Sachſenprovinz war loſe und beſchränkte ſich hauptſächlich auf die Kontrolle, ob die Sachſen den ihnen in ihren Privilegien auferlegten Verbindlichkeiten nachkamen. Wichtig war, daß der deutſche Landgraf die höhere Gerichtsbarkeit nur gemeinſam mit dem madjariſchen Burggrafen ausüben durfte, aber dieſe mußte in Leutſchau, dem Hauptort der Sachſen, geſchehen. In Fragen der Verwaltung, der Wirtſchaft, der Religion und der Sprache waren die Deutſchen vom Burggrafen völlig unabhängig.

Im Laufe des 13. Jh.s gelangte ein bedeutender Teil des Königsbodens durch königliche Schenkungen an verdienſtvolle Adelige oder königliche Bedienſtete. Es handelt ſich hauptſächlich um Gebiete, die von der königlichen Burg entfernter gelegen waren und deren Erſchließung für die

[2]) Sachſen wurden in der Zips die Deutſchen ohne Betracht auf ihre Stammeszugehörigkeit genannt.

Verſorgung der Burg wegen der Entfernung keinen Vorteil bedeutete. Auf dieſe Weiſe ſpaltete ſich der urſprüngliche Königsboden in zwei Teile: in die durch den Burggrafen verwalteten königlichen Güter, die mit der Zeit immer mehr zuſammenſchmolzen, und in das Gebiet adeliger Grundbeſitzer, für die der Burggraf die oberſte Verwaltungs-, Gerichts- und Militärbehörde verkörperte. Dadurch trat aber auch in der Funktion des Burggrafen eine Spaltung ein: als Burggraf bewirtſchaftete er die königlichen Güter und als Obergeſpan verwaltete er das adelige „Komitat".

Im Laufe des 13. und 14. Jh.s hatten beide Aemter in einer Perſon meiſt Bannerherren inne; zeitweilig wurde die Nutznießung der Güter auch Mitgliedern der königlichen Familie überlaſſen. Wichtig war, daß das Eigentumsrecht der Krone gewahrt wurde und das Amt oder die Einkünfte nicht erblich waren, ſondern immer von neuem übertragen werden mußten. In dieſer Hinſicht trat um die Mitte des 15. Jh.s eine grundlegende Aenderung ein, die auch für das Deutſchtum von größter Bedeutung werden ſollte. Im Jahre 1464 ſchenkte König Matthias Korvinus die Zipſer Burg mit den dazu gehörigen Gütern und Dörfern ſeinem verdienten Feldherrn Emmerich Zápolya und dazu die Zipſer Geſpanſchaft als erbliche Würde. Damals teilte man auch die elf nicht verpfändeten Zipſer Städte der Zipſer Burg zu, doch nicht mehr mit ſtädtiſchen Vorrechten, ſondern mit den Verpflichtungen untertäniger Dörfer. Als letzte wurden im Jahre 1544 die drei Gemeinden Mühlenbach, Großlomnitz und Eisdorf der Zipſer Burg angeſchloſſen. Die elf Städte wurden auf dieſe Weiſe der deutſchen Verwaltung entzogen und durch die private Grundherrſchaft der ſtaatlichen Verwaltung unterſtellt. Dieſe wie auch frühere Verfügungen erfolgten nicht zur Entnationaliſierung dieſer Städte, da man im Mittelalter dieſen Begriff nicht kannte, doch brachten ſie ſchließlich die Entdeutſchung derſelben mit ſich. Ihre deutſche Organiſation mit dem Sachſengraf der elf Städte hörte damit auf zu beſtehen.

Die Uebertragung der Zipſer Burg und der dazu gehörigen Güter und Ortſchaften auf einen privaten Eigentümer brachte auch in der Stellung des adeligen Grundbeſitzes eine Aenderung mit ſich. Es mußte eine Trennung der beiden, früher einheitlich verwalteten Gebiete und deren Beamten durchgeführt werden. Der Burggraf hörte auf königlicher Beamter zu ſein und das geſamte Gebiet des „großen Komitates" kam unter die Verwaltung des „Obergeſpans" als Vertreter des Königs. Beamte, die früher für Krondomäne und Komitat gemeinſam waren und in der Burg wohnten, mußten jetzt dem einen oder dem andern Teil allein angehören. In dieſen Zeiten des Ueberganges verlangten auch die adeligen Grundbeſitzer einen Anteil an der Verwaltung ihres Gebietes. Ihre Verſammlungen, die ſie früher nur in Zeiten der Gefahr in der Zipſer Burg, ſonſt

aber in Kirchdrauf oder im Kapitel abhielten, verlegten ſie zu Beginn des 16. Jh.s nach Leutſchau. Die ſtaatlichen Verrichtungen der Burgbeamten, die Verwaltung, die Gerichtsbarkeit und die Landesverteidigung übergingen jetzt mit dieſen ſelbſt auf das Komitat. Die Beamten desſelben wurden vom Adel gewählt, der nun auch die Gerichtsbarkeit durch ſeine ſelbſtgewählten adeligen „Stuhlrichter", iudices nobilium, verſah.[3])

Das Komitat, dieſe neue, autonome Körperſchaft, bedeutete aber für die deutſch verwalteten Gebiete einen gefährlichen Rivalen. Zuerſt war es die Bedrückung einzelner, mächtiger Familien, die den Städten Abgaben aufzwingen wollten. Dann überſiedelten adelige Familien in die Städte, beſonders nach Leutſchau und Käsmark, da deren Befeſtigungen ihnen größere Sicherheit boten. Am Ende des 17. Jh.s ſetzte die Gegenreformation in den deutſchen Städten ein, ſchließlich mußten dieſe ihre Tore der Einwanderung öffnen und im 18. Jh. blieb von der einſtigen Autonomie nur mehr ein Schatten beſtehen. Im 19. Jh. hatte das adelige Komitat mit allen Beamten ſeinen Sitz in Leutſchau aufgeſchlagen, und im Jahre 1876 wurden ſämtliche Privilegien der bevorrechteten Gebiete geſetzlich aufgehoben. Dadurch wurden alle Gebiete, die früher mit einer Autonomie ausgeſtattet waren, mit dem Zipſer Komitate verſchmolzen. Der Prozeß, der an die Stelle der deutſchen Provinz das madjariſche Komitat ſetzte, war damit beendet.

Die erbliche Würde eines Zipſer Obergeſpanes hatte vom Jahre 1464 bis 1527 die Familie Zápolya, von 1531 bis 1636 die Familie Thurzo, von 1638 aber bis zum Ende des Weltkrieges die Familie Csáky inne.[4]) Da dieſe Familien auch die Zipſer Burg, ferner die dazu gehörigen Güter und Dörfer beſaßen und ihnen auch die Bergſtädte untertan waren, hatten ſie auf ihrem Gebiet einen beträchtlichen Teil der Zipſer deutſchen Bevölkerung in ihrer Gewalt. Die Grundherrſchaft der Familien Zápolya und Turzo bedeutete für das ihnen anvertraute Deutſchtum in erſter Reihe eine wirtſchaftliche Belaſtung, da es ihnen Abgaben leiſten mußte. Die Familie Csáky hingegen gefährdete es in ſeiner Religion und durch dieſe in ſeinem Volkstum. Die Bergſtädte kamen bei der Durchführung der Gegenreformation glimpflicher davon, da ſie meiſtens ihr Volkstum erhalten konnten. Sie waren dadurch begünſtigt, daß ſie ſtädtiſche Freiheiten genoſſen und die Bergleute nicht einfach durch Zuwanderung erſetzt werden konnten, wenn auch z. B. für Schmöllnitz die Zuwanderung katholiſcher Polen in

---

[3]) Hradſzky: Szepesvármegye a mohácsi vész elött (Das Zipſer Komitat vor der Schlacht bei Mohács). Kirchdrauf, 1888; Bal: Szepesvára története (Geſchichte der Zipſer Burg), Leutſchau, 1914.

[4]) Seit dem großen Brande im Jahre 1780 war die ſchon früher vernachläſſigte Zipſer Burg nicht mehr bewohnt, heute iſt ſie eine Ruine.

dieſer Zeit belegt iſt. Die elf Städte aber und andere deutſche Dörfer befanden ſich in einem Untertänigkeitsverhältnis, das ihnen einen Selbſtſchutz unmöglich machte. Scharenweiſe wurden in dieſen Ortſchaften katholiſche Slowaken aus anderen Komitaten angeſiedelt. Das Ergebnis war in den meiſten Ortſchaften eine völlige Slowakiſierung derſelben.[5])

Zur Verwaltung des madjariſchen Burggrafen gehörte ſchließlich als Krongut auch das Gebiet um Pudlein, Kniesen und Lublau mit den dazu gehörigen 13 Dörfern. Dieſes kam um die Wende des 13. und 14. Jh.s in den Beſitz der ungariſchen Krone. Seine Einheit wurde beibehalten, da in Lublau zur Landesverteidigung eine Burg erbaut wurde und dieſe zugleich den wirtſchaftlichen Mittelpunkt des Gebietes bildete. Im Jahre 1412 wurde es mit den 13 Zipſer Städten an Polen verpfändet.

Die bisher genannten Gebiete ſtanden unter der Verwaltung des Komitates bzw. des Burggrafen. Wie ſtand es nun mit dem deutſchen autonomen Gebiet und ſeiner Verwaltung?

Die deutſchen Anſiedler mußten ſeit Anbeginn an dem Boden, der zur Rodung beſtimmt war, ein vertragliches Anrecht beſeſſen haben. Dies ergibt ſich aus der erſten Urkunde, die ſich auf die Zips bezieht und in der im Jahre 1209 der Boden zwiſchen Eisdorf und der Hohen Tatra, der vorher dem Bamberger Biſchof Eckbert gehörte, vom König dem Zipſer Propſt Adolf und ſeiner Schweſter geſchenkt wird. In dieſer Urkunde wird der Boden als ſolcher bezeichnet, der von den Rechtsbeſtimmungen der Zipſer Sachſen befreit iſt.[6])

Dieſer Begriff des deutſchen Rechtsgebietes taucht folgerichtig in den wichtigſten Freibriefen auf, die für Wallendorf im Jahre 1243, für Käsmark im Jahre 1269 durch die freie Richterwahl eine eigene Gerichtsbarkeit zuſichern. Die Anwendung des deutſchen Rechtes im ganzen, deutſch verwalteten Gebiet wird in den Privilegien ſtets wiederholt.[7]) Es kann daher

---

[5]) Eingehenderes über die Entwicklung dieſer Fragen in der Neuzeit bei: Erich Fauſel, Das Zipſer Deutſchtum, Jena, 1927; G. Fittbogen, Das Zipſer Deutſchtum, in „Mitteilungen der Akademie zur wiſſenſchaftlichen Erforſchung und zur Pflege des Deutſchtums", München, 1932, Nr. 2, S. 145—201; Fittbogen: „Der Werdegang der Zipſer Deutſchen, in „Vergangenheit und Gegenwart", Leipzig, Teubner, Oktober 1933, abgedruckt in: „Ackermann aus Böhmen", 1935, Nr. 3, S. 110—120; Fittbogen, Die deutſchen Parteien in der Zips, in „Nation und Staat", VIII. Jg., 1935, Heft 5, 15 S.; Fittbogen, Nationen und Kulturen der Zips, in „Zeitwende", Juni 1933, abgedruckt in „Ackermann aus Böhmen" 1936, Nr. 1, S. 13—18.

[6]) „terram quandam, in Scepus sitam supra Poprat, a Scepus eliberatam"; Bárdoſy: Suppl. analect. terrae Scepusiensis, Leutschoviae, 1802, S. 9.

[7]) Privileg Stephans V. vom Jahre 1271: „quod per nullius conditionis . . . hominem possint ad nostri praesentiam extra Provinciam evocari vel citari"; im Privileg Karls vom Jahre 1317 wiederholt ſich derſelbe Ausdruck; in der „Zipſer Willkür"

das frühe Vorhandenſein einer Rechtsordnung der Zipſer Sachſen feſtgeſtellt und der Ausdruck nicht bloß als ſtehende Formel gewertet werden, wenn im großen Freibrief der Zipſer Sachſen vom Jahre 1271 bereits von einer Umgeſtaltung der Freiheiten der Zipſer Sachſen geſprochen wird.[8]) So wie im 13. Jh. die Gründung jeder Schulzenei auf Grund eines ſchriftlichen Vertrages erfolgte, muß man auch für die frühere Anſiedlung der Sachſen eine Vereinbarung mit dem ungariſchen König annehmen. Feſt ſteht auch, daß es zwiſchen dem deutſchen und nichtdeutſchen Gebiet einen räumlich und rechtlich umgrenzten Unterſchied gegeben hat.

Die madjariſchen Grenzwachen erlitten durch den Tatareneinbruch ſo große Verluſte, daß an vielen Orten an ihre Stelle neue Koloniſten ins Land gebracht werden mußten. Damals kam der größte Teil der deutſchen Anſiedler in die Zips. Sollte aber ihre Niederlaſſung außerhalb des deutſch verwalteten Bodens, im Gebiet der Grenzler oder dem des ungariſchen Burggrafen erfolgen, ſo benötigte man dazu eine königliche Bewilligung, durch welche der Boden der Sachſenprovinz zugeteilt wurde. Daher mußte König Béla IV. die Stadt Wallendorf, an deren Stelle früher ſcheinbar Grenzler oder königliches Burgvolk ſiedelte, in einem Freibrief vom Jahre 1243 der Hoheit des ungariſchen Burggrafen entziehen und auch der Stadt Käsmark, wo vor den Sachſen königliche Jäger und Fiſcher ſiedelten, im Jahre 1269 einen eigenen Freibrief ausſtellen. Schließlich erfolgte im Jahre 1271 die Umgeſtaltung und Zuſammenfaſſung dieſer früher verſchiedenen Rechtsverhältniſſe in einem großen Freibrief, der im Jahre 1317 zufolge der Erſtarkung des Zipſer Deutſchtums ausgedehnt und den neuen Verhältniſſen angepaßt werden mußte.

Im Laufe des 13. Jh.s können wir alſo in der Zips eine ganze Reihe von einander verſchiedener Gebiete unterſcheiden. Die Grenzen dieſer ineinander greifenden Gebiete waren im 12. und 13. Jh. erſt im Entſtehen begriffen und konnten nur durch die einander oft widerſprechenden Grenzbegehungsurkunden abgeſteckt werden. Vorderhand aber befanden ſie ſich im Fluß und gingen ſogar über die Grenzen der Zips hinaus. Die deutſchen Schulzen betrachteten auch das Gebiet um die Zips herum als deutſchen Siedlungsboden. Im Jahre 1337 wurde im Weſten der Roſenberger Bürger Petrus de Scepus in der Liptau mit der Ausſetzung eines

---

vom Jahre 1370 heißt es: „Das Vnsz Cziepszer kein Mann czw laden hott kenn hoffe in keinerlei Sachenn . . . Sonder er sol ein recht suchen vor des konigks Groffe, der burggroff yst in dem Czypsz vnd vor dem Landtgroffen vnd vor den Richtern vnd vor den Eldisten die czw dem Rechten geschworen haben . . . nach vnszeren Landtrecht als wir haben von alters als der Czipsz gestyffth yst". Demkó: Lócse története (Geſchichte der Stadt Leutſchau). Leutſchau, 1897.

[8]) „placuit . . . libertatem fidelium Nostrorum Hospitum Saxonum de Scepus' gratiosius reformare"; Bárdoſy, S. 109.

Dorfes nach deutſchem Recht betraut. Der polniſche Zipfel der Zips um Pudlein und Lublau herum gehörte der Tochter des ungariſchen Königs Béla IV. und bildete anſcheinend bis über Schantz (Sandez) hinaus den Begriff der polniſchen Zips (castellania de Spisz). Dort, bei Altſandez gründete der Schulze Heinrich aus Donnerſtmark im Jahre 1276 nach Magdeburger Recht das Dorf Golkowice. Im Nordoſten der „ungariſchen Zips" blieb der Koloniſationszug, der das „Niederland" mit deutſchen Siedlungen nach Magdeburger Recht bevölkerte, nicht ſtehen, ſondern griff auch in das benachbarte Scharoſcher Gebiet hinüber. Zeben, Groß-Scharoſch und Eperies übernahmen im 14. Jh. das Zipſer Recht. Bartfeld ſtand mit Leutſchau, Käsmark und andern Zipſer Orten in reger Verbindung, und das Deutſchtum dieſer Städte hielt ſich als zum Zipſer Deutſchtum gehörig. Selbſt im 16. Jh. wird Zeben als in der Zips befindlich bezeichnet.

Kirchlich gehörte in dieſen Zeiten ein Teil des Tornauer Komitates und vom Scharoſcher Komitat der Tarszer Bezirk unter die Oberhoheit der Zipſer Propſtei, dieſer Bezirk ſogar zum Begriff der „terra Scepusiensis".[9]) Die fünf königlichen Freiſtädte Kaſchau, Bartfeld, Eperies, Zeben und Leutſchau bildeten auch noch in ſpäteren Zeiten eine Einheit als evangeliſches Seniorat, bzw. die beiden Komitate Zips und Scharoſch eine gemeinſame Superintendenz.

Südlich der Zips, wo für die Deutſchen des Tornauer Komitates ſchon im Jahre 1222 ein „comes Teutonicorum" genannt wird, gehörten damals Stooß zur Zips, und Ober- und Unter-Metzenſeifen hielten ſich an die Bergſtädte im Göllnitztal, Dobſchau aber, deſſen Sprache der Mundart von Wagendrüſſel naheſteht, an Zipſer Neudorf.

In dieſen ungeklärten Gebietsverhältniſſen mußte eine Ordnung geſchaffen werden. Im Weſten bildete die Hohe Tatra und die Waſſerſcheide bei Tſchirm eine natürliche Grenze; im Norden war die ungariſche Landesgrenze im Jahre 1260 am Dohnſt angelangt. Die Grenzen im Oſten und Süden blieben noch eine Zeit hindurch ſtrittig, bis der Purzelgrund gegen Scharoſch und das Erzgebirge gegen Gömör auch die politiſche Abgrenzung abſteckten.

Das von den Deutſchen beſiedelte Gebiet war im 12. und 13., ja noch im 14. Jh. in ſtändigem Wachſen begriffen, doch konnte es zufolge der gebietlichen Zerſtückelung weder zur politiſchen Einheit, noch zu einer wirkſamen und dauerhaften, nationalen Abgrenzung ſeines Siedlungsraumes gegen die Fremdvölker gelangen. Dazu war auch die Zahl der deutſchen Siedler

---

[9]) Hradſzky: A XXIV kir. plébános testvérülete (Brüderſchaft der XXIV königlichen Plebane). Miskolcz, 1895, S. 2—3.

zu gering. Ihre bäuerlich-bürgerliche Bevölkerung kann im 13. Jh. praktiſch in drei Gruppen geteilt werden.

Die erſte Gruppe bildete die ſtädtiſche Bevölkerung, die unter dem deutſchen Landgrafen, dem Zipſer Grafen, „comes Teutonicorum" oder „iudex Saxonum", mit dem Sitz in Leutſchau, eine in den Freibriefen vom Jahre 1271 und 1317[10]) und hauptſächlich in ihrem Landrecht, der „Zipſer Willkür", umſchriebene Autonomie beſaßen und ſtädtiſche Freiheiten genoſſen. Ihre Autonomie ſummierte ſich aus den Freiheiten ſämtlicher Mitglieder und ſchuf ſo die Gemeinſchaft der Zipſer Sachſen. Zu dieſer gehörten ſowohl die Städte, die meiſt unmittelbar nach dem Tatarenſturm entſtanden ſind und gewöhnlich die 24 Zipſer Städte genannt werden und nicht dem adeligen Komitat, ſondern unmittelbar dem König untergeordnet waren, als auch die Dörfer, die zum Teil vor dem Tatarenſturm, zum Teil erſt nach den Städten auf dem Gebiet privater Grundherrſchaften gegründet wurden und daher dem adeligen Komitate unterſtellt waren. Die Benennung „24 Zipſer Städte" kommt zum erſten Male im Jahre 1344 vor, doch werden die Namen von 23 Städten ſchon in einem Abgabenübereinkommen der Zipſer Plebane vom Jahre 1268 genannt. Man verſtand unter dieſer Benennung die größten Ortſchaften, die auf Königsboden entſtanden waren und Plebane hatten. Ihre Namensfolge änderte ſich aber wiederholt und ſelbſt im 15. Jh. ſprach man bisweilen von nur 23 Zipſer Städten.[11]) Matthias Bél erklärte dieſe Schwankungen damit, daß es zweierlei Zipſer Städte gegeben habe: kirchliche und weltliche. Dieſe Unterſcheidung bezieht ſich offenbar auf die Städte, die im 13. Jh. ſchon gemauerte Kirchen hatten und deren Plebane die Brüderſchaft der königlichen Plebane bildeten bzw. auf die übrigen Ortſchaften, die damals weder Kirche, noch Pleban hatten. Das Abgabenübereinkommen erwähnt im Jahre 1268 23 Gemeinden mit Plebanen, der Freibrief der Sachſen vom Jahre 1317 aber führt ſchon 43 deutſche Ortſchaften an, für die der Freibrief Geltung hat. Der weſentlichſte Unterſchied zwiſchen den 24 Zipſer Städten und den übrigen bis auf 43 beſtand darin, daß die 24 auf Königsboden entſtanden, ſich zu Städten entwickelten und eine Gebietseinheit bildeten, die übrigen aber auf privatherrſchaftlichem Boden lagen, zu Dörfern herabſanken und der Komitatsverwaltung unterſtellt wurden, obzwar anfangs auch in dieſen das deutſche Recht in Geltung war. Wenn einzelne wie Hunsdorf

---

[10]) Die bei Wagner und Schmauck in der Urkundenſammlung „Analecta Scepusii" abgedruckten Freibriefe aus dem Jahre 1312 ſind falſch datiert; ſie ſind mit dem Freibrief vom Jahre 1317 identiſch bzw. der eine iſt die deutſche Ueberſetzung desſelben.

[11]) „e viginti trium civitatum terrae Scepusiensis"; Urkunde des Kaiſers Sigismund vom Jahre 1434; Schmauck, Suppl., S. 242.

Historische Karte der ZIPS

auf Grund der Karte von Dr. Koloman Demkó

zusammengestellt von Dr. Johann Liptak. Kesmark 1939.

Gebiet unter deutscher Verwaltung.

Gebiet unter Verw. d. gr. Komitates.

Gebiet unter Verw. d. Kl. Komitates.

5 4 3 2 1 0 5 10 15 km

GALIZIEN

Dohnad (Dunajetz)

Weißen Dohnad (Dunajetz)

Popper

nach Sandec

nach Eperies und Bartfeld

1. OBERSCHWABEN NIEDERSCHWABEN

2. HOHE TATRA

3. ROT KLOSTER

ALTENDORF

ZIPSER MAGURE

SPITZENBERG 1027

UHRNGARTEN

TOPPERZ

KNIESEN

ALTLUBLAU

GARTEN

PUO-LEIN

KLEIN-LOMNITZ

HOLLOMNITZ

BIER-BRUNN

MELTER

BAUSCHENDF.

GR. SCHIMMEN 1291

NADEL 1284

ROKS

BELA

TATRALOMNITZ

FORBERG

NEHRE

ALT-WALDDF.

KESMARK

GROSS-LOMNITZ

LEIBITZ

GROSS-STOLLEN

MÜHLENBACH

SCHLAGENDF.

NUNS-DF.

MENERSDF.

RIESSDF.

1057 ZIPSER HÖHE

MATZDF.

FELKA

GEORGEN-BERG

EISDF.

DURLSDF.

BURGERHOF

MICHELS-DF.

FARKS-DF.

ABRAHAMSDF.

DEUTSCHEN-DF.

GEMANS-DF.

ST. ANDREE

LEUTSCHAU

ZIEGENSTEIN 1243

FIL-LEN-DF.

KISCHENDF.

NICKELSDF.

NACHELS-DF.

PURZL-GRUND

ZIPSER KAPITEL

ZIPSER HAUS

KIRCHDRAUF

SCHEBNIK

DONNERSTMARK

BETELS-DF.

SCHMO-GEN

SCHAUBERG

WEUN-DORF

WOIKENS-DF.

WALLENDF.

KROMPACH

MARGARETEN

KOTTERBACH

GR KNOLL 1168

GÖLLNITZ

WAGENDRÜSSEL

SCHWEDLER

EINSIEDEL

TROHANKEN

GOLDENER TISCH 1319

SCHMÖLLNITZHÜTTE

SCHMÖLL-NITZ

STOOS

OBER-UNTER-METZENSEIFEN

Moldau

ERZ-DOBSCHAU GEBIRGE

MAGYARIEN

Zeichenerklärung.

- Komitatsgrenzen n. d. J. 1881
- Gebiet d. kgl. Gespanschaft: das „große" Komitat
- Gebiet d. „Zehn Lanzenträger", d. adelig. Grenzwächter d. „kleine" Komitat
- Gebiet d. kgl. Freistadt Leutschau
- Gebiet d. kgl. Freistadt Kesmark

von 1412-1772 an Polen verpfändet.

- Gebiet d. XVI. Zipser Städte
- Gebiet d. kgl. Dominiums Lublau
- Grafschaft d. XI. Zipser Städte
- Gebiet d. freien Bergstädte.
- Grenze gegen Ungarn seit 1938.
  1. Abgetreten an Polen i. J. 1921.
  2. Abgetreten an Polen i. J. 1938.
  3. Abgetreten an Polen i. J. 1938.

Ortsnamen nach Dr. Johann Loisch

oder Großlomnitz zeitweilig zu den 24 Städten gezählt wurden, so kann das seine Begründung darin finden, daß ihre Grundherrschaft, die Familie v. Berzeviczy, damals die Zipser Grafenwürde bekleidete und sie die in ihrem Besitz befindlichen Ortschaften an den Rechten der 24 Städte teilnehmen lassen wollte.

Ueber die Verwaltung der Zipser Städte haben wir aus den frühen Zeiten außer den Rechtsbestimmungen der „Zipser Willkür" keine rechten Belege. Erst aus den späteren Eintragungen der 16 Städte im „Handbuch" kann man die Organisation derselben erkennen. Da aber die 16 Städte alle bekannten Einrichtungen der 24 Städte beibehalten haben, ist mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß auch die Verwaltung der 24 Städte im 14. Jh. schon diese Formen aufzuweisen hatte. Nach einer eingehenden Beschreibung im „Landbuch" vom Jahre 1580 berief der Landgraf die gemeinsame Vertretung der Städte gewöhnlich nach Neudorf ein. Sie bestand aus zwei Körperschaften. Die eine hieß die „kleine Botschaft" oder der „Grafenstuhl", der den obersten Appellationsgerichtshof der Städte darstellte; seine Urteile mußten sogleich vollstreckt werden und nur in Ausnahmsfällen wurde eine Appellation zum polnischen König ermöglicht. Die andere Körperschaft war die gesetzgebende Körperschaft und hieß die „große Botschaft" oder die „Hundertleit", die aus den gewählten Abgesandten der 24 Städte bestanden; sie wählten an ihre Spitze den „Vormundt" oder den „Urtelsmann", unter dessen Leitung sie vom Grafen und den 13 Richtern abgesondert ihre Beratungen abhielten. Die Hundertleute wählten alljährlich den Landgrafen, der verpflichtet war, die Wahl anzunehmen. Ihre Aufgaben waren in den Statuten vom Jahre 1580 festgesetzt. Sie mußten sich morgens fünf Uhr im Hause des Grafen einfinden und „alda sollen sie nach alten Brauch und Gewohnheit von allen notwendigen sachen und beschwernussen reden, artikel und gesetz nach Gelegenheit oder Zeit, die nicht wieder Gott und gemeines Recht sind, zu ordnen, und dann den einhelligen beschluſz, dem H. Graffen und seinen 13 Richtern antragen, bittende, was beschlossen worden, zue bekräftigen."[12]) Die Versammlungen wurden abwechselnd in einer der XIII Städte abgehalten; die „Große Botschaft" trat jährlich einmal, der „Grafenstuhl" nach Bedarf auch mehrmal zusammen.

Neben der deutschen Bevölkerung der 24 Städte gehörte auch die der Dörfer zur Gesamtheit der Zipser Sachsen. Diese bewohnte die Dörfer, die im Freibrief vom Jahre 1317 genannt sind, und überdies die Orte, die von

---

[12]) Szábу: A Lengyelországnak elzálogositott XIII szepesi város története (Geschichte der an Polen verpfändeten XIII Zipser Städte, Leutschau). 1895, S. 153.

deutſchen Schulzen ausgeſetzt wurden und deutſches Recht gebrauchten.[13]) Hieher gehören auch die Deutſchen, die ſich in fremdſprachigen Ortſchaften ankauften und dort — wie z. B. in Schmögen — die Mehrheit gewannen oder, wie in Nadaſch, einen abgegrenzten Teil des Dorfes bildeten.

Eine beſondere Stellung hatte ſchließlich das Deutſchtum in den Zipſer Gründen, dem Gebiet der freien Bergſtädte. Ihr Gebiet bildete ebenfalls eine Einheit, wurde aber nicht zur Gemeinſchaft der Zipſer Sachſen gezählt, ſondern wurde als Einheit vom Burggrafen verwaltet, gehörte jedoch als Bergbaugebiet wirtſchaftlich unter den Kammergraf und die Bergkammer, in höchſter Inſtanz aber unter den königlichen Schatzmeiſter, den „Magiſter Tavernicorum".[14])

Aus dieſen Teilen hätte ſich im 13. und 14. Jh. ähnlich wie bei den Siebenbürger Sachſen auf Grund der königlichen Freiheiten ein einheitliches und zuſammenhängendes deutſches Gebiet entwickeln können, wenn nicht ſchon in früheren Zeiten eine fortgeſetzte Aufſpaltung derſelben eingetreten wäre.

Den Ausgangspunkt bildete der Umſtand, daß die führenden deutſchen Familien der Sachſenanſiedlung in der Zips, die Nachkommen Rutkers, des Gatten der Schweſter des in der Urkunde vom Jahre 1209 genannten Propſtes Adolf, die ſpätere Familie v. Berzeviczy und auch die Familie Gargau (v. Görgey) in den ungariſchen Adelsſtand erhoben wurden und daher aufhörten, die Intereſſen der deutſchen Gemeinſchaft zu vertreten. Sie vertraten vielmehr die Intereſſen des Adelſtandes und führten ihre ausgedehnten Beſitztümer und die darauf gelegenen deutſchen Dörfer in Komitatsverwaltung. Dadurch war das weſentlichſte bäuerliche Element der einheitlichen deutſchen Verwaltung entzogen, wenn es auch vorläufig noch nach deutſchem Recht lebte. Entſcheidend war, daß ihm durch die Unterordnung unter die Grundherrſchaft die Möglichkeit genommen wurde, ſich gegen das fremde Volkstum abzugrenzen, wie es die Städte taten. So bröckelten die deutſchen Ortſchaften an der ſlowakiſchen Sprachgrenze allmählich ab.

Ein weiterer Verluſt trat ein, als die Vororte der Zips, Leutſchau im Jahre 1321 und Käsmark im Jahre 1380, zu königlichen Freiſtädten erhoben wurden und damit aus dem Verband der 24 Städte ausſchieden. Dies hatte nicht nur den Nachteil, daß ſie ſich nicht mehr für ein einheitliches deutſches Verwaltungsgebiet einſetzten, ſondern auch den, daß ſie jede für

---

[13]) J. Lipták: Urgeſchichte und Beſiedlung der Zips. Käsmark, 1935, S. 138 bis 156.

[14]) Hajnóci R. Józſef, A szepesi bányavárosok története (Geſchichte der Zipſer Bergſtädte), Leutſchau 1903, S. 1—64 und Budapeſt 1931, S. 65—104, die Fortſetzung auf Grund der Daten des Verfaſſers von Dr. Hajnci Iván.

ſich den Kampf um ihre wirtſchaftlichen Sonderintereſſen führen mußten, die ſie häufig ſelbſt gegeneinander in Fehde brachten.

Die 24 Städte empfanden den Nachteil, der ihren gebietlichen Autonomiebeſtrebungen aus dieſer Entwicklung erwuchs, und beſchloſſen im Jahre 1364, den Sitz der Provinz nach Donnerſtmark zu verlegen, das ebenſo wie Leutſchau, am Schneidepunkt wichtiger Verkehrsſtraßen gelegen war und geeignet ſchien, Mittelpunkt der Provinz zu werden. Die Leutſchauer fürchteten jedoch aus der Verlegung des Provinzſitzes einen Nachteil für ihren Handel und vermochten es beim König Ludwig d. Gr. durchzuſetzen, daß er ihnen im ſelben Jahre ihre Privilegien beſtätigte und die Verlegung des Provinzſitzes verbot; ſomit verblieb Leutſchau auch weiterhin der Vorort derſelben. Um die Einheit der Provinz hatte es freilich keinen Grund, ſich beſonders zu bemühen.[15]) Dies empfanden auch die Städte und hielten trotz der Verpfändung noch im Jahre 1437 als 24 Städte zuſammen, wenn es galt, die Handelsrechte ihrer Gemeinſchaft gegen die königliche Freiſtadt Leutſchau zu verteidigen.[16])

Die Kraft der königlichen Freiſtädte aber wurde auch dadurch geſchwächt, daß ſie in ſpäteren Zeiten geſondert, Leutſchau gegen die Familie Görgey, Käsmark gegen die Familie Thökölу, die über den Städten eine Patrimonialherrſchaft errichten wollten, ihren Kampf auf verſchiedener Intereſſengrundlage führen mußten und dieſer Kampf den Gemeinſchaftsſinn immer mehr in den Hintergrund drängte. Im 14. und zu Beginn des 15. Jh.s blieb Leutſchau noch der Sitz des Provinzgrafen, lebte noch nach Zipſer Recht, doch hörte die Grafenwürde der 24 Städte im Jahre 1412 auf zu beſtehen und im Leben der Stadt kamen bald auch andere Rechtsſyſteme zur Geltung. Die geänderten Verhältniſſe brachten es mit ſich, daß im Jahre 1440 Käsmark vom König Wladislaw zum Sitz des Zipſer Grafen beſtimmt wurde; doch auch dieſe Verfügung wurde durch den Huſſiteneinfall unwirkſam gemacht. Die beiden Städte führten vom 16. Jh. angefangen das Leben nicht mehr als Vororte und Vorkämpfer der autonomen Sachſenprovinz, ſondern das freier Städterepubliken, in denen das deutſche Leben durch den allmächtigen Stadtrat nur für das Stadtgebiet geſichert wurde. Die Durchführung der Gegenreformation brachte eine Abwanderung der fähigſten Elemente mit ſich und ſchwächte ſchon dadurch das Deutſchtum, anderſeits öffnete ſie der Einwanderung katholiſcher Slowaken die Tore, womit der Prozeß der Slowakiſierung der deutſchen Städte in der Zips ſeinen Anfang nahm.

---

15) Domanovſzky: A szepesi városok árúmegállító joga (Das Stapelrecht der Zipſer Städte). Budapeſt, 1922. S. 197).

16) Ebendort S. 215.

Von entſcheidender Bedeutung war auch die im Jahre 1412 erfolgte Verpfändung Zipſer deutſcher Städte an Polen. Die Städte hatten im 14. Jh. eine hohe Blüte erreicht und die Prachtbauten von etwa 60 Kirchen im gotiſchen Stil legen ein beredtes Zeugnis ab von dem Wohlſtand und dem Kunſtſinn ſeiner Bürger.[17]) Es hatte alſo eine große wirtſchaftliche Bedeutung, daß Sigismund, König von Ungarn und deutſch-römiſcher Kaiſer, im Jahrre 1412 dreizehn Zipſer Städte und dazu die drei Städte des königlichen Dominiums Pudlein, Kniesen und Lublau ſamt den dazu gehörigen 13 untertänigen Ortſchaften dem Polenkönig Wladislaw II. um 37 000 böhmiſche Groſchen verpfändete. Dadurch wurden die 24 Zipſer Städte in zwei Gebiete geſpalten, die nicht nur verſchiedenen Herrſchaften, ſondern verſchiedenen Hoheitsgebieten angehörten: in die Provinz der an Polen verpfändeten 16 (13 und 3) Städte und in die Grafſchaft der bei Ungarn verbliebenen 11 Städte. Es entſtanden durch dieſe Verpfändung im Körper des Königreichs Ungarn polniſche Enklaven. Polen ließ die 16 Städte durch die von ihm eingeſetzten Staroſten von der Burg Lublau aus verwalten und beließ ihnen ihre Autonomie und Sprache. Seine Staroſten, beſonders die Familie Lubomirſky, waren bloß beſtrebt, die Städte wirtſchaftlich auszubeuten. Eindeutig war übrigens dieſe Staatshoheit nicht. Die Städte beriefen ſich je nach Bedarf auf ihre polniſche oder ungariſche Untertänigkeit. Die durch die Staatszugehörigkeit bedingte Abgrenzung gegen die Umwelt verhinderte dennoch durch Unterbindung der Zuwanderung die Entdeutſchung dieſer Städte bis zu ihrer Wiederangliederung an die ungariſche Krone im Jahre 1772 anläßlich der erſten Teilung Polens.

Als dann die Städte an Ungarn zurückfielen, verlangten ſie die Erneuerung ihrer alten Privilegien, was ihnen Maria Thereſia zubilligte. Sie bildete aus den verpfändeten 16 Städten eine beſondere „Provinz", die eine eigene Gerichtsbarkeit erhielt. In der Verwaltung wurde ſie der königl. ungariſchen Statthalterei, in wirtſchaftlichen Angelegenheiten der ungariſchen Hofkammer unterſtellt. Als Vertreter der Grundherrſchaft beſorgte ein ſtaatlicher „Adminiſtrator" die Oberleitung der politiſchen und wirtſchaftlichen Belange, dem zur Mitführung der Geſchäfte ein durch die Richter der 16 Städte erwählter „Provinzgraf" beigegeben wurde. Dieſer hatte mit einigen Beamten ſeinen Sitz in Zipſer-Neudorf. Die einzelnen Städte aber wählten ſelbſt ihren Stadtrichter, die Ratsherren und den Notär wie auch den Gemeinderat, der in größeren Städten auf 30, in kleineren auf 15 Ratsherren feſtgeſetzt war. Der Graf und die Beiſitzer wurden alle drei Jahre durch die Richter und die Vormünde aus jeder Sechzehnſtadt in einer Verſammlung unter Leitung des Adminiſtrators ge-

[17]) Schürer—Wieſe: Deutſche Kunſt in der Zips. Brünn, 1938.

wählt. Dieſer letzte Reſt der alten Autonomie der Zips wurde im Jahre 1876 beſeitigt, allerdings ohne Zuſtimmung des Zipſer Deutſchtums.

Die von den 24 Städten verbliebenen 11 Zipſer Städte wurden nach der Verpfändung der übrigen ebenfalls zu einem autonomen Gebiet zuſammengefaßt und einem Provinzgrafen unterſtellt. Ihre Autonomie währte jedoch nur knapp ein halbes Jahrhundert. Im Jahre 1464 gelangten ſie durch königliche Schenkung in den Beſitz der Familie Zápolya von 1464 bis 1527, dann in den der Familie Thurzo von 1531 bis 1636, und ſchließlich kamen ſie im Jahre 1638 in den Beſitz der Grafen Csáky bis zum Eintritt der Grundentlaſtung um die Mitte des 19. Jh.s. Sie wurden zuerſt zu bäuerlichen Dörfern herabgedrückt. Zehn von den 11 nicht verpfändeten Städtchen: Donnerſtmark, Sperndorf, Eisdorf, Kabsdorf, Kirn, Mühlenbach, Großſchlagendorf, Palmsdorf, Eulenbach und Schmögen bildeten bis zum Jahre 1674 ſelbſtändige, deutſche, evangeliſche Kirchengemeinden, die deutſche, meiſt aus dem Reich ſtammende Prediger hatten. Von dieſen Gemeinden ſind heute nur noch Eisdorf, Mühlenbach und Großſchlagendorf deutſch geblieben, die übrigen ſind katholiſch und ſlowakiſch.

Die dieſem Aufſatz beigegebene „Hiſtoriſche Karte der Zips" zeigt eine vereinfachte Darſtellung der geſchilderten Verhältniſſe. Die einzelnen Munizipien ſind geſondert bezeichnet. Mit farbiger Darſtellung werden die deutſch verwalteten Gebiete der „Universitas Saxonum de Scepus", dann das „große" und das „kleine" Komitat beſonders betont. Aus der farbigen Darſtellung ausgelaſſen wurden die freien Bergſtädte, da ſie im Rahmen der Gemeinde eine deutſche Verwaltung beſaßen, wirtſchaftlich aber dem Komitat und als Bergſtädte der Bergkammer unterſtanden. Erkenntlich gemacht iſt auch das Gebiet, das im Jahre 1921 auf Grund der Entſcheidung der Botſchafterkonferenz mit 13 Ortſchaften an Polen abgetreten wurde, durch welches aber für das deutſche Volkstum kein Verluſt erwachſen iſt. Desgleichen ſind auch die zufolge der Münchener Konferenz erfolgten Gebietsabtretungen eingezeichnet.[18])

---

[18]) „Die Javorina verloren!" Aufſatz in der Zeitſchrift „Die Karpathen" 14. Jg. (1938), 6. Heft, S. 103—106, Verl. des Karpathenvereins in Käsmark.

Der Anteil des deutſchen Geiſteslebens an der Verweſtlichung der ukrainiſchen und großruſſiſchen Kultur (15.—17. Jh.).

Von Joſef Matl (Graz).

Die kulturellen Beziehungen der Oſtſlaven, der Ukrainer, Weiß- und Großruſſen, zum mittel- und weſteuropäiſchen, alſo auch zum deutſchen Geiſtesleben ſind unter anderen geographiſchen Vorausſetzungen, unter anderen geſchichtlichen Entwicklungsbedingungen erwachſen als die Beziehungen der Weſtſlawen, Tſchechen, Slowaken und Polen, mit denen wir uns bisher beſchäftigt haben.[1])

Es ſcheidet bei den Oſtſlaven ſowohl das Moment der unmittelbaren Nachbarſchaft wie auch das Moment der Symbioſe in dem gemeinſamen geopolitiſchen Raum, unter der gleichen politiſchen und kulturellen Entwicklungsdynamik als Wirkungskomponente der Beziehungen aus. Es fehlt hier aber auch der gemeinſame Grund und geiſtige Ausgangspunkt für die kulturell-geiſtige Entwicklung, der die Weſtſlawen mit der abendländiſchen germaniſch-romaniſchen Welt verbindet: die Gemeinſamkeit des weſtlichen, lateiniſchen Chriſtentums. Daß trotz alledem die noch immer gerne und viel behauptete Meinung von dem Auseinanderfallen der europäiſchen Kulturwelt in zwei in Grundlagen, Entwicklung und Erſcheinungsformen vollſtändig verſchiedenartige entgegengeſetzte Kulturhälften, in eine lateiniſch-germaniſch-romaniſche und in eine griechiſch-ſlawiſche, nur mit großen Einſchränkungen zu Recht beſteht, ſollen die folgenden Ausführungen zeigen. Sie ſollen zeigen, daß wir es vielmehr mit einer verſchieden langen Dauer einzelner älterer Entwicklungsphaſen, mit national verſchiedenartigen Prozeſſen der Aufnahme, Einverleibung und Fruchtbarmachung von — letzten Endes — gemein-europäiſchen kulturellen Grundelementen zu tun haben; mit Verſpätungserſcheinungen der „Verweſtlichung", der Auflöſung und Ablöſung des mittelalterlichen, kirchlich-dogmatiſch gebundenen Weltbildes durch die fortſchreitende Laiziſierung von ſtaatlichen, kulturellen und geſellſchaftlichen Lebensformen, kurzum Erſcheinungsformen, die ſich aus der beſonderen geſchichtlichen Entwicklungsdynamik in dem euraſiſchen Übergangsgürtel ergeben.

---

[1]) Vgl. J. Matl, Die Kulturwelt der Slaven und das deutſche Geiſtesleben I, II. Zeitſchrift für deutſche Geiſtesgeſchichte III (1937). Ueber die Beziehungen der Südſlaven zum deutſchen Geiſtesleben vgl. J. Matl, Die Bedeutung der deutſchen Einflüſſe auf die Entſtehung der ſüdſlaviſchen Kulturen. Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung I (1930); Derſ., Die Bedeutung der Univerſität Graz für die kulturelle Entwicklung des europäiſchen Südoſtens. Feſtſchrift zur Feier des 350jährigen Beſtandes der Karl-Franzens-Univerſität zu Graz. Graz 1936.

Wenn ich mich damit auf den Boden der Anſchauungen der ukrainiſchen und ruſſiſchen „Weſtler" und gegen die Theſe der „Slawophilen" von dem ganz eigenartigen, eigenwüchſigen griechiſch-ſlawiſchen Kulturtyp ſtelle, — welche Grundtheſe übrigens nichts anderes als eine Applikation von Ideen und Impulſen der deutſchen Romantik, vor allem Schellings, auf ruſſiſch-ſlawiſche Verhältniſſe beinhaltet —, ſo zwingt mich dazu nicht nur die geſchichtliche Erfahrung von dem unaufhaltſamen Verfall, von der Zerſetzung, Umformung und dem Rückzug dieſer griechiſch-ſlawiſchen Kulturwelt und ihrer Geiſteshaltung vor der weſtlichen geiſtigen und ziviliſatoriſchen Dynamik ſeit dem 16. Jh. bis zur Gegenwart, es zwingen mich dazu auch meine perſönlichen Eindrücke in den geiſtigen Zentren der griechiſch-ſlawiſchen Welt, in vielen orthodoxen ſlawiſchen Klöſtern (Rila, Athos uſw.)[1a]).

Die kulturelle Entwicklung, die kulturelle Phyſiognomie und Dynamik der Ukrainer iſt durch ihre Siedlungslage in dem Grenz- und Uebergangsgebiet des ſlawiſchen Oſtens und ſlawiſchen Weſtens beſtimmt. Es iſt, wie ein führender ukrainiſcher Hiſtoriker M. Hruſchewſky (Hruševskij) gelegentlich ſagt, die Lage im Zentrum einer ausgedehnten, fruchtbaren, getreide-, vieh- und holzreichen Ebene, die Zentraleuropa mit Zentralaſien verbindet; an dem großen Wege, welchen die Völker ſeit Urzeiten faſt unaufhörlich durchwanderten und auf welchem der Austauſch der Kulturen und Kulturerrungenſchaften ſtattfand. Dadurch, daß der Lebensraum der Ukraine, das Flußgebiet des Dnjepr, Bug, Dnjeſtr und Don, durch keine naturgegebenen trennenden Grenzen nach außen gegenüber den Nachbarvölkern abgeſchloſſen iſt, wurde das ukrainiſche Land von der älteſten Zeit bis zur Gegenwart heißerſehntes Objekt politiſcher Eroberungs- und Herrſchaftsbeſtrebungen der in der Nachbarſchaft politiſche und kulturelle Macht gewinnenden Völker und Reiche. Die Beſtrebungen der griechiſchen Staaten, Roms und Byzanz', die Naturſchätze des Landes ſich nutzbar zu machen und ſeine Handelswege zu beherrſchen, beweiſen dies ebenſo, wie die Einfälle der Kumanen (Polovcen) ſeit dem 11. Jh., der Mongolenhorden ſeit dem 13. Jh., die Beſtrebungen der mittelalterlichen Republiken Italiens, die Beſtrebungen Litauens, Polens, Ungarns, der Türkei, wie die Vorgänge der letzten Jahrhunderte. Dieſe geſchichtliche Dynamik im Siedlungsraum der Ukraine, dieſe wechſelnden Druck- und Gefahrenwirkungen von außen her, hatten zur Folge, daß es lange Zeit zu keiner Stabiliſierung des Siedlungsraumes infolge der Innenwanderungen und Ver-

---

[1a]) Ueber die gegenſätzlichen Anſchauungen der „Weſtler" und der „Slavophilen" vgl. die heute noch wertvolle grundſätzliche Debatte A. N. Pypius, O sravnitelno-istoričeskom izučenii russkoj literatury. Věstnik Evropy X (1875), V. S. 644 ff.; ferner ibid. VI, S. 99 ff., 655 fl.

ſchiebungen des Wohnraumes kam. Man denke nur an das Vordringen nach Wolhynien, dann nach Süden bis an die Nordoſthänge des pannoniſchen Beckens, nach der ungariſchen, heute tſchechoſlowakiſchen Karpathoukraine hin, andrerſeits an die Süd-Nord- bzw. Süd-Oſt-Verſchiebung nach dem freien Koſakenland in der Chmel'nic'ky-Zeit. Dieſe geſchichtliche Dynamik hatte ferner zur Folge, daß es zu keiner dauerhaften politiſchen Zuſammenfaſſung und Konzentration der geſamten Volkskräfte von innen heraus kam, daß, mit Ausnahme der politiſchen und ziviliſatoriſch aktiven und expanſiven Fürſtenperiode des Kijewer- (ukrainiſch: Kyjiv) Reiches vom 11.—14. Jh., die einzelnen Teile des Lebens- und Siedlungsgebietes der Ukrainer zu verſchiedenen politiſchen Gebilden gehörten, deren Schwerpunkt außerhalb lag, in der litauiſchen Periode (14.—16. Jh.) ebenſo wie in der polniſchen Periode oder in der ruſſiſchen bzw. öſterreichiſchen Periode. Dieſes im Laufe der Jahrhunderte wechſelnde, für eine ſelbſtändige politiſche Entwicklung verhängnisvolle Einverleibtſein in verſchiedene, ethniſch vielfach fremde Gebiete, dieſe fremden politiſch-ſozialen Überſchichtungen, die eine Parallele finden in dem politiſch-ziviliſatoriſchen Schickſal der Balkanſlawen, wurden für den kulturellen Entwicklungsgang der Ukraine von allergrößter Bedeutung. Die dabei ſich ergebenden kulturellen Verbindungen hatten zur Folge, daß das ukrainiſche Land und Volk im engeren Sinne das Land und Volk wurde, in dem die oſteuropäiſchen byzantinoſlawiſchen und die vom lateiniſch-germaniſch-romaniſchen Weſten her kommenden kulturellen Energien und Lebensformen zuſammenſtießen, in Form eines langen Oszillationsprozeſſes ſich berührten und ausglichen: auf dem Gebiete des religiöſen Lebens, der Rechts- und Sozialkultur ebenſo wie auf dem literariſch-künſtleriſchen Gebiete und der geiſtigen Lebenshaltung und zwar gerade am ausgeprägteſten und für alle weitere Entwicklung entſcheidendſten im konfeſſionellen Zeitalter (15.—17. Jh.). Die gotiſchen und barocken Bauelemente und Bauformen in den ukrainiſchen Holzkirchen beweiſen es uns ebenſo wie die Breſter-Union 1596, die lateiniſch-jeſuitiſchen Bildungsgrundlagen in dem erſten bedeutenden ukrainiſchen Bildungsinſtitut, dem orthodoxen Kollegium von Mogyla (Mohyla), die Entſtehung des gemein-ukrainiſchen Nationalbewußtſeins durch das Wachwerden der nationalen Kräfte in dem Abwehrkampf gegen die Poloniſierung und Katholiſierung. So wird die Ukraine zum eigentlichen Uebergangsgebiet zwiſchen weſtlicher und öſtlicher Kultur und ſchließlich im 17. und 18. Jh. ſogar zu einem Träger und Vermittler weſtlichen Geiſtesgutes ins großruſſiſche Gebiet hinein.

Das Eindringen weſtlicher Kulturelemente in die Ukraine verlief in den einzelnen Gebieten in verſchiedenen Phaſen, in verſchiedener Tiefe und Dichte. Es ſetzt naturgemäß am früheſten und ſtärkſten ein in den ſüdweſt-

lichen, Polen und Ungarn benachbarten Gebieten, in dem Staate von Halytsch und Wolhynien im 13. Jh. Die Vereinigung der ostslawischen Stämme zu einem gemeinsamen politischen Organismus im Kijewer Staat, die Einführung des Christentums durch Wladimir den Großen um 990 (mit zentralistischer Verfassung unter dem Kijewer Metropoliten an der Spitze), die Annahme des Altbulgarischen als allgemeine Kirchen- und Literatursprache, und schließlich auch die Verbreitung des einheitlichen Rechtes, der „Russkaja Pravda", hatte eine einheitliche Grundform der kulturellen Weiterentwicklung und Geisteshaltung auf byzantinisch-griechischer Grundlage für die Ostslawen geschaffen: „eine gemeinsame, ziemlich einheitliche Kultur, welche von den führenden Elementen im ganzen Reiche angeeignet wurde und welche sich allmählich bis in die entlegensten Gebiete des Reiches verbreitete". (M. Korduba, Die Entstehung der ukrainischen Nation). Nach der Zertrümmerung des einheitlichen Reiches durch die Kumanen setzte der Differenzierungs- bzw. Dualisierungsprozeß im Halytscher und Lemberger Gebiet ein. Die kulturellen Verbindungen mit dem immer mehr unter orientalisch-moslemischen Rechts- und Sozialeinfluß geratenden Norden lösten sich, als im 13. und 14. Jh. das wolhynische Gebiet in den Machtbereich des aufstrebenden litauischen Staates geriet, das Gebiet von Halytsch am mittleren Dnjestr an Polen fiel. Fürst Danylo hatte schon die Königskrone aus den Händen des Papstes (1252) bekommen. Während im litauischen Staat die kulturell tiefer stehenden Litauer von den Ukrainern und Weißrussen die kirchenslawische Sprache und Literatur annahmen, die kirchenslawische Sprache als Amtssprache herrschend wurde und die westliche Kultur erst Ende des 14. Jh.s, nach der litauisch-polnischen Union von Krevo (1385) und zwar zunächst in die Rechts- und Sozialverfassung eindringen und wirksam werden konnte, ist in dem an Polen angegliederten südukrainischen Halytschergebiet schon mehr als hundert Jahre vorher westliche Kultur wirksam geworden. Damit wurde hier zuerst die byzantinisch-griechisch-slawische Kulturgrundlage und Kulturform neutralisiert; hier trifft zuerst osteuropäische und westeuropäische Kultur zusammen. Diese Neutralisierung und beginnende Verwestlichung erfolgte durch das von Deutschland her kommende Magdeburger Recht, das sich in den südukrainischen Gebieten rasch verbreitete. Eine Reihe von Städten erhielt dieses Recht durch königliche Verleihung, eine Reihe von Neusiedlungen wurde auf seiner Grundlage errichtet. Katholische deutsche, polnische und andere von Westen her zugewanderte Elemente waren die Träger der neuen westlichen Kulturform. Aber auch in die unter litauische Herrschaft geratenen ukrainischen und weißrussischen Gebiete, die zunächst in einer Personalunion, dann nach der Lubliner Union (1569) durch eine Realunion mit Polen verbunden worden waren, drang westliche Rechts-

kultur im 15. und 16. Jh. ein. Wenn auch die Grundlagen der rechtlichen Organiſation des litauiſchen Reiches ihrer inneren Struktur nach oſteuropäiſchen, byzantinoſlawiſchen Charakter tragen, ſo zeigen doch die in den ſpäteren Kodifikationen der litauiſchen Statuten zur Geltung kommenden und ſich kreuzenden rechtlichen Grundſätze Einflüſſe weſtlicher Rechtskultur, des polniſchen, tſchechiſchen, ja ſogar des römiſchen, darunter auch Einflüſſe des deutſchen Magdeburger Rechtes auf dem Gebiete des Strafrechtes. Dieſe Tatſache zeigt uns, daß das litauiſch-ukrainiſche Recht nicht nur an der Grenze der oſt- und weſtſlawiſchen Rechtskultur liegt, ſondern daß auch die Grenze zwiſchen oſt- und weſteuropäiſcher Kultur durch dieſe Gebiete läuft. Nach der Lubliner Union und nach der kirchlichen Union von Breſt (1595—96) greift dann — und zwar auch im Koſakenſtaat (1648—1784) — der Geltungsbereich des auf weſteuropäiſcher Grundlage erwachſenen polniſchen öffentlichen Rechtes, wie auch des deutſchen Magdeburger Rechtes — trotz des feindlichen Verhältniſſes zu Polen — immer mehr in die öſtlichen und nördlichen ukrainiſchen Gebiete über. Es begann alſo zunächſt auf rechtlichem Gebiete der Oszillationsprozeß zweier Kulturformen, wie wir ihn dann ſpäter, im 16. und 17. Jh., auch auf literariſch-künſtleriſchem und geiſtesgeſchichtlichem Gebiete beobachten können.

Mit der engen Einverleibung der litauiſchen, wolhyniſchen und der Halytſcher Gebiete in den politiſchen, ſozialen und kulturellen Organismus des polniſchen Staates gewannen — vor allem im Zuſammenhang mit der fortſchreitenden Feudaliſierung, der Einführung des polniſchen grundherrſchaftlichen Syſtems und den Städtegründungen — die Beſtrebungen der Poloniſierung und Katholiſierung auf ukrainiſchem Boden immer mehr Raum. Dabei bedeutet das Vordringen des Magdeburger Rechtes zunächſt eine ſoziale und nationale Deklaſſierung der ukrainiſchen Bevölkerungsſchichten.[2])

Die Poloniſierung, alſo die Entnationaliſierung der ukrainiſchen ſozialen Oberſchichten, die vielfach gewaltſamen Katholiſierungsverſuche an den Orthodoxen — 1386 war der litauiſche Großfürſt zum katholiſchen Glauben übergetreten —, dann die Proteſtantiſierung ſowie die Reaktion darauf: die als nationale Gegenbewegung erwachſende Wiedergeburt der ukrainiſch-orthodoxen religiöſen und dann auch weltlichen Bildung im 16. und 17. Jh. — beinhalten geiſtesgeſchichtlich die Aufnahme weſteuropäiſcher Bildungswerte, des Humanismus, der Renaiſſance, der Reformation und Gegenreformation; ſie beinhalten die Aufnahme, Einverleibung und gleichzeitig Auseinanderſetzung mit ihnen aus den Kräften des Volkstums heraus, mit dem Erfolg einer Erhöhung und Erweiterung des Bildungs-

---

[2]) Vgl S. Jefremov, Istorija ukraïns'koho pys'menstva. Petersburg, S. 67.

niveaus, einer Vertiefung des religiöſen Bewußtſeins und des hiſtoriſchen Sinnes, eines neuen Wirklichkeitsſinnes für die Erſcheinungen der äußeren Natur und der allgemein menſchlichen Geſchichte — wenigſtens in den nicht ſehr zahlreichen kulturtragenden geiſtlichen, bürgerlichen und adeligen Oberſchichten.

Für das Eindringen weſtlichen, damit auch deutſchen Bildungsgutes in dieſen drei Jahrhunderten ward vor allem die fortſchreitende Kenntnis und Verwendung der polniſchen und dann auch der lateiniſchen Sprache und Literatur in den geiſtlichen und weltlichen Oberſchichten des ukrainiſchen Volkes Maßſtab und — wie uns die Ueberſetzungsliteratur ihrer ſtofflichen Herkunft, ihren Vorlagen nach, ferner die Geſchichte der ſprachlichen Geſtaltung, der lexikaliſchen, morphologiſchen Polonismen, der Aufnahme lateiniſcher und weſteuropäiſcher, vor allem auch deutſcher Kultur- und Ziviliſationstermini in die neue ukrainiſche Literatурſprache beweiſen — von allergrößter Bedeutung. Die ukrainiſchen Chroniken, die Predigten eines Galjatovſkij und Radivilovſkij, die Korreſpondenzen der Koſakenhetmane ſind voll von polniſchen lexikaliſchen und grammatikaliſchen Elementen, die von Weſten her eindrangen.[3])

Die Zentren, in denen Vertreter der ukrainiſchen Oberſchichten, Adelige und Geiſtliche, unmittelbar mit dem weſteuropäiſchen Geiſtesleben, mit den humaniſtiſchen und reformatoriſchen Ideen bekannt wurden, waren zunächſt die Univerſitäten Prag und Krakau, wo wir bereits 1370 bzw. 1409 ukrainiſche Studierende antreffen; dann im Laufe des 16. und 17. Jh.s Padua, Rom, Leyden, Paris, unter den deutſchen Bildungsſtätten vor allem Danzig, Königsberg, Göttingen (18. Jh.) Ein Großteil der führenden ukrainiſchen literariſchen Perſönlichkeiten des 16. und 17. Jh.s, wie M. Smotrickij, K. Sakovič, P. Mogyla, J. Trofimovič, Theophan Prokopovič, waren auf weſtlichen Bildungsſtätten geſchult. Dieſe waren dann die Träger und Vermittler weſtlicher humaniſtiſcher Ideen und literariſcher Werte, weſtlicher Ritterromane wie „Triſtan und Lancelotte“, Novellen eines Boccaccio, der „Gesta Romanorum“, des „Lucidarius“, der „Geſchichte von den ſieben Weiſen“ uſw. Sie waren auch Träger weſtlicher künſtleriſcher Vorbilder.[4])

Andere Rinnſale, die weſteuropäiſche Ideen und neues weſtliches Bildungsgut ins Land führten, liefen über Wilno, Danzig, über die deutſchen

---

[3]) P. J. Žitezkij, Izvěstija ORJSl. X. Knj. 3—4, S. 13; ferner N. P. Vasilenko, Očerki po istorii Zapadnoj Rusi i Ukraïny. 1918. S. 94 ff.

[4]) A. S. Archangel'skij, Iz lekcij istorii russkoj literatury. 1913, S. 54 ff.; N Petrov, Očerki iz istorii ukraïnskoj literatury XVII. i XVIII. věkov, 1911; weitere Detailliteratur bei I. Ogienko (Ohienko) Ukraïns'ka kultura. 1923, S. 44 ff.; vgl. ferner Kultura Staropolska, Krakau 1922, S. 270.

bürgerlich-gewerblichen Elemente in den deutschrechtlichen Stadtgründungen auf polnisch-ukrainischem Boden.

Religiöse Sektiererbewegungen ,die sich gegen die Simonie (svjatokupstvo) richteten, gab es, wie die neuesten Forschungen des Russen A. Sedel'nikov über die Strigol'niki-Bewegung zeigen, auch in Osteuropa schon im 14. Jh. Ob diese Bewegung für ein Laienpriestertum und für das Recht des Laien, die Heilige Schrift auszulegen, ostslawischen, russischen Ursprungs ist, oder mit der Hussitenbewegung, oder wie Tichonravov annimmt, mit den westeuropäischen Flagellanten in Zusammenhang steht, ist noch nicht ganz klar. Dazu kam noch die Sekte der Judaisierenden, die 1471 von Kijew nach Nowgorod gelangt war und aus deren Reihen die ersten Uebersetzungen des Psalters in den 60er und 70er Jahren des 15. Jh.s hervorgingen. Diese Sekten hatten den geistigen Boden aufgelockert und vorbereitet für die Aufnahme der lutherischen und kalvinischen Ideen. Als dann in der ersten Hälfte des 16. Jh.s zahlreiche litauisch-ukrainische Adelige zu den höheren Bildungsstätten nach Deutschland und in die Schweiz zogen, dort mit den protestantischen Ideen vertraut wurden, diese und zwar vor allem die kalvinischen Ideen in die Heimat nach Wolhynien und Podolien übertrugen, dort Schulen errichteten, nicht nur für die Aristokratenkinder, sondern auch für die mittleren Schichten, Katechismen, Grammatiken, Schulbücher zur Erlernung der Arithmetik, der Geschichte, der alten Sprachen und der polnischen Sprache von deutschen Druckern wie Swejbold drucken ließen, geriet auch die Ukraine im Laufe des 16. Jh.s in den Zustand des Aufgewühltseins und Erregtseins durch die religiösen Reformen, in den Zustand einer religiös geistigen Krise. Die auf diesem Wege und durch die deutsche städtische Bevölkerung ins Land gedrungenen protestantischen Ideen nahmen auf dem neuen Boden allerdings die radikalen Formen des Sozinianismus (Unitarier, Antitrinitarier) an. Ein weiteres Einfallstor westlicher protestantischer Ideen war Litauen, wie überhaupt das Baltikum, wo der in Königsberg ausgebildete Martinius Moswidius mit der Uebersetzung des lutherischen Katechismus und lutherischer Kirchenlieder, gedruckt in Königsberg, ferner der Pfarrer Jonas Bretkunas mit seiner Bibelübersetzung, für die die polnische Bresterbibel 1563 als Vorbild diente, die Grundlage der litauischen Literatur legten.

Zu Anfang des 17. Jh.s schrieb der konservative ukrainische Prediger Višenskij: „Alle Bewohner von Kleinrußland (Ukraine) haben sich häretisiert und von Gott abgewendet, dem Unglauben und schlechten Leben zugewendet. Es gelüstet sie nach lateinischer und weltlicher Weisheit." Wenn auch die Reformation für die Ukraine eine vorübergehende Erscheinung war, so blieb doch ihre dauernde kulturelle Aufbauleistung

beſtehen. Dieſe beſtand darin, daß eine Ueberſetzung der Hl. Schrift in die Volksſprache, die ſchon von den vorhergehenden religiöſen Bewegungen angeregt worden war, nun auch realiſiert wurde; daß ferner das Intereſſe für kirchlich-religiöſe Fragen auch im Bürgertum großen Raum gewann, daß die Volksſprache auch beim Gottesdienſt Verwendung fand und damit die Grundlage der neuen ukrainiſchen Literatурſprache, der neuen ukrainiſchen Literatur gelegt wurde. Die polniſch-proteſtantiſchen Ueberſetzungen fanden in der Ukraine große Verbreitung und gaben den Anſtoß, Ueberſetzungen in der ukrainiſchen Volksſprache herzuſtellen. Die ukrainiſchen Ueberſetzungen der Heiligen Schrift, die in der Mitte des 16. Jh.s einſetzten, nehmen als Grundlage die polniſchen proteſtantiſchen Ueberſetzungen wie z. B. die Evangelienüberſetzung von Pereſopnica 1556—61; ſie benützen ferner die lutheriſche Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes von Seklucjan 1553 u. a. Ebenſo wie für die polniſchen katholiſchen Bibelüberſetzungen vielfach die proteſtantiſchen den Ausgangspunkt darſtellen, ähnlich wie bei den Slowenen, ſo bilden auch für die ausgeſprochen orthodoxen Bibelüberſetzungen, wie z. B. die des Archimandriten Grigorije, lutheriſche Evangelienüberſetzungen die Grundlage. Auch für Skorinas literariſche Arbeit waren ſektiereriſche Anregungen maßgebend. So ſchlagen deutſche reformatoriſche Vorbilder auf den ſpezifiſch orthodoxen kirchlich-religiöſen Bereich hinüber und erweitern den Verwendungsbereich der lebendigen Volksſprache in der Kirche vor allem auch in der Predigt.[5])

Doch es dauerte nicht lange, da ſetzte die katholiſche Gegenbewegung ein. Dieſe wurde getragen von der polniſchen katholiſchen Geiſtlichkeit und unterſtützt vom polniſchen Staate. Zum entſcheidenden Erfolg der Niederringung des Proteſtantismus und der Union von Lublin und Breſt-Litowsk führten dieſe katholiſche Gegenbewegung erſt die herbeigerufenen Jeſuiten durch ihre Predigt, polemiſche Literatur und durch ihre Schulen, die ſie in Wilno (1570) und dann in anderen Städten Litauens, Weißrußlands und der Ukraine eröffneten (in Polozk, Lublin, Lemberg, Vitebsk, Luzk, Novgorod-Sjeverski, Kamenec-Podolskij, Oſtrog, Jaroslav, Kijev). In dieſen Schulen wurden nicht nur die geiſtigen Waffen für den Kampf gegen den Proteſtantismus und die Orthodoxie geſchmiedet. Es wurde auch die polenfreundliche, die unions- und romfreundliche Einſtellung in den führenden Schichten des Adels und des Bürgertums der Ukraine geſchaffen bzw. erweitert. 1610 ſtellte der berühmte ukrainiſche Gelehrte

---

[5]) Ueber den Weg des deutſchen Proteſtantismus und der Gegenreformation über das polniſch-ukrainiſche Gebiet nach Moldau und in die Walachei hat H. Petri in der Unterſuchung „Vorbemerkungen zu einer Geſchichte der Reformation und Gegenreformation in den Donaufürſtentümern“ in den „Südoſtdeutſchen Forſchungen“ II (1937), S. 17 ff. wertvolle Aufklärungen gebracht.

Meletij Smotrickij in seinem literarischen Werk „Trenos“ mit Betrübnis fest, daß führende „russische“, also ukrainische und weißrussische Familien wie die Ostrožs'kij, Sluc'kij, Zalavs'kij und viele andere zum Katholizismus übergetreten seien. — Darüber hinaus wurden aber in den Schulen auch, und zwar durch das scholastisch-humanistische Geistesgut, durch die Verbreitung der Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache, neue, für die ganze ostslawisch-orthodoxe, nationalkulturelle Bewegung bedeutsame Bildungsgrundlagen geschaffen. Diese neue Bildungswelle führte zum Aufbruch und zur Scheidung der Geister unter den Ukrainern selbst; zur Bildung eines „polnisch-lateinischen Lagers“ unter der ukrainischen Intelligenz, die wie Fürst A. M. Kurbskij die Vorzüge und Ueberlegenheit der Jesuitenbildung offen anerkannte; ferner eines anderen Lagers, dessen Vertreter sich bewußt wurden, daß man den Kampf gegen die Jesuiten nur mit den gleichen Waffen und Mitteln aufnehmen könne, also selbst Schulen errichten müsse und sich die Waffen für die religiöse kirchliche Polemik, für die Verteidigung der Orthodoxie aus der scholastisch-humanistischen Bildung und Literatur schmieden müsse. Diese Auffassung vertrat der Kreis um den Fürsten Ostrožs'kij und um den Fürsten Sluckij, die sich dann um die Herausgabe und Drucklegung der notwendigen Bücher kümmerten. Beide Gruppen standen im Gegensatz zur intransigenten, konservativ-orthodoxen Partei, die sich nur auf die Verteidigung der überlieferten Formen der Bildung, der kirchenslawischen Sprache als Literatursprache beschränkte — und dabei den Kürzeren zog. Doch auch so bedeutsame Gegner der neuen humanistischen Bildung im ukrainischen Geistesleben wie der glühende Vorkämpfer der alten orthodoxen asketischen Lebensideen, der Kämpfer gegen soziale Mißstände in der neuen Gesellschaftsordnung, der Mann, der in seinen Predigten und Schriften erklärte, es sei besser den Psalter, die Evangelien und den Oktoih zu lesen, als sich mit den Werken eines Aristoteles und Plato oder der verschiedenen lateinischen Schriftsteller zu beschäftigen, der galizische Mönch Johan Višenskij, konnte sich des Einflusses der westlichen lateinischen bzw. polnischen Erbauungs- und Predigtenliteratur nicht erwehren und er mußte gegen Ende seines Lebens sehen, daß seine Anschauungen einen Anachronismus darstellten, daß die Bildungsforderungen der neuen Zeit über seine Anschauungen hinweggingen. Der Autor eines anonymen Traktates „Perestoroha“, geschrieben zwischen 1600 und 1606, der gegen die unionsfreundliche Richtung in der ukrainischen Intelligenz polemisierte, kam zur Erkenntnis, daß die Hauptursache des allgemeinen Verfalles und Niederganges der Ukraine im Mangel an Bildung gelegen sei, und er wies auf das vorbildliche Beispiel der Polen hin. So kam es, daß bald nicht nur katholischunierte Ukrainer in Krakau, Prag, Olmütz,

Wilno, ſondern auch griechiſch-orthodoxe Ukrainer in den weltlichen Univerſitäten in Rom, Padua, Wien, Paris, Leyden, Leipzig, Göttingen, Königsberg, ſich ihre höhere Bildung holten. Sie waren allerdings gezwungen, während ihrer Studienzeit auf katholiſchen höheren Schulen zum Katholizismus überzutreten. Dieſe Studierende nahmen Bücher, Manuſkripte, vor allem Vorleſungsſchriften aus Weſteuropa mit, von denen heute noch einzelne Exemplare in Kloſterbibliotheken und in Pfarrhöfen in Galizien und in der Ukraine zu finden ſind.[6]) Wie tief die weſtlichen Bildungsideen und Bildungsorganiſationen in die Ukraine eindrangen und einwirkten, beweiſt die Tatſache, daß auch die für die Bewegung des urainiſchen Schulweſens bedeutſame, aus den Reihen und Bedürfniſſen des orthodoxen ukrainiſchen Bürgertums der weſtukrainiſchen und weißruſſiſchen Städte im 16. Jh. geſchaffenen Organiſationen der „Schulbrüderſchaften" auf das Vorbild ähnlicher polniſcher, durch die Jeſuiten geſchaffener Organiſationen, der ſodalitates, zurückgehen.[7])

So kam es ſchließlich zu einem tief gehenden Einfluß proteſtantiſcher und katholiſcher Bildungselemente und Bildungsformen auf die bedeutendſten Zentren der ukrainiſchen orthodoxen Bildung, ſo auf das Kollegium von Mogyla-Kijev, das nach dem Vorbild der weſteuropäiſchen Jeſuitenſchulen geſchaffen wurde, in dem die lateiniſche und polniſche Sprache gelehrt wurden, in dem Generationen ukrainiſcher Intelligenz erzogen wurden, die dann ſpäter nach der Vereinigung der Ukraine mit dem Moskauerſtaat dieſe Bildungselemente nach Moskau übertrugen.[8]) Uns intereſſiert hier nur die Frage, unter welchen geſchichtlichen Umſtänden die geiſtige Bereitſchaft zur Annahme weſtlichen Kulturgutes auf orthodoxem ukrainiſchem Boden entſtand. Für uns ergibt ſich die Tatſache, daß dieſe religiöſen und geiſtesgeſchichtlichen Prozeſſe, die ſchwere Erſchütterungen im 16. und 17. Jh. in der Ukraine hervorgerufen haben, zur geiſtigen Annäherung an Weſteuropa führten; zur Annahme vielfältigen weſtlichen Geiſtesgutes. Aus den erbitterten geiſtigen und religiöſen Auseinanderſetzungen zwiſchen dem vordringenden Katholizismus und der alten orthodoxen Kirche, in denen auch nationale und ſozialpolitiſche Gegenſätze ausgetragen wurden, erwuchs letzten Endes eine gegenſeitige Befruchtung und Annäherung der öſtlichen und weſtlichen Kulturſphäre. Eine Annäherung und Befruchtung, die die Herausbildung einer eigenen ukrainiſchen Barock-

---

[6]) D. Čyževs'kij, Abhandlungen des Ukrainiſchen wiſſenſchaftlichen Inſtitutes in Berlin I. 1927, S. 77.

[7]) Vgl. näher V. N. Peretz, Zapiski der Allukrain. Akad. d. Wiſſenſchaften hiſt.-phil. Abtlg. II—III (1922), S. 77 ff.

[8]) N. P. Vasilenko, a. a. O. S. 85 ff.; ferner N. Radojčić, Godišnjica Nikole Čupića XXXVI, S. 193.

kultur auf dem Gebiete der religiösen und profanen Literatur, des Theaters, der Baukunst, die Uebertragung dieses humanistischbarocken westlichen Geistesgutes und westlicher künstlerischer Formen über Kijev nach Moskau zur Folge hatten. Das Ergebnis für die nationalukrainische Kultur ergab: vertieftes Interesse für die Volkssprache, Ausbildung der ukrainischen Literatur überhaupt, nicht nur für erbaulich-homiletische, Verständnis für die Werte der Bildung, vertieftes und ausgeprägtes nationales Bewußtsein der eigenen ukrainischen Individualität. Die konfessionellen Kämpfe hatten ein starkes Anwachsen des polemischen Schrifttums theologischer Art, der Kampfschriften über den wahren Glauben sowohl bei den unierten, als auch bei den orthodox gebliebenen Ukrainern zur Folge. Da die Wortführer der Orthodoxie in dieser Polemik sich gezwungen sahen, sich mit der lateinischen westeuropäischen Literatur näher zu beschäftigen, um die entsprechenden Grundlagen für die Argumentation gegen die scholastisch gebildeten protestantischen, arianischen und katholischen Gegner zu gewinnen, eigneten sie sich lateinisch westliches Geistesgut an, und damit erstarkten die Einflüsse der westlichen Geisteshaltung. In der orthodox-ukrainischen Predigtliteratur und dann auch in der russischen dienten häufig lateinisch-deutsche Vorbilder als Grundlage. Die für die Predigt notwendigen Exempel holte man sich aus den „Gesta Romanorum" und aus dem in Westeuropa im Mittelalter weitverbreiteten Sammelwerk „Magnum speculum exemplorum" des Jesuiten Johannes Maier (16. Jh.)[9]) und anderen katholischen Werken. Diese Exempel drangen dann durch die Predigt in das volkstümliche Erzählungsgut prosaischer und gebundener Form der Ukrainer und Russen.[10])

Die Heiligenleben, die Vitae des bedeutenden polnischen Jesuitenschriftstellers Skarga wurden, wie uns die vor kurzem in Kijever Klöstern aufgefundenen Handschriften beweisen, wiederholt ins Ukrainische und Weißrussische übersetzt. Sie bilden die Quelle und das Vorbild des bedeutsamen Werkes von Rostovskij „Žitija Svjatych" und waren bis zu Beginn des 18. Jh.s auf ukrainischem und russischem Boden populär. Die Uebersetzung erfolgte nicht mechanisch, sondern wurde den Bedürfnissen und Anforderungen der orthodoxen Leser angepaßt, aber es wurden auch Lebensbeschreibungen katholischer, von den Orthodoxen nicht anerkanter Heiliger gegeben. Durch die polnischen Jesuitenschriftsteller Rej und Skarga, aber auch durch die kalvinischen und arianischen Schriftsteller

---

[9]) Vgl. darüber S. Sevčenko, Russkij Filolog. Věstnik LXII (1909), S. 116 ff.; P. Miljukov, Očerki ro istorii russ. kult. (1909), II S. 189; M. Speranskij, Istorija drevn. russkoj literatury. 1914, S. 505 ff.; ZfslPh VI, S. 261.

[10]) R. Trautmann, Die Volksdichtung der Großrussen. 1935, S. 93 ff. (Sammlung slav. Schr. u. Handbücher III, 7).

drangen dann barocke Stilelemente auch in die ukrainiſche kirchlich-theologiſche polemiſche und Predigtliteratur; ſo wie die barocken Stilelemente des Jeſuitendramas auf die Anfänge der ukrainiſchen und ruſſiſchen Theaterkunſt, ferner die auf Plautus und Terenz zurückgehende Jeſuitenpoetik mit ihrer charakteriſtiſchen Betonung des Rhetoriſchen auf die erſte ukrainiſche Poetik eines Theophan Prokopovič, eines Lavrentije Gorki entſcheidend geſtaltenden Einfluß nahmen.[11])

Auch in der ukrainiſchen religiöſen Lyrik, in den Weihnachts- und Oſterliedern des 17. Jh.s finden ſich Einflüſſe der polniſchen religiöſen Liederſammlungen. Für die Reichweite und die Auswirkung der Kulturbeziehungen iſt die Tatſache intereſſant, daß das von Skarga aus dem Lateiniſchen ins Polniſche überſetzte Werk des Kardinals Caeſar Baronius „Annales ecclesiastici“ durch die ſpätere ruſſiſche Ueberſetzung mit Auslaſſung der katholiſch-tendenziöſen Stellen — auf den Balkan in die Klöſter des Heiligen Berges Athos und ſo zu den Bulgaren und Serben kam und dort im Bildungsbewußtſein der führenden nationalen Kulturträger wie des Serben Doſitej Obradovic und des Bulgaren Paiſije im 18. Jahrhundert eine bedeutende Rolle ſpielten.[12])

In der geſellſchaftlichen und kulturellen Umſchichtung, die ſich auf ukrainiſchem und auch auf ruſſiſchem Boden im 17. Jh. vollzieht, wurde auch das überlieferte hierarchiſch-theokratiſche Wertſyſtem angegriffen und zerrüttet. Auch in dieſem Umformungs- und Neuformungsprozeß, in dem die Altkultur aufgelöſt wurde und das neue ukrainiſche und geſamtgroßruſſiſche nationale Kulturbewußtſein, die neue Form des Nationalbewußtſeins entſtand, ſpielten weſteuropäiſche literariſche Einflüſſe eine bedeutſame Rolle. Damit trat auch auf oſtſlawiſchem Kulturboden eine Verweltlichung der literariſchen Gattungen ein. Es entſtanden neue Formen des literariſchen Ausdruckes, Parodie und Satire. Der Stil näherte ſich dem Stil der Volksſprache; Tendenzen zum Realismus treten, ganz im Gegenſatz zu dem überlieferten und kanoniſierten Syſtem des literariſch-künſtleriſchen Ausdruckes der bisherigen Kultur, auf. In der ſogenannten Poſener Handſchrift aus dem Ende des 16. Jh.s finden ſich die erſten ukrainiſchen Erzählungen, Ueberſetzungen bzw. Bearbeitungen der weſteuropäiſchen Romane von Triſtan, Bove, der Erzählung von Attila, vom Weiſen Akir, der Alexandreis, der Geſchichte vom indiſchen Reich, Barlaam und Joſaphat, der Geſchichte von den ſieben Weiſen, Taſſos La Gerusalemme li-

---

[11]) Vgl. V. N. Perets, Izsledovanija. S. 48; ferner Zapiski der Allukrain. Akad. hiſt.-phil. IV (1924) S. 223 ff.; P. O. Morozov, Očerki iz istorii russkoj dramy XVII—XVIII. stol. 1888. S. 55.

[12]) B. Penev, Istorija na novata blgarska literatura I, 1930, S. 377.

berata u. a.[13]) Damit erfolgte eine bedeutende Erweiterung der Lektüre der ukrainiſchen und ruſſiſchen Intelligenz. Dieſe Lektüre hatte bis zum 16. Jh., aus Apokryphen, Legenden, Vitae beſtanden, die von der gemeineuropäiſchen Quelle her im 13. und 14. Jh. über Bulgarien und Serbien nach Rußland gekommen waren. Während jedoch dieſe Erzählungen vom Trojaniſchen Krieg, von Alexander von Makedonien, von den Sieben Weiſen, von Barlaam und Joſaphat, die durch die Kreuzzüge in lateiniſchen Ueberſetzungen in das Bildungsbewußtſein der europäiſchen Völker gekommen waren, im Weſten eine Umbildung und Weiterbildung in der Richtung erfuhren, daß die alten legendären und halblegendären Heroen langſam zu Rittern umgebildet wurden und die lyriſchen und romanhaften Elemente immer mehr Raum gewannen, erfolgte auf oſtſlawiſchem, orthodoxem Kulturboden das Gegenteil. Das byzantniſch-orientaliſche Erzählgut wurde ſeiner Weltlichkeit immer mehr entkleidet, die Helden zu chriſtlichen Heroen, die heidniſchen lyriſchen und romanhaften Elemente wurden immer mehr entfernt, konform der Lebens- und Kunſtauffaſſung, dem Stil, wie er uns in der Ikonenmalerei entgegentritt. Dadurch enthält dieſer neuerliche Zuſtrom urſprünglichen byzantiniſch-orientaliſchen Erzählgutes in der weſteuropäiſchen Faſſung und Formung, ebenſo wie der Zuſtrom des weſtlichen Artus- und Karolinger Romanes, des Decamerone und anderer Versnovellen wie Griſeldis, Guiskard und Gismonda, der Metamorphoſen Ovids, kurzum die Verpflanzung der italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Origniale ſei es in verſifizierter Umdichtung, ſei es in Proſaform, die Verpflanzung der literariſchen Lieblinge des abendländiſchen Publikums auf oſtſlawiſchen Boden, auch ein Hineintragen neuer weſtlicher Lebensſtimmung über Polen nach Weißrußland in den orthodoxen Kulturbereich. So führten die kulturellen Beziehungen zwiſchen Polen und Weſteuropa, zwiſchen Polen und der Ukraine zur Entwicklung des polniſchen und kleinruſſiſchen, dann auch des weißruſſiſchen und großruſſiſchen Ueberſetzungsromanes des 16. und 17. Jh.s. In dieſer Uebertragung weſteuropäiſcher Erzählungsliteratur nach dem Oſten ſpielte das Deutſche ſehr häufig die Vermittlerrolle zwiſchen den franzöſiſchen Originalen (Magelone, Meluſine) und den ſlawiſchen Verſionen. Zu den intereſſanteſten Werken der weſteuropäiſchen Erzählungsliteratur des 15. und 16. Jh.s gehört der franzöſiſche Proſaroman „Histoire de très vaillant chevalier Paris et de la belle Vienne, fille de Dauphin“, der 1525 bereits in acht Sprachen gedruckt vorlag. Da zunächſt eine deutſche Ueberſetzung fehlte, erfolgte auch keine Ueberſetzung ins Tſchechiſche, und die ſpätere ruſſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes, die dann

[13]) Zapiski d. Allukrain. Akad. hiſt.-phil. XVIII (1928) S. 25.

eine der wertvollſten Leiſtungen der ganzen ſchönen ruſſiſchen Literatur vor dem 19. Jh., vor Kantemir und Tredjakovſkij bildete, erfolgte erſt ſpäter aus dem Italieniſchen.[14])

Das neue Lebensgefühl in der ukrainiſchen und ruſſiſchen Geſellſchaft des 17. Jh.s, das Zurückweichen der aſketiſchen Idee äußerte ſich auch in dem Aufkommen einer neuen Lyrik. Dieſe neue Lyrik in den kleinruſſiſchen „virši“ (aus „Verſe“), die dann durch Lehrer, Studenten, Spielleute, Gaukler, Schauſpieler nach Moskau verpflanzt wurde, iſt Ausdruck der Stimmungen einer Kulturſchichte mit weltlichen literariſchen Bedürfniſſen. Während man bis dahin in der Literatur auf die erotiſche Liebe als auf etwas Niedriges, Tieriſches, Verachtungswürdiges herabſah — entſprechend den aſketiſchen Idealforderungen der orthodoxen Hierarchie — ſetzte nun auch hier der Kult der erotiſchen Liebe ein. Die neue galante und Troubadurlyrik des 16. Jh.s zeigt in ihren Sujets, in ihrem Ideengehalt, in den Formen und dem Stil, in der ganzen Phraſeologie, daß ſie unter der unmittelbaren Wirkung der neuen polniſchen Lyrik entſtanden iſt, die wiederum auf die ſtärkſten Anregungen und Vorbildwirkungen italieniſcher Renaiſſancelyrik zurückgeht. Dadurch, daß dieſe neue ukrainiſche galante Troubadourlyrik Vorbild für die erſten ruſſiſchen lyriſchen Dichter wurde, verband ſie die neue ruſſiſche Lyrik mit der polniſchen und weſteuropäiſchen lyriſchen Dichtkunſt zu einer Entwicklungsrichtung, deren gemeinſame Züge dann in den folgenden Jahrhunderten unter dem Einfluß des weſteuropäiſchen deutſch-franzöſiſchen Klaſſizismus und Romantismus immer ſtärker werden.

Nun wollen wir uns die Frage vorlegen, ob und wie weit unmittelbare Verbindungen zwiſchen dem deutſchen und dem großruſſiſchen geiſtigen und künſtleriſchen Leben in dieſer Zeit beſtanden haben. Derartige Verbindungen und Beeinfluſſungen haben tatſächlich beſtanden. Sie laufen zum Teil parallel, als ein eigener geiſtig-literariſch-künſtleriſcher Zirkulationsſtrom, und fördern und ſtärken die über Polen und über die Ukraine ſich auswirkende Auflöſung der ruſſiſchen Altkultur und der byzantiniſchen Tradition, alſo die Verweſtlichung, den Aufbau einer ruſſiſchen Neukultur — lange vor der Zeit Peter des Großen. Die Forſchungen ruſſiſcher Gelehrter wie A. N. Veſelovskij, V. O. Ključevskij, J. A. Šljapkin, A. J. Sobolevskij, A. N. Pypin, N. S. Tichonravov, haben den einwandfreien Nachweis erbracht, daß die weſteuropäiſche Literatur, damit das weſteuropäiſche Geiſtesleben, vor allem in ſeiner Aus-

---

[14]) Vgl. P. Miljukov, Očerki II, S. 187 ff; A. Brückner, ArchSlPh. Bd. 42, S. 109 ff.; ZfSlPh. IX, S. 10 ff.; M. Murko, Die Geſchichte von den ſieben Weiſen bei den Slaven. Wien 1890 (Sitzungsbericht d. Kaiſerl. Akad. d. Wiſſenſchaften, phil.-hiſt. Bd. XXII. Derſ., Die erſten Schritte des ruſſiſchen Romanes. Wien 1897.

prägung in der polniſchen und deutſchen Literatur, ſei es dann in lateiniſcher, ſei es in deutſcher oder polniſcher Sprache, angefangen vom 15. Jh., dann verſtärkt im 16. und 17. Jh., durch ruſſiſche Ueberſetzungen, Kompilationen und Bearbeitungen geiſtlicher und profaner Literatur verſchiedenſter Art eindrang, das ruſſiſche Geiſtesleben beeinflußte und umformte. Durch dieſe Forſchungen wurde die heute noch in mittel- und weſteuropäiſchen Schulbüchern, Handbüchern und auch wiſſenſchaftlichen Werken vorgetragene Theſe, daß erſt Peter der Große die Tore nach dem Weſten aufriß und den ruſſiſchen Staat und die ruſſiſche Geſellſchaft und ihre Bildung nach weſteuropäiſchem Muſter aufbaute, als nicht den Tatſachen entſprechend ſchon vor Jahrzehnten erledigt. Peter d. Gr. tat in dieſer Hinſicht nicht mehr als daß er einen durch mehr als hundert Jahre beſtehenden Prozeß des literariſch-geiſtig-geſellſchaftlichen Bewußtſeins offiziell ſanktionierte und legaliſierte, aus Gründen der Staatsraiſon ausbaute und unterſtützte; ferner daß er in den Komplex ſtaatlich-militäriſcher, techniſch-wirtſchaftlicher Belange und Bedürfniſſe die weſteuropäiſchen Erfahrungen und Erkenntniſſe autoritativ hineintrug; daß er ferner vor allem den Staat in ſeiner militäriſch-techniſchen Organiſation und in ſeinen Bildungsbedürfniſſen bewußt nach europäiſchem Muſter umformte. Die Geſchichte der Ueberſetzungen zeigt, daß vor Peter d. Gr. ebenſo viele wiſſenſchaftliche und auch praktiſch-didaktiſche Werke ins Altruſſiſche übertragen wurden — abgeſehen von Erzählungen, Sammelwerken wie Speculum Magnum, Gesta Romanorum, Romanen und Flugblättern — wie unter Peter d. Gr. ſelbſt. Geiſtesgeſchichtlich, literar-geſchichtlich bedeuten die Reformen Peters d. Gr. überhaupt keinen Umbruch: Staatliche Ueberſetzer wie früher, ſtaatliche Auswahl wie früher, im allgemeinen der gleiche Inhalt und die gleiche Auswahl, nur ſtärkere Betonung der techniſch-militäriſchen Werke. Ein Unterſchied der petriniſchen Epoche gegenüber der vorangehenden beſteht nur darin: Vor Peter d. Gr. wurde hauptſächlich aus dem Polniſchen überſetzt; unter Peter d. Gr. wurde die polniſche Vermittlung faſt vollſtändig ausgeſchaltet, die Bekanntſchaft mit der lateiniſchen Sprache wächſt, wie auch die Kenntnis weſteuropäiſcher Sprachen. Daher werden die Ueberſetzungen aus dem Original, aus dem Deutſchen, Holländiſchen, Franzöſiſchen, Engliſchen immer häufiger. Nach dieſen Tatſachen erſcheint alſo die Theſe von der chineſiſchen Mauer, die das vorpetriniſche Rußland von Weſteuropa und der weſteuropäiſchen Kultur getrennt haben ſoll, erledigt, auch in gewiſſer Hinſicht die Theſe von der vollſtändigen Heterogenität der byzantiniſch-griechiſch-ſlawiſchen und der romaniſch-germaniſchen weſtlichen, lateiniſchen Kulturwelt. Beide „Hälften“ ſchöpfen ihre geiſtigen Grundlagen aus den gleichen Quellen, der Antike und dem Chriſtentum. Beide ſtehen in ihrem Mittelalter unter der Herr-

ſchaft des kirchlichen Dogmatismus. Nur zeigt Oſteuropa gewiſſe Verſpätungserſcheinungen der Neuzeit.

Daß Verſchiedenheiten in der ſozialen Struktur, in dem Verhältnis von Kirche und Staat, dem Verhältnis der Kirche zu den profanen Kulturbelangen beſtanden, Verſchiedenheiten, die ſich aus der geſchichtlichen Entwicklung, aus dem anders gearteten Zuſammenwirken von Raum, Raſſe und geſchichtlicher Dynamik ergeben, iſt natürlich unbeſtritten. Das ruſſiſche Slaventum, das ſein Chriſtentum und ſeine Kultur von Byzanz her bekommen hatte, nahm nicht von allem Anfang an eine exkluſive Haltung zur weſtlichen Welt ein. In dem Kijever und Nowgoroder Rußland gab es noch nicht dieſe Unduldſamkeit gegenüber dem lateiniſchen Weſten, wie wir ſie dann in ſo ſtarker Ausprägung in der Moskauer-Periode finden. Wenn auch Byzanz von allem Anfange an eine feindſelige Haltung gegenüber dem Lateinertum einimpfte, ſo drang ſie auf ruſſiſchem Boden nicht in dem Maße durch, teils deshalb, weil dieſe feindſelige Haltung damals in Byzanz ſelbſt noch nicht ihren Höhepunkt erreicht hatte, zum Teil auch deshalb, weil das Leben im alten Rußland friſcher, freier, empfindlicher, aufnahmsfähiger gegenüber natürlichen einfachen Verhältniſſen war. Später änderte ſich das Verhältnis: Der Tatareneinfall vernichtete das ſelbſtändige politiſche Leben des ſüdlichen Rußland, zwang zur Umſiedlung, wobei viele Ueberlieferungen des früheren volkstümlichen Daſeins verloren gingen. Die alten Verbindungen wurden vernichtet, das neue Zentrum der ſtaatlichen Herrſchaft wurde draußen auf einem Gebiet und von einem Stamm begründet, dem alle Ueberlieferungen fehlten. Das Tatarenjoch und die Notwendigkeit der kriegeriſchen Abwehrbereitſchaft ließen politiſche Lebensformen aufkommen, in denen für kulturelle Aufnahmebereitſchaft nicht viel Platz war. Die Entfernung des neuen Zentrums erſchwerte oder unterbrach faſt gänzlich die früheren internationalen Verbindungen, und ſo ſchuf die Moskauer Periode zum Teil auch unter dem Einfluß der aſiatiſchen Horden, der fremden Herren, ein Syſtem nationaler Exkluſivität, die bis Peter d. Gr. herrſchte. Der Fall von Byzanz brachte dieſen nationalruſſiſchen griechiſch-byzantinoſlaviſchen Chauvinismus bis zur letzten Ausprägung; mit der neuen Miſſionsaufgabe des „Dritten Rom", der ſtrengen Erhaltung der alten kirchlichen Ueberlieferung, da die früheren Träger der kirchlichen Ueberlieferung (Byzanz) unter der Fremdenherrſchaft waren. Dieſe Zeit bildete den Gipfelpunkt der Herrſchaft der byzantiniſchen Tradition. Das ausgedehnte Altrußland, das nach der Theorie der Slawophilen die höchſte Entwicklung der beſonderen ruſſiſchen Ziviliſation nach griechiſch-ſlawiſchem Vorbild aufweiſen müßte, zeigt in Wirklichkeit kulturell-geiſtig äußerſte Einſeitigkeit und Hilfloſigkeit. Die Bildung war exkluſiv kirchlich und in

dieſem begrenzten Umfang auch wieder nur eine ſelbſtändige wörtliche Wiederholung des Ueberlieferten, in einem Buchſtabenformalismus bei vollſtändigem Mangel geiſtig-wiſſenſchaftlicher Tendenzen. In allen Gegenſtänden der wiſſenſchaftlichen Ausbildung, in der man die praktiſche Anwendung nötig hatte, mußte man nach der Hilfe von Ausländern greifen.

Im 15. und 16. Jh. war die Kenntnis von Weſteuropa in Rußland gering. Weſteuropa wurde identifiziert mit dem „heidniſchen häretiſchen" Lateinertum. Da die religiöſe Beweisführung entſcheidend war, war damit auch die abweiſende Haltung gegeben. Die entſchiedenſten Gegner aller Reformen auch im Bereich der orthodoxen Ueberlieferung waren die Raskolniki.[15]) Doch intereſſierte ſich die Moskauer Regierung des 15. bis 17. Jh.s lebhaft, was in den weſtlich benachbarten Staaten vor ſich ging, und ſammelte eifrig darüber Nachrichten. Deshalb wurden die Kapitäne der Grenzſtädte beauftragt, aus dem Ausland Kommende, ſowohl Fremde als auch Ruſſen auszufragen, was ſie in den fremden Ländern geſehen hatten, darüber Aufzeichnungen zu machen und zu berichten. Das Gleiche tat die Geſandtſchaftsbehörde (posol'skij prikaz) in Moskau. Die meiſten dieſer überlieferten Berichte berühren politiſche Fragen. Immerhin gab es darunter auch Geſchichten, Nachrichten nicht politiſch-militäriſcher Art, die dann aus den Kanzleien in die Oeffentlichkeit drangen und damit auch Erlebnisſtoff für das literrariſch-geiſtige Leben bildeten. Den Niederſchlag finden wir in verſchiedenen ruſſiſchen Sammelwerken des 15., 16. und 17. Jh.s. Metropoliten, Biſchöfe, Bojaren, alſo kirchliche und weltliche Oberſchichten, die das damalige Moskauer Publikum darſtellten, ſchrieben dann einzelne dieſer Geſchichten, ſo z. B. über die Einnahme von Konſtantinopel, über das Erdbeben in Konſtantinopel, über Aegypten, über Ungarn, über europäiſche Herrſcher, über das Reich der Sibyllen, über Meerwunder uſw. auf.[16]) Wie weit können wir von direkten Einwirkungen und Einflüſſen deutſcher Literatur und deutſchen Geiſteslebens im vorpetriniſchen Rußland ſprechen? Tatſache iſt, daß ſchon zwiſchen dem altruſſiſchen Igorlied und dem altdeutſchen Waltharilied, ferner zwiſchen der ruſſiſchen Sagengeſtalt Ilja Muromjec und der deutſchen Thidrekſage eigenartige Parallelen vorliegen. Ob es ſich hier um direkte Einflüſſe oder nur um Uebereinſtimmungen handelt, die durch die gleiche Literaturgattung gegeben ſind,

---

[15]) Daß die weſtlichen Beſiedlungseinflüſſe auch auf die Kirchenſpaltung der Raskolniki-Bewegung in dem Rußland des 17. Jahrhunderts einwirkten, beweiſt das Material bei V. O. Ključeoſkij, Zapadnoje vlijamje i cerkovnyj raskol v Rossiji XVII. v. Vtoroj sbornik statej. Petersburg 1919; ferner A. K. Borozdin, Protopon Avvakuum. 2 St. Petersburg 1900; über die Raſkolniki-Sekte informativ vgl. N. Bonwetſch, Kirchengeſchichte Rußlands. 1923, S. 57 ff.

[16]) Vgl. A. J. Veſelovskij, Sbornik ORJSl. 74 (1903), S. 303 ff.

iſt bis heute noch nicht ganz geklärt.[17]) Unter den ausländiſchen literariſchen Einflüſſen, die unmittelbare Spuren in der ruſſiſchen Literatur der vorpetriniſchen Zeit hinterlaſſen haben, ſind die griechiſche Literatur, vom Beginn des ruſſiſchen Schrifttums bis zum 15. Jh., teilweiſe auch ſpäter, dann die ſüdſlawiſchen Literaturen, die bulgariſche und ſerbiſche im 15. Jh., ſpäter auch die polniſche im 16., beſonders aber im 17. Jh. von Bedeutung. Charakter, Sinn und Bedeutung des Einfluſſes dieſer einzelnen Literaturen ſind jedoch verſchieden: Die griechiſche ſteht vorbildlich anregend an der Wiege des ruſſiſchen Schrifttums, beſtimmt auf lange Zeit ihren Inhalt und ihre Form und gibt ſpäter noch die Richtung der Entwicklung. Die kirchliche Abhängigkeit von Byzanz findet ihren vollen Ausdruck, ihre Begleiterſcheinungen in der Abhängigkeit von der byzantiniſchen Literatur. Die gleichen inneren kirchlich-kulturellen Notwendigkeiten beſtimmen den weiteren Weg beider Literaturen. Die Einflüſſe der ſüdſlawiſchen Literaturen liegen auf der gleichen Ebene. Der Einfluß der „andersgläubigen", der lateiniſch-katholiſchen, alſo der „ketzeriſchen" Literatur auf die ruſſiſche war gegeben und beſtimmt nicht durch religiöſe, ſondern durch kulturelle Verbindungen, durch territoriale Nachbarſchaft und durch die Nähe der Sprache. Dieſe hatte nicht ſo ſehr einen direkten, als vielmehr einen übertragenden, vermittelnden Charakter, indem — bei der damaligen geringen Kenntnis weſteuropäiſcher Sprachen in Rußland — durch ruſſiſche Ueberſetzungen aus dem Polniſchen Werke weſteuropäiſcher Literaturen, die urſprünglich in lateiniſcher oder deutſcher, franzöſiſcher oder italieniſcher Sprache geſchrieben und in polniſchen Ueberſetzungen und Bearbeitungen ins polniſche Schrifttum gekommen waren, weſteuropäiſches Geiſtesgut in die ruſſiſche Literatur, in das ruſſiſche Bewußtſein Eingang fanden. Es waren alſo nicht, wie bei den griechiſchen und ſüdſlawiſchen Literatureinflüſſen, kirchlich paſtorale Momente maßgebend. Ja, dieſe kirchlich-belehrende, religiös-theologiſche, polniſche katholiſche Literatur rief auf ruſſiſcher Seite eine ſcharfe polemiſche Literatur hervor und ſtieß auf ausgeſprochenes Mißtrauen. Auf Ausnahmefälle wurde vorhin bereits hingewieſen. Hier wurden alſo als Hauptvorbilder ſolche Erzeugniſſe fremder Literatur im polniſchen Kleide genommen, die durch ihren Charakter, ſei es in Form einer kurzen Erzählung oder Parabel im ernſten moraliſchen Ton oder in Form einer Satire, eines Scherzes, das in Rußland im 16. und 17. Jh. immer ſtärker werdende Bedürfnis nach legendärer oder geſchichtlicher Lektüre erfüllten und ihrem allgemein erbaulichen Charakter nach nicht dem literariſchen Geſchmack, der ſich im ruſſiſchen Leſer aus dem bisherigen Schrifttum geformt hatte, widerſprachen.

---

[17]) Vgl. die Unterſuchung von D. Zahul (Zagul) in den Zapiski der Allukrainiſchen Akademie VII—VIII (1926) S. 47—53; ferner R. Trautmann, a. a. O. S. 101.

Unter den fremden Literaturen, die in zweiter Linie auf die altruſſiſche Literatur einwirkten, ſteht die deutſche im Vordergrund. Die Vorausſetzungen liegen in der territoralen Nachbarſchaft und in den dadurch bedingten feindlichen und friedlichen politiſchen und Handelsbeziehungen. Hier ſpielten vor allem die Berührungen mit den deutſchen Anſiedlern der baltiſchen Küſte, mit den deutſchen Hanſe-Niederlaſſungen an der Oſtſee, an den Nordſeeſtädten und in Novgorod, mit denen die ruſſiſchen Fürſten ſeit dem 13. Jh. durch mehrere Jahrhunderte teils kriegeriſch zuſammentrafen, teils lebhafte Handelsbeziehungen unterhielten, eine bedeutende Rolle. Der Ausdruck „Njemci“ (= Deutſche) iſt ſchon auf den erſten Seiten der älteſten ruſſiſchen Chroniken zu finden, und vom Ende des 12. Jh.s iſt die Urkunde eines Friedens des Novgoroder Fürſten Jaroslav Vladimirovič mit den Deutſchen erhalten. Man vergleiche dazu den entſprechenden rumäniſchen, aus dem Slawiſchen genommenen Ausdruck für „deutſch“: neamţ! Doch verſtand man damals im ruſſiſchen Volke, wie vielfach noch heute, unter den Njemci die Ausländer überhaupt, ähnlich wie man heute noch im Innern des Balkan in jedem Produkt techniſcher Neuerung ein Werk des „German“ ſieht, oder wie man heute noch in ſerbiſchen Dörfern, wenn ein neues Feuerzeug oder etwas Aehnliches auf den Markt geworfen wird, ſagt: „to je od Švabe“) „Das iſt vom Deutſchen“). In den älteſten ruſſiſchen Kosmographien ſpricht man von Amerika, „das von den ſpaniſchen und franzöſiſchen Deutſchen entdeckt worden iſt.“ Die zahlreichen freundlichen und feindlichen Beziehungen der Ruſſen mit den Deutſchen im frühen Mittelalter beweiſen nicht nur die Nachrichten in den Chroniken, ſondern auch eine ganze Reihe hiſtoriſcher Dokumente, Vertragsurkunden uſw. Im 16. und 17. Jh. tragen dann die Reiſen deutſcher Reiſender nach Rußland viel zum gegenſeitigen Kennenlernen bei. Die Frage, in welcher Sprache die friedlichen Beziehungen zwiſchen Ruſſen und Deutſchen ſich abgewickelt haben, iſt wegen fehlender ſicherer Angaben ſchwer zu entſcheiden. Sicherlich war die deutſche Sprache im alten Rußland wenig bekannt. Man nimmt an, daß unter den fünf Sprachen, die der ruſſiſche Großfürſt Svevolod Jaroslavovič (1078—1093) nach alten Berichten beherrſcht haben ſoll, auch die deutſche Sprache war. Seit dem 16. und 17. Jh. gibt es bereits mehrere Zeugniſſe über die Kenntnis der deutſchen Sprache unter Ruſſen. Allerdings ſcheint dieſe Kenntnis in der Hauptſache nur bei offiziellen Perſönlichkeiten, die den Verkehr mit den Ausländern im Geſandtſchaftsdienſt abzuwickeln hatten, verbreitet geweſen zu ſein. Ein gewiſſer Theologe Fabri, der in Tübingen im Auftrage des Königs Ferdinand die Verhandlungen mit den ruſſiſchen Abgeſandten im Jahre 1525 führte, berichtet von einem Ruſſen, der Deutſch kannte und als Dolmetſch diente. Zar Ivan Vaſiljevič ſagte in ſeiner

Anrede, die er an zwei livländiſche Gefangene richtete, anläßlich des Vorſchlages des Kaiſers Ferdinand wegen Abtretung von Livland an den deutſchen Ritterorden, unter anderem, daß er die Abſicht habe, in Hinkunft in Pskov und Novgorod Schulen zu errichten, in denen die ruſſiſche Jugend die lateiniſche und deutſche Sprache lernen könnten.[18]) Es liegen ferner aus dem 17. Jh. Zeugniſſe vor ſowohl über Dolmetſcher aus dem Ruſſiſchen bei den Berührungen mit den Deutſchen, wie auch überhaupt über die Beſchäftigung mit der deutſchen Sprache in Rußland. Dieſe Zeugniſſe deuten uns auch die möglichen Vorausſetzungen für die literariſchen Verbindungen an. Darauf weiſen noch folgende Tatſachen hin:

In einer Moskauer Synodal- (Patriarchats-) Bibliothek findet ſich eine Vorrede zum „Alten und Neuen Teſtament", die ſich von den bekannten griechiſchen Vorreden (Johann Zlatouſt oder Athanaſije) vollſtändig unterſcheidet und die aus der weſtlichen kirchlichen Literatur ſtammen muß. Man nimmt an, daß dieſe Vorrede eine Ueberſetzung aus einer deutſchen Bibelausgabe der vorlutheriſchen Zeit iſt. Darauf weiſt eine Bemerkung in dem der Vorrede folgenden Verzeichnis der Bücher des Alten und Neuen Teſtamentes hin, in der es vom „Lied der Lieder" heißt, daß es nicht in die deutſche Sprache überſetzt ſei „(nĕst' prevedena na germanskij jazyk"). Ein anderer Ueberſetzer des Geſandtſchaftsperſonals, Avraam Pankr'ev Firſov, überſetzte in Moskau 1683 ein Buch des Pſalters „sluteranskoj biblii" („aus der lutheriſchen Bibel"). In der ruſſiſchen Redaktion der in der mittelalterlichen Literatur weit verbreiteten Verherrlichung des asketiſchen geiſtlichen Lebensideals, der Erzählung von Barlaam und Joſaphat, in dem aus dem 15. Jh. ſtammenden Auszug des Athanaſije zeigen ſich in den Abſchnitten über das „filioque", über die Gewalt des Papſtes, über die Willensfreiheit des Menſchen, Einflüſſe der lateiniſchen Kirche und der weſtlichen theologiſchen Lehren der Dominikaner. Provinzen dieſes Ordens, deſſen Hauptziel und Aufgabe der Kampf gegen die Häretiker und für die Stärkung des katholiſchen Glaubens war, finden wir in Polen bereits um 1228. Ein Dominikaner Hyazinth war um 1257 als Miſſionär in Litauen, Schweden und Rußland tätig. Dieſe „inquisitores haereticae pravitatis" kamen anſcheinend zuſammen mit Kaufleuten in das ruſſiſche Gebiet, um dort für den Katholizismus zu arbeiten. Dominikaner waren alſo hier als Vorläufer der Jeſuiten tätig. Es liegen direkte Zeugniſſe vor, daß Dominikaner bereits im 15. Jh. auf ruſſiſchem Boden tätig waren und großen Einfluß hatten.[19]) Es iſt ferner bekannt, daß die Dominikaner in den Ländern, in denen ſie arbeiteten, die notwendigen Sprachen lernten. Die Tatſache,

[18]) Scriptores rerum Livonicarum. Riga—Leipzig 1848. II, S. 702.

[19]) N. P. Popov, Izvěstija ORJSl. XXXI (1926), S. 218 ff.

daß der Dominikanermönch Benjamin für die ſogenannte Gennadi-Bibel im Auftrage des ruſſiſch-orthodoxen Erzbiſchofes die zwei Bücher der Makkabäer aus dem Lateiniſchen in das Ruſſiſche überſetzen mußte, beweiſt die hohe Wertſchätzung, die die Dominikaner in den Novgoroder höheren kirchlichen Kreiſen jener Zeit beſaßen. Auch in der Sammlung des ruſſiſchen Kirchenrechtes in der „Kormčaja kniga“ des 16. und 17. Jh.s, finden ſich Stellen, die auf Ideen und Auffaſſung der römiſch-katholiſchen Kirche zurückzugehen ſcheinen. Dieſe Umſtände ſprechen dafür, daß die Dominikaner-Prediger in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s bedeutenden Einfluß auf das ruſſiſche Schrifttum in Novgorod hatten. Es liegen alſo Einwirkungen ſowohl katholiſcher, als auch lutheriſcher Ideen und Literatur auf das ruſſiſche Geiſtesleben bereits Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jh.s vor.

Das in der alten ruſſiſchen Literatur des 16. und 17. Jh.s außerordentlich beliebte und verbreitete „Zwiegeſpräch zwiſchen Leben und Tod“, das dann auch in die populären Volksbücher jener Zeit eindrang, iſt nach den Forſchungen J. Ždanovs als eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen anzuſehen. Unter den alten Faſtnachtsſpielen hat ſich ein im niederdeutſchen Dialekt geſchriebenes Denkmal erhalten: „Faſtnachtsſpiele vom Leben und Tod“, entſtanden im 15. Jh., gedruckt erſt 1576. Der Autor iſt Nikolaus Merkatoris. Dieſes Werk erweckte vor ſeiner Drucklegung das Intereſſe eines anderen Schriftſtellers, der aus den Verſen des Faſtnachtsſpieles das „Zwiegeſpräch zwiſchen Leben und Tod“ ſchrieb. Dieſes wurde zuſammen mit einem belehrenden Anhang gedruckt, mit Illuſtrationen verſehen, wie ſie im 15. und 16. Jh. in Deutſchland ſehr ſtark verbreitet waren. Dieſes populäre Büchlein ſcheint im 16. Jh. über Novgorod nach Rußland gedrungen zu ſein, dort Widerhall gefunden zu haben und dann überſetzt worden zu ſein. Die ruſſiſche Ueberſetzung iſt vollſtändig in verſchiedenen Abſchriften erhalten, während vom deutſchen Original nur Bruchſtücke in der Lübecker Stadtbibliothek auf uns gekommen ſind.

In der Handſchriftenſammlung der ehemaligen Kaiſerlichen Oeffentlichen Bibliothek befindet ſich eine Handſchrift aus dem 17. Jh. „Zrelišče žitija čelovečeskago . . .“. Am Schluß des Titels iſt zu leſen: „Neu überſetzt aus der deutſchen Sprache zum allgemeinen Nutzen in der kaiſerlichen Stadt Moskau im Jahre des Herrn 1674“. Dieſe Handſchrift enthält 124 moraliſierende Fabeln, hiſtoriſche Erzählungen, die aus Herodot, Plutarch, Cicero, Flavius, Suetonius, den Gesta Romanorum u. a. ſtammen. An einer Stelle wird der Ueberſetzer genannt: Andreje Andrejev, Sohn des Vinius.

Eine andere Handſchrift der gleichen Bibliothek, ebenfalls aus dem 17. Jh. ſtammend, enthält eine Ueberſetzung zweier Werke des perſiſchen

Dichters Saadi, des Dichters des Werkes „Gjuliſtan“ und der Fabeln des Lokman, ebenfalls aus dem Deutſchen übertragen. Nach den Forſchungen Pypins bildet der deutſche Sammelband von Olearius (Oehlenſchläger) „Schich Musladi Saadi Schiraßki“ die Grundlage. Die Forſchungen der V. Adrijanova[20]) brachten ferner den Nachweis, daß die ruſſiſche Legende von Ahasverus, die in einer Handſchrift des 17. Jh.s vorliegt — erſte deutſche Ausgabe 1602 — durch Vermittlung einer deutſchen Broſchüre in die Kuranten (Flugblätter) des Jahres 1663 eindrang. Dieſe Broſchüre kam jenem Intereſſe entgegen, das durch einen kurzen Briefwechſel mit Danzig im Zuſammenhang mit dem Auftauchen eines wandernden Juden daſelbſt geweckt worden war. Die Broſchüre wurde überſetzt, weil man für das Jahr 1666 das Weltende und den Antichriſt erwartete. Die ruſſiſche Ueberſetzung geht allerdings nicht auf den deutſchen Text von 1602 zurück, ſondern auf eine ſpätere gekürzte und veränderte Ausgabe. Der im 16. Jh. entſtandene ruſſiſche „Lucidarius“, ein enzyklopädiſtiſches Werk, das in Katechismusform von Fragen und Antworten über Welt, Menſchen, Länder, Tiere uſw. Aufſchluß gibt und eine Uebergangsſtellung zwiſchen den Apokryphen und den neuen Kräuterbüchern, Rätſelbüchern und philoſophiſchen Werken darſtellt, iſt ebenfalls eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen. Spuren des deutſchen Originals ſieht man noch an einzelnen Germanismen und deutſchen Lehnwörtern, für die man noch keine entſprechenden ruſſiſchen Ausdrücke in der Literatursprache hatte. Z. B. slongi für deutſch „Schlange“, „gilisteri“ für „gelber Stier“, ader (adader) für „Natter“, lintvorm für „Lindwurm“, ferner wurden ganze Phraſen wörtlich nach dem Deutſchen überſetzt.[21]) Der Ueberſetzer war ein gewiſſer Georgije. Seine nähere Identität kennen wir nicht, vielleicht verbirgt ſich Fürſt Georgije Ivanovič Tokmakov hinter dieſem Namen. Nachklänge dieſes ruſſiſchen Lucidarius finden wir dann in dem literariſchen Werk des erſten bedeutenden ruſſiſchen Schriftſtellers jener Zeit, Maxim Grek, in dem Werk „Poslanie k nekojemu mužu“. Grek erkannte die weſtlichen Quellen, die mit der Orthodoxie nicht im Einklang ſtehende Auffaſſung, die Elemente weſtlicher Myſtik im Lucidarius.[22]) Im allgemeinen bietet uns den beſten und unmittelbarſten Einblick in die neuen geiſtigen Intereſſen und Bedürfniſſe der Moskauer Geſellſchaft des 16. und 17. Jh.s, damit einen Einflick der Hinwendung zur weſteuropäiſchen Kultur, des Eindringens weſteuropäiſchen, damit auch des deutſchen Bildungsgutes in das vorpe-

---

[20]) Izvěstija ORJSl. 1915, Heft 3, S. 217 ff.

[21]) N. S. Tihonravov, Socinenija I (1898), S. 300 ff.

[22]) E. Petuchov, Slědy neposredstvennago vlijanija německoy literatury na drevnerusskuju. Žurnal MNPr. 1897, Nr. 7. S. 145 ff.

triniſche Rußland, die ruſſiſche Ueberſetzungsliteratur. Die grundlegenden Forſchungen A. Sobolevkijs, erſchienen in den Ausgaben der Ruſſiſchen Akademie, geben uns eine ſichere Grundlage für die Beurteilung dieſes bedeutungsvollen geiſtesgeſchichtlichen Prozeſſes.[23])

Die erſten Ueberſetzungen aus den weſteuropäiſchen Literaturen, die im moskovitiſchen Rußland entſtanden ſind, fallen in die zweite Hälfte des 15. Jh.s und ſtammen vorwiegend aus Novgorod. Doch Ueberſetzungen von Dokumenten aus dem Lateiniſchen, wie die über das Konzil von Florenz, finden ſich ſchon früher. Die erſten, die ſich nachweisbar mit dem Ueberſetzen aus den Literaturen des „römiſch-germaniſchen" Weſtens beſchäftigt haben, ſind der vorhin genannte Dimitrije Geraſimov, der in Livland Lateiniſch und Deutſch gelernt hatte und im Auftrage des ruſſiſchen Erzbiſchofs Gennadius als Ueberſetzer tätig war. Er überſetzte für den vollſtändigen Kodex bibliſcher Bücher in kirchenſlawiſcher Sprache, den der Erzbiſchof in Auftrag gab, einzelne Partien aus der deutſchen Bibel, daneben auch unter anderen zwei lateiniſche Bücher gegen das Judentum. Unter Gennadius arbeitete auch ein gewiſſer Dominikaner Benjamin, jedenfalls ein Kroate, der auch Griechiſch und Franzöſiſch konnte und wahrſcheinlich 1498 die zwei Bücher der Makkabäer aus dem Lateiniſchen ins Ruſſiſche übertrug. Die Ueberſetzung wurde dann ebenſo wie einige Pſalmen, die aus dem niederdeutſchen Pſalter des 15. Jh.s bzw. aus einem lateiniſch-deutſchen Pſalter des 15. oder 16. Jh.s ſtammten, in die ſogenannte Gennadius-Bibel aufgenommen. Ferner war ein gewiſſer Jurij, der Reiſegefährte Geraſimovs auf der Reiſe nach Italien, als Ueberſetzer tätig. In den dreißiger Jahren des 16. Jh.s verſchiebt ſich dann der Schwerpunkt dieſer kulturellen Vermittlertätigkeit im Wege der Ueberſetzungen von Novgorod nach Moskau, das dann über anderthalb Jahrhunderte auf dieſem Gebiet führend blieb. Ende des 15., zu Beginn des 16. Jh.s war bereits eine Reihe von Werken verſchiedenen Charakters überſetzt. Ein Großteil davon diente entſprechend den pädagogiſchen, man möchte faſt ſagen aufkläreriſchen Tendenzen, praktiſchen Bildungs- und Informationsintereſſen. Daher kosmographiſche, arithmetiſche Werke, populär-mediziniſche Kräuterbücher und Handbücher, Bücher über Aſtrologie, Rethorik, Chroniken, Kalender. Die Sprachen, aus denen überſetzt wurde, waren vorwiegend lateiniſch und deutſch, daneben polniſch, in ganz ſeltenen Fällen weißruſſiſch oder hebräiſch. Der Wert der einzelnen Ueberſetzungen iſt verſchieden, die Mehrzahl gut. Der Typus der wörtlichen Ueberſetzung überwiegt. Die Hauptmaſſe fällt in das 17. Jh. Durchgeführt wurden

[23]) Perevodnaja literatura Moskovskoj Russiji XIV—XVII věkov. Bibliografičeskije materijali. Sbornik DRJS 174 (1903.) S. 1 bis 460. Vgl. dazu noch V. Peretz, Izvěstija ORJS 1 IV, S. 1485 ff.

dieſe Ueberſetzungen überwiegend durch Ueberſetzer des „Geſandtſchafts-amtes“ und zwar nicht nach eigener Wahl, ſondern auftragsgemäß. Die Ueberſetzer des Geſandtſchaftsamtes waren meiſt ſprachenkundige Ausländer, die aus den ſüdlichen oder weſtlichen Teilen Rußlands ſtammten und daher Polniſch und Lateiniſch konnten, daneben Polen, Deutſche, Holländer, meiſt Menſchen ohne literariſche Bildung. Eine zweite, zahlenmäßig nicht große Gruppe von Ueberſetzern bilden Mönche, Menſchen mit gewiſſer literariſcher Bildung, die von ſtaatlichen Stellen nach Moskau berufen worden waren. Gegen Ende des 17. Jh.s tauchen dann auch Ueberſetzer aus Liebhaberei auf, wie Fürſt Kropotkin und Andrej Matějev, die intereſſanterweiſe vorwiegend aus dem Polniſchen überſetzten. Es kam vor, daß derſelbe Ueberſetzer Bücher über militäriſche Taktik neben Sammlungen von Fabeln und Romanen überſetzte, ohne entſprechende fachliche Bildung, manchmal auch ohne genaue Kenntnis der Sprache. Daher kam es häufig nur auf die Wiedergabe der Worte an, nicht auf deren Sinn. Wer nach Moskau kam und ſprachenkundig war wie z. B. der Archidiakon Michael oder der Grieche Benedikt, wurde für Ueberſetzungen herangezogen, auch für Gebiete, die ihm vollſtändig fremd waren. Wer die zu überſetzenden Bücher vorſchlug bzw. empfahl, läßt ſich nicht ſicher feſtſtellen. Tatſache iſt, daß in erſter Linie die Bücher überſetzt wurden, die damals in Polen und Weſteuropa weit verbreitet waren. Daher ſtehen weſteuropäiſche Werke mittelalterlichen Urſprungs und Geiſtes, Ritterromane, alte Sammlungen orientaliſcher Erzählungen, Arbeiten mittelalterlicher Gelehrter wie Albertus Magnus, Michael Scott, Raimund Lullus, (Ars magna „generalis), des Pſeudoariſtoteles uſw., neben Werken, die mehr geographiſch-naturwiſſenſchaftliche Intereſſen der Neuzeit ankündigen. So dringt gleichzeitig ſowohl mittelalterliches wie auch neuzeitliches Bildungsgut in den ruſſiſchen Kulturboden ein. Das ſtärkſte Intereſſe gilt in Moskau geographiſchen Werken. Alle bedeutenden Werke allgemeinen Charakters auf dieſem Gebiete, die in Weſteuropa Ende des 16. und Anfang des 17. Jh.s erſchienen waren, wurden ins Ruſſiſche überſetzt. So das Werk des Italieners Boter im Wege über die polniſche Ueberſetzung, des Ortelius „Theatrum orbis terrarum“ (Antwerpen 1571), und Mercator, „Atlas sive Cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura (Amſterdam 1606), Luca de Linde, „Descriptio orbis et omnium rerum publicarum“ (Amſterdam 1665), der Amſterdamer Atlas von J. Blaeu „Theatrum orbis terrarum“ (Amſterdam 1643) u. a. Spezialwerke aus der Geographie, Beſchreibungen des heiligen Landes, Beſchreibungen von Algier „Turcici imperii status. Lugd Batatav. 1634), Perſien, Spitzbergen. Nach den geographiſchen Werken folgen hiſtoriſche z. B. die Arbeiten von Gorczyn

(Krakau 1648), Werke über die Türkei, über die Vorgänge in China, Abeſſinien, die Geſchichte des Joſephus Flavius. Starkes Intereſſe erwecken auch mediziniſche Werke und ſolche über Pferdezucht, Landwirtſchaft, Jagd, Wörterbücher. Dazu kommen Werke über Mathematik, Philoſophie, politiſche Wiſſenſchaften. Im geſamten ergibt ſich alſo ein ſehr buntes Bild der geiſtigen Intereſſen: Römiſche Klaſſiker, Werke mittelalterlicher und zeitgenöſſiſcher deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher, ſpaniſcher und polniſcher Autoren, entweder in deutſchen, holländiſchen Ausgaben des 16. und 17. Jh.s oder in polniſchen Ueberſetzungen. Direkte Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italieniſchen oder Spaniſchen fehlen bis zum Ausgang des 17. Jh.s. Die polniſche Vermittlung ſpielte eine bedeutende Rolle. Deutſches Geiſtesgut wurde alſo in dieſer Zeit einerſeits unmittelbar durch lateiniſch-deutſche, holländiſche Ausgaben und Autoren, anderſeits im Mittlerwege über polniſch-lateiniſche Werke und Autoren wirkſam. Einige Beiſpiele von Ueberſetzungen deutſch-lateiniſcher Werke bzw. von Werken, die von deutſchen Druckereien ſtammen:

Aus einer deutſchen Kosmographie des Jahres 1611 wurde kompilatoriſch eine ruſſiſche „Kosmografija v 76 glav" hergeſtellt. Der holländiſche Atlas „De Zee-Atlas, ofte Water-Wereld . . ." (Amſterdam 1693) wurde überſetzt. Das Werk des franzöſiſchen Miſſionars Sanſon über Perſien „Voyage au relation de l'état présent du rayaume des Perses" (Paris 1695) kam durch eine deutſche Ueberſetzung zur Kenntnis des ruſſiſchen Publikums. Ferner wurden überſetzt: Das in Frankfurt 1600 und Köln 1608 erſchienene Reiſewerk über Indien: „Historia Indiae orientalis pars tertia" des Danziger Gotthard Arthus (Arthusius); die Beſchreibung der Reiſe des Adam Olearius (Oelſchläger) „Moskowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung" (Slesvig 1647, Hamburg 1696); ferner „Reiſebeſchreibungen nach Mußkau und Perſien, J. A. von Mandelslos morgenländiſche und J. Anderſons und V. Iverſens orientaliſche Reiſe. Mit angehängter chineſiſcher Revolution, nebſt Perſianiſchen Roſental und Baumgarten von Neuem aufgelegt" (Hamburg 1696).

Alexander Guagninus, Sarmatiae Europae descriptio. (Spirae 1581. [Im Wege einer polniſchen Überſetzung]).

J. Sleidani, (Philipp aus Sleida, Grafſchaft Mandelſcheid), De quatuor summis monarchiis libri tres (Amſterdam 1556).

Nikifor Kalliſts Kirchengeſchichte, Frankfurter Ausgabe 1588, Pariſer Ausgabe 1630.

Aus dem deutſchen Kalender des Mathematikers und Philoſophen J. Focht (1684) die Geſchichte von Mahomed.

Novus Atlas Sinensis a Martinio soc. Jesu descriptus (Köln 1654).

Des deutſchen Jeſuiten Athanaſius Kircher: China monumentis qua sacris, qua profanis. nec non variis naturae et artis spectaculis illustrata (Amſtelod. 1667).

Des Erfurters J. Ludolfi (Leutholff): Historia Aethiopica, sive brevis et succincta descriptio regni habissinorum (Francof. 1681).

Nicaenum concilium primum generale, in quatuor liberos distinctum, per Alphonsum Pisanum, S. J. (Coloniae, 1581).

Prodigiorum ac ostentorum chronicon, quae praeter naturae ordinem, motum et operationem . . . acciderunt. Per Conr. Lycosthenem [Wolffhart aus Elſatz] (Basi-

leae, 1557). L. Fronſperger, Kriegsbuch (Francfurt, 1596). — J. J. Wahlhauſen, Kriegskunſt zu Fuß (Oppenheim 1865, Leerwardein 1630). Joſ. Boileau Langrini. Schießkunſt. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt in die deutſche Sprache von Jakob Branzi (Straßburg 1603). Le maneige royal de Pluvinel. Braunſchweig 1653. Ruſſ. Überſetzung aus dem Deutſchen. — Instruction du roi, en l exercice de monter a cheval. Par Messire Antoine de Pluvinel (Paris 1629). Ruſſ. Überſetzung aus dem Deutſchen.

Neuer und alter Kalender 1685, 1690 des Leipziger Mathias Dreſſerus und Johann Heinrich Focht, gedruckt in Hamburg; ferner Fochts Kalender aus den Jahren 1691, 1695, 1696.

Joannis Hevelii (Hevelaus Danzig), Selenographia sive lunae descriptio atque accurata tam macularum ejus, quam motuum diversorum aliarumque omnium . . . (Gedani 1647).

Eine deutſche Arithmetik, Vorlage unbekannt.

Joh. Remmelin, Catoptron microcrosmicon (Ausgaben 1619, 1632, 1639, 1660, 1661). Alberti Magni, (des berühmten ſchwäbiſchen Dominikaners) De secretis mulierum, item de virtutibus herbarum, lapidum et animalium (Amstel. 1648).

D. Saavedra Faxardo, Idea principis christiano-politici, 101 symbolis expressa (Amstelodami 1659 [mit Gravüren]).

Psalterium beati Brunonis, episcopi Herbipolensis, a Joh. Cochleo (= Dobneck am Wendelſtein bei Nürnberg) restitutum . . . (Lipsiae 1533 [1494, 1497]).

Divi Augustini Meditationes, soliloquia et manuale . . . (Ausgabe des Jeſuiten Sommalius) Coloniae 1639. — Beati Vigilii martyris es episcopi Tridentini opera. Hrg. von Georgius Caſſandrus. Dazu von Caſſandrus: Commentarius de duabus in Christo naturis et una hypostasi (Coloniae 1555).

Piae considerationes ad declinandum a malo et faciendum bonum cum iconibus vitae aeternae, r. p. Antonii Sucquet e societate Jesu. (Viennae 1672 [vorher Antwerpen 1620, 1625, 1630, 1655]).

Drexelius, Heliotropium, seu conformatio humanae voluntatis cum divina (München 1627); polniſche Überſetzung (Lublin 1630, Krakau 1649).

Hortulus Reginae, sive sermones Meffreth (Coloniae Agr. 1625).

Divinae scripturae nempe veteris et novi testamenti omnia (Francofurti, apud Wecheli haeredis, 1597).

Die Vorrede zur: Orthodoxa confessio catholicae atque apostolicae ecclesiae orientalis, quam cum interpretatione latina primum edidit Laurentius Normanus. Lipsiae, apud I. Thomam Fritsch, 1695.

Die Antworten des livländiſchen Paſtors Martin Nandelſtätt auf die Fragen des Zaren Ivan des Schrecklichen über das Luthertum wurden in deutſcher Sprache geſchrieben und dann ins Ruſſiſche überſetzt.[24]) Ferner wurden zahlreiche niederdeutſche Flugblätter (die die heutigen Zeitungen und polemiſche Schriften vertraten) des ausgehenden 15. und des beginnenden 16. Jh.s ins Ruſſiſche überſetzt.[25])

Z. B.: De Moluccis insulis itemque aliis pluribus mirandis, quae novissima Castellanorum navigatio, serenissimi imperatoris Caroli V auspicio suscepta, nuper invenit. Maximiliani Transylvani epistola ad reverendissimum cardinalem Saltzburgensem lectu perquam jucunda, Köln 1523.

---

[24]) Cvětajev, Protestantstvo i protestanti v Rossiji, S. 574—76.

[25]) Vgl. über dieſe Flugblätter E. Weller, Die erſten deutſchen Zeitungen, 1505—99. Bibliothek des literariſchen Vereines in Stuttgart CXI. Tübingen 1872. — Germania XXVI, 1881; Zentralblatt für Bibliotheksweſen V, 1888, 1889. —

Ferner das Flugblatt, das den Brief des türkiſchen Sultans an den polniſch-litauiſchen König vom Jahre 1637 enthält; dann deutſche bzw. holländiſche Kuranten aus dem Jahre 1669 über die Krönung des polniſchen Königs, die Korreſpondenz des türkiſchen Sultans mit dem Kaiſer Leopold des Jahres 1669; über das Erdbeben von Sizilien des Jahres 1692 und verſchiedene andere Kuranten, wie ſie damals auf den Märkten in Mittel- und in dem benachbarten Südoſteuropa verkauft wurden.

Im Wege der Gravierungen auf dieſen Flugblättern und Kuranten ergaben ſich auch deutſche Einflüſſe auf die ruſſiſche bildende Kunſt. Die „deutſch gedruckten Blätter" waren frühzeitig im ruſſiſchen Handelsverkehr. Sie werden in kaufmänniſchen Büchern des Jahres 1634—37 erwähnt. Und der Patriarch Joachim bemerkt, daß auf den Bildern Geſtalten von Heiligen nach der Art fremder Perſonen und in „deutſchen Kleidern" zu Unrecht dargeſtellt werden.

In der zweiten Hälfte des 17. Jh.s gelang es den hohen kirchlichen Kreiſen, daß der Verkauf von Blättern, gedruckt von „deutſchen Häretikern", verboten, gefundene Blätter vernichtet und die Verkäufer beſtraft wurden. Dieſe und die ruſſiſchen „ergötzlichen Blätter" (potěšnije listy), die im Volke im Umlauf und beliebt waren, nahmen ihren Inhalt aus deutſchen Blättern. Solchen deutſchen Blätter, erbaulichen und ergötzlichen Charakters, gerieten im 17. Jh. ſogar in die kaiſerlichen Bibliotheken. Und deutſche Blätter mit gravierten Bildern waren in den reicheren Klaſſen der ruſſiſchen Bevölkerung nicht ſelten Gegenſtand der Unterhaltung der Kinder. Der Einfluß von Bildern und Schriften auf die ruſſiſche Volksliteratur und bildende Kunſt war damit ganz natürlich. In einer Handſchrift des 17. Jh.s von der Verwandlung eines Kavaliers in einen Hund wird am Beginn der Geſchichte erzählt, daß dieſe Schrift von einem deutſch gedruckten Blatt überſetzt worden ſei. Der ruſſiſche Forſcher V. V. Staſov vertritt die Anſicht, daß im 16. und 17. Jh. in den weſtruſſiſchen Gebieten deutſche Gravierungen der Apokalypſe und der Bibel ſehr ſtark verbreitet waren und daß dieſe auf die ruſſiſche Gravierkunſt Einfluß hatten. Nach ſeiner Anſicht ſind die Quellen der umfangreichen Ausgabe der Apokalypſe des Prokopije, die in den Jahren 1646 bis 62 graviert wurde, nicht in den holländiſchen Ausgaben der Bibel des Piscator zu ſuchen, ſondern in den entſprechenden deutſchen Ausgaben des 16. und 17. Jh.s oder in den den deutſchen verwandten polniſchen Ausgaben. Der ruſſiſche Forſcher Rovinskij äußerte die Meinung, daß die ruſſiſchen Holzſchnitte weltlichen Inhalts, in Plan und Ausführung, Format und im Stil, Aehnlichkeit aufweiſen mit den deutſchen Illuſtrationen in den Dichtungen des Hans Sachs aus der zweiten Hälfte des 16. Jh.s. Die Graveure der Druckereien des ſüdweſtlichen Rußlands kopierten im 16. und 17. Jh. weſtliche Vorbilder. Sie kopierten wahllos

deutſche Meiſter und einer vom anderen. Die Moskauer Graveure hielten ſich bei größeren Darſtellungen mehr an die alten Vorbilder, doch in den kleineren Bildern und in den architektoniſchen Verzierungen ahmten ſie ebenſo wie die Graveure der ſüdweſtlichen Gebiete die weſtlichen Vorbilder nach. So ſtanden die verſchiedenen Zweige des vorpetriniſchen ruſſiſchen Kulturlebens, neben der kirchlich religiöſen erbaulichen Literatur, neben Medizin, Kalendern uſw., auch die volkstümliche Malerei unter dem bildenden Einfluß der deutſchen Kunſt.

Am unmittelbarſten war der deutſche Einfluß auf dem Gebiete des Theaters. Das konfeſſionelle Zeitalter brachte den Ukrainern und Ruſſen von Weſten her, einerſeits über Polen, anderſeits direkt aus den deutſchen Landen, über Danzig und Livland, die Grundlagen eines nationalen Theaters. Die erſte Kunde von weſteuropäiſchen Theatervorſtellungen, ſowohl von geiſtlichen Spielen, von Schuldramen, als auch von Stücken, die an einem Hofe aufgeführt wurden, gelangte durch Berichte ruſſiſcher Geſandter, die in politiſcher Miſſion in Weſteuropa weilten, nach Rußland. So die Kunde von italieniſchen Myſterienſpielen und Volkskomödien, von deutſchen Faſtnachtsſpielen und Hanswurſtiaden, von Marionetten, Gauklern und fahrendem Volke. Der Biſchof von Suzdal, Avraamije, der 1437—39 zuſammen mit einem anderen Suzdaler Geiſtlichen Simeon, den Mitropoliten Iſidor nach Ferrara und zum Florentiner Konzil begleitete, hinterließ uns eine Reiſebeſchreibung, in der er auch über Oſterſpiele, über die „Rappresentazione della Anunziazione di Nostra Donna“ und über eine „Rappresentazione dell' Ascensione“ in Florenz berichtet. Dieſe Berichte des Avraamije erweckten, wie uns ſchriftliche Quellen beſagen, großes Intereſſe der ruſſiſchen gebildeten Kreiſe. Uebrigens finden ſich dabei auch Berichte über die in der italieniſchen Renaiſſance häufigen Theaterſtücke à grand spectacle mit Maſchinerie und Feuerwerk. 200 Jahre ſpäter finden wir ruſſiſche Berichte über barocke spectacula, über Spiele von Holofernes und Judith“ am Hofe des polniſchen Königs, wohin 1635 der Bojarenfürſt Alexej Mihajlovič in offizieller Angelegenheit geſchickt worden war. Zwei Jahre ſpäter wurden die ruſſiſchen Abgeſandten Proeſtev und Leontev ebenfalls durch Aufführungen einer „Komödie“ geehrt. 1658 hatte der ruſſiſche Geſandte Vaſilije Bogdanovič Lichačev im Auftrage ſeiner Herren in Florenz Gelegenheit, Theateraufführungen und zwar nicht mehr wie früher Myſterienſpiele in der Kirche, ſondern weltliche Spiele am Hofe des Fürſten, mythologiſche Spiele, Stücke mit Balletteinlagen und Harlekin-Intermedien, zu ſehen und zu hören. 1668 ſah der ruſſiſche Geſandte Potemkin in Paris im Theater die Komödie „Coups de l'amour et de la Fortune“, den „Amphytrion“ von Molière. Aus den Berichten läßt ſich erkennen, daß die ruſſiſchen Ge-

ſandten dieſe weltlichen Theateraufführungen in Florenz, Polen und Paris noch nicht als künſtleriſche Werke erlebten, ſondern als „potěcha“, als Angelegenheiten der Kurzweil, des Spaſſes, ungefähr ſo, wie wir heute eine Orpheumaufführung erleben.

In der gleichen Zeit, in der dieſe wenigen Nachrichten von weſteuropäiſchen Theateraufführungen nach Rußland drangen, begann ſich im benachbarten Polen, im Zuſammenhang mit der Tätigkeit der Jeſuiten, eine neue Form von Theateraufführungen, das Schuldrama, zu entwickeln, das dann in ſeinem polniſchen Typ in die ukrainiſchen orthodoxen Lehranſtalten übernommen wurde. Im moskowitiſchen Rußland entwickelte ſich zu gleicher Zeit eine gewiſſe Form kirchlicher „Spiele“, die gewiſſe Nachwirkungen der weſteuropäiſchen Myſterienſpiele darſtellen. Eine volle Entwicklung dieſer Gattung des liturgiſchen Dramas in Rußland wurde durch die theaterfeindlichen kirchlichen Oberbehörden verhindert. Ich verweiſe nur auf das Verbot des Moskauer Mitropoliten Joſima zu Beginn des 16. Jh.s, auf die neuerlichen Verbote in den erſten Dezennien und in der Mitte des 16. Jh.s, die alle zeigen, daß nach der byzantiniſchen Tradition der ruſſiſchen Kirche alle dieſe Spiele ebenſo wie die Volksbeluſtigungen der Gaukler und fahrenden Sänger als heidniſch, als teufliſches Machwerk („igry běsovskija“) bekämpft wurden.

Für die Entwicklung des Schuldramas auf ukrainiſchem Boden waren die Schuldramen der Jeſuiten, die in Minsk und Wilno aufgeführt wurden und ähnlich wie die mittel- und weſteuropäiſchen Schulſtücke Stoffe aus der Bibel und Kirchengeſchichte, Legenden, Stoffe aus der griechiſchen und römiſchen Geſchichte, Moralitäten und panegyriſche Stücke verſchiedener Art brachten, vorbildlich. So kam es auch, daß — bei den engen Verbindungen zwiſchen der polniſchen und ukrainiſchen Literatur des 16. und 17. Jh.s — der Einfluß der deutſchen Faſtnachtsſpiele auf die polniſche Schulkomödie auch auf ukrainiſchem Boden in der Geſtaltung der komiſch-ſatiriſchen Intermedien in der Volksſprache und mit volkstümlichen Typen eine Weiterwirkung und Weiterentwicklung fand, wie ja auch der deutſche Begriff Faſtnacht ins Ukrainiſche übernommen wurde. Die Nachwirkungen gehen bis in die Volksdichtung hinein, in die volkstümlichen Puppenſpiele der Ukraine und Weißrußlands, indem auf dieſem Wege weſteuropäiſche Stoffe und Typen ins oſtſlaviſche Volksbewußtſein drangen. Der Till Eulenſpiegel-Typus wurde dann bei den Ukrainern ebenſo wie bei den Litauern und Großruſſen nationaliſiert. Der komiſche Vertep-Typ, eine Aſſimilation eines volkstümlichen Typus in den Intermedien, den Zwiſchenſpielen des jeſuitiſchen Schuldramas, ſoll angeblich über die Lemberger deutſche Kolonie in die ukrainiſchen volkstümlichen Spiele gedrungen ſein. Es wurden ferner bairiſch-öſterreichiſche

Weihnachtsſpiele, Oſterſpiele und Krippenſpiele, vor allem die populären Paradiesſpiele von Adam und Eva, Kain und Abel, David und Goliath, über Polen in die Ukraine hinein wirkſam. Auch deutſche Dramatiſierungen der Predigten des hl. Bernhard („Ein ſchöne und newe Comedien von der wunderbarlichen Vereinigung göttlicher Gerechtigkeit uſw.") fanden im polniſchen und ukrainiſchen Schuldrama eine Weiterentwicklung. So drang der deutſche Begriff Schoppen (=Stall) als šopka durch die Krippenſpiele auf den oſtſlaviſchen Boden. Die ukrainiſchen Puppenſpiele wurden dann nach Moskau verpflanzt. Das Jeſuitendrama drang vorbildgebend im 17. Jh. in die Kijever Akademie. Die dort aufgeführten Stücke ſtellen vielfach Ueberſetzungen und Bearbeitungen polniſch-lateiniſcher Jeſuitenſtücke dar. So die Stücke vom heiligen Alexius, dem Gottes-Menſchen, das Myſterium vom Leiden Chriſti, vom verlorenen Sohn — und ſchließlich drangen ſie weiter in die großruſſiſchen geiſtlichen Bildungsſtätten, die nach dem Muſter der Kijever Akademie gegründet und organiſiert wurden und daher auch die Tradition des Kijever Schuldramas fortpflanzten. Auf dieſem Wege drangen Elemente weſtlicher barocker Theaterkunſt zu den Oſtſlawen.

An den Anfängen der Theatervorſtellungen in dem Rußland des 17. Jh.s haben Deutſche wirkſamen, man könnte faſt ſagen, entſcheidenden Anteil. Das neue Theater in Moskau hat mit den vorhin beſprochenen Schuldramen nichts Gemeinſames, außer gewiſſen gemeinſamen barocken Stilelementen. Dieſes neue Theater bildet in der Tatſache, daß es trotz aller Verbote der orthodoxen Hierarchie zuſtande kam, ſich durchſetzte, zum öffentlichen Bedürfnis wurde, eines der bemerkenswerteſten Anzeichen der inneren Umſtellung, der Wendung im geiſtigen Leben der ruſſiſchen Geſellſchaft des 17. Jh.s. Es bildet anderſeits eine Frucht der Einflüſſe weſtlicher Kultur und weſtlicher Kulturbedürfniſſe. Noch in den 40er Jahren des 17. Jh.s machte der junge Zar Alexej Michajlovič den Verſuch, durch ſtrenge Vorſchriften das ganze ruſſiſche Land in ein Kloſter umzugeſtalten, jederlei Art von öffentlichem Tanz und Spiel zu verbieten. Doch die neue freie Lebensauffaſſung, die „Neuerungen" hatten ſich bereits in der Literatur, in der Kunſt eingeniſtet, die Geſellſchaft ergriffen. Auch der Herrſcher ſelbſt begann ſich für die „Neuerungen" der europäiſchen Kultur zu intereſſieren.

Die deutſche Anſiedlung in Moskau, die „njemeckaja slobocla", in der alle möglichen Ausländer verſchiedenſter Profeſſionen tätig waren, trug im Wege ihrer geſellſchaftlichen Verbindungen entſcheidend zu dieſer Umſtellung in der Auffaſſung des ruſſiſchen Hofes und der ruſſiſchen Geſellſchaft bei.[26])

[26]) Ich kann mich hier auf Weſentliches beſchränken, da dieſe Tatſachen einerſeits durch die auch deutſch erſchienene Arbeit von A. Veſelovskij, Deutſche Einflüſſe

Die Anfänge der Theatervorſtellungen im Rußland des 17. Jh.s gehen auf den wirkſamen Anteil der Deutſchen zurück. Der Vorgang war folgender: Der Bojare A. S. Matvějev, ein überzeugter Anhänger der weſteuropäiſchen Neuerungen und der Notwendigkeit der Uebertragung dieſer Neuerungen nach Rußland, intereſſierte den Zaren Alexej Michajlovič unter anderem auch für das Theaterweſen und bewirkte die kaiſerliche Erlaubnis, daß Theatervorſtellungen in Moskau ſtattfinden durften. Der Zar wandte ſich in Angelegenheit dieſer „německaja potěcha“ (dieſer „deutſchen Kurzweil“) an die Deutſchen in Moskau. Am 12. Mai 1672 erhielt Van Staaden durch Matvějev den kaiſerlichen Auftrag zum kurländiſchen Herzog Jakob zu reiſen, um bei ihm „gute, des Bergbaues, der Erzgewinnung und des Schmelzens kundige Meiſter“ (ruſſ. „master“!), ferner gute und gelernte „Trompeter“, alſo Muſiker und Spieler, zu ſuchen, die es, wie es wörtlich heißt, verſtünden, jederlei Komödie aufzuführen. Der Auftrag ging ferner dahin: Wenn Van Staaden ſolche geeignete Leute in Kurland ſelbſt nicht finden ſollte, ſo ſolle er nach Schweden und ins preußiſche Land gehen. In Riga fand Van Staaden im Juli des gleichen Jahres eine Gruppe von acht Akteuren. Im Oktober des gleichen Jahres konnte er bereits berichten, daß es ihm gelungen ſei, drei junge Leute aus dieſer Gruppe für Moskau zu gewinnen, „die alle Spiele ſpielen, wie ſie bisher in Moskau noch nicht gehört wurden“. Uebrigens trat Van Staaden bei dieſer Miſſion auch mit der Primadonna Anna Paulſon der Kopenhagener Oper in Verbindung. Durch die Rigaer Schauſpieler wurde van Staaden auch mit einigen der deutſchen Wanderſchauſpielergruppen bekannt und gewann einige davon mit ſchriftlichem Vertrag für Moskau. Dieſer Engagementvertrag wurde allerdings nicht eingehalten. Im Dezember 1672 kehrte Van Staaden nur mit einem Muſikanten nach Moskau heim. Aber die Frage der Einführung von Theatervorſtellungen in Moskau blieb weiter aktuell; Van Staaden wandte ſich in Moskau ſelbſt an die deutſche Anſiedlung um „Ekomendianten“, wie man damals im Ruſſiſchen für Komödianten ſagte. (Der Ausdruck špilman war ſchon vorher ins Ruſſiſche aufgenommen worden). Und der Moskauer deutſche Paſtor Johann Gottfried Gregor, ein geborener Merſeburger, ſtellte ſich dem Wunſche des Zaren entſprechend an die Spitze des Theaterunternehmens in Moskau. Seine Aufgabe war nicht in erſter Linie die Auswahl der Spielpläne — dafür waren die anerkannten „engliſchen Komödien“ (deutſche Ausgabe einer Sammlung 1620) maß-

auf das alte ruſſiſche Theater Prag 1876; anderſeits durch die deutſche Ueberſetzung von W. Kljutſchewskijs Geſchichte Rußlands (III. Bd. S. 81 ff. Leipzig-Berlin 1925) beſſer bekannt bzw. der Kenntnis eines in der ruſſiſchen Sprache und Literatur nicht bewanderten Leſers zugänglich ſind.

gebend — ſondern er hatte ſich mit der Ueberſetzung geeigneter Stücke ins Ruſſiſche zu beſchäftigen, Schauſpieler und Muſikanten zu finden und zu unterweiſen, kurzum er war die Seele, der geiſtige und künſtleriſche Leiter dieſes für Moskau neuen und ungewohnten Werkes. Trotz aller Intrigen, die Gregor von Seite ſeiner eigenen Landsleute erfahren mußte, war ſein Werk erfolgreich. Am 17. Oktober 1672 fand in Anweſenheit des Zaren und vor einem ausgewählten Publikum in einem zu dieſem Zwecke erbauten Hauſe die erſte Aufführung eines Stückes „Die Taten des Artaxerxes" ſtatt. Der Text dieſes Stückes iſt uns nicht erhalten. Aber erhalten ſind uns andere Stücke wie „Judith", „Komödie von dem jungen Tobias", „Die Geſchichte von Temir-Axakov (ein Stück engliſchen Urſprungs), dann die Komödie vom Sündenfall, Adam und Eva, die ebenſo wie die Stücke von Judith Umarbeitungen aus dem Deutſchen darſtellen und noch voll von Germanismen ſind. Wenn es ſich auch hier anfangs um bibliſche Stoffe im Spielplan handelt, ſo war die Behandlung der Sujets doch grundverſchieden von der in den Jeſuitendramen. Hier ſtanden nicht mehr moraliſierende Tendenzen, nicht mehr die rethoriſchen und allegoriſchen Stilmittel im Vordergrund, ſondern die Behandlung der Stoffe, der bibliſchen, wie ſpäter auch der weltlichen aus alter und neuer Geſchichte, aus weſteuropäiſchen Romanen und Legenden, war freier, dramatiſcher, weltlicher, im Sinne und Stil der damals in Weſteuropa herrſchenden barocken engliſchen Komödie, der engliſchen Komödianten, die ſich im 17. Jh. auch in Mähren und dann in Polen großer Popularität erfreuten. Auch in dieſen Spielen werden Einflüſſe der alten deutſchen Faſtnachtsſpiele, der Paradiesſpiele, der deutſchen Singſpiele und der deutſchen Haupt- und Staatsaktionen auf ruſſiſchem Boden wirkſam, denn das Hauptmaterial für das Repertoire im damaligen Moskauer Theater ſtammte aus der deutſchen dramatiſchen Literatur. Mit dieſen Theaterſtücken kamen auch Landsknechttypen, der Typus des Hanswurſtes, ebenſo wie die groben ſzeniſchen Effekte der Haupt- und Staatsaktionen auf den ruſſiſchen Boden (auch der Ausdruck špaler aus deutſchem „Spalier"). In der von Gregor kompilierten und 1674 ins Ruſſiſche übertragenen „Trauerkomödie" — nach dem Typus der deutſchen volkstümlichen Myſterien, der Paradiesſpiele — wurden bei der Aufführung im Jahre 1673 vor dem Beginn des ſpectaculum von einem Akteur deutſche Verſe vorgetragen („Iſt nun der gewünſchte Tag, dermahl eins erſchienen, das man dir zur Freude mag, großer Zare dienen uſw."), die dann dem Zaren ſogleich ins Ruſſiſche überſetzt wurden. Dann wurde unter Muſikbegleitung und Tanz deutſch geſungen: „Drumb wohlan meyn ſeytenwerk, las dich lieblich zwingen und du pyramidenberg hüpfe nach dem Singen". Wir finden hier alſo auch eine Uebertragung des barocken Balletts („Orpheus

und Eurydike"). Dieſes von Deutſchen geführte Theater dauerte in Moskau bis zum Jahre 1676. Man kann annehmen, daß Paſtor Gregor und ſeine Mitarbeiter die einzelnen Stücke zunächſt deutſch kompilierten, in Szene ſetzten und dann ins Ruſſiſche übertrugen. Es ergibt ſich alſo die einwandfreie hiſtoriſche Tatſache, daß die Anfänge der Theatervorſtellungen in Moskau und die Anfänge der ruſſiſchen dramatiſchen Literatur auf unmittelbare und maßgebende Mitarbeit der Deutſchen und auf Vorbildwirkung der deutſchen Literatur zurückgehen.[27])

Nun einige ergänzende Worte über die anregenden und aufbauenden Wirkungen abendländiſcher, deutſcher philoſophiſcher Ideen, die in der Zeit der Reformation und Gegenreformation auf den ukrainiſchen und ruſſiſchen Boden übertragen wurden, dort das geiſtige Leben bereicherten und Keime für neue, nicht mehr byzantiniſch, ſondern weſtlich fundierte Denkinhalte und Denkrichtungen legten. Die geſchichtlichen Vorausſetzungen und die Wege dieſer Uebertragung ergeben ſich aus den bisherigen Betrachtungen.[28])

Ausgeſprochen philoſophiſche Intereſſen wurden ſowohl in der Ukraine als auch in Rußland nicht durch byzantiniſche Schriftſteller erweckt, ſondern erſt Jahrhunderte ſpäter, im 15. Jh., in dem Zuſammenſtoß zweier religiöſer Einſtellungen, als in Kijev die Sekte der Judaiſierenden auftrat, die angeblich jüdiſch-religiöſe Anſichten in ihre Lehre aufnahmen und dabei auf arabiſche und antike Quellen zurückgriffen. Dieſe Sekte war in den oberen Schichten bis zum regierenden Fürſten hinauf verbreitet, bildete eine eigentümliche Parallele zu den reformiſtiſchen Beſtrebungen bei anderen ſlawiſchen Völkern, z. B. bei den Tſchechen, und wurde nach kurzer Zeit mit Feuer und Schwert ausgerottet. Doch ernſte und dauernde philoſophiſche Intereſſen ſind erſt aus den ſpäteren religiöſen Kämpfen erwachſen

---

[27]) Über Einzelheiten Morozov, Očerki ... 132 ff. N. S. Tichonravov, Sočinenija. II, S. 52 ff.; V. N. Peretz, K istorii pol'skago i russkago narodnago teatra. Izvěstija ORJSl X (1905), kn. I, S. 51 ff.; E. P. fon Berg, Russkaja komedija do rojavlenja Ostrovskago. Russk. Filolog. Věstnik XXV (1911), S. 35 ff.; D. Antonovič, Trista rokiv ukraïns'kogo teatru 1619—1919. Prag 1925, S. 7 ff.

[28]) Über den Fragenkomplex vgl. D. Čyževs'kyj, Die abendländiſche Philoſophie in der alten Ukraine. In: Abhandlungen des Ukrainiſchen wiſſenſchaftlichen Inſtitutes in Berlin. Bd. I (1927), S. 71—89; ausführlicher von dem gleichen Verfaſſer im ukrainiſchen Werk: Narisi z istorii filosofii na Ukraïne. Prag 1931, vor allem 23 ff.; Derſelbe ZfslPh. VI, 279 ff.; VII, 1 ff.; XI, S. 399; XI, 258 ff.; XII, 308 ff.; ferner N. Tihonravov, Sočinenija II, 304 ff.

Neu: A. Florovsky, Le conflit de deux traditions — la latine et la byzantine — dans la vie intellectuelle de l'Europe Orientale aux XVI—XVII siècles. (Bulletin de l'Association Russe pour les recherches scientifiques a Prague, vol V (X), section des sciences philos., histor. et sociales, Nr. 31, S. 171—92. Prag 1937). Erſchienen nach der Vollendung meiner Arbeit. Enthält ungemein wertvolles Material.

und zwar im 16. Jh., als für die griechiſch-orthodoxe Kirche die Polemik mit dem römiſchen Katholizismus akut wurde. Die Entwicklung der Städte, die Stärkung des Adels, die Bildung einer neuen militäriſchen Klaſſe, der Koſaken, ſchufen ſoziale Elemente, denen die bisherige Tradition nicht mehr genügte und die nach neuen religiöſen Formen ſtrebten. Die orthodoxe Konfeſſion wurde für die einen zu einer ideologiſchen Grundlage des nationalen Kampfes gegen Ungläubige, Polen oder Türken, für die anderen zur Grundlage ihrer Lebensanſchauung, welche für den ſtädtiſchen Menſchen oder den Adeligen bereits ein Lebensbedürfnis war, da ſie ſich nicht mehr mit den traditionellen Lebensformen begnügen konnten. Für das erwachte religiöſe Bedürfnis war im Suchen nach lebendiger Religion ein Weg aus der Orthodoxie hinaus faſt unmöglich.

Es wurde ſchon oben auf die Tatſache hingewieſen, daß in der erſten orthodoxen theologiſchen Hochſchule der Ukraine, in der Anfangs des 17. Jh.s durch die Bemühungen des Archimandriten Petar Mohyla (Mogyla) gegründeten Kijever Akademie, die Lehrpläne der Jeſuitenſchulen übernommen worden waren. Mohyla war ſelbſt in Paris erzogen worden und anſcheinend in La Flèche Jeſuitenſchüler geweſen. Durch dieſe Vorbilder kam auch Philoſophie als eines der Hauptfächer des Unterrichtes in das Unterrichtsprogramm der Akademie. Sowohl aus den älteren lateiniſchen Manuſkripten und philoſophiſchen Vorleſungen, wie auch aus den erſten ukrainiſchen philoſophiſchen Werken dieſer Kijever Schule, ſo des Cyrill Tranquillion Stavrovezyj („Der Spiegel der Theologie" 1618) und des Kaſſian Sakovič („Traktat über die Seele". Krakau 1625), ferner aus dem für Jahrhunderte hinaus für die öſtliche Kirche maßgebenden Werk von Peter Mohyla „Das chriſtlich-orthodoxe Glaubensbekenntnis", ſehen wir, wie die thomiſtiſch-katholiſche Theologie und Philoſophie in die Ukraine verpflanzt wurde. Für die deutſch-ukrainiſchen geiſtigen Beziehungen im beſonderen bildet vor allem das von dem Deutſchen Adam von Zernikov (Tſchernikov) 1682 verfaßte Werk über die dogmatiſche Hauptſtreitfrage zwiſchen der katholiſchen und orthodoxen Kirche" „De processione spiritus sancti" ein wertvolles Dokument. Das Werk blieb Manuſkript und war auch in Deutſchland ſtark verbreitet. Zernikov hatte in Königsberg ſtudiert und war vom Studium der Orthodoxie zur orthodoxen Konfeſſion übergetreten und nach weiteren Studien in London und Oxford nach Kijev überſiedelt und dort Mönch geworden. Stavrovezyj hat mit der thomiſtiſchen Tradition den mit der kirchlichen Lehre unvereinbaren Platonismus der Renaiſſance zu verbinden verſucht. Der ebenfalls zur Orthodoxie übergetretene Kijever Profeſſor J. Gieſel und Zernikov brachten die Einflüſſe der deutſchen proteſtantiſchen Theologie und Philoſophie in die Ukraine mit. Durch dieſe und durch andere philo-

ſophiſche Lehren kamen aus der antiken Philoſophie Ariſtoteles, Plutarch, Cicero, Seneca, Boetius, dann im Wege der patriſtiſchen Literatur der Platonismus, aus der mittelalterlichen Philoſophie verſchiedene Scholaſtiker, Petrus Lombardus und Albert der Große (Albertus Magnus teutonicus!), Anſelm, Thomas, Bonaventura, Hugo des Saint Victor, Hugo von Straßburg, Abelard, Duns Scotus, der Myſtiker Raymund Lullus, in das ukrainiſche geiſtige Bewußtſein. Anſcheinend auch, wenn auch nicht in dem offiziellen Maße, Renaiſſancewerke eines Bacon, Descartes, Machiavelli. Da auf der Akademie nicht nur Geiſtliche, ſondern auch Adelige und Bürgerſöhne ſtudierten, neben Ukrainern auch Griechen, Rumänen, Serben, Bulgaren, Großruſſen, iſt der Umkreis des geiſtigen Einfluſſes gegeben. Uebrigens ging auch noch zu Beginn des 19. Jh.s der erſte ruſſiſche Schellingianer Vellanskyj aus der Kijever Akademie nach Jena zu Schelling. Der geiſtigen Struktur und Lebenshaltung nach ſind dieſe ukrainiſchen Vermittler abendländiſcher Philoſophie in der Kijever Akademie nicht reine Scholaſtiker, ſondern Barockmenſchen, da ſie bereits den Glauben des Mittelalters mit dem Individualismus und den klaſſiſch-humaniſtiſchen Bedürfniſſen der Renaiſſance verbinden. In der Akademie wurden als Schulbücher auch Renaiſſanceſchriftſteller wie Machiavelli, Geniſtius Plethon verwendet. In der ſpäteren Zeit wird dann Ariſtoteles durch die Wolffſche Schule, vor allem aber durch die Werke Baumeiſters, alſo durch die deutſchen Rationaliſten verdrängt.[28a]) Kulturgeſchichtlich zeigen die Auswirkungen der Kijever Akademie ein Hinübergreifen der philoſophiſchen Intereſſen über die Schule hinaus auf die breiteren Schichten. — In und durch die Kijever Akademie wurden auch befruchtende Auswirkungen der deutſchen Myſtik auf das geiſtige Leben der Ukrainer und Ruſſen wirkſam, vor allem in der größten und eigenartigſten Geſtalt der ukrainiſchen Geiſtesgeſchichte, in dem Philoſophen Grigorije Skovoroda, der ein Bindeglied zwiſchen der Barockzeit und der Romantik bildet. Skovorado hatte auf der Akademie neben Latein und Griechiſch auch die deutſche Sprache gelernt, war dann nach Peſt-Ofen, Preßburg, Wien, München gekommen und dort mit den Vertretern der wiſſenſchaftlichen Welt in Fühlung getreten.[29]) Die Werke Skovorodas weiſen zahlreiche Parallelen zu den Schriften der deutſchen Myſtiker auf. Der ganze Komplex der Symbole führt mit beſonderer Deutlichkeit zu den deutſchen Myſtikern Angelus Sileſius und Valentin Weigel, die er ſelbſt geleſen hat. Skovoroda bringt in einer typiſch ukrainiſchen Barockproſa und in Barockverſen nicht nur das,

[28a]) Ueber die Einflüſſe des deutſchen Rationalismus auf das ſüdoſteuropäiſche Geiſtesleben gedenke ich in den nächſten Jahren eine eigene Studie vorzulegen.

[29]) J. Mirčuk, ZfslPh V, S. 36 ff.

was Allgemeingut der chriſtlichen Myſtik iſt, ſondern auch Gedanken, Wendungen, Symbole, Bilder und eine Interpretation der für die myſtiſchen Symbole als Grundlage dienenden bibliſchen Texte, wie wir ſie bei den genannten deutſchen Myſtikern finden: So die mit der Antithetik, der Vereinigung der Gegenſätze allen Seins in der Welt verbindende Symbolik des Kreiſes, der kreiſenden Bewegung, die Symbolik des Samens, des Kornes, als Symbol des menſchlichen und göttlichen Seins, das Symbol des Todes als eines Verfaulens des Samens, des Todes, der gleich zum Anfang des neuen Lebens, zum Symbol der neuen Auferſtehung wird. Ferner haben wir bei Skovoroda und Angelius Sileſius gemeinſame Symbole in der Lehre von den Beziehungen zwiſchen menſchlichem und göttlichem Weſen (der Menſch als ein „Schrein", „Gefäß", das das göttliche Sein verbirgt, der Menſch als ein „Spiegel", „Schein", „Abglanz Gottes"; die Seele des Menſchen als ein „Magnet", deſſen „Kraft" die göttliche Kraft iſt, als ein „Funken", der vom göttlichen Feuer abgeſondert, abgeriſſen iſt u. a. In der Lehre vom göttlichen Sein findet ſich bei Skovoroda und Angelus Sileſius die Gemeinſamkeit, daß ſie beide im Einklang mit der Tradition der Kirchenväter Gott nie mit irgend einem beſtimmten Namen anſprechen. Daher Symbole, die als Ausdruck des unausgeſprochenen Namens Gottes gebraucht werden: „Feuer", „Blitz", „Sonne", „Licht", „Brunnen", „Quelle", „Höhe", „Abgrund". Auch in der Ethik findet ſich bei Skovoroda und Angelius Sileſius die gemeinſame Grundlage, die Lehre von der Vergöttlichung, die Lehre von der Aufgabe des Menſchen, zum lebendigen unvergänglichen Menſchen zu werden und zu Gott verklärt zu werden.

Die Verwandtſchaft Skovorodas mit Valentin Weigel iſt anderer Art. Es iſt nicht ſo ſehr die Uebereinſtimmung in den Symbolen, ſondern eine ausgeſprochene Aehnlichkeit in der Einſtellung beider in einigen wichtigen Zentralpunkten der Weltanſchauung. Beide nehmen der Bibel gegenüber den gleichen Standpunkt ein, beide haben eine Vorliebe für Sinnbilder, beide ſind Vertreter der emblematiſchen Myſtik. Der Stil Skovorodas iſt ein ausgeſprochener Barockſtil, daher die Vorliebe für Antithetik, ganz wie bei Weigel, z. B. Gott und Kreatur, Wahrheit und Bildnis, Ungeſchaffenheit und Geſchaffenheit uſw. Bei Skovoroda wird ganz wie bei Weigel und Böhme die Pflanze als Symbol der Welt, das Pflanzenleben als Symbol des Weltalls und ſeiner einzelnen Teile ſo ausgiebig verwendet, wie es in der übrigen Myſtik nicht üblich iſt. Mit Angelius Sileſius und der pſeudoweigelſchen Literatur verbindet ihn der Standpunkt, daß die Welt nicht vergeht. Zahlreiche Parallelen finden ſich auch zwiſchen den Anſichten Skovorodas und der Anthropologie Weigels: So die Lehre vom „inneren Menſchen", die Lehre von der „Ruhe Gottes", als dem

höchſten Ziel des menſchlichen Strebens. Die Lehre Weigels mußte, wie die jüngſten Forſchungen Čyževs'kyjs und F. Liebs[29a]) ergeben, in der Ukraine des 17. und 18. Jh.s ſehr bekannt geweſen ſein. Die Stelle in der Predigt des Ukrainer Gavriil Bužyns'kyjs, daß die neueſten Verteidiger der abſoluten religiöſen Freiheit Weigelianer ſind, von welchem England und Holland voll ſeien und daß ihr Haupt Weigel in ſeiner Poſtille behauptet, daß ein chriſtlicher Magiſtrat nur einen Verteidigungskrieg anfangen dürfe, geht auf Predigten der Weigelſchen „Kirchen- oder Hauspoſtille", gedruckt 1617, 1618, neu gedruckt 1701, zurück. Von Weigel übernahmen ukrainiſche Prediger auch die chriſtliche Stellungnahme gegen die Todesſtrafe. Aus einem Briefwechſel des ſchwäbiſchen Myſtikers Johann Albrecht Bengel mit dem Erzbiſchof Teophan Prokopovič von Novgorod ergibt ſich, daß die Beziehungen der weſtruſſiſchen Myſtik bis in die myſtiſchen Kreiſe von Schwaben hinein reichten. Auch der bedeutendſte Denker des ſchwäbiſchen Pietismus Friedrich Chriſtoph Oetinger, der innerhalb der deutſchen Geiſtesgeſchichte das Bindeglied zwiſchen der Böhmiſchen Theoſophie und der ſtark theoſophiſchen Philoſophie Franz Baaders und Schellings bildet, wirkte noch auf das ruſſiſche Geiſtesleben des 18. Jh.s durch die ruſſiſchen Ueberſetzungen (1786) ſeines „Bibliſchen und emblematiſchen Wörterbuches" (1776) nach.

Bereits im 16. und 17. Jh. beginnen die Werke und Ideen weſteuropäiſcher, vor allem deutſcher Myſtik auch nach Rußland zu dringen. Dabei darf nicht vergeſſen werden, daß die Ukraine im 16. und 17. Jh. keine Verbindung mit Moskau hatte, und ein ſelbſtändiges Leben führte, daß alſo die Werke der ukrainiſchen Schriftſteller nicht zu den großruſſiſchen Leſern kamen und umgekehrt.[30]) Die Ars magna von Raymundus Lullus (1235—1315) iſt in mehreren Abſchnitten des 17. Jh.s überliefert. Mit dieſer Schrift beſchäftigte ſich Ende des 17. und Anfang des 18. Jh.s eingehend auch der bekannte ruſſiſche Altgläubiger Andrej Deniſov. Noch im 17. Jh. finden die Werke des deutſchen Myſtikers Jakob Böhme handſchriftlich in Rußland Verbreitung. Der ruſſiſche Forſcher Philaret berichtet, daß er von Bauern des Gouvernements Charkov handſchriftliche Ueberſetzungen einiger Schriften Jakob Boehmes bekommen habe. Ferner trug der Breslauer Dichter und Schriftſteller Quirin Kuhlman, der 1689 nach Moskau in die deutſche Anſiedlung gekommen war, Böhmeſche theoſophiſche Ideen nach Rußland beziehungsweiſe verſtärkte dort die Hinwendung zu dieſen myſtiſchen und gleichzeitig auch zu quäkeriſchen Ideen nicht nur in der deutſchen bzw. Ausländerkolonie, ſon-

---

[29a]) Theologiſche Blätter VII (1933), S. 219.

[30]) Sbornik ORJSl. 74, S. 20 ff.

dern auch unter den Ruſſen. Im 18. Jh. drangen dann auch durch die freimaureriſchen Roſenkreuzer, deren Ideen und Brüderſchaften auf das 1614 in Kaſſel erſchienene Buch von Johann Valentin Andreae „Fama Fraternitatis R. C . . .“ zurückgehen, deutſche ſpätchriſtliche, wie auch die außerkirchliche Myſtik und Hermetik des 16., 17. und 18. Jh.s durch ruſſiſche Ueberſetzungen ins ruſſiſche Geiſtesleben ein; umſo leichter, da die Roſenkreuzer die Univerſitätsdruckereien in Moskau in ihrer Hand hatten. So kamen auch Werke von H. Kunrad, Thölde, Pordage, K. Kopper ins ruſſiſche Bewußtſein. Das ruſſiſche 18. Jh. mit ſeinem Intereſſe für die deutſche Myſtik hat die ſpäteren tiefgehenden Einflüſſe des deutſchen klaſſiſch-romantiſchen Idealismus im gleichen Maße verbreitet wie die deutſche Myſtik ſelbſt (der deutſchen idealiſtiſchen Philoſophie), vor allem J. Böhme und die Böhmeaner Pordage, Oetinger, St. Martin, die Wege geebnet und den Boden vorbereitet für die Aufnahme der Ideen Schellings und Baaders, wie letzten Endes auch Schillers und Hegels.[31])

Die ganze oſteuropäiſche Kunſtentwicklung iſt in viel höherem Maße und viel länger von der mittelalterlichen Kunſt beherrſcht als die weſteuropäiſche. Die byzantiniſch mittelalterlichen Grundlagen wurden von keiner tief greifenden Renaiſſanceſtrömung jäh unterbrochen und reichen bis ins 17. Jh., in manchen nordweſtlichen Gebieten bis in die Neuzeit. Wir haben es in Oſteuropa nicht nur mit einer gegenüber Weſteuropa verſchiedenen Abfolge der Kunſtphaſen zu tun, ſondern auch mit einer Verſchiedenheit der Grundauffaſſung, da die Grundlage, die byzantiniſche mittelalterliche Kunſt, in einem viel ſtärkerem Maße mit der ganzen antiken und ſpätantiken Kunſt zuſammenhängt als die weſteuropäiſche mittelalterliche Kunſt. Die Kunſtentwicklung in Weſt- und Oſteuropa ſtellt alſo ein mittelalterliche Kunſt, in einem viel ſtärkerem Maße mit der ganzen antiken und ſpätantiken Kunſt zu ſuchen ſind. Die bisher dargelegten geiſtesgeſchichtlichen Veränderungen im konfeſſionellen Zeitalter auf ukrainiſchem und ruſſiſchem Kulturboden, der Zuſammenbruch der alten byzantiniſch fundierten Weltanſchauung, die Verſchiebungen in den führenden ſozialen Schichten, in dem Lebensideal und den Kulturbedürfniſſen dieſer führenden Schichten, hatten auch bedeutende Veränderungen in der Kunſtentwicklung

[31]) Vgl. darüber Joſ. Matl, Die Bedeutung der deutſchen Romantik für das nationale Erwachen der Slaven. In: Deutſche Hefte für Volksforſchung IV (1934), S. 20 ff. — E. Rothacker hat vor kurzem mit Recht darauf hingewieſen, daß wir in den Vertretern der deutſchen Myſtik, Meiſter Eckehart, Nikolaus von Cues, Paracelſus, Jakob Böhme, Valentin Weigel, Oetinger, Baader typiſche Vertreter einer arteigenen deutſchen Philoſophie zu ſehen haben:. Das Problem einer Geſchichte der deutſchen Philoſophie. S. A. aus: Deutſche Vierteljahresſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte XVI, Heft 2, vor allem S. 9 ff.

zur Folge: eine Auflöſung der alten ruſſiſchen Kunſttradition, die bis zum 17. Jh. einen vollſtändig geſchloſſenen einheitlichen Charakter, ſowohl in den Spitzenleiſtungen wie auch in der Maſſe aufweiſt, als Ausdruck einer Weltanſchauung, in der eine ſpezifiſche Religioſität die Hauptrolle ſpielt.[32])

Berührungen zwiſchen der oſt- und weſteuropäiſchen Kunſtſphäre und vereinzelte wechſelſeitige Ueberſchichtungen ergaben ſich ſchon vor dem konfeſſionellen Zeitalter, in erſter Linie dort, wo die geographiſche Nachbarſchaft die natürliche Vorausſetzung lieferte, alſo im ukrainiſchen Halitſchergebiet. So finden wir in einem Emailkreuz des Kloſters Slovita aus dem 12. Jh. deutliche Einflüſſe katholiſch romaniſcher Stilformen, aber umgekehrt in polniſchen katholiſchen Kirchen, in Krakau (am Wawel 1470), in der Kathedrale von Sandomierz 1418, in der Dreifaltigkeitskirche in Lublin, dann auch in den katholiſchen Kirchen Siebenbürgens Einflüſſe orthodox-byzantiniſch-ſlaviſcher Stilformen der Kijever Tradition. Wenn auch der auf ganz anderem Boden erwachſene gotiſche Naturalismus und Spiritualismus in dem Gebiet der byzantiniſchen Kunſt keinen günſtigen Boden für eine Ausbreitung und ſtärkere Beeinfluſſung fand, weil die byzantiniſche Kunſt mit dem radikalen Spiritualismus der Gotik keine gemeinſamen inneren Berührungspunkte hatte, ebenſo wie ſpäter mit der Renaiſſancekunſt, ſo ſtoßen wir dennoch in den weſtlichen Gebieten des ukrainiſchen Territoriums, in Wolhynien, Podolien, Oſtgalizien und dem Cholmerland, alſo in dem Gebiete, wo weſteuropäiſche und byzantiniſche Kultur ſich berührten, auf Erſcheinungen romaniſch-byzantiniſcher und gotiſch-byzantiniſcher Miſchkultur. Dabei werden auch Einflüſſe der deutſchen Gotik wirkſam, wie z. B. in den Bildern von St. Georg und dem Chriſtus in Slovita aus dem 14. Jh., in dem Bild von St. Peter und Paul in Lyſatici aus dem 15. Jh., in den Bildern des heiligen Wenzeslaus und Florian in Volycja Derevlanska aus dem 16. und 17. Jh. Dieſe deutſche

---

[32]) Ueber den geſamten Komplex vgl. V. R. Zaloziesky, Die Barockarchitektur Oſteuropas mit beſonderer Berückſichtigung der Ukraine. Abhandlungen des Ukrainiſchen wiſſenſchaftlichen Inſtitutes in Berlin II (1929), S. 65—116; über die Forſchung ebda. Heft 1 (1927), S. 49; dazu Slaviſche Rundſchau IV. 515; ZfſlPh. V., S. 242 ff.; A. Grabar, Rapports artistiques entre les peuples d l'Est Europeen. Résumés des Commucatins présentées au Congrès International des sciences historiques II. S. 519, Varsovie 1933; H. Svjencickyj. Les influences orientales et occidentales dans l'art Ukraïnien du XV—XVII-e s., In Contributions a l'histoire de Ukraïne au VII-e. Congrès Intern. des sciences historiques, Varsovie 1933 Redigees par M. Korduba, Lèopol 1933. S. 95 ff.; Vlad. R. Zaloziecky, Gotiſche und barocke Holzkirchen in den Karpatenländern, Wien 1926. Ueber die Einheitlichkeit der Stilelemente in der alten Ikonenmalerei und den Vitae der Literatur vgl. R. Jagoditſch: Der Stil der altruſſiſchen Vitae. Księga referatów. Recueil des communications II.e Congrès Internationale des Slavistes, Varsovie, 1934. S. ff.; L. Réau, L'art russe des origines a Pierre le Grand. Paris 1921. S. 286 ff.

Gotik dringt einerſeits in ihrer weſtſlaviſchen Form und Rezeption über die Slowakei und die Karpathenhänge ins ukrainiſche Land und weiter bis in die Moldau und Walachei; anderſeits über Schleſien und Krakau in der polniſch-gotiſchen Rezeption ins ukrainiſch-byzantiniſche Kunſtgebiet, wo dann in den zentralukrainiſchen Gebieten, wie z. B. in der Burgkirche in Soutkivci, beide Wellen zuſammenfließen. Aber es gelang dieſen Einflüſſen nicht, die oſteuropäiſche byzantiniſche Temperatechnik, die beſonderen Farbwerte, die Kompoſition, die beſondere Manier der maleriſchen Behandlung der byzantiniſchen Sujets entſcheidend zu verändern. In den byzantiniſchen Holzkirchen der Karpathenhänge und in Weſtgalizien werden gotiſche Einflüſſe wirkſam, die auf die ſiebenbürgiſche Gotik hinweiſen und auch von dort her über ungariſche Vermittlung, über das Szolnek-Doboka-Komitat her kommen. Dieſe geben Zeugnis von der frühzeitigen Begegnung, Durchkreuzung und Vermiſchung oſt- und weſteuropäiſcher Baukunſt.[33]) Leider haben ſich die wichtigſten Denkmäler, die die Verſuche der Verquickung der byzantiniſchen Zentralbauanlage mit der gotiſchen Langbauhausidee veranſchaulichen, darunter auch das Werk des ſchleſiſchen Baumeiſters Doring (Dore), die urſprüngliche Georgs-Kathedrale in Lemberg, nicht erhalten. Durch die ſtarke Verquickung oſt- und weſteuropäiſcher Kunſtelemente in der weſtukrainiſchen Zone entwickelte ſich hier ein eigenes Kunſtgebiet mit Uebergangscharakter, in welchem eine viel intenſivere Zu- und Hinneigung zu weſteuropäiſchen Kunſtſtrömungen zu Tage tritt als z. B. im ruſſiſchen Norden, wo erſt das Barock Ende des 17. und Anfang des 18. Jh.s eine entſcheidende Wendung herbeiführte. Den Höhepunkt erreichen die Berührungen ukrainiſcher Kunſt mit der weſteuropäiſchen im Barockzeitalter. Dieſes bildet gleichzeitig den Höhepunkt der Annäherung, der Einflußwirkung von Weſten her, nicht nur für die Ukraine ſelbſt, ſondern auch für die ganze oſteuropäiſche byzantiniſche Kunſt. Eine der Vorausſetzungen dazu bildet ſicherlich auch der Umſtand, daß die neue Belebung der antikrömiſchen Kuppel-, Wölbungs- und Zentralbauprobleme im Barockbau den Einfluß auf die weſensverwandte byzantiniſche Baukunſt Oſteuropas erleichterte. Es fanden daher auch nicht die baſilikalen Barockanlagen, ſondern hauptſächlich barocke Zentral- und Kuppelbauten in der unter Mogyla aufblühenden ukrainiſchen Architekturepoche den eigentlichen Boden für Wirkung und Einfluß. Es gibt nur ein bedeutendes Denkmal der Verquickung oſteuropäiſcher Architektur mit der Baukunſt der ausgehenden Renaiſſance, erhalten in der rumäniſchen Kirche in Lemberg, erbaut 1591—1630, erbaut nach dem Plane eines italieniſchen Meiſters Paolo Romano. Dieſes Baudenkmal, das den drei-

[33]) Vgl. das Bildmaterial bei W. R. Zaloziecky, Gotiſche und barocke Holzkirchen.

kuppeligen Bautypus in die weſtukrainiſchen Gebiete einführte, iſt bezeichnender Weiſe der einzige Bau Lembergs, ja auch Polens, im Renaiſſanceſtil. Zu den charakteriſtiſchen Merkmalen der frühukrainiſchen Barockdekoration gehört die Giebeldekoration der Dachabſchlüſſe, die ſogenannten Attiken. Für ihre Entſtehung waren nicht italieniſche Vorbilder, ſondern nordiſch-germaniſche, ſpätgotiſche Renaiſſance- und Barockformen der norddeutſchen Giebelarchitektur und der Ausſchmückung der Außenwände im 17. Jh. auf ukrainiſchem Boden in Kijev (Allerheiligenkirche, Sophienkathedrale), in Černigoj (= Černyhiv), aber auch in der großruſſiſchen Moskauer Architektur (z. B. Verkündigungskirche in Murom) vorbildlich wirkſam. Nach Rußland wurden ſowohl romaniſche als auch Renaiſſanceeinflüſſe vereinzelt durch italieniſche Meiſter vermittelt. In der ukrainiſchen Barockarchitektur liegen auch unmittelbar deutſche Barockeinflüſſe vor. Der Erbauer eines der intereſſanteſten Baudenkmäler, der Erlöſerkirche des Mharſkyj-Kloſters in Lubny, war ein deutſcher Baumeiſter Johann Baptiſta aus Wilno, der 1684 auf die Empfehlung des Kunſtmäzens Dunin-Borkovskyj von dem Hetmann J. Samojlovič mit dem Bau der Kirche betraut worden war. Der durch Baptiſta eingeführte Typus einer langgeſtreckten barocken Zentralkuppelanlage, die letzten Endes auf den Jlgeſú- oder San Jgnatio-Typ in Rom zurückgeht, wurde dann in anderen ukrainiſchen Barockbauten übernommen. So kam es, daß im ausgehenden 17. Jh. die Barockkunſt bereits tiefe Wurzeln in der Ukraine geſchlagen hatte und den heimiſchen Kunſttraditionen organiſch angepaßt und einverleibt war. Mit der Uebertragung der aus weſteuropäiſchen Anregungen erwachſenen ukrainiſchen barocken geiſtigen Kultur nach Nordrußland, die gegen Ende des 17. Jh.s vor allem im Wege der Kijever Akademie erfolgte und dort neue Vorausſetzungen für die geiſtige Entwicklung ſchuf, wurden dann auch die Elemente und Formen der inzwiſchen auf ukrainiſchem Boden zur vollen Entfaltung gekomenen Barockarchitektur nach Norden übermittelt. Die ruſſiſch-ukrainiſche Barockarchitektur des 18. Jh.s trägt den Stempel zweier Baumeiſter, des Johann Gottfried Schädel (1680—1752), der nach 1713 zuſammen mit Schlüter und Braunſtein nach Rußland gekommen war, in Petersburg Paläſte für Menſchikov errichtete und dann 1730 für ſtändig in die Ukraine überſiedelte, — und des Jtalieners Bartholomäus Franceſco Raſtrelli. Von Schädel ſtammt der berühmte Glockenturm des Kijever Höhlenkloſters (1731—44). Die durch Schädel in die ukrainiſche Barockarchitektur eingeführten Bauelemente, das Säulenmotiv als Hauptträger der baukünſtleriſchen Erfindung, fanden dann auf ukrainiſchem Boden eine Weiterentwicklung und wirkten ſich in der Geſtaltung des Kirchenbautyps aus.

Wir können mit den Worten Zaloziecky's schließen: „So hat die Ukraine an dem Europäisierungswerk Osteuropas einen großen, wenn nicht führenden Anteil gehabt. Die Ukraine hat vor allem die organischen Voraussetzungen für die Aufnahme der westeuropäischen Kultur, Kunst und Geistigkeit in Osteuropa durch ihre langjährige Durchdringung mit westeuropäischen Strömungen herausgebildet. Darin liegt auch ihre historische Bedeutung in der Barockperiode".

Serbokroaten im Ofner Bergland.

Von Eugen Bonomi (Budapeſt).

Als das Deutſchtum ſeine heutigen Wohnſitze im Ofner Bergland bezog, fand es nicht überall entvölkerte Ortſchaften vor. Manchenorts ſaßen ſchon, nebſt einigen Madjaren, Slawen. Zur Zeit der Türkenherrſchaft gab es hier noch keine.[1]) Sie kamen erſt mit dem Patriarchen von Ipek, Arſenius Černojević, der, wie bekannt, im Herbſt 1690 mit etwa 37 000 bis 40 000 ſerbiſchen Familien vor den Türken nach Ungarn flüchtete.[2]) Das ſlawiſche Volk ließ ſich teils im Süden nieder, teils zog es weiter nordwärts ins Innere des Landes.[3]) So entſtanden auch jene ſerbiſchen Siedlungen im Ofner Bergland, denen wir uns hier zuwenden. Wir wollen, ſoweit als möglich, das Leben der Serben in den Dörfern Budakalász, Csobánka, Großturwal—Törökbálint, Pomáz und Solymár bis zum Erſcheinen der Nichtſlawen verfolgen und ſchließlich zeigen, was aus ihnen im Laufe der Zeit

---

[1]) Ofen und Peſt hatten aber ſchon unter den Türken ſerbiſche und kroatiſche Einwohner. Vgl. Littke, Aurel, Buda-Pest a török uralom korában (Buda-Peſt in der Türkenzeit). Budapeſt 1908. S. 35 f. u. 40 f. und Salamon, Franz, Pest város történetéből (Aus der Geſchichte der Stadt Peſt): Századok 9 (1875), S. 39, 43. — Auch unterhalb unſeres Gebietes gab es ſchon ſerbiſche Siedlungen (z. B. Adony, Baracska, Ercſi, Érd uſw.). Von einem Vorſtoß der Serben ins Ofner Bergland wiſſen wir jedoch nichts. Vgl. hiezu Popović, J. — Sečanski, Ž., Gradja za istoriju naselja u Vojvodini od 1695 do 1796 (Quellen für Siedlungsgeſchichte der Wojwodina von 1696 bis 1796). Neuſatz 1936, S. 15 ff. — Károly, Johann, Fejér vármegye története (Geſchichte des Komitates Stuhlweißenburg). Stuhlweißenburg 1896—1904. 5 Bde. (enthält viel Stoff über die Serben des Komitates). — Landesarchiv, Budapeſt, Urbaria et Conscriptiones Fasc. 30. Nr. 26 und Fasc. 60. Nr. 59.

[2]) Schwicker, J. H., Politiſche Geſchichte der Serben in Ungarn. Budapeſt 1880, S. 15.

[3]) Schwicker, a. a. O. S. 15.

[4]) Von den Serben, die mit Černojević gekommen waren, ließen ſich ſehr viele in Ofen, vorwiegend im ſog. Tabán nieder. Seiner ſerbiſchen Bewohner wegen hieß man dieſen Stadtteil auch Raizenſtadt. 1714 waren hier 526 ſlawiſche und nur 30 nichtſlawiſche Familien anſäſſig! In den übrigen Bezirken ſetzten ſie ſich nur in geringerer Zahl feſt. In der Waſſerſtadt gab es eine Obere und eine Untere Rätzengaſſe und eine Krawathengaſſe. Auch im Neuſtift finden wir eine Croathen und eine Raitzengaſſe. Ein Stadtteil wurde nach ſeinen kroatiſchen Siedlern Kroatenſtadt (Horvátváros) genannt. 1714 beſtand die Bevölkerung von Ofen faſt zur Hälfte aus Slawen. Vgl. Schmall, Ludwig, Adalékok Budapest székesfőváros történetéhez (Beiträge zur Geſchichte der Hauptſtadt Budapeſt). Budapeſt 1899, Bd. 2. S. 199 ff. — Baß, Klara, Buda német utcanevei. A Vár és Ujlak utcanevei. 1696—1872. (Ofens deutſche Gaſſennamen. Die Gaſſennamen der Stadtteile Feſtung und Neuſtift von 1896—1872): Arbeiten zur deutſchen Philologie, Heft 39. Budapeſt 1929, S. 17, 73 f.

geworden iſt. Auf die Serben in den Städten Ofen[4]) und Sankt Andrä[5]) ſoll diesmal nicht näher eingegangen werden.

Unſer Gebiet war zum großen Teil noch Oedland, als die ſerbiſchen Flüchtlinge es betraten. Anfangs mußten ſie wohl in Höhlen oder im Freien hauſen. So hören wir z. B., daß die Serben in Großturwal eine Zeitlang die Höhlen an der Oſtſeite des Joſephsberges bewohnten.[6]) Die Sankt Andräer lagerten einſtweilen unter freiem Himmel.[7]) Die Wohnſtätten (eher Hütten als „Häuſer"), die ſie ſich hier errichteten, waren gewiß nicht für längere Zeit beſtimmt, ſie ſollten ja, ſobald als möglich, wieder in ihre alte Heimat zurückkehren.[8]) Auch war das Volk wenig ſeßhaft; gar oft wechſelte es ſeinen Wohnort.[9]) Budakaláſz, Cſobánka, Großturwal und Pomáz[10]) ſcheinen ſie gleich zu Beginn der 90er Jahre beſetzt zu haben, Solymár erſt um 1699.[11]) In den Konſkriptionen tauchen immer neuere Namen auf. Das beweiſt, daß es auch Nachzügler gab. Auf den Trümmern einſtiger madjariſcher Orte kamen alſo neue, ſlawiſche zuſtande.

Das Leben war in der erſten Zeit gewiß voller Entbehrungen. Der Boden mußte erſt wieder urbar gemacht werden. Die Serben bauten hier Weizen, Gerſte, Hafer, in Großturwal Hirſe, in Cſobánka vorwiegend Bohnen und Tabak.[12]) Weingärten legten ſie auch ſchon an. Mit den Wäldern hatte man aber kein Erbarmen; ſie wurden rückſichtslos zugrunde gerichtet. Kein Wunder, daß man ſich ſpäter, als das Holz knapp wurde, auf die Wälder der Nachbargemeinden warf.[13]) Der Beſtand an Vieh war,

---

[5]) Černojević führte einen Teil ſeines Volkes nach Sankt Andrä. Dieſer Ort wurde ſerbiſcher Biſchofsſitz und dadurch zum wichtigen Kulturzentrum der Serben im Ofner Bergland. Vgl. z. B. Borovſzky, Samuel, Pest, Pilis, Solt, Kiskun, vármegye (Das Peſter Komitat) in der Monographienſammlung Magyarország vármegyei és városai (Ungarns Komitate und Städte), Budapeſt o. J., Bd. 2, S. 453 ff. Im Anſchluß daran auch: Kik alapitották Szentendrét? (Wer gründete Sankt Andrä?): Szentendre és Vidéke vom 22. Oktober 1911.

[6]) Wittinger, Anton, Die Großgemeinde Török Bálint in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Budapeſt 1901, S. 72.

[7]) Taba, Stephan, A 18. század végének telepitéspolitikája (Die Siedlungspolitik am Ende des 17. Jahrhunderts): Történetirás II (1938), S. 88.

[8]) Hóman, Valentin—Szekfü, Julius, Magyar történet (Ungariſche Geſchichte). Budapeſt 1935, Bd. 4. S. 259.

[9]) Schwicker, a. a. O. S. 15. — Popović-Sečanski, a. a. O. S. VI.

[10]) Czoernig, Karl Frh. v., Ethnographie der öſterreichiſchen Monarchie. Wien 1857, Bd. 3, S. 261, 276.

[11]) S. Anhang.

[12]) Vgl. die Konſkription aus dem Jahre 1711 (ſ. Anhang).

[13]) Ueber Holzfrevel und Grenzverletzungen, namentlich in der Zeit des Rákoczi'ſchen Aufſtandes, liegen viele Klagen vor. Aber auch ſpäter ereigneten ſich ſolche Fälle. 1737 läßt z. B. die Witwe des verſtorbenen Peſthidegkuter Grundherrn Szunyogh der Hofkammer eine Klageſchrift zukommen, worin es u. a. heißt:

wie es aus den Konſkriptionen hervorgeht, nicht gering. Rinder, Schweine und Ziegen gab es in ſchöner Zahl, Pferde weniger.

Ob urſprünglich alle Südſlawen Orthodoxe waren, ſteht nicht feſt. Die Großturwaler Serben wurden von den Jeſuiten, die 1701 in den Beſitz der Gemeinde gelangten,[14]) für den katholiſchen Glauben gewonnen.[15]) Mit dem Austritt aus der orthodoxen Glaubensgemeinſchaft begann auch ihr völkiſcher Zerfall. Von den Solymárer Serben wiſſen wir nur, daß ſie, laut Konſkription aus dem Jahre 1710, katholiſch waren.[16]) Ebenfalls katholiſch waren jene wenigen Slawen, die im 18. Jahrhundert in Budakeſzi[17]), Budaörs[18]) und Zſámbék[19]) erſcheinen. Das Glaubensleben der Orthodoxen wurde, ſoviel wir wiſſen, nicht geſtört.[20]) In Budakaláſz (1752)[21]), Cſo-

„. . . Territorium . . . de die in diem partim a Solmariensibus Incolis, partim vero a Liberae Regiaeque Civitatis Budensis Civibus etiam Armata manu eorsum sepius confluentibus vi et potentia mediante minuatur, et Sylvae semper magis magisque devastentur, ex eo solum fundamento quod toties fata Possessio Hideghkut metas fere omnes a Vicinis et Cometaneis in controversiam sumptas habeat . . .“ (Landesarchiv Budapeſt Neo Regestrata Acta Fasc. 975. Nr. 70.)

14) Wittinger, a. a. O. S. 30.

15) Wittinger, a. a. O. S. 72.

16) S. Anhang.

17) Zwei kroatiſche Soldaten und zwar Michael Nikſich und Paul Klaich. Vgl. Eßterle, Edith, A budakeszi német nyelvjárás hangtana (Lautlehre der deutſchen Mundart von Budakeſzi): Arbeiten zur deutſchen Philologie, Heft 41. Budapeſt 1929, S. 7.

18) 1767 und 1770: Martin Bablovics, Matthias und Georg Cſulies (Zolitſch), Matthias und Georg Goſolitſch (Goſoiltz, Kuſelicz), Matthias Griſovics (Kriſovicz), Thomas Labranovics, Martin und Georg Paulovics. Vgl. Seelen Conscription, Anno 1767 über daß Dorf Buda-Eörs (Div. Conscriptiones Budaörs Nr. 6) und Buda-eörscher-Dorf-Urbarium 1770 (beide im Landesarchiv). Vermutlich wanderten dieſe aus Großturwal zu.

19) Jankovits, Johann, Paulinus, Lautlehre der Mundart von Zſámbék (Handſchrift im Inſtitut für deutſche Sprachwiſſenſchaft und Volkskunde an der Univerſität Budapeſt), S. 16, 17.

20) Den katholiſchen Dorfgenoſſen waren aber die Orthodoxen hier und dort nicht ſehr zugetan. In Cſobánka verhinderten ſie z. B. mit Gewalt den Bau des katholiſchen Gotteshauſes. In der Kirchenviſitation aus dem Jahre 1747 leſen wir hierüber folgendes: „. . . In quibus Locis (d. h. in Cſobánka, Budakaláſz und Pomáz) omnes Rasciani habitant, Schismatici, praeter exiguos Catholicos qvi sunt plurrimi in Csobánka ideo etiam nullibi in praefati Locis habent Publicum Exercitium, esto, quidem jam in Csobanka essent 22 hospites Domos suas habentes, Slavi et Germani qvi tempore Pestis omnem conatum in hoc intenderunt ut aliqvam Capellam seu Oratorium sibi possent exstruere, ideo et lapides comportarunt et calcem coemerunt, Sed sunt impediti a Rascianos Schismaticis Csobankiensibus et qvidem manu violenta et intentata morte, Rasciani enim qvidam propter metum Pestis cum suo popa extra pagum habitandum exierant, qvi videntes Catholicos laborantes circa extinctionem calcis, in ipsos iruerunt et subverso curru atque efusa aqva catholicorum, qvam portaverant pro exstingvendo calce, ceperunt verberare et a popa actuali

bánka (1746)[22]), Pomáz,[23]), Ofen (1697)[24]) und Sankt Andrä (ſchon 1690) bauten ſie Kirchen und ſchufen ſich auch eigene Kultſtätten (z. B. Csobánka[26]). Ihr Biſchof, der an der Spitze der Ofner Diözeſe ſtand, reſidierte in Sankt Andrä.

Zur Zeit des Rákóczi'ſchen Freiheitskampfes ſtand das ſlawiſche Volk allenthalben auf der Seite der Kaiſerlichen.[27]) Dem Herrſcherhaus, das den Slawen auf ungariſchem Boden eine neue Heimat bot und ihnen Privilegien verlieh,[28]) fühlten ſie ſich verbunden. Rákóczi hätte ſie gerne in ſeinem Lager geſehen. Er rief ſie auch zum gemeinſamen Widerſtand gegen den Kaiſer auf.[29]) Am 22. November 1704 richtete Graf Nikolaus Bercſényi in ſeinem Auftrage ein Schreiben an die Serben von Sankt

---

nomine Abraham et Janko Milinko instigari Rasciani ut Catholicos omnes mactarent, nisi Stephan Davit Rascianus ipsos exhortatus fuisset, et qvidem Joannes Nemes Catholicus fuga debuit sibi consulere et armis se defendere alias fuisset mactatus. Haec ita retulerunt Fridericus Dörner, Jacobus Vina, Philippus Ruker, qvi in illo certamine aderant; Rasciani ex hoc fine autem haec fecerunt qvia sibi persvaserunt qvod si catholici Templum seu Oratorium exstruxerint, Rasciani omnes in Peste deberent mori. Et sic usqve ad hoc tempus pauperculi catholici habent calcem suam vivam in terra subfossam, lapides per Rascianos asportati, et catholici fine suo frustrati sunt." (Visitatio Canonica Districtus Budensis 1747, im Diözeſanarchiv zu Weſprim).

21) Borovſzky, a. a. O. Bd. I, S. 44.

22) Borovſzky, a. a. O. Bd. I, S. 49.

23) Die ſerbiſche Kirche iſt hier die älteſte. Vgl. Galgóczy, Karl, Pest—Pilis—Solt—Kiskun megye monographiája (Monographie des Komitates Peſt—Pilis—Solt—Kiskun). Budapeſt 1877, Bd. 3, S. 95.

24) Auch die katholiſchen Slawen hatten hier eine Kirche. Vgl. Schoen, Arnold, Buda és óbuda 18. századi templomai (Ofens und Altofens Kirchen im 18. Jahrhundert): Történetirás I (1937), S. 57.

25) Die Stadt hat mehrere ſerbiſche Kirchen. Die Požarevačka-Kirche, die biſchöfliche Reſidenz und die Kathedrale ſollen, ſo will es die Ueberlieferung, bereits 1690 erbaut worden ſein. Vgl. Borovſzky, a. a. O. S. 453 ff.

26) Der Gnadenort Csobánka iſt eigentlich ſerbiſchen Urſprungs. Die Heilquelle außerhalb der Gemeinde entdeckten und verehrten zuerſt die Serben: „Locus huius scaturiginis Csobánkensibus non tantum nostri, sed et Graeci ritus non unitorum ab immemoriali celebris, nunc vero sanctus est". (Praeliminaria Puncta Visitationis Canonice Parochiae Csobánkensis Dioecesis Albaregalensis 1839, im Diözeſanarchiv zu Stuhlweißenburg). Erſt ſpäter ſtrömten die Katholiken (Deutſche, Slowaken) herbei. Im Laufe der Zeit wurde Csobánka ein bedeutender katholiſcher Wallfahrtsort des Ofner Berglandes. Die orthodoxen Serben der Umgebung pilgern aber noch alljährlich zur Quelle. Die Geſchichte des Wallfahrtsortes ſchildert Pillmann Alfons, Kurze Geſchichte der Bründel-Kapelle bei Csobánka nebſt Gebeten und Liedern, o. O. (1933).

27) Schwicker, a. a. O. S. 42.

27) Schwicker, a. a. O. S. 42 ff.

29) Schwicker, a. a. O. S. 42 f.

Andrä und deſſen Umgebung.[30]) Wollen ſie in Frieden leben, heißt es hier u. a., ſo mögen ſie ſich Rákóczi anſchließen. Ihre wehrfähigen Männer würden bei ihm ebenſoviel Sold erhalten wie im Gegenlager. Die Serben blieben aber, trotz aller Aufrufe, weiterhin dem Kaiſer treu, wofür ihnen auch Anerkennung zuteil wurde.[31]) Am Siebenbürger Feldzug (1706) beteiligten ſich auch die Serben von Budakaláſz, Pomáz und Sankt Andrä.[32])

In dieſer unruhigen Zeit hatte auch unſer Gebiet viel zu leiden.[33]) Nicht nur, daß die Bewohner ihres Lebens nicht ſicher waren.[34]) Auch ihr Beſitz war ſtändig bedroht. Gar manches Stück Land wurde dem wehrloſen Nachbarn „mit gewalt abgezwickhet". Unter ſolchen Umſtänden war das Volk, das ſeine Exiſtenz nicht mehr geſichert ſah, gezwungen, weiter zu ziehen.[35])

---

[30]) Gróf Bercsényi Miklós levele a szentendrei szerbekhez (Brief des Grafen Nikolaus Bercſényi an die Serben von Sankt Andrä): Szentendre és Vidéke vom 27. November 1910.

[31]) Borovſzky, a. a. O. Bd. 2, S. 458.

[32]) Hornyik, Johann, A ráczok ellenforradalma 1703—1711. (Die Gegenrevolution der Serben 1703—1711): Századok II (1868), S. 632.

[33]) Ueber die Ausſchreitungen der Serben gab es viele Klagen. Man forderte auch Černojević auf, ſeinen Untertanen zu gebieten, daß ſie in Sankt Andrä verblieben, ſonſt würde man gegen ſie vorgehen. Vgl. Taba, a. a. O. S. 95. — S. auch die Regeſten zur Geſchichte der Serben bei Czoernig, a. a. O. Bd. 3, S. 93 ff.

[34]) Im Bereich der Pilisvörösvárer Pfarre wurden z. B. von Wegelagerern, „Rebellen" und kaiſerlichen Soldaten folgende ermordet: 15. 2. 1704: Adam Glaſer, Johann Widerröhr und Georg Mittenegger — 12. 3. 1704: Konrad Landgolt. — 21. 3. 1704: Stephan Behrnhardt. — 26. 3. 1704: Gregor Fringer und Georg Mathes. — 24. 9. 1705: Matthias Mitni (aus Cſév) — 21. 12. 1704: Michael Schallkh (aus Nagykovácſi). — 13. 5. 1706: Sebaſtian Grup. — 20. 10. 1706: ein Solymárer Serbe namens Paul — 19. 7. 1707: Sebaſtian und Bernhard Merck und Johann Czigler (Matricula Ecclesiae Parochialis Vörösvár et Filiam: Solmár, Sz. Iványi, Kováts. Ab Anno 1693 usque ad Annum 1766 inclusive; auf der Pilisvörösvárer Pfarre).

[35]) Die Pilisvörösvárer Deutſchen fügten den angrenzenden ſlawiſchen Gemeinden viel Schaden zu. Cſobánka wurde von ihnen arg heimgeſucht. Der gewalttätige Agner, „Proviſor" zu Pilisvörösvár, entriß den Cſobánkáer Serben z. B. das fruchtbare Praedium Garancs „So aniezo verurſachet, das ſchon vill wirth hinweg, und noch die übrigen alle auch von hier lauffen wollen, zu mahlen ihnen dadurch aller akherbau und wiſzmadt hinweg genohmen wordten und nichts anders, alß waß ſie mit hauen umb hauen khönen geblieben iſt, diſe gebten den Vataj (d. h. dem Grundherrn), weillen ſie daß Praedium Garancs noch gehabt 70 fl. nebſt den Neintel, hingegen ietz nichts praestiren wollen." Nach Aufzählung der Einwohner im Jahre 1711 heißt es: „Fünff wirth ſeint geſtorben, und 20 ſeint wegen Herrn Agner hinweg gezogen auf Almas deren ſie nur diſe 6 nomina Radomir, Illuskin, Jovan, Meletta, Misco Meterics, Stanko Mudiczonin, Lucas angeſagt haben." (Vgl die im Anhang angeführte Konſkription aus dem Jahre 1711.)

Bald nach den Südſlawen kamen katholiſche Deutſche nach Budakalász, Csobánka, Großturwal, Pomáz und Solymár[36]), ſpäter katholiſche Slowaken nach Csobánka und Pomáz (1765)[37]), ſchließlich kalviniſche Madjaren nach Pomáz (zwiſchen 1790—1800)[38]). Dieſe „Eindringlinge", wie man ſie hieß, vermehrten ſich raſch, teils durch ſtete Zuwanderung, teils durch natürlichen Zuwachs. Lange lebten die einzelnen Volksgruppen in ſtrenger Abgeſchiedenheit nebeneinander. Keine wollte ja etwas einbüßen; am allerwenigſten die Slawen, die dem Ueberhandnehmen der Nichtſlawen mit Erbitterung zuſehen mußten.

Den katholiſchen Südſlawen in Großturwal und Solymár wurde ihr Glaube zum Verhängnis. Gegen das katholiſche Umvolk ſetzten ſie ſich vergebens zur Wehr; früher oder ſpäter gingen ſie in ihm doch auf. In Solymár verſchwanden ſie ſchon im 18. Jh.[39]) 1719 predigte man dort zum letzten Mal in „illyriſcher" Sprache.[40]) An die ſlawiſche Bevölkerung von einſt erinnern heute nur noch einige Familiennamen, das ſog. Raaznpäegl („Raizenbergl", Raizenhügel)[41]) und der Schimpfname der Solymárer: Raazn (Raizen). Vom ſog. „Raizenweg", der im 18. Jh. oft belegt iſt, weiß man heute natürlich nichts mehr.[42])

Die Großturwaler Serben konnten ſich noch bis zu den 70er Jahren des vorigen Jh.s erhalten. Mit den deutſchen Dorfgenoſſen hatten ſie bis dahin wenig gemein. Jeder Volksteil lebte ſein völkiſches Eigenleben. In der Kirche war für die Serben die rechte Seite beſtimmt (heute noch die „raaziſche" Seite genannt). Der Gottesdienſt wurde in deutſcher und in ſerbiſcher Sprache abgehalten. Die Serben hatten ihre eigene Schule, eigene Wirtshäuſer, eigene Muſik, trugen ſich nach ſerbiſcher Art und heirateten

---

[36]) Auf den deutſchen Siedlungsvorgang werden wir ſpäter zu ſprechen kommen.

[37]) Pesthy, Friedrich, Magyarország helynevei (Ungarns Ortsnamen) Komitat Peſt, S. 338 (Handſchrift in der Bibliothek des Nationalmuſeums in Budapeſt).

[38]) Pesthy, a. a. O. S. 338.

[39]) In der Kirchenviſitation aus dem Jahre 1747 heißt es noch: „Sunt in Parochia duplicis nationis homines et lingvae, partim Germani, partim Dalmatae, omnes Catholici . . ." (ſ. oben). — — 1769 werden hier noch folgende Familien mit ſlawiſchen Namen angeführt: Karabancz, Kazics, Krenedich, Melgerics (Melgericz, Melchrics), Sokecz (Szokecz) und Schulicz. Landesarchiv Budapeſt. Urb. et Conscr. Fasc. 100. Nr. 31).

[40]) Pesthy, a. a. O. S. 371.

[41]) In der Nähe dieſes Hügels ſtand das Haus der alteingeſeſſenen ſerbiſchen Familie Melcheritz. Ihr Spitzname, Raazn (Raizen), wurde auch auf den Hügel übertragen.

[42]) 1749: . . . viam curulam Racz uth dictam . . ., . . . viam Ráczok uttya nominatam . . ., . . . Rácz Utban megütkezö Kereszt Utaknál . . . uſw. (Landesarchiv Budapeſt. Neo Regestrata Acta Fasc. 1883. Nr. 21, Fasc. 1853. Nr. 18., 19.)

nur untereinander.[43]) Zu den katholiſchen Serben in der Umgebung unterhielten ſie rege Beziehungen. Als man aber in den 70er Jahren die ſerbiſche Sprache wegen Zwiſtigkeiten mit den Deutſchen[45]) auch aus der Kirche verdrängte, war ihr Schickſal beſiegelt. Zwiſchen Deutſchen und Serben fielen nun die Schranken. Die Miſchehen wurden immer häufiger und zerſetzten ſchließlich den ſerbiſchen Volkskörper. Von der ſlawiſchen Vergangenheit der Gemeinde zeugen noch ſerbiſche Familiennamen, die ſog. Raazikoosn (Raizen-Gaſſe, jetzt Zimándy-Gaſſe; einſt wohnten hier vorwiegend Serben)[46]) und der Spottname Raazn, womit die Großturwaler in der ganzen Umgebung bedacht[47]) werden. Die wenigen katholiſchen Slawen von Budakeſzi, Budaörs und Zſámbék gingen ebenfalls im Mehrheitsvolk auf. Die Raaznschtot (Raizenſtadt, jetzt Rácváros-utca) in Zſámbék läßt noch auf das einſtige ſlawiſche Element ſchließen.[48])

Die Orthodoxen erhielten ſich, dank ihrer kirchlichen Sonderſtellung, bis auf den heutigen Tag. Seit dem Weltkrieg iſt aber ihre Zahl, infolge der Abwanderung nach Südſlawien, ſehr ſtark zurückgegangen.[49]) Jetzt machen ſie nur einen kleinen Bruchteil der Geſamtbevölkerung aus. Sie bilden noch immer eine geſchloſſene Einheit und hängen zäh an ihrem Volkstum. Eine führende Rolle ſpielen ſie im Gemeindeleben nirgends mehr.[50])

---

[43]) Magos, Adalbert, Törökbálint és Diósd lakodalmas szokásai (Hochzeitsbräuche von Großturwal und Diósd). Erweiterter Sonderdruck aus Ethnographia-Népélet XLVIII (1937). S. 6.

[44]) Der letzte ſerbiſche Lehrer hieß Hubatſchek. 1886/87 zählte man hier nur noch 9 ſerbiſche, 19 „illyriſche" und 366 deutſche ſchulpflichtige Kinder. Vgl. Eperjeſſy, Stephan, Kulturtörekvéseink (Unſere Kulturbeſtrebungen): Buda és Vidéke vom 20. Januar 1893.

[45]) Magos, a. a. O. S. 5 f.

[46]) Wittinger, a. a. O. S. 72.

[47]) Bonomi, Eugen, Ortsneckerein aus den Ofner Bergen: Feſtſchrift für Gideon Petz: Arbeiten zur deutſchen Philologie, Heft 60. Budapeſt 1933, S. 223.

[48]) Auf dem Kleinturwal—Torbágyer Hotter gibt es einen Raizenwinkel. Der Flurname geht ſicher auf einen ehemaligen ſerbiſchen Beſitzer zurück. Vgl. Peſthy, a. a. O. S. 215.

[49]) Budakaláß 1920: 309 Serben, 1 Kroate, 1930: 221 Serben, 1 Bunjewatze — Cſobánka 1920: 184 Serben, 1930: 99 Serben — Großturwal 1920: 9 Serben, 7 Kroaten 1930: 2 Kroaten — Pomáz 1920: 443 Serben, 2 Kroaten 1930: 259 Serben, 1 Kroate. Vgl. Az 1920 évi népszámlálás (Volkszählung im Jahre 1920). Budapeſt 1923, 1. Teil und Az 1930 évi népszámlálás (Volkszählung im Jahre 1930). Budapeſt 1932, I. Teil.

[50]) Der ſerbiſche Dorfteil hebt ſich von den anderen überall noch deutlich ab. In der Wirtſchaftsführung der Serben iſt aber ſchon der Einfluß des Umvolkes zu erkennen. Es ſei noch erwähnt, daß die Gemeinden Budakaláſz, Cſobánka und Pomáz, ſerbiſche Flurnamen haben. Vgl. Peſthy, a. a. O.

Anhang.

Wir bringen nachſtehend die erſten uns bekannten Konſkriptionen über Großturwal (1696), Budakaláſz, Csobánka, Pomá und Solymár. (1710). 1717 wurde über die Vattay'ſchen Güter, zu denen, wie wir ſehen werden, auch Budakaláſz, Csobánka, Pomáz und Solymár gehörten, in deutſcher Sprache eine neue Konſkription angelegt.[51]) Sie iſt ſtellenweiſe ausführlicher als die aus dem Jahre 1710. Die Landeskonſkriptionen aus den Jahren 1715, 1730 erfaſſen natürlich auch unſer Gebiet. Sie gewähren aber keinen ſo guten Einblick in die Bevölkerungs- und Beſitzverhältniſſe der einzelnen Gemeinden wie die oben erwähnten.

I. Beſchreib- vndt Schäzung des Dorffs Török Ballynd. So geſchehen Anno 1696.[52])

	Heuß	Söhn	Töchter	Pferdt	Oxen	Khüe	Kälber	Schäf	Gaiß	Schwein	Pinen	Weingarten Tagwerk	Acker, Joch	Wie viel metzen angebaut: Weitz	Roken	Gersten	Haber	Hirsch	Wißen Tagwerk	Wie viel Fuhr Heu	Inwohner
Czongradi Istvan	1	1	1	—	2	2	2	—	—	2	—	—	10	—	15	—	—	1	—	—	—
Raz Janos	1	—	—	1	1	2	—	—	—	1	—	—	2	—	3	—	—	—	—	—	—
Radgan Raz	1	1	—	1	2	1	—	—	—	—	—	—	5	—	7	—	—	1/2	—	—	—
Peter Szabo	1	—	—	—	—	—	—	—	4	1	—	—	7	—	10	—	—	3/4	—	—	—
Raz Janos	1	1	—	—	—	—	—	—	2	1	—	—	2	—	6	—	—	—	—	—	—
Millos Raz	1	2	1	—	2	1	—	—	—	1	—	—	4	—	6	—	—	1/2	—	—	—
Mihailo Podignivka	1	1	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	7	—	14	—	—	—	—	—	—
Raz Miklos	1	1	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1 1/2	—	—	—	—	—	1
Istvan Juduary	1	1	—	—	2	1	—	—	—	1	—	—	3	—	4 1/2	—	—	1/4	—	—	—
Jeffta Raz	1	1	—	—	2	—	—	—	4	—	—	—	4	—	6	—	—	—	—	—	1
Jaz Miska	1	—	—	—	2	—	—	—	4	—	—	—	5	—	7	—	—	1/4	—	—	—
Stanko Raz	1	1	—	—	—	—	—	—	—	12	—	—	3	—	4	—	—	—	—	—	1
Millos Raz	1	1	1	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Stayan Raz	1	1	—	—	—	—	—	—	4	1	—	—	1	—	1 1/2	—	—	—	—	—	—
Jouan Raz	1	1	1	—	2	1	—	—	—	1	—	—	3	—	5	—	—	—	—	—	—
Raiko Gegarics	1	—	1	1	2	1	1	—	—	1	—	—	6	—	10	—	—	—	—	—	—
Szekeres Peter	1	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	4	—	6	—	—	—	—	—	1
Thomas Raz	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1 1/2	—	—	—	—	—	—
David Raz	1	1	—	—	2	—	—	—	7	2	—	—	6	—	8	—	—	—	—	—	1
Mihailo Raz	1	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1 1/2	—	—	—	—	—	1
German Raz	1	—	—	—	2	—	—	—	2	—	—	—	5	—	6	—	—	—	—	—	—
Raiko Raz	1	—	—	—	1	—	—	—	3	—	—	—	3	—	4	—	—	—	—	—	—
Maxim Raz	1	—	1	—	2	1	1	—	—	1	—	—	5	—	8	—	—	—	—	—	1
Nikola Raz	1	—	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	5	—	9	—	—	1/4	—	—	1
Andria Raz	1	1	—	—	2	—	—	—	2	—	—	—	3	—	5	—	1 1/2	—	—	—	1
Radovan Raz	1	1	—	1	2	2	2	—	—	1	—	—	6	—	9	1	—	—	—	—	—
Ostya Raz	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Laso Raz	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Millovan Raz	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Peter Raz	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Misko Raz	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Thomo Raz	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Dobrovoy Raz	1	—	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	4	—	5	—	—	—	—	—	—
Summa	33	18	11	7	32	15	8	—	33	17	—	—	106	—	163 1/2	1	1 1/2	3 1/2	—	—	10

[51]) Consciptio Bonorum item et Pagorum Vatayanorum utpote Gallas, Pomas, Csabanka, Solmar et Kovacz Item N. 4 tuorum Praediorum scilicet Ssencze, Kiskovach, Garancs et Szent Ivan, trans Danubium Dunageszy cum Praedys Csemor, Sx. Michal, Sz. Lorentz, Gubacs, Oszlas, Kiskorcs, Rebelli, Kallo et Vojar. Conscripta per Subtt: Provisorem Josepho Antonium Salgar. Buda 19 May 1711. Landesarchiv, Budapeſt. Urb. et Conscr. Fasc. 10. Nr. 36.

[52]) Landesarchiv, Budapeſt Urb. et Conscr. Fasc. 60 Nr. 13.

Das Dorff Török Ballynd ligt [durchgestrichen: von Ofen] gegen die Stuelweißenburger straßen zur linken hand von Ofen 1 Meyl wegs, diſes terrenum hat beyläufig in der länge 3/4 und in der braite 1/2 stund [durchgestrichen: 2 unleserl. Wörter und territorium] ſich erſtrecket, beſtehet in 33. Sessionen, ſo dem Grundherrn jede Jährl.: à 3. fl 75. den.

dient	123	fl. 75.	den.
Den Jährl. Roboth à 52 tag p. 12 den. ertragt	205	„ 92.	
alda befinden ſich 10. Holden (?) oder Innwohner, welche Jährl.: Hungl: brauch nach 9ten Roboth, auch à 12 den. angeſehen	10	„ 80.	
Der Weinſchank, welchen der Grundherr auf Hung: brauch nach den Sommer hindurch Stj Georgy bis Mihaelj: vnd von dar bis widerumb Georgy die gemein zugenißen hat, iſt zunehmen auf	50	„ —	
Die Fleiſchbank bis	15	„ —	
Das Neündl vngefehr iſt	60	„ —	
Summa des Dorfs Nuznißung	465	fl. 47	den.

Weilen aber [durchgestrichen: dieſes] bemeltes Dorff mit lauter Raizen bewohnt, vnd dieſes ein vnbeſtändig hin vnd wieder vagirendes Volk iſt, alſo wirdt die Nuznißung nur mit der Helffte angeſchlagen iſt 232 fl. 73 den.

Macht in Capitalj 6 pr: Cento 3878 fl. 83 den.

Nebſt [durchgestrichen: dieſem] mehrbemelten Dorff ligt auch dazugehorent ein Praedium Fekete Egy hasz genant worauf noch ein Klein stückl Mauer, hat bis 200. Joch acker jedes à 3 fl. macht 600 fl.

Wiſen auf 150. Fuhr Heü pr: 105. fl. in Capitalj 1750 fl.

Summa des Capitals à 6 pr Cto	6228	fl. 83	den.
S 5. pr Cto	7460	—	
S 4. pr Cto	9325	—	

So geſchehen Ofen 24. Jener 696

II. Conscriptio in Comitatu Pilisziensi existentium Wattayo-Fiscalium Possesionum Kálas, Pomász, Csabanka, Solmár et Kovácsy cum appertinentibus, concinnata, die et anno infranotato.[53])

Conscriptio Pagi Kálas

Nomina Incolarum	Domus	Fily	Filiae	Eqvi	Boves	Vaccae	Vituli	Oves et Caprae	Porcj	Vinear fossor.	Urnae vini	Seminatura			Foeni currus	Inquilini
												Mixtj	Hordej	Avenae		
Jurko Wrankovicz Judex	1	2	—	2	2	—	—	15	3	2	5	4	3	1	1	—
Weszelin Maleticz	1	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	3	2	—	—	—
Thomas Vörösvarecz	1	—	1	2	2	—	—	—	1	—	—	2	2	1/2	1/2	—
Zwian Wucskovicz	1	—	—	2	4	1	2	35	6	4	10	9	4	2	2	—
Nicola Wucskovicz	1	1	2	1	1	1	1	—	1	—	—	2	2	—	—	—
Radivogj Sztankovicz	1	1	—	2	—	2	2	—	1	—	—	3	3	—	—	1
Wallj Farkas	1	—	1	2	2	1	1	—	2	—	—	3	2	1	1	—
Radovan Glabatovicz	1	2	1	1	2	1	1	5	1	—	—	2 1/2	1 1/2	—	—	—
Marinko	1	2	2	1	1	1	1	—	1	—	—	1	—	—	—	—
Sivko Kolar	1	3	—	2	2	1	1	10	1	—	—	3	2	1	1	—
Sztojan Szirocsicz	1	—	1	2	2	1	1	10	1	2	Novit extr.	3	2	—	—	—
Szobota Racz	1	1	—	1	2	—	—	5	1	—	—	2	1	—	—	—
Ilia Almasánin	1	1	2	—	2	1	1	—	2	—	—	3	1	—	—	—
Budaj Janos	1	1	—	2	4	2	2	16	4	4	20	7	3	1	1	—
Jovan Wukovicz	1	1	—	2	2	1	1	10	2	—	—	5	3	1 1/2	1 1/2	1
Brko Sztanko	1	1	—	—	2	2	1	—	1	1	4	4	2	—	—	—
Misko Goszdenvvicz	1	—	1	—	2	1	1	—	1	—	—	3	1 1/2	1 1/2	1 1/2	—
Mirko Coszmanovicz	1	—	—	—	2	1	1	—	2	3	Nov.	3	2	1 1/2	1 1/2	1
Sztanisza Miladiniovicz	1	2	—	2	1	1	1	10	2	3	6	4	2	—	—	—
Zmia Milakovicz	1	1	—	—	2	—	—	—	2	—	—	3	2	—	—	—
Jovan Baitara	1	1	—	—	2	1	1	—	1	—	—	2	1 1/2	—	—	—
Milics	1	2	—	—	3	2	2	15	3	3	6	4	3	2	2	—
Sztanisza Jankovicz	1	—	1	2	4	—	—	20	4	—	—	6	3	2	2	—
Summa	23	22	12	26	48	21	21	151	44	22	51	82 1/2	48 1/2	15	26	3

[53]) Landesarchiv, Budapeſt Urb. et Conscr. Fasc. Nr. 36. Eine Abſchrift dieſer Konſkription: Urb. et Conscr. Fasc. 11. Nr. 20.

Pagus Kálas versus septentrionem Buda duobus milliaribus distans, a sinistris ad radicem montis, dextris vero in planitie situs, cujus terrenum in longi- et latitudine ad 2. vel tres ictus sclopi se extendit, vicinatur versus orientem cum Bikács Megyer, et Danubio ad meridiem cum pago Örömb, occidentem Weindorff et Csabanka, septentrionem vero cum Praedio Szencze usque ad Szent Andreensem viam. Domini Terrestres loci hujus, prout Incolae referunt, ultimatim Johannes et Stephanus Wattay Fratres, uti et eorum Praedecessores a tempore Regis Matthiae, haereditarij fuerunt, qvibus ydem Incolae /: omnes schismatici rasciani, et potiori ex parte hic nati et educati :/ a tempore recuperatae Budae usque ad finem anni 709 annuatim 75. flor. rhen. unum par coturnorum et 2 libras oryza pro omnibus et singulis in toto, uno anno 703. autem penes praedicta ab omnibus procreabilibus Nonam, eotum introductam, quae exactio ob irruptam rebellionem deinde cessasset, praestitisse dicunt, Adm(inistr)a(ti)oni vero Cameralj Budensj, qvo a jam 4. annis qvam Fiscales insinuati sunt, propter praevalentiam hostium nihil contribuere valuerunt. Territorium Pagi hujus consistit in circiter 180. jugeribus fertilium agrorum, pratis ad 50. currus foeni, cum aliqvalj pascuatione, habet exiguam sylvam, solum pro domestica necessitate ligna focalia continentam. Vineas 40. fossorum, qvorum medietas deserta, vini urna exinde ad 2. florenos vendibilis. Educillo fruitur Communitas, quae dicit se per integrum annum ultra 60. urnas educillare non posse. Terram ad pagum Incolae non habent sufficientem, necessitantur sibi in alieno vicinitatis fundo pro suo aere et pendenda Nona agros, pascuationes, et vini culturas procurare. Ad sinistrum latus Pagi, in colle extat diruta Ecclesia cum Turri, ex bona materia constructa, non adeo magnis sumptibus reparabilis. Incolae referunt olim Turcico Imperatorj annuatim 33 fl. Terrestri suo Turcico Budam a qvavis domo 1. fl., 1 currum foeni, 2. currus lignorum focalium, et tres laboratores. Christianis Terrestribus vero D(omi)nis Wattay usque ad recuperatam Budam una cum alys donis 45. florenos solvisse.

Hic notandum venit, his in partibus tam quoad dominia et pagos, quam etiam eorundem sessiones, et his assignanda solito alibi more certo numero et qvalitate jugera, limites et metas judicialiter inter commetaneos non decisas, neque a D(omi)nis Terrestribus Incolas in sessiones divisas esse, adeoque seqvi, quoad Terrestribus inter se de ambiguo fundo disceptantibus infirmior potentiori succumbere, suumque jus, sine judice defendere se non valens, sibi abripi videre necessitetur; de Sessionibus vero Incolis suis distribuendis Terrestres solliciti; uti deberent, non sunt cum annualj exiguo censu contentj, subditis ad proprium libitum usufruitionem terrae relinqvendo, eandem, cum qvilibet ad suum beneplacitum, qvid, ubi, et quantum voluerit hinc inde occupare, arare, falcare, ligna focare ex libere audeat, sponte sua devastari, et desolari faciunt; Qua de causa cum cuivis Incolae certa qvantitas terrae assignata non sit, et ideo domatim sessiones formarj neqveant, juxta universum quoad possibile fuit, erutum numerum Jugerorum, agriculturae, et falcaturae sessiones formatae sunt, et qvidem computando ad unam: triginta duo Jugera araturae, ac octo currus foeni, cum alys necessarys, et accedentibus ad minimum sex vel octo bobus, in dicti Pagi Kálas 23 Incolis seu domibus: Sex integrae Sessiones Colonicales reperiuntur et actuales, cum tribus Inquilinis.

Conscriptio Pagi Pomász

Nomina Incolarum	Domus	Fily	Filiae	Equi	Boves	Vaccae	Vitulj	Oves et Caprae	Porci	Alvearia	Vineae fossor.	Urnae vini	Seminatura			Foeni currus	Inquilinj
													Mixtj	Hordej	Avenae		
Milisza Woinovioz Judex	1	1	2	1	2	2	4	20	3	—	7	30	3	—	1	3	—
Nicola Beslia	1	—	—	2	4	3	4	20	5	—	4	12	8	—	1½	4	—
Osztoja Kasenovicz	1	1	2	—	2	—	—	15	2	—	5	20	4	—	1	3	—
Sucs Mihal	1	—	—	2	2	—	—	2	2	—	4	10	4	—	1	2	—
Misko Weleskovicz	1	3	2	—	2	—	—	—	—	—	3	7	4	1	—	2	—
Milin Milocsovicz	1	—	2	3	4	1	1	27	3	—	5	20	8	—	2	4	—
Gruya Popovicz	1	3	1	—	2	—	—	10	2	—	1	1	3	—	1	2	—
Joczko Szyroma	1	—	—	—	2	1	1	—	1	—	2	5	3	—	1	3	1
Mihal Sekovarovicz	1	1	—	—	2	—	—	—	—	—	2	5	—	—	—	2	1
Gyuladj	1	1	—	2	3	2	—	20	4	—	4	8	6	—	—	4	—
Sipos Istok	1	1	1	1	3	3	3	—	2	—	4	20	6	½	1	3	—
Jovan Seget	1	—	2	—	2	—	—	10	2	—	2	5	2	—	½/	2	—
Radovan Pavlovicz	1	1	—	1	4	1	1	5	3	—	5	10	6	1	1	4	—
Risztovoy Knesovicz	1	—	—	2	4	2	2	8	2	—	6	15	8	1	1	4	—
Luk Boseticz	1	1	—	2	4	2	—	4	3	—	2	12	5	—	2	4	1
Zwio Jlina	1	2	1	2	3	—	—	7	2	—	3	6	5	½	1	3	—
Demeter Miksicz	1	2	1	—	2	—	—	10	—	4	—	—	3	—	—	3	1
Krszta Sztojanovicz	1	2	1	—	4	2	1	—	4	—	4	10	8	—	2	3	—
Jovicza Bacsfanin	1	—	—	—	2	—	—	6	—	—	2	5	1	—	—	—	—
Radosza Magyar	1	2	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	½	—	—	—	—
Jlia Rácz	1	1	1	1	—	—	—	9	1	5	2	5	1	—	—	—	1
Radosza Rácz	1	—	—	1	4	1	1	20	2	—	3	15	5	2	2	4	—
Miter Csocsok	1	1	—	1	2	1	1	5	1	—	2	8	1	—	—	—	—
Wucsics Woszdanovicz	1	1	—	—	3	2	2	—	2	—	2	10	2½	—	—	3	—
Waszo Merkanovicz	1	2	—	—	2	—	2	10	2	—	2	8	3	—	—	3	—
Marko Radnianin	1	2	1	2	2	1	—	10	1	—	—	—	2	—	1	2	—
Zdrawko	1	1	1	—	2	1	2	5	3	—	2	Nov	4	—	—	—	1
Joseph Sivkovicz	1	1	—	—	2	—	—	5	—	—	1	Nov	2	—	—	1	—
Jvan Wukmanovicz	1	1	2	2	—	1	—	5	1	—	1	Nov	1	—	—	1	—
Sztojan Csordas	1	—	—	—	2	1	—	—	3	—	1	Nov	1	—	—	1	1
Theodor Sziak	1	2	—	—	3	1	1	—	—	—	2	3	1	—	—	—	—
Marko Ovak	1	—	—	2	3	—	—	5	3	—	3	8	3	—	—	3	—
Jvko Zwicskovics	1	—	4	—	2	—	—	—	1	—	1	Nov	3	1	1	—	—
Pava Almasanin	1	—	—	—	2	1	—	—	1	—	1	Nov	2	—	—	1	—
Thovan Maximovicz	1	—	—	—	3	1	—	3	1	—	2	6	3	—	1	2	1
Jancsy Derbovicz	1	1	2	—	2	1	1	—	1	—	1	2	2	—	—	1	—
Sztanywuk Markowicz	1	—	—	2	—	1	1	—	1	—	1	2	2	—	—	1	—
Blas. Markovics	1	1	3	—	2	1	—	—	—	—	½	Nov	1	—	—	1	—
Radivoy Bacsvanin	1	3	—	—	2	1	—	10	2	—	1	2	1½	—	—	1	—
Jovan Batlina	1	1	1	2	3	1	—	10	3	—	3	6	4	—	1	2	—
Jura Bugarin	1	3	2	—	2	1	1	—	2	—	1	Nov	2	—	1	2	—
Radovan Slivicz	1	—	—	—	2	1	1	—	2	—	2	6	3	—	1	3	—
Peter Csivoro	1	2	—	1	2	—	—	3	1	—	1	Nov	3	—	1	2	—
Gergovan Dognianovicz	1	1	3	—	2	1	—	—	—	—	—	—	1½	—	—	2	—
Szmio Radivogovicz	1	1	1	—	2	1	—	3	1	—	2	Nov	1½	—	—	3	—
Radovan Maly	1	—	—	—	2	2	—	—	1	—	3	Nov	2½	—	1	2	—
Cserny Peter	1	—	2	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Peter Eriszto	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Ilia Dlugacsky	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Jovan Boszniak	1	2	1	—	2	2	1	—	2	—	4	10	2	—	1	3	—
Radosza Kis Biro	1	1	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	1	—
Summa	51	50	41	32	116	43	31	268	79	9	109½	292	149	7	28	101	8

Pagus Pomász cum Praedys Szencze, et Kovàsy, versus septentrionem duobus milliaribus Buda, et a Kálas praecedenti pago media hora distans, in amoeno loco situs, cujus territorium cum supra nominatis Praedys, sine quibus subsistere non posset, in latitudine unius, et longitudine 1½ hora se exstendit, vicinatur ad orientem cum oppido Stj Andrae, et Praedio Kissing, meridiem versus cum Kálas, occidentem Csabanka et Weindorff, septentrionem vero iterum cum territorio Szent Andreensj. D(omi)nus Terrestris eqvidem hic erat semper Wattayensis familia, cui Incolae /: qvi non minus rasciani schismaticae religionis, et plerique deperdito Belgrado abinde se huc transtulerunt :/ a recuperata Buda annuatim usque annum 700. per 70. fl., 2. paria coturnorum, postmodum usque ad exortam rebellionem seu finem 703, per 160 fl. simul cum Nona praestiterunt, ab illo tempore usque huc diversis vicibus Terrestri suo Wattay ad ejusdem rigorosas comminationes, et captivationes pecunias multas earum qvantitatem nescientes, coacte transmisisse, et exsolvisse contestantur, Adm(inistr)a(ti)onj vero Budensi similiter cum Kalasiensibus nihil praestitisse asserunt. Territorium consistit cum duobus annexis Praedys in circiter 350 jugeribus fertilium agrorum, pratis ad 150. currus foeni, cum necessaria pascuatione, sylvas habet sufficientes glandinales, etiam partim pro aedificys aptas. Vineas ultra centum fossores cultas, vini urna in pretio ad 2 florenos uti in Kálas. Educillum est Communitatis, annualis educillationis ad 100. urnas. Incolae habent exiguam parvam molam unius rotae, tempore solum hyemalj aliquando practicabilem. Ex parte dextera penes pagum in Colle reperitur antiqvum aedificium ex bona materia sed totaliter destructum, et dicuntur esse rudera Castellj, quod olim Pomász nuncupatum esset, Turcico Imperatorj dicunt Coloni antehac se solvisse a qvavis domo 1 fl. 50 den, Terrestri Turcico etiam 1 fl. 50 den. et Decimas, 3 occas Butyrj, et unum currum lignorum. Wattayanae Familiae autem, quam Christiano Terrestri in toto 70 fl. Hujus loci Pomászj conscriptae 51. Domus seu Incolae praecedentj modo sumpti formant Sessiones integras Colonicales actuales 16. cum 8. Inquilinis.

Conscriptio Pagi Csabanka

Nomina Incolarum	Domus	Fily	Filiae	Equi	Boves	Vaccae	Vitulj	Porcj	Oves	Captae	Alvearia	Seminatura			Foeni currus	Inquilinj
												Mixtj	Hordej	Avena		
Lucacs Jovanovicz Judex	1	2	1	—	2	—	—	1	15	5	4	2	2	—	2	—
Radinko Mitrovicz	1	2	—	—	2	1	—	—	—	—	—	1	—	—	2	—
Diosza Woinovicz	1	1	4	—	2	2	2	—	—	—	4	2	—	—	1	—
Brajan Radonicz	1	1	—	—	2	1	1	—	5	—	1	3	1	—	3	—
Bugics Szibinj	1	2	—	—	2	—	—	1	—	6	—	1	—	1	3	—
Welicsko Radinovicz	1	—	2	—	2	2	1	1	—	—	—	—	—	—	3	—
Janko Deszpot Inquilinus	—	—	1	—	—	—	—	1	20	—	—	—	—	—	2	—
Jura Sztephanovicz	1	—	1	—	2	2	2	2	—	4	—	1½	—	1	2	—
Nicola Sztarecz	1	—	—	—	2	—	—	—	—	4	—	1	—	—	—	—
Radosza Wuk	1	—	—	1	2	1	1	1	—	5	—	2	—	1	2	—
Widoy Radinkovicz	—	1	1	—	—	1	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—
Petko Sztankovicz	1	1	2	—	3	—	—	1	20	5	—	5	—	1	3	—
Milaj Petrovicz	—	1	1	—	—	—	1	1	—	—	—	1	—	—	2	—
Misko Metericz	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Stephan Nicolovicz	1	1	3	—	1	1	1	—	—	—	—	1	—	½	4	—
Milosza Sivkovicz	1	—	—	1	2	1	1	1	—	—	—	1	—	—	3	—
Christoph Radunka	1	1	—	—	2	1	1	1	—	—	—	—	—	—	4	—
Miter Bacsvanin	1	1	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—
Jovan Maximovicz	1	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Carl Buszy	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	½	—	—	—	—
Milovan Petrovicz	1	—	2	—	1	1	1	—	—	3	—	—	—	—	2	—
Mihailo Maistrovicz	1	1	4	—	2	—	—	1	—	2	—	—	—	1	2	—
Summa	17	13	24	4	29	14	12	12	60	36	9	22	3	5½	41	—

Cum 5 Inquilinis subterraneas gazas habentibus.

Pagus Csabanka hungarice Boron versus septentrionem 2. milliaribus Buda distans, in sylvosa valle situatus, cujus territorium in lati- et longitudine ad mediam horam fere se extendit, vicinatur ad orientem cum Kálas, meridiem Weindorff, versus occasum solis cum Vörösvár et Szanto, septentrionem cum Pilisz et Praedio Kovacsy. Terrestres hic quoque ab antiquo dicuntur fuisse familia Wattay qvi Incolae /: qvi schismatici Rasciani sunt, et a 20. annis Belgrado advenientes Pagum hunc erexerunt :/ usque huc semper annuatim pro omnibus et singulis 70. florenos /: semel primo anno nempe ante rebellionem medietatem Nonae :/ praestitisse, Adm(inistrationi) Buden(si) autem sicut aly vicini nihil administrare potuisse affirmant. Territorium sibi in sylva hinc inde arabile legonibus praeparabant ad jugera 200. utj et foenilia ad 50. currus. Sylvam habent sufficientem pro aedificys, cremanda calce et carbonibus, atque focali necessitate in abundantia. Adest etiam parvum et exiguum molendinum tempore pluvioso solum utile. Coloni durante hoc rebellionis tumultu partim occisi, partim alio transfugae facti ad dimidietatem fere defecerunt, notabiliori de causa qvidem ob defectum cultibilis terrae, qvae illis a Vörösvariensibus ad 200. jugera agrorum, 100. currus foeni, et ultra centum fossores desertj promontory jam ante 10. annos violenter abreptam fuisset. Pagi hujus annotatae 17. Domus pro tribus actualibus integris et ob remanentiam fundj tribus integris desertis, scilicet 4½ sessionibus inhabitatis reputantur, cum 5. Inqvilinis proprias suas subterraneas rasciano more effosas gazas praetereaque nihil habentibus.

Conscriptio Pagi Solmár

Nomina Incolarum	Domus	Filij	Filiae	Equi	Boves	Vaccae	Vitulj	Caprae	Porcj	Alvearia	Seminatura			Foeni currus	Inquilinj
											Mixtj	Hordej	Avena		
Joannes Potocsics Judex	1	2	1	2	4	2	—	—	4	3	6	3	3	1	—
Martin Blasj	1	—	1	1	2	2	2	1	2	1	4	3	—	½	—
Misko Populics	1	1	2	1	—	—	—	—	6	2	2	1	—	½	1
Mathias Jud	1	2	—	—	4	2	1	—	2	4	2	4	—	1	1
Mathias Galenics	1	1	3	—	2	1	—	—	1	2	3	3	—	½	—
Jvan et Mikula Guszman	1	2	1	4	—	1	1	—	2	—	6	6	—	2	—
Thomas Tipics	1	—	—	—	2	1	2	—	3	3	2½	1	—	1	—
Andreas Tukle	1	1	1	—	4	2	2	4	4	4	3	3	—	1	—
Nicola Esculics	1	2	—	1	2	1	1	—	3	—	1	2	—	½	1
Perbaj Matthias	1	2	3	—	2	1	1	—	2	—	2	1	—	1	—
Thoma Braderics	1	1	3	2	—	1	1	—	1	—	1	—	—	½	—
Antonius Sokmayer	1	—	—	—	4	—	—	1	4	—	—	—	—	1	—
Barko Sztipics	1	3	2	2	2	1	1	4	—	—	4	4	—	1	—
Nicola Devics	1	3	—	—	4	1	1	1	1	2	5	2	—	1	—
Widard Bikics	1	2	1	1	4	3	3	—	1	—	4	3	—	1	—
Marko Esculics	1	3	1	—	2	1	1	—	1	3	3	1½	—	1	—
Anton Gelics	1	3	—	—	4	2	2	—	1	—	5	4	—	1	—
Sztojan Garapanovics	1	2	1	—	2	—	—	3	1	—	3	3	—	1	—
Martin Katics	1	—	—	—	2	—	—	1	1	—	3	2	—	1	—
Joan Kirics	1	1	—	—	2	—	—	—	1	—	2	2	—	1	—
Marco Horvat	1	2	—	—	2	—	—	—	2	—	4	3	—	1	—
Sztipan Ziulics	1	1	—	2	4	1	1	—	3	2	6	3	—	1	—
Anton Gunsia	1	1	3	2	4	1	1	—	3	2	5	3	—	1	—
Wusics Misko	1	2	2	2	—	—	—	—	1	—	2	—	—	1	1
Summa	24	37	25	20	58	24	21	15	50	28	83½	57½	3	22½	4

Pagus Solmár, duobus parvis milliaribus Buda ad occidentem distans situatus est intra sylvas, ejus territorium extendit se in lati- et longitudine ad horam itineris, vicinatur versus orientem cum Pago Weindorff, meridiem Hidekhut, ad occidentem Pago Kovacsy, et septentrionem cum oppido Vörösvar, ac Praedio Szent Jvan. Hujus similiter loci Wattayana familia Terrestrls est, cui Incolae /: qvi exceptis paucis germanis reliqvi omnes Rasciani sunt, catholicae tamen religionis, et sese huc ante 11. annos collocarunt :/ qvotannis ad huc usque 80. fl. 2 libras butyri, 1 par caponum et unum par coturnorum, Adm(inistr)a(ti)onj vero Camerali nihil praestitisse dicunt. Territorium Pagi consistit in circiter 200. jugeribus fertilium agrorum, pratis ad 30. currus foeni, et pascuatione sufficientj, similiter copiosa sylva, quae autem defacto magna ex parte his tumultuosis temporibus per Comitatum, et pro Budensi Praesidio nimium excisa et desolata est. Educillum semper habuit Pagus, qui pro communitate annuatim ad 30. flor. licorum exinde habuisse fatetur. Non procul a Pago in monticulo exstant quaedam rudera cujusdem Castellj, quod olim Solmár vocitatum fertur. Incolae conqveruntur quod ysdem similiter a Vörösvariensibus tempore hoc turbido rebellionis ad 100. jugera agrorum, etiam aliqvid et pratis et sylvis abstractum fuerit. Hujus ergo Pagi Solmár 24. Domus praeattacto modo ad 5 integras Colonicales sessiones actuales, et 4 Inquilinos reducuntur.

Nun folgt die Konſkription von Kovácſy[54]) (dem heutigen Nagykovácſi), das nur deutſche Einwohner hatte.

Am Ende: Actum Budae die 8. Marty 1710.

L. S. Antonius Nicolaus Hantschl

L. S. Georgius Grundtner

P. S. Dantur quidem et trans Danubium in Comitatu Pestiensi Wattayanae possessiones defacto desertae, quarum Incolae ob rebellium incursus, ac etiam ultimatim grassantem pestiferam luem hinc inde dispersi, tempore pacatiorj ubinam eorundem conscriptio similiter fieri poterit.

---

[54]) Bereits veröffentlicht. Vgl. Kallbrunner, Joſef und Wilhelm, Franz, Beiträge zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa: Neue Heimatblätter I (1936), S. 289 f.

Eduard Glatz: „Deutſche Xenien von und für Ungarn".

Herausgegeben von Benno Imendörffer (Wien) [1])

Einführung.

Karl Heinrich Eduard Glatz wurde am 16. November 1812 zu Wien geboren. Seine Eltern waren der am 17. November in dem Zipſer Bergſtädtchen Poprád geborene Jakob Glatz und Anna Sophia Roſina, geb. Laßgallner, die gleichfalls in der Zips zu Neudorf geboren war. Jakob Glatz, deſſen Vater Kaufmann war, ſtudierte in Jena evangeliſche Theologie, wirkte dann einige Zeit an dem damals hochberühmten Erziehungsinſtitute Salzmanns zu Schnepfenthal am Nordfuße des Thüringerwaldes und war ſchon damals eifrig ſchriftſtelleriſch tätig. So arbeitete er hier auch an dem Büchlein „Freymüthige Bemerkungen eines Ungar's über ſein Vaterland", dem ein ähnliches Schickſal zuteil wurde wie nachmals den „Xenien" ſeines Sohnes: es wurde von ſeiten madjariſch geſinnter Deutſcher in Ungarn auf das heftigſte angegriffen und abgelehnt. Die weitere literariſche Tätigkeit Jakob Glatzens war vorwiegend dichteriſcher, dann pädagogiſcher, endlich religiös erbaulicher Art. Die Zahl ſeiner Bücher und ſeiner Beiträge in den verſchiedenſten deutſchen Zeitſchriften ſeiner Zeit iſt Legion. Der jahrelange Aufenthalt in Deutſchland brachte Jakob Glatz in mehr oder weniger enge Verbindung mit vielen großen Namen ſeiner Zeit, ſo z. B. zählte zu ſeinen engſten Freunden der nachmals hochberühmte Geograph Karl Ritter. 1803 folgte Jakob Glatz einem Rufe nach Wien, wo er erſter Lehrer an der proteſtantiſchen Schule, allmählich dritter, dann zweiter Prediger, endlich Konſiſtorialrat wurde. Auf ſeine Anregung und nach ſeinem Organiſationsplane wurde die evangeliſche theologiſche Fakultät, die heute längſt einen integrierenden Beſtandteil der Wiener Univerſität bildet, errichtet. Die Zeit des Wiener Kongreſſes brachte Glatz vielerlei Ehrungen ſeitens der in Wien anweſenden evangeliſchen Monarchen, wie der Könige von Preußen, Württemberg, Dänemark uſw. Selbſt Kaiſer Franz zeichnete Glatz bei jeder Gelegenheit aus und ſagte ihm viel Schmeichelhaftes über ſeine Bücher für die reifere Jugend, die, wie der Kaiſer ausdrücklich bei einer Audienz erklärte, auch ſeine, des Kaiſers, Kinder gerne laſen. Glatz ſtarb im Jahre 1831 in Preßburg. Sein Andenken wird in Wien durch die ihm zu Ehren benannte Glatzgaſſe im heutigen 19. Bezirke, Döbling, wachgehalten.

Dieſe Bemerkungen über den Vater Eduard Glatzens ſchienen deshalb hier am Platze zu ſein, weil ſie zweierlei erkennen laſſen: Erſtens, daß Eduard

---

[1]) Nach der zweiten Auflage im Verlag von Bernh. Tauchnitz jun., Leipzig (1. Aufl. Leipzig 1842, in 2 Bändchen), neu herausgegeben und kommentiert.

Glatz der Sohn eines nicht gewöhnlichen Vaters ist, zweitens, daß er von diesem dichterische und schriftstellerische Begabung wie auch deutsche aufrechte Gesinnung geerbt hat.

Eduard Glatz folgte auch darin dem Vorgange seines Vaters, daß er sich dem Studium der Theologie zuwandte, freilich darin weit weniger Genügen fand als jener. Auch er führte lange Zeit ein Wanderleben und erhielt zuerst als Lehrer an der evangelischen Mittelschule, dem späteren evangelischen Gymnasium, in Teschen eine feste Stellung. Von hier aus besuchte er des öfteren das stark evangelische Städtchen Biala nächst Bielitz in Schlesien. Obgleich Biala bereits zu Galizien gehörte, war es vorwiegend deutsch, und insbesondere das gewerbtätige Bürgertum bestand so gut wie ausschließlich aus Angehörigen des deutschen Volkes. Hier holte sich Eduard Glatz auch seine geistig hoch bedeutende Gattin Sidonie Friederike Christine geb. Köntzer, die Tochter eines Bialaer Weinhändlers, dessen Vorfahren aus Flatow (Westpreußen) eingewandert waren. Dieser Ehe entsprangen nicht weniger denn dreizehn Kinder, von denen acht die Eltern überlebten und deren drittes die Mutter des Schreibers dieser Zeilen war. Gleich seinem Vater entfaltete Glatz neben seinem Berufe durch viele Jahre eine rege schriftstellerische und journalistische Tätigkeit, die sich vorwiegend politischen und dichterischen Gegenständen zuwandte, religiöse und kirchliche Fragen aber kaum jemals streifte. Von Teschen nach dem damals so gut wie rein deutschen Preßburg berufen, übernahm Glatz dort die Stellung eines Lehrers an der höheren Töchterschule, nachdem er einen Ruf nach Siebenbürgen aus mir nicht bekannten Gründen abgelehnt hatte. In Preßburg pulsierte damals ein geistig außerordentlich angeregtes Leben, das durch und durch deutsch bestimmt war. Eduard Glatz fand hier denn auch eine große Zahl gleichgesinnter Geister und einen höchst anregenden Verkehr. Den geistigen Mittelpunkt der Stadt bildete das Haus des Rektors der höheren Töchterschule Karl Julius Schröer, der unter dem Decknamen Oeser sehr erfolgreich schriftstellerisch arbeitete. Leider erwiesen sich die Stimmittel Glatzens für den Lehr- und Predigerberuf auf die Dauer als nicht ausreichend, und er folgte schließlich der Einladung des Pester Verlegers und Buchdruckers Heckenast und übernahm in Pest die Leitung der von diesem herausgegebenen „Pesther Zeitung", die später als „Pest-Ofener Zeitung" halbamtlichen Charakter hatte. Das Jahr 1848/49 mit seinen Stürmen wurde auch für Glatz und seine Familie eine Zeit harter Prüfung. Eduard Glatz hatte sich durch seine Schriften, nicht zum wenigsten durch die „Xenien" und eine Studie „Ueber das deutsche Element in Ungarn" das radikale Madjarentum zum Feinde gemacht und mußte schließlich, als Ludwig Kossuth Diktator geworden war, nach Siebenbürgen fliehen, da er zu den proskribierten Gegnern des Diktators gehörte.

Erſt nach dem Zuſammenbruche des ungariſchen Aufſtandes konnte er nach Peſt zurückkehren, wo er bis zu ſeinem Tode lebte. Nach der Wiederherſtellung der kaiſerlichen Regierung leitete er, wie bereits bemerkt, die halbamtliche „Peſt-Ofener Zeitung". Der ſogenannte Ausgleich des Jahres 1867, der Ungarns Eigenſtaatlichkeit herſtellte und die Staatsmacht an das Madjarentum brachte, ließ das Blatt eingehen, und Glatz mußte ſchließlich froh ſein, bei dem neu gegründeten deutſch geſchriebenen Regierungsblatte, dem heute noch beſtehenden „Peſter Lloyd", Unterſchlupf zu finden. Bei ſeinem Eintritte in die Schriftleitung bedang er ſich aus, keine politiſchen Beiträge liefern zu müſſen, weil er ein ſolches Opfer ſeiner Ueberzeugung nicht zu bringen vermochte. Als Siebziger in den Ruheſtand getreten, widmete er die letzten geſunden Jahre ſeines Lebens faſt gänzlich ſeiner, inzwiſchen durch Verheiratung mehrerer ſeiner Kinder ſehr umfangreich gewordenen, Familie. Ein Nierenleiden geſtaltete ſeinen Lebensabend endlich ſehr trübe, zumal ſich auch vorzeitiger geiſtiger Verfall einſtellte. Im Sommer des Jahres 1889 verſchied Eduard Glatz in Budapeſt, wo er auch begraben iſt. Sein Grabſtein trägt außer ſeinem Familiennamen keine weitere Inſchrift, da dieſe nach den herrſchenden Beſtimmungen in madjariſcher Sprache hätte gegeben werden müſſen.

Eduard Glatz war keineswegs, wie man aus ſeinen „Xenien" vielleicht ſchließen könnte, eine ſtreitbare Natur. Er war vielmehr ein Mann von faſt kindlich reiner Seele, eine „anima candida" im wahrſten Sinne des Wortes. Niemals habe ich in den vielen Jahren, die es mir vergönnt war, mit dem von uns Enkeln vergötterten Großvater zuſammenzuleben, ein hartes Wort aus ſeinem Munde gehört. Später, da ich als Erwachſener ſeine Schriften kennen lernte, war es mir ſtets faſt unverſtändlich, daß dieſe oft ſehr ſcharfen, wenngleich ſtets vornehmen, ſatiriſchen Ausfälle von ihm ſtammen ſollten.

Neben ſeiner ſtändigen Mitarbeit am „Peſter Lloyd" war Glatz gelegentlicher Mitarbeiter an mehreren auswärtigen Blättern; ſo ſind insbeſondere in der liberalen „Bohemia", die viele Jahre das führende deutſche Blatt Prags geweſen iſt, Aufſätze aus ſeiner Feder in großer Zahl erſchienen. Durch Jahrzehnte gab er auch im Verlage des Budapeſter „Franklin-Vereines" einen „Deutſchen Volkskalender für Ungarn" heraus, an dem auch mein Vater ſtändig mitgearbeitet hat. Seine vielſeitige Bildung, die ſich auch in den Xenien zu erkennen gibt, befähigte Eduard Glatz zu ebenſo vielſeitiger Mitarbeit an verſchieden gearteten Blättern. Namentlich ſeine Sprachkenntniſſe — er beherrſchte ſowohl das Franzöſiſche wie das Engliſche — waren ihm dabei von Vorteil. Merkwürdig iſt es, daß er es im Madjariſchen nur ſo weit brachte, daß er madjariſche Texte ohne weiteres verſtehen und überſetzen konnte, fließend madjariſch ſprechen

hat er niemals gelernt. In ſeinen Ueberſetzungen verſchiedener Werke madjariſcher Dichter, namentlich Jókais und des Barons Joſef von Eötvös, zeigte er ſich als Meiſter.

Was aber vor allem Eduard Glatz Anſpruch darauf gibt, auch heute noch in deutſchen Kreiſen beachtet und gewürdigt zu werden, iſt ſeine lautere, unter allen Verhältniſſen feſtgehaltene unbeſtechliche, deutſche Geſinnung, die in einer Reihe von Arbeiten Niederſchlag fand, welche geradezu unſchätzbare Quellen für die Entwicklung des deutſchen Volksbewußtſeins in Ungarn darſtellen.

[1] Meine rauhen Diſſonanzen werden ſchlecht dem Ohr behagen,
Doch zum Reigen, den ihr tanzet, konnt' ich nur das Hackbrett ſchlagen.[1])

„Ἄριστον μεν ὕδωρ“
Pindar.

[2] **An Prießnitz.**

Prießnitz, Aesculap der Mode, deinen Waſſerruhm zu mehren,
Werden einen güldnen Säbel Arpád's Enkel Dir verehren;
Was dem Scharfſinn noch entgangen unſrer Weltreformatoren,
Was gepredigt hätten Koſſuth, Balogh, Deák tauben Ohren,
Was im Land der freien Männer ſelbſt kein Landtag hätt' erzwungen:
Das iſt, ſchlichter Mann der Berge, deinem Schwabenwitz gelungen.
Seit nach deines Mund's Orakel Kranke und Geſunde haſchen,
Lernten auch des Arpád Enkel jüngſt in Gräfenberg — ſich waſchen.

Vinzenz Prießnitz war der Begründer der Kaltwaſſerkur und errichtete im Jahre 1826 in Gräfenberg (Oeſterr.-Schleſien) die erſte Kaltwaſſerheilanſtalt. Sein Heilverfahren genoß lange Zeit höchſte Anerkennung und fand auch in ungariſchen Adelskreiſen raſch Verbreitung.

Arpád gilt als Stammvater der nach ihm benannten Dynaſtie der Arpáden, die bis 1301 regierte und mit Andreas III. ausſtarb. „Arpáds Enkel“ bedeutet Madjaren.

---

[1]) Die zweite Auflage des Jahres 1842 bringt zunächſt folgende Beſprechung, die in madjariſcher Sprache im „Pesti Hirlap“ (Peſter Zeitung) vom Jahre 1842 (Nr. 112) erſchienen war, in deutſcher Ueberſetzung. „Unter dem vielen bedruckten Papiere, welches alljährlich zum Nutzen der Käſehändler unter der Preſſe hervorgeht, ſtehen die in Leipzig erſchienenen Xenien von und für Ungarn an der Spitze — eine Sudelei, welche ſowohl durch ihre Verrücktheit, als durch die in ihr verborgene Tendenz vielleicht auf eine heroſtratiſche Berühmtheit berechnet war, der aber gewiß nur Ekel und Vergeſſenheit zu Theil werden wird. Der Verfaſſer verbirgt ſich hinter dem Miſthaufen der Anonymität, um ſeine todtgeborenen Geiſtesungeheuer hinter demſelben deſto ſicherer ausſpeien zu können und damit er nicht an den Schandpfahl der eigenen Armſeligkeit gekettet, ſeinen feigen Rücken mit der Verſtandespeitſche von oben bis unten gegeißelt fühle“. Der Verfaſſer der „Xenien“ hätte Humor genug, dieſen Gefühlerguß der zweiten Auflage ſeiner Gedichte voranzuſtelllen.

Ludwig Koſſuth (1802—1894), Nationalheld des Madjarentums. Er betätigte ſich ſchon in jungen Jahren politiſch als Vorkämpfer des radikalſten Madjarentums und wurde ſpäter der eigentliche spiritus rector der Revolution vom Jahre 1848/49, auch Diktator Ungarns; floh nach dem Zuſammenbruch des ungariſchen Aufſtandes in die Türkei, ſpäter, obgleich längſt amneſtiert, nach Italien.

Peter Balogh, reformierter Theologe (geboren 1792 in Szatmár, geſtorben 1870 als reformierter Biſchof in Debrezin) war ſchon zur Zeit der Entſtehung der „Xenien" ein Vorkämpfer des liberalen Madjarentums gegen die kaiſerl. Regierung.

Franz Deák, ebenfalls ein Führer der madjariſchen Liberalen. Näheres bei den Anmerkungen zum Gedicht „An Deák" am Ende des Buches.

[3] Des Graefenbergers Antwort.

Zu viel Ehre, zu viel Ehre! Wenn mit fürſtlichen Geſchenken
Weit von Oſt und Weſt die Narren, meine Kunden, mich bedenken,
Laß' ich's halter mir gefallen; — doch zu einem Ehrenſabel,
Daß ich frei heraus es ſage, iſt gewachſen nicht mein Schnabel.
Eines ziemt ſich nicht für Alle. Uebel ſtünd mir's ihn zu tragen,
Und in Landesnöthen taugt er nicht zum Stoßen, nicht zum Schlagen.
Beſſer habt Ihr Liſzt, dem Landsmann, ſolch' ein Wehrgehäng verliehen,
Der's als Edelmann darf tragen, und im Feld nicht braucht zu ziehen.

Es handelt ſich um die Tatſache, daß ſowohl Prießnitz wie Franz Liſzt, dem berühmten Virtuoſen und Komponiſten, je ein madjariſcher Krummſäbel, wie er zur madjariſchen Nationaltracht des Adels, dem ſog. diszmagyar, getragen wird, verehrt wurde. Liſzt, der ſich urſprünglich einfach deutſch Liſt geſchrieben hat und einer urdeutſchen Familie entſtammte, war niemals adelig; der Dichter nimmt dies hier nur an, des Witzes wegen. Liſt ſtand ſchon zur Zeit der Niederſchrift der Xenien nahezu auf dem Gipfel ſeines Ruhmes. Hier ſollte nur die ſonderbare kriegeriſche Art, einen Großen im Reiche der Kunſt zu ehren, verſpottet werden. Da es ſich bei dem fraglichen Säbel um ein Prunkſtück und nicht um eine wirkliche Waffe handelt, ergab ſich auch noch der Seitenhieb auf den vom Kriegsdienſt befreiten madjariſchen Adel. — „Halter" ſoll richtig heißen „halt". Die falſche Form findet ſich ſonſt nur bei norddeutſchen Schriftſtellern.

[4] De gustibus.

Deutſcher. Welch' ein Hochgenuß des Reiſens! Wie ſich jagen Bild auf Bilder!
Immer höher ſteigt die Alpe und das Thal wird immer wilder.
Ungar. Von bergauf bergunter fahren ſchmerzen ſchon mich Eingeweide.
Gehet doch csak ugyan gar nix über Kecskeméter Heide!

Die Satire wendet ſich hier gegen die damals bei Madjaren ſehr häufige einſeitige Beſchränktheit, die in Ungarns Tieflande aus patriotiſchen Gründen die ſchönſte Landſchaft der Erde ſehen wollte. Statt „Ungar" hieße es beſſer Madjare, denn nur an dieſen denkt der Dichter hier, während man unter einem Ungarn alle Staatsbürger Ungarns verſtanden wiſſen wollte und heute noch will.

„Csak ugyan" = wahrlich; die Kecskeméter Heide iſt die Umgebung der Stadt K. mitten im ebenſten Teile des großen ungariſchen Tieflandes.

[5] Landtagsquartier.

Landtagsherr iſt eingezogen, nebſt Juraten ſechs bis ſieben,
Auch die Frau mit Magd und Kindern iſt daheime nicht geblieben;
Alles hat vollauf zu zehren von der Landtagsapanage,
Und die koſtenfreie Wohnung macht bezahlt die Equipage.
Stände haben ſich empfohlen. — Rudera von Tiſch und Schränken,
Die zerfetzten Wandtapeten, Stühle mit je drei Gelenken,
Lecke Thüren ohne Klinken, blinde und zerbrochne Scheiben,
Eingerußte Stubendielen, die kein Waſchweib mehr will reiben:
Alles dies, es ſpricht verſtändlich, auch für den, der nicht kann leſen,
Daß allhier, in dieſem Hauſe, iſt das Reichsquartier geweſen.
Ei hier wird für halbe Miethe kein honetter Mann mehr wohnen,
Und das heiſſ' ich freie Herberg, traun! mit ſchlechtem Zins belohnen.
„Lieber Freund", Du biſt Philiſter und man kann es deutlich ſehen,
„Daß ſie alle, deines Gleichen, von Politik nichts verſtehen.
„Einen Neubau zu begründen, Reichsverbeſſerer zu heißen,
„Müſſen wir den alten Plunder ja vorerſt in Stücke ſchmeißen".

Des Dichters Spott wendet ſich hier ſcharf gegen die ſonderbaren „hiſtoriſchen" Privilegien der ſo gut wie ausſchließlich adeligen Landtagsabgeordneten, die zur Zeit der Landtagsſeſſionen nach der Landtagsſtadt (damals Preßburg) ſtrömten und hier auf Grund jener Privilegien rückſichtslos Anderleute Beſitz verdarben, ohne dafür haften zu müſſen.

„Reiben" mundartlich für ſcheuern.

[6] Landtagsconſumtion.

Deputirte hör' ich rühmen, daß ſie unſern Wohlſtand mehren,
Weil von ihren Tagesrenten alle Producenten zehren.
Wahr iſt's, Krämer, Schuſter, Schneider haben ſchönes Geld gewonnen;
Federn wurden viel verſchliſſen und an Tinte ſechzehn Tonnen.
Fiaker und Kaffeeſieder ſpricht von glänzenden Geſchäften,
Denn Ihr lebt und laſſet leben. Nur Buchhändler und Conſorten
Klagen, daß in ſechs Reichstagen keiner reicher ſei geworden.

„Deputierte" ſind Landtagsabgeordnete. — Die Satire wendet ſich hier gegen das Schlemmerleben und die geiſtige Anſpruchsloſigkeit der meiſten adeligen Volksvertreter. Wie auch ſonſt zumeiſt, gebraucht der Dichter gerne volkstümliche Ausdrücke, die in dem damals noch faſt rein deutſchen Peſt üblich waren. Das Wort Kaffeeſieder hat keinerlei verächtlichen Nebenton. Tagesrenten bedeuten die Taggelder oder Diäten der Landtagsabgeordneten. „Gewonnen" ſo viel wie verdient; vielleicht unter dem Einfluſſe des Madjariſchen, das für gewinnen und für verdienen dasſelbe Wort verwendet.

[7] Die Geſetzgeber.

Sagt, wer macht im Land Geſetze? — Deputirte und Magnaten.
Wohl, das ſind des Volkes Sprecher, die erwägen und berathen.
Dann durch Zuruf wird entſchieden (denn nicht Kugel gilt, noch Poll).
Und da gibt zuletzt den Ausſchlag, wenn ich's offen ſagen ſoll,
Stets die Mehrzahl doch der Schreier, und das ſind doch — die Juraten.

„Deputierte" ſind die wenigen bürgerlichen Abgeordneten, Magnaten ſind die Hochadeligen, die erbliche Mitglieder des Landtages ſind. Die Abſtimmung fand durch Zuruf, alſo per Acclamationem ſtatt, wobei es ſich immer darum handelte, auf welcher Seite die meiſten Schreier ſtanden, dieſe waren die ſog. Juraten, d. h. Studenten der Rechte, die eigentlich nur das Zuhörerpublikum bildeten. Jeder Abgeordnete und jeder Magnat hatte ein Gefolge dieſer Leute, die in den 40er Jahren bereits einen nicht unerheblichen Terror ausübten. Poll iſt hergenommen von den „Poll men", den außerordentlichen Studierenden der engliſchen alten Univerſität Cambridge; gewiſſermaßen Studenten zweiter Klaſſe. Das Wort kommt vom Griechiſchen „Polloi", die Vielen, alſo die Menge. Kugeln wurden (ſchwarze und weiße) ſeinerzeit im engliſchen Parlamente bei den Abſtimmungen verwendet.

[8] Einſt und Jetzt.

Hoch zu Pferd' im Waffenglanze, Mann für Mann ein Kriegerheld,
Hielten vordem unſre Väter Landtag auf dem Rákos Feld.
Jetzt, im engen Sitzungsſaale und bei Feder und Papier,
An der grünbehangenen Schulbank ſchrein und debattiren wir.
Auf der roßzerſtampften Wahlſtadt wuchern Waizen, Mais und Korn,
Und von alter Sitte blieb uns nicht der Streithengſt — nur der Sporn.

Der Dichter ſpielt auf die altmadjariſche Ueberlieferung an, daß Ungarns „uralte" Verfaſſung ſchon zur Zeit der Einwanderung der Madjaren beſtanden und daß ſich der Adel ſtets hoch zu Roß verſammelt habe, um Geſetze zu beſchließen. Als Erinnerung daran ſei aber nur mehr der von allen Abgeordneten und Magnaten bei dem ungariſchen Nationalkleide, dem „diszmagyar", ſtets getragene Sporn mehr übrig. Tatſächlich wurde bis in die Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts auch im Alltage vielfach von den höheren Ständen die ſchwarze madjariſche Galakleidung mit Sporenſtiefeln getragen, auch von ſolchen Leuten, die kaum jemals noch ein Roß beſtiegen hatten. Es entbehrt nicht eines gewiſſen Reizes, daß der madjariſche Nationaldichter Alexander Petöfi ganz ähnliche Töne in ſeinem Gedichte „Der madjariſche Adelige" („A magyar nemes") anſchlägt, in dem er den privilegierten Adel verſpottet.

[9] Doppelte Garderobe.

Kalpak, Säbel und Topanken, Goldſtoff, koſtbares Gebräm —
Giebt es ſchönre Nationaltracht? ſprecht bei unſrer lieben Frau!
Wohl, doch für's gemeine Leben iſt ſie etwas unbequem,
Und ſo trägt man ſie denn eben wie manch' andres — nur zur Schau.

Der ſatiriſche Ton liegt in den Schlußworten. Der Dichter meint, daß viele, ſehr viele die madjariſche Nationaltracht trugen, nicht, weil ſie ſelbſt Madjaren

waren oder ſich als ſolche fühlten, ſondern weil es eben galt madjariſche Geſinnung vorzutäuſchen. Kalpak iſt die Pelzmütze mit Federſchmuck; Topanken gehörten dagegen nicht zur adeligen Gala; ſie ſind eine Art primitiven Bundſchuhes. Zur Adelsgala gehörten dagegen Cſizmen (Tſchismen), hohe Reitſtiefel. Hier liegt alſo ein Irrtum vor.

[10] Kleider machen Leute.

Kleider, Kleider machen Leute, gilt noch heut zu Tage leider,
Eine Unzahl Patrioten macht bei uns im Land der Schneider.

Hier iſt derſelbe Gedanke noch deutlicher ausgeſprochen.

[11] Die Nationalfarben.

Roth, weiß, grün, du flatterſt luſtig von den Schiffen, von den Brücken;
Auch des flotten Landsmannſchafters Tabackspfeife magſt du ſchmücken;
Doch, als um des Gecken Strohhut ich dich unlängſt ſah gewunden,
Rathe ſelber, was im Stillen da gedacht ich und empfunden.

Der übertrieben häufige Gebrauch der ungariſchen Landesfarben, der ſchließlich zum Mißbrauche geworden war, iſt hier die Zielſcheibe des Spottes. Landsmannſchafter als Vertreter deutſchen Studententums gab es in Budapeſt oder damals Peſt-Ofen an der Univerſität bis zu Anfang der Siebzigerjahre, dann wurden deutſche ſtudentiſche Sitten als „ſtaatsgefährlich" unterdrückt, die Univerſität raſch gänzlich madjariſiert.

[12] Der neue Diogenes.

Sprich, was du mit der Laterne eifrig ſuchſt bei Tageshelle?
Was zu greifen mit den Händen, ach, ein Blinder ſollte meinen!
„Für das einzige und erſte, ungriſche und nationelle
„Knabeninſtitut im Lande einen Zögling — ach, nur Einen!" —

Ein ſatiriſcher Hinweis auf die Tatſache, daß die madjariſche Intelligenz und Kultur ſchließlich weniger einer natürlichen Entwicklung als vielmehr zielbewußter Propaganda und künſtlicher Aufzucht ihr Daſein verdankt. — Die Schreibung „ungriſch" ſtatt ungariſch war bis in die zweite Hälfte des 19. Jh.s allgemein üblich.

[13] Meiſterſchaft.

Induſtrie will nicht gedeihen, Handel iſt nicht unſre Sache,
Auch in Künſt' und Wiſſenſchaften ſind wir Männer nicht vom Fache.
So in vielen andern Dingen müſſen wir uns noch belehren,
Eines nur verſtehn wir gründlich — Schaafe wiſſen wir zu ſcheeren.

Der eben erwähnte Gedanke wird hier weiter verfolgt und zugleich darauf angeſpielt, daß das Madjarentum damals in erſter Linie ſeinen materiellen Vorteil auf Koſten der anderen Völkes des Reiches wahrzunehmen beſtrebt war.

[14] Die wahre Höhe.

Die verkannteſte beim Himmel ſind wir aller Nationen,
Gelten jenſeits der Karpathen für barbariſche Huronen.
Und dennoch an allgemeiner Bildung übertrifft uns keine,
Seit zu abonniren Mode auf Herrn Cotta's Allgemeine.

Der Hinweis auf die ſtarke Verbreitung der Cottaſchen „Allgemeinen Zeitung" wird hier verwendet, um darzutun, daß alle Bildung weitgehend aus Deutſchland bezogen wurde.

[15] God mend me!

Als einſt Swift „Gott ſoll mich beſſern!" — ſprach ein Straßenbub mit Lachen
Zu dem mißgeſtalten Dichter: „Leichter wär's, euch neu zu machen!"
Und ſo könnten wir auch, mein' ich, uns erſparen manche Plage,
Dächten ſo wir von der leid'gen ungriſchen Verfaſſungsfrage.

In die Zeit der Abfaſſung der „Xenien" fielen viele Verſuche, die alte mittelalterliche Verfaſſung Ungarns da und dort ein wenig zu verbeſſern. Dieſe meiſt ſehr wenig geſchickten Experimente entlocken dem Dichter den angeführten poetiſchen Stoßſeufzer.

[16] Zur Beherzigung.

Lagt in trägem Schlummer lange, während Andre längſt erwacht;
Nun Ihr anfangt Euch zu regen, wird viel Lärm darob gemacht.
Eines wollet doch bedenken, wandelt Euch der Hochmuth an:
Schreitet noch ſo raſch Ihr vorwärts, ſchreitet Ihr doch nicht voran.

Ein Hinweis auf die Tatſache, daß jeder kleinſte Kulturfortſchritt des Madjarentums von dieſem in übertriebener Weiſe gefeiert wurde und daß vielfach die Anſicht vertreten wurde, Ungarn ſchreite an der Spitze aller Kulturſtaaten.

[17] Humanität.

N. durchſtreift des Landes Gauen, Ungarns Fauna zu ſtudiren,
Stopfet Vögel aus und ſammelt bunte Nacht- und Tagesfalter.
Da auf Herren Grund und Boden läßt ihn fahen der Verwalter,
Läßt ihn binden an zwei Pfähle, ausgeſpannt mit allen Vieren,
Wie er's that den Schmetterlingen — „daß, bei ſeiner armen Seele,
Er hinfort das Ungeziefer in der Freiheit Land nicht quäle!"

Anſpielung auf einen tatſächlichen Vorgang.

[18] **Das Leibeſſen.**

Kukuruz, du Leibgerichte, das geſotten und gebraten,
Nicht zum Nachtiſch, nicht zur Veſper der Magyare kann entrathen,
Von dem Zauber, den du übeſt, weiß die Chronik ſelbſt zu ſagen.
Denn bei Raab die Inſurgenten, als ſie juſt ſich ſollten ſchlagen,
Konnten ſie des nahen Maisfelds mächt'gem Reiz nicht widerſtehen,
Und verliefen ſich ſelbander, um den Kolben nachzuſehen.

Die ſehr harmloſe Satire knüpft an die Tatſache an, daß 1809 das wider die franzöſiſchen Truppen aufgebotene Inſurrektionsheer bei Raab ſchmählich verſagte. „Den Kolben nachſehen" heißt die Frucht des Maiſes auf ihre Reife prüfen, hier ſatiriſch das Weite ſuchen.

[19] **Macht der Preſſe.**

Eines rühm' ich an den Ungarn, daß ſie hoch die Preſſe halten.
Gegen Stock und Prügel eifert Koſſuth in des Hirlap's Spalten,
Und ſogleich fühlt ſich bewogen ein Fiscal zu reſigniren:
Denn er könne ohne Prügel nicht ſein Amt adminiſtriren.

Wendet ſich dagegen, daß immer noch die Prügelſtrafe in Ungarn als unentbehrlich galt. Der Fiskal war ein niederer politiſcher Komitatsbeamter, der eine gewiſſe Strafgewalt beſaß. „Hirlap" wörtlich Nachrichtenblatt. Gemeint iſt hier die madj. Tageszeitung, das „Pesti Hirlap" (Peſter Zeitung).

[20] **An den ungriſchen Edelmann.**

Tauſende wohl dich beneiden um das Loos, das dir gefallen;
Schalteſt wie ein kleiner König in der Väter Stammgebiete.
Einer nur entgeht dir leider von den Glückestreffern allen;
Bei der Looſung der Rekruten iſt gewiß dir — eine Niete.

Der Dichter geißelt hier das Privilegium des Adels, der nicht zu militäriſcher Dienſtleiſtung herangezogen werden konnte. Das Wort „Niete" iſt natürlich ironiſch gebraucht, denn der Adelige kam überhaupt nicht zur Ausloſung der Rekruten.

[21] **Aufſchub.**

Alles forderſt Du auf ein Mal, willſt nicht kleine Gabe ehren;
Was die Gegenwart verweigert, wird die Zukunft Euch gewähren.
Ja, ſo iſt es ländlich ſittlich, und es pflegt die Schuld des Ahnen
Von des Schuldners ſpätem Erben noch der Enkel einzumahnen.

Wendet ſich gegen die überſtürzte Art, in der alles ſeit Jahrhunderten Verſäumte nachgeholt werden ſollte.

[22] **Analogie.**

Weil es leer ſteht das Theater, das Ihr jüngſt gebaut, das kleine,
Schließt zum Bau Ihr eines großen patriotiſche Vereine.
Eine hohe Schule gründen die calviniſchen Gemeinen,
Denn es lernen nichts die Schüler in den Schulen, in den kleinen. —

Der ſatiriſche Sinn iſt hier, daß das Madjarentum davor gewarnt wird, ſozuſagen das Pferd beim Schwanze aufzuzäumen. Das „ſchließt Ihr" iſt nicht ganz klar, kann aber hier nur bedeuten „zuſammenſchließen" oder „gründen".

[23] Nationalmißgeſchick.

Nimmer doch mit ſeinen Wünſchen wird der Menſch des Schickſals Meiſter!
Nur dies ſcheint vor allen andern unſers Volkes Loos zu ſein.
Als wir zählten große Männer, ſchrieben Deutſch ſie und Latein:
Jetzt, da alles ſchreibt Magyariſch, fehlen uns die großen Geiſter.

[24] Preß- und Redefreiheit.

Redefreiheit, freie Preſſe, doppelſchneid'ge Siegeswaffen,
Die zur Züchtigung und Lehre ſich der Wahrheit Geiſt erſchaffen,
Immer führt Ihr ſie im Munde, aber kennt Ihr ſie auch wohl?
Wiſſet es, ſie ſind Gemeingut, und Ihr wollt ein Monopol.
In die Feſſeln, die Euch drücken, möchtet Ihr den Gegner zwängen,
Und ihn, traf er Eure Blößen, gleich am allerliebſten hängen.

Hier zeigt ſich der prophetiſche Geiſt des Dichters, der vorausgeſehen hat, daß der volle Sieg des Madjarentums zur Unterdrückung der anderen Nationalitäten führen werde. Er ſelbſt hatte dieſe ſonderbare Auffaſſung der Freiheit zu ſpüren bekommen, wie die eingangs zitierte Beſprechung der erſten Auflage der „Xenien" zeigt.

[25] Die Delicaten.

Wenn in's Capitol der Sieger einzog mit Triumphgepränge,
Miſchten in des Volkes Jubel ſich der Krieger Spottgeſänge.
Zarter ſcheinen Eure Ohren und Ihr wollt Euch nicht bequemen,
Zu viel unverdientem Weihrauch Tadel auch in Kauf zu nehmen.

Die bekannten Spottgeſänge der ſiegreichen Legionen beim Triumphe dienen hier als treffendes Gegenſtück zu der jeder, auch der leiſeſten Kritik abgeneigten Haltung des vormärzlichen Madjarentums, ſobald es ſich um die Lobpreiſung der eigenen Vorzüge handelte.

[26] Suum cuique.

„All das Gute ignorirſt du, klammerſt feſt dich an Abſtruſen,
„Ganz nach Art gemeiner Seelen — Schweine wühlen in dem Schlamme".
Freund, du kennſt nur Panegyrik, und doch giebt es neun der Muſen.
Jenes will ich gerne loben, aber nicht — im Epigramme.

Der Dichter verteidigt ſich gegen den Vorwurf, daß er nur die Mängel und Schwächen ſehe, und iſt gerne bereit, auch das Gute zu loben, doch könne dies nicht hier geſchehen.

[27] Das Univerſalmittel.

Immer ſchienen mir verdächtig die geprieſnen Panaceen,
Die da heilen alle Schäden und verſcheuchen alle Wehen;
Haut, die runzliche, verjüngen, die erneu'n den Wuchs der Haare,
Künft'ger Krankheit Keim erſticken und verdoppeln unſre Jahre.
Doch nicht länger darf ich zweifeln, das Arcanum iſt gefunden:
„Lerne Ungriſch!" heißt das Mittel, und du wirſt ſogleich geſunden.
Es erhellt den Kopf, den dummen, ſtärkt Conſtitution, die ſchwache,
Hilft ſelbſt von der Judenkrätze (klingt unglaublich auch die Sache).
Soll den Weichſelzopf vertreiben und die Ruſſenſynkraſie,
Und verhilft zu Aemtern, Titeln, macht berühmt und zum Genie. —

P. Scr.

Mit Erfolg hat der Erfinder an ſich ſelbſt das Ding probirt,
Und erteilt in Briefen Auskunft, doch, verſteht ſich, unfrankiert.

Eduard Glatz ſpielt hier an auf die nationale Geſchlechtsloſigkeit vieler Deutſcher in Ungarn, die ſich oft aus rein materiellen Gründen in Sitte und Sprache ſo raſch wie möglich madjariſierten.

[28] Philologiſches Bedenken.

„Auf, Ihr Deutſche und Ihr Slaven, auf des Vaterlands Altar
„Bringet, Euch und Ihm zum Heile, opfernd Eure Sprache dar.
„Ungriſch iſt des Kampfes Loſung, der vom Joche uns befreie,
„Ungriſch iſt, das wir verkünden, Evangelium, das neue".
Wohl, ich will es gerne glauben, den Reſpect auch nicht verletzen,
Doch erlaubt nur eine Frage: Läßt ſich das nicht überſetzen?

Knüpft an den im vorigen Stücke angeſponnenen Gedankenfaden an und tritt für die völkiſchen Mutterſprachen ein.

[29] Nemeſis (an gewiſſe Slowaken).

Als im engen Kreis wir pflegten deutſches Wort und Dichterleben,
Nanntet Ihr's Allotria und verpöntet unſer Streben.
Nun in Eure beſſre Jugend gleicher Geiſtesdrang gefahren,
Wird Verrath am Vaterlande er geſchmäht von den Magyaren.

[30] Cicero pro domo.

Sagt, Ihr Herr'n, warum wir Deutſche deutſch in Ungarn nicht ſoll'n bleiben?
Daß ein Publicum wir haben, das da leſe, was wir ſchreiben.

Die madjariſchen Dichter und Schriftſteller des Vormärz hatten in der Tat einen ſehr begrenzten Leſerkreis.

[31] **Racenverſchlechterung.**

Alle wollt Ihr zwar bekehren, doch am meiſten kommt gelegen
Euch ein Deutſcher, ein geſchulter, der zum Ungar ſich läßt prägen.
Schade nur, daß von der Kreuzung edle Zucht nicht zu erwarten,
Denn die Race, hör ich ſagen, ſoll im zweiten Wurf entarten.

Der Dichter ſieht hier mit ſeheriſchem Blicke voraus, was die letzten Jahrzehnte beſtätigt haben.

[32] **Gutachten der Profeſſoren in:**

„Alles mit dem neuen Curſe werden ungriſch wir dociren,
„Da von hundert Schülern neunzig ungriſch leſen und parliren".
Sind das mathemat'ſche Gründe? doch erlaubt, in dieſem Falle
Thät es beſſer noch das Deutſche, denn das ſprechen ſie doch Alle.

[33] **Praktiſche Erziehung.**

„Sagt, warum wohl einzuſteigen weigern ſich mein Junge mag?"
Lächelt ſchlau der Informator: „Auf dem Bock ſitzt ein Slowak".
Gut, du kannſt zu Fuße laufen! Dir zur Lehre ſei's genommen,
Daß allein Du mit den Ungarn nicht am weiteſten wirſt kommen.

Ein Hieb auf die in der Vergangenheit unter den Madjaren verbreitete Mißachtung des Slowaken, die auch den nichtmadjariſchen Bewohnern des Landes, ja den madjariſchen Slowaken ſelbſt, beigebracht werden ſollte.

[34] **Unfruchtbarkeit.**

Schwache Zeugungskraft nur eignet, las ich, der Magyarenrace,
Keine Kinder in den Dörfern, auf den Märkten, auf der Gaſſe.
Ob der Schreiber recht geſehen, weiſen wir an andre Richter,
So viel ſcheint uns blos erwieſen: ſehr ſteril ſind — ihre Dichter.

[35] **An die ungriſchen Sprachneologen.**

Zu dem Tempelbau zu ſteuern, mahnt der Primas die Prälaten;
Kalk und Steine ſpendet jener und ein anderer Dukaten.
Nur ein alter Fuchs, ein ſchlauer, läßt die Pflicht ſich zwei Mal heißen;
Da, gedrängt, verſpricht er endlich, wenn er ſteht, den Dom zu weißen.
So auch ungriſch zu erlernen, will ich heilig Euch geloben,
Wenn Ihr mit der Spracherneuung werdet ſein erſt aus dem Groben. —

Tempelbau: Bau der Kathedrale zu Gran, begonnen 1821, abgeſchloſſen 1857. Die madjariſche Sprache iſt erſt im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich literaturfähig geworden. Das Werk der madjariſchen Spracherneuerung zog ſich ſeit dem Ausgang des 18. Jh.s viele Jahrzehnte hin.

[36] Falſche Etiquetten.

„Ungriſch grüßen ſich die Bürger, wenn ſie kommen, wenn ſie gehen,
„Attilla auch und Bajuſzen kannſt du an den Schwaben ſehen;
„Ungriſch kannſt du auf den Schildern, auf den Straßenecken leſen,
„Und die Karten ſelbſt zum Balle ungriſch ſind ſie auch geweſen.
„Nun, ſie kommen zu Verſtande, und der Himmel ſei geprieſen!"
Freund, das ſind inländ'ſche Weine mit ausländiſchen Deviſen.

Der Dichter kennzeichnet vortrefflich die Haſt, mit der im Vormärz an die Ueberdachung des deutſchen Kulturgutes gegangen wurde. Attila (richtige Schreibung) iſt der madjariſche Schnürrock, Bajuſz der madjariſche Schnurrbart.

[37] Schlechte Chancen.

Ungarthum und deutſches Weſen aneinander ſind gerathen.
Wer wird den Prozeß gewinnen? Unſchwer kannſt du es erraten.
Ohne Anwalt iſt der ſchlichte deutſche Bürger ſchlecht berathen;
Und des Magyarismus Sache führt ein Heer von Advokaten.

Die hier ausgeſprochene peſſimiſtiſche Vorausſicht iſt zugleich eine Anſpielung auf die Neigung des Madjaren zu juridiſchen Subtilitäten.

[38] Uebelſtand.

Daß nicht Volk und Land ſtagniren, nicht im eignen Fett erſticken,
Thut es Noth, wie ſonſt auch künftig, daß der Ungar deutſch erlerne.
Und da müſſen — wie ſich's anläßt, iſt die Zeit nicht allzuferne —
Wir zu unſerm großen Aerger außer Land die Kinder ſchicken,
Da im Lande ſich der Deutſche abmüht, daß er deutſch verlerne.

[39] Die deutſchen Schlafmützen.

Ha, nun weiß ich, warum ihr den Kalpak Euch bis über die Ohren zieht.
Eine Schlafmütze tragt Ihr darunter, und Ihr wollt nicht, daß man ſie ſieht. —

Geißelt die nationale Gleichgültigkeit des größten Teiles des in Ungarn lebenden Deutſchtums.

[40] Das Pamphlet-Schreiben des Grafen Zay.

„Nein, es iſt nicht auszuhalten! Gar zu grob, zu täppiſch gar!"
O das wäre nicht das Aergſte, es iſt mehr noch, es iſt wahr. —

Karl Graf Zay, geb. zu Ödenburg 1797, geſt. zu Bueſa 1871, war einer der begeiſtertſten madjariſchen Vorkämpfer. Anfangs Anhänger des Grafen Stephan Széchenyi und deſſen machtvoller Politik, ging er ſpäter ins radikale Lager über. Er geißelte in verſchiedenen Broſchüren die Schwächen des Madjarentums.

[41] Jagdregel (An).

„Biſt du in des Bären Tatzen, ſtell dich ſtumm und ohne Leben".
Freunde drum ſind's, die dir rathen, keinen Laut von dir zu geben.

Wendet ſich gegen die, die den Deutſchen in Ungarn rieten, ſich gewiſſermaßen völkiſch totzuſtellen.

[42] Echo der Xenien.

(Peſther Tageblatt vom 21. und 25. April)

Xenien, die zahmen, lahmen, machen, Freund, dir Langeweile,
Drum mit Recht benennſt Du „Echo", was erwidert du in Eile.

Glatz bezieht ſich wohl auf die von anderen Verfaſſern ſtammenden „Xenien", die im „Peſther Tageblatt III (1841), 385 (Sigle: G.T.), 401 (E.H. = Emerich Henſzlmann), 415, 416—17 erſchienen waren und ſich gleichfalls auf die deutſche Frage bezogen.

[43] Toleranz.

Billig ſollten dieſe Schwänke Einlaß in den Hirlap finden:
„Denn dem Ochſen, der dir driſchet, ſollſt das Maul du nicht verbinden."

Der Sinn iſt (in Anknüpfung an das vorhergehende Stück): die Stelllungnahme des „Peſther Tageblattes" ſollte durch das „Pesti Hirlap", das führende Blatt des Madjarentums, auch den madjariſchen Leſern bekannt werden, denn das „Peſther Tageblatt" dient ja nur der Sache, die das „Pesti Hirlap" vertritt, das die reſtloſe Madjariſierung aller Nichtmadjaren forderte. Der „Ochſe, der dir driſchet", der alſo dem Madjarentum dient.

[44] An die Günſtigen.

Nennet lachend ihr gelungen Epigramme, die ich mache,
Weiß ich wohl mich zu beſcheiden, das Verdienſt liegt — in der Sache.

„Die Günſtigen" ſind diejenigen Leſer, die dem Dichter beiſtimmen und Verſtändnis für ſeinen Kampf haben.

[45] Einheit.

Treumund zu der Harfe Klängen hat manch' kräftig Lied geſungen,
Von der Einheit, die da noth uns, daß wir ſtark und unbezwungen.
Auf denn, laßt in ſeiner Weiſe jeden Stamm ſich frei entfalten,
Daß wir, einzeln ſo erſtarkend, alle dann zuſammenhalten!

Treumund iſt der Deckname des als Nachrichter „Ungariſcher Lyriker" ſeinerzeit ſehr bekannten Vaters des noch weit bekannteren Vorkämpfers des ungarländiſchen Deutſchtums Edmund Steinackers, Pfarrer Guſtav Steinacker († 1877). — „Zu der Harfe Klängen": Guſtav Steinacker hatte in ſeinem Gedichtband „Harfentöne aus dem Ungarlande" (Leipzig 1835) eine verſtändige Löſung der Nationalitätenfrage angeregt.

[46] **Die Peſther Kettenbrücke.**

Rieſenbau, in kühnen Bogen
Steigſt du aus des Iſters Wogen,
Schlägſt den Strom in Eiſenbande,
Einigſt die getrennten Lande,
Und der Süden und der Norden
Sind ein Ganzes nun geworden.
Unterbau zu unſerm Glücke,
Sei geprieſen erſte Brücke
Ueber jene Kluft geſpannt,
Die da trennet Stand von Stand.
Denn in deinem Schutzbereiche
Gelten Arme ſo wie Reiche,
Zahlt das Volk das ſteuerpflicht'ge,
Zahlt Magnate, der gewicht'ge:
Und in freundlicher Begegnung
Fühlen ſie der Gleichheit Segnung.

Bezieht ſich auf die in den Vierziger Jahren auf Betreiben des um Ungarn hochverdienten Grafen Stefan Széchenyi von Engländern erbaute Kettenbrücke, die heute noch beſteht. Uebrigens irrt hier der Dichter, wenn er von Gleichheit ſpricht, denn lange noch ging der Adel unentgeltlich über die Brücke, während der Bürgerliche ſeine 2 Kreuzer zahlen mußte.

[47] **Judenemancipation.**

Aus dem Orient entſproſſen
Suchten wir uns Stammgenoſſen
An dem fernen Kaukaſus,
An dem braunen Terekfluß.
Doch im Dunkel ſchwand die Spur.
Und ſo bleibt ein Mittel nur,
Um uns neu zu rekrutiren:
Jählings zu emancipiren
Iſrael das ſprachverwandte,
Viel geſchmähte, oft verkannte,
Heimathloſe und verbannte,
Und, daß unſre Zahl doch wüchſe,
Die hebräiſchen Suffixe
Unſerm Stamm zu affigiren.

Eduard Glatz, obgleich ganz in aufklärerisch-liberalen Gedankengängen aufgewachſen, kam dennoch ſchon in jungen Jahren zu der Erkenntnis, daß die völlige Gleichſtellung der Juden mit dem Wirtsvolke dieſem nur abträglich ſein könne.

Dieſe Auffaſſung zeigen auch noch andere Stellen der „Xenien". Hier wendet ſich der Dichter gegen das Streben der Madjaren, die Zahl der ihrem Volke beizuzählenden ungariſchen Staatsbürger ohne Rückſicht auf deren Blut lediglich auf Grund der Sprache zu vergrößern. Zugleich macht er ſich über die ebenſo vergeblichen, wie ein wenig naiven Beſtrebungen der madjariſchen Wiſſenſchaft, die Urheimat der Madjaren zu finden, luſtig. — Eine Sprachverwandtſchaft des Madjariſchen mit dem Hebräiſchen wurde von Sprachforſchern des 17. Jh.s angenommen.

[48] **Kein Ausweg.**

Woll'n über die Grenze wir fahren
Im Lande der Magyaren,
Sind wir in großer Noth.
Im Nachbarland des Zaaren
Schreckt uns der ſchwarze Tod;
Die Peſth von den Türken droht,
Und an der deutſchen Grenze
Graſſirt die Influenze.
„So bleib' im Lande lieber".
Da herrſcht das ungriſche Fieber.

[49] **Reſervales.**

Deutſche, Slawen und Magyaren,
Wlachen, Raizen und Zinzaren
Lebten ſeit viel hundert Jahren
Glücklich in gemiſchter Ehe.
Und nun ſchreit ihr plötzlich Wehe,
Als ob Unbill euch geſchähe,
Und mit drohenden Geberden
Fordert laut ihr Nationale
Von uns andern Reverſale:
„Daß wir alle ungriſch werden".

Reverſalen: ſchriftliche Verſicherung, in denen eine Verpflichtung ausgeſprochen wird; auch „Reverſe". — Der Titel iſt wohl eine Anſpielung auf den — konfeſſionellen — Miſchehenſtreit zu Beginn der 40er Jahre, in denen die auszuſtellenden „Reverſe" eine große Rolle geſpielt hatten.

[50] **Der neue Minotaurus.**

(An Deutſche und Slawen)

Wie das Volk einſt von Athen,
Fortgeſchleppt nach Kretas Strande
Jährlich in verruchte Bande
Seine Kinder mußte ſehen,
Um des Minotaurus Wüthen
Ekle Sättigung zu bieten:

Alſo fordert Jahr für Jahr
Unſre Jugend der Magyar,
Daß entfremdet eignem Heerde
Sie des Götzen Spielzeug werde.
Und Ihr duldet ſolchen Hohn?
Habt dafür nicht einmal Thränen?
Oder wartet ihr gleich jenen
Erſt auf einen Königsſohn?

Der Dichter erkennt hier ſchon ſehr klar die Gefahren der Madjariſierung für den deutſchen Nachwuchs. Seine Befürchtungen haben ſich ſeither nur allzu reichlich erfüllt. Königſohn: in der griech. Sage Theſeus; hier eine feine Anſpielung auf die Habsburger.

[51] **Proteſt.**

(An dieſelben)

Eigne Sprache nicht zu ſprechen,
Müßt ihr fremde radebrechen.
Das Latein zu maltraitiren,
Macht euch endlich Langeweile
Und darum in aller Eile
Wollt ihr euch magyariſiren.
Nun Gott ſei der Sprache gnädig!
Doch wir Ungarn proteſtiren,
Unſrer Jugend zu dociren.

Der Dichter läßt hier das Madjarentum Einſpruch erheben gegen die Schädigung ſeiner Sprache, die von den Nichtmadjaren nur ſchlecht geſprochen wird. Leider blieb dies dichteriſche Annahme. — „Das Latein zu maltraitiren" bezieht ſich darauf, daß in Ungarn noch bis in die Vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bei Behörden und beim Militär ein elendes Latein als Verſtändigungsſprache diente, das ſo genannte „Huſſarenlatein".

[52] **Der Thurm zu Babel.**

Peſth, die Königin im Oſten,
Steigt empor in wenig Jahren
Als ein zweites Babylon.
Doch des Thurmbaus Müh' und Koſten
Könntet ihr euch wohl erſparen;
Denn ihr ſelbſt verſteht euch ſchon
Gar nicht ohne Lexicon.

Bezieht ſich darauf, daß damals des Madjariſche als Schrift- und Geſellſchaftsſprache noch in den Kinderſchuhen ſteckte. Die madjariſchen Sprachforſcher mußten eine Unzahl von Ausdrücken erſt künſtlich ſchaffen, die nur langſam ins Volk drangen.

[53] **Hahnemann und die ungariſche Autonomie.**

Sehr hat überhand genommen
Zunft und Kunſt der Homöopathen
In dem Lande der Sarmaten,
Die ſich ſelbſt adminiſtriren.
Doch man wird zur Einſicht kommen,
Daß es nimmer nicht will frommen,
Selber ſich zu ordiniren.

Der Dichter meint, daß durch eine völlige Loslöſung Ungarns aus der bisherigen gemeinſamen Verwaltung mit Oeſterreich ſich mehrfache Schwierigkeiten ergeben werden. Hahnemann iſt der Begründer der Homöopathie, die in den vierziger Jahren auch in Ungarn viele Anhänger gewann.

[54] **Docendo discimus.**

Jeder ungriſche Profeſſor
Iſt ex offo Polyhiſtor,
Muß in Sprachen dreien vieren
Zehn, zwölf Studien tradiren,
Aus den Fächern, aus den meiſten.
Sagt, wie kann er all' das leiſten?
O, er kann was ihr begehrt,
Denn er lernt erſt, was er lehrt.

Wendet ſich gegen die überhaſtete Art, in der plötzlich an die Stelle der bisherigen, zum großen Teil deutſchen Mittelſchulen Ungarns madjariſche geſetzt wurden, woraus ſich ein großer Mangel an entſprechend gebildeten Lehrern ergab. Studien ſo viel wie Lehrfächer.

[55] **Der Nationalvogel.**

Des Yankees Sinnbild iſt der Puter, der wilde,
Frankreich trägt den Hahn im Schilde,
Oeſtreich führt den Doppelaar.
Sagt, wer in der Vögel Schar
Euer Wappenkönig iſt?
Storch, der Juriſt,
Storch, der geſpreizte,
Der leicht gereizte,
Der auf allen Dächern ſitzt,
Und, nach dummen Volkes Wahn,
Klappernd Haus und Hof beſchützt;
Steh'n auf einem Beine kann,
Und, wenn er auf Reiſen fährt,
Um nichts klüger wiederkehrt. —

Wendet ſich insbeſondere gegen die madjariſche Bureaukratie und ihre Ueberheblichkeit.

[56] **Iliacos intra.**

Machet man zum Vorwurf mir.
Nun, dann fehlte ich wie ihr,
Daß ich viel zu weit gegangen,
Und wer hat wohl angefangen?

Der Dichter verteidigt ſich gegen den Vorwurf der Uebertreibung in ſeiner Kritik und in ſeinem Spotte; er verweiſt darauf, daß der übertriebene Nationalſtolz der Madjaren zu ſcharfer Erwiderung herausfordert. Die Ueberſchrift iſt das verkürzte Horaziſche Zitat „Iliacos intra muros peccatur et extra“.

Anhang.[3])

[57] **Variationen über Beckers Rheinlied.**

1.

Sie ſoll uns nimmer haben
Die ſtolze Herrenbrut,
So lang im Herz der Schwaben
Noch wallt ein deutſches Blut.

So lang aus deutſchen Quellen
Der Donauſtrom ſich nährt,
So lang auf ſeinen Wellen
Die deutſche Flagge fährt.

So lang der Eiche Wipfel
Noch grünt auf euren Höhn
Und über ihre Gipfel
Die deutſchen Stürme wehn.

So lang des Deutſchen Spaten
Die Erde Früchte zollt,
So lang in den Karpathen
Der Bergmann ſchürft nach Gold.

So lang noch Ungarns Reben
Des Deutſchen Herz und Blut
Erwärmen und beleben
Mit ihres Feuers Glut.

---

[3]) Hier tritt die Satire völlig in den Hintergrund und wird durch den reinen Ausdruck überzeugten völkiſchen Empfindens erſetzt.

So lange deutſche Lieder
Im Munde tönen fort,
So lange frei und bieder
Erſchallt ein deutſches Wort.

So lange nicht erſtorben
Für Kunſt und Wiſſenſchaft
Die er ſich ſelbſt erworben,
Des Deutſchen Sinn und Kraft.

So lange deutſche Frauen
Noch treu und minniglich,
So lange wir noch bauen,
Du alter Gott, auf Dich.

2.

Ihr ſollet uns nicht haben,
Wir ſteh'n in mächt'ger Hut
Wir Slaven und wir Schwaben
Und ſpotten eurer Wuth.

So lange ihr euch blähet
In frechem Uebermuth
Und unſre Sitten ſchmähet
Und unſrerr Väter Blut.

So lang in uns ihr ſehen
Wollt die Beſiegten nur,
Als trügen euch zu Lehen
Wir Herd und Hof und Flur.

So lang ihr wollt uns wehren
In ſüßem Mutterlaut,
Den Höchſten zu verehren,
Zu minnen um die Braut.

So lang ihr uns wollt knechten
An Seele, Leib und Mund
Und nicht mit gleichen Rechten
Uns aufnehmt in den Bund.

3.

Ihr ſollet ganz uns haben
Mit unſerm Herzensblut,
Uns Slaven und uns Schwaben,
Mit Leben, Leib und Gut.

Als gleich betheilte Brüder
In einem Vaterhaus,
Als einer Kette Glieder
Und Blumen in einem Strauß.

Als Aehren einer Garbe
Als Stimmen in einem Chor,
Als zweit' und dritte Farbe
In eurem Trikolor.

Drei dichtverwachſne Kronen
Des Waldes Zier und Preis
Drin jedes Vöglein mag wohnen
Und ſingen nach ſeiner Weiſ'.

Von mancherlei Geſtalten
Drei Bergesſpitzen hoch,
Sie bleiben fern ſich und halten
Feſt aneinander doch.

Beckers „Rheinlied" iſt im Jahre 1840 entſtanden, als es den Anſchein hatte, daß Frankreich wiederum die Hand nach dem linken Rheinufer ausſtrecken wolle. Es beginnt mit den Worten:

„Sie ſollen ihn nicht haben
den freien deutſchen Rhein,
ob ſie wie gier'ge Raben
ſich heiſer darnach ſchrein."

In den vierziger Jahren viel geſungen, diente es Eduard Glatz als Anregung und Vorbild für ſeine hier gebrachten Gedichte, die er in die Sammlung ſeiner „Xenien" aufgenommen hat. Hier fehlt freilich der kriegeriſche Unterton, der Beckers „Rheinlied" kennzeichnet; an deſſen Stelle iſt vielmehr ein verſöhnlicher Vorſchlag getreten. Daß neben den Deutſchen als Gleichberechtigte auch die Slawen Ungarns angeführt ſind, läßt erkennen, wie ferne Glatz jeder deutſche Chauvinismus gelegen iſt und daß es ſich ihm nur um die ſelbſtverſtändlichſten völkiſchen Rechte der Nichtmadjaren handelte.[1])

---

[4]) Es folgen nun wieder Xenien, die, urſprünglich in einem zweiten Bändchen vereinigt, in der zweiten Auflage mit der erſten Reihe in einem Bändchen erſchienen ſind.

[58] Die Xenien an den Leſer.

Wem gilt der Kampf? Wem bieten wir die Spitze
Auf Hieb und Stich mit blankgeſchliffnem Witze?

Wen wollen wir auf Haupt und Stirne ſchlagen?
Vernimm es, Freund, du haſt ein Recht zu fragen.

Nicht ſie, die, ob auch fremdem Stamm entſproſſen
Für Recht und Freiheit unſre Kampfgenoſſen;

Die auf verjährtes Siegesrecht nicht pochen,
Durch Liebe herrſchend, nicht durch Unterjochen;

Die, was da blüht und ſproßt auf ihren Wegen,
Mit treuem Gärtnerfleiße ſorglich pflegen;

Die zu dem Pantheon der künft'gen Zeiten
Mit ſichrer Hand das Fundament bereiten;

Die nicht an Uferbank und Klippe rennen,
Weil ſie ihr Schiff, das Bett, die Strömung kennen:

Vor ihnen lüften wir die Schellenmütze,
Sie ſalutirend mit der Narrenpritſche.

Doch ſie, die Glückesjäger eiteln Ruhmes
Die Don Quixotte des Magyarenthumes,

Die Ritter von der traurigen Geſtalt,
Die an die Windmühl' töricht angeprallt;

Auch Sancho Panſa, der mit deutſcher Treue
Dem Herrn noch folgt, ſo oft man ihn auch bläue;

Der Narr, der, weil kein Menſch das Ohr ihm leiht,
Auf offnem Marktplatz Feuer! Feuer! ſchreit;

Sie, die zerſtörungsſüchtig gleich der Motte
Benagen Ungarns alte Polyglotte;

Die, um an Frucht und Schatten ſich zu letzen,
Nicht Bäume pflanzen, Wälder gleich verſetzen;

Die, um des Thurmbau's Giebel bald zu ſchauen,
Fata morgana in die Lüfte bauen;

Die ſelbſt mit Feldgeſchrei, dieweil wir ſchliefen,
Aus trägem Friedensſchlummer wach uns riefen:

Sie ſollen Dir zum Nutz und zum Vergnügen
Eins auf das Fell, eins auf die Kappe kriegen.

Oft werden auch, um nicht zu viel zu wagen,
Wir auf den Sack, ſtatt auf den Eſel ſchlagen.

Auch mögen die Bedächtigen und Alten
Einmal ein Schnippchen uns zu Gute halten.

's iſt Faſchingszeit, ſie mögen ſich nicht grämen,
Wenn Maskenfreiheit wir in Anſpruch nehmen.

Mit dieſen Reimen eröffnet Glatz das zweite Bändchen ſeiner Xenien und läßt damit ausdrücklich erkennen, daß er keineswegs Kritik und Spott um jeden Preis anwenden will, ſondern daß er nur die Auswüchſe und die tollen Streiche des madjariſchen Chauvinismus treffen will. „Polyglotte" bedeutet das Mehrſprachige.

[59] **Anglomanie.**

Ich will es nicht verhehlen, ich bin ein Angloman,
Doch weil mit nobeln Spleens ich, mit Jagd und Wettrennbahn
Gleich unſrer hohen Gentry die Luſt nicht büßen kann,
Fang ichs mit Spottgedichten und Karrikaturen an.
's iſt à l'Anglaise, ich hoffe, 's iſt übel nicht gethan.

„Gentry" nach engliſchem Vorgange die übliche Bezeichnung für den ſehr einflußreichen madjariſchen Kleinadel.

[60] **Theure Ehre.**

„Hört! Hört! der ſtolze Sohn
Des freien Albion
Lernt Ungriſch ſchon!"
Er hat ſchon manche Sprache gelernt —
Kein Volk zu klein, kein Land zu entfernt! —
Chineſiſch, Japaniſch,
Sanscrit und auch Spaniſch:
Doch ließ er noch immer von allen
Den Sprachmeiſter ſich bezahlen.

Dem Gedicht mag ein tatſächlicher Vorgang zugrundeliegen.

[61] **Ungriſche Taſchenbücher.**

Der allerliebſte Almanach!
Wie elegant, wie prächtig ach!
Das feine Velin, der köſtliche Druck,
Und die herrlichen Stiche von Stahl! Genug,
's iſt engliſch Alles! Engliſch, ach,
Der ganze ungriſche Almanach!

[62] **Mannigfaltigkeit.**

Welch Quodlibet von Nationen,
Von Trachten, Sprachen aller Zonen,
Die gaſtlich hier beiſammen wohnen
Im dampfbeſchwingten Räderboot!
Und die Paſſagiere nicht allein.
Ein Dalmatiner iſt der Pilot;
Der wackre Capitän vom Rhein,
Aus Wälſchland ſind ſie die Matroſen
Mit ihren weiten Pluderhoſen
Und der geſtreiften Jacke;
Engländer iſt der Maſchiniſt
Und ungriſch iſt — —
Der Namen und die Flagge.

Die beiden letzten Stücke belächeln die im Gegenſatze zu den hohen Anſprüchen und zum Selbſtbewußtſein des Madjarentums ſtehenden Unzulänglichkeiten auf wirtſchaftlichem und techniſchem Gebiete.

[63] **Kriegspolitik.**

Alſo hat John Bull geſprochen: „Bruder Jonathan überm Meer
Reiz mich frevelnd nicht zum Kriege; wiß' es, ein verbündet Heer
Halten wir in deinem Lager, das uns öffnet Thür und Thor:
In die Südprovinzen werfen wir ein freies Negerkorps!"
Laſſet das zur Warnung dienen Euch, Ihr kriegeriſch Geſinnte,
Daß an Slaven und an Sklaven nicht der Feind ein Hülfsheer finde.

Eine Warnung an jene Madjaren, die damals bereits die gewaltſame und widerrechtliche Madjariſierung aller Nichtmadjaren verfochten. Die Ereigniſſe des Revolutionsjahres 1848/49, die die Nichtmadjaren großenteils ins madjarenfeindliche Lager führten, beweiſen die Richtigkeit dieſer Mahnung.

[64] **Numismatiſches.**

Es thront die Muttergottes auf unſerm Silbergeld,
Auf ihrem Schoße haltend den Sohn, das Heil der Welt.
Doch wird ſie's nimmer wenden, ſo feſt ſie ihn auch hält,
Daß nicht zuletzt den Juden er in die Hände fällt.

Der Dichter erkannte ſchon damals die Gefahren, die ſich aus dem Ueberhandnehmen der Juden in der Wirtſchaft für Ungarn ergaben; er will daher ſagen: Schließlich wird alles Geld in jüdiſchen Händen ſein.

[65] **Die Stereotypen.**

Mag alles um uns her die Zeit auch umgeſtalten,
Wir conſerviren uns, wir bleiben ſtets die Alten.
Wie Kaunitz uns gemalt, trifft man uns heut noch an:
„Vitam et sanguinem — mais point d'argent!“

Hier wird die Hohlheit der gelegentlich von dem politiſch-konſervativen madjariſchen Adel zur Schau getragenen Treue zum Herrſcherhauſe gegeißelt, die zwar große Worte macht, aber niemals ernſthafte Opfer bringen will. Auf dem Preßburger Reichstage im Jahre 1741 haben angeblich — es iſt längſt als Legende erkannt — die madjariſchen Adeligen die junge Königin mit dem Zurufe: „Vitam et sanguinem — moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ begrüßt.

[66] **Die Beſcheidenen.**

Der Regierung ſagt ihr nicht viel zum Preiſe,
Doch haltet Ihr Euch nicht allein für weiſe,
Wie ich es früher oft gedacht.
Es hat mich auf beſſ're Gedanken gebracht
Der Beſchluß des Raaber Comitates
Erſt jüngſt, denn alſo beſchloſſen hat es:
„Wie es in England, Frankreich der Brauch,
Sind bei der Ständetafel auch
Anzuſtellen zehn Tachygraphen.
Doch wie das Geld herbeizuſchaffen —
Wir können uns nicht damit befaſſen —
Bleibt der Regierung überlaſſen.“

Hier wird die Leichtfertigkeit gerügt, mit der die einzelnen Komitatsverſammlungen Dinge beſchloſſen, um deren geldliche Deckung ſie ſich nicht bekümmerten. Jedes Komitat hatte eine gewiſſe Autonomie. Tachygraph = Stenograph.

[67] **Finanzweisheit.**

Der Adel aller Welt verkannt,
In Ungarn ſorgt er noch fürs Land.
So nahte jüngſt dem Herrſcherthron
Aus Gömör eine Deputation:
„An Segen, Sire, von Deinen Reichen
Iſt keines Ungarn zu vergleichen.
Doch iſt des Geldes ſtets zu wenig;
Drum flehen wir, großmächtger König,
Laß unſre Weisheit Dich regieren
Und wolle durch dein Machtgebot
Zu ſteuern allgemeiner Noth
Stracks — mehr Papiergeld emittiren.

[68] **Ungriſche Papierſpekulanten.**

Ja, eine Börſe brauchen wir,
Die wir auch ohne Börſe in Papieren
So ſtark, ſo lebhaft ſpekuliren.
Steht nicht zur größern Hälfte ſchier
Von allem, was begründet wir,
Der Stiftungsfond auf dem Papier?
Es iſt dabei nichts zu verlieren
Die Sache iſt bekannt, — wir nennen's ſubſcribiren.

Geißelt abermals die naiv-leichtſinnige Art der Beteiligung an Sammlungen zu gemeinnützigen Zwecken.

[69] **Theaterſteuer.**

Für Schulen habt Ihr niemals Geld; doch zum Nationaltheater
Haben Hunderttauſende votirt die eifrigen Reichsberather.
Den wahren Grund, ich glaub ihn wohl davon herauszufühlen:
Um's Reelle iſt's Euch nicht zu thun, nur um's Comoedieſpielen.

[70] **Der einſeitige Hebel.**

„Der Schulſtand, der gedrückte, iſt zu heben
Durch Ehre nur!" So ſprach der Logenmeiſter
Im Brüderbunde der gelehrten Geiſter.
Doch einer, der im ſchäb'gen Rocke ſaß daneben,
Er ſeufzte ſtill in ſich hinein:
„Ach ja! Das Geld — das brauchen ſie allein!"

[71] **Auf eigene Rechnung.**

Auf fremde Koſten ſpielt Ihr gerne die Liberalen hier zu Land.
Wann werdet Ihr auf eigne Rechnung emanzipiren den Bauerſtand?

Bezieht ſich auf das ſchreiende Mißverhältnis, das zwiſchen den großartigen Reden des Adels im Landtage und dem jämmerlichen Zuſtande des zumeiſt noch leibeigenen Bauernſtandes herrſchte. „Auf eigene Rechnung" ſollte dieſer emanzipiert werden, weil ja gewiſſermaßen die Koſten der adelige Großgrundbeſitz zu tragen hätte, indem er auf die billige oder koſtenloſe Arbeitskraft der erbuntertänigen Bauern verzichtete.

[72] **Chronologiſches.**

Als unlängſt ich
Zu Preßburg mich im Theater befand,
Las ich
Auf des bunten Vorhangs beweglicher Wand:

Moriamur pro rege nostro!
Und unten ſtand, —
O Vaterland! —
Siebzehnhundert einundvierzig.

[73] **Kalendertroſt.**

Es ſproſſet, es grünet, das iſt eine Luſt,
Doch werd' Euch darüber nicht bange.
Noch immer iſt fern uns der vierte Auguſt
Und der Frühling dauert ſo lange.

Die hier gemeinte ſatiriſche Beziehung läßt ſich leider nicht mehr ermitteln.

[74] **Gewerbefreiheit.**

Es fordert der Zeitgeiſt mit lautem Geſchrei:
„Den Zünften den Tod! Die Gewerbe frei!"
Vor dem Zeitgeiſt alle Devotion,
Doch begeht er ein Hyſteron proteron.
Wollt Ihr, daß Gewerbe und Handel gedeih,
Gebt erſt des Bodens Ankauf frei.

[75] **An die Bäckerinnung.**

Die Bäcker haben Wien gerettet,
Als von den Türken es bedroht,
Und unter der Stadt ſchon lag gebettet
In Pulverminen der ſchwarze Tod.

Ihr Bäcker von Peſth, backt gutes Brot!
Seid wach und wachſam, es thut Noth!
Ich thät Gefahr verſpüren —
Man will uns unterminiren.

Nach einer Anekdote aus der Zeit der zweiten Türkenbelagerung 1683 ſoll ein Bäcker der Entdecker einer von den Türken gelegten Mine geweſen ſein. Hieran knüpft der Dichter in ſcherzhafter Weiſe an, meint aber nicht nur die Bäcker, ſondern die Deutſchen in Peſt-Ofen, gegen die damals bereits wenig freundliche Pläne geſchmiedet wurden.

[76] **Freie Kunſt.**

Die Kunſt, ſie ſollte frei doch ſein,
Der Muſen neunfacher Reigen;
Doch Ihr ſperrt zuletzt die Zigeuner noch ein,
Wenn einen Ländler ſie geigen.

Wendet ſich gegen die Unduldſamkeit, die ſchon das Spielen deutſcher Tänze für „unpatriotiſch" erklärte.

[77] **Kunſtkritik.**

Eröffnet iſt der Kunſtverein
Und durch die prangenden Hallen
Sieht man heraus, ſieht man hinein
Die gaffende Menge wallen;
Und ob auch Schwabenland ſie ſende,
Willkommen deucht ihr doch die Spende.

Die Zeitung ſchickt ihren Beſtallten hinein
Zur kritiſchen Zimmerreiſe.
Der ſieht zu Haus das Verzeichnis ein
Und recenſiret die Preiſe:
„Und wär, was ihr ſendet, viel köſtlicher noch,
Wer wird es auch kaufen — der Preis iſt zu hoch.“

Kunſtwerke fanden damals noch unverhältnismäßig wenig Käufer. „Schwabenland“ bedeutet hier ſo viel wie deutſches Land.

[78] **Der ungriſche Naturforſcher-Verein.**

Wißt Ihr, warum man den Verein der Chirurgen und Aerzte beliebt?
Man will forſchen darin, ob in Ungarn es nicht einen Naturforſcher giebt.

„Beliebt“ = wünſcht.

[79] **Das Weſentliche.**

Verein bleibt immer doch Verein, wenns auch kein forſchender iſt,
Die Hauptſache iſt ja doch zuletzt, daß er ein ungriſcher iſt.

[80] **Experimente.**

Es wurden Experimente gemacht mit der voltaiſchen Säule,
Man hat die Luftpumpe probirt und zerlegt in ihre Theile;
Und jeder in der Verſammlung hob aufmerkſam ſich vom Stuhle:
's war Alles, bis aufs Ungriſche, wie in einer Bürgerſchule.

Macht ſich luſtig über den Tiefſtand, den die Sitzung des ungariſchen naturforſchenden Vereines offenbarte.

[81] **Nothwendige Beſchränkung.**

Und hätte Vater Oken ſelbſt nicht geſpart die Koſten der Reiſe,
Ohn' Attila hätt' er gehabt Zutritt auf keine Weiſe.
Auch hätte man als Deutſchen ihm das Wort nicht zugeſtanden,
Laut Reglement, und das mit Recht — denn ſie hätten ihn nicht verſtanden.

Oken Lorenz, eigentl. Okenfuß, Univerſitätsprofeſſor in Jena, München und endlich in Zürich, einer der bedeutendſten Naturforſcher der damaligen Zeit. Attila

iſt der zum madjariſchen Galakleide gehörige Schnürrock, der damals ſelbſt von Nichtmadjaren bei feſtlichen Anläſſen getragen werden mußte. „Sie hätten ihn nicht verſtanden", will hier ſagen, ſie, die Zuhörer, hätten ſeinen wiſſenſchaftlichen Darlegungen nicht folgen können, bezieht ſich alſo nicht auf die Sprache.

[82] Ungriſche Nationalgarde.

Weil Euch zur großen Nation noch fehlt eine Bürgergarde,
Wollt waffnen Ihr die Hörigen mit Piek' und Hellebarde.
Die Rüſtung mittelalterlich, das Inſtitut moderne —
Das Eine werdet Ihr nicht los, das Andre wärt Ihr gerne.

[83] Ungriſches Commando.

Fürwahr, eine impoſante Macht, zwei volle Millionen
Von Lanzenknechten, angeführt von Adel und Reichsbaronen.
Und denkt ihr wohl, — ich frage nur — läßt ſich der Plan vollführen,
Den Bauer, der die Lanze führt, ungriſch zu commandiren?

Der Dichter meint, eine allgemeine Volksbewaffnung könnte nicht unter einheitlich madjariſchem Kommando ſtehen, weil die Mehrzahl der Soldaten dieſes nicht verſtünde.

[84] Die Statiſtiker.

Erſt waren es zehn Millionen, bald ſind es zwanzig ſchon,
Mit jedem Landtag wächſt die Seelenprogreſſion.
Wohin der neue Zuwachs, den jedes Jahr erſchafft?
Fürwahr, die Herrn, ſie haben eine unmenſchliche Zeugungskraft!

[85] Zigeunerjuſtiz.

Es gibt auch ſchon ſummariſches Verfahren
Bei uns. Wenn wo ſich blicken läßt
Eine Zigeunerbande, hält man ſie feſt,
Und um die Mühe zu erſparen
Langwieriger Inquiſition,
Jagt man geprügelt ſie davon;
Doch ihre fahrende Habe bleibt da:
„'s iſt ohnehin geſtohlen ja!"
Das aber muß man ſagen:
Sie hat einen guten Magen
Die Cassa domestica.

Cassa domestica bedeutet hier das Staats- oder auch das Komitatsaerar.

[86] Halbe Maßregel.

Halbheit iſt unſres Jahrhunderts Fluch, man will nur vertuſchen, verkleiben.
Die Galgen werden abgeſchafft und die Galgenſtricke bleiben.

Macht ſich luſtig über die, übrigens niemals durchgeführte, Abſicht, die Todesſtrafe in Ungarn abzuſchaffen.

[87] Der Drottar.

Mein armer, kleiner Drottarknab'
Mein liebes Wandervöglein Du,
Was ziehſt Du ohne Raſt und Ruh
In fremde Länder weit hinab?
Gibt es daheim nichts zu erwerben?
Der Drottar mir zur Antwort gab:
„Da müßt ich wohl des Hungers ſterben
Sie flicken ſelber ſich die Scherben".

Drottar — auch drótos (ſpr. Drotoſch) von dród = Draht, aus dem Deutſchen übernommen — bezeichnet den meiſt ſlowakiſchen Drahtbinder und Keſſelflicker, der genötigt war, als Hauſierer weit ins Ausland zu gehen und zu den kennzeichnenden Erſcheinungen nicht nur des Peſter, ſondern auch des Wiener Straßenlebens gehörte. Die Satire will hier den Mangel an gewerblicher und induſtrieller Arbeitsgelegenheit in jenen Tagen treffen.

[88] Zucht.

Ja cajolirt die Rangen nur;
Nur frei, nur ungebunden!
Ich ſelber bin nicht für Dreſſur,
Doch Ihr erzieht — Remunden.

Eine Erklärung für das hier gebrauchte Wort „Remunden" iſt nicht auffindbar; vielleicht handelt es ſich, wie mehrmals in dem einzigen erhaltenen Drucke, um einen ſtehengebliebenen Druckfehler.

[89] An die Schulpedanten.

Didicisse fideliter artes
emollit mores, nec sinit esse feros. Ovid.

Was ſoll unſern Jungens die Wiſſenſchaft?
Schon Ovidius ſagt es, ſie erſchlafft
Und iſt der Weichlichkeit Mutter.
Drum laſſet die Jugend uns ungeſchoren,
Der Ruſſe pocht ſchon an den Thoren;
Wir brauchen — Kanonenfutter.

Wendet ſich, wie das vorhergehende Xenion, gegen allzu ſchlaffe Erziehung und allzu große Nachſicht in den höheren Schulen.

[90] **Jung Siegfried.**

Weiland Jung Siegfried ſchmiedete ſich ſelbſt ſein gutes Schwert,
Bekämpfte Rieſen und Drachen damit, die Wald und Flur verheert.
Was tut a' nemzet if juság, unſer kleiner Siegfriedsheld?
Er ſchmiedet Zeitungsartikel und zieht gegen die Profeſſoren zu Feld.

Beleuchtet das ungeſunde Verhältnis zwiſchen Lehrern und Schülern. „a'nemzet ifjuság" iſt madjariſch und heißt die nationale Jugend, wörtlich die Jugend der Nation; Glatz beherrſchte das Madjariſche nur unvollkommen, daher auch hier der Ausdruck falſch wiedergegeben; es müßte richtig heißen „a'nemzet ifjuságа".

[91] **Der Geächtete.**

„Die Füchſe haben ihren Bau, die Vögel haben ihr Neſt,
„Nur mich, der Freiheit letzten Sproß, o Hohn! o Jammer! läßt
„Man irren unterm Himmel frei, wie der Wüſte Gaſt, den Strauß,
„Und wie den wilden Djiggetei ohn Obdach, ohne Haus!"
Das iſt ein Polenflüchtling wohl, deſſ Klag' uns rührt? O nein!
Es ſind Preßburger Studios — der ungriſche Verein,
Der alſo jammert durch den Mund des Zeitungsboten aus Peſth,
Weil ihm den Lehrſaal der Convent Sonntags nicht heizen läßt.

Bezieht ſich auf den damals völlig überflüſſigen madjariſchen Studentenverein am Lyzeum zu Preßburg, das nur eine philoſophiſche und eine juriſtiſche Fakultät umfaßte. Weitaus die Mehrzahl der Studenten waren Deutſche, daneben noch Slowaken in größerer Anzahl. Die Madjaren bildeten eine kleine Minderheit, waren aber umſo anſpruchsvoller.

[92] **Die Nüchternen.**

Der Pietismus wollte nie in unſrer Jugend Wurzel ſchlagen,
Doch daß nun auch die Pietät erſtirbt, wird üble Früchte tragen.

Geißelt die durch die Zeitſtrömung angefachte Neuerungsſucht der damaligen Jugend, insbeſondere an den Hochſchulen. Das Opfer dieſer Neuerungsſucht war in erſter Linie deutſches Weſen.

[93] **Stimmberechtigung.**

„Sprich Alter, was ſoll auf der Congregation
Das Wickelkind hier?" „Ei nun, 's iſt mein Sohn.
Der älteſte Lümmel iſt nicht zu Haus,
Und was machen die ſechzehn Jahre denn aus?
Der hier kann ja auch ſchon ſchrei'n.

Der Spott liegt darin, daß als das Wichtigſte für die Teilnahme an der Komitatsregation das Schreien dargeſtellt wird.

[94] Geheime Inſtruction an einen Erzieher.

„Ich weiß, wir können vor der Hand noch deutſche Bildung nicht entbehren,
Drum mögen immerhin zu Haus Sie deutſch aus deutſchen Büchern lehren.
Doch auf der Gaſſe, bitt' ich ſehr, ſprechen ungriſch Sie jederzeit,
Weil das Ungriſche iſt eingeführt als Sprache der Oeffentlichkeit."

[95] Ueberſetzungsmanie.

Die größten Ueberſetzer ſind die Deutſchen ſtets geweſen,
Doch trieben nirgends ſie ſo arg wie hier zu Land ihr Weſen.
Man überſetzt nun auch ſogar im Sparkaſſenvereine
Und gibt für unſer deutſches Geld uns ungariſche Scheine.

[96] Guter Rath an die Deutſchen.

Ich bitt' Euch, werdet unverſchämt, ich bitt' Euch, werdet dreiſt,
Und habt Ihr Geiſt, ſo ſei es nur Wucher- und Schwindelgeiſt.
Lobhudelt, kriecht und ducket Euch, wo's eben an der Zeit,
Macht Euch mit Witzen und Humor in den Journalen breit;
Tauft Eure deutſchen Namen um, lernt Ungriſch um die Wette,
Und, ob zerſtreut auch, hängt zuſamm wie Glieder einer Kette.
Mit einem Worte, ſeid Ihr klug, ſucht Euch zu hebräiſieren:
So werdet Ihr, und ſo allein, in Ungarn reuſſiren.

[97] Die modernen Wiedertäufer.

Verungriſcht Eure Namen nur, Ihr deutſche Renegaten!
Dem Enkel ſoll des Namens Klang nicht des Ahnen Schmach verrathen.
Wird er hervor in Schritt und Wort, ein ſtolzer Name, ragen,
Erweiſt man ihm die Ehre wohl, ihn in's Deutſche zu übertragen.

Ein nicht unintereſſanter Beleg dafür, daß die Namensmadjariſierung bereits Anfang der vierziger Jahre ſehr zugenommen hatte.

[98] An *** als er ungriſch zu lernen anfing.

Nicht ſtreit' ich fürder, mag's denn ſein —
Magſt dich dem Dienſte fremder Laute ſchmiegen.
Half doch auch Herrmann ſein Latein
Das ſtolze Römervolk beſiegen.

[99] **Der Világ und Klein's Ungar.**

Nicht zeitgemäß iſt ein deutſches Organ
Für ungriſche Intereſſen
Nach des Világ weiſem Ermeſſen.
Er ſieht darin ſchon den Orkan
Weh'n über die Stoppelfelder
In Deutſchlands kritiſche Wälder.

„Világ" (Welt): konſervative Zeitung. Julius Leopold Klein (Jude), geb. 1810 in Miskolez in Ungarn, geſt. 1876 in Berlin, war Herausgeber der deutſchen Zeitſchrift „Ungar".

[100] **Deutſche Zeitſchriften in Ungarn.**

„Wozu die vielen deutſchen Blätter?!" hör' ich die Patrioten ſchrein;
Und dennoch kenn' ich auch nicht eines, das wagte — Deutſch zu ſein.

[101] **Fidibus=Controlle.**

Gäb' es der Zeitungsleſer ſoviel
Im Land, als Tabaksraucher ſind,
Dann hätten wir bald gewonnenes Spiel
Und es wüchſe zum breiten Strome geſchwind
Das Büchlein unſerer Literatur.
So weiß ich denn Ein Mittel nur —
Ohn daß man Ungriſch lernen muß —
Daß Alle, die da rauchen und ſchmauchen,
So Alt, wie Jung, als Fidibus
Nur Zeitungspapier verbrauchen.
Wer aber bei einem andern Lappen
Als dem Hirlap, Hirnök und Compagnie,
Sich in flagranti läßt ertappen:
Der kaufe als Strafe der Felonie
Die Akten der ungriſchen Akademie.

Hirlap: Glatz meint „Pesti Hirlap". Hirnök: konſervative Zeitung.

[102] **Glück der Armuth.**

Da haben wir es erſt empfunden,
Wie ſehr begünſtigt Ihr vom Glück,
Als der Convent uns aufgebunden
Ungriſch zu führen die Matrik.

Von ſo viel mühſamen Gewerben;
Von unſern Titeln ohne Zahl,
Von hundert Uebeln, an denen wir ſterben,
Kennt Ihr die Namen nicht einmal.

[103] Briefgeheimnis.

Des Siegels Unverletzlichkeit, ich ſag es unumwunden
Sie hat in keinem Lande wohl, wie hier noch ſtattgefunden.
Denn Ungarn, hört! correſpondirt und möcht' es ſo auch bleiben —
Mit den Croaten letzter Zeit in unerbrochnen Schreiben.

Bezieht ſich darauf, daß der amtliche Briefverkehr zwiſchen den kroatiſchen und ungariſchen Regierungsſtelllen ſo ſtattfand, daß jede der beiden Stellen ihre eigene Amtsſprache hatte: Ungarn madjariſch, Kroatien kroatiſch. Vergebens drang man in Peſt darauf, daß auch Kroatiens Landesregierung madjariſch ſchreibe. So blieben denn die gegenſeitigen Zuſchriften unerledigt, weil unverſtändlich.

[104] Pomologiſches.

„In den Kernſtamm der Magyaren" — alſo habt Ihr es erwogen —
„Senke man, daß ſie verſchmelzen, flugs das Reis der Slaven ein."
Werden wohl die edlen Früchte, frag' ich nun die Pomologen,
Aus dem Wildling, dem gepfropften, ungriſch oder ſlaviſch ſein?

[105] Die Unitarier.

Kein Biſchof auf dawider ſtand,
Als die Juden man aufgenommen;
Nun ſollt Ihr aus dem Nachbarland
Unitarier überkommen.

Die freilich vergolden nicht die Hand,
Sie helfen nicht aus Schulden:
„Sie ſind nicht geſetzlich anerkannt,
Wir können im Land ſie nicht dulden!"

Das, liebe Herrn, verwundert mich ſehr;
Ich find' es ganz abſcheulich.
Ihr ſeid ja doch ſelbſt Unitarier,
Aber keine chriſtlichen freilich.

Die Unitarier bilden eine der proteſtantiſchen Kirche naheſtehende Sekte, deren Anhänger zumeiſt Madjaren ſind. Mit der von den Madjaren angeſtrebten ſtaatsrechtlichen Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn erhob ſich die Frage, die Unitarier als geſetzlich anerkannte Religion im eigentlichen Ungarn anzuerkennen. Dabei ergab ſich der ſonderbare Widerſpruch, daß man madjariſcherſeits, obgleich man das Aufgehen Siebenbürgens im eigentlichen Ungarn forderte und obgleich die unitariſchen Madjaren durchaus dafür eintraten, man ihre Religion nicht anerkennen wollte. Auf dieſen Widerſpruch beziehen ſich die Schlußworte des Stückes.

[106] **Heroendienſt.**

Nur Weihrauch, Weihrauch ſollen wir Euch kleinen Göttern ſtreun;
Ihr räuchert noch zum Ueberfluß einer den andern ein,
Und ſchwelgt Ihr ſo im Opferduft mit ſeligem Behagen,
So könnte ſelbſt das Weihrauchfaß man um den Kopf Euch ſchlagen.

[107] **Farbenſymbolik.**

Es läßt die Heiligen, weil ſie ohn' Fehl und Makel ſtrahlen,
Liguori's fromme Brüderſchaft ganz ohne Schatten malen.
Der Pfuſcher lacht ſich in die Fauſt und läßt ſichs gut bezahlen.
So aber kann, ſo will ich Euch, ſo ſehr Ihrs wünſcht, nicht malen.

[108] **Kinderbehandlung.**

Daß Ihr noch in den Windeln liegt, ward mir ein ſicheres Zeichen:
Es muß Euch, wenn Ihr krank, der Arzt mit Zuckerbrot beſchleichen,
Und die Arznei, daß Ihr ſie nehmt, als Kinderſaft Euch reichen.
Und wie man böſe Kinder ſchreckt mit Popanz und mit Ruthe,
Erfand Euch eine Amme jüngſt St. Niclas und die Knute.

Wendet ſich gegen die tendenziös jedenfalls maßlos übertriebene Ruſſenfurcht des Madjarentums, die insbeſondere der Krone gegenüber dazu dienen ſollte, das Madjarentum als den einzigen Schutz gegen die ruſſiſche Gefahr erſcheinen zu laſſen. St. Niclas, eine Anſpielung auf den Zaren Nikolaus I.

[109] **Berichtigung.**

Ihr glaubt, ich ziehe gegen die Magyaren los.
So ſcheint es wohl, doch iſt es Maske bloß.
Mit den Ungarthümlern bin ich von gleichem Schlag;
Ich bin ſo gut wie ſie — Krypto-Slowak.

Glatz nennt ſich ſelbſt „Kryptoſlowak", weil in ſeiner Heimat, der Zips, das Slowakentum bodenſtändig iſt. Im übrigen erweiſt ſein Stammbaum ſeine rein deutſche Herkunft.

[110] **Warnung.**

Ich tadle Euer Streben nicht, — doch Eines muß mich ſchmerzen:
Ihr feilſcht um unſre Zungen bloß und werdet ſo verſcherzen
Um eitlen Schall, was mehr Euch noth, — die treuen, ungriſchen Herzen.

In genialer Vorwegnahme heutiger völkiſcher Erkenntnis wendet ſich der Dichter gegen die ganz einſeitige Beſtimmung der Volkszugehörigkeit nach der Sprache, die ſoweit ging und noch geht, daß jeder als Madjare gelten ſoll, der überhaupt die madjariſche Sprache beherrſcht. Daß das Madjarentum es nicht verſtanden hat, die Herzen der Nichtmadjaren zu gewinnen, hat ſich heute als ſchweres Verſäumnis erwieſen. Ungariſche Herzen und nicht madjariſche ſind es, die der Dichter meint, weil ſtaatsrechtlich alle Bürger „Ungarn" ſind, das Madjarentum aber alle madjariſieren wollte.

[111] **Das Epigramm.**

Nicht ſchilt das kleine Epigramm, das in der Wunde gift'gen Stachel läßt,
Der Weſpe gleich; denn öfter, ach, ſtichts ſelber in ein Weſpenneſt.

[112] **Dichters Traumleben.**

In's Reich des Idealen ſoll der Flug des Liedes ſich erheben,
In goldnen Traumgeſichten ſoll des Dichters Seele heimiſch weben.
O, glaubt es mir, ich träumte auch; gefiel in Träumen mir gar ſehr,
Doch ſeit den letzten Reichsdiäten glaub ich an keine Träume mehr.

Der Dichter meint, daß es ſich nur allzu ſehr gezeigt habe, daß ſich die meiſten Abgeordneten nicht aus idealen, ſondern aus ſehr materiellen Gründen — um die hohen Diäten einzuſtecken — mit Politik befaſſen.

[113] **Poetiſche Ader.**

Ein Dichter du, ein Muſenſohn?
Die Xenien weiſen nichts davon.
Wo iſt da Erfindung, Imagination?
Im Ganzen nicht Eine Fiction!

Will ſagen, daß der Dichter in ſeinem ſatiriſchen Streben keineswegs erſt der Phantaſie und Erfindung bedurft habe, denn die Wirklichkeit habe Angriffspunkte genug geboten.

[114] **Zugeſtändnis.**

Ja, meinen Verſen fehlt die Feile.
Ob mancher auch das Ohr verletze,
Was thut's? Sie ſind ein Kind der Eile,
Ich mache ſie, wie Ihr — Geſetze.

[115] **An die Oekonomiſchen.**

„Das heißt doch prellen um ihr Geld ganz unverſchämt die Leute!
„Man zahlt ein Buch und kauft Papier — zwei Zeilen auf der Seite!"
Nun wohl, doch ſcheint mir dieß kein Grund, daß Klage man erhebe;
Es zeigt Vertraun in Euern Witz, wenn ich carte blanche Euch gebe.

Wendet ſich gegen den von madjariſchen Kritikern gegen die Xenienausgabe erhobenen Vorwurf, daß dort ſinnloſe Raumverſchwendung beim Drucke getrieben worden ſei.

[116] **Der beſoldete Autor.**

Ich ſei von der Regierung bezahlt! Ich wollte faſt, Ihr hättet Recht.
Es thäte wahrlich Noth! Denn Ihr — Ihr zahlt verteufelt ſchlecht.

Auch hier wendet ſich der Verfaſſer gegen ſeine madjariſchen Kritiker, die in ihrer rein perſönlichen Art ihm ſinnloſer Weiſe vorgeworfen hatten, er ſei von der — verſteht ſich kaiſerlichen — Regierung beſtochen worden, zu der er anderſeits gewiß ein gutes Verhältnis unterhielt, weil er in der Wiener Zentralgewalt den einzigen wirkſamen Schutz für das ungarländiſche Deutſchtum erblicken mochte.

[117] **Feine Naſe.**

Sie hatten es gleich herausgebracht:
Nicht Einer allein hat die Xenien gemacht.
Und wahrlich, ſie haben ſich nicht geirrt;
Ich hab' nur geſammelt und redigirt.
Die wahren Autoren laufen herum
Zu Tauſenden im Publikum.

[118] **Gute Intention.**

Zählt nicht zu den Illiberalen,
Noch zeihet böſer Abſicht mich,
Weil ich beſchwerlich Euch gefallen
Mit manchem Floh- und Mückenſtich.

Ich that es nur, um Euch zu lehren,
(Und lernt Ihr's nicht, iſt's Eure Schuld!)
Was kein Politiker darf entbehren
Und, was ſo ſehr Euch fehlt, Geduld.

Als die Angeſprochenen ſind die Vertreter des madjariſchen radikalen Nationalismus zu denken.

[119] **Widerlegung.**

Ich hätte lieblos Euch gerichtet,
Die Spreu nicht von dem Korn geſichtet,
Euch fälſchlich Böſes angerichtet?
So wünſch ich mein- und Euretwegen,
Daß Ihr mich möchtet widerlegen
Mit Schimpfen nicht und nicht mit Schlägen,
(Wie man's von Euch erlebt ſchon hat).
Mit Witz, wenn er nicht platt und matt,
Am allerbeſten — durch die That.[5])

[5]) Mit dieſen Verſen enden die eigentlichen „Xenien". Die folgende Abteilung des Büchleins führt den Titel „Schwänke" und enthält im Ganzen Gedichte, die ſich nach Inhalt und Ton von den Xenien kaum unterſcheiden, wohl aber durch die größere Länge des einzelnen Gedichtes.

[120] **Die Union.**

Die Union, die Union!
Verkündet der Poſaunen Schmettern.
Fürwahr, ſie iſt vollzogen ſchon
In allen Zeitungsblättern.

Die Union, die Union
Des Milchbrots, der Oblate,
Sie ſpukt in vielen Köpfen ſchon,
Im hohen Kirchenrathe.

Die Union, die Union!
Man will nun einmal binden,
Das Volk weiß freilich nichts davon,
Allein das wird ſich finden.

Bei Kaffee und beim Gläschen Wein
Da haben ſie's berathen:
Der Vetter und die Muhme fein,
Die müſſen zuſammengerathen.

Sie haben einander kaum geſehn,
Sie wohnen ja fern die beiden;
Und iſt es zu Zeiten auch geſchehn,
So thäten ſie ängſtlich ſich meiden.

Ihr Hüttlein liegt am Bergeshang,
Umrauſcht von ſchattiger Kiefer;
Des Vetters Gehöfe, der Theiß entlang,
Liegt unten im Thale viel tiefer.

Ei ſeht doch die muntere Sennerin,
Blond wallen die Locken um's Mieder;
Ihr Reichthum, das iſt ihr beweglicher Sinn
Und ihre czechiſchen Lieder.[6])

Der Bräutigam iſt ſchon andrer Art,
Er ſchreitet ſtolz und bedächtig,
Er ſtreicht ſich mit Würde den ſteifen Bart
Und flucht, auf gut Ungriſch, gar prächtig.

Und dünkt die Verſchiedenheit euch fatal —
Es gatten ſich gern die Extreme:
Die Dirne bekommt einen reichen Gemahl
Und gebiert ihm wackere Söhne.

---

[6]) Glatz ſetzt „czechiſch" für ſlowakiſch.

So hat man den Actuar geholt;
Doch als es zur Unterſchrift kam,
Hat keines das andere gewollt,
Nicht die Braut, noch der Bräutigam.

Eine launige Schilderung des mißglückten Verſuches, die reformierte Kirche mit der evangeliſchen Kirche Ungarns Anfang der vierziger Jahre zu vereinigen, um dadurch den Einfluß des Madjarentums in Oberungarn zu ſtärken.

[121] **Die ungriſche Propaganda.**

Laut zur Verwarnung künd' es an,
Mein Lied: Im Vaterlande
Hat neuſter Zeit ſich aufgethan
Eine ungriſche Propagande.

Es iſt die allbekannte nicht,
Die mit den Panſlaviſten
Im Hirlap[7]) ihre Lanzen bricht —
Weiß nichts von Journaliſten.

Sie führt als Schild und Waffe nie
Das Tintenfaß, die Feder;
Noch predigt ihre Lehren ſie
Von Kanzel und Katheder.

Hat die Pandecten nicht ſtudirt,
Sitzt nicht im hohen Rathe,
Wird nicht zum Landtag deputirt,
Stimmt nicht im Comitate.

Sie trägt nicht Attila's und klirrt
Mit Sporen nicht und Degen,
Sie declamirt und renommirt
Nicht laut und allerwegen.

Sie iſt von Grund aus Demokrat,
Ohn' Adel, ohne Wappen,
Und nicht ein einziger Jurat
Gehört zu ihren Knappen.

Sie trägt nicht Schnurr- und Backenbart,
Woll' ihrer drum nicht ſpotten,
Sie iſt von der gefährlichſten Art,
Ein Heer von Sansculotten.

---

[7]) = Pesti Hirlap.

Sie ſchleichen ſich in die Häuſer ein,
Sie mengen ſich unter's Geſinde,
Und flößen ihre Doctrinen ein
Dem Säugling ſchon und dem Kinde.

Der Regierung iſt es einerlei;
Der Clerus thät ſie nicht verdammen,
Und ſie fürchten ſich nicht vor der Polizei —
Die ungriſchen Mägde und Ammen.

[122] **Der moderne Demoſthenes.**

Der Schnurbart iſt des Mannes Zier,
Des Ungarn Stolz, ſein Feldpanier;
Er ſpinnt, wie an des Rocken Stab,
An ihm der Rede Faden ab,
Und wer ein ächter Patriot,
Ihm raubt den Schnurbart nur — der Tod.

Wie iſt mir doch, mein edler Graf!
O ſprecht, welch Unglück Euch betraf?
Die Lippen ſind des Schmuckes bar,
Nur hie und da ein ſproſſend Haar.
Es lächelt diplomatiſch fein
Der Graf mir in das Wort hinein:
„Ich war bei Hof, bei Metternich —
Man iſt für uns — man fürchtet ſich.
Die Ruſſen“ — doch, Herr Graf, der Bart!
Ich hoffe nicht, daß Ihr es ward —
„Kam Euch nicht in den Griechen vor,
Wie ſelber ſich das Haupthaar ſchor
Demoſthhenes, der Demagog,
Und ſo zum Redner ſich erzog.
So hält auch mich im deutſchen Neſt
Zur Zeit noch Selbſtverbannung feſt.
Doch bin ich flügge erſt geworden,
Iſt mir in Wien gewiß der Orden,
Sobald der Bart ſich blicken läßt,
Flieg ich hinab nach Buda-Peſt:
Die alten Künſte zu entfalten
Und donnernde Philippikas zu halten
In dem Convent und in den Zeitungsſpalten“.

Geißelt die Unaufrichtigkeit gewiſſer madjariſcher Adeliger im Vormärz, die dem Hofe und der kaiſerlichen Regierung gegenüber den Loyalen ſpielten, daheim aber gegen dieſelbe Regierung hetzten.

[123] Der Paß.

Aus Thurocz einen Edelmann
Hielt jüngſt man an der Grenze an.
„Der Paß iſt ungriſch. Wer ſoll dechiffriren
Das Kauderwälſch? — Kann nicht paſſiren!“
Der Patriot, empört, citirt aus dem Geſetze
Artikel VI, den gröblich man verletze;
Umſonſt! Es wächſt der Streit, im Wachſen ſich erbitternd.
Die Roſſe ſtampfen, nah die Krippe witternd,
Vor Ungeduld; der Kutſcher murrt.
Zwar ſeinem ſlaviſchen Ohr iſt unverſtändlich
Der Zwiſt. Doch Paß wird oft genannt. Da endlich
Wird es ihm klar — er ſchnallt den breiten Gurt
Schnell von den Lenden ſich: „Iſt es nur das?“
Ruft er erfreut, „ei Herr, da iſt ein Pas!“[8])
In Lachen wandelt ſich das Schelten;
Man ließ das Document ihm gelten
Und raſch mit ihren Vieren
Die Grenze ſie paſſiren.
Den Herrn jedoch verdroß der Spaß
Mit dem Ledergurt und dem ungriſchen Paß
Und als nach Hauſe ſie kamen,
Macht er's zum Landtagsgravamen.

Glatz bezieht ſich in dieſem Gedicht auf Streitigkeiten, die im Zuſammenhang damit ausbrachen, daß die ungariſchen Komitatsbehörden ſeit den 30er Jahren Auslandspäſſe in madjariſcher Sprache auszuſtellen begannen, die — weil unverſtändlich — in den öſterr. Erbländern nicht angenommen wurden.

[124] Die vertagte Sitzung.

't is some what rotten in the state of Denmark.
(Shakeſpeare in „Hamlet“.)

In Preßburg die Stände hatten
Begonnen die Debatten —
's war keine Stunde noch herum —
Ueber das neue Urbarium.

---

8) Der lederne Gürtel, den die ſlowakiſchen Gebirgsbewohner tragen, heißt Pas.

Hoch oben auf der Gallerie,
Zu hören der, zu ſchauen die,
Studenten, Damen, Heiducken
Sich drängen und ſich drucken.
Da krach! daß die Wölbung wiederdröhnt
Der Tribüne Balkengefüg' erſtöhnt.
Das Halljuk verſtummt, der Redner erblaßt,
Von den Sitzen ſcheuchen ſie auf mit Haſt;
Sie reißen die Türen, die Fenſter auf,
Sie flüchten hinaus in wildem Lauf
Aus dem Einſturz drohenden Saale
Zuſammt dem Perſonale.
Es überſtürzt ſich das tolle Gewühl'
Hinſtolpernd über Tiſch' und Stühl'
Und drüber als Bahrtuch gebreitet
Der grüne Teppich ſich ſpreitet.
Der flucht und ächzt, in die Ecke gepreßt,
Der häkelt ſich mit den Sporen feſt;
Ein fetter Propſt dort ſchwitzt Todesſchweiß,
Durch das Fenſter nicht zwängt er den dicken St—ß.
Nur eine hochherzige Ungarin
Blickt lächelnd auf das Gewirre hin,
Iſt ruhig oben geblieben
Dieweil die Andern zerſtieben.

Und eh noch drei Tage verſtrichen,
Hat Maurer und Schloſſer und Zimmermann
Verkittet, geflickt und genietet an,
Was aus den Fugen gewichen.
Da wird auch die Sitzung angeſagt,
Die auf's Ungewiſſe ſich vertagt;
Und der Sprecher hebt an: Verehrliche Stände,
Noch drohen Gefahr nicht die alternden Wände.
Der geborſtene Pfeiler iſt reparirt,
Und der alte Bau hält wohl noch aus,
Bis man in Peſth daguerrotipirt
Das neue Landtagshaus." [9])

---

[9]) Hier ſchließt die Abteilung: „Schwänke"; das Büchlein endet mit dem Zyklus „Die Karpathen".

[125] **Die Karpathen.**

Wenn Menſchen ſchweigen,
werden Steine ſchreien.

I.

Ein Halbmond bin ich, ausgeſpannt
In kühnem Sichelbogen;
Von meiner Kuppen Felſenwand
Iſt weit das Land umzogen.

Kein gutes Zeichen iſt und war
Der Halbmond dieſen Landen.
Er hielt geknechtet manches Jahr
Das Volk in ſchnöden Banden.

Kein Wunder, daß zuletzt ſie gar
Mondſüchtig ſind geworden,
Und jetzo wittern die Gefahr
Vom Halbmond her im Norden.

II.

Es küßt, wo er des Landes Schwelle
Betritt, der ſtolze Iſterfluß,
Mir mit der dunkelblauen Welle
Den rebumgrünten Felſenfuß.

Ich ſpeiſe ihn mit meinen Quellen,
Ich tränke ihn mit meinem Blut,
Und ſehe freudig höher ſchwellen
Von meinen Spenden ſeine Fluth.

Und wieder, eh' hinausgezogen
Der Flüchtige zum andern Thor,
Benetzen dankbar ſeine Wogen
Die Felſenſohle mir zuvor.

So ziemt es ſich in fremdem Lande,
Denn ich bin Herr und er iſt Gaſt —
Nur ſchade, Volk am Donauſtrande,
Daß du das längſt vergeſſen haſt.

III.

Was mißgönnt Ihr meines Waldes Baum
Der Sonne Licht, der Lüfte Raum?
Was kommt Ihr mit der Schneiderſcheer'
Und meiſtert an den Aeſten:

„So lang! ſo hoch! und weiter nicht mehr
Nach Oſten und nach Weſten!“
Natur ſetzt ſelber ſich ihr Ziel.
Laßt wuchern und treiben, was treiben will —
Die Slaven hier und dort die Sachſen.
Es wollen die Bäume ihr frei Revier,
's iſt ohnehin geſorgt dafür,
Daß nicht in den Himmel ſie wachſen.

IV.

Mein lieber Vetter Bakony dort am rechten Donauſtrande,
Wir wohnen manch Jahrtauſend ſchon zuſamm in einem Lande,
Und reichen unterm Stromesbett verſtohlen uns die Hände;
Mich dünkt, es wäre Zeit einmal, daß unſer Schweigen ende.
Du ſtammſt, ſo hör' ich, edler Freund, vom Schweizer Alpenſtocke.

Zwar haſt du hierorts abgethan das Wilde und Barocke:
Lawinenſturz und Gemſenwand und Gletſchereis und Firne,
Den Gießbach und die grüne Alp mit roſ'ger Sennendirne;
Haſt ſo allmählich dich verflacht zum wald'gen Hügellande
Mit vielbeliebter Eichelmaſt im ſchweindurchwühlten Sande;
Und von Romantik blieb dir nur Held Zſobri und Kumpane:
Doch ſtehſt du wohl noch in Verband mit dem erlauchten Ahne?
Sprich, wie in deinem Stammſitz Schweitz die Menſchenkinder leben?
Iſt's wahr, ich bitte dich, du kannſt vielleicht mir Aufſchluß geben,
Daß man auch dort drei Sprachen ſpricht und doch die Lande ſtark und frei,
Und gibt es auch Calviner dort und Lutheraner nebenbei?

V.

Du nachbarliche Fläche, gelehnt an meinen Fuß,
Du weite, goldne Ebene, durchſtrömt vom Silberfluß,
In dem, gleich ſtolzen Schwänen, mit Schätzen reich beladen,
Viel buntbeflaggte Schiffe die Räderſchwingen baden;
Du reichbeſetzte Tafel, du zweites Canaan,
Wo Milch und Honig träufelt, du grüner Wieſenplan,
Voll ungezählter Heerden mit ſtolzem Hörnerſchmuck,
Durchjagt vom wilden Roſſe, das nie den Sattel trug;
Du roher Kriegsnomaden erbeutet Lagerfeld,
Wo Städte nun und Dörfer ſtatt wandelndem Gezelt:
Du weißt, es ſollen Nachbarn das Leben ſich verſüßen
Durch Liebesdienſt und Eintracht, drum laß als Freund dich grüßen.

Ich kann nicht ſteigen nieder, du nicht herauf zu mir,
Drum rüttle nicht am Gränzſtein, durch den geſchieden wir!
Laß jeden ſich genügen am heimatlichen Herd,
Mißgönne nicht dem Bruder, was dir ein Gott verwehrt.
Nicht neid' ich dir die Fülle der Güter ohne Zahl,
Das fette Mark des Bodens, der Sonne mildern Strahl.
Was zeigteſt du feindſelig dich jüngſt noch und erboſt,
Und wollteſt mir vergällen der Armuth ſtolzen Troſt?
Kann ſie dir doch nicht geben, mußt ſie mir laſſen doch:
Auf ſiebzig Millionen die Ausſicht frei und hoch.

VI.

Tief unter meiner Königsnaſe,
Umſtarrt von öder Felſenwand,
Wie eine wirthliche Oaſe,
Liegt mein geliebtes Zipſerland.
Es prangt mit veilchenblauem Flachſe,
Mit goldner Saat der Felder Plan,
Die mit dem Karſt der emſ'ge Sachſe
Dem rauhen Erdreich abgewann.
Der Gießbach auf gebahntem Pfade
Hält ſeine Sturmesſchritte an,
Treibt Mühl' und Hammer mit dem Rade
Und trägt den leichten Fiſcherkahn.
Wie Schäflein auf der grünen Weide, —
Du zähleſt ihre Menge kaum, —
Siehſt ragen du in weißem Kleide
Der Städtlein viel aus Buſch und Baum.
Das Mägdlein in der Stube drinnen
Die Spindel dreht mit raſchem Griff;
Es tanzt auf ſilberweißen Linnen
Hinauf, hinab das Weberſchiff.
Deutſch, bieder war des Volkes Sitte,
Und weiter als ſein Land ſein Ruhm;
Es blühet noch in ſeiner Mitte
Lebendigächtes Lutherthum.
Und dich beſpötteln die Magyaren,
Sie nennen dich, mein Zipſer, blind.[10])

[10]) Hiezu findet ſich in meinem Handexemplar mit Bleiſtift von des Dichters Hand die Bemerkung: „wird doch auch der Heſſe von anderen Deutſchen geſcholten".

Das iſt dir durch den Sinn gefahren,
Lernſt Ungriſch ſchnell mit Weib und Kind.
Zwar — blind iſt auch der junge Adler,
Doch dauert es ſchon manches Jahr.
Sprich, wann beſchämſt du deine Tadler,
Wann läßt du ſtechen dir den Staar?

VII.

Der du in meinen Eingeweiden, aus heiterm Sonnenlicht verbannt,
Nach Gold und Silber ſchürfſt, mein Bergmann, mit frommem Sinn und emſ'ger Hand,
Ein Kobold ſpukt in dieſen Räumen, (ich warne dich!) ein Rübezahl,
Will dich aus deinem Reich verſcheuchen, dich ſchrecken, necken allzumal.
Doch mögen Kinder vor ihm zittern! Du achte auf ſein Necken nicht.
Schwing nur dein Fäuſtel, ſchwing es kräftig, blick muthig ihm ins Angeſicht!
Dann wieder in ſein Nichts zerfließend, weicht er in dunkle Nacht zurück.
Glück auf! Glück auf! mein treuer Knappe, nicht fern iſt dir der Silberblick.

VIII.

Ha, wie das Herz mir lacht
In dunkler Nacht,
Wenn aus des Ofens Bauch,
Ziſchend, mit Dampf und Rauch,
Des Erzes Welle quillt,
Blutig und wild.

Wenn die Eſſen glühn,
Wenn die Funken ſprühn,
Wenn der Amboß ſtöhnt,
Weit das Thal erdröhnt.
Wenn des ſpröden Metalls
Bändiger, mein Sohn,
Haupthaar und Hals
Umglüht von der Flamme Loh'n,
Hochgeſchwungen den Hammer hält —
Denn das Eiſen bezwingt die Welt.
Schmiegſam in jegliche Geſtalt,
Weichend der Allgewalt,
Fügt ſich das Eiſen bald;
Wie es die Form empfing
Am Feuerherd.

Krümmt ſich zur Sichel, ſtreckt ſich als Schwert,
Bildet der Feſſel Ring.
Sprich, Sohn, was ſchmiedeſt du?
Deines Glückes eigener Schmied biſt du?

Schmiede der Eintracht Band
Schmiede der Treue Schwert,
Schutzwehr dem Vaterland,
Meiſter am Feuerherd.

IX.

Da zieht es hin zu Haufen, mein treues ſlaviſch Blut,
Die blanke Senſ' am Rücken, das rothe Band am Hut;
Leicht umgeſchürzt die Gunya, die munteren Geſellen —
Wie unterm groben Linnen die kräft'gen Glieder ſchwellen!
Ihr Schlummerpfühl die Erde, das Himmelszelt ihr Haus,
's gleicht einem Wanderzuge, doch wandern ſie nicht aus.
Sie ziehen ſingend fürbaß, zwar nicht zum Wallfahrtsort,
Doch reicher Gottesſegen, er harret ihrer dort.
's gibt keinen Hochzeitsreigen, doch einen Aehrenkranz.
Sie ziehn in Reih' und Glied nicht, doch gehts zum Schwertertanz.
Es wird kein Blut vergoſſen, doch haun ſie kräftig drein,
Und mancher, ach, wird ſinken wohl unter den Leichenſtein.
Bis hingemäht ſie liegen die reichen, goldnen Schwaden,
Bis heimwärts kehrt der Sieger mit dürftger Beute beladen.
's hat ſauern Schweiß gekoſtet, viel heiße Müh' und Noth:
Fürwahr, es iſt geſchenkt nicht das liebe ungriſche Brot!
Glück auf zur geſegneten Wallfahrt, zum ſauſenden Schwertertanz!
Glück auf zum Schnitterreigen, zum goldnen Aehrenkranz!
Grüßt mir den reichen Abbas, der euern Feind decimirt,
Den ſtolzen Dynaſt, der die Beute in ſeine Scheuern führt.
Nicht ſoll ihn ſchrecken, ſagt ihm, des Nachbars Länderwuth,
Sein Weizenbrot, das weiße, er eſſ' es wohlgemuth.
Am Grenzwall der Karpathen ſteht eine mächt'ge Hut:
Ihr, meine Senſenmänner, führt eure Senſen gut!

X.

Als noch nicht feſt begründet mein Haus,
Nicht altersverknöchert die Glieder,
Da ſtreckt' ich ſehnend nach Süden aus
Der Rieſenarme einen hernieder.

Und durchdrungen von wärmerer Strahlen Gluth
In den Adern mir wallet und ſiedet das Blut,
Steigt empor mit Kraft
Durch der Rebe Saft,
Um durch des Weinſtocks Augen zu ſchauen
Die goldenen Fluren, die prangenden Auen.
Und es küßt mir der Traube Purpurmund
Die Sonne, beſiegelnd den Liebesbund.
Doch wenn im Faſſe es gährt und kreiſt,
Dann regt ſich im Weine der Bergesgeiſt,
Und Wanderluſt ſpürt er, nach Norden zu gehn,
Wo der Mutter Ahnenſchlöſſer ſtehn,
Gefügt aus ew'gem Geſtein.
Auf, Sohn des Gebirges, ſchenke dir ein
Das balſamiſche Feuer, den Ungarwein,
Und menge mit deinem verwandtes Blut,
Mit des Nordens Kraft des Südens Gluth.

XI.

Du traute Brettermühle
Am ſchnellen Kieſelbach,
In nächt'ger Thalesſtille
Biſt du allein noch wach.

Die Säge auf und nieder,
Nicht ruhend Tag und Nacht,
Bewegt die raſchen Glieder,
Bis nicht das Werk vollbracht.

Es blinkt das kalte Eiſen
Im hellen Mondesſchein;
Das Rad ſingt düſtre Weiſen
Wie Leichenlieder drein.

Da ſeufzt in Leid und Schmerzen,
Entblößt von Laub und Aſt,
Den Todeskampf im Herzen
Der Tanne ſchlanker Maſt.

Sie ſtand auf felſ'gem Gipfel,
Erprobt im Wetterſturm,
Verſchont vom Blitz den Wipfel
Ein grüner Feſtungsthurm.

Des Frühlings laues Koſen,
Drang nicht hinauf zu ihr;
Sie ſchmückte des Winters Toſen
Mit eiſ'ger Lockenzier.

Sie ſtreifte, thauerquickend,
Der Wolken hoher Zug;
Von ihr zu Thale blickend
Der Aar begann den Flug.

Eichhörnchen von da unten
Hat manches ihr erzählt
Vom Wieſengrund, dem bunten,
Vom goldnen Aehrenfeld.

Nun iſt herabgeſtiegen
Sie ſelbſt, vom Beil gefällt,
Wird bald zum Floß ſich fügen,
Durchwandern weit die Welt.

So ziehen ſie von dannen
Die ich ernährt', erzog,
Sie meine Luſt — die Tannen,
Die Fichten ſchlank und hoch.

Jüngſt, als ich ſinnend ſtarrte
In's weite Land hinaus,
Sah ich von meiner Warte
Ein ſchwimmend Bretterhaus.

Mit langem Ruderſchritte
Glitt es hinab am Strand,
Und hoch in ſeiner Mitte
Ein brauner Jüngling ſtand.

Es flatterte im Winde
Das blonde Lockenhaar,
Geſchlungen mit der Binde
Um ihn die Zither war.

Und in der Rechten wehen
Ließ er ein weißes Tuch,
Als ihn an Waldeshöhen
Vorbei das Schifflein trug.

Sie kehren mir nicht wieder,
Die Tannen, einſt mein Stolz,
Der Heimath und der Brüder
Vergißt das dürre Holz.

Sprich Jüngling, grüner Sproſſe,
Wirſt du in Leid und Glück
Auch denken mein, Genoſſe,
Und kehrſt du mir zurück?

XII.

Die du um meine Höhen mit leiſem Fluge kreiſt,
In meinen Kiefern rauſcheſt, *Geſundheit*, Lebensgeiſt,
Mit wunderkräftigem Moos den kahlen Fels nur kränzeſt,
Auf meinen Hürden hoch Geneſungsmilch kredenzeſt;
Als würzger Morgenduft der Kräuteralp' entſchwebſt;
Geheimnisvoll und ſchaffend in meinem Innern webſt,
Daß nie verſiegten Schwalles hervor ans Sonnenlicht
Aus dunkelm Erdenſchoße die Brunnenquelle bricht,
Hier kochend, erzgeſchwängert, zu kräftgem Bade quillend,
Und dort mit Schaumesperlen den Sprudelbecher füllend:
Sieh, wie aus Oſt und Weſten, von nah und fern ſie wallen,
Die Prieſter und die Laien, zu deinen Tempelhallen.
Auf Sänften und mit Krücken, ſo keuchen ſie herauf,
Und hängen ſie beim Abſchied als Weihgeſchenke auf.
Hier hat ſchon mancher Recke die Wunden ausgeſpühlt,
Und mancher greiſe Krieger der Narbe Brand gekühlt!
Doch jener hohe Jüngling, o ſprich, von welchen Wunden
Am narbenfreien Körper weilt er hier zu geſunden?
Es zuckt ein krampfhaft Lächeln oft um den Schmerzensmund,
Und fierbriſch glüht die Wange, — wohl iſt er *herzenswund*.
Ich ſeh ihn einſam ſchweifen, wo ſich der Pfad verengt,
In ſelbſtvergeßner Eile, den Blick hinabgeſenkt,
Bis auf dem Felſengrate vor ihm der Abgrund gähnt,
Und unter ſeinen Füßen ſich weit die Fernſicht dehnt:
Da breitet er die Arme und ruft das Echo wach,
Mit Klagen, ernſt und bitter, *ob ſeines Volkes Schmach*.
O, die du meine Höhen mit leiſem Flug umkreiſt,
In meinen Kiefern rauſcheſt, Geſundheit, Lebensgeiſt:
O fächle von der Stirne ihm ſanft die Fiebergluth,
Reich ihm in voller Schale des Bronnens Zauberfluth!
O leg' ihm ſchmerzenslindernd ums Herz die Welle mild,
Und zeig' in Träumen leuchtend ihm der Geneſung Bild!

XIII.

Dem ich den Aetherſitz mit meinem Scheitel ſtreife,
Komm, kröne mir das Haupt mit eiſgem Demantſtreife.
Komm, Freund, und lege mir, der Bruſt zu ehrnem Wall
Um meine Schultern dann den Panzer von Kryſtall.
In weitem Faltenwurf ſenk' auf die ſtarren Glieder,
Aus Flocken zart gewebt, den weißen Mantel nieder.
Hab Dank! Nun ſteh ich da, von deinem Hauch umweht,
Unnahbar, einſam, kalt, in hehrer Majeſtät.
Als Siegeszeichen ruht auf meinem Säulenknauf
Der Aar, und ſtaunend blickt der Menſch zu mir herauf.
Ich ſelber aber weide an heller Sternenpracht
Den ſtolzen Blick in langer, in froſtger Winternacht.
Doch ſieh — wer trägt die Fackel des Tags herauf ſo früh,
Und kürzet mir die Träume? — nicht dank ich ihm die Müh!
Welch ungebetner Knappe löſt ſacht die blanke Zier
Der Schienen und des Leibrocks von Fuß und Lenden mir?
Zurück, ſonſt ſend ich nieder mein donnerndes Geſchütz,
Schon iſt geballt zum Angriff der Lawine kalter Blitz!
Ihr ſelber, eitle Thoren, bewaffnet mir die Fauſt.
Hört, wie mit Stromeswellen heran der Gießbach brauſt.
Ha, wie es niederſchmetternd mit ſich die Beute rafft!
Doch weh! ich fühl's, es ſchwindet im Siege mir die Kraft.
Und vorwärts dringt das Kriegsheer aus niederm Thalesgrund,
Geſchmückt mit grünen Zweigen, mit Blumenſchärpen bunt,
Mit Glockenſpiel und Waldhorn, mit Lerchenſang und Schalmei:
Die Rüſtung fällt in Stücken, der Mantel iſt entzwei.
Nur auf den höchſten Spitzen da hat ſich noch verſchanzt
Und ſein Panier, das weiße, der Winter aufgepflanzt.
Doch hält er ſich nicht lange, ſo fürcht' ich, denn ich ſeh
Schon Alpenröslein dringen verrätheriſch durch den Schnee.
Ich ſelber bin verwandelt, ich kenne mich nicht mehr,
Der ich getrotzt den Wettern, der Stürme wüth'gem Heer.
So bricht ein Wort der Liebe durch ehrne Bruſt ſich Bahn —
Der Sonnenſtrahl, der milde, der hat mir's angethan.

XIV.

Sonntagsſtille auf den Fluren — in der Morgenſtrahlen Helle
Aus dem Thalgrund unter Linden glänzt das Kreuz der Dorfkapelle.
Durch die Lüfte wellenkreiſelnd zittern Glockenmelodien,
Und dem heilgen Rufe folgend auf gewundnen Pfaden ziehen

Von den Bergeshalden nieder gläubge, fromme Chriſtenſchaaren,
Ernſten Trittes, heitern Blickes, bunt an Farben, bunt an Jahren.
Und des Kirchleins Archenoe öffnet gaſtlich weit ihr Thor,
Und der Andacht Wellen tragen ſie zu Wolken hoch empor.
Gläubige in der Zerſtreuung, du zerſtobne Lämmerherde,
Die ich weide, die ich liebe, — deutſches Volk auf fremder Erde:
Dringt der Sonntagsglocke Tönen nimmer bis zu deinen Ohren
Durch das Werkeltag-Geſumme? ging dein Zion dir verloren?
Und doch ragt vor allen herrlich, ſtolz wie meine Bergesrieſen
Deiner Väter heilig Münſter, weit bewundert, weit geprieſen.
Hoch empor aus Felſengrunde tauſendjährge Pfeiler ſtreben,
Schlank wie Tannen, feſt wie Eichen um der Wölbung Dach zu weben.
Und es brauſen, klingen, flöten, einend ſich zum Liederfeſte,
Orgelſturm und Chorgeſänge durch das Laubwerk, durch die Aeſte.
Durch die ſpitzen Fenſterbogen, durch die bunten Scheiben bricht
Zauberiſch, wie Alpenglühen, und verklärt der Sonne Licht.
Und des Heiligthumes innen pflegen Prieſter hoher Weihe,
Laut mit Seraphszungen künden ſie das Wort, das ew'ge, freie.
Und es regt der fromme Eifer ſich mit tauſend rühr'gen Händen,
Um des Thurmes Oriflamme, um den Ausbau zu vollenden.
Deutſches Volk in der Zerſtreuung, heimiſch nun in fremdem Lande,
Mit des Deutſchthums Mutterkirche lockre frevelnd nicht die Bande!
Wie nach Mekka Allahs Diener, wenn er ſein Gebete ſpricht,
Sei nach Deutſchlands Rieſendome hingewandt dein Angeſicht.
Und wie vom Verklärungsberge wirſt mit leuchtender Geberde
Wieder du dein Antlitz kehren heim zum heimatlichen Herde.
Höher wird die Bruſt dir ſchlagen, kühnern Flug der Geiſt erſinnen,
Und es wird ein Gott dir ſegnen deine Mühen, dein Beginnen.
Was du ſchaffſt, ſchaffſt du für Alle! Ob von Thoren auch verkannt,
Bleibe treu dir ſelbſt, o Deutſcher, und dir dankt's das Vaterland!

[126] **Die Gelben und die Blauen.**

Wohl mochten ſie kaum ihren Blicken trauen,
Als ſie ſich trafen, beid' in voller Rüſtung,
In eines Bücherkrames Glasumbrüſtung,
Die Gelben und die Blauen.

Es waren beide luſtig anzuſchauen,
Die Einen ſchmuck im Waffenrock von Seide,
Die Andern blank in hartem Stahlgeſchmeide,
Die Gelben und die Blauen.

Und als ſie da in heimlichem Vertrauen
Das Loſungswort getauſcht und die Viſire
Des Helms gelüftet, jegliche das ihre,
Die Gelben und die Blauen.

Da neigten ſich die Gelben vor den Blauen:
„Blau, ſprachen ſie, blau iſt des Himmels Bogen,
Blau iſt der Stahl, die Treu', die nie gelogen.“ —
Die Gelben und die Blauen.

„Drum, als wir Euch erblickt im Schmuck, dem blauen,
„Wie herrlich er Euch kleide, dann erwogen,
„Hat uns des Neides Farbe angeflogen“.
Die Gelben und die Blauen.

„Ihr irret, unterbrachen ſchnell die Blauen.
„Zu Lehen tragt Ihr ſie von beſſrer Tugend;
„Wohl ziemt des Flitters Gold der muntern Jugend“ —
Die Gelben und die Blauen.

„Und thät nicht ſelbſt die herrlichſte der Frauen,
„Die Himmelskönigin, die jetzt mit Blicken
„Uns mißt voll reiner Gluth, in Gelb ſich ſchmücken?“
Die Gelben und die Blauen.

Doch wieder mochten kaum dem Aug ſie trauen,
Als, ſo beleuchtet, von dem Widerſcheine
Die beiden Farben ſchmolzen jetzt in Eine —
Die Gelben und die Blauen.

In hellem Grüne waren ſie zu ſchauen,
So daß ſie gleiche Hoffnungsfarbe trugen
Und ſelber mehr nach Blau und Gelb nicht frugen,
Die Gelben und die Blauen.

Denn in das Trikolor von Ungarns Gauen,
Wenn nur erſt Blau und Gelb in Grün verſchwommen,
Sahn ſie im Geiſt ſich freudig aufgenommen,
Die Gelben und die Blauen.

Anmerkungen zu den „Karpathen“ und zu „Die Gelben und die Blauen“.

Der Zyklus „Die Karpathen“ iſt eine allegoriſche Dichtung, deren Grundgedanke es iſt, daß die beiden im Karpatengebiet vorherrſchenden Völker, Deutſche und Slowaken, vom Madjarentum als gleichberechtigte Staatsbürger anzuerkennen ſeien. Der Dichter läßt die Karpaten ſelbſt ſprechen. Zu den einzelnen Gedichten iſt folgendes zu bemerken:

I. Das Wort „Halbmond" wortſpieleriſch verwendet bedeutet einmal den Halbmond als Symbol der Türkenherrſchaft, dann den Halbmond der Karpaten. Hinſichtlich des letzteren erſcheint den Magyaren fälſchlich das in den Karpaten wohnende Fremdvolk, alſo Deutſche und Slowaken, als Gefahr.

II. Die Donau betrat — nach den Vorkriegsgrenzen — Ungarn durch die ſog. „Ungariſche Pforte" (porta hungarica) beim Thebener Kogel, der bereits zu den Kleinen Karpaten hinüberleitet. Sie verläßt Ungarn durch das ſog. „Eiſerne Tor", den Durchbruch durch das Banater Bergland; darauf bezieht ſich die Beezichnung „anderes Tor". Das Volk am Donauſtrande ſind die Madjaren, die vergeſſen haben, daß die Donau bei ihnen nur Gaſt iſt, denn ſie kommt aus Deutſchland. Jster: alter Name der (unteren) Donau.

III. Die Bäume haben ſymboliſche Bedeutung: es handelt ſich um die aus Mißtrauen und Furcht entſtandene Benachteiligung der Deutſchen und der Slowaken.

IV. Der Bakony oder Bakonyer Wald, ein niederes Mittelgebirge im Raume zwiſchen Donau und Plattenſee, hat nur noch andeutungsweiſen Zuſammenhang mit den Alpen und nur mit den Oſtalpen. Die Schweiz wird hier nur erwähnt, weil ſie das Beiſpiel eines mehrſprachigen Staates bieten ſoll, in dem verſchiedene Volksſtämme in voller Gleichberechtigung nebeneinander leben.

V. Hier wird das Madjarentum des Tieflandes aufgefordert, den Gebirgsbewohnern der Karpaten, Deutſchen und Slowaken, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. „Rüttle nicht am Grenzſtein" ſoll heißen: ſuche nicht die völkiſchen Grenzen durch Madjariſierung zu verwiſchen. — Der Donauverkehr wird etwas allzu großartig geſchildert; e r war damals tatſächlich noch ſehr beſcheiden.

VI. Loblied auf die Zips, die eigentliche Heimat des Dichters. Wenn Eduard Glatz auch ſelbſt in Wien geboren war, ſo ſtammte er doch von ſeiten beider Eltern aus dieſem Siedlungsgebiet. Glatz wurde zu ſeinem großen Schmerze Zeuge von der raſch fortſchreitenden und leider zum Teil ſogar freiwilligen Madjariſierung der Zipſer Deutſchen. Dieſem Schmerze gibt das Gedicht Ausdruck.

VII. Auch hier wird derſelbe Gedanke wieder aufgenommen. Es wird darauf hingewieſen, daß es der Deutſche war, der den Eiſenbergbau der Karpaten, deſſen Hauptſchauplatz u. a. die Zips war, hier heimiſch gemacht hat. Der drohende Kobold iſt die drohende Madjariſierung.

VIII. Dichteriſche Darſtellung der Gewinnung und Verarbeitung des Eiſens. Der Schluß mahnt zur Treue gegen das gemeinſame Vaterland Ungarn und zur Herſtellung inneren Friedens zwiſchen den verſchiedenen Volksſtämmen des Landes.

IX. Der Dichter gibt ſeiner freundlichen Geſinnung gegen das ſlowakiſche Volk Ausdruck und ſchildert dabei, wie alljährlich zur Erntezeit ſlowakiſche Erntearbeiter nach den reicheren Gegenden des ungariſchen Tieflandes ziehen. Die allegoriſche Einkleidung macht aus dieſer Erntefahrt einen Feldzug, bei dem das zu mähende Getreide der Feind und zugleich auch die Beute iſt. Dabei wird angeſpielt darauf, daß die Eigentümer die weltlichen und kirchlichen Großgrundbeſitzer, Abbas und Dynaſt, ſind. Als Unterton ſchwingt ein gewiſſes Mitleid mit den anſpruchsloſen und karg entlohnten ſlowakiſchen Arbeitern mit.

X. Hier wird wieder das Gebirge ſelbſt als redend eingeführt. Wieder bildet der Gedanke des verſöhnlichen Zuſammenarbeitens der Madjaren der Tiefebene mit den Deutſchen des Gebirges den Grundgedanken. Der Rieſenarm iſt ein nach Süden abzweigender Nebenzug der Karpaten, die vorwiegend aus vulkaniſchen Geſteinen aufgebaute Hegyalja (Fuß des Berges), die bis faſt an die Theiß hinſtreicht und an deren Südfuß der edelſte ungariſche Wein, der berühmte Tokayer, wächſt.

XI. Hier wird in dichteriſcher Form die Schlägerung in den großen Wäldern der Karpaten und die Abflößung des Holzes geſchildert. Das Schifflein, von dem die Rede iſt, iſt in Wahrheit nur als Floß zu denken. Der Flößer iſt ein junger Slowake.

XII. Die Karpaten ſind, insbeſondere in ihrem weſtlichen Teile, reich an ſehr kräftigen Heilquellen, denen die Badeorte Piſtyan und Trentſchin-Teplitz ihren Weltruf verdanken. Im Gegenſatz zu deren Heilwirkung ſteht der kranke Jüngling, ein junger Slowake, der nicht körperlich, ſondern ſeeliſch leidet „ob ſeines Volkes Schmach".

XIII. Hier wird der Kampf der Jahreszeiten, Winter und Frühling, geſchildert, und am Schluſſe wieder die Anwendung auf die völkiſchen Verhältniſſe gemacht, wobei Eintracht und Verſöhnung verlangt werden. Als ſprechend iſt das Hochgebirge der Karpaten zu denken.

XIV. Der Grundgedanke des Gedichtes iſt ein Aufruf an die Deutſchen in Ungarn, ihrer Sprache und Sitte treu zu bleiben. Die Schlußworte „Bleibe treu dir ſelbſt, o Deutſcher, und dir dankt's das Vaterland!" wurden in deutſchgeſinnten Kreiſen Ungarns zum geflügelten Worte.

Die Gelben und die Blauen: In einer etwas kühnen Symbolik wird hier dargeſtelllt, daß über alle nationalen Unterſchiede hinweg letzten Endes die Zugehörigkeit zum gemeinſamen Vaterlande Ungarn alle Volksſtämme eint. Dieſes Gedicht zeigt damit beſonders deutlich, daß Glatz jede Abſicht der Völkerhetzung, die ihm von madjariſcher Seite zugeſchrieben worden iſt, fern lag. — Ungarns Trikolore: rot-weiß-grün.

Schlußwort.

[127] An Deák.

Sie drängten uns, weil wir von andrer Farbe,
Sie peitſchten auf die kaum verharſchte Narbe
Den Rücken uns mit ſcharfen Geißelhieben —
Den Dank, wir ſind ihn ſchuldig nicht geblieben.

Sie zwangen uns, aus feindlichem Verſtecke,
Buſchnegern gleich, aus Strauch hervor und Hecke,
Um auf ihr Haupt die Schmach zurück zu wenden,
Der Pfeile giftgen Hagel zu entſenden.

Noch horſten viel der Diener unſrer Rache
In meines Köchers luftigem Gemache;
Noch ward die Wucht der Keule nicht geſchwungen;
Noch hab' ich nicht mein letztes Lied geſungen.

Doch blutet ob der Wunden, die ich ſchlage,
Das eigne Herz mir, daß ich ſchier verzage;
Aus aufgezwungner Fehde Schlachtgewühle
Sehnt ſich's nach edlern Kampfes Hochgefühle.

Da ſah ich dich, auf ſtolzem Siegeswagen
Von Liebe und Bewunderung getragen,
Ein Lucifer der nahenden Aurore,
Die weit ſchon öffnet ihre Flügelthore.

Biſt du, wie von des Rufes Glockenzungen
Mir deines Namens Klang zum Ohr gedrungen;
Lenkſt du mit ſichrer Hand die Siegesroſſe,
Und ziehſt nicht ſelbſt, gezogen von dem Troſſe:

So ſprich es aus das Wort, das inhaltsſchwere,
Ihm Geltung ſchaffend in dem eignen Heere,
Daß es nicht fürder klinge wie Verhöhnung
Das Loſungswort der Eintracht, der Verſöhnung.

Dann laß mein Lied als Friedensheld Dich grüßen,
Und mein Geſchoß — ich leg' es Dir zu Füßen,
Und nochmals wird, dem Vaterland zum Heile,
Der Freiheit Sinnbild dann — das Bündel Pfeile.

Dieſes Gedicht findet ſich nur in der zweiten Auflage der „Xenien", denn es verdankt ſeine Entſtehung dem aufgehenden Sterne Franz Deáks. Der „Weiſe der Nation", wie Deák ſpäter von ſeinem dankbaren Volke genannt wurde, erkannte mit ſcharfem Blicke, daß in dem vielſprachigen Ungarn die Schaffung eines rein madjariſchen Einheitsſtaates nicht möglich ſei, was ja der Zuſammenbruch des Jahres 1918 erwieſen hat. Deák wollte ernſtlich und aufrichtig die Gleichberechtigung der verſchiedenen Volksſtämme des Landes geſetzlich verbürgen. Als es ihm dann gelungen war, durch den Ausgleich des Jahres 1867 Ungarn ſeine ſtaatliche Hoheit im Rahmen der öſterreich-ungariſchen Monarchie wiederzugeben, ſchuf er das ſogenannte Deákſche Nationalitätengeſetz des Jahres 1868, in dem allen Völkern Ungarns kulturelle Autonomie in Kirche und Schule zugeſichert wurde. Glatz hat dieſes Geſetz begeiſtert begrüßt, mußte aber erleben, daß es niemals in Kraft getreten iſt. — Als ſprechend ſind hier die Xenien zu denken. Die zwei erſten Strophen beziehen ſich auf die zu Beginn des Buches wiedergegebene unflätige Rezenſion der erſten Auflage; zugleich wird hier die notgedrungene Anonymität begründet. Die Pfeile ſind weitere ſatiriſche Gedichte. Die Keule iſt ein proſaiſcher Angriff, wie ihn Glatz 1843 in ſeiner Studie über die Lage der Deutſchen in Ungarn dann geliefert hat. Hinter das Wort „Flügelthore" der Strophe 5 gehört kein Punkt, denn grammatikaliſch greift der Satz hier in die nächſte Strophe über; anders ergibt ſich für dieſe Strophe kein rechter Sinn. Das Bündel Pfeile, eigentlich das Symbol der Eintracht, wird zu dem der Freiheit, weil nur die Eintracht die Freiheit verbürgen kann.

Die Streuweite der ſiebenbürgiſch-deutſchen Schule.

Von Heinz Brandſch (Schäßburg).

1. Die vorreformatoriſche Zeit.

Das deutſche Völkchen der Siebenbürger Sachſen iſt nie auf Roſen gebettet geweſen. Klein an Zahl, hineingeſtellt zwiſchen artfremde Völker, angeſiedelt auf einem Boden, der wohl Feſtungscharakter beſitzt, vielleicht aber gerade deshalb immer wieder berannt worden iſt, hat es eine Widerſtandskraft gegen fremde Einflüſſe bewieſen, die immer wieder den Stolz der engeren Volksgenoſſen auf die Vorfahren und die Bewunderung der Außenſtehenden erweckt hat.

Einen, freilich nur einen der Hauptfaktoren, die zu ſolcher Leiſtung befähigt haben, dürfen wir zweifellos in der Schule der Siebenbürger Sachſen ſehen. Dabei iſt wichtiger als das Alter die Tatſache der großen Streuweite dieſer Schule.

Bisher hat unſere Geſchichtsſchreiber vorwiegend das Beſtreben geleitet, die Entſtehung der ſiebenbürgiſch-deutſchen Schule möglichſt weit in die Vergangenheit zurückzudrängen. Und wie ſtolz waren wir doch darauf, rühmend hervorheben zu dürfen, daß ſchon „1334 in zwei bis drei Gemeinden des Broſer Kapitels das Schulhaus, 1352 ein Scholasticus in Mühlbach, 1388 ein Theodoricus, der ehemals succentor in Kronſtadt war, mit ihm Vincentius, der einſt rector scholarium in Biſtritz war, 1394 Alexius in Stolzenburg, dort notarius publicus und rector scholarum, 1397 die scholastici im Mediaſcher Kapitel", 1403 ein Jacobus[1]) als rector scholarium in Tekendorf, „1405 in Klauſenburg ein Caspar scholasticus et notarius publicus, wo auch 1414 die scholares erſcheinen, 1414 ein rector scholarum in Kleinſchelk"[2]) uſw. urkundlich bezeugt ſeien. Bedenkt man, daß, da unſere Heimat immer der Schauplatz von wilden Kämpfen geweſen, dieſe Urkunden wohl nur zufällig erhalten geblieben ſind, ſo darf man ohne weiteres den Schluß ziehen, daß unſere Schule über dieſe Jahre hinaus noch weiter zurückgereicht hat. Schon G. D. Teutſch hat 1850 in ſeinen „Beiträgen zur Geſchichte Siebenbürgens und König Ludwig I."[3]) den „Beſtand einer Schule ſchon in der erſten Hälfte des 14. Jh.s nicht nur in Hermannſtadt, ſondern in allen Gemeinden des Hermannſtädter, Leſchkircher und Schenker Kapitels" als erwieſen hingeſtellt.

---

[1]) Heinz Brandſch, Die ſiebenbürgiſch-ſächſiſche Dorfſchule im Reformationsjahrhundert (Sonderabzug aus dem Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, 1928, Krafft und Drotleff), S. 500.

[2]) Fr. Teutſch, Geſichte der Siebenbürger Sachſen, 1921, Krafft, Hermannſtadt, S. 135.

[3]) Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Band 10, 1872, Cloſius, Hermannſtadt, S. 199.

Damit wurde ſchon auf eine Seite der Frage nach dem Stand unſeres Schulweſens eingegangen, die mir eben von größerer Bedeutung zu ſein ſcheint, als die nach ihrem Alter. Ein Völkchen mit einer Geſchichte von kaum 800 Jahren eigener Entwicklung könnte im beſten Falle auf ein Schulweſen von rund 800 Jahren zurückblicken. Da es viel ältere Völker gibt, ſo würde unſere Leiſtung an die vieler ſolcher Völker nicht heranreichen. Nun glauben wir aber nachweiſen zu können, daß die Streuweite dieſes Schulweſens in den vergangenen Jahrhunderten eine größere geweſen iſt, als ſie ſich ſonſtwo gezeigt hat.

Die Sache ſcheint mir wichtig genug zu ſein, hier, urkundlich belegt, nochmals behandelt zu werden, obwohl ich zu dieſer Frage, freilich nur was die Vorreformationszeit anbelangt, ſchon früher einmal ausführlich Stellung genommen habe.[4]) In der in der Fußnote erwähnten Schrift bin ich vier Wege gegangen, um den Nachweis zu erbringen: „daß in der Tat ſchon in der voreformatoriſchen Zeit (etwa 15. Jahrhundert) kaum ein ſächſiſches Dorf längere Zeit ohne Schule geblieben iſt.“[5])

1. Ich verwies dabei zunächſt auf allgemein gehaltene Kirchen- und Schulordnungen, u. a. auf die Statuten des Mediaſcher Kapitels von 1397, wo an einer Stelle der scholasticus in einer Weiſe erwähnt wird, die den Schluß zuläßt, daß er in keinem Dorf dieſes Kapitels gefehlt habe. Ich verwies auf die Kronſtädter Kapitelſtatuten von 1444, wo die Stelle vorkommt: . . . „nullus campanator seu rector scholarium praesumat se intromittere de servitio . . .“, woraus ſchon W. Seraphin folgerte: „Der ganze Wortlaut des Artikels läßt die Annahme als berechtigt erſcheinen, daß es damals bereits in allen Burzenländer Gemeinden Schulen gab.“

Aus ähnlichen Faſſungen anderer Urkunden könnten wir auf das Vorhandenſein von Schule auch in vielen anderen Gebieten unſerer Heimat für die vorreformatoriſche Zeit ſchließen. Endlich war uns eine Stelle aus der Kirchenordnung des Honterus (1547) beſonders wichtig, wo es heißt: „Derhalben hat man auch vberall ſchulen aus gemeinem koſten auffgericht, welche in langen vngnedigen zeiten durch nachleſſigkeit etlicher amtleut bysher ſchier gantz gefallen ſein.“ Der Schluß ſchien mir zuläſſig; das „vberall“ ſei ſo zu verſtehen, daß die Schule auf keiner Gemeinde in der vorreformatoriſchen Zeit gefehlt habe.

---

[4]) Heinz Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen das erſte allgemeine Schulweſen gehabt? 1931, Hermannſtadt, Honterusdruckerei.

[5]) Ebda., S. 19.

2. Auch einen zweiten Weg bin ich zur Stützung des Ergebnisses dieses ersten Beweisverfahrens gegangen. Ich habe versucht,[6]) alle für einen bestimmten Ort unseres Siedlungsgebietes lautenden Schulnachrichten zusammenzutragen. Mit Hinzuziehung der Städte[7]) ergab sich mir folgendes Bild: „Von den rund 290[8]) sächsischen Ortschaften dieser Zeit (etwa um das Jahr 1500) läßt sich eine Art Schule bis 1500 in 88 namentlich nachweisen. Es finden sich aber in dieser Liste die Städte Mediasch, Sächsisch-Regen, Schaeßburg, Broos, die doch zweifellos vor kleinen Dörfern, wie Dunesdorf, Marpod usw. eine Schule besessen haben werden, nicht. Die Zahl der sächsischen Orte, für die sich eine Schule nachweisen läßt, steigt bis 1517 auf 111 und bis 1543 — wo die Reformation bei uns durchgeführt erscheint — auf 123, noch immer aber sind Mediasch, Sächsisch-Regen und Broos nicht darunter. Wir dürfen also mit Sicherheit annehmen, daß die genannten Zahlen (88, 111, 123) Mindestzahlen sind, daß die Schule also aller Wahrscheinlichkeit nach auch in den meisten übrigen, zum Teil viel größeren Ortschaften nicht gefehlt habe. Wenn wir aber diese hohe Wahrscheinlichkeit vorsichtshalber beiseitelassen, so bedeuten diese Zahlen gegenüber der Gesamtzahl unserer Ortschaften (290) immerhin schon einen großen Prozentsatz, nämlich 30, 38, 42%".[9])

3. Aber auch diesen Beweis versuchte ich noch weiter zu stützen durch die Verarbeitung von Volkszählungsregistern, die aus den Jahren 1488, 1510 und 1516 stammen und einen großen Teil unseres Siedlungsgebietes umfassen. Ich habe die Ergebnisse dieser Volkszählung seinerzeit in folgende Tabelle zusammengefaßt:

Verwaltungsgebiet	Jahr	Anzahl der erwähnten Gemeinden	Anzahl der Gemeinden mit einer Schule oder einem Scholaren	In %	Bevölkerungszahl um die Mitte des 18. Jh.s	
					Sachsen	Rumänen
Broos	1488	17	1	6	708	7466
Mühlbach . . .	1488	9	1	11	1689	3651
Reußmarkt . . .	1488	11	4	36	2004	5815
Hermannstadt . .	1488	39	10	26	15012	12450
Leschkirch . . .	1488	12	6	50	2837	5339
Reps	1488	17	14	82	6493	3165
Schenk	1488	21	14	66	8910	3324
Schäßburg . . .	1488	20	18	90	9953	1006
Mediasch . . .	1516	18	12	66	10710	5623
Kronstadt . . .	1510	14	12	85	36660	15580

[6]) Brandsch, Dorfschule, S. 480—509.
[7]) Brandsch, Haben die Siebenbürger Sachsen, 15.
[8]) Die Zahl erscheint etwas hochgegriffen.
[9]) Brandsch, Haben die Siebenbürger Sachsen, 15.

An der Tabelle iſt auffallend, daß in allen Gebieten, wo die Zahl der Rumänen die der Sachſen, zumindeſt im 18. Jh. — für die Zeit um 1500 ſtehen uns keine vergleichenden Daten zur Verfügung — übertrifft, die Prozentzahl der Gemeinden mit nachgewieſener Schule 50 nicht überſteigt. Beſchränken wir uns bei der Auswertung der Daten auf die Gemeinden, die auch heute eine deutſche Schule beſitzen, ſo beſaßen von 120 derartigen Gemeinden, die unſere Volkszählung dieſer Jahre erfaßt, 90 nachweisbar eine Schule, das ſind 75%.

4. Nehmen wir nun aber die Ergebniſſe des zweiten Beweisweges hinzu, ſo ergibt ſich, daß noch in 12 Gemeinden von den 30, die zur Zeit der Volkszählung ſcheinbar keine Schule gehabt haben, bis 1543 — alſo vor der Durchſetzung der Reformation — eine Schule, wie aus anderen Quellen hervorgeht, beſtanden hat. Dadurch ſteigt die Zahl 75 auf 85% und kommt damit der Prozentzahl von 90 für den deutſcheſten Stuhl, den von Schäßburg, ſehr nahe.

Ich halte alſo die Behauptung, daß ſchon in der vorreformatoriſchen Zeit kaum ein ſächſiſches Dorf für längere Zeit ohne Schule geblieben ſei, für durchaus bewieſen.

Eine andere Frage iſt es freilich, welcher Art dieſe Schule war, und welcher Prozentſatz der Schulfähigen — von Schulpflichtigen können wir in dieſer Zeit ja noch nicht ſprechen — ſie beſucht hat.

Biſchof Teutſch ſchon weiſt darauf hin, daß unſere Schulen zunächſt Pflanzſchulen für ſächſiſche Geiſtliche geweſen, und führt aus: „Es handelt ſich darum, zunächſt Knaben zur Mithilfe bei der Liturgie zu erziehen, dann aus ihnen den Nachwuchs für die Geiſtlichen. Mit dem Auswendiglernen der Gebete und dem Leſenlernen waren die Elemente der Schulen gegeben. Es mußte ſich von ſelbſt ergeben, daß ſich auch andere Knaben dazu fanden, die nicht Geiſtliche werden wollten.... Aber zweierlei iſt durchaus charakteriſtiſch, der Lehrer war ein niederer Geiſtlicher... und die Schule war in erſter Linie Gemeindeſchule, Schule der Kirchengemeinde, die mit der politiſchen und Wirtſchaftsgemeinde zuſammenfiel.“[10])

Eine Volksſchule im engeren Sinn des Wortes iſt die Schule des 15. Jh.s ſicher nicht geweſen.[11]) Sander ſtellt z. B. in ſeiner „Geſchichte der Volksſchule, beſonders in Deutſchland“ feſt: „Von Geſchichte der Volksſchule kann man eigentlich erſt reden, ſeit der Begriff Volksſchule als Ideal im Bewußtſein eines Volkes klar aufgegangen iſt. Das begann in Deutſch-

---

[10]) F. Teutſch, Geſchichte der ev. Kirche, S. 137.

[11]) Brandſch, Az erdélyi szászok falusi iskolái 1600-ig (Die Dorfſchulen der Siebenbürger Sachſen bis 1600). 1912, Klauſenburg, Stief S. 28.

land während des vielbewegten 16. Jh.s zu geſchehen."[12]) Andererſeits iſt unſere Schule der vorreformatoriſchen Zeit auch keine ausgeſprochene geiſtliche Berufsſchule geweſen; dem widerſpricht ſchon die Tatſache, daß ſie, wie nachgewieſen, kaum auf einem Dorfe fehlte. Dabei iſt bemerkenswert, daß unſere Gemeinden in dieſer Zeit im Durchſchnitt nicht mehr als etwa 50 Haushaltungen aufgewieſen haben, und daß auch in den kleinſten Dörfern, wie z. B. in Bägendorf bei 12, in Marpod bei 13, in Holzmengen bei 14 Wirten uſw. die Schule vorhanden war. Der Schulmeiſter, der bald von einem Stab von Mitarbeitern umgeben war, muß wohl auch Schüler gehabt haben und muß gerade in den kleineren Orten, um ſeine Daſeinsberechtigung nachweiſen zu können, für den Schulbeſuch entſprechend geworben haben.[13])

Leider fehlen uns Schulurkunden für die vorreformatoriſche Zeit, die auch etwas über den Schulbeſuch ausſagten. Wenn eine Schulordnung für das Jahr 1594 in ihrem Kern, wie ich annehme, wirklich in das 15. Jh. zurückgeht,[14]) ſo könnte der 12. Artikel daraus, hier in deutſcher Ueberſetzung folgend, vielleicht einigen Aufſchluß geben: „Niemand ſoll die Knaben, die ſeiner Treue anvertraut, überlaſſen oder empfohlen ſind, zu ſchmutzigen, niedrigen, häuslichen Arbeiten, die Frauen und Mägden obliegen, zwingen, damit nicht bei dieſer Gelegenheit die Knaben der Schule entfremdet werden." Aufſchlußreicher aber iſt jedenfalls eine Stelle aus der „Kirchenordnung" des Honterus von 1547, wo es rückblickend heißt: „Alſo haben auch unſere großväter von nöten geſchetzt, das die iugent zu gemeinem nutz erzogen, vnd der gottesdienſt vnd chriſtlich ordnungen dadurch erhalten mögen werden. Derhalben hat man auch vberall ſchulen aus gemeinem koſten auffgericht..."[15])

Ich glaube, der Schluß iſt geſtattet, daß wohl nicht alle Knaben, Mädchen ſicher nur ausnahmsweiſe, um dieſe Zeit zur Schule geſchickt worden ſind, daß aber nicht nur ſolche Kinder ſie beſucht haben werden, die ſich in ihr und durch ſie auf den geiſtlichen Beruf oder für ein weltliches Amt haben vorbereiten wollen. Die Schule mag doch ſchon, wenn auch in ſtark beſchränktem Ausmaß, allgemeine Bildungsſchule geweſen ſein.

---

[12]) Im Sammelwerk von Schmid, „Geſchichte der Erziehung vom Anfang bis auf unſere Zeit." V. Bd. 3. Abteilung, 1902, Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung Nachfolger, S. 3.

[13]) Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 17.

[14]) Brandſch, Eine Schulordnung des Hermannſtädter Kapitels vom 1. Juni des Jahres 1594: Korreſpondenzblatt des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde, Krafft, Hermannſtadt, S. 107 ff.

[15]) Teutſch, Die ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Schulordnungen, 1888. Berlin, Hofmann, S. 5.

2. Die Schule der Reformationszeit.

Klarer überſehen wir die Epoche nach dem Durchbruch der Reformation. Als Beweis für die weite Verbreitung der Schule ſoll hier nicht in erſter Linie der Umſtand angeführt werden, daß wir ſie bis 1600 für 137 Ortſchaften namentlich anführen können.[16]) Wichtiger iſt, daß auch hier die „Kirchenordnung" des Honterus — nun mit all den Stellen, wo von der Neuarbeit der Schule die Rede iſt — herangezogen werden kann. Sie ſpricht ja ſo deutlich davon, daß man beſchloſſen habe, „das die Schulen der Deutſchen in Sybenbürgen mit gebew vnd beſoldungen in eine rechte form widerbracht, vnd fleißig ſchulmeiſter vberall darzu verordnet ſollen werden, die nit allein der gewohnheit halben ſorg tragen auff den geſang in den kirchen, ſondern auch die iugent in fryen künſten vnd chriſtlichen leer auffzihen vnd vnterweiſen." Sie ſpricht deutlich davon, daß „etliche ſchulmeiſter in dörffen" ihre Knaben in den hohen Künſten nicht entſprechend unterweiſen könnten; deshalb ſollten geſchickte Knaben in die Stadt geſandt werden, und für ihre Erhaltung ſolle jede Gemeinde ſorgen.[17])

Schon 1546 hatte auch die Nationsuniverſität, die weltliche Vertretung unſeres Volkes, beſchloſſen, ſich näher mit der Errichtung von Schulen zu beſchäftigen.[18]) 1556 beſchließen die Kirchenbehörde und die politiſchen Vertreter des Burzenlandes gemeinſam, Schulen zu bauen und zu erhalten.[19]) Die Kapitularſtatuten, z. B. auch die des Bogeſchdorfer Kapitels (1566), in deſſen Gebiet ſich keine Stadt befand, ſprechen ſo allgemein von den „Scholarum Rectores", daß auf ihr Vorhandenſein in allen Gemeinden des Kapitels ohne weiteres geſchloſſen werden darf.[20])

Und die Nationsuniverſität verlangt 1568 ausdrücklich, daß man den „Schullmeiſtern auf den Dörffern" ihren Lohn zahle.[21]) Auch hier iſt alſo wieder die Annahme berechtigt, daß die Schule damals ſchon eine bei uns allgemein verbreitete Einrichtung geweſen iſt. Dasſelbe Bild zeigen aber auch die Synodalbeſchlüſſe von 1572,[22]) 1574,[23]) 1578,[24]) die Schulgeſetze des Bulkeſcher Kapitels von 1577,[25]) der Vierdörferſurrogatie von 1582[26])

---

[16]) Brandſch, Dorfſchule, 488 ff. — Derſ., Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 15, Anm. 2.

[17]) Teutſch, Schulordnungen, S. 5/6.

[18]) Ebd. S. 13.

[19]) Korreſpondenzblatt, a. a. O. 1892, Krafft, Hermannſtadt, S. 58.

[20]) Teutſch, Schulordnungen, S. 21.

[21]) Ebd. S. 21.

[22]) Ebd. S. 22.

[23]) Ebd. S. 23.

[24]) Ebd. S. 27.

[25]) Ebd. S. 24.

[26]) Ebd. S. 27.

und auch das „Deutſchkreuzer Schulrecht“ von 1593,[27]) wo für eine kleine Gemeinde recht ausführlich vom Amte des Schulmeiſters und ſeinem Lohn gehandelt wird. Und ſo geht es durch das ganze von Siebenbürger Sachſen bewohnte Gebiet.

Wenn wir alſo den Beweis erbracht zu haben glauben, daß keine deutſche Gemeinde hier ſchon um 1500 längere Zeit ohne Schule geweſen, ſo gilt das noch viel mehr für das 16. Jh.

Freilich bleibt hier noch die Frage nach der Art der Schulen zu beantworten.

Wenn auch, wie Honterus einmal ſchreibt,[28]) ſelbſt in den Schulen von Kronſtadt und Klauſenburg, alſo größeren Städten, nur die erſten Elemente (prima elementa) gelehrt wurden, und wenn auch andererſeits das „Deutſchkreuzer Schulrecht“ etwas großſprecheriſch im Lehrplan für ein Dorf auch Latein und Griechiſch[29]) anführt, ſo hat doch ein deutlicher Unterſchied zwiſchen den Lateinſchulen in Städten und den Schulen in kleineren Dörfern beſtanden. Ich habe ſeinerzeit verſucht, die Gegenſtände zuſammenzuſtellen, die damals in Dorfſchulen unterrichtet worden ſind: es war der Katechismus, es waren die Evangelien, Geſang, Schreiben, Leſen — vor allem in der Mutterſprache — vielleicht auch Lateiniſch und Griechiſch, und ſchließlich etwas Rechnen.[30]) Das läßt darauf ſchließen, daß eben nicht nur die Knaben die Schule beſucht haben, die zu einem Gelehrtenberuf hinſtrebten.

Dasſelbe läßt ſich erſchließen, wenn ſelbſt in kleinen Orten wie Großſcheuern und Stolzenburg um dieſe Zeit ſchon scholae, alſo mindeſtens mehrere Schulklaſſen[31]) und immer wieder neben dem Rektor auch „Mithelfer“ (Kantoren, Campanatoren und Diskantiſten) erwähnt werden. Vielleicht dürfen wir auch vermuten, daß der Schulmeiſter, der von allen Gemeindemitgliedern beſoldet wird, eben nicht nur einige wenige Kinder unterrichtet habe; freilich mahnt uns eine Stelle aus dem Kapitelſtatut der freilich ſehr abgelegenen Vierdörferſurrogatie (1582) zur Vorſicht, wenn dort die Lehrer zu großem Fleiße beim Unterricht der Knaben aufgefordert werden, „wenn ſie welche hätten.“[32]) Auch das „Schulrecht von Deutſchkreuz“ ſpricht ausdrücklich davon, daß der Schulmeiſter alle Kinder, „ſo man in die Schule ſchickt, fleißig und treulich“ leſen und ſchreiben lehren ſolle.[33])

---

[27]) Ebd. S. 33.
[28]) Korreſpondenzblatt, 1905, Krafft. Hermannſtadt, S. 24.
[29]) Teutſch, Schulordnungen, S. 33.
[31]) Ed. S. 454.
[32]) Ebd. S. 456.
[33]) Teutſch, Schulordnungen, 33.

Von einem allgemeinen Schulzwang kann alſo in dieſer Zeit noch nicht die Rede ſein. Mädchen auf Dörfern haben in dieſer Zeit wohl nur ausnahmsweiſe einen Unterricht erhalten. Auch die Schulordnungen des 16. Jh.s ſprechen immer nur von „pueri", „Knaben", „Jungen".[34])

Erſt 1544 wird in Kronſtadt ein Mädchenlehrer genannt.

Aber den Eindruck bekommt man, daß jedes Kind, das unterrichtet werden wollte, deſſen Eltern es wünſchten, dazu die Möglichkeit beſaß.

3. Der Ausbau der Schule im 17. Jh.

Für das 17. Jh. mehren ſich die Daten über den Schulbeſuch und klären ſich die Verhältniſſe ganz deutlich. Daß die Schule um dieſe Zeit nirgends gefehlt hat, läßt ſich mit eindeutigen Zahlen belegen. Wenn dieſe Daten auch nicht Schulordnungen entnommen ſind, ſondern die Steuerleiſtung der Lehrer wiedergeben, ſo ſind ſie vielleicht gerade deshalb beſonders zuverläſſig. Man nimmt ſich eben von amtswegen die Mühe, die Zahl der Schulrektoren feſtzuſtellen; und dabei ergibt ſich, daß ſie in den meiſten Kapiteln mit der der Pfarrer übereinſtimmt; das heißt aber, daß die Schule kaum irgendwo fehlte. 1660 z. B. gab es neben 238 Pfarrern 224 Schulrektoren, wobei die Angabe der Schulrektoren in der Adhärentie Zekeſch fehlte. Für 1686 aber ſind auch für dieſes Gebiet 9 Rektoren angegeben. Es ſtünden alſo neben 238 Pfarrern 233 Rektoren.[35])

Oder andere Daten! 1692 werden in 7 von 8 Gemeinden des Laßler Kapitels, 1699 in allen 8 Gemeinden desſelben Kapitels, um dieſelbe Zeit in 11 von 13 Gemeinden des Mediaſcher Kapitels, 1678 in 8 von 12 Gemeinden des Kosder Kapitels Rektoren erwähnt.[36])

Auch hier haben wir aber auch an Hilfskräfte zu denken. Da iſt zunächſt der Kantor ſelbſt zu erwähnen. Wenn 1688 in 10 von 24 Gemeinden des Bogeſchdorfer Kapitels beſteuerte Kantoren, in 5 Ortſchaften von 24 ſogar rectores veteres genannt werden, ſo deutet das — und wir dürfen beruhigt verallgemeinern — darauf hin, daß wir, da der Kantor auch damals nicht nur zur Erteilung des Muſikunterrichtes verwendet wurde, in jeder Gemeinde mit mehr als einer Lehrkraft zu rechnen haben. Vielleicht hat auch der Organiſt unterrichtet; ſicher hat auch der Glöckner mitgeholfen, von dem es bei Markus Fronius (1708) heißt: „Es iſt auch zu unſerer Väter (sic!) Zeit gar löblich verordnet worden, daß der Glöckner nebſt dem Amt, woher er den Namen führt... auch die Mägdlein im Leſen,

---

[34]) Brandſch, Mädchenbildung und Frauenberufe, 1930, Schäßburg, Markusdruckerei, S. 16.

[35]) Brandſch, Die ſ. ſ. Dorfſchule im 17. Jahrhundert, in „25 Jahre Lehrerinnenbildungsanſtalt". 1929, Horeth, Schaeßburg, S. 61.

[36]) Ebd. S. 61, 62.

Katechismus und Singen unterweiſe, damit dem ſchwachen Werkzeug dieſer Schulſchatz nicht entzogen werde.“ Da der Glöckner kaum auf einer Gemeinde fehlte, ſo dürfen wir vorgreifend gleich darauf hinweiſen, daß wir für das 17. Jh. einen Schulbeſuch durch Mädchen auf den meiſten Dörfern annehmen dürfen.[37])

Da auch die Famuli, Diskantiſten, die allmählich zu Schulmeiſtern aufſteigen, kaum irgendwo fehlten, und da ſie überall beim Unterricht mithalfen, ergibt ſich uns für dieſe Zeit ſchon ein bemerkenswert ſtarker Lehrkörper. Vergleichen wir aber die Zahl der Lehrkräfte mit der Bewohnerzahl, ſo ergibt ſich uns erſt recht ein ſehr bezeichnendes Bild. Nehmen wir an, daß auf jeden Rektor eine Hilfskraft falle — was durchaus annehmbar iſt — ſo dürfen wir um dieſe Zeit mit mindeſtens 500 Lehrkräften rechnen. Da uns eine Volkszählung aus dem 17. Jh. fehlt, ſo müſſen wir eine Zahl aus dem 18. Jh. heranziehen. 1765 ſoll unſer Volk rund 125000 Seelen umfaßt haben.[38]) Es kämen alſo auf eine Lehrkraft etwa 250 Seelen.

Genauer wird das Bild, wenn wir einen Bezirk, den wir leichter überſehen können, heranziehen und dann, da die Verhältniſſe in den übrigen ſächſiſchen Gebieten nicht weſentlich andere geweſen ſind, verallgemeinern. Im Jahre 1642 haben wir in 22 Biſtritzer deutſchen Gemeinden (Biſtritz nicht eingerechnet) 337 Wirte, denen ungefähr 20 Rektoren oder — nach unſerer obigen Annahme — etwa 40 Lehrkräfte gegenüber ſtehen; das gibt — die Familie mit 6 Seelen gerechnet — ein Verhältnis von rund 1:100 beziehungsweiſe 1:50. Freilich ſoll nicht verſchwiegen werden, daß die Seelenzahl dieſes Diſtriktes 1764/5 6977 beträgt, das Verhältnis ſich alſo nicht unweſentlich verändert, alſo etwa 1:350 beziehungsweiſe 1:275 ergäbe.[39])

Wenn wir alſo noch viel weniger als für frühere Zeiten daran zweifeln können, daß es im 17. Jh. überall, auf jedem kleinen Dorfe, bei uns eine Schule gegeben hat, ſo können wir doch darüber, wie weit der Wirkungsradius dieſer Schule reichte und wie tief die Schulbildung ging, nicht viel ausſagen. Immerhin wird das, was Markus Fronius 1708 für ſeine Zeit ſagte, auch für einige Jahrzehnte vorher gegolten haben: „Es wird aber auf den Dörfern erfordert an einem Schulmeiſter nicht ſowohl hohe Gelehrſamkeit als ein geduldiger Geiſt und ein frommes Herz. Sein meiſtes Schultun wird ſein: Leſen, Singen, Katechismus, Sprüche und etwa Rechnen.“[40])

---

[37]) Ebd., S. 62.

[38]) Teutſch, Geſchichte, S. 529.

[39]) Brandſch, Dorfſchule im 17. Jahrhundert, S. 63.

[40]) Ebd. S. 97.

Daß hier Latein und Griechiſch fehlen, die in dem 1698[41]) für Deutſchkreuz erneuerten Schulrecht von 1593 ſo ſehr paradierten, iſt uns ein Beweis dafür, daß man mit den gegebenen Möglichkeiten zu rechnen beginnt, und daß die Dorfſchule immer deutlicher zur Volksſchule wird und damit immer bewußter alle Knaben und immer mehr auch die Mädchen zu erfaſſen verſucht. Daß das Bildungsniveau in den Städten höher ſtand als in den Dörfern, braucht wohl nicht weiter erwieſen zu werden.

Einen Schulzwang gibt es aber auch für das 17. Jh. noch nicht. Vielleicht waren ja auch die Schulräume nicht groß genug, um die ganze Schuljugend aufnehmen zu können; es fehlte wohl meiſtens an dem notwendigen Mobiliar. Das „Inventarium“ der Schule in Großaliſch zählt 1680 auf: „Ein groß Tiſch, zwo große benk, dilſſlang umb den Tiſch. Item ein Schloß-Bank, zwo Rühmen umb den Tiſch delſſlang, ſchwartz angeſtrichen, ein ſchwartz angeſtrichen Bett-Spann.“ „In die Schull (von Großlaßlen) gehört ein Schloßbank. Ein weiß dillen Tiſch.“[42])

An ſolchen Tiſchen mögen nicht viele Kinder Platz gefunden haben. Andererſeits iſt es doch bezeichnend, wenn der ſächſiſche Geſchichtsſchreiber berichten kann: „Wenn [aber] in dem ſtattlichen Flecken Keisd Türken und Tartaren wüteten, und die Einwohner ſich, oft wochenlang, in die nahe, ſchirmende Burg zurückgezogen hatten und von deren ſtarken Mauern den Brand ihrer Wohnungen ſahen: — da hielt der Schulmeiſter mit den Kindern, die die Waffen noch nicht tragen konnten, Schule in einem eigens dazu beſtimmten Turm, der der Schulturm heißt bis auf dieſen Tag. Das iſt ein Zug, der in dem geſamten Leben der Sachſen ſich findet.“[43])

4. Die Einführung der Schulpflicht im 18. Jh.

Das 18. Jh. bringt unſerem Völkchen die Einführung der allgemeinen Schulpflicht und verſucht ſie — nicht ohne Erfolg, wie wir ſehen werden — durchzuführen.

1722 beſchließt die Synode: „Alle Kinder beyderley Geſchlechts, in Städten und Dörffern, mit obrigkeitlichem Befehl, zur Schule anzuhalten, daß ſie leſen, ſchreiben und den Catechismum lernen.“[44])

Es iſt eine Selbſtverſtändlichkeit, daß ein ſolcher Auftrag nicht ſofort und nicht in ſeiner Gänze durchgeführt worden iſt. Und es wundert uns nicht, daß noch 1789 die Synode klagen muß, daß es mit der Schule nicht ſehr gut ſtehen könne, ſolange das Landvolk nicht dazu gebracht werden könne, die Kinder etwas länger, als eben die etlichen Wintermonate über,

---

[41]) Ebd., S. 95.
[42]) Ebd., S. 100.
[43]) Ebd., S. 100.
[44]) Teutſch, Schulordnungen, S. 132.

zur Schule zu ſchicken.[45]) Aber auch aus ſolchen Klagen darf man nicht mehr herausleſen, als eben in ihnen ſteckt. Tatſache bleibt, daß man ſich mit allen Mitteln bemüht, dem Schulzwang zum Erfolg zu verhelfen, und daß die Kinder mindeſtens in den Wintermonaten die Schule tatſächlich beſuchen.

Auch die Mädchen nehmen am Unterricht vielfach teil. Die Synode von 1724 verpflichtet z. B. die Organiſten, wo es notwendig ſei — das heißt aber, wo andere Lehrkräfte hiefür fehlen — zur Unterweiſung der Mädchen.[46]) Und dieſelbe Verſammlung weiſt die Pfarrer an, die Rektoren mit den Kantoren und ihren Mithelfern (Collaboratoren) in Städten und Dörfern anzuhalten, vor allem den Katechismus zu lehren.[47])

Für dieſe Zeit kennen wir nun auch die Zahl der Schulen in unſerem Volk ganz genau. In einer Tabelle, die der Synode von 1763 vorliegt, werden angeführt: 5 Gymnaſien, 16 höhere Volksſchulen und 236 eigentliche Volksſchulen (scholae triviales). Das heißt alſo: nirgend fehlen die Schulen. Dabei iſt bemerkenswert, daß damals die ev. Kirche bei uns nur rund 125000 Seelen gezählt hat, eine Gemeinde im Durchſchnitt, bei Einrechnung der Städte, nicht mehr als 480 Seelen.[48])

In den niederſten Volksſchulen, die uns hier in erſter Linie intereſſieren, wurden alle Knaben, aber auch Mädchen, leſen gelehrt und zum Verſtändnis der Grundſätze der Religion an der Hand des Katechismus geführt; einige lernten ſchreiben, wenige Rechnen und ſehr wenige ſingen. Verlangt wird ſchon auf dieſer Synode eine Verbeſſerung des Schulweſens; man ſieht ſie bei dieſer Schulgattung vor allem darin, daß die Jugend beiderlei Geſchlechts, ohne Ausnahme, zum Schulbeſuch gezwungen werde, und daß dort, wo die Knaben im Unterricht noch nicht von den Mädchen getrennt ſeien, dieſe Trennung durchgeführt werde.[49])

Auch über die Zahl der Lehrkräfte läßt ſich nun ſchon Genaueres ſagen. Im Schenker Kapitel, zu dem keine Stadt gehört, gab es 1777 bei 15 Gemeinden 37 Lehrer, im Durchſchnitt alſo mehr als 2 für ein Dorf.[50]) Ein ähnliches Bild ergibt ſich auch für das Mediaſcher Kapitel, wo es in 12 Gemeinden (ohne Mediaſch) 30 Lehrkräfte gab.[51])

Bedenken wir, daß die Bevölkerungszahl damals beinahe nur die Hälfte der heutigen betragen hat, die 15 Gemeinden des Schenker Kapitels

---

[45]) Ebd. II., S. 77.
[46]) Ebd. I, S. 135.
[47]) Ebd., S. 145.
[48]) Teutſch, Geſchichte der ev. Kirche, S. 529.
[49]) Teutſch, Schulordnungen, 284, 285.
[50]) Teutſch, Geſchichte der ev. Kirche, S. 194.
[51]) Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde XXIII, S. 226.

1929 nur 31 Lehrkräfte aufweiſen, ſo dürfen wir mindeſtens mit der Zahl der Lehrkräfte zufrieden ſein.

Daß die Bildung der Lehrer um 1777, worunter auch die Kantoren zu verſtehen ſind, nicht allzu groß geweſen ſein mag, iſt klar, fällt hier aber, wo es ſich nur um die Streuweite der Schule handelt, nicht ſehr ins Gewicht.

Ohne allzu ſehr verallgemeinern zu wollen, müſſen wir doch auch auf die „Neue Schulordnung für die Landſchulen der Sachſen in dem Burzenländer Diſtrickt“[52]) von 1791 eingehen, die eine Schulpflicht vom 5. bis zum 15. (bei Knaben) und 14. Lebensjahr (bei Mädchen) vorſieht und radikale Mittel zur Durchführung der Verpflichtung anordnet. Die Schule beginnt um den 16. Oktober und dauert ununterbrochen bis Oſtern. Diejenigen Kinder, die bei der Feld- und Hauswirtſchaft entbehrlich ſind, ſollen bis zur Ernte in die Schule gehen; nur vom Juli bis 16. Oktober gibt es Ferien. Außer in 3 Ortſchaften von den 13 des Diſtriktes — wo es nur 2 Klaſſen gibt — ſollen überall zwei völlig abgeſonderte Knabenklaſſen eingerichtet werden; dazu kommt noch die Mädchenſchule. Dieſe Neuordnung iſt ſofort durchgeführt worden und hat bis 1823 gegolten.[53])

Wir müſſen alſo für den Kronſtädter Diſtrikt bei 13 Landgemeinden 36 Lehrkräfte annehmen. Es muß ſich dabei, wenn wir auf das Viſitationsbüchlein des Markus Fronius von 1708 zurückgreifen, gehandelt haben vor allem um den Schulmeiſter im engeren Sinne des Wortes, den Kantor und den Glöckner.[54]) Dazu ſcheint oft auch noch ein beſonderer Mädchenlehrer gekommen zu ſein.[55])

Betreffend die Unterrichtszeit ſehen wir, daß beſonders die größeren Kinder gewöhnlich nur zur Winterszeit in die Schule kamen; in dieſer Schulzeit aber ſcheinen ſie ſehr ernſt zum Schulbeſuch angehalten worden zu ſein. Die „Inſtruktion für die Schulviſitation von 1765“ ſchreibt ausdrücklich vor, daß die Lehrkräfte daraufhin geprüfet werden ſollten, „ob ſie ein vollſtändiges Verzeichnis ihrer Diszipel oder einen richtigen Catalogum hätten“, ob ſie „den Catalogum um die, denen Schulkindern zum Daſeyn geſetzte Stunde allezeit verleſen und die abweſenden anmerken“ und wie ſie es „mit denen angemerkten zu halten pflegten.“[56]) Um Mißbrauch zu verhindern, ſollen ſie auch gefragt werden, ob ſie „denen Kindern nicht gar zu offt, und gar zu gerne erlauben, ohne Noth aus der Schule auszubleiben.“[57])

---

[52]) Teutſch, Schulordnungen, II, S. 86 ff.
[53]) Ebd. S. XVI.
[54]) J. Groß, Markus Fronius, 1925, Kronſtadt, Gött. S. 268.
[55]) Teutſch, Schulordnungen, I. S. 291.
[56]) Ebd. S. 288.
[57]) Ebd. S. 289.

Aber auch den Eltern werden verſchiedene Fragen vorgelegt, die von dem ernſten Bemühen, die Schulpflicht durchzuſetzen, zeugen: ſo, „ob ſie ihre Kinder, nach völlig zurückgelegtem vierten Jahr, anbefohlenermaßen in die Schule ſchicken", „ob ſie die Kleineren, und zur Haus- und Feldarbeit untaugliche, Sommers und Winters in die Schule gehen laſſen", „ob ſie die Größeren zur Sommerszeit, an denen Werktägen täglich in die Kirche, aus der Kirche, um eine Lektion aufzuſagen, in die Schule ſchicken und ſodann erſt zu Helfern in ihrer Haus- und Feldarbeit brauchen" und „ob ſie ſolche, wenn ſie ſie aus der Schule nehmen wollen, dem H[er]rn Inspectori zur nöthigen Prüfung darbringen, und von demſelben freiſprechen laſſen oder ſie nur nach ihrem eigenen Gutdünken ungemeldet aus der Schule wegnehmen?"[58])

Wer weiß, wie ſtark damals der Einfluß der Kirche in ſolchen Fragen wer, wird wiſſen, daß es ſich hier nicht um rhetoriſche Fragen gehandelt hat, ſondern daß der Nichtbefolgung des Auftrages eine ſpürbare Strafe, mindeſtens eine ſehr unangenehme Zurechtweiſung folgte.

Auch ſonſt werden die Eltern immer wieder ermahnt, ihre Kinder zur Schule gehen zu laſſen (Synode von 1765)[59]) und wird den Rektoren mit Strafen gedroht, wenn ſie nicht ſtreng auf einen entſprechenden Schulbeſuch achteten.[60]) Und ſo kann unſer Geſchichtsſchreiber Biſchof Teutſch nicht ohne Stolz berichten, daß um dieſe Zeit (1765) in den 13 Burzenländer Gemeinden 1927 Kinder (1072 Knaben und 855 Mädchen) die Schulen beſuchten, während die Zahl der ſchulbeſuchenden Kinder im ganzen Fürſtentum Teſchen und Bielitz nur 410 und in Troppau und Jägerndorf 1604 betrug. „Die Ahnung, was ſie an dieſen Schulen hatten, haben unſere Gemeinden nie ganz verloren."[61])

Bei der Viſitation werden immer auch die Schulgebäude, in denen ſich ja wohl auch die Lehrerwohnungen befunden haben werden, gründlich beſichtigt.[62]) Es fehlt alſo wohl in keiner Gemeinde. Biſchof Teutſch nimmt ſein Vorhandenſein neben der Kirche ſchon ſeit der Einwanderungszeit (12. Jh.) an, wenn er ſchreibt: „Daß die Einwanderer frühe ſchon an die Schule dachten, das beweiſt deren Lage in allen Gemeinden dicht an der Kirche auf einem Platze, der ihr gehörte, und der nicht erſt nach dem Aufbau des Dorfes hat ausgeſchieden werden können."[63])

---

[58]) Ebd. S. 290.
[59]) Ebd. S. 308.
[60]) Ebd. S. 328.
[61]) Teutſch, Geſchichte der ev. Kirche, II, S. 194.
[62]) Teutſch, Schulordnungen, S. 292.
[63]) Derſ., Geſchichte der ev. Kirche, I, S. 6.

Und nun der Erfolg des Unterrichtes! Als Kaiſer Joſef II. 1773 durch Siebenbürgen reiſte, da hat zwiſchen ihm und dem Notarius Michael von Heidendorf folgendes Geſpräch[64]) ſtattgefunden, das die Sachlage am treffendſten kennzeichnet:

Der Kaiſer: „Haben Sie aller Orten Schulen?"

Heidendorf: „Es iſt kein Ort in der ganzen Nation, Euer Majeſtät, wo wir nicht eine Schule hätten, wenn er auch noch ſo klein iſt."

Der Kaiſer: „Haben Sie gute Schulmeiſter?"

Heidendorf: „Unterſchiedlich, Ihre Majeſtät! Doch ſind die mehrſten gut. Daher kommts auch, daß beinahe die meiſten ſächſiſchen Bauern leſen und ſchreiben können, auch ſogar das weibliche Geſchlecht kann meiſtens leſen.

Heidendorf hat ſicher nicht zu viel geſagt. Joſef II. war nicht der Mann, ſich etwas vormachen zu laſſen.

5. Der Kampf im 19. Jh. gegen die letzten Spuren des Analphabetentums.

Als 1821 vom damaligen Biſchof unſerer Kirche D. Neugeboren ein „Plan zur Verbeſſerung des Schulweſens der Augsburgiſchen Confeſſions Verwandten in Siebenbürgen" herausgegeben wird, da weiß man, daß man eine Arbeit fortſetzt, die von den Vorfahren begonnen, und bekennt, daß der Verbeſſerung der ſächſiſchen Schule zuſtattenkommen: „das allgemeine durch alle Stände der eigentlichen Sächſiſchen Nation und ſelbſt in den auf adeligem Grunde beſtehenden Sächſiſchen Gemeinden, ſeit den älteſten Zeiten verbreitete rege Intereſſe für das Schulweſen, in Achtung der öffentlichen Unterrichtsanſtalten, in der Theilnehmung daran, in der Benutzung derſelben. Die ärmſte Gemeinde hat ihre eigene Schule, und würde ihren Untergang vor ſich ſehen, wenn ſie die Schule müßte eingehen laſſen."[65]) Und man weiß es: „ohne beſtimmten Vereinigungspunkt, ohne näheren Zuſammenhang wurden die Schulen in der ſächſiſchen Nation gemeinnützige Anſtalten und das Schulweſen eine wichtige Angelegenheit. Man beeiferte ſich dafür in der geringſten Gemeinde, wie in der Hauptſtadt Hermannſtadt, der Bauer, wie die ihm in Wiſſenſchaft und Kultur vorgehenden höhern Stände."[66])

Es ſoll dieſe Behauptung von Biſchof Neugeboren umſo mehr feſtgehalten werden, als wir in dieſer Einſtellung aller Glieder unſeres Volkes den Haupterklärungsgrund für die Tatſache ſehen, daß unſer Volk auf dieſem Gebiet Einzigartiges, mindeſtens was die Streuweite der Schule anbelangt, geleiſtet hat.

---

[64]) Archiv des Vereins für Siebenbürgiſche Landeskunde. 1881, Michaelis 16. Bd. S. 470.

[65]) Teutſch, Schulordnungen, II, S. 191/2.

[66]) Ebd. S. 190.

Als Beſitz an Schulen zählt der „Plan“ für 1821 auf: 5 Gymnaſien, 10 Lateiniſche Grammatikalſchulen, in jeder Gemeinde eine Volksſchule („bei den Gymnaſien und lateiniſchen Schulen in Verbindung mit dieſen, außerdem für ſich beſtehend; in den Städten als Schulen der Vorſtädter, Mädchenſchulen; in jedem Markte und Dorfe als Knabenſchulen, Mädchenſchulen, vereinigte Knaben und Mädchenſchulen“). Das ſind etwa 280 Schulen bei einer Bevölkerungszahl von rund 200 000 Seelen.[67])

Daß dabei die Anzahl der Lehrkräfte eine verhältnismäßig große geweſen ſein muß, ergibt ſich nicht nur aus der Mehrzahl der Klaſſen, ſondern auch aus der Tatſache, daß z. B. die „Viſitationsartikel“[68]) von 1808 neben den Schulmeiſtern auch die Schullehrer erwähnen, und daß geſagt wird: „Der Schulmeiſter iſt das Haupt der Schule. Unter ihm ſtehen die übrigen Schullehrer,“ „die Landſchulmeiſter ſollen beſonders darauf befliſſen ſein, zu ihren Gehilfen im Schuldienſt Leute von Brauchbarkeit und unbeſcholtener Aufführung... anzuſtellen“; „die Schullehrer ſollen unter der Aufſicht der Schulmeiſter... ihre angewieſen... Schularbeiten... ordentlich und fleißig verrichten...“ uſw. Das Geſagte gilt nicht etwa nur für größere Dörfer, ſondern auch für die kleinſte Gemeinde.

Der „Plan“[69]) von 1821 ſieht allgemein vor, daß der Schulmeiſter der Lehrer der größern und der Kantor der der kleineren Knaben ſei. Die Mädchen ſollen von einem beſonderen Mädchenlehrer unterrichtet werden, wobei das Schreiben auf Wunſch in beſonderen Privatſtunden gelehrt werden kann. Auch nach dieſem Plan alſo haben wir für jedes größere Dorf mit 2—3 Lehrkräften zu rechnen, ja oft noch mit mehr Lehrperſonen, denn in demſelben Plan werden neben dem Schulmeiſter, dem Kantor noch die Kollaboratoren, die Kampanatoren und die Schuljungen — das ſind ältere Knaben, die beim Unterrichten mitverwendet werden, und aus denen das Lehrperſonal in dieſer Zeit herauszuwachſen pflegt — genannt. Daß freilich in den meiſten Gemeinden damals (1821) noch eine beſondere Mädchenſchule und eigene Mädchenlehrer fehlten, und „daß in den kleinen Gemeinden der Schulmeiſter allein ohne Gehilfen, mit Knaben und Mädchen, die freilich miteinander nur eine geringe Anzahl ausmachen, Schule halten“, ſoll auch deshalb nicht verſchwiegen werden, weil aus der Feſtſtellung hervorgeht, daß auch auf den kleinen Dörfern die Mädchen mitunterrichtet worden ſind.

Der hier erwähnte „Plan zur Verbeſſerung des Schulweſens in Siebenbürgen“, der in der Zeit von 1821—37 durchgeführt wurde, iſt

---

[67]) 1832 betrug ſie 204 000. Siehe Benigni, Handbuch der Statiſtik und Geographie des Großfürſtentums Siebenbürgen 1837. Hermannſtadt, Thierry, S. 9.

[68]) Teutſch, Schulordnungen, II, S. 184, 185.

[69]) Ebd., S. 230, 234.

deshalb ſo bedeutungsvoll, weil er „die erſte allgemeine, die ganze Landeskirche", alſo alle ev. deutſchen Gemeinden umfaſſende Ordnung iſt, die hier geſchaffen wurde.

Die Schulpflicht umfaßte bei den Knaben das Alter vom 6. bis zum 14. Lebensjahr, bei den Mädchen bis zum 12.[70]) Schulbeginn war am 18. Oktober.

Der Schulbeſuch ſcheint im allgemeinen ein befriedigender geweſen zu ſein, beſchränkte ſich aber bei den größeren Kindern ſtark auf die Winterſchule. Doch ſetzt ſchon zu Beginn des 19. Jh.s das Beſtreben ein, auch die „Sommerſchule" entſprechend in Gang zu bringen.[71]) Die Ferienordnung, die beſchloſſen wird, ſieht „die Woche von Weihnachten bis zum Neujahrstage, dann die Woche vor und nach Oſtern und Pfingſten, vier Wochen in der Ernte und zwei Wochen in der Weinleſe" vor;[72]) das ſind weniger Ferien, als wir ſie heute haben.

Trotzdem iſt es begreiflich, daß nicht nur der Biſchof Neugeboren,[73]) ſondern auch der Feuergeiſt St. L. Roth,[74]) der von Peſtalozzi aus Iferten kam, ſcharfe Kritik an unſerm damaligen Volksſchulweſen, vor allem am Volksſchullehrer übt; aber von keiner Seite wird die Tatſache des Beſtandes der Schule auch auf der ärmſten Gemeinde und der Beſuch der Schule durch alle Kinder geleugnet.

Wo es ein unregelmäßigerer Schulbeſuch verlangt, wird von der Behörde eingeſchritten. Die Schulverſäumniſſe ſollen beſtraft werden (1852, 1858), die Ferien ſollen eingeſchränkt, und im Sommer ſollen wenigſtens Wiederholungsſchulen gehalten werden (1856), die Schulpflicht ſoll bis zur Konfirmation erſtreckt werden uſw.[75])

Das Ganze muß doch wohl gewirkt haben, denn 1869[76]) weiſt die Landeskirche bei 208109 Seelen unter 32709 ſchulpflichtigen 32820 ſchulbeſuchende Kinder auf. Die Zahl der Schulbeſuchenden iſt alſo größer als die der Schulpflichtigen; das erklärt das Landeskonſiſtorium damit, daß auch nichtevangeliſche Schüler ev. Schulen beſuchten und evangeliſche über die geſetzliche Zeit hinaus.

Die Zahl der Volksſchulen belief ſich auf 260, und zwar waren 47 einklaſſig, 143 zweiklaſſig, 43 dreiklaſſig, 20 vierklaſſig und 7 fünfklaſſig.

---

[70]) Teutſch, Geſchichte, II, S. 296.

[71]) Teutſch, Schulordnungen, II, S. 217.

[72]) Ebd. S. 223.

[73]) Ebd. S. 193.

[74]) Stephan Ludwig Roth, Geſammelte Schriften und Briefe. III. Band, 1930, Hermannſtadt, Krafft und Drotleff, S. 67 ff.

[75]) Teutſch, Geſchichte, S. 422.

[76]) Ueber den Stand des öffentlichen Schulweſens der ev. Landeskirche A.B. in Siebenbürgen. 1873. Hermannſtadt, Michaelis, S. 11.

Von den 649 Lehrern waren 34 auf einer Univerſität ausgebildet worden, 319 hatten ein einheimiſches Seminar beſucht, 102 hatten nur Volksſchulbildung, hatten alſo als „Schuljungen" ihre Ausbildung auch in der Kunſt des Unterrichtens erhalten. Verarbeiten wir das Ergebnis, um Vergleichsmöglichkeiten zu haben, ſo ergibt ſich folgendes Bild: 15,3% der Bevölkerung iſt ſchulpflichtig, davon kommen faſt alle der Verpflichtung auch tatſächlich nach.[77]) Die Zahl der Lehrkräfte beträgt im Durchſchnitt pro Gemeinde 2,5.

Das Jahr 1870 bringt unſerer Volksſchule eine neue Ordnung, die „Schulordnung für den Volksunterricht im Umfang der ev. Landeskirche A.B. in Siebenbürgen", bei mit Abänderungen bis 1926 in Geltung geſtanden hat. Sie ſtellt zunächſt die Schulpflicht für die männliche Jugend auf die Dauer von 9, für die weibliche Jugend auf die Dauer von 8 Schuljahren feſt.[78]) Zum Eintritt in die Schule iſt das Kind nach vollendetem 6. Lebensjahr verpflichtet. Die Ferienzeit wird auf 16 Wochen bemeſſen. „Während des Sommerhalbjahres, das iſt von Oſtern bis 1. November, ſind mindeſtens die Schüler der untern Klaſſen (bzw. Abteilungen in einer einklaſſigen Volksſchule) zum Beſuch der Vollſchule verpflichtet. Die Schüler der übrigen Klaſſen (Abteilungen) haben täglich wenigſtens zwei Stunden die Morgen- oder Sommerſchule zu beſuchen. Die Entlaſſung der Kinder aus der Schule erfolgt mit dem Ablauf des Schuljahres, in welchem die Knaben das 15., die Mädchen das 14. Lebensjahr entweder bereits zurückgelegt haben, oder doch bis zum 1. November desſelben Kalenderjahres erfüllen."[79]) Hohe Strafen werden für Verſäumniſſe feſtgeſetzt.

Wenn der Erfolg dieſer Schulordnung, zahlenmäßig, zunächſt hinter dem Stand von 1869 zurückzubleiben ſcheint, ſo iſt das einerſeits wohl damit zu erklären, daß allmählich die wenig vorgebildeten Lehrkräfte abgebaut und im Kampfe gegen die Madjariſierungstendenzen des Staates manche Kräfte aufgerieben werden.

1890[80]) hatten die 257 Gemeinden unſeres Siedlungsgebietes 201 174 Seelen. Dieſe erhielten 269 Volksſchulen, und zwar 254 gewöhnliche, 11 höhere Volksſchulen und 4 Bürgerſchulen. Von dieſen waren 61 einklaſſig,

---

[77]) Nach einer gleichzeitigen ſtatiſtiſchen Mitteilung des ungariſchen Handelsminiſteriums beſuchten 1869 von den evangeliſchen ſchulpflichtigen Kindern die Schule im Mediaſcher Stuhl 91,01%, im Schenker 99,09%, im Leſchkircher 95,86, im Oberweißenburger Komitat 97,47, im Kokelburger 96,14%. In den anderen Gebieten war der Prozentſatz etwas niedriger. Ebd. S. 11—12.

[78]) Schulordnung 2.

[79]) Ebda. 4, 5.

[80]) Becker, Die Volksſchule der Siebenbürger Sachſen. 1894, Bonn, Paul, S. 130, 131.

120 zweiklaſſig, 33 dreiklaſſig, 55 mehr als dreiklaſſig. Die Zahl der ſchulpflichtigen Kinder betrug 31 170, die der ſchulbeſuchenden 30 639, von denen 28 769 ev. A.B. waren, die Zahl der ſchulbeſuchenden Kinder betrug alſo 92%. Die 8%, die die Schule nicht beſuchen, haben ſie zweifellos nur zeitweilig nicht beſucht, ſie alſo wohl vor dem geſetzlichen Schulſchluß verlaſſen. Die Zahl der Analphabeten hat nämlich bei uns im 19. Jahrhundert bedeutend weniger als 8% betragen.

Die Verhältniſſe haben ſich in den ſpäteren Jahren wieder gebeſſert. 1915[81]) beträgt die ev. Seelenzahl unſeres Volkes 233 697. Sie verteilt ſich auf 242 Gemeinden und 19 organiſierte Filial- und Diaſporagemeinden. An den Volksſchulen unterrichteten 660 Volksſchullehrer und 108 Volksſchullehrerinnen. Der Zahl der ſchulpflichtigen Kinder (36 157) ſtanden 33 021 Schüler an Volksſchulen gegenüber; nehmen wir die ſchulbeſuchenden und ſchulpflichtigen Kinder an Bürgerſchulen und Mittelſchulen hinzu, ziehen dafür die 2385 nichtevangeliſchen Schüler ab, ſo haben rund 34 500 Schüler von den ſchulpflichtigen die Schule beſucht; das wären rund 95%. Auch hier darf man aber nicht ſchließen, daß 5% der ſiebenbürgiſch-deutſchen Bevölkerung *nie* eine Schule beſucht hätte.

Ich möchte das auf Grund der von Biſchof G. D. *Teutſch* vorgenommenen *Generalkirchenviſitationen* beweiſen. Sie ſind von 1870 bis 1888 vorgenommen worden und haben die ganze Landeskirche erfaßt. Die Kirchenviſitation bezog ſich immer auch auf die Schule; und die vom Viſitator aufgenommenen Berichte, die nachher veröffentlicht worden ſind,[82]) geben ein recht klares Bild von der Streuweite der Schule und ihrer Wirkung:

Biſtritzer Bezirk: „Das Verhältnis der ſchulbeſuchenden zu den ſchulpflichtigen Kindern zeigte ſich aus dem letzten Winterhalbjahr entſprechend".[83]) „Im Ganzen erſchien mir die Teilnahme am Schulweſen im ganzen Bezirk als ungemein lebendig".[84])

Repſer Bezirk: „Die ſchulpflichtigen Kinder ſind meiſt auch ſchulbeſuchende".[85]) Für den Hermannſtadter Bezirk wird eine gleichlautende Feſtſtellung gemacht und hinzugefügt:[86]) „Nur in den ärmſten Gemeinden traf es ſich, daß der Dienſt in andern Orten einzelne der heimiſchen Schule ferne hielt". Das ſind aber ſicher Kinder geweſen, die nur nach einigen Jahren Schulbeſuch in den Dienſt gegangen waren.

---

81) *Teutſch*, Geſchichte, S. 529.

82) Die Generalkirchenviſitationsberichte von G. D. *Teutſch*. 1925, Honterus, Hermannſtadt.

83) Ebd. S. 11.

84) Ebd. S. 16.

85) Ebd. S. 41.

86) Ebd. S. 47.

Für den Reener Kirchenbezirk heißt es: „Die Zahl der schulbesuchenden Kinder entspricht in den einzelnen Gemeinden nahezu der der schulpflichtigen; Dienst in fremden Häusern bringt in manchen, so in Zepling, Weilau, Tekendorf, Ludwigsdorf, Mönchsdorf die schulbesuchenden auf 97—83 Prozent der schulpflichtigen herab".[87]) Aber auch hier ist dieselbe Bemerkung wie zum Hermannstädter Bezirk zu machen.

Für den Mühlbacher Kirchenbezirk heißt es: „Die schulpflichtigen Kinder besuchen sämtlich die Schule in Weingartskirchen, Törnen, Pold, Dobring, Reußmarkt, Urwegen; in den andern Gemeinden ist ein, wenn auch geringer Prozentsatz außerhalb der Schule".[88])

Aehnliches wird im Schelker Kirchenbezirk festgestellt,[89]) wie auch im Kronstädter.[90]) Auch im Mediascher Bezirk besuchen die schulpflichtigen Kinder „zum weitaus größeren Teil auch tatsächlich die Schule".[91])

Im Schenker Kirchenbezirk besuchten die schulpflichtigen Kinder „mit verschwindenden Ausnahmen alle die Schule".[92])

Und schließlich heißt es für den Schäßburger Kirchenbezirk: „Die schulpflichtigen Kinder besuchen in der Regel alle die Schule". „Der Besuch der Winterschulen war, wie die das ganze Jahr hindurch überall geführte Versäumnistabellen auswiesen, in der größeren Anzahl der Gemeinden vorzüglich. Im Ganzen wird durchschnittlich im Winterhalbjahr nicht mehr als 1—2 versäumte (ohne Entschuldigung) Schulen (Schulhalbtage) auf ein Kind kommen. Der Besuch der Sommerschulen steht meist, doch nicht überall, hinter dem des Winterhalbjahres zurück".[93])

Die Visitation zeigt also, daß man es mit der Durchführung der Schulpflicht, die eine lange Schulzeit umfaßte, sehr ernst nahm.

Ein Weiteres muß hier nun doch noch ergänzend nachgetragen werden. Unsere städtische Jugend hat zum guten Teil besucht und besucht auch heute noch außer der Volksschule noch eine höhere Bildungsschule oder eine Fachschule und unsere ländliche Jugend die sogenannte Fortbildungsschule. Wie weit die Fortbildungsschule in ihren ersten Keimen zurückreicht, läßt sich schwer sagen; eine Fortbildungsschule im engeren Sinne des Wortes aber besteht bei uns mindestens schon zu Beginn des 19. Jh.s; sie führt die Namen: „Schreibstunde", „Sonntagsschule", „Wiederho-

---

87) Ebd. S. 121, 122.
88) Ebd. S. 167, 168.
89) Ebd. S. 236.
90) Ebd. S. 293.
91) Ebd. S. 338.
92) Ebd. S. 386.
93) Ebd. S. 422.

lungsſchule", „Kinderlehre" uſw.[94]) 1867 ſchreibt Franz Obert, ein großer Förderer unſeres Volksbildungsweſens: „Die ſogenannte „Schreibſtunde", zu deren Beſuch die männliche Dorfjugend, ſoviel ich weiß, im geſamten Umfang der Landeskirche Sommers und Winters verpflichtet iſt, gehört zu den trefflichſten Einrichtungen, deren ſich unſere Landbevölkerung zu erfreuen hat. Die „Schreibſtunde", gehörig benützt, bietet der ländlichen Jugend Gelegenheit, das Gelernte zu wiederholen und zu befeſtigen". Der Verfaſſer ſchlägt nun vor, dieſe Schreibſtunde möchte zur Fortbildungsſchule erweitert werden. Ich habe anderwärts ausführlich gezeigt, wie dieſe Fortbildungsſchule entſteht, wie ſchließlich die Schulordnung von 1870 feſtſetzt, daß „nach Entlaſſung aus der Volksſchule oder aus der Hauptvolksſchule mindeſtens die männliche Jugend bis zum vollendeten 19. Lebensjahre zum Beſuch der Fortbildungsſchule verpflichtet" war. Unſere Fortbildungsſchule iſt alſo von jeher eine Pflichtſchule geweſen. Schon 1871/72 iſt in 20 von 21 Gemeinden des Schenker Bezirkes die „Wiederholungsſchule" eingerichtet. Auch Mädchen beſuchen ſie. So heißt es im Viſitationsbericht von 1872 im Repſer Bezirk: „Doch beſuchten mindeſtens die jungen „Mägde" faſt durchwegs, ſei es auch nur am Sonntage, eine Fortbildungsſchule".[95]) Erſt 1913 iſt dann der Beſuch der Fortbildungsſchule auch für die Mädchen verpflichtend gemacht worden, und damit hat eine Einrichtung, die ſchon viel früher beſtanden, eine geſetzliche Unterbauung erfahren. 1926 haben wir dann unſere Fortbildungsſchule in die „Arbeitsgemeinſchaften zur Fortbildung der konfirmierten Jugend" umgebaut, die nun die ganze männliche und weibliche Jugend auf unſern Dörfern bis zum 18. bezw. 20. Lebensjahr pflichtmäßig umfaßt. Ein freiwilliger Beſuch bis zum 24. Lebensjahr iſt freigeſtellt.[96])

Auch hier iſt es nicht meine Aufgabe, die Tiefenwirkung dieſer Schule nachzuweiſen, ſondern ich darf mich mit der Feſtſtellung begnügen, daß ſelbſt dort, wo die Volksſchule verſagt hätte, die Fortbildungsſchule dafür ſorgt, daß es in unſerm Volke im 19. Jh. auf keinem Dorfe eine ins Gewicht fallende Zahl von Analphabeten gegeben hat. Und ſtolz dürfen wir darauf hinweiſen, daß, während es 1902 in Preußen in etwa 4% der Ortſchaften ländliche Fortbildungsſchulen gab, wir ſie in mindeſtens 90% der Gemeinden beſaßen, und daß, während dort 1000 Volksſchülern etwa 3 Fortbildungsſchüler entſprachen, das Zahlenverhältnis bei uns 1000:233 war.[97])

---

[94]) Brandſch, Unſere Arbeitsgemeinſchaften für die Fortbildung der konfirmierten Jugend. 1927, Markusdruckerei, Schaeßburg. S. 19 ff.

[95]) Die Generalkirchenviſitationen, S. 47.

[96]) Brandſch, Arbeitsgemeinſchaften, S. 63.

[97]) Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 20.

6. Die Gegenwart unſerer Schule.

Für die Gegenwart — wir rechnen ſie von 1918, von unſerm Eintritt in den rumäniſchen Staat an — iſt dem bisher Geſagten nicht viel hinzuzufügen.

Durch das „Partikularſchulgeſetz" von 1925 iſt zunächſt unſere bisherige 8—9-klaſſige Volksſchule zu einer 7-klaſſigen herabgedrückt worden; dafür iſt das Kind mit dem 5. Lebensjahr zum Beſuch des Kindergartens verpflichtet.[98]) Um Verlorenes einzuholen, haben wir, wie oben ausgeführt wurde, die Arbeitsgemeinſchaften neuorganiſiert. Man darf alſo wohl ſagen, daß es uns gelungen iſt, das zu Beginn des 20. Jh.s erreichte Bildungsniveau auch in der Gegenwart trotz Verringerung der Volksſchulzeit zu behaupten.

Nach dem „Statiſtiſchen Jahrbuch der evangeliſchen Landeskirche A.B. in Rumänien" beſaßen wir 1929 an deutſchen Anſtalten: 6 Vollgymnaſien, 9 Gymnaſien, 1 Höhere Handelsſchule, 1 Lehrer-, 1 Lehrerinnen-, 1 Kindergärtnerinnenbildungsanſtalt, 263 Volksſchulen, 97 Bewahranſtalten, 22 Kindergärten; dazu 3 Ackerbauſchulen, etwa 230 ländliche Fortbildungsſchulen und einige Gewerbelehrlings-, Handels-, Haushaltungsſchulen und andere Unterrichtsanſtalten mehr privaten Charakters. An dieſen Anſtalten — ſoweit ſie kirlich waren — unterrichteten 763 Lehrkräfte. Auf je 31 Schüler der Volks- und höheren Schulen und auf 307 Seelen (Geſamtſeelenzahl 238 979) kam je eine Lehrkraft.[99])

Dieſe Zahlen gelten im großen und ganzen auch heute noch.

Im Jahre 1936 — die ſpäteren Daten ſind noch nicht veröffentlicht — betrug die Zahl der ſchulpflichtigen Kinder 38 489, die der ſchulbeſuchenden, weniger die 637 fremdkonfeſſionellen — 37 764. Es beſuchten alſo über 98% die Schule. Zu den hier angeführten Schulkindern kämen dann noch 8886 Fortbildungsſchüler(innen) hinzu.[100])

7. Die Volksſchule anderer Länder.

Damit wäre ich eigentlich am Schluſſe meiner Ausführungen angelangt, wenn es nicht wünſchenswert und notwendig wäre, das Ergebnis dieſer Unterſuchung mit dem Stande des Schulbeſuchs in andern Gebieten zu vergleichen, und wenn wir, was ich behaupten zu können glaube, zumindeſt für

---

[98]) Brandſch, „Die ſiebenbürgiſch-deutſche Schule in ihrem Werden", in Deutſche Blätter für erziehenden Unterricht, 1932, Langenſalza, Beyer. S. 150.

[99]) Ebd. S. 174.

[100]) Kirchliche Blätter der ev. Landeskirche A.B. in Rumänien. Honterusdruckerei, Hermannſtadt, 1938. S. 84. — Eine genauere Berechnung müßte freilich zuerſt noch die eine Mittelſchule beſuchenden und nicht mehr ſchulpflichtigen Kinder abziehen; doch beträgt die dadurch notwendig werdende Korrektur ſicher nicht mehr als 1%.

die vergangenen Jahrhunderte für unſer Völkchen eine gewiſſe relative Ueberlegenheit, was die Streuweite der Schule anbelangt, feſtſtellen können, die Gründe hiefür zu ſuchen.

Ich ſtelle hier zum Teil in knapperer Form zuſammen, was ich in einer früheren Arbeit[101]) ausführlicher geſagt habe, ergänze das dort Geſagte aber über das 16. Jh. hinaus.

Für das Deutſche Reich faßt Tews das Ergebnis der Unterſuchungen dahin zuſammen, daß „infolge des Fehlens des Schulzwanges um 1559 die Kinderſchulen meiſtens nur in den Schulordnungen, ſelten in der Wirklichkeit zu finden" ſeien.[102]) Nun iſt es ja ſo, daß die allgemeine Schulpflicht für Knaben und Mädchen in den vorgeſchrittenſten deutſchen Staaten vereinzelt bereits vom Anfang und mehrfach von der Mitte des 17. Jahrhunderts an durchgeführt worden iſt",[103]) aber zugegebenermaßen iſt ſelbſt in Preußen vor 1717 „ein ernſtlicher Anlauf, den Schulzwang einzuführen, nicht gemacht worden".[104]) Die Zahl der ſchulbeſuchenden Kinder bezogen auf die Bevölkerungszahl in Preußen betrug 1867 15,4%; bei uns zeigt dasſelbe Verhältnis 1869 die Höhe 15,3%; 1891 beträgt dieſe Zahl für Preußen 16,4, bei uns 15,9, 1901 für Preußen 16,5, gegen 15,4 bei uns.

Auch in den Niederlanden kann man von einer allgemeinen Verbreitung des Schulweſens in der vorreformatoriſchen Zeit nicht ſprechen. Es gab zwar ein z. T. hochentwickeltes höheres Schulweſen. „Mit der Bildung und der Erziehung der eigentlichen Volksklaſſe war es aber nicht beſſer beſtellt als im 13. Jahrhundert".[105]) Es iſt uns aber nicht bekannt, daß es damals ſchon auf jedem Dorf eine Schule gegeben hätte. Trotz eines recht bemerkenswerten Aufſchwunges des Schulweſens in der Folgezeit geht es mit dem allgemeinen Volksſchulweſen nur langſam vorwärts. „Auf dem platten Lande wurde (noch Ende des 18. Jh.s) oft nur im Winter Schule abgehalten; obſchon in vielen Verordnungen das ſtrickte Gegenteil verfügt war, und während die Anzahl der Schüler oft nicht gering war, war es mit den Lokalitäten der Schule ſchlecht beſtellt".[106]) Und noch für das 19. Jahrhundert heißt es: „Ein Uebelſtand lag indes vorerſt noch in der beträchtlichen Schulverſäumnis, ſodaß in einem großen Teil des Jahres von einem regelmäßigen Unterricht nicht die Rede war".[107])

---

[101]) Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 4.

[102]) Rein, Encyklopädiſches Handbuch der Pädagogik. Langenſalza, Beyer 1908, IX. S. 74, 75.

[103]) Ebd. VIII, S. 2.

[104]) Ebd. S. 3.

[105]) Ebd. S. 239.

[106]) Ebd. S. 239.

[107]) Ebd. S. 242 (Siehe auch S. 248, 249!)

In Oeſterreich läßt ſich für die vorreformatoriſche Zeit „eine Reihe von Pfarrſchulen in den Dörfern“ nachweiſen,[108]) aber eben nicht überall.

Im 16. Jh. folgt infolge des Glaubenskämpfe nach einer Zeit der Blüte „raſch und unvermittelt der gänzliche Verfall“.[109])

1770 beſuchten in Niederöſterreich $^1/_5$ der Kinder die Schule, „in anderen Kronländern ſtand es vielfach noch ſchlimmer. Troppau hatte z. B. 500—600 ſchulfähige Kinder und eine Schule mit 41 Schülern; das öſterreichiſche Schleſien zählte 58 535 Kinder, jedoch nur 2359 Schüler“.[110]) Die Reformen unter Maria Thereſia und Joſef II. haben viel geholfen. Aber noch 1784 begnügte man ſich mit der Forderung, „daß nur dort, wo eine ſolche Volksmenge wohne“, daß ſie 90—100 ſchulfähige Kinder zählten, die in einem Ort ſo zuſammenkommen könnten, daß keines davon über eine halbe Stunde zu gehen hätte, „eine Gemeindeſchule zu errichten ſei“.[111]) In ganz Oeſterreich fielen 1830 auf 100 ſchulfähige Kinder nur 60 ſchulbeſuchende.[112])

In Dänemark gab es in der vorreformatoriſchen Zeit auf dem Lande keine Schulen.[113]) Und ſelbſt für das 17. Jh. wird feſtgeſtellt, „daß es zwar Schulen auf dem Lande gab, doch nur in einzelnen Gegenden und in ſehr geringer Zahl“.[114]) Und auch im 18. Jh. nimmt das Volksſchulweſen nur einen mäßigen Aufſchwung, da „es mehr und mehr von den Grundbeſitzern“ abhing und die „Schulpflicht nicht aufrechterhalten werden konnte“.[115]) Auch im Anfang des 19. Jh.s war der Zuſtand des Volksweſens noch recht betrüblich. Es gab wohl Schulen, aber zu wenige.[116])

Was Schweden anbelangt, ſo gab es „am Ende des 16. Jahrhunderts Kinderſchulen in etlichen Städten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts werden ſolche Schulen von einigen Gutsbeſitzern und von einigen Gemeinden auf dem Lande errichtet“.[117]) „Im ganzen 18. Jahrhundert ſind nicht mehr als 165 ſtändige (Volks)ſchulen entſtanden“; anderswo wurde der Unterricht in ambulatoriſchen Dorfſchulen erteilt.[118])

---

[108]) Ebd. S. 422.
[109]) Ebd. S. 423.
[110]) Ebd. S. 424.
[111]) Ebd. S. 427.
[112]) Ebd. S. 429.
[113]) Ebd. I, S. 932.
[114]) Ebd. S. 936.
[115]) Ebd. S. 939.
[116]) Ebd. S. 946.
[117]) Ebd. VIII, S. 389.
[118]) Ebd. S. 389.

In Finnland gab es auf dem Lande eine „eigentliche Schule nicht vor der Mitte des 17. Jahrhunderts".[119]) „Das Schulweſen hat dann in der Folgezeit ein ſtarkes Aufblühen erlebt, ſodaß 1880 die Anzahl der Analphabeten nur 1,9% betrug", doch wurde der Elementarunterricht hier weniger in der Schule als in der Familie erteilt.[120])

In Norwegen ſtand das Schulweſen auch in der Reformationszeit „noch auf derſelben niedrigen Stufe wie früher, ſodaß kaum einer unter zehn leſen konnte.[121]) Den erſten Anſtoß zu einem wirklich geregelten Schulweſen gab die Einführung der Konfirmation 1757".[122])

In der Schweiz kann höchſtens für das 17. Jh. ein allgemein verbreitetes Schulweſen nachgewieſen werden.[123]) Daß dieſes Schulweſen dann bald einen ſtarken Aufſchwung nahm, iſt bekannt. 1884 ſchon betrug die Zahl der Analphabeten hier nur 2,1%.[124])

Für Frankreich, das erſt 1882 den Schulzwang eingeführt hat, gilt noch ein ſpäterer Termin als Beginn eines auch das kleinſte Dorf erfaſſenden Schulweſens.[125]) 1872 betrug die Zahl der Analphabeten noch 37,8%.[124])

Es iſt bezeichnend für den ſpäten Entwicklungsbeginn des Volksſchulweſens in Großbritanien, daß der Bearbeiter des großbritaniſchen Schulweſens in Reins „Enzyklopädie" erſt mit dem Jahre 1688 ſeine Geſchichte beginnt; damit ſoll natürlich nicht geſagt werden, daß es nicht auch früher ſchon vereinzelt in Großbritannien Schulen gegeben habe.[126]) Die früheſte Form eines Schulzwanges findet ſich aber erſt 1843. Und erſt 1876 iſt der Schulzwang allgemein eingeführt worden.[127]) Während 1871 nur 6,31 % der Bevölkerung die Schule beſuchten, waren es 1876 8,06%, 1880 10,69% und 1896 14,35%.[128])

Wenn Italien auch auf dem Gebiete des höheren Schulweſens vielfach bahnbrechend geweſen iſt, ſo gilt das für das Volksſchulweſen ſicher nicht. Erſt infolge der Auswirkung des Konzils von Trient (1545—1563) hat man auch hier Pfarrſchulen zu ſchaffen begonnen; doch noch 1902 beſaß

---

[119]) Ebd. III, S. 205.
[120]) Ebda. IX, S. 482.
[121]) Ebd. III, S. 219.
[122]) Ebd. VI, S. 315.
[123]) Ebd. VIII, S. 434.
[124]) Ebd. IX, S. 482.
[125]) Ebd. III, S. 77.
[126]) Ebd. X, S. 686.
[127]) Ebd. S. 703, 704.
[128]) Ebd. S. 704.

es „keine eigene Volksſchule.“[129]) 1881 betrug der Prozentſatz der Analphabeten noch 67,3.[130])

Auch für Ungarn gilt, daß wir hier jedenfalls weder vor der Reformation, noch in der Reformationszeit ein ein jedes Dorf — mit Ausnahme der ſiebenbürgiſch-deutſchen Dörfer — erfaſſendes Schulweſen gehabt haben.[131]) Es iſt doch bezeichnend, daß im einſtigen Ungarn noch 1900 die Zahl der Analphabeten 47,6% betrug.[132])

Für Rumänien erweiſt das Vorhandenſein einzelner Schulen vor der Reformationszeit noch nicht die Exiſtenz eines allgemeinen Schulweſens. Noch von 1830—1833 ſoll es in Rumänien keine Dorfſchulen gegeben haben.[133]) Bezeichnend iſt auch hier die große Zahl der Analphabeten: 88,4% im Jahre 1899.

Andere Länder zum Vergleich heranzuziehen, iſt wohl nicht notwendig.[134]) Vielleicht leiten aber einige Statiſtiken[135]) gut zu den Schlußfolgerungen über, die noch gezogen werden ſollen.

Es waren von 1000 Einwohnern Analphabeten:

Staat	Jahr	Anzahl	Staat	Jahr	Anzahl
Belgien	1880	423	Ungarn	1880	595
Dänemark . . .	1884	20	Portugal . . .	1878	825
Frankreich . . .	1872	378	Rumänien . . .	1899	884
Griechenland . . .	1879	455	Finnland . . .	1880	19
Großbritannien u. Irl.	1876	190	Schweiz	1884	21
Italien	1881	673	Serbien	1874	933
Öſterreich	1880	445	Spanien . . .	1877	720

Dieſe Angaben beziehen ſich zwar nicht auf ein und dasſelbe Jahr, immerhin ſind die Daten lehrreich. Für die Siebenbürger Sachſen fehlen leider diesbezügliche Statiſtiken, wohl vor allem deshalb, weil es in dieſem Zeitraum kaum ein Glied unſeres Volkes gab, das zu den Analphabeten hätte gezählt werden müſſen; und deshalb beſtand keine Notwendigkeit, eine ſolche Erhebung anzuſtellen. Wir überſehen übrigens die Verhältniſſe

[129]) Ebd. X, S. 759.
[130]) Ebd. IX, S. 482.
[131]) Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 11.
[132]) Rein, Encyklopädiſches Handbuch, IX, 482.
[133]) Urechia, Scolele sătesci în România. Bucureşti, 1868. Tipografia naţională, 3.
[134]) Siehe hiezu: Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 11 ff.
[135]) Rein, Enzyklopädiſches Handbuch, IX, S. 482.

bei uns ſo genau, daß wir ruhigen Gewiſſens behaupten können, daß die Zahl der Analphabeten ſich bei uns etwa mit der der Schwachſinnigen deckt. Es gibt eben kaum einen Sachſen oder eine Sächſin, die nie eine Schule beſucht hätten. Die Zahl der ſächſiſchen Analphabeten iſt alſo ſchätzungsweiſe mit 20 auf Tauſend eher zu hoch als zu niedrig angenommen.

Den tatſächlichen Schulbeſuch in den einzelnen Staaten geben die folgenden Ziffern an, die den Prozentſatz der Elementarſchüler bezogen auf die Bevölkerungszahl angeben (1. Dezember 1900):[136])

Belgien 11,99	Italien 8,36	Schweden 14,44
Dänemark 12,93	Niederland 14,96	Norwegen 16,37
Deutſchland 15,83	Öſterreich 14,32	Schweiz 14,15
Frankreich 14,27	Ungarn 13,13	Serbien 4,11
Griechenland 6,75	Portugal 4,66	Spanien 10,54
Großbritannien und Irland 17,01	Rumänien 4,70	Siebenbürger Sachſen 15,54
	Rußland (Europa) 3,35	

Der Schulbeſuch ſtand 1900 bei uns alſo hinter dem von Großbritannien, Norwegen und Deutſchland an erſter Stelle.

8. Das Ergebnis und ſeine Erklärung.

Wenn wir das eigene Ergebnis der Streuweite der ſiebenbürgiſch-deutſchen Schule — wobei hier auf den Einfluß dieſer Schule auf die andersſprachigen Mitbewohner des Landes nicht eingegangen werden ſoll — mit dem Stande des Schulweſens ſonſtwo vergleichen, ſo mag man es begreifen, daß ich ſchon 1931 auf die ſelbſtgeſtellte Frage „Haben die Siebenbürger Sachſen das erſte allgemeine Schulweſen gehabt“ eine Antwort gab, die das „Ja“ in den Satz kleidete: „Bei Anerkennung der weitgehenden Ueberlegenheit vieler anderer Völker, vor allem des deutſchen Mutterlandes, über uns, muß doch zugegeben werden, daß die Schule in der vorreformatoriſchen Zeit bei uns ſo verbreitet war und auch die kleinſten Dörfer (z. B. bei nur 12 Hauswirten) erfaßte, wie nirgend ſonſt.“[137])

Die hier fortgeführte Unterſuchung beweiſt aber auch, daß unſer Schulweſen, was allgemeine Ausbreitung anbelangt, auch in der Folgezeit nicht hinter dem Schulweſen anderer Länder zurückbleibt, ſondern vielfach an der Spitze marſchiert. Früher als ſonſtwo — abgeſehen etwa von kleineren, aber nicht geſchloſſenen Gebieten im Mutterland und in den Niederlanden — ſetzt ſich bei uns, nachdem in jedem kleinſten Dorfe, auch bei nur 3 Haus-

---

[136]) Ebd. VIII, 9/10.

[137]) Brandſch, Haben die Siebenbürger Sachſen, S. 19.

wirten, die Schule beſteht und weiter erhalten wird,[138]) der Gedanke der allgemeinen Schulpflicht durch und wird dann ſo durchgeführt, daß es ſchon Ende des 18. Jh.s kaum einen Sachſen oder eine Sächſin gibt, die nicht mindeſtens leſen könnten. Und mit dem beginnenden 19. Jh. ſchwindet das Analphabetentum bis auf kleine Spuren ganz aus unſerem Volke, ja mit der Einführung des Madjariſchen (von 1882) und nachher des Rumäniſchen wird ſogar eine Zweiſprachigkeit in unſeren Volksſchulen vermittelt, ſodaß bei uns, wenn auch nur als annähernd erreichbares Ziel, die Beherrſchung von zwei Sprachen in Wort und Schrift als Ergebnis des Schulbeſuches ſchon in der Volksſchule angeſtrebt wird.

Dieſe außergewöhnliche Leiſtung einer Volksgruppe, die ſonſt mit der Erreichung nicht allzu hoher Ziele zufrieden ſein mußte — wobei die kleine Seelenzahl wie die beſonders ſchwierigen Lebensverhältniſſe eines Koloniſtenvolkes als Entſchuldigung angeführt werden können — bedarf einer Erklärung. Sicher iſt, daß unſerm Volk ein tiefer Kulturwille von jeher eigen geweſen iſt, der durch die Berufung in ein kulturarmes Land zwecks Kulturbringung noch weiter geſtärkt und verſteift wurde; und das gab ungeahnte Kräfte und hob die Opferwilligkeit bis an die Grenze der Opferfähigkeit.

Man fühlte ſich aber zugleich verpflichtet, das mitgebrachte Erbe, das vor allem in leiblicher Anlage und geiſtiger Veranlagung beſtand, zu erhalten und zu mehren.

Und man war — immer wiederkehrende Streitigkeiten ſind kein Gegenbeweis — ſo auf Einheit und Gleichſchaltung angewieſen und von der Notwendigkeit, in gleichem Schritt gehen zu müſſen, erfüllt, daß man auch auf dem kleinſten Dorfe das, was ſich irgendwo bei deutſchen Brüdern als gut erwieſen hatte, nachzuahmen den Wunſch und Ehrgeiz beſaß.

Unſere Schulen ſind keine Kloſterſchulen geweſen und auch Kirchenſchulen nur in dem beſonderen Sinn, der unſerer Volkskirche eigentümlich iſt. Man iſt alſo, wenn man eine Parallele in reichsdeutſchen Verhältniſſen ſucht, geneigt, an die deutſchen Stadtſchulen zu denken, die zwar unter geiſtlicher Aufſicht geſtanden — das Privileg beſaß der Klerus — aber von der Bürgerſchaft erhalten wurden.

Unſere Vorfahren ſind aus der Urheimat in einer Zeit ausgewandert, als im Decretum Gratiani der entſcheidende Kampf zwiſchen Geiſtlichen und Laien um die Vorherrſchaft auf allen Gebieten einſetzte. Wie die Vorfahren ſich gegenüber den Anſprüchen des Biſchofs das Recht bewahrten, ihre Pfarrer ſelbſt zu wählen und ihnen den Zehnten zu geben, ſo haben

---

[138]) Z. B. in Baegendorf, wo 1651 auch die Rumänen dem ſächſiſchen Rektor der 3 ſächſiſchen Familien den Lohn zahlen. Teutſch, Die Geſchichte, I, S. 512.

ſie ſich aus einem geſunden Bauernſinn heraus, der übrigens auch die Mehrzahl unſerer Pfarrer kennzeichnete, das Schulprivileg zu einem Koloniſtenrecht ausgebaut, das nun jede, auch die kleinſte Gemeinde, für ſich in Anſpruch nahm.

Und als es hart auf hart ging und immer mehr ſich die Tatſache herausſtellte, daß ohne Schulen „dies Vaterland, mitten unter Feinden von Gott ſo herrlich begnadet... zu einem heidniſchen Weſen gerate,“[139]) und als „die ärmſte Gemeinde ihren Untergang vor ſich ſah, wenn ſie die Schule müßte eingehen laſſen“,[140]) da wurde aus dem Koloniſtenrecht eine Koloniſtenpflicht, die man auch unter ſchwerſten Opfern zu erfüllen ſich veranlaßt fühlte und fühlt. So ſteht denn die ſiebenbürgiſch-deutſche Schule da, als Erbe der Vorzeit, als Bollwerk durch die Jahrhunderte und als unſer Stolz und unaufgebbarer Beſitz auch heute.

---

[139]) Teutſch, Schulordnungen, I, S. 5.

[140]) Ebd. II, S. 192.

Kleine Mitteilungen.

Zur Frage der rumäniſchen Einflüſſe auf das Weſtkarpatengebiet.*)

Ueber dieſes in tſchechiſcher Sprache erſchienene, ſehr umfangreiche Buch ſchreibt Joſef Janko, Verfaſſer eines großen Lexikons, das in tſchechiſcher Sprache zu erſcheinen im Begriff iſt, und Präſident der „Královská Česká Společnost“, d. i. der Böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Prag, in der Zeitſchrift „Časopis pro moderní filologie“ (XXV, 1, Prag 1938, S. 19): Es ſei eine an Dokumenten und Tatſachen ſo reiche Arbeit, daß ſie geradezu überladen ſei und „ſorgfältig, voll von Ergebniſſen, ein Anſporn zum ſtrebſamen und intereſſierten Weiterforſchen nach dem von ihr behandelten Gegenſtand“. C. iſt ein ehemaliger ausgezeichneter Schüler von mir in der Sektion für Slawiſtik an der Philoſophiſchen Fakultät der Univerſität Jaſſy, wo er den Titel eines „Lizentiaten der Philoſophie“ mit dem beſten Prädikat erwarb, das es bei uns gibt, magna cum laude. Darnach bewarb er ſich um ein Stipendium, das Rumänien (auf Gegenſeitigkeit) vom tſchechiſchen Staat gewährt wird. Die Prüfungskommiſſion, zu der auch ich gehörte, empfahl ihn für dieſes Stipendium, das er ſodann auch erhielt.

So ging alſo C. nach Prag, um ſeine ſlawiſtiſchen Studien zu vervollſtändigen und auch die tſchechiſche Sprache praktiſch zu gebrauchen. Vor ſeiner Abreiſe empfahl ich ihm, dort den Doktorgrad zu erwerben, und ſtellte ihm ſogar die Theſe für ſeine Diſſertation, ebenfalls aus dem Gebiete der Slawiſtik: „Die Walachen in der mähriſchen Tſchechei und ihre Sprache“. Ich muß dabei noch erwähnen, daß C., als er von hier fortging, keine andere Vorbereitung für dieſe Arbeit erhalten hatte, als die Kenntnis, die ich ihm in meinen Vorleſungen vermittelt hatte und zwar in der Form, wie die rumäniſche Wiſſenſchaft dieſe Walachen ſieht: nämlich als diſſimilierte Rumänen. So iſt alſo alles, was dieſes umfangreiche Buch enthält, die Frucht von C.s Arbeit, der Stipendiat des tſchechiſchen Staates in Prag iſt. Er hat ſeine Arbeit ſogar noch erweitert. Er hat nämlich nicht nur, wie ich es ihm in Jaſſy empfohlen hatte, die Walachen in Mähren, ſondern auch die Walachen in der Slowakei behandelt, wie ſchon aus dem Titel ſeines Werkes hervorgeht. Sodaß C. alſo recht hat, wenn er in der Einleitung (Uvod) ſagt (S. 2), wo er über die folkloriſtiſchen Tatſachen ſeines Buches ſpricht: „für dieſe Spezialgebiete (Folkloriſtik, Anthropologie, Volkskunſt, Tradition uſw.) habe ich aus Jaſſy nicht auch nur die kleinſte Vorbereitung mitgebracht“.

Wenn aber C. aus Jaſſy ohne ein großes Tatſachenmaterial fortgegangen iſt, und wenn er alles in Prag erworben hat, ſo nahm er doch von mir eine ſolide Arbeitsmethode mit, die ſich aus drei Lehren zuſammenſetzt, welche ihm den Wert ſeiner Unterſuchungen und die feſte Gültigkeit der Reſultate, zu denen er in ſeinem Buch gelangen ſollte, ſicherten und garantierten.

Dieſe drei Lehren ſind: 1. Sich vor der patriotiſchen Methode derer zu hüten, die die Wirklichkeit und Wahrheit im Sinne eines falſch verſtandenen und vergänglichen Patriotismus fälſchen; 2. ſich beim Studium der bahnbrechenden Bearbeiter ſeines Intereſſengebietes vor der opportuniſtiſchen Methode zu hüten; 3. ſich zu zwingen, bei der Behandlung der ſlawo-rumäniſchen Probleme, ob dieſe

*) Crânjală, Dumitru: „Rumunské vlivy v Karpatech, se zvláštnim zřetelem k Moravskému Valašsku (Rumäniſche Einflüſſe in den Karpaten, unter beſonderer Berückſichtigung der Mähriſchen Walachei). Prag: Orbis 1938 XCVIII + 564 S.

tſchechiſchen oder rumäniſchen Urſprungs ſind,. (ſo bei den Rumänen der Mähriſchen Walachei) ein gründlicher Kenner und kein Dilettant der Slawiſtik im Allgemeinen zu ſein.

Die patriotiſche Methode iſt jene, die der verſtorbene Leipziger Profeſſor Weigand („Balkan-Archiv", II [1926] S. VI) als „eine chauviniſtiſche Strömung von der gerade jetzt in Rumänien herrſchenden Richtung eines oft komiſch wirkenden Latinismus" kennzeichnete. Dieſe patriotiſche Methode feiert jetzt bei uns ihre Auferſtehung als eine Fortſetzung der älteren ſogenannten „latiniſtiſchen Periode", zu Beginn des 19. Jh.s, in der man um jeden Preis einen lateiniſchen oder rumäniſchen Urſprung des rumäniſchen Sprachſchatzes oder der ſozialen, literariſchen oder politiſchen Formen des rumäniſchen Volkes entdecken wollte. So ſoll z. B. das Lehnwort stâlpar nicht aus dem Slawiſchen (Bulgariſchen) ſtammen, wie es in Wirklichkeit der Fall iſt, ſondern aus dem lateiniſchen *extirpalis, das nicht einmal in jenen Reſten des Lateiniſchen vorkommt, die uns erhalten geblieben ſind. Und das ſlawiſche (polniſche) grui < gruń = Hügelchen ſoll von lat. grumus ſtammen und nicht von dem polniſchen gróń, wie es in Wahrheit der Fall iſt.[1]) So auch bei anderen Wörtern.

Die opportuniſtiſche Methode, die ebenfalls einen Teil jener patriotiſchen Strömung bildet, mit der manche Forſcher arbeiten, behauptet, ohne das Buch des deutſchen Polyglotten Gabelenz „Die Sprachwiſſenſchaft" zu verſtehen, dieſer Gelehrte habe geſagt, der Wiſſenſchaftler, der ein beſtimmtes Problem erforſcht, ſei nicht verpflichtet, alle, oder wenigſtens die bedeutendſten ſeiner Vorgänger zu leſen. Er könne ſich vielmehr damit begnügen, jene zu zitieren, die auf demſelben Wege gehen und mit ihm nach der gleichen Richtung ſtrebten. Ueber jene, die ihm in irgend einem Punkte widerſprächen, könne er hinweggehen.[2]) C. ſelbſt ſagt auf S. 3 ſeines Buches, wo er von der bei mir erlernten Methodik ſpricht: „vděčen za vědeckou průpravu, které mi od něho dostalo", d. h. er ſei dankbar für die wiſſenſchaftliche Vorbereitung, die er durch mich erfahren habe.

Was aber die gründliche Kenntnis der Slawiſtik für dieſes ſlawo-rumäniſche Problem angeht, ſo hat ſich C. mit dem rumäniſchen bezw. tſchechiſchen Urſprung der Rumänen in Mähren in ſeiner Arbeit derart gründlich beſchäftigt, daß er um die Löſung des Problems zu finden, nicht nur die tſchechiſche und ſlowakiſche Sprache in Prag erlernt hat, ſondern auch verſchiedene Dialekte dieſer Sprachen, abgeſehen von der gründlichen Beſchäftigung mit folkloriſtiſchen, anthropologiſchen uſw. Problemen. Gründlicher kann man garnicht ſein!

Mit dieſen drei methodiſchen Grundſätzen einerſeits und mit einem angeborenen, ſoliden kritiſchen Geiſt anderſeits ausgeſtattet, ging C., in Prag angelangt, an die Bearbeitung ſeines Gegenſtandes.

Die Arbeit beſtand zunächſt in der größtmöglichen Vertiefung ſeiner Studien auf dem Gebiet der Slawiſtik, bei den dortigen Profeſſoren und auch ſelbſtändig, und dann in der Sammlung von philologiſchem und folkloriſtiſchem Material, mit deſſen Hilfe er den Geſichtskreis ſeiner Arbeit zu erweitern hatte. Um die Beſtätigung für das geſammelte Material zu holen, reiſte er mehrere Male in die Mähriſche Walachei und in die Slowakei, da er hier einen Zuſammenhang mit dem Problem der Walachen aus der Mähriſchen Walachei vermutete.

---

[1]) Vgl. darüber meine Ausführungen in „Beličev Zbornik", Belgrad 1937, S. 87.

[2]) Vgl. „Arhiva" XXIX (1922), S. 307 und mein Buch „Individualitatea limbii române şi elementele slave vechi", Bukareſt 1929, S. 115.

Vorliegende Arbeit diente C. als Diſſertation. Die Arbeit iſt in vier Kapitel eingeteilt: Kap. I (S. 17—45) behandelt das gegenwärtige Stadium des Problems des räumlichen Urſprungs der Rumänen. In Kap. II (S. 46—194) analyſiert der Verfaſſer in kritiſcher Weiſe die meiſten rumäniſchen und auch fremdvölkiſchen Forſcher, die über die Walachen in Mähren gearbeitet haben. In Kap. III (S....) gibt er in alphabetiſcher Reihenfolge eine Liſte von ungefähr 500 karpatowalachiſchen Wörtern, darunter einige gewöhnliche Subſtantiva, dann aber auch topiſche Namen, die rumäniſchen Urſprungs ſind oder ſich in der karpatiſchen Welt durch rumäniſche Hirten eingebürgert haben. In Kap. IV (S....) ſchließlich bringt Verf. den Abſchluß dieſer Unterſuchungen, die er vorher in ſeinem Buch angeſtellt hat, alſo die Reſultate, zu denen er bezüglich der Walachen in Mähren und der anderen ethniſchen Elemente in den Karpaten gekommen iſt.

Ich will ſie kurz der Reihe nach analyſieren:

In Kap. I, wo er das gegenwärtige Stadium des Problems des geographiſchen Urſprungs der Rumänen behandelt, bringt der Verfaſſer nichts Neues, Perſönliches, ſondern er fixiert lediglich ſeine Haltung gegenüber den 3 bedeutendſten Löſungen, die in dieſer Frage zur Zeit beſtehen. Wie ich es auch von ihm erwartet habe, erkennt ſein kritiſcher Geiſt die emigrantioniſtiſch-autochtoniſtiſche Theorie von Benkö—Onciul, die heute von alllen rumäniſchen Forſchern angenommen iſt, nicht an. Und zwar verwirft er dieſe Theorie nicht nur, weil ſie ſich nicht auf hiſtoriſche oder ſonſtige verläßliche Quellen ſtützt in der Behauptung, die Rumänen hätten ſich zu gleicher Zeit in einem rieſigen geographiſchen Gebiet der Balkan-Halbinſel (Trajaniſch-Dazien, zwiſchen Theiß und Dnjeſter, diesſeits und jenſeits der Donau) als Volk gebildet, ſondern auch deshalb, weil er ſich ſagen muß: Wenn die Rumänen ſich in einem ſo ungeheuren Raum als Volk gebildet hätten, müßte ihre Zahl heute mindeſtens 50 Millionen betragen, wenn man auch den romaniſierten Bulgaren in Dazien Rechnung tragen will, wo die meiſten topiſchen Namen ſlawiſch-bulgariſchen Urſprungs ſind, ohne dabei die $^2/_5$ der altbulgariſchen Elemente des heute geſprochenen Rumäniſch zu beachten (über die gerade Cihac in „Dictionaire d'etymologie daco-romane" ſpricht!).

Nach einer zu Beginn des 19. Jh.s von Paul Joſef Šafařik angefertigten Statiſtik gab es damals in Europa ungefähr 50 Millionen Slawen, obwohl eine Menge von ihnen in Dazien romaniſiert, in Griechenland gräziſiert worden war (gerade auf der Balkanhalbinſel, von wo die ganze Theorie ausgeht). Heute gibt es dagegen etwas über 200 Millionen Slawen.

C. entſcheidet ſich für die Theorie Röslers in der Form wie ſie A. Philippide in ſeinem Buch „Originea Românilor" vertritt, denn obſchon er ſich glauben zu machen bemüht, daß die Auffaſſung Philippides eine andere ſei als die Röslers, täuſcht er ſich. Es iſt dieſelbe Auswanderungstheorie, nur mit dem Unterſchied, daß Rösler die Auswanderung der Rumänen vom Balkan diesſeits der Donau nach dem Trajaniſchen Dazien in der Zeit zwiſchen dem 11. und 12. Jh. anſetzt, während Philippide dieſelbe Auswanderung an den Anfang des 7. Jh.s verlegt.

C. läßt die Auswanderungstheorie Ph.s gelten und verſucht, ſie mit der neuen Form meiner autochtoniſtiſchen Theorie, wie ich ſie in meinem Buch „Individualitatea imbii române şi elementele slave vechi"[3]) dargelegt habe, zu verſöhnen. Hier irrt ſich der Verfaſſer. Denn wenn die Rumänen von der Balkanhalbinſel nach Dazien ausgewandert wären, wo, nach ſeiner Anſicht, die Bulgaren angeſiedelt waren, und

[3]) Bukareſt 1929.

das ganze Gebiet bewohnten, dann wären die Rumänen gezwungen gewesen, sich mit diesen Slawen zu vermischen und ihre Wohnsitze zu teilen. Demnach müßten dann die altslawisch-bulgarischen Wörter in der rumänischen Sprache die Phonetik des altslawischen Bulgarisch (das im Deutschen als „urslawisch", im Französischen als „le slave commun" bezeichnet wird), aufweisen. Sie müßten also die Phonetik des Bulgarischen aus dem 7. Jh. besitzen.

Ich habe dagegen in meinem Buch bewiesen, daß die Phonetik dieser altbulgarischen Wörter in der rumänischen Sprache nicht jene des 7.—9. Jh.s, sondern die der post-paläoslowenische aus dem 10.—11. Jh. ist. Deshalb irrt C. auch, wenn er (S. 17) versichert, ich wolle auf Grund des betreffenden Abschnittes aus der „Getica" des Jordanes mit „sclavinum rumunense" auch „vom Standpunkt der historischen Quellen die Idee unterstützen, daß die Rumänen sich schon im 6. Jh. am linken Donauufer befunden hätten, getrennt jedoch durch einen slawischen Keil". „Aber — sagt er — dieser Abschnitt bei Jordanes ist eine nachträgliche Ergänzung." Ich habe dieses in meinem Buch angesichts von Mommsen und Zeuß behandelt, infolgedessen weiß ich, daß dieser Abschnitt als „nachträgliche Ergänzung" angesehen wird. Aber die post-paläoslowenische Phonetik der altbulgarischen Wörter in der rumänischen Sprache beweist, wie ich ausgeführt habe, daß dieser Abschnitt bei Jordanes einen historischen Kern enthält und infolgedessen nicht nachträglich eingefügt sein kann. Dieses hat C. in meinem Buch übersehen.

Im II. Kapitel seiner Arbeit analysiert der Verfasser, der sich wohlweislich vor der Opportunität jener hütet, die Gabelenz garnicht oder falsch verstanden haben, im ganzen 35 rumänische und fremdvölkische Forscher, die sich mit dem Problem der Walachen in Mähren und in den Karpaten beschäftigen. Er analysiert in Bezug auf dieses Problem nicht nur jene Forscher, mit denen er vom wissenschaftlichen Standpunkt sympathisiert, (z. B. Prof. Drăganu von den Rumänen und Miklosich, Kaluźniacki, Válek, Černy usw. von den Fremden), sondern er behandelt, unabhängig von Sympathien, auch jene die er als wissenschaftlich nicht genügend vorbereitet für dieses schwierige Problem betrachtet (z. B. T. T. Burada, Nandriş, Elena Eftimiu usw.). Denn mit diesem wichtigen Grundsatz wissenschaftlicher Sachlichkeit ist C. von Jassy nach Prag gegangen. Und nur so konnte C. seine Ideen aufbauen, ohne sich von den angeführten Ergebnissen oder Argumenten irgend eines (ob anerkannten oder abgelehnten) seiner Vorgänger auf diesem Gebiet beeinflussen zu lassen. Deshalb kann diese Schrift von C. nicht anders als wissenschaftlich solide gearbeitet sein, da sie bis ins Einzelne und mit Aufmerksamkeit gleichermaßen alle Vorgänger studiert und nicht nur jene, die ihm für die Aufrechterhaltung seiner These zustatten kommen, sondern auch jene, die seiner Auffassung widersprechen.

Durch das Studium der Werke aller Forscher auf diesem Gebiete, sowie auch durch die eigene Untersuchung des von ihnen Gesagten (ich wiederhole, daß C. auch Exkursionen nach der mährischen und slowakischen Walachei und Slowakisch-Mähren gemacht hat), kam Verf. zu der Ueberzeugung, daß die rumänischen Bearbeiter dieses Problems absolut nicht die nötigen Grundlagen besaßen, um das Problem des Ursprungs der Walachen in Mähren zu verstehen oder gar zu lösen, da sie die hierzu nötigen slawistischen Vorkenntnisse nicht besaßen. Das ist auch ganz natürlich, da sich die Rumänen mit einer Frage aus dem tschechischen Bereich beschäftigen, dessen Sprache und vor allem Dialekte (besonders in der Mährischen Walachei) ihnen unbekannt waren; wenn auch der eine oder andere von ihnen die tschechische oder slowakische Schriftsprache beherrschte und vor allem lesen konnte, so kannte er doch

weder die tſchechiſchen und die ſlowakiſchen Dialekte, noch die Geſchichte der benachbarten Slowakei oder der mähriſchen Walachei und der dortigen Rumänen. Dieſes ſtellt jedoch C. mit aller Objektivität eines wahrhaften Wiſſenſchaftlers feſt. So z. B., wenn er über die Arbeit von Prof. Drăganu an der Univerſität Klauſenburg ſpricht (S. 189) und deſſen Ergebniſſen einen größeren Wert zuſpricht als denen der anderen Rumänen, die ſich mit dem Problem der Rumänen in Mähren beſchäftigt haben. Aber er ſagt auch ihm, wie den anderen, wo der wiſſenſchaftliche Mangel liegt: nämlich in der Kenntnis der Slaviſtik. Ich gebe hier den tſchechiſchen Text in der Ueberſetzung: „Wo Drăganu kritiſch und objektiv iſt, ſehen wir, daß er ein Gelehrter von großem Können und einem ungewöhnlichen Fleiß iſt und trotz all ſeiner Unzulänglichkeit, was ſeine ſlawiſtiſche Vorbereitung betrifft, iſt er derjenige, der bis jetzt am tiefſten von allen Rumänen in dieſes Problem eingedrungen iſt." Aber dieſes zu ſagen, bedeutet nicht, wie vielleicht behauptet werden könnte, wenn jemand einen Grund zum Streit mit C. ſuchen wollte, eine Mißachtung der rumäniſchen Wiſſenſchaft und ihrer Vertreter, es bedeutet nur, daß C. die Wahrheit beim Namen nennt. Verf. ſelbſt ſagt (S. 4 ſeiner Einleitung): „Meine etwas ſcharfe Sprache erklärt ſich daraus, daß ich im Laufe meiner langen Studien in Jaſſy unter Leitung von Prof. Bărbulescu und des verſtorbenen Philippide und Tafrali gelernt habe, die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen." Anderſeits zeige auch ich in jeder Nummer der Zeitſchrift „Arhiva", die unter meiner Leitung erſcheint, daß die rumäniſchen Forſcher der rumäniſchen Sprache und der ſlawo-rumäniſchen Probleme ſtets zu falſchen Reſultaten gelangen, weil ſie den heutigen Forſchungsſtand der Slawiſtik nicht kennen.

Die rumäniſchen Wiſſenſchaftler T. T. Burada, J. Niſtor, N. Drăganu uſw. ſtellen, vermutlich infolge ihrer wiſſenſchaftlichen mangelhaften Vorbildung für die Behandlung und Löſung dieſes Problems, feſt, daß die ſogenannten Walachen, heute Tſchechen, aus der im Tſchechiſchen „Valašsko" (Walachei) genannten Gegend, ihrer Herkunft nach Rumänen ſeien, die ſich aus Pannonien, wo ſie ſich bei der Ankunft der Madjaren am Ende des 9. Jh.s befunden hätten, geflüchtet haben ſollen. In der Walachei hätten ſie ſich jedoch allmählich diſſimiliert. Sie hätten aber ihren Namen „Walachen" (d. h. Rumänen) bewahrt, ebenſo den Namen des Landes, das ſie in Beſitz nahmen. Den Beweis für ihre Romanität liefern — nach dieſer Theorie — nicht nur dieſe beiden Namen, mit denen ſich die Rumänen dieſes Gebietes benannten, ſondern viele andere Wörter, die ſich heute noch in ihrer Sprache finden. Dieſe Anſicht über die Romanität der Walachen hat Prof. Hasdeu in Umlauf gebracht, und nach ihm eine Reihe anderer rumäniſcher Wiſſenſchaftler, die noch verſuchten, ſie zu unterſtreichen, unter ihnen beſonders Drăganu von der Univerſität Klauſenburg in ſeinem Buch „Românii în veacurile IX—XIV, pe baza toponimei şi a onomasticei"[4]) obwohl auch dieſer — wie C. ſagt — „keinerlei Vorbereitung und Kenntnis auf dem Gebiet der Slaviſtik beſaß" (S. XXXIII).

Anderſeits beweiſen die fremdvölkiſchen Forſcher (Miklosich, Kaluźniacki, Paſtrnek uſw., unter denen C. als größten Bálek anſieht) mit ihrer großen Kenntnis in der Slawiſtik, daß früher der Name „Walachen" nicht nur den Rumänen zur Beſtimmung der Nationalität gegeben wurde, ſondern daß er durch die Wirtſchaftsform bedingt war. Er bezeichnete Hirten oder Ackerbautreibende und wurde außer den Rumänen auch den Slowaken, Ruthenen, ſoweit ſie Bauern oder Hirten waren, gegeben. Dann beweiſen ſie noch, daß, wenn der Name „Valašsko" alt wäre, (als Bezeichnung der geographiſchen Region, in welcher die Walachen leben), er nicht dieſe ſingulare, ſondern die Pluralform „Valachy" haben müßte, denn in der tſchechi-

ſchen Sprache, aus der das Wort ſtammt, werden die Ländernamen mit dem Plural gebildet, ſo wie die Tſchechen auch das von ihnen bewohnte Land mit dem Plural nennen: „Čechy“. Aber davon abgeſehen, beweiſen die fremden Forſcher durch Dokumente, daß die Walachen zum erſtenmal zu Beginn des 16. Jh.s in die „Walachei“ gekommen ſind. Sie ſchließen weiter, daß ſie nur zum kleinſten Teil Rumänen geweſen ſeien. Der größte Teil der „Walachen“ wäre dagegen ſlawiſchen Urſprungs und ſtamme von Slowaken ab, die ſich bereits vor dem 16. Jh. hier niedergelaſſen hätten, wie das auch ſchon die ſlawiſchen Quellen aus dem 13. Jh. ergeben. Dieſe Koloniſten ſeien hier, inmitten der tſchechiſchen Umwelt, in der ſie ſich feſtgeſetzt hätten, diſſimiliert worden. Sodaß alſo die rumäniſchen Wörter in der Sprache dieſer Walachen einerſeits nicht ſo zahlreich ſeien, wie das von den rumäniſchen Forſchern behauptet wird; denn die von einigen als Beleg angeführten Wörter: plug, oţet, ohrada, sekira, slanina ſeien nicht rumäniſch, ſondern ſlawiſch. Anderſeits ſeien ſie zu Beginn des 16. Jh.s dahin gekommen, aber nur durch eine kleine Zahl rumäniſcher Familien, nicht durch einen ganzen Stamm (kmen).

Dieſe Theorie vertreten alle fremden Wiſſenſchaftler, untereinander nur durch kleine Nuancen verſchieden. Als bedeutendſten unter ihnen ſieht C. den Tſchechen V á l e k an, der ſelbſt aus dem umſtrittenen Gebiet ſtammt. In ſeinen Unterſuchungen bringt dieſer nicht nur Diskuſſionen betreffend die Bezeichnungen Valaši und Valašsko, ſondern auch eine Liſte von 111 Wörtern, die er, Válek, für rumäniſche hält, als Beweis dafür, daß wenigſtens eine kleine Zahl dieſer Walachen rumäniſchen Urſprungs ſein müßten. Er bringt ſogar einige Kinderſpiele ſowie ungefähr 15 ſtehende Redensarten und bildliche Ausdrücke, die nach ſeiner Deutung ebenfalls rumäniſch ſind. C. aber, der zu ſeinem Vorteil nicht nur ſeinen kritiſchen Geiſt und die Kenntnis der rumäniſchen Sprache, die Válek fehlte, beſaß, ſondern auch Wörterbücher verſchiedener Dialekte, welche Válek in der kleinen Stadt Vſétin für ſeine Arbeit unerreichbar geweſen waren, beweiſt (S. 95 f.), daß von dieſen 111 Wörtern nur 4 und auch dieſe nicht mit bündiger Sicherheit, rumäniſcher Herkunft ſein könnten, daß hingegen die Kinderſpiele und ſtehenden Redensarten keineswegs rumäniſch ſind. Ebenſo hat C. auch die folkloriſtiſchen Beweiſe widerlegt, die von anderen Forſchern immer wieder angeführt werden, und ſeine Meinung auch hier mit dem ihm zur Verfügung ſtehenden großen ſlawiſtiſchen Apparat bewieſen. Indem er die rumäniſche Herkunft der 111 von Válek angeführten Wörter beſtreitet, ſtellt C. zugleich feſt, daß dieſe Wörter ſich nicht bei den Walachen allein, ſondern neben anderen Wörtern auch bei den Karpato-Walachen finden. Es könne aber niemand behaupten, daß a l l e Karpato-Walachen rumäniſcher Herkunft ſeien, ſondern einige von ihnen ſeien Polen, andere Ukrainer uſw. Ich gebe hier einige Beiſpiele Váleks, die von C. als Romanismen abgelehnt werden: Válek glaubt z. B., das walachiſche Wort kata komme aus dem rumäniſchen cât. C. beweiſt dagegen (S. 92—100), daß kata nicht rumäniſch iſt, ſondern ſich als Regionalismus aus einem alten tſchechiſchen Akkuſativ gebildet hat. Ebenſo beweiſt er Válek (S. 103), daß das walachiſche kotrzina, „etwas ſtark[es]“, nicht mit dem rumäniſchen Wort cotrotoage identiſch iſt (denn dieſes kann nicht bewieſen werden, und außerdem bedeutet das rumäniſche cototroage nicht, wie Válek annimmt, „geſalzenes Fleiſch“). Ebenſo iſt in dieſer Sprache das Wort catarigi nicht gleichbedeutend mit „rasol“, ſondern ſowohl die Form als auch die Bedeutung dieſes Wortes ſtammen aus dem regional gefärbten Tſchechiſchen. Kotrzina in der Bedeutung „Kadaver“ iſt tſchechiſch. (rumäniſch stârv, hoit, mortăciune). „Zdechlina“ ſteht in Verbindung mit dem tſchechiſchen kotrč = Strauch. Anderſeits zeigt C., daß kotrzina in der tſchechiſchen Sprache ſelten vorkommt. Seine

Heimat iſt in der Slowakei, und von da iſt es nach Mähren gekommen. Ebenſo ſagt Válek, daß das Wort pyczor, das formal eine Aehnlichkeit mit dem rumäniſchen Wort picior aufweiſt, rumäniſchen Urſprungs ſei; C. dagegen weiſt nach (S. 367), daß es aus dem Polniſchen pyciurka, pecior, peciepenis ſtammt und daß gerade dieſes Wort ſich in der mähriſchen Walachei nicht findet, ſondern im Teſchener Gebiet.

Und ebenſo weiſt C. auch die anderen 97 Wörter aus der Mähriſchen Walachei, welche Válek als rumäniſche angeſprochen hatte, zurück, indem er Dialektforſchungsergebniſſe und Reſultate eigener Beobachtungen bringt. Er zeigt außerdem noch, daß auch die reſtlichen 4 nicht mit Sicherheit als rumäniſche angeſehen werden können. Und bez. einer weiteren Reihe von Wörtern, die Válek für rumäniſche hielt, beweiſt er, daß ſie madjariſchen Urſprungs ſind.

Nachdem er in Kap. II alle von Válek ſowohl als auch von anderen Forſchern fälſchlich als Romanismen bezeichnete Formen abgelehnt hat, geht der Verfaſſer in Kap. III dazu über, noch einmal eine Dreiteilung der vermeintlichen Romanismen vorzunehmen (S. 195—445), wobei er nach der ſelben wiſſenſchaftlichen Methode verfährt und auf Grund der vorbereitenden Arbeiten ein reiches Namensmaterial heranzieht, das entweder außer Acht gelaſſen oder ebenfalls als romaniſch gedeutet wurde. Hier iſt nicht der rechte Platz, dieſe Dreiteilung eingehender zu behandeln. Ich will aber wenigſtens folgendes erwähnen: Miklošich hielt das Wort geleta, d. h. Eimer, in den die Milch gemolken wird, das in der Walachei galeta, in der Slowakei gelticka heißt, für rumäniſch. Von derſelben Herkunft glaubt er auch die Varianten in der polniſchen Sprache: gielata, geletka. Er glaubte, ſie ſeien aus dem rumäniſchen galeata in dieſe Sprachen übernommen worden. Auf S. 276 ſeines Buches lenkt C. jedoch die Aufmerkſamkeit darauf, daß es ſich damit nicht ſo verhalten kann, da dieſes Wort ſich in mehr oder weniger gleicher Form auch in anderen Sprachen findet: Im Tſchechiſchen als geltna, in den 3 Stufen der deutſchen Sprache (althochdeutſch, mittelhochdeutſch und neuhochdeutſch), im Engliſchen, im Litauiſchen, im Italieniſchen und anderen romaniſchen Sprachen, im Albaniſchen ſowie im Madjariſchen. Deshalb ſchließt C.: nachdem das Wort ſich in ſo vielen europäiſchen Sprachen findet, iſt es klar, daß es ſich nicht aus dem Rumäniſchen ableiten läßt, ſondern es ſtammt aus mittellat. galeta, galita aus lat. calātmus < griech. καλαθος und iſt aus dem Lateiniſchen ins Deutſche und von dort zu den Tſchechen, in die mähriſche Walachei und ſchließlich ins Madjariſche gedrungen. Auch ich glaubte, daß dieſes der wahre Sachverhalt iſt, erlaube mir jedoch, die Aufmerkſamkeit auf die Auffaſſung von Peisker und deſſen Buch „Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turko-Tataren" zu lenken, das die alten Germanen als gute Viehzüchter und Milchwirtſchaftler bezeichnet.

Mit dem gleichen, reichlichen Material und derſelben ſtreng kritiſchen Methode weiſt C. in Kap. III ſeines Buches auch andere fälſchlich angenommene Romanismen aus der Mähriſchen Walachei zurück. Am heftigſten jene, die er für gemein-karpatiſche hält, und die zu Beginn des 16. Jh.s in dieſes tſchechiſch-ſlowakiſche Gebiet gekommen ſind.

Nachdem er alle bei den Walachen der Mähriſchen Walachei fälſchlich vermuteten Romanismen abgelehnt hat, kommt der Verfaſſer in Kap. IV (Závěr) ſeiner Arbeit zum Schluß (447—482). Das Endergebnis iſt folgendes: Die Walachen in der Mähriſchen Walachei ſind keine Rumänen, denn ſie haben weder in ihrem Weſen noch in ihrer Sprache ein einziges mit Sicherheit als rumäniſch zu bezeichnendes Element, noch ein folkloriſtiſches oder ethnographiſches Merkmal, das als rumäniſch anzuſprechen wäre. Sie ſind im Gegenteil Tſchechen, die ſich mit den Slowaken, beſonders

der öſtlichen Slowakei, vermiſcht haben, die ſchon lange vor dem 16. Jh. als Koloniſten hierher gekommen waren und mit der Zeit aus einem Hirtenvolk zu Bauern wurden. Der Name Walachen bezeichnet nicht ihre nationale Zugehörigkeit zum rumäniſchen Volk, ſondern ihr wirtſchaftliches Stadium als „Schafhirten in den Bergen", und ſpäter als „Ackerbautreibende". Die Rumänen kamen erſt im 16. Jh. und zwar nur einige Familien ſtark ins Land und wurden ebenfalls als Walachen bezeichnet. Deshalb gibt es hier weder folkloriſtiſche noch ethnographiſche, ja nicht einmal ſprachliche Elemente, die rumäniſcher Herkunft ſind. In der Sprache dieſes Landes finden ſich wohl fremde, aber nicht rumäniſche Wörter, und außerdem die autochtonen, tſchechiſchen und ſlowakiſchen Wörter. Die Sprache dieſer Walachen bildet einen Teil der mähriſch ſlowakiſchen Dialekte in der Tſchechei.

Auch die Walachen in der Slowakei ſind nicht nur Rumänen. Einige von ihnen gehören wohl dieſem Volke an, denn es finden ſich bei ihnen rumäniſche Elemente und auch Wörter. Aber auch hier wird die große Maſſe von polniſchen, ukrainiſchen, ſlowakiſchen, alſo ſlawiſchen Walachen gebildet. Dieſe aber ſind keinesfalls diſſimilierte Rumänen. Die meiſten ſind Polen, Ukrainer und Slowaken im wirtſchaftlichen Stadium von Hirten oder Ackerbauern, wie auch jene in der mähriſchen Walachei.

Einige von den Ablehnungen C.s können vielleicht von irgend jemandem als ungenügend begründet angeſehen werden, wenn dieſer ein Intereſſe an einem Streit mit C. haben wollte. Andere dagegen werden durch die künftigen Forſcher noch weitere Auswertung und Unterſtützung erfahren.

So behauptet C. z. B. bei dem Wort babana (S. 201), welches „altes Schaf" bedeutet und von dem rumäniſchen baba kommt, ſich aber auch im Ukrainiſchen und Bulgariſchen findet, es habe das Suffix —na aus dem Slawiſchen. Er beweiſt dieſes aber nicht, obwohl das Suffix —na ſich auch im Lateiniſchen findet, (z. B. romanus—a—um und Romanus—i) wie auch aus meinem Buch „Individualitatea limbii române şi elementele slave vechi" (S. 426) erſichtlich iſt. Er hätte erſt den Beweis erbringen müſſen, daß es ſich in dieſem Fall nicht um ein lateiniſches, ſondern um ein ſlawiſches Suffix handelt.

Das Wort bardă exiſtiert auch nicht nur im Polniſchen und Rumäniſchen (S. 207) und iſt auch ins Rumäniſche nicht aus dem Madjariſchen (bárd) gekommen, ſondern es findet ſich auch ſchon im Altſächſiſchen, altisländiſchen, außer althochdeutſch: bárta. (Vgl. St. Mladenow: „Staritě germanski elementi v slavjanskitě eziki", Sofia 1910, S. 28). Im Altbulgariſchen lautet es brady; man weiß jedoch, daß eine Metatheſe aus dem 10. Jh. vorliegt. Vgl. Jon Exarhul und die Toponyme in Griechenland wie Garditza uſw. in der griechiſchen Sprache).

Bei gruń (S. 286—91) kann der Beweisführung C.s vielleicht folgendes von Nutzen ſein: daß das Wort nicht rumäniſchen ſondern ſlawiſchen Urſprungs iſt, läßt ſich dadurch beweiſen, daß ſich das Wort auch in den moldo-ſlawiſchen Dokumenten des 15. Jh.s findet, wie ich in der Zeitſchrift „Arhiva" XLV (1938) 3—4, S. 292 dargelegt habe.

Bei dem Wort beteza betezniyi (S. 213), von dem der Verfaſſer ſagt, daß es vermutlich ein neueres ukrainiſches oder ſlowakiſches Wort ſei, und dem die rumäniſche Form beteag entſpricht, welche aus dem Madjariſchen ſtammt, könnte ich ergänzend hinzufügen, daß auch die Kroaten an der öſtlichen Adria dieſes Wort haben, und daß es auch in dem Kirchenbuch Abagar (Rom 1651) Eingang gefunden hat in: molitva za betešnoga = Gebet für einen Kranken (beteag = bolnav), (Vgl. Archiv für ſlaviſche Philologie XVIII [1896], S. 630), Anderſeits beweiſt auch der

Diphtong —ea im Rumäniſchen (beteag), daß dieſes Wort fremd iſt, (ſlawiſch), denn die lateiniſchen Elemente der rumäniſchen Sprache haben den Monophtong e an Stelle des Diphtongs ea (z. B. lat. întreg), (vgl. J. Bărbulescu: Individualitatea limbii române, S. 360).

Wenn zu dem Buch von C. auch Ergänzungen gemacht werden können, ſo bedeutet dieſes doch auf jeden Fall einen bleibenden Schritt nach vorwärts in dem bearbeiteten Problem. Dieſer Fortſchritt beſteht in folgendem:

Die fremden Gelehrten vertraten bisher die Meinung, (ſo Válek), daß eine kleine Zahl rumäniſcher Walachen aus der Slowakei in die mähriſche Walachei gekommen ſeien, ſich dort diſſimiliert hätten, und deshalb fänden ſich in der heutigen Sprache der tſchechiſchen „Walachen" in dieſem Gebiet eine Anzahl rumäniſcher Wörter (mindeſtens 111). C. dagegen beweiſt, daß in Wahrheit nicht eines dieſer Wörter rumäniſch iſt, ſondern daß ſie alle tſchechiſch oder ſlowakiſch ſind, und daß infolgedeſſen keine rumäniſch-walachiſche Kolonie hier beſtanden hat, ſondern nur Tſchechen und Slowaken in größeren Maſſen hier gelebt haben.

Ich muß nun noch erwähnen, daß der Verfaſſer am Anfang ſeines Buches, vor der Einleitung (Uvod), einen Auszug ſowohl in rumäniſcher als auch in franzöſiſcher Sprache veröffentlicht hat. Dieſer Auszug aus dem ſehr umfangreichen Werk umfaßt im ganzen 82 Seiten und ich halte ihn für ſehr nützlich, da ſonſt alle jene, die die tſchechiſche Sprache nicht beherrſchen, das wertvolle Werk nicht gut heranziehen könnten.

Bukareſt. Ilie Bărbulescu.

Deutſch-rumäniſche Beziehungen im Spiegel der Zeitſchrift „Ţara Bârsei" (1929—38).

Im Jahre 1929 iſt unter der ſachkundigen Leitung des rumäniſchen Profeſſors Axente Banciu in Kronſtadt (Rumänien) die Zeitſchrift „Ţara Bârsei" (Das Burzenland) mit Unterſtützung der Stadt Kronſtadt und des rumäniſchen Kulturinſtitutes „Astra" ins Leben gerufen worden. Seither iſt dieſe Zeitſchrift im Laufe von zehn Jahren, mit einem Jahresumfang von 400—600 Seiten, jeden zweiten Monat pünktlich erſchienen. Da jetzt, wie im letzten Heft 1938 angekündigt wurde, ihr Erſcheinen wegen Geldknappheit bis auf weiteres eingeſtellt wurde, geziemt es ſich, die erſchienenen Jahrgänge, die größtenteils von Mittel- und Hochſchulprofeſſoren ſtammen, näher zu unterſuchen.

Jedes Heft hat zwei Teile: einen geſchichtlichen und einen literariſchen (Verſe, Erzählungen). Der für uns wichtigere Teil iſt ohne Zweifel der geſchichtliche, da hier faſt ausſchließlich Themen aus der älteſten und jüngſten Vergangenheit der Rumänen Siebenbürgens erörtert werden. Wenn wir bedenken, daß hier in Siebenbürgen von altersher drei Völker — Deutſche, Rumänen und Madjaren — miteinander lebten und um die Machtſtellung rangen, ſo finden wir dieſen Kampf ſowie alle ſonſtigen Berührungen in vielen Aufſätzen aller zehn Jahrgänge belegt. Dabei war hier im Südoſten größtenteils der Deutſche der gebende Teil. Es iſt reizvoll, dieſen deutſchen Kultureinfluß an Hand der zehnjährigen Veröffentlichungen der Zeitſchrift „Ţara Bârsei"[1]) zu verfolgen.

[1]) Im nachſtehenden abgekürzt ŢBârs.

Die Herkunft der Siebb. Sachſen, Rumänen und Madjaren (auch „Sekler" genannt) in Siebenbürgen war im 16. Jh. noch ungeklärt. Alle drei Völker verſuchten ihre Urahnen aus der Völkerwanderungszeit abzuleiten. Die Sachſen von den Goten, die Rumänen von den Römern und die Sekler von den Hunnen ſowie Gepiden. Heute wiſſen wir, daß die Sachſen aus Deutſchland in mehreren Gruppen unter der Regierung der ungariſchen Könige Geiſa II. (1141—1161) und Andreas II. (1205—1236) nach Siebenbürgen einwanderten, die Gegenden um Biſtritz, Hermannſtadt durch Bauernſiedlungen und im Burzenland durch den Deutſchritterorden beſiedelten und ſpäter auch im benachbarten rumäniſchen Lande (Moldau und Walachei) Städte gründeten (Moldenmarkt—Baia, Langenau—Câmpulung).

Gegen dieſe an der Hand von Urkunden als unumſtößlich erwieſenen Tatſachen wandte ſich in mehreren Veröffentlichungen der rumäniſche Univerſitätsprofeſſor J. Schiopul[2]), indem er mehrere Urkunden als falſch erklärte oder anders deutete. Gegen dieſe Veröffentlichungen nahmen Stellung von den Rumänen: Lăzărescu Emil[3]) und Sacerdoţeanu Aurelian[4]), von den Sachſen: Karl Kurt Klein[5]) und Franz Michaelis[6]). Sie alle wieſen Schiopuls Einwendungen[7]) zurück.

Daß die Rumänen bereits in gewiſſen Teilen Siebenbürgens ſaßen, bevor die Deutſchen nach Siebenbürgen kamen, iſt nicht mehr von der Hand zu weiſen. In der Schenkungsurkunde der Deutſchritter 1211 iſt das, an das geſchenkte Burzenland grenzende Land „terra blaccorum" mit der heutigen Fogaraſcher Gegend „Ţara Oltului" identiſch.

Eine andere größere Gruppe rumäniſcher Siedler dürfte ſich in Oberſiebenbürgen in der Maramureſcher Gegend befunden haben, wohin ſie — wie die Ruſſiſche Chronik von Voskreſenskia berichtet — der ungariſche König Ladislaus IV. (der Kumane) angeſiedelt haben ſoll. Von da zogen ſie unter dem Woiwoden Dragoſch im Jahre 1359 an den Moldaufluß hinab und gründeten das Fürſtentum „Moldau".

Ueber die Herkunftfrage der Rumänen gibt es zwei Anſichten. Der größere Teil der rumäniſchen Geſchichtsſchreiber leitet ihre Abſtammung von den romaniſierten Daken Siebenbürgens ab, hält alſo an der lateiniſchen Kontinuität der Rumänen feſt. Nur der verſtorbene Univerſitätsprofeſſor in Jaſſy, Alexandru Philipide, glaubte nicht an dieſe Kontinuität. In ſeine Fußtapfen tritt auch Profeſſor A. A. Mureşianu in ſeinem langen Aufſatze „Iluzia dacica"[8]), wo er den Glauben, daß zur Formung des Rumäniſchen Volkes die romaniſierten Daken ausſchließlich ausſchlaggebend geweſen wären, als illuſoriſch betrachtet. Denn als die Romanen Siebenbürgen eroberten, waren die Daken teilweiſe durch Slawen verdrängt worden. Zur Zeit der Völkerwanderung hatten ſich die Romanen nach Möſien (Bulgarien) zurückgezogen, wo ſich die Wiege der heutigen Rumänen befinden dürfte. Aus dieſem Grunde

---

[2]) J. Schiopul, Contribuţiuni la istoria Transilvaniei în secolele XII şi XIII. Klauſenburg 1932. Derſ., 'Diploma Andreana din 1224 şi alte documente falşe sau falş intrepretate, Cluj 1934.

[3]) Emil Lăzărescu, Nota despre documente Ţării Bârsei şi Cavalerii Teutoni, ŢBârs Bd. VI (1934), 336—356 und Bd. VII (1935), 140—152.

[4]) Aurelian Sacerdoţeanu, Andreanum şi alte acte, ŢBârs Bd. VII (1935), 9—27, 115—133, 231—238, 336—342.

[5]) K. K. Klein, Vierteljahresſchrift 56 (1933), 273 ff.

[6]) F. Michaelis, Vierteljahresſchrift 61 (1938), 254 ff.

[7]) J. Schiopul, Istoria Transilvaniei în secolele XII şi XIII. ŢBârs Bd. V (1933), 228—234. Derſ., Cavalerii Teutoni şi Ţara Bârsei, ŢBârs Bd. VI (1934), 414—433. Derſ., Note pe marginea unei recensiuni, ŢBârs Bd. VII (1935), 239—250.

[8]) ŢBârs, Bd. V (1933), 1—12, 99—111, 293—310, 391—399; Bd. VI (1934), 3—13, 195—210, 299—317.

iſt, nach J. Bogdan (1862—1919)[9]), der Einfluß der ſlawiſchen Elemente in der Geſtaltung der rumäniſchen Nation ſo groß, daß man für die Zeit vom 6.—10. Jh., bis zur Aufſaugung dieſer Elemente, garnicht von einem rumäniſchen Volk reden kann.

Die lateiniſche Kontinuität bejahten auch deutſche Schriftſteller ſchon in der früheren Zeit: 1. Sebaſtian Frank, „Weltbuch" (1534), 2. Matthias Miles, „Sieb. Würgengel" (Hermannſtadt 1670), 3. Valentin Frank von Frankenſtein „Breviculus Originum Nationum" (Claudiopolis 1697) ,4. J. A. Feßler, „Die Geſchichte der Ungarn und ihre Landſaſſen" (Leipzig 1815), 5. R. Bergner, „Siebenbürgen, eine Darſtellung des Landes und der Leute" (Leipzig 1884) u. a. m.

Nur Robert Rößler, beeinflußt durch Paul Hunfalvi [Hundsdorfer] und Ladislaus Réthy, ſagt in ſeinen „Rumäniſchen Studien" (Leipzig 1871), daß die Rumänen erſt nach den Sachſen in Siebenbürgen eingewandert wären.[10])

Seit Deutſche und Rumänen am linken und rechten Ufer des Altfluſſes, zwiſchen Hermannſtadt und Kronſtadt, etwa 7 Jahrhunderte nebeneinander leben, war es der Deutſche, der durch ſeine höhere Kultur der gebende Teil war.[11]) Darum entwickelte ſich die rumäniſche Kultur in Siebenbürgen zuerſt bei den Rumänen, die auf dem Sachſenboden um die deutſchen Städte Hermannſtadt und Kronſtadt ſiedelten.

Schon die Beſiedlung der Altgrenze mit den Sachſen faßt A. A. Mureşianu[12]) als eine Tat der ungariſchen Könige auf, die gegen die Vereinigung der Rumänen jenſeits und diesſeits der Karpaten gerichtet war. So blieb den Rumänen nichts anderes übrig, als mit ihrem Woiwoden Negru Vodă im Jahre 1290 über die Karpaten zu gehen.[13]) Doch dieſe Ueberſiedlung, bei der auch Sachſen und Ungarn mitziehen, kann wieder nur im Zuſammenhange mit der Vergebung eines Teiles der Walachei an die Deutſchritter erklärt werden,[14]) als die Ritter die wilden Kumanen beſiegt hatten und ſich ihrer Chriſtianiſierung widmeten, womit die Walachei zur Koloniſierung vorbereitet wurde. Dagegen beſtreitet C. Giurescu[15]) die Koloniſierung dieſes Landes von Fogaraſch aus, ſondern faßt die Gründung der Walachei durch Zuſammenſchluß der dortigen Kneſate und Woiwodate auf. Dieſe Walachei (Muntenien und Oltenien) iſt das alte „terra Blaccorum", das ſächſiſche „Bleſchland", oder einfach „Land", das alte „Ţara Românească" oder einfach „Ţara", das madjar. „Havasalföld"[16]).

Durch dieſes Land zog ſchon im Jahre 1210 ein Heerhaufen, gebildet aus den drei Völkern Siebenbürgens unter der Führung des ſächſ. Grafen von Hermannſtadt, Iwachinus, den der ungariſche König Andreas II. den Bulgaren zur Hilfe ſchickte.

Die erſten Reſidenzſtädte der rumäniſchen Woiwoden jenſeits der Karpaten waren deutſche Gründungen, die die Gründung der rum. Donaufürſtentümer in einem nicht unerheblichen Grad mitbegünſtigten. Als Dragoſch in die Moldau kam, war bereits Moldenmarkt eine aufſtrebende, von Biſtritz aus gegründete deutſche

---

[9]) ŢBârs, Bd. II (1930), 203.

[10]) A. A. Mureşianu, O nouă contribuţie la istora Românilor în evul mediu (Buchbeſprechung), ŢBârs, Bd. VIII (1936), 401—415, 494—508.

[11]) Eugen Hulea, Legăturile Braşovului cu Ţara Românească, ŢBârs, Bd. I (1929), 334.

[12]) ŢBârs, Bd. IX (1937), 109—127, 195—214.

[13]) Octavian Pope, Ugrinus 1291, ŢBârs, Bd. VII (1935), 461—473.

[14]) ŢBârs, Bd. IX (1937), 110.

[15]) C. Giurescu, Istoria Românilor, Bd. I, 344—364. Bucureşti 1935.

[16]) C. Lacea, Ţara, Ţara Bârsei şi Ardeal, ŢBârs, Bd. I (1929), 142—146.

Stadt, wo er ſeine Reſidenz am Ufer des kleinen Flüßchens „Moldau", der dann den Namen des ganzen Fürſtentumes gab, aufſchlug. Als Negru Vodă das Fogaraſcher-Land verließ, gründete er jenſeits der Karpaten das Fürſtentum „Walachei". Die erſten Reſidenzſtädte dieſes Fürſtentumes waren deutſche Gründungen: Langenau—Câmpulung (bis 1300), Târgoviște und Argeș, alle in der Nähe von Kronſtadt und Hermannſtadt. Dies bekräftigen auch die jetzt gemachten Funde von Curtea de Argeș, wo bei den Grabbeilagen des 14. Jh.s neben byzantiniſchen Funden auch Ringe mit gotiſcher Inſchrift — Hilf Ghot, Ave Maria — gemacht wurden. Unter den Moldauiſchen Woiwoden gibt es auch ſolche mit zwei ſächſiſchen Großelternteilen mit zur Hälfte ſächſiſchem Blut, wie dem zweiten der Dragoſchiden „Sasul" (der Sachſe, 1354—1358), und dem „Jancu Sasul" (1579—1582).[16])

Wie ſchnell und ſtark ſich dieſe Donaufürſtentümer entwickelten, beweiſt am beſten, daß ſie den Kampf mit dem ungariſchen Könige ſiegreich aufnahmen. Bei Poſada wurde im Jahre 1330 Karl Robert vom Woiwoden der Walachei, Baſarab, geſchlagen, bei Rucăr wurde im Jahre 1368 das Heer Ludwigs I. vom Woiwoden Vlaicu gänzlich aufgerieben und bei Moldenmarkt wurde im Jahre 1467 König Matthias vom Woiwoden Stefan dem Großen beſiegt.

Die ſo erſtarkten Fürſtentümer blühten auf und wurden dadurch fähig, die Handelsbeziehungen mit den ſächſiſchen Städten Siebenbürgens: Biſtritz, Kronſtadt und Hermannſtadt — wo das deutſche Zunftweſen in hoher Blüte ſtand — aufzunehmen. In dieſen Städten lebte ein bewußtes Bürgertum, das die Handelsverbindungen mit Deutſchland aufrecht hielt. Dieſe drei Städte beliefern die Fürſtentümer mit allerhand Ware, werden reich und mächtig, und als Mittler zwiſchen Oſt und Weſt beeinfluſſen ſie dieſe kulturell ſehr ſtark.[18]) Ihre Organiſation war beiſpielgebend bei den Gründungen der rumäniſchen Städte. Daneben übten ſie einen großen Einfluß auf die nahen rumäniſchen Dörfer aus.[19])

Die wohlbefeſtigten Sachſenſtädte werden — vor allem Kronſtadt — in den Türkenkriegen von vielen Emigranten der Fürſtentümer aufgeſucht. Von der Regierung des Woiwoden Mircea der Große (1386—1418) angefangen bis zum Tode Baſarab' Laiotă im Jahre 1479 in Kronſtadt hält der Zug der Flüchtlinge an. In Hermannſtadt ſtirbt beiſpielsweiſe auch Mihnea der Grauſame (1507—1510), der Woiwode der Walachei.

Wie eng und freundſchaftlich die Beziehungen zwiſchen Kronſtadt und den Woiwoden der Donaufürſtentümer waren, wird aus den folgenden Tatſachen erſichtlich: Im Jahre 1432 ſchickt der Woiwode der Moldau, Vlad, nach Kronſtadt ſeinen Diener Cârſtea, daß er Waffen und Wachs kaufe. In den Jahren 1500—1503 ſchickt Stefan der Große ſeinen getreuen Bojaren Tortușan nach Kronſtadt mit Ware, um im Tauſchweg, was er nötig habe, einzukaufen. — Im Jahre 1517 ſchickt Neagoe Baſarab zwei ſeiner Männer zum Einkauf von Eiſen und Waffen nach Kronſtadt.[20]) — 1599 zieht Michael der Tapfere in Karlsburg als Woiwode von Siebenbürgen ein. Zu dieſem Erfolg hatte der Ratsherr Markus Schonkabong aus Kronſtadt auch ſein Schärflein beigetragen. Er war im Jahre 1597

---

[17]) Horia Teculescu, Stefan cel Mare şi Ardeal, ŢBârs, Bd. VIII (1936), 251—255.

[18]) Eugen Hulea, Legăturile Braşovul cu Ţara Românească, ŢBârs, Bd. I (1929), 332—336.

[19]) J. D. Condurachi, Formarea vechiului drept românesc nescris, ŢBârs, Bd. VIII (1936), 23—40.

[20]) J. D. Condurachi, Diplomaţi români în trecut sec. XIV—XVII, ŢBârs, Bd. VIII (1936), 215—230.

wegen Geldunterſtützung für Michaels Armee gegen die Türken zweimal in Prag beim Kaiſer Rudolf II. geweſen. — Der Stadtrichter Kronſtadts, M. Herrmann (1602—1660), erhält zwei Briefe von Conſt. Serban, in denen er ihm Silber zum Anfertigen von Kelchen ſchickt. Zugleich übergibt er ihm einen Brief von Georg Stefan, Woiwoden der Moldau, in dem ihn dieſer um Ueberlaſſen von Ziegelmacher bittet.[21]) — Im Jahre 1659 ſchreibt Gheorghe Vel Păharnic an den Stadtrichter von Kronſtadt wegen Anfertigung einer ſchönen Kutſche. — Im Jahre 1705 fragt Conſt. Brâncoveanu beim Stadtrichter von Kronſtadt, Barteſch Seuler, an, ob ſeine beſtellte Kutſche fertig iſt. — Im Jahre 1714 ſchreibt Stefan Conſt. Woiwod dem Kronſtädter Richter Georg Draudt und bittet, dieſelbe Freundſchaft wie mit ſeinen Vorgängern auch mit ihm aufrecht erhalten zu wollen. — Im Jahre 1715 beſtätigt Stefan Conſt. Woiwod, daß er die Arznei von Lucas Seuler, der Arzt und Apotheker in Kronſtadt war, erhalten hat. '— Im Jahre 1727 bittet Egumenul Dionisie den Kronſtädter Stadtrichter Draudt, er möge ſeine Uhr reparieren laſſen und dann mit einem ſicheren Boten ihm zurückſchicken.[22])

In den Jahren 1749, 1750, 1781 und 1782 erlauben die Woiwoden Gregorie Ghica, Alexandru Joan Ipſilanti, Nic. Conſt. Caragea und Alex. Conſt. Moruz der Fleiſcherzunft aus Kronſtadt das Weiden ihrer Ochſen und Kühe (400 Stück) ohne Abgaben auf rumäniſchem Gebiet.[23])

Im Jahre 1631 wurde vom ſiebb. Fürſten G. Rákóczy I. die Kronſtädter Handelskompanie zum Schutze des Durchgangshandels durch Siebenbürgen gegründet. Dieſer Geſellſchaft waren nicht nur Griechen, ſondern auch Rumänen, Serben und Bulgaren als Mitglieder beigetreten. Sie alle ſtammten nicht aus Siebenbürgen, wo ſie nur ſechs Monate eines Jahres wohnen durften. Im Jahre 1737 hatte dieſe Kompanie faſt den ganzen Außenhandel Kronſtadts an ſich geriſſen. Im Jahre 1769 ſind von den 132 Kaufleuten der Stadt nur noch 11 Sachſen. In ihrer Korreſpondenz benützten ſie aber die alten deutſchen Fachausdrücke, wie funţ (Pfund), ştucuri (Stücke), graniţa (Grenze), flintă (Flinte) u. a. m.[24])

Der Zeitabſchnitt der Habsburger — 1687 (Leopold I.) bis 1848 — war für die Entwicklung und Stärkung des rumäniſchen Volkstums in Siebenbürgen ſehr förderlich. Die Rumänen ſpielten als Volksmaſſe bis dahin in der Geſchichte Siebenbürgens nur eine untergeordnete Rolle. Die Lenker der Geſchicke waren die Madjaren und Sachſen. Zwar waren die Rumänen zahlenmäßig weit ſtärker, ohne aber ausreichende Rechtsgrundlagen zu beſitzen.

Während der ganzen Regierungszeit der Habsburger geht das Beſtreben der Rumänen dahin, die Gleichberechtigung mit den anderen „Nationen" zu erreichen. Die Habsburger fördern und unterſtützen ihr Begehren aus verſchiedenſten Gründen der Staatsräſon.

So adelt Kaiſer Karl VI. im Jahre 1715 den Erzdechanten der griechiſch-katholiſchen Kirche von Haţeg, Pavel Munyan.[25]) Außerdem kamen auch die Grundſätze

---

[21]) J. Prişcu, Scrisori domneşti, Ţara Bârsei, Bd I (1929), 316—322.

[22]) Norbert Salmen, Scrisori vechi, Ţara Bârsei, Bd. VI (1934), 218—231, 369—372, 560—565.

[23]) J. Prişcu, Documente, Ţara Bârsei, Bd. X (1938), 205 ff.

[24]) A. A. Mureşianu, Compania de comerţ levantin de odinioară a Braşovului usw. ŢBârs, Bd. V (1933), 267 ff., 345 ff. — N. Jorga, Între Braşov şi Campulung, ŢBârs, Bd. VII (1935), 3—8.

[25]) A. Sacerdoţianu, O diploma de imobilare din Haţeg, ŢBârs, Bd. VII (1935), 134—140.

des Leopoldiniſchen Diploms (1691) und des Toleranzediktes (1781) den Anſprüchen der Rumänen zu Gute. Kein Wunder alſo, wenn wir bei Kämpfen die ſiebb. Rumänen immer auf Seiten der Habsburger finden. So auch zur Zeit der „Kurutzenkriege" (1704—1709), wo ſie unter dem Sammelnamen der „Raizen" mutig mitkämpften.[26])

Während der Habsburgerherrſchaft hatten ſich die Sachſen Kronſtadts gegen den Zuſtrom von Emigranten aus den rumäniſchen Fürſtentümern und daneben gegen das Vordringen der Rumänen im Burzenlande überhaupt zu wehren. Zweimal war Kronſtadt von rumäniſchen Flüchtlingen überfüllt. Während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges (1769—1774) war die Zuflucht ſo groß, daß in der Stadt kein Platz mehr war. Daher beſchloß der Magiſtrat, einen Teil der Flüchtlinge im Burzenlande unterzubringen und gab der Polizei den ſchärfſten Befehl, die Juden ohne Schonung aus der Stadt abzuſchieben. Damals kauften rumän. Flüchtlinge verfallene Grundſtücke in der oberen Vorſtadt zuſammen und ließen ſich dort nieder.[27]) Zum zweitenmal überfluteten die flüchtenden Bojaren Kronſtadt, als jenſeits der Karpaten im Jahre 1821 die Revolution ausbrach. Etwa 12 000 Bojaren ſamt Gefolge ließen ſich im Burzenland nieder, von denen etwa die Hälfte in der Stadt wohnte.[28])

Anderſeits verlangten die Rumänen Siebenbürgens durch das Leopoldiniſche Diplom (1691), beeinflußt durch ihren Biſchof Inocentiu Klein, ſchon im Jahre 1744 von Maria Thereſia die allgemeine Gleichberechtigung in Siebenbürgen.

Im Beſtreben der Kronſtädter Rumänen, die politiſche und kirchliche Vormundſchaft des ſächſiſchen Magiſtrates abzuſchütteln, ſpielten die rumäniſchen Pfarrer eine große Rolle. So verlangte z. B. im Jahre 1742 der Erzprieſter der Hl. Nikolauskirche Euſtatie Grid die Angliederung ihrer griechiſch-orientaliſchen Kirche zum Bistum Râmnik und zum Belgrader Erzbistum. Was die militäriſchen und zivilen Angelegenheiten betraf, ſo wollte er, daß die rumäniſchen Ratsherren direkt dem Kriegsrat von Wien unterſtellt ſein ſollten. Vom Lieblingsplan der Habsburger, von eienr Union in Religionsſachen mit der römiſch-katholiſchen Kirche wollte er aber nichts wiſſen. Ja er war ſogar als ſcharfer Gegner dieſer Kirche im Jahre 1749 in Rußland, wo er von der Kaiſerin Eliſabeth 13 000 Gulden bekam. Dieſe Summe wurde zur Ausbeſſerung der Kirche und zum Bau des Stundenturmes über dem Kircheneingang verwendet.

Kronſtadt war von Wien als Biſchofſitz der rumäniſchen Kirche auserwählt worden. Nachdem dieſer Poſten 60 Jahre lang unbeſetzt geweſen war, wurde von der kaiſerlichen Regierung der rumäniſche Biſchof von Ofen, Novacoviciu, mit großer Aufmachung auf dieſen Poſten berufen. Leider wurde dieſe ſchöne Geſte der kaiſerlichen Regierung nicht verſtanden, denn Novacoviciu war als katholiſcher Anhänger verſchrien und brachte nur Unruhe in die Stadt.[29])

Als die Habsburger mit mehr oder weniger Glück die ſiebb. Rumänen unterſtützten, ging durch den Urteilsſpruch des „Forum Productionale"-Gerichtshofes vom Jahre 1783 der größte Teil des Zehntbezuges der burzenländer-ſächſiſchen Geiſtlichkeit, da ſie proteſtantiſch war, an den Staat verloren. Zur gleichen Zeit erhielten die rumäniſchen Einwohner des Grenzlandes 200 000 Gulden als Entſchädigung für

---

[26]) A. A. Mureşianu, Românii apărători ai Braşovului cu Curuţii, ŢBârs, Bd. II (1930), 111—130.

[27]) A. A. Mureşianu, Ştiri nouă despre refugiaţii munteni la Braşovului, ŢBârs, Bd. II (1930), 1—16.

[28]) J. Lupaş, Cum trăia în Braşov boierii refugiaţi din Ţara Românească în cursul revoluţiunii lui Tudor Vladimirescu? ŢBârs, Bd. IV (1932), 200—202.

[29]) C. C. Muşlea, Protopopul Eustatie Grid, ŢBârs, Bd. V (1933), 135—142, 218—227.

verurſachte Schäden bei der Errichtung der Militärgrenze in Siebenbürgen unter Maria Thereſia.[30])

Das Toleranzpatent Kaiſer Joſefs II. (1765—1790) vom Jahre 1781, das völlige Gleichberechtigung und Religionsfreiheit allen ſeinen Untertanen verhieß, wurde von den Adeligen (Madjaren) und Sachſen, obwohl auch Sachſen in Leibeigenſchaft an der Kleinen-Kokel und im Unterwald im Springer Bezirk lebten, ſtark bekämpft. Für die Rumänen in Siebenbürgen bedeutete aber dieſes Geſchenk eines deutſchen Herrſchers, das erſt nach 60 Jahren teilweiſe zur Wirklichkeit wurde, den Gipfel ihrer Wünſche.

Namhafte und wohlhabende rumäniſche Kaufleute ſo aus Kronſtadt wie aus Hermannſtadt und Sächſ. Regen ſchickten ihre Waren bis nach Wien und Trieſt und unterhielten Filialen im Weſten. Im Jahre 1761 vermittelte die Wiener Regierung dem Zaharia und Nicolae Nicolau aus Kronſtadt bei der türkiſchen Pforte zur Ueberführung der Waren durch die Walachei beſondere Erleichterungen.[31]) Durch den Bezug von Waren vor allem aus Oeſterreich wirkten auch die Händler an der Verfeinerung der Lebensformen nach deutſchen Vorbildern mit. In dem Nachlaß des reichen Kronſtädter Kaufmanns Staroſte Margarit (1778) werden unter anderem „deutſche Oefen", „deutſche Türen mit Klinken aus Wien" erwähnt.[32]) Der angeſehene große Hermannſtädter rumäniſche Kaufmann Hagi Conſt. Pop hatte in Peſt und Wien eigene Filialen. Selbſt der Woiwode Alexandru Vodă Lăpuşneanu trieb Handel und beſchwerte ſich beim Kronſtädter Magiſtrat, als man ihm die Wein- und Schweinetaxen erhöhte.[33])

Infolge dieſes Reichtums der rumän. Händler werden in Siebenbürgen viele rumäniſche Kirchen und Schulen von ihnen gegründet und gebaut. Sie hatten neben den Geſchäftsintereſſen auch Sinn für kulturelle Belange. So läßt Hagi Enache Stama, ein Mazedorumäne aus Kronſtadt, 1740 die Kirche des Hl. Nikolaus ausmalen. Mit Hilfe der Sächſ.-Regener rumäniſchen Handelsfamilien, die aus Mazedonien eingewandert waren, wird die rumäniſche Kirche dort 1803 aus Stein gebaut. In Brenndorf bei Kronſtadt läßt Nec. Baciu die rumäniſche Kirche im Jahre 1815 bauen.[34]) Die Handelskompanie in Kronſtadt baut aus Stein im Jahre 1787 die rumäniſche Kirche „Skt. Adormiri" am Platz, im Jahre 1825 die rumäniſche Kirche „Skt. Treimi" in der Vorſtadt. Die rumäniſche Kirche in der Altſtadt baut aus eigenen Mitteln Nic. Stefan auf.[35]) Gheorghe Joan baut aus Stein die rumäniſche Kirche in Uzon, der Kronſtädter Kaufmann Ciurcu errichtet in Neudorf die neue ſteinerne Kirche auf eigene Koſten. 1810 wird die rumäniſche Kirche „Skt. Neculae" in Zârneſti, die aus dem Jahre 1551 ſtammt, von Grund aus neu aufgebaut uſw.

Der Einfluß des deutſchen Proteſtantismus im 16. Jh. wirkt ſich durch die Sachſen auf die Sieb. Rumänen durch die Einführung der rumäniſchen Kirchenſprache aus. Dadurch erhielt die Ausbildung der rumäniſchen Schriftſprache einen entſcheidenden Anſtoß. Das erſte rumäniſche Buch in Siebenbürgen iſt 1559 in Kronſtadt erſchienen, es war der Katechismus M. Luthers. Hier ſind in der Zeit 1557—1572

---

[30]) Derſ., Protopopul Bratu Baiul şi fiul său Neculae, ŢBârs, Bd. VII (1935), 447—460.

[31]) A. A. Mureşianu, Contribuţie la istoria vechei familii braşovene a Nicolaeştilor, ŢBârs, Bd. III (1931), 103—107.

[32]) Derſ., Descrierea amănunţită a unei case româneşti dtn Braşov, ŢBârs, Bd. IV (1932), 220.

[33]) A. Gociman, Gânduri la un popas, ŢBârs, Bd. VIII (1937), 42—48.

[34]) C. C. Muşlea, Din vremuri trecute, ŢBârs, Bd. IV (1932), 360—367.

[35]) A. A. Mureşianu, Compania de Comerţ . . ., ŢBârs, Bd. V (1933), 345—350.

insgeſamt 13 Veröffentlichungen, und zwar 6 lateiniſche, 1 griechiſche (das Neue Teſtament), 7 deutſche und 4 rumäniſche, erſchienen.[36])

Im Jahre 1737 druckt Popa Petre mit Hilfe von auf ein Brett geleimten zyrilliſchen Bleibuchſtaben, die er ſich ſelbſt ſchnitzte, einen rumäniſchen Kalender von drei Seiten. Den älteſten Kalender gab der Lehrer Petcu Soamul aus Kronſtadt 1733 heraus.[37])

1777 erſchien in Wien von Theodor Jankowitſch, Direktor der „nationaliſtiſchen" Schulen im Banat „Ducere de mână câtră Arithmeticä", ein von Felbigers „Anleitung zur Rechenkunſt" ſtark beeinflußtes Schulbuch.

1816 wird eine rumäniſche Abteilung bei der Druckerei J. Gött errichtet, in welche Conſt. Boghiciu aufgenommen wurde, der zwiſchen 1805—1835 etwa 16 rumän. Werke druckt.[38])

1830 erſcheint in Kronſtadt das Wochenblatt „Gazeta de Transilvániá" mit dem Beiblatt „Foaia pentru minte, inimă şi literatură". Dieſes Blatt hatte 1848 in der Moldau 300, in der Walachei 200 und in Siebenbürgen 200 Bezieher.[39])

Im Jahre 1837 erſcheint bei J. Gött von Emanoil Joan Nichifor eine Pravila Comerţială (Handelsrecht), zuſammengeſtellt nach mehreren deutſchen Texten durch Handelsinſpektor Gh. Nica, der zugleich in Kronſtadt eine rumäniſche Handelsſchule gründete.[40]) Das Beiſpiel der Schulgründungen der Sachſen diente den Rumänen in Siebenbürgen als Antrieb zum Bau der eigenen kirchlichen Schulen. So hatten ſie in Kronſtadt bereits ſeit 1570 zwei Abteilungen, eine für die Pfarrer und eine für die Lehrer.[41])

Die erſten Sammler der rumäniſchen Pflanzennamen waren in Siebenbürgen ſächſiſche Apotheker aus Kronſtadt und Hermannſtadt: Michael Weiskirchner, Johann Birk, Ludwig Langendorfer aus Kronſtadt und P. Sigerus aus Hermannſtadt u. a. m.[42])

Inzwiſchen war der Zwieſpalt zwiſchen den Habsburgern und den Ungarn immer größer und die Kluft zwiſchen ihnen immer tiefer geworden. Die Ungarn wollten das verhaßte öſterreichiſche (deutſche) „Joch" abſchütteln und ſich mit Siebenbürgen vereinigen, was ihnen im Jahre 1865 nach langjährigen Bemühungen auch gelang. In dieſer Auseinanderſetzung ſtanden die Rumänen und Sachſen auf der Seite der Wiener Zentralgewalt,. da ſie bei der Union Siebenbürgens eine weitgehende Verſtärkung des madjariſchen Einfluſſes befürchteten.[43])

In dieſer Zeit lichten ſich auch die Reihen der rumäniſchen Kaufleute in Siebenbürgen. Ihre Söhne ergreifen die politiſche und wiſſenſchaftliche Laufbahn und nehmen den Kampf um die Rechte des rumäniſchen Volkes mit Wort und Schrift gegen die Madjaren auf. Wieder war es die Zentralgewalt, die durch die Eröffnung der deutſchen Univerſität in Czernowitz dem Rumänentum innerhalb der Monarchie

---

[36]) Derſ., Buchbeſprechung von: Tonſch H., Die Honteruspreſſe in 400 Jahren, ŢBârs, Bd. VI (1934), 177—178. — Ax. Banciu, Suflete uitate, Boghiciu, ŢBârs, Bd. II (1930), 293—309.

[37]) G. Bogdan-Duică, Tipograful Popa Petre, ŢBârs, Bd. I (1929), 76—78.

[38]) Ax. Banciu, Suflete uitate, Boghici, ŢBârs, Bd. II (1930), 293—309.

[39]) A. A. Mureşianu, Presa românească inainte şi după 1848, ŢBârs, Bd. III (1931), 103—117.

[40]) V. Marian, Pravila Comerţială dela 1837, ŢBârs, Bd. VIII (1937), 128—133.

[41]) J. Lupaş, Prof. J. A. Lapedatu, ŢBârs, Bd. VIII (1937), 3—21.

[42]) Emil Pop, Cei dântâi culegători ai numelor româneşti de plante, ŢBârs, Bd. II (1930), 164—174, 234—244.

[43]) C. Göllner, O deputaţiune română la generalul Puchner, ŢBârs. Bd. V (1933), 496—502.

die Möglichkeit gab, ihre wiſſenſchaftliche Oberſchicht auszubauen. Mit ſeiner Mitner Mitarbeit gab Prof. Weigand 1899 „Atlasul linguistic al limbii române“ heraus. 1906 erſcheint in Heidelberg Puscarius „Etymologiſches Wörterbuch der rumäniſchen Sprache“, 1910 „Zur Rekonſtruktion des Urrumäniſchen“ und in der Folgezeit etwa 300 andere, meiſtens in deutſcher Sprache verfaßte Arbeiten.[44])

Faſt alle ſiebenbürgiſchen Rumänen beſuchten in jener Zeit ſächſ. Mittelſchulen und ſtudierten an deutſchen Bildungsanſtalten im Weſten. In Wien gründeten ſie den Verein „Românei June“. Durch das Kennenlernen der deutſchen Kultur ſchmieden ſie ſich die Waffen des Widerſtandes gegen die ungariſche Sprachpolitik. Dabei können wir rühmend hervorheben, daß ſie faſt nie in fremdem Volkstum aufgingen, wie das oft mit den ſpäter eingewanderten Deutſchen geſchah. Als Beiſpiele wollen wir erwähnen:

1. Gh. Dima (1847—1925), rumäniſcher Muſiker aus Kronſtadt, zieht als 14jähriger Knabe nach Wien. Aus Deutſchland zurückgekommen, pflegt er ſchon 1881 das rumäniſche Volkslied in Siebenbürgen.[45])

2. N. Babeşiu, der als Sekretär des oberſten Gerichtshofes in Wien politiſche Briefe über die rumäniſche Bewegung in Siebenbürgen ſchrieb (1860—61) und Präſident der rumäniſchen Nationalpartei war.[46])

3. Dr. Aurel Mureşiano, Leiter der „Gaztea Transilvániei“ in Kronſtadt (1877—1909), hält ſich 11 Jahre in Wien auf.[47])

4. Alexandru Mocſonyi (1841—1909), ſtudierte in Budapeſt, Wien und Graz.[48])

5. Prof. Gh. Munteanu überſetzt Werke von Kotzebue und Goethes „Werther“.[49])

6. A. Ciortea (1872—1929), Profeſſor des Saguna-Lyzeums in Kronſtadt, abſolviert das ſächſ. Gymnaſium in Biſtritz.[50])

7. Dr. Grigore Pantazi (1824—1854), Sohn eines wohlhabenden rumäniſchen Kaufmannes aus Kronſtadt, erwirbt den philoſophiſchen Doktorgrad in Wien.[51])

8. N. und J. Ciurcu, zwei Brüder, eröffnen 1880 eine Buchhandlung in Kronſtadt, nachdem ſie die ſächſ. Mittelſchule in Kronſtadt beſucht hatten.[52])

9. Der Kronſtädter Maler Pop Mişu (1827—1869) beſuchte die Malerakademie in Wien. Malte die rum. Kirche in Satulung bei Kronſtadt mit 67 bibliſchen Szenen aus.[53])

10. Dr. Vaſile Glodariu (1832—1899) abſolviert das ſächſ. Gymnaſium in Hermannſtadt, promoviert in Wien und wird Profeſſor am Saguna-Lyzeum in Kronſtadt.[54])

11. Nicolae Barbu (1855—1894) war Profeſſor der lateiniſchen Sprache in Bukareſt. Studierte 4 Jahre in Berlin, wo er auch den Doktorgrad erwarb.[55])

---

[44]) Sever Pop, Sextil Puşcariu, ŢBârs, Bd. VIII (1937), 102—108.
[45]) Valeriu L. Bologa, Musicescu, Dima şi muzica populara, ŢBârs, Bd. VII (1935), 421—427.
[46]) A. Banciu, Scrisori vechi, ŢBârs, Bd. I (1929), 88—94, 173—180.
[47]) Derſ., Dr. Aurel Mureşianu, ŢBars, Bd. I (1929), 165—168.
[48]) Derſ., A Mocsonyi, ŢBârs, Bd. I (1929), 339—366.
[49]) G. Bogdan-Duică, Relativ la G. Munteanu, ŢBârs, Bd. II (1930), 16—19.
[50]) Aţ. Banciu, Prof. A. Ciortea, ŢBârs, Bd. VIII (1936), 418—508.
[51]) Derſ., Dr. Gr. Pantazi, ŢBârs, Bd. II (1930), 35—39.
[52]) J. Ciolan, Librăria Ciurcu din Braşov, ŢBârs, Bd. II (1930), 547—550.
[53]) C. Comanescu, Pictorul Mişu Pop, ŢBârs, Bd. IV (1932), 99—141.
[54]) Aţ. Banciu, Dr. V. Glodariu, ŢBârs, Bd. IV (1932), 392—419.
[55]) Stefan Pop, Prof. N. Barbu, ŢBârs, Bd. V (1933), 22—32.

12. C. G. Porumbescu war Muſikprofeſſor am rum. Saguna-Lyzeum (1881 bis 1883), in Kronſtadt. Er hinterließ etwa 225 Kompoſitionen, von denen viele deutſche Einflüſſe aufweiſen, was eine Folge ſeiner muſikaliſchen Studien in Wien iſt.[56])

13. G. Bogdan-Duică (1865—1934) beendete ſeine Studien in Deutſchland. War zuletzt Direktor eines Lyzeums in Bukareſt.[57])

14. Zaharia Boiu (1834—1898) geht, nachdem er das ſächſ. Gymnaſium in Schäßburg beſucht hat, auf die Univerſität in Leipzig, um Pädagogik zu ſtudieren. Als Profeſſor am „Seminar Andreanum" in Hermannſtadt überſetzt er Leſſings „Nathan der Weiſe" ins Rumäniſche.[58])

15. Virgil Oniţiu (1864—1915) beendigt als Profeſſor der lateiniſchen Sprache am Saguna-Lyzeum in Kronſtadt ſeine Studien in Wien.[59])

Und viele andere der noch heute lebenden rum. Politiker.

Deutſche Theatergeſellſchaften beſuchten Siebenbürgen und die Moldau. So wird Mozarts „Zauberflöte" aufgeführt.[60]) In Kronſtadt werden Schillers „Räuber" und Kotzebues „Conte Beniovski" in den Jahren 1847—1854 rumäniſch aufgeführt.[61]) Eine deutſche Theatergeſellſchaft ſpielt in Kronſtadt im Jahre 1824 ein Schauſpiel „Hora und Cloşca" in rumäniſcher Sprache.[62])

Am 1. Dezember 1938 ſind zwei Jahrzehnte ſeit der Verkündigung der Vereinigung Rumäniens mit Siebenbürgen vergangen. Nach der Befreiung Siebenbürgens durch die Habsburger vom 150jährigen Türkenjoch kam es unter die deutſche Verwaltung Wiens. In den Freiheitskämpfen der Ungarn (1848—1849) tauchten verſchiedene Projekte bezüglich der Vergrößerung Siebenbürgens auf. So kam während der preußiſch-öſterreichiſchen Spannung ſchon 1865 der Plan auf, Oeſterreich für die etwaigen Gebietseinbußen mit der Moldau und Walachei zu entſchädigen.[63]) Dagegen träumte Koſſuth, das Haupt der Unabhängigkeitsbewegung, von einer Hegemonie der Madjaren über Serbien und Rumänien (Moldau—Walachei). Später wiederum wurde erwogen, daß ſich König Karl I. von Rumänien mit 40 000 Mann gegen Oeſterreich erheben und Siebenbürgen beſetzen ſollte.

Nur Stefan Ludwig Roth, der ſiebb.-ſächſ. Märtyrer, den die Madjaren 1849 in Klauſenburg erſchoſſen haben, ſchrieb in ſeiner Broſchüre „Von der Union und nebenbei ein Wort über eine mögliche Dako-Romaniſche Monarchie unter Oeſterreichs Krone" (Hermannſtadt 1848) vorausahnend, daß der Zuſammenſchluß der Rumänen nicht in Budapeſt, ſondern in Karlsburg ſtattfinden werde. Dieſe vorausſehende Prophezeiung Roths, die damals wie ein vager Traum empfunden wurde, hat ſich nach 90 Jahren im Jahre 1918 erfüllt.

Kronſtadt. Walter Horwath.

---

[56]) J. Brânzea, G. Porumbescu, ŢBârs, Bd. V (1933), 425—432.

[57]) Horia Teculescu, G. Bogdan-Duică, ŢBârs, Bd. VI (1934), 512—521.

[58]) A. P. Bănut, Z. Boiu, ŢBârs, Bd. VII (1935), 51 ff.

[59]) H. Teculescu, V. Oniţin, ŢBârs, Bd. VII (1935), 519—538; Bd. VIII (1936), 3—22.

[60]) S. Puşcariu, Influenţele culturale germane aupra poporului român, ŢBârs, Bd. V (1933), 464—465.

[61]) G. Bogdan-Duică, Din istoria teatrului român în Braşov, ŢBârs, Bd. I (1929), 95 ff.

[62]) Eugen Filtſch, Geſchichte des deutſchen Theaters in Siebb. Hermannſtadt.

[63]) A. A. Mureşianu, Rolul Ungorilor în dezastrele românismului din anii 1865—1866, ŢBârs, Bd. III (1931), 14—28.

A. A. Mureşianu, Când Bismark aou de gând se trimeată dorobanţii români în Ardeal, ŢBârs Bd. III (1931), 212—222.

J. Matein, Preludiile unităţii naţionale, ŢBârs Bd. VIII (1936), 309.

Munera Strennalia.

(Petitiones, Bitte, Bete, Bed, Bud, Wud, Bewd, Bwd, Wued.)

Die ungariſchen Rechtsgeſchichtler befaſſen ſich ziemlich wortkarg und nur per tangentem mit den munera strennalia. Einige behaupten, daß die ungariſchen Städte dieſe Abgaben ſchon in der Arpádenzeit zahlen mußten, andere hingegen berühren dieſe Frage ganz oberflächlich oder gar nicht und begnügen ſich mit allgemeinen, nichts Beſonderes ſagenden Aeußerungen.[1])

Timon ſchreibt in ſeiner Rechtsgeſchichte über dieſe Frage bei der Behandlung des alten Steuerweſens, daß es auch Gang und Gebe war, den König und die Königin zu beſchenken; aus dieſem Gebrauch entwickelte ſich im Zeitalter der Staatsorganiſation der heiligen ungariſchen Krone die Schenkungspflicht der königlichen freien Städte, welche „in signum naturalis dominii" dem König uſw. Geſchenke machen mußten[2])

Etwas eingehender befaßt ſich mit derſelben Frage Johann Király. Er behauptet auch — aber natürlich zu Unrecht —, daß der Gebrauch ſeitens der Städte, die ungariſchen Könige uſw. zu beſchenken, noch im Zeitalter der Árpádenkönige entſtand.[3]) Wir können nur einen Teil dieſer Behauptung annehmen. Es iſt nämlich Tatſache, daß die Könige der Árpáden-Dynaſtie Geſchenke bekamen, aber nicht ſeitens der Städte.

Der Begriff dominium naturalis ſeitens des Königs gegenüber den königlichen freien Städten iſt derzeit noch deswegen unbekannt, weil das 13. Jh. bei uns in Ungarn die Zeit war, in der ſich die königlichen freien Städte herausbildeten. Erſt Ende des 13. und Anfang des 14. Jh.s entwickelte ſich die Auffaſſung, daß der ungariſche König der Grundherr der königlichen freien Städte iſt, und nur nachher konnte — nach weſtlichem Muſter — die Idee auftauchen, daß der König eigentlich ſein Grundherrſchaftsrecht reichlich verzinſen könne.

Wir beſitzen keine einwandfreie Aufzeichnung darüber, daß die königlichen freien Städte ſchon im Zeitalter der Arpáden dem König Neujahrsgeſchenke (munera strennalia) gegeben hätten. Nur aus der zweiten Hälfte des 14. Jh.s tauchen Aufzeichnungen auf, die uns das Daſein dieſer Abgabe beweiſen.

---

[1]) Imre Hajnik: Magyar alkotmány és jogtörténelem (Ungariſche Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte). Peſt, 1899. S. 139. Er ſchreibt nur, daß die Städte zum neuen Jahr und auch bei anderen feierlichen Angelegenheiten mit wertvollen Geſchenken (munera strennalia) dem Königspaar aufwarten mußten. Belege führt er nicht an. — Ignácz, Kosutányi: [A magyar alkotmány- és jogtörténelem tankönyve (Lehrbuch der ungariſchen Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte). Budapeſt, 1895. S. 91] verwechſelt die munera strennalia mit den grundherrlichen Urbarialabgaben. — Iſtván Zſindely: (Magyar alkotmány az Anjouk és Zsigmond alatt [Ungariſche Verfaſſung unter der Dynaſtie Anjou und König Sigismund] Sárospatak, 1899. S. 118—119) ſchreibt über die munera strennalia oder dos novi anni (!) meiſtens nach dem Werke Királys, Pozsony város joga a középkorban (Das Recht der Stadt Preßburg im Mittelalter). Budapeſt 1894. — József Illés: (Anjou-kori társadalon és adózás [Geſellſchaft und Steuerweſen im Zeitalter der Dynaſtie Anjou] Budapeſt 1900. S. 84—85) unterſcheidet die Urbarialabgaben von den munera strennalia. Er verwendet auch das erwähnte Werk Királys, benützt aber auch die Sammlung der alten ſtädtiſchen Rechnungsbücher von Fejérpataky. — Mihály Herczeg: Magyar jogtörténet (Ungariſche Rechtsgeſchichte). Budapeſt, 1902, S. 415[5], wo die kurze Bemerkung verſteckt iſt, daß die munera strennalia die königlichen freien Städte belaſteten, und dieſe ihre Abgaben in Gold, Silber, Pelzwerk, Tuche uſw. leiſteten. — János Kiraly: Magyar alkotmány és jogtörténet [Ungariſche Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte] Budapeſt, 1908. Band I (weitere Bände erſchienen nicht). Erwähnt gar nichts und läßt dieſe Frage unbeachtet.

[2]) Akos Timon: Magyar alkotmány és jogtörténet (Ungariſche Verfaſſungs- und Rechtsgeſchichte). 6. Auflage. Budapeſt, 1919. S. 258—259.

[3]) János Király: a. a. O. S. 45.

Die meiſten ungariſchen Rechtsgeſchichtler begnügen ſich mit der einfachen Feſtſtellung der Tatſache, daß bei uns die munera strennalia exiſtierten, aber keiner ſtellte noch bisher die Frage, von wo wir dieſe Schenkungspflicht der Städte übernommen haben?

Wir ſehen, daß die Hauptſtadt Ofen, dann die Städte Preßburg (Pozſony), Ödenburg (Sopron), Kaſchau (Kaſſa), Eperies, Tyrnau (Nagyszombat), Bartfeld (Bártfa), alle munera strennalia zahlen, aber nicht in der Árpádenzeit, ſondern erſt im 14.—15. Jh.[4])

Ferner zahlen im 14.—15. Jh. die Städte nicht nur dem König und der Königin, ſondern dem königlichen Hofmeiſter, dem Magister Tavernicorum und deſſen Stellvertreter, dann den königl. Türhütern und ſogar den königl. Köchen munera strennalia, wie wir das alles in den Rechenbüchern der Stadt Preßburg leſen, wo auch die Art der Geſchenke im einzelnen beſchrieben wird.

Seitens der Stadt Preßburg bekam alſo in der zweiten Hälfte des 14. Jh.s der ungariſche König „am newen jare czwey tuech von Loevel. Item einen schonen vergolten koppff, der da wegen schol nuer dritthalb mark silber Offner gewigt", dann die „gnädige Frau Kunigin" „ein tuech von Loevel vnd auch einen schonen vergolten Koppff, der da wiget czwo mark silber auch Offner gewigt".

Des Königs Hofmeiſter bekam „einen satel vnd einen czaum ritterszewg vnd ein stuk jolcz[5]), oder do fuer alles berayt gelt auch hundert phennig vnd nicht mer" und ganz dasſelbe gebührt auch dem „tarnekmayster". Die königlichen Türhüter bekamen 600, und „dez kwnigs Kochen" 500 Pfennig.[6])

Später zahlt die Stadt Preßburg „ratione munerum strennarum" dem Magister Tavernicorum jährlich auch nur 12 Gulden.[7])

Alſo außer dem König und der Königin erhielten auch die hohen Würdenträger Neujahrsgeſchenke, die amtlich mit den königlichen freien Städten zu tun hatten bezw. den König als naturalem dominum der königlichen freien Städte vertreten mußten.

Die Leiſtung dieſer Abgabe wurde übrigens im Geſetzartikel 1405, XIII. durch König Sigismund geregelt. Laut dieſem Geſetzartikel wurden die Städte von der Zahlung dieſer Abgabe an den Kellermeiſter, Truchſeß, Verwalter, Türhüter und Köche des Königs und der Königin enthoben. Dieſe Entſcheidung wurde aber von Niemandem reſpektiert, da dieſe Abgabe auch nach 1405 z. B. „pro janitoribus" uſw. gefordert und ausgezahlt wurde.[8])

---

[4]) Néda Relkovič: Buda város jogkönyve (Ofner Stadtrecht). Budapeſt, 1905. S. 169. — Béla Iványi: Eperjes szabad királyi város levéltára (Das Archiv der kgl. Freiſtadt Eperies), 1254—1526. Szeged, 1931. S. 73, 74, 76, 77, 78, 79, 103, 104, 109, 110, 111, 112 uſw. — Derſ.: Bártfa szabad királyi város levéltára (Archiv der königlichen freien Stadt Bártfa), 1319—1526. Bd. I. S. 14, 28, 30, 31, 41, 42, 43, 46, 47, 65. — László, Fejérpataky: A magyarországi városok régi számadáskönyvei (Alte Rechnungsbücher der ungarländiſchen Städte). Budapeſt. 1885. S. 39—40, 102.

[5]) Jolcz, ein ungariſches Wort, heute gyolcs = Leinwand.

[6]) Fejérpataky: a. a. O. 39—40.

[7]) Ungar. National Muſeum, Budapeſt, Stammarchiv, 1426. XII, 16. Preßburg, Quittung des Peter Lengen.

[8]) Der Geſetzartikel aus 1405. Nr. XIII. § 5 lautet: „Caeteris vero officialibus, tam nostris, quam reginalibus, videlicet; Pincernarum, et Dapiferorum Magistris, dispensatoribus, hostiariis, cocis, et aliis quibuscunque; nil penitus dare, seu solvere teneantur", nämlich die königlichen freien Städte. Trotzdem zahlte z. B. die Stadt Eperies dem Magister tavernicorum regalium, dem vice Magister tavernicorum, dem Magister janitorum regalium, dem vice Magister janitorum, dem königlichen Hofmeiſter und deſſen Stellvertreter, dem Judex Curiae, und den königlichen Türhütern munera strennalia. Man ſieht alſo, daß der Geſetzartikel 1405: XIII. nur ein wertloſes Papiergeſetz war.

Was ſchließlich die Umſtände dieſer Abgaben betrifft, ſo bekommt z. B. von der Stadt Ödenburg der „tharantmaister“ und der „vnder tharantmaister“[9]) als munera strennalia jährlich 1200—1200 Denare, ebenſo von Eperies erhält der Tavernicorum Magister 12, der vicetavernicorum Magister 6 Gulden und die königlichen Türhüter (au chnach 1405) en bloc 600 Denare.[10]) Gerade ſo viel zahlte im Jahre 1412 auch z. B. die Stadt Bartfeld „pro janitoribus“, das übrige Neujahrsgeld hatte aber König Sigismund einſtweilen der Stadt erlaſſen, und nur im Jahre 1440 zahlt die Stadt wiederum dem königlichen Hofmeiſter als munera strenalia 6 Gulden.[11])

Die Hauptſtadt Ofen zahlte jährlich je 21 Silbermark an den König und die Königin, 15 Silbermark an den Magister Tavernicorum und 6 rote Gulden an den Hofmeiſter.[12]) Die Stadt Tyrnau zahlt im Jahre 1394 auch regelrecht die munera strennalia, „dem kunig II tuech von Loeven, der kunigynn I tuech von Loeven . . .“. In dieſem Fall ſieht man alſo den unbedingten Einfluß der Stadt Preßburg, wo auch Tuch geſchenkt wurde, aber in Tyrnau hatte man anſtatt vergoldete Silberbecher dem Königspaar teuere Pelzwaren gegeben, und auch der Tavernicorum regalium Magiſter (Taragmeiſter) erhielt Pelzwerk.[13])

Solche „Geſchenke“ (in Wien z. B. „Weihnachtskleinodien“ genannt)[14]) waren auch in Deutſchland ſchon im 11.—12. Jh. gebräuchlich und hier hatte man dieſe Abgaben: Petitiones, Bitte, Bete, Betta, Bede genannt. Dieſe Abgaben wurden zunächſt nicht auf Grund eines Rechtsanſpruches gefordert, ſondern mit Rückſicht auf beſtimmte Bedürfniſſe erbeten, welche wegen der Stellung des Bittenden aber in der Regel nicht verweigert werden konnten.[15]) „Dem Namen nach ſollten ſie freiwillig ſein, auf Bitten gegeben werden, (petitio, betta, Bede). Aber oft genug iſt die Bitte zur Forderung, auch zur ſtrengen und gewaltſamen Forderung geworden oder die Leiſtung hat einen ſo regelmäßigen Charakter angenommen, daß ſchon dadurch jede Freiwilligkeit ausgeſchloſſen war.“[16])

Man kann ruhig annehmen, daß dieſe Abgaben bei uns im Anfang auch freiwillig gegeben wurden, aber ſcheinbar nicht lange, trotzdem die ungariſchen Städte die deutſche Terminologie dieſer Gaben einfach übernahmen. Im Jahre 1364 ſpricht zuerſt der Stadtſchreiber von Preßburg, daß dieſe Abgabe, „dy stat jerleichen schuldig ist an dem newen jare, daz man heyst dy wud“. Gegen Mitte des 14. Jh.s alſo war die Wud in Preßburg ſchon eine Leiſtung, die einen regelmäßigen Charakter hatte und infolgedeſſen jede Freiwilligkeit verlor. Im Jahre 1394 zahlt

---

[9]) Jenö Házi: Sopron szabad királyi város története (Geſchichte der königlichen freien Stadt Sopron). II. Teil, Bd. 2, S. 388. „Item dem tharantmaister hab ich geben XXIIIIc den. sein wüed von 11 Jahren“ — „Item dem vnder Tharantmaister hab ich geben sein wued XXIIIIc den. albus von zwain jaren.“ Der Tavernicorum regalium Magister war eigentlich Chef des königlichen Wirtſchaftsamtes, ſein Name iſt ungariſch: Tárnokmester, und dieſes Wort ſchrieben die deutſchen Stadtſchreiber fehlerhaft und entſtellt ab (Tarnekmaister, Tharantmaister).

[10]) Iványi: Eperjes, S. 73, 74, 76, 77, 78, 79, 103, 104, 109, 110, 111, 112, 116, 122, 175.

[11]) Iványi: Bártfa, S. 14, 28, 30, 31, 41, 42, 43, 46, 47, 65.

[12]) Relkovič: a. a. O. 169.

[13]) Fejérpataky: a. a. O. 102. Die Stadt Ödenburg gab jährlich dem König 266 rote Gulden. 1427. „Item von erst vnserem gnädigen herren dem Kunig hab ich geben an seiner wud, so man im järleichen dint von der stat 266 rät guldein in gölt . . .“ Házi: a. a. O. II. Teil. Bd. 2, S. 374.

[14]) Otto Brunner: Die Finanzen der Stadt Wien von den Anfängen bis ins 16. Jahrhundert. Wien, 1929. S. 247.

[15]) Richard Schröder: Lehrbuch der deutſchen Rechtsgeſchichte, IV. Auflage, Leipzig, 1902, S. 542 und 612.

[16]) Georg Waitz: Deutſche Verfaſſungsgeſchichte, Kiel, 1878. Band VIII, S. 394.

Tyrnau „dy buet zu Weihnachten", alſo die „Weihnachtskleinodien". Die Rechnungsbücher der Stadt Ödenburg benennen dieſe Abgabe: Wud, wüde, wüd, wüdt, wued, bud [17])

Die deutſche Terminologie übernahm Mitte des 15. Jh.s auch die königliche ungariſche Hofkanzlei. So verſtändigt z. B. im Jahre 1454 König Ladislaus V. die Stadt Kaſchau, daß er „illos proventus nostros regales wlgo Bewd appellatos, quos a vobis in festo circumcisionis Domini proxime preterito habere debuimus" dem Michael Országh von Gút geſchenkt hat. So wurden dieſe Abgaben auch vom Reichsverweſer Johann Hunyadi und ſeinem Sohn König Mathias I. in ihren Urkunden genannt, und zwar „proventus strennales in wlgo Bed", und „munera strennalia wlgo Bwd appellata". [18])

Es iſt höchſtwahrſcheinlich, daß wir nicht nur die deutſche Benennung dieſer Finanzeinrichtung übernahmen, ſondern daß auch dieſe ſelbſt deutſcher Herkunft war.

Die Städte, die dieſe Abgabe mit ihren deutſchen Namen benannten, hatten deutſchen Charakter. Hauptſächlich die Grenzſtädte Preßburg und Ödenburg ſtanden mit Deutſchland und mit den deutſchen Städten in reger und ſtändiger Verbindung, ſodaß alſo ganz leicht anzunehmen war, daß die munera strennalia bei uns eine von den Deutſchen übernommene Einrichtung darſtellten. Die munera strennalia verſchwanden in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s. Als die Städte bei uns ſchon ſeitens der königlichen Zentralverwaltung regelmäßig beſteuert wurden und jährlich census ordinarius, ſehr oft aber auch census extraordinarius zahlen mußten, wird dieſe Belaſtung der Städte ſtill und unauffallend außer Gebrauch geſetzt.

Vashegy—Vonyarc. Béla Iványi.

Aus dem Briefwechſel Adam Müller-Guttenbrunns.

Im Nachſtehenden veröffentlichen wir einige Briefe von und an Adam Müller-Guttenbrunn, die für die Geſchichte der deutſchen Bewegung in Ungarn von Intereſſe ſind. Müller-Guttenbrunns Glückwünſche zu Edmund Steinackers 70. Geburtstag (Nr. 1) ſind deshalb ſo aufſchlußreich, weil ſie zeigen, daß der Dichter Steinackers Verdienſte um die Erweckung des ungarländiſchen Deutſchtums richtig einzuſchätzen wußte. Der Brief ſowie die kurze Mitteilung Peter Roſeggers (Nr. 2—3) gewähren Aufſchluß über ſein Verhältnis zu Müller-Guttenbrunn und deſſen Stellung unter den öſterreichiſchen Dichtern. Am wichtigſten ſind aber die beiden Briefe des Dichters an Jakob Bleyer. Sie ſtammen aus der Zeit, als Bleyer ſeine Tätigkeit für das ungarländiſche Deutſchtum begann. Es war ein Ereignis, deſſen Tragweite wir heute aus der gänzlich veränderten Situation heraus nicht voll verſtehen können, wenn ein ungariſcher Univerſitätsprofeſſor und Forſcher von anerkanntem Ruf ſich für die Rechte des deutſchen Elementes öffentlich einſetzte. Vorher hatte es nach ungariſcher Auffaſſung nur „pangermaniſche Agitatoren" gegeben. Noch nie hatte ſich aber vor Bleyers Auftreten eine in der ungariſchen Geſellſchaft auch ſozial gewichtige Perſönlichkeit in dieſem oder einem ähnlichen Sinne geäußert. Es iſt daher verſtändlich, daß Müller-Guttenbrunn das Auftreten Bleyers warm begrüßte (Nr. 4. Brief vom 26. 9. 1917) und das Gemeinſame, nicht aber das Trennende in den Anſchauungen als das weſentliche empfand. Daraus erklärt ſich m. E. die für Müller-Guttenbrunn ſonſt bei ſolchen Anläſſen nicht übliche Freundlichkeit, mit der er über die durchaus nicht unweſentlichen Meinungsgegenſätze hinwegging. Dieſe kluge, weitſichtige Verſöhnlichkeit des Tones, den Müller-Guttenbrunn

[17]) Házi: a. a. O. II./2, S. 382, 387, 389 — II/3 S. 361.
[18]) Archiv der Stadt Kaſchau: Oeffentlicher Teil, Nr. 262, 263, 304.

anſchlug, iſt umſo mehr anzuerkennen, als Bleyer in ſeiner leider nicht mehr erhaltenen Zuſchrift an dieſen (das verlorengegangene Begleitſchreiben Bleyers, dem mehrere ſeiner Aufſätze beigeſchloſſen waren, dürfte etwa am 21. oder 22. September 1917 geſchrieben ſein)[1]) einen ſchroffen Ton angeſchlagen zu haben ſcheint und Müller-Guttenbrunn in ſeiner offenen Art rundweg als Gegner bezeichnet hatte. Dieſer hielt, wie er es in ſeinem Schreiben vom 26. 9. 1917 ausſpricht, die Bleyerſchen Forderungen für zu gering und in ihrer Art unvollkommen. Es ſcheint aber, als ob er die Zurückhaltung Bleyers in ſeinen volkspolitiſchen Forderungen als Taktik aufgefaßt hätte. Hierin hatte ſich Müller-Guttenbrunn freilich getäuſcht. Bleyer war es mit ſeinen allzu beſcheidenen Forderungen, wie er ſie 1917 und 1918 noch vertrat, durchaus ernſt, er hat ſich aber ſpäter zu dem im weſentlichen gleichen Standpunkt wie Müller-Guttenbrunn, beiſpielsweiſe in der Schulfrage und in den Heranbildungsmöglichkeiten einer deutſchen Oberſchicht, durchgerungen. Jedenfalls iſt es wahrſcheinlich, daß der betont freundliche Charakter des erſten an Bleyer gerichteten Briefes auf dieſer falſchen Einſchätzung Bleyers beruhte. In der Folgezeit freilich wird Müller-Guttenbrunn ſeinen Irrtum erkannt und die Meinungsverſchiedenheiten, die ihn damals von Bleyer trennten, ſtärker wahrgenommen haben. Sein zweites Schreiben vom 3. 10. 1918 (Nr 5) iſt weſentlich kühler. Er überſendet ihm ſeinen „Meiſter Jakob", beſchwert ſich über einen gegen ihn gerichteten Angriff in der „Neuen Poſt", der Bleyer bekanntlich ſehr nahe ſtand, verſichert aber zum Schluß, daß es ihm „genüge", „wenn Männer wie" Bleyer ſeine Bücher läſen. Aufſchlußreich iſt Müller-Guttenbrunns Bemerkung im erſten Satz ſeines Briefes, wo er vom „Meiſter Jakob" ſagt, daß das Buch „völlig im ſchwäbiſchen Dorfleben" wurzele. Dieſe Bemerkung deutet darauf hin, daß er, wenn vielleicht auch nur gefühlsmäßig, den Einwand kannte, den Bleyer gegen ihn erhob, nämlich daß ſeine Romane zu wenig im donauſchwäbiſchen Leben verankert ſeien. Tatſächlich beurteilte Bleyer die Werke Müller-Guttenbrunns zurückhaltend, weil er das Donauſchwabentum, vor allem innerhalb des ungariſchen Staatsgebietes, für die politiſche Haltung des Dichters noch nicht reif genug erachtete. Außerdem darf nicht überſehen werden, daß Bleyer in ſeiner umfaſſenden Verwurzelung mit dem Gefühls- und Vorſtellungsleben der Schwaben dem geiſtigen Standort des Dichters auch an ſich etwas mit Reſerve begegnen mußte. So erklärt es ſich, daß beide zu Lebzeiten Müller-Guttenbrunns ſich geiſtig nie trafen (auch zu einer perſönlichen Bekanntſchaft iſt es wohl nicht gekommen). Aber Bleyers volkspolitiſche (obſchon nicht geiſtige) Entwicklung führte im Laufe der Jahre, der zunehmenden Erfahrung und unter dem Gewicht der Tatſachen dazu, daß er die gleichen Ueberzeugungen von den völkiſchen Daſeinsnotwendigkeiten wie jener gewann. Wenn der Dichter in ſeinem Brief vom 3. 10. 1918 ſeine Hoffnung in der „heranreifenden Generation der Deutſchungarn" ſah, ſo erfüllte ſich dieſe auch in dem ſonſt durchaus weſensverſchiedenen Vorkämpfer des ungarländiſchen Deutſchtums.

Es iſt mir eine angenehme Pflicht, Frau Adele Müller-Guttenbrunn, der Gattin des Dichters, Herrn Roderich Müller-Guttenbrunn ſowie Herrn Adam Thim-Miſtelbach (Niederöſterreich) für die Bereitwilligkeit zu danken, mit der ſie mir die Durchſicht des handſchriftlichen Nachlaſſes Adam Müller-Guttenbrunns ermöglichten. Frl. Dr. Hedwig Schwind ſchulde ich Dank für die Ueberlaſſung der Abſchriften aus dem Nachlaß Jakob Bleyers.

[1]) Leider ſind Briefe Bleyers an Müller-Guttenbrunn nicht erhalten. Wir wiſſen überhaupt nicht, ja es iſt ſogar ſehr fraglich, ob Bleyer außer dieſem Brief um den 21. September 1917 etwa, je noch an Müller-Guttenbrunn Briefe gerichtet hat.

1. **Müller-Guttenbrunn an Edmund Steinacker.**

22. 8. 1909

„... wenn Ihr Lebenswerk auch nicht offen daliegt vor den Augen der Welt, die es kennen, werden ſchon dafür ſorgen, daß der Ihnen gebührende Anteil an der nationalen Erweckung der Schwaben geſichert wird für ihren Nachruhm!" ..."

(Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München).

2. **Peter Roſegger an Müller-Guttenbrunn.**

Lieber Freund!

Mir ſcheint, ich bin Ihnen einen Brief ſchuldig. Aber all derlei muß man mir jetzt verzeihen. In der Verdämmertheit meines Krankſeins iſt mir zeitweilig die Welt ſchier verſunken. Ihre „Glocken der Heimat" habe ich leſen können, aber erſt im nächſten noch vor Weihnachten erſcheinenden Heimgartenhefte werde ich meine Meinung darüber ſagen. Jetzt will ich Ihnen nur von Herzen danken, daß Sie dieſes Buch geſchrieben haben, dieſes bedeutſame Buch, das in der ganzen deutſchen Welt einen Schrei des Schmerzes und einen Ruf der Bewunderung auslöſen muß.

Und daß S i e dieſes Buch geſchrieben haben, das freut mich beſonders. Mich deucht, es iſt eine That und ſie müßte den Deutſchen im Banat zugute kommen. Gott, wenn man geſund wäre, was gäbe es da zu thun! Mein Feierabend iſt geruhigt und freundlich, aber ich bin oft traurig, daß ſo viel Unrecht und Leiden ungetilgt bleiben muß. Möchten die nach uns mit friſcher Thatkraft einſetzen, wo wir Alten erſchöpft den Arm ſinken laſſen müſſen.

Und auf die Stirn, der die „Glocken der Heimat" entſprungen, will ich einen dankbaren Kuß drücken

Graz, 27. 11. 1910.

Ihr
Roſegger.

(Im Beſitze von Adam Thim, Miſtelbach)

3. Graz, 13. 3. 1911.

Schön Dank! — Aber die Deutſchen in Ungarn h a b e n ja einen Roſegger! Und zwar einen ganz vorzüglichen.

Herzlich Ihr R.

(Im Beſitze der Familie Müller-Guttenbrunn).

4. **Müller-Guttenbrunn an Jakob Bleyer.**

Weidling, 26. IX. 1917.

Sehr verehrter Herr Profeſſor!

Ihre freundliche Sendung, für die ich meinen beſten Dank ſage, erreichte mich noch hier in der Sommerfriſche. Ich kannte einzelnes, denn ich bin Abnehmer des P. Ll. [„Peſter Lloyd"], aber gerade der wichtigſte Aufſatz vom 20. ds. war mir, obwohl ich ihn erwartete, entwiſcht. Ich freue mich Ihres Eintritts in die Arena, ja, ich meſſe ihm eine ganz beſondere Bedeutung bei. Sie nennen ſich meinen Gegner? Herr Profeſſor, Sie ſind es nicht! Weil ich mehr fordere, als Sie, ſoll mich niemand als einen grundſätzlichen Gegner des ungar. Staates oder des Ungartums anſehen, zu dem Sie ſich bekennen. Ihre Aufſätze ſind ſo inhaltreich, ſo das ganze Problem umfaſſend, daß man darauf nur in einem Buch oder in einer Denkſchrift antworten könnte. Aber ich fürchte, wir würden uns auch dann gegenſeitig nicht überzeugen. Sie meinen an einer Stelle, die ungariſchen Dinge könne nur der verſtehen und beurteilen, der in Ungarn lebe. Ganz im Gegenteil! Wer ſeine innerliche Zugehörigkeit zu Ungarn fühlt und ſich deſſen bewußt iſt, der muß 10 Jahre fortgeweſen ſein, um

mit offenen Augen zu ſehen, was dort vorgeht. Die Heimkehr wird zum Erlebnis. Aus einer ſolchen Heimkehr brach die „Götzendämmerung" mit Elementargewalt hervor.

Sie fordern jetzt mit rühmlichem Eifer die Wiederherſtellung der 1000 deutſchen Volksſchulen, die uns verloren gingen, namentlich der dörflichen. Wie lange verlange ich dasſelbe? Die Frage iſt überreif geworden in dieſen Jahren, der Krieg hat die Kataſtrophe vollends ans Licht gebracht. An einer anderen Stelle Ihrer Aufſätze ſagen Sie, es lebe nicht eine Seele im Banat, die ſo denke wie ich. Welch eine Verkennung der wahren Lage! Tauſende, Zehntauſende ſind der gleichen Meinung geworden durch Erfahrung. Ich bin ein ganz beſcheidener Menſch, aber ich muß es doch ſelber ſagen, daß meine Gemeinde nicht klein iſt. Es hat ſich ereignet, daß Leute aus dem Banat hierherkamen (d. h. nach Wien), zu einem Studentenfeſt, bei dem ich redete. Ich ſprach einmal in Wiener Neuſtadt und es waren fünfzig Männer aus Weſtungarn dorthin gekommen, um zu hören, was ich ſage. Und ſie baten mich in naiver Weiſe, ich möchte doch auch aus Weſtungarn Romane ſchreiben wie aus dem Banat, es ſehe bei ihnen genau ſo aus.

Das ſind nur Symptome. Seien Sie verſichert, die Bewegung geht tief, ſie iſt meines Erachtens nicht mehr aufzuhalten. Nur ehrliches Entgegenkommen kann ſie in Bahnen leiten, die auch mir und meinen Freunden erwünſcht wären. Das äußere Bündnis mit dem Deutſchtum iſt ohne Wert, wenn ihm nicht das innere entſpricht. Daran fehlt es! Sie fordern die Volksſchule mit ſo triftigen Gründen, daß ich keinen einzigen, neuen hinzufügen will. Aber Sie lehnen Mittelſchulen, Lehrerbildungsanſtalten und kath. Lyzeen ab. Das hätten Sie nicht tun dürfen, denn Sie können mit den heutigen Lehrern und Kaplänen keine deutſche Volksſchule aufbauen. Auch Bürgerſchulen und landwirtſchaftliche Schulen mit deutſcher Unterrichtsſprache ſind unerläßlich, wenn das ungariſche Deutſchtum, dieſer Schatz des Staates,, nicht in das Analphabetentum hinabſinken ſoll. Doch wem ſage ich das? Sie ſind ſehr wohl unterrichtet, verehrter Herr Profeſſor. Sie ſind auch ſehr klug in der Art, wie Sie fordern, Sie kennen die Pſyche der anderen Seite beſſer als ich und nehmen mehr Rückſicht auf dieſelbe. Hoffentlich führt Ihre Wirkſamkeit zu einem Erfolg, auf dem ſich weiterbauen läßt.

Ich begrüße Sie als Landsmann und freue mich Ihrer Mithilfe an dem großen Werke, das zu ſchaffen iſt. Möchten Sie doch der Führer all derer werden, die nach einem ſolchen in Ungarn Ausſchau halten.

Ihr ſehr ergebener

Müller-Guttenbrunn.

(Nachlaß Jakob Bleyer)

5. Weidling, 3. X. 1918.

Sehr verehrter Herr Profeſſor!

Es lag mir daran, den „Meiſter Jakob" in Ihren Händen zu wiſſen, ein Buch, das mir ſehr naheſteht und das völlig im ſchwäbiſchen Dorfleben wurzelt. Es iſt ein Gruß aus meinem Jugendland. Wer auch darin eine Tendenz fände, der könnte mir leid tun.

Man hat mich kürzlich in der „Neuen Poſt" ſo angepöbelt, daß ich mich ſchämte, demſelben Volk anzugehören, wie der Schmierfink, der ſich für ſolch eine Aufgabe hergab. Darauf zu antworten, liegt weit ab von mir. Ich muß das der heranreifenden Generation der Deutſchungarn überlaſſen.

Es genügt mir, wenn Männer wie Sie meine Bücher leſen. Ich bin ein Sämann für künftige Geſchlechter. Im übrigen wünſche ich meinem Vaterland Ungarn in dieſer ſchweren Zeit das Allerbeſte.

Mit deutſchem Gruß!

Müller-Guttenbrunn.

(Nachlaß Jakob Bleyer)

München. Ludwig Rogl.

Zum erſten Buchſtaben der glagolitiſchen Schrift.

Wir bringen nachſtehende Miſzelle mit dem Bemerken zum Abdruck, daß von unſerem Mitarbeiter M. Hocij bereits ſeit einiger Zeit ein Aufſatz über die Entſtehung der glagolitiſchen Schrift zur Veröffentlichung bereitliegt, der das glagolitiſche A ähnlich erklärt. F. V.

Im vorigen Hefte dieſer Zeitſchrift (III 4, S. 837—37) hat M. Hocij einen Brief J. Taylors aus dem Jahre 1881 bekannt gegeben, aus dem Folgendes hervorgeht: Taylor iſt auf ſeine Anſicht, daß die glagolitiſche Schrift aus der griechiſchen Minuskel gebildet ſei, erſt durch einen Hinweis in W. Wattenbachs Anleitung zur Griechiſchen Palaeographie, Leipzig 1877, geſtoßen. Dieſer Hinweis ſteht auf S. 2 des lithographierten Teils und lautet: „Wie im Glagolitiſchen aus a ſpäter ⊹ wird, ſo finde ich in Curſive saec. II p. C. ⊹ für α. Vielleicht entſtanden daraus die Abkürzungsformen ÷ und —" uſw. Sowohl der Bedingungs- wie der Folgeſatz enthalten aber Unrichtigkeiten. Der Bedingungsſatz geht von der damals noch umlaufenden Meinung aus, als ſei die Glagolica aus der Kyrilica entſtanden, der Folgeſatz verrät ſchon im Ausdruck — „finde ich" — eine gewiſſe Unſicherheit über den griechiſchen Beleg, und Hocij ſagt dazu, daß dies Alpha in der Tat ſonſt nirgends nachzuweiſen ſei (ich habe ſelbſt nur bei V. Gardthauſen nachgeſchlagen); aus den weiteren Auflagen des Wattenbachſchen Werkes ſei der Hinweis dann auch verſchwunden. Vielleicht hat Wattenbach eine der vielen ähnlichen Abkürzungen in der alten Minuskel, deren er ſelber einige anführt, verſehentlich als einfaches Alpha geleſen?

Die Tatſache, daß ſich gerade der Ausgangspunkt von Taylors ganzer Theorie als hinfällig erweiſt, ſcheint mir günſtig, um eine andere Anſicht über den Urſprung des glagolitiſchen Az zu beſprechen. Sie iſt zwar bereits des öfteren geäußert, aber ſtets nur knapp begründet worden. Fürſt N. S. Trubeckoj hat ſie in ſeinen Wiener Vorleſungen z. B. ſo gefaßt (Altkirchenſl. Sprache, Wien 1934, S. 96): „Bei jedem Buchſtaben hatte Konſtantin verſchiedene Aſſoziationen, die wir nicht immer entdecken können. Beim Buchſtaben „⊹", das ſo ſehr an ein Kreuz erinnert, könnte man vielleicht meinen, daß Konſtantin als gläubiger, chriſtlicher Gelehrter mit dem Kreuzzeichen das Alphabet beginnen wollte. Und da nach altem Aberglauben jedes Alphabet mit „a" beginnen ſoll, ſo iſt möglicherweiſe das der Grund, daß das „a" als erſtes Zeichen des Alphabets das Ausſehen eines Kreuzes erhielt." — Das klingt ſo, als ſei es entweder eine eigene, neue Anſicht, oder als ſei es ſo allgemein bekannt und naheliegend, daß es ſich nicht lohne feſtzuſtellen, wer zum erſten Male davon geſprochen habe — es hat dies übrigens wohl Vſevolod Miller getan. Nun beruft ſich dieſe Anſicht alllerdings auf ganz allgemeine Vorſtellungen, dennoch, oder gerade deshalb ſcheint es mir nützlich, wenigſtens einige konkrete Belege dafür zu

liefern, ſchon damit Andere ſich nicht auf den Mangel einer genaueren Begründung berufen können und ihrerſeits belegen müſſen, warum ſie dieſe naheliegende Anſicht nicht teilen wollen.

So natürlich die Verbindung des Kreuzes mit der Vorſtellung des Chriſtlichen für uns geworden iſt, ebenſo natürlich iſt es aber auch ſchon längſt vorher auf mannigfachſte Weiſe graphiſch verwendet worden. Gerade als Buchſtabe iſt es von jeher anzutreffen. Dabei kann es von vorn herein als Kreuz gemeint oder im Laufe der Zeit aus irgend einer volleren Form vereinfacht worden ſein. So iſt es im Demotiſchen aus einem hieroglyphiſchen Menſchen entſtanden,[1]) ſo im Altkretiſchen aus der Doppelaxt (ſ. H. Jenſen, Die Schrift, 2. Ausgabe, Glückſtadt/Hamburg o. J., Abb. 49, 77 und 375). Wo es vorhanden iſt, pflegt es ſeinerſeits Veränderungen zu erleiden, und gerade zu ſeiner Umwandlung innerhalb des Glagolitiſchen ſelbſt laſſen ſich Parallelen aufweiſen: Dieſelbe Entwicklung des Kreuzes zu einem umgekehrten Dreizack, wie ſie bulgariſcher und kroatiſcher Duktus erkennen laſſen, hat z. B. im Pali und im Kariſch-Altkretiſchen ſtattgehabt (ſ. Jenſen Abb. 284 s. 1. ka, 308 und 375). Sonſt trifft man das Kreuz in der Chineſiſch-Japaniſchen Schrift ebenſo ſelbſtverſtändlich an, wie in all den vielen Nachkömmlingen und Verwandten der Altſemitiſchen Buchſtabenſchrift[2]), nirgends aber als A. Dies beides ſcheint erſt in der Glagolica zuſammengekommen zu ſein, nachdem durch das Chriſtentum beide, das Kreuz als Emblem des Leidens, des Todes und der Auferſtehung, und das A als Emblim des Anfangs, an geiſtiger Fülle zugenommen hatten. A, der erſte Laut des Kindes, wie ihn die Sprachforſcher des 19. Jh.s noch in beſonderer Weiſe auszeichneten, das Aleph als Sinnbild der Dreifaltigkeit, iſt in ſeiner großen ſymboliſchen Bedeutung höchſtens mit der heidniſchen littera Pythagorea Y oder mit den verſchiedenen chriſtlichen Auslegungen des O zu vergleichen; dennoch hat das Heilige Kreuz weit höhere und unmittelbarere Kraft angenommen, als die mehr metaphoriſchen A und O. Selbſt das Wort Kreuz iſt ſo bedeutſam geworden, daß man es nicht ausſchreibt, ſondern in eigener Kürzung als nomen sacrum ſetzt, auch im Slawiſchen;[3]) noch J. S. Bach ſchreibt auf den Titel ſeiner 56. Kirchenkantate: Ich will den ┼Stab gerne tragen, und am Schluſſe der Kreisleriana ſteht ein ſolches Kreuz zwar parodiſtiſch, aber doch in ganz ähnlicher Weiſe. So iſt ſein chriſtlicher Charakter ſchließlich völlig feſt geworden. Wie man zur Zeit der chriſtlichen Emblematik ſelbſt aus dem griechiſchen Tau das Kreuz herausgeleſen hat (ſ. L. Volkmann, Bilderſchriften der Rennaiſſance, Leipzig 1923, S. 111), ſo vermag die Zufälligkeit zweier ſich kreuzenden Linien ſelbſt in einer dadaiſtiſchen Pſyche noch die unmittelbare Verbindung mit ſakralen Gedanken herzuſtellen (Melchior Viſcher, Sekunde durch Hirn, Hannover uſw. 1920, S. 49): „Nun kommt der Strich. Furchtbar ſchräg und plötzlich, der Strich. Erſt einer quer —, dann einer lang |, gibt zuſammen o ſchwinget ihr Rauchfäſſer ein ┼“

---

[1]) Daneben gibt es das Kreuz aber auch in den Hieroglyphen, ſ. G. Ebers, Die Hierogl. Schriftzeichen der Aegypter, Leipzig 1890, S. 55, wo dies unbezweifelbare Zeichen des Kreuzes unter „Striche und zweifelhafte Zeichen“ der Breitkopfſchen Typenliſte einrangiert iſt.

[2]) Jenſen Abb. 90, 92, 103, 104, 148, 163, 181, 184, 187, 188, 193, 195, 203, 207, 213, 263, 270, 284—86, 339, 242, 345, 348, 351, 353, 356, 371, 398, 426, 431. Dabei ſind die Zahlzeichen nicht berückſichtigt, z. B. die alte Bezeichnung der 10 im Deutſchen durch ein Kreuz (DWB V, 1873, Sp. 2183).

[3]) Eine charakteriſtiſche Form aus der Fülle der gebräuchlichen ſ. in H. C. Hoskiers Ausgabe von Bernardis Morlanensis De Contemptu Mundi, London 1929, S. XXIV. Ueber das Slawiſche bringt, nach L. Gillets ſpärlicher Anregung, alles Nähere G. Čremošnik, Slavia IV 1, 1925; über krest ſ. S. 263.

Ein ſolches Zeichen gehörte nicht pari passu unter die übrigen Zeichen eines Alphabets, und ſo ließ man ihm wohl eine graphiſche Funktion, hob es aber aus der ganzen Reihe in irgend einer Weiſe heraus. Dieſe Ausnahmeſtellung beſaß es aber auch früher ſchon. Es ſtand außerhalb des Alphabets, aber doch in ſeinem Bereich, vielleicht eben deswegen, weil es ſchon in heidniſcher Zeit religiöſe oder kultiſche Bedeutung hatte.[4]) Darüber findet man mehr bei F. Hommel, Die Anordnung unſeres Alphabetes, Arch. f. Schriftkunde I 1, 1914, S. 45—46 und 49, und derſelbe Aufſatz dient uns mit einer Vermutung, die in unſerem Zuſammenhang einige Wahrſcheinlichkeit für ſich gewinnen könnte: Unter den vielen widerſprechenden Bedeutungen, die man den ſemitiſchen Buchſtabennamen untergelegt hat, ſteht die von Thaw als „Zeichen" ziemlich ſicher. Die Geſtalt des Buchſtabens geſtattet eine Verengung dieſer Bedeutung zu „Kreuzzeichen". Hommel ſchließt nun aus dem erwähnten halb- oder über-alphabetiſchen Charakter des Kreuzes und aus Prinzipien, die er in der Anordnung der beiden Hälften des Alphabets, der alphabetaren und der elementaren, zu erkennen glaubt, daß das Thaw hier urſprünglich lediglich eine Schlußmarke, eine Art Anhang oder Unterſchrift geweſen ſei (S. 34, 37 und 44). Schlußmarke und zugleich Buchſtabe — das wäre ein Gegenſtück zum Az der Glagolica, das nach der beſprochenen Anſicht Buchſtabe und zugleich Anfangsmarke ſein ſoll. Eine Ergänzung dieſer antiken Praxis und ein Zeugnis für die ſtetige Gleichförmigkeit der Vorgänge iſt aus einem Sprachgebrauch mittelalterlichen Urſprungs mit neuzeitlichen Belegen zu gewinnen: Seit dem 17. Jh. nennt man in Frankreich die ABC-Bücher, die mit einem griechiſchen Kreuz zu beginnen pflegten: Croix de (part) Dieu (de Jésus), Croçon, Croisette. Fr. Cramer (Zſ. f. rom. Phil. LVI, 1936, S. 55—67) belegt das nur aus Frankreich, doch kommen wenigſtens noch Holland und England hinzu, wenn auch vielleicht unter franzöſiſchem Einfluß.[5]) Dieſe Beſchränkung der Belege ſcheint mir aber mehr zufällig zu ſein, denn das Kreuz auf dem Deckel oder dem erſten Blatte der Fibel (Cramer S. 57—58) iſt ſchwerlich eine bloße franzöſiſche Lokalſitte, ein bloßer landesüblicher Buchſchmuck, ſondern Siegel und Omen des ganzen Unterrichts, und als die realen Kreuze verſchwanden, blieb der Name doch weiter (S. 59, vgl. 66). Wichtig iſt dabei auch eine Tatſache, die aus den Belegen der Mundarten-Wörterbücher hervorgeht, daß man nämlich bei Aufzählung der ganzen Buchſtabenfolge dies Kreuz ſozuſagen als erſten Buchſtaben mitgeſprochen hat, alſo: Croix de Dieu, a, b, c (S. 56, 62), und daß es eine Art emblematiſchen Erſatzes für das Kreuzzeichen war, das der Schüler urſprünglich mit der Hand zu ſchlagen hatte, bevor er die Reihe der Urelemente menſchlicher Rede und chriſtlichen Schreibens herſagte (S. 66—67). Das Fibelkreuz war alſo zunächſt als ſtummes Symbol kaum anders als etwa der Fibelhahn, den man ja gleichfalls allegoriſch auszudeuten wußte (ſ. die Verſe von 1594 bei Chr. Walther, Ndd. Kbl. VIII, 1882, S. 96); aber das Kreuz war laut geworden, und man ſprach es mit. Das iſt die Vorſtufe jenes Zuſtandes, in dem das

---

[4]) Praktiſcher Zweck und ornamentale Abſicht treffen in dieſem Zeichen ſicherlich öfter zuſammen, als der rückſchauende Blick immer erkennt: Wie das Kreuz früher als chriſtliches Zeichen auf Grenzſteinen ſtand, ſo ſteht es heute als mathematiſches auf trigonometriſchen Marken, wie es heute die Telegramm-Nachſchriften abteilt, ſo ſchon das kretiſche Syllabar (Jenſen, S. 92)! Man vgl. auch J. A. v. Scheltema in Eberts Reallex d. Vorgeſch. VII, 1926, S. 101 s. v. Kreuz.

[5]) S. Woordenboek der Nederl. Taal VIII 1, 1916, Sp. 426: Kruisken-A., Belege von 1597 an, und NED II, 1893, S. 1192 Sp. 2: Cross of Christ, Croscrist (worauf Cramer ſchon ſein älteſter Beleg in R. Cotgraves Dictionarie of the French and English tongues, London 1632, hätte führen können), Belege von c. 1450 an.

emblematiſche Kreuz nun in Wahrheit ein Laut geworden iſt. Da man als Urſprung der Sitte ſicherlich mittelalterlich-klöſterlichen Schulunterricht vorausſetzen muß, ſo gerät man juſt in die Umgebung, aus der auch die Erfindung der Glagolica entſprungen iſt: auf chriſtliche Lehrer, Schüler und Gelehrte. Das Az iſt jenes Croix de Dieu. Da es ſich aber bei dieſer Schrift um eine friſche Erfindung handelte, deren Zeichenwerte noch nicht feſt lagen, ſo war es das Gegebene, den chriſtlichen Anfang und Urlaut A mit dem chriſtlichen Zeichen des Endes, dem Kreuz, zu verbinden. Ihren alten magiſch-emblematiſchen Sinn, wie er z. B. in den vielen versus de alphabeto überliefert iſt, büßten die Buchſtaben allmählich ein. So wurde es ſpäter wieder nötig, dem entheiligten Alphabet einen neuen chriſtlichen Stempel aufzudrücken: Vom Thaw als Schlußmarke bis zum Croix de Dieu als Anfangsmarke wechſelten in hoc signo die Aſpekte von Myſtik zu Aufklärung, vom antiken Kult zu neuer Pietät, vom lebendigen Gebrauch zum toten Brauch. Das Az der Glagolica ordnet ſich hier natürlich ein, und ehe man andere Erklärungsmöglichkeiten erprobt, ſollte man dieſe einfachſte nicht außer Acht laſſen, gerade nach Taylors Brief.

Halle/Saale. Dietrich Gerhardt.

Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Überſetzte Titel von Zeitſchriftenaufſätzen ſind mit * verſehen. Mit R gezeichnete Notizen ſind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Beſprechungen hintereinander vom gleichen Verfaſſer, ſo iſt nur die letzte gezeichnet. Die Verfaſſer einſchlägiger Veröffentlichungen und Aufſätze werden um Einſendung von Beſprechungsſtücken gebeten.

I. Allgemeines.

Zeitſchrift für Raſſenkunde und die geſamte Forſchung am Menſchen, herausgegeben von Egon Freiherr von Eickſtedt, Bd. VII u. VIII. Stuttgart: Ferd. Enke. 1938. 320 u. 360 S.

Die Zahl der Mitteilungen über den Südoſten iſt für eine Zeitſchrift, deren Blickfeld über die ganze Welt geht, bemerkenswert hoch — man ſpürt die Tradition der Oſtuniverſität Breslau in den Arbeitsbeziehungen, die gerade mit den Gelehrten zu der Südoſteuropas angeknüpft werden konnten. Im 1. Heft des 7. Bandes gibt V. Lebzelter einen kurzen geſchichtlichen Ueberblick über die „Anthropologie in Wien" von der 1870 gegründeten „Anthropologiſchen Geſellſchaft" bis durch Gründung der „erbbiologiſchen Arbeitsgemeinſchaft" unter J. Weninger charakteriſierten Neuzeit. B. Ŝkerlj bringt im 2. Heft einen umfangreichen Beitrag „Zur Raſſenkunde der Jugoſlawen", der auf der Unterſuchung von 511 Männern und 360 Frauen (bisher größte Frauenſerie aus Südſlawien!) aus allen Gebieten beruht (Turnermaterial von einem Sokolfeſt in Laibach). Die Darbietung des Materials iſt beſtimmt von der eigenwilligen Auffaſſung des Verf. vom Raſſenbegriff, der ſich dem Konſtitutions- und geſchlechtlichen Typus unterordnen ſoll; auch von der Neueinführung einer „pannoniden", „viſtuliden" und „ſkandiden" Raſſe. Hervorzuheben iſt die Berückſichtigung der Körpermaſſe und der Menarche bei den Frauen. H. Hochholzer beſchreibt einen „Moorleichenfund aus den Oſtalpen" (Edlbachmoor ſüdlich Windiſchgarſten, Oberöſterreich). Es handelt ſich um eine rund 160 cm große, rundköpfige, breit- und niedriggeſichtige Frau von heller Komplexion, mit großer Beckenbreite und kräftiger Muskulatur, nach Hochholzer eine „oſteuropide Angehörige der Alpenſlawen" aus dem beginnenden 4. Jh. n. Chr. Das 3. Heft bringt kritiſche Bemerkungen von B. Maleš zur oben angeführten Arbeit von Ŝkerlj unter dem Titel „Die Raſſentypen bei den Serben und Kroaten". Auch dieſer Aufſatz führt über die rein morphologiſche Beſchreibung hinaus mit Angaben über den Grundumſatz der dinariſchen Städter und Bauern. Der 9. Band der Zeitſchrift beginnt mit einem Aufſatz von H. Hochholzer „Zur vor- und frühgeſchichtlichen Raſſen- und Kulturgeographie der Italiker und Illyrer" — eine geographiſche Zuſammenſchau prähiſtoriſcher, linguiſtiſcher, anthropologiſcher Tatſachen mit 2 Karten von der Naturlandſchaft des Spätneolithicums und von den vorgeſchichtlichen Wanderzügen und Ueberſchichtungen im italieniſchen und illyriſchen Frühkulturbereich, deren Auswirkungen ſich bis in die „glühenden Fragen des Heute" erſtrecken. S. Welliſch verſucht auf Grund von Blutgruppenzahlen eine „Raſſendiagnoſe der Ungarn". Unter der madjariſchen Stadtbevölkerung nimmt er bis zu 25%, unter der Landbevölkerung bis zu 5% Deutſche an, die ſich ja in ihrer Blutgruppenzuſammenſetzung ſehr deutlich von den Madjaren unterſcheiden. Da ſowohl die Arbeiten von Ŝkerlj als auch von Maleš das Vorwiegen der Dinarier in Südſlawien betonen, ſo intereſſiert im 2. Heft ein Beitrag von Chr. v. Krogh über „Ein dinariſches Raſſenmerkmal". Die Unterſuchungen an deutſchen Männern und Frauen der Voralpen laſſen es gerechtfertigt erſcheinen, „ein verhältnismäßig hohes Kinn und eine verhältnismäßig niedrige Oberlippe als ein für die dinariſche Raſſe kennzeichnendes Merkmal anzuſehen". Man würde damit die Möglichkeit gewinnen, das dinariſche vom vorderaſiatiſchen Erſcheinungsbild zu trennen, was in gewiſſen Fällen die Raſſendiagnoſe auf dem Balkan erleichtern würde (ſ. w. u.!). Methodiſch intereſſant iſt auch der Beitrag von R. Routil über den „Rumpf der Albaner", der eine Gliederung des 95 Männer umfaſſenden Materials aus den außerhalb des Bereiches normaler Entwicklung ($M \pm 2\sigma$) liegenden Varianten gewinnt und zu intereſſanten raſſenkundlichen und ſozialanthropologiſchen Ausſagen kommt. Ŝkerlj ſetzt ſchließlich mit „Randbemerkungen zu Maleš: „Die Raſſentypen bei den Serben und Kroaten" die Diskuſſion fort. Endlich verneint im 3. Heft J. Kumaris raſſiſche Beziehungen der Griechen zu aſiatiſchen Raſſen und weiſt in dem kleinen Beitrag „Das ‚pſeudomongolide' Geſicht und das ‚mongolide' Auge bei Anämien" nach, daß gewiſſe Erkrankungen

Knochen und Weichteildecke des Geſichtes bei atheniſchen Kindern in einer mongoliformen Richtung verändern konnten. Bei dieſer Gelegenheit wird auch nochmals der Konſtanz der Blutgruppen in abgeſprengten Völkerſplittern (Griechen in Kleinaſien) gedacht. So bietet der beſprochene Jahrgang ein reichhaltiges Material zur Morphologie und Biologie der Völker des Südoſtens.

Breslau. H. Grimm.

Mai, Richard: Auslanddeutſche Quellenkunde, 1924—1933. Berlin: Weidmannſche Buchhandlung 1936. XVI + 504 S.

Wenig Arbeiten entſprechen einem dringenderen Bedürfnis als dieſe vorliegende Veröffentlichung von M. Obſchon Chriſtoph Weber das Schrifttum des Zeitraumes von 1900—1923 über das Auslanddeutſchtum zuſammengeſtellt hatte, war es ein umſo fühlbarerer Mangel, daß die Folgezeit bibliographiſch unbearbeitet blieb, da gerade in dieſem Zeitraum die Beſchäftigung einen großartigen, vorher doch kaum geahnten Aufſchwung nahm. Nur wenn man in den gewaltigen von M. gebotenen Stoff eindringt, läßt ſich ſeine Leiſtung würdigen.

Es kann an dieſem Platz nicht die Aufgabe ſein, eine Geſamtwürdigung des Buches zu geben. Wir müſſen uns auf die Erörterung der auf den Südoſten bezüglichen Abſchnitte beſchränken, die wir auch nach ſorgfältigſter Durchprüfung als gut gelungen bezeichnen müſſen. Die gebotene Literatur iſt — innerhalb des von M. ſelbſt gezogenen Rahmens — vollſtändig, ſoweit das nur möglich war, die Titel und übrigen bibliographiſchen Angaben ſind — von verſchwindenden Ausnahmen abgeſehen — durchaus korrekt. Nur bei fremdſprachigen, z. B. madjariſchen, ſerbokroatiſchen und rumäniſchen Titeln (deren Ueberſetzung übrigens durchweg richtig iſt) kommen Druckfehler auffallend häufig vor. Bei einer Bibliographie wie der vorliegenden iſt die Behandlung der Grenzgebiete und -fälle am ſchwierigſten. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß M. dieſe Frage mit bemerkenswerter Gewiſſenhaftigkeit behandelt und in Zweifelsfällen eher zu viel als zu wenig getan hat. — Was die Gliederung und Einteilung betrifft, ſo könnte man ſich zwar manches anders vorſtellen, aber abgeſehen davon, daß ſich in ſolchen Fragen eine völlige Uebereinſtimmung der Anſichten nicht erzielen laſſen kann, iſt entſcheidend, daß die Bibliographie auch in ihrer vorliegenden Form allen billigen Anſprüchen des Benützers gerecht zu werden vermag.

An Einzelbeanſtandungen möchte ich folgendes zur Sprache bringen: Die Schreibung der Ortsnamen bei der Druckortsangabe gibt — mit Recht — grundſätzlich die deutſche Form wieder. Gelegentlich ſind jedoch M. hierbei Fehler unterlaufen. Die Schreibung Temesvar iſt für heute in deutſchen wiſſenſchaftlichen Werken nicht mehr am Platze. Die — übrigens ſchon aus dem Mittelalter mehrmals belegte — Ortsnamenform Temeſchburg hat ſich heute bereits weitgehend durchgeſetzt. — Statt Crvenka (S. 161) muß es Tſcherwenka heißen. Beim Werk von J. Thim über die Geſchichte des ſerb. Aufſtandes i. J. 1848/49 (Bp. 1930) vergaß M. anzugeben, daß es ſich um den 2. Bd. handelt (S. 162). — Von den vielen Nekrologen über J. Bleyer iſt nur einer — und nicht einmal einer der wichtigeren — angeführt (S. 174). Die Liſte der Beanſtandungen könnte fortgeſetzt werden, ohne daß mit ſolchen Beckmeſſereien gedient wäre. Abſchließend iſt zu ſagen, daß das Werk von M. auch von der deutſchen Südoſtforſchung entſchieden zu begrüßen iſt. Dringend notwendig wäre es jedoch, daß nunmehr auch der Zeitraum vor 1900 bibliographiſch bearbeitet würde, wobei man etwa mit 1848 oder 1871 zu beginnen hätte. F. V.

Hoffmann, Walter: Donauraum — Völkerſchickſal. Leipzig: Felix Meiner 1938, 178 S. 7 Tafeln. Pr. gb. RM. 6.80.

Es ſei zunächſt ein Kurioſum vermerkt: Von den vielen, beſonders in den letzten Jahren über den „Donauraum" geſchriebenen Büchern gehen die wenigſten ernſthaft auf die Bedeutung dieſes Fluſſes ein. Dieſen Fehler vermeidet der Verf.: Er behandelt einleitend die Donau ausführlich als Fluß (nicht in einem mehr oder minder abſtrakten Sinne), ihr Strombett, ihren Lauf, ihre Inſeln und Ufer. Dann befaßt er ſich eingehend mit dem durch den Fluß geſchaffenen „Donauraum" zwiſchen Schwarzwald und Schwarzem Meer, den er in drei — etwa gleich lange — Becken gliedert. Sodann behandelt H. die Schickſale, die dieſem Raum im Laufe der Geſchichte beſchieden waren, die Völker, die ihn erfüllten bzw. berührten, die Kriege, die ihn durchtobten, die Staaten, die in ihm und an ſeiner Peripherie entſtanden, und

die Geſchichte — auch die innere — dieſer Staaten. So ſind die an ſich knappen, oft etwas zu ſehr gedrängten Ausführungen, die er dann über die heutige Bevölkerung der von der Donau durchfloſſenen Staatenwelt macht, nicht lediglich ſtatiſtiſcher Art, ſondern großenteils aus der vorausgegangenen geſchichtlichen Darſtellung erwachſen. Auch die Angaben über die heutige konfeſſionellle Gliederung werden im geſchichtlichen Abſchnitt z. T. unterbaut. Sehr ausführlich behandelt H. übrigens die Geſchicke der Donauſtaaten in der Nachkriegszeit und führt ſeine Arbeit bis an die Gegenwart heran.

Nachdem der Verf. einige Querſchnitte, u. a. durch die wirtſchaftlichen Kräfte und kulturellen Leiſtungen der Donauſtaaten, gezogen hat, behandelt er im Schlußabſchnitt einige „Probleme von geſtern" und „Möglichkeiten von morgen", wobei vor allem die deutſchen Aufgaben im Donauraum aufgezeigt werden. Ueberhaupt widmet das Buch in allen ſeinen Abſchnitten der Geſchichte des Deutſchtums in den verſchiedenen Staaten beſondere Beachtung. Doch ſind die diesbezüglichen Ausführungen des Autors von großer Sachlichkeit getragen, insbeſondere aber auch ſeine Angaben über die kulturellen, politiſchen und wirtſchaftlichen Leiſtungen der nichtdeutſchen Völker des Donauraums. Gute Karten ergänzen wirkungsvoll den Textteil.

Weden.

Weſſely, Kurt: Pangermanismus. Geſchichte und Widerlegung eines Schlagwortes. Linz: Zeitgeſchichte-Verlag 1938. 208 S.

Jeder, der ſich mit oſtmitteleuropäiſchen Fragen beſchäftigt, wird wiſſen, welche Rolle das Schlagwort von der „deutſchen Gefahr", von dem „Drang nach dem Oſten" in der Beeinfluſſung der dortigen Völker bildet.[1]) Es iſt daher ſehr dankenswert, daß ſich W. mit dieſen Fragen entſchloſſen auseinanderſetzt und einem nicht eben erfreulichen „Mythus" zu Leibe rückt. Der Beſtimmung unſerer Zeitſchrift gemäß können wir uns an dieſer Stelle nur mit dem Teil befaſſen, der ſich auf den Südoſten bezieht, was jedoch umſo leichter getan werden kann, weil der Schwerpunkt von W.s Buch ſowieſo hier liegt. Es muß hervorgehoben werden, daß W. mit gründlicher Stoffbeherrſchung vorgeht, gelegentlich ſogar archivaliſche Quellen verwertet (S. 139), wodurch ſeine Unterſuchungen an Tiefe und Beweiskraft viel gewinnen. Am wichtigſten für uns ſind die Abſchnitte „Pangermanismus und ſchwarz-gelbe Tradition" (S. 62 ff.), „Habsburg zwiſchen Weſt und Oſt" (S. 98), „Die Deutſchen im Habsburger-Staat" (S. 103 ff.), „Der Auſtro-Germanismus in Ungarn" (S. 130 ff.). Die Ergebniſſe W.s in dieſen Abſchnitten ſeines Werkes halte ich für grundlegend wichtig. Sie zeigen deutlich, daß innerhalb des Habsburgerſtaates weder im 18., 19., geſchweige denn im 20. Jh. von einer Eindeutſchungspolitik der Wiener Regierungsſtellen geſprochen werden kann, ſodaß ein weiteres Feſthalten an der Diktion der „Germaniſation" entweder lückenhafter Kenntnis der Tatſachen oder mangelndem guten Willen entſpringt. Für die Sachlichkeit W.s zeugt dabei der Umſtand, daß er m. E. z. B. das „Einrichtungswerk" und das neoabſolutiſtiſche Jahrzehnt zu negativ beurteilt. Vor allem die ſog. „Bachzeit" hat — mag man grundſätzlich über ſie urteilen wie man will — im „zisleithaniſchen" Teil der Monarchie große Ergebniſſe aufzuweiſen und die politiſch-kulturelle Entwicklung der nichtungariſchen Volksgruppen entſcheidend gefördert. Ueberhaupt darf man ſagen, daß die kulturelle Aufbauarbeit im 18. und 19. Jh., die von Wien ausging, eine der größten geſamtdeutſchen Leiſtungen im Südoſten iſt. Ich glaube übrigens, darin auch mit Verf. ein und derſelben Anſicht zu ſein. Auch er hebt z. B. die kulturellen Leiſtungen der Bachzeit im ehemaligen Ungarn hervor (S. 142) und betont ferner, daß die Germaniſierungstendenzen des Kardinals Kollonitſch ganz andere Ziele und Richtungen verfolgten, als man heute darunter verſtehen würde (S. 139), was einen neuen und wichtigen Geſichtspunkt darſtellt. Wenn ich derartige Akzentunterſchiede, die von untergeordneter Bedeutung ſind, zur Sprache bringe, ſo nur deswegen, um

---

[1]) Vgl. z. B. die in dieſer Hinſicht aufſchlußreiche Broſchüre von Milivoje Petrović: Germansko nadiranje u slovanske zemlje. Izvodi iz dela germanskih istoričara, državnika i vojskovodja (Der deutſche Drang nach den ſlawiſchen Ländern. Auszüge aus den Werken deutſcher Geſchichtsſchreiber, Staatsmänner und Heerführer). Belgrad: 1938. 43 S. — Es handelt ſich dabei um Meinungen und Tendenzen, die meiſt nur in den Niederungen der Tagesliteratur geäußert werden, trotzdem aber eine Beobachtung ſeitens der Forſchung erfordern.

zu zeigen, daß W. den deutschen Standpunkt keineswegs überspitzt und auch den der „anderen Seite" zu berücksichtigen weiß. Alles in allem handelt es sich um eine wichtige, wertvolle Arbeit, die reich vor allem an Anregungen ist. F. V.

Franze, Herbert: Herkunft und Volkszugehörigkeit der Krakauer Studenten des 15. Jahrhunderts. Deutsche Monatshefte in Polen. V (1938/39), 16—41 (Mit einer Karte).

Eine außerordentlich wichtige Arbeit, die nicht nur kulturgeschichtlich, sondern auch siedlungsgeschichtlich für das Südostdeutschtum wertvolle Unterlagen bietet. Wichtig ist vor allem, daß F. sehr gut angelegte Tabellen bringt, die Anhaltspunkte gestatten, aus welchen Gegenden und Orten des damaligen Ungarn (aus dem sonstigen Südosten sind außerdem nur 5 Studenten aus der Moldau zw. 1400—1465, alle mit deutschen Namensformen, belegt) Studenten nach Krakau gekommen sind, wie viele davon deutsche Namensformen haben (bzw. völkisch bestimmbar sind) und in welche der von F. aufgestellten Zeitgruppen (1400—32, 1433—65, 1466—99) sie hineingehören. Am wertvollsten ist das Ortsverzeichnis, das alphabetisch und nach Ländern angelegt ist. Für die Geschichte des südostdeutschen Städtewesens im Ma. bietet der Aufsatz sehr viel. Zu bedauern ist nur, daß Orte, die weniger als 5 Studenten gestellt haben, unberücksichtigt blieben, wodurch die Reichweite der Krakauer Universität gerade nach dem Südosten nicht ganz klar geworden ist. Ferner möchte ich bemerken, daß die Tabelle deutsche Namensformen aus Orten verzeichnet, die jedenfalls im 15. Jh. kein Deutschtum besaßen. Wenn F. — um nur ein Beispiel herauszugreifen, das allerdings besonders kraß ist — aus Szatenár—Németi zw. 1400—99 25 Studierende anführt, von denen neben 20 unbestimmbaren Namensformen 5 deutsche sind, sodaß der deutsche Anteil an den bestimmbaren Namensformen 100% ausmacht, so gibt das 1. kein richtiges Bild und ist 2. nicht ohne weiteres als gesichert anzunehmen. Gerade über das Deutschtum dieser Stadt besitzen wir eine gute Studie von K. Schünemann (zur Geschichte der Deutschen in Szatmár: DUhVl. III [1931], 5—12). Sch. weist aus dem 15. Jh. zwar noch drei Namen nach, die deutschen Ursprungs sein könnten. Aber davon ist nur einer als gesichert deutsch anzusehen, von den zwei anderen ist der eine (Fychor) zumindestens schwer bestimmbar[1]), während der andere zweifelsfrei madjarisch ist (Halarus = halárus). Wir kennen aus Szatmár-Németi im 15. Jh. also nur einen deutschen Namen. Sollte dann die Stadt (bezw. richtiger die beiden Städte) im 15. Jh. 5 deutsche Studenten nach Krakau entsandt haben? Das ist nicht ohne weiteres anzunehmen. — Der Zweck dieses etwas ausführlichen Hinweises war, zu zeigen, daß F.s Aufsatz neue Materialien erschlossen hat, die aber nur bei sorgfältigster Kenntnis und Berücksichtigung des Gesamtzusammenhanges auswertbar sind. Valjavec.

Sappok, Gerhard: Das Deutschtum des Veit Stoß in Name, Herkunft und künstlerischer Eigenart. Deutsche Monatshefte in Polen (Posen), 1938. S. 363—385.

Nachdem die deutsche Herkunft des Meisters Veit Stoß heute auch von der ernst zu nehmenden polnischen Forschung allgemein anerkannt ist, stellt S. in einem längeren Aufsatz noch einmal die Beweise für sein Deutschtum zusammen. S.s Ausführungen bestehen zum großen Teil aus einer Wiedergabe der von Theodor Müller und mir in unserem Buch: „Veit Stoß. Beiträge zu seiner Lebensgeschichte und seinem Werk" (Sonderdruck aus dem Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst, N.F. X, Heft 1/2, 1933) veröffentlichten Forschungsergebnisse, die S. nur in einer etwas anderen Anordnung bringt. Vielleicht hätte man darauf eingangs im Haupttext hinweisen können. Die Verweise in den Anmerkungen auf unser Buch umfassen nicht die Hälfte der verwendeten Stellen. Der restliche Teil der Arbeit besteht im wesentlichen aus Zitaten aus Pinder, Lützeler u. a. Das Kapitel „Der deutsche Grundcharakter der künstlerischen Werke des Veit Stoß" ist weit entfernt, dieses große Problem wirklich eingehend anzupacken, bringt vielmehr nur an sich verdienstliche archivalische Hinweise auf das Deutschtum der Krakauer Patrizier um die Wende des Mittelalters und daneben einige Zitate bekannter Kunsthistoriker. Die einzige wertvolle neue Feststellung in dem 23 Seiten langen Artikel ist dem erst 1936 erschienenen,

[1]) Schünemanns — vermutungsweise geäußerte — Ableitung aus „Fischer" (a. a. O. 12) dürfte wohl nicht in Frage kommen, da „ch" in Fychor als „tsch" gesprochen wurde.

daher 1933 von uns noch nicht verwertbaren 2. Band der „Cracovia artificum" entnommen: Die Namensformen „Schtoss" und „Schtos" in zwei Krakauer Urkunden von 1511 für Veit Stoßens Sohn Stanislaus beweisen aufs neue die deutsche Herkunft, Form und Aussprache des Namens Stoß. Daneben sind Lochners Angaben über den geringen Wert der Campeschen Veröffentlichung von Neudörffers „Nachrichten von berühmten Künstlern und Werkleuten" gut ins Licht gerückt. Wenn dagegen S. glaubt, die Bezeichnung „Almanus" für Veit Stoßens wahrscheinlich schwäbische Herkunft auswerten zu dürfen, so hätte ihn schon die polnische Uebersetzung dieses Wortes von 1585 „Niemiec" eines anderen belehren können. Auch Dürer nennt sich übrigens gelegentlich „Alemanus", so auf seinem Bild von Adam und Eva aus dem Jahre 1507.

S. begründet die Notwendigkeit seines Aufsatzes mit der Widerlegung eines polnischen Zeitungsartikels sowie einer, wie er selbst sagt, „völlig unkritischen und sachlich gänzlich belanglosen" Schrift von J. Pietka. Wir sehen die Berechtigung von S.s Artikel darin, daß so die Ergebnisse unserer Forschungen zur deutschen Kunst und Herkunft des Veit Stoß, die im „Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst" doch einem weiteren Leserkreis, namentlich im östlichen Auslanddeutschtum, nicht so gut zugänglich geworden wären, nun auch in den am meisten davon berührten Gebieten des Ostens in breiteren Kreisen bekannt werden.

München. K. Dinklage.

Roloff, G.: Fürst Metternich über die slavische und magyarische Gefahr im Jahre 1839 (Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, LII. Bd., 1. Heft, S. 69/70). Innsbruck: Univ.Verlag Wagner 1938.

Die kleine Abhandlung verdient in zweifacher Hinsicht besondere Beachtung: Einmal wegen der historischen Bedeutung der von R. gemachten Mitteilung, und zum andern wegen der darin enthaltenen Parallelen zu der politischen Lage vor dem Weltkriege. In dieser Beziehung interessiert die Südostforschung besonders die von Metternich ausgesprochene Warnung vor russischen Umtrieben in Serbien, die den Frieden Europas zu gefährden drohten. (Diese und andere hochbedeutsame Aeußerungen machte der österreichische Staatsmann während eines Aufenthaltes in Frankfurt a. M. und in seiner rheinischen Heimat im Oktober 1839 in vertrautem Kreise. Sie wurden von dem Preußischen Gesandten am Bundestag v. Sydow an seine vorgesetzte Dienststelle in Berlin berichtet. Der Bericht befindet sich im Geheimen Staatsarchiv Berlin). — Daß die Hegelschen Lehren sich in politischer Hinsicht nicht nur in der „Hegelschen Linken", sondern auch in entgegengesetztem Sinne, und zwar über die deutschen Grenzen hinausreichend, auswirkten, beweist der Hinweis M.s, daß sich die Russen Hegelscher Gedankengänge bedienten, um „der Eroberungssucht und dem Ehrgeize einen anderen Schein zu geben". Größte Besorgnis flößte M. die Verbreitung der Russischen Kirche in Ungarn ein. Die eigentliche slawisch-madjarische Gefahr für Oesterreich sieht er darin, daß die nicht-unierten griechisch-katholischen Ungarn sich nach Lösung ihrer Verbindung mit dem Patriarchen von Konstantinopel dem Heiligen Synod unterstellt hätten, der der Stellvertreter des früheren Patriarchen von Moskau sei, und das Kirchengebet für den Zaren als Kirchenoberhaupt verrichteten.

Die skeptische Einstellung, die M. gegenüber der „Heiligen Allianz" an den Tag legte, dürfte geeignet sein, gewisse Vorstellungen, die man sich bisher, und besonders bis zum Erscheinen des Srbikschen Metternich-Werkes, von der angeblichen Einseitigkeit der Politik dieses Staatsmannes machte, zu zerstören. Man braucht nicht gerade an die englisch-deutschen Bündnisbestrebungen der letzten Jahrhundertwende zu denken, um die Metternichschen Gedankengänge, die auf eine Ersetzung der „Heiligen Allianz" durch eine englisch-österreichisch-preußische Koalition hinzielten, in ihrer politischen Bedeutung zu würdigen.

Lutz, Andreas: Die ersten deutschen Siedler in Ungarn nach der Türkenherrschaft. Graz: Selbstverlag 1938, 24 S.

Die Schrift bekämpft die Behauptung, daß die ersten deutschen Siedler Ungarns heimat- und rechtlose Flüchtlinge aus den von den Raubkriegen Ludwigs XIV. betroffenen Gebieten gewesen seien. Auf Grund dieser von bestimmten Seiten noch dahin übertriebenen Behauptung, daß es sich sozusagen um „Bettler" gehandelt habe,

versuchte man bekanntlich in der Folgezeit wiederholt, den Donauschwaben Ansprüche auf politische und kulturelle Eigenrechte zu bestreiten. Als Folgen verzeichnet der Verf. die Vereitelung der praktischen Durchführung des Nationalitätengesetzes in Ungarn vom Jahre 1868, des Volksschulgesetzes in Kroatien-Slawonien vom J. 1888 und der neueren ungarischen und südslawischen Minderheitenschutzgesetze.

Die erwähnten, den tatsächlichen Sachverhalt arg entstellenden Behauptungen entkräftet L. vor allem durch den Hinweis darauf, daß jede durch deutsche Ansiedler erfolgte Ortsgründung in Ungarn auf ein k. k. Patent oder auf ein sanktioniertes Landesgesetz zurückging, und daß diese kaiserlichen Patente den „Donauschwaben" ausdrücklich deutsche Schullehrer, z. T. auch deutsche Priester zusicherten. L. weist ferner auf die durch die Raubkriege Ludwigs XIV. in Deutschland geschaffenen Verhältnisse hin, wo in den von den Kriegen betroffenen Gebieten gerade die wohlhabnde Bevölkerung ausgeplündert und gerade der tüchtigste und fleißigste Teil des Volkes zur Auswanderung veranlaßt wurde. Daß in Ungarn der Zuzug von Deutschen gern gesehen wurde, geht aus einem in der Schrift L.s zum Abdruck gelangten Gesuch des Bischofs Radanay von Fünfkirchen an die Hofkammer hervor, worin dieser auf den „ersprießlichen Nutzen" hinweist, der dem Kaiser durch die Ansiedlung der von den Franzosen Vertriebenen erwachsen würde, und ausdrücklich betont, daß sein Bistum „gerade solche Leute benötigt". Als weiteres Dokument zur Stützung seiner Anschauungen führt L. das „Einrichtungswerk des Königreichs Hungarn" vom Jahre 1688 an, ein von zwei kaiserlichen Kommissionen gemeinsam verfaßtes Protokoll, in dem das Programm zur Regelung der Verwaltung und Besiedlung der neu erworbenen Gebiete niedergelegt ist. In diesem „Einrichtungswerk" wird u. a. vorgeschlagen, daß zur Begünstigung der Besiedlung den Ungarn drei, den Deutschen aber fünf Freijahre gewährt werden sollten. Diese und andere in der Schrift angeführte Dokumente sind sehr geeignet, den Sachverhalt richtig zu stellen.

Kämmel, Richard: August Hermann Franckes Tätigkeit für die Diaspora des Ostens. (In: „Die evangelische Diaspora", Ztschr. d. Gustav-Adolf-Vereins, 20. Jg., H. 5, S. 312—351). Leipzig: Gustav Adolf-Verein 1938.

Aus der Abhandlung K.s erfahren wir u. a., wie der Hallesche Pietismus — dessen Wesenszüge tiefschürfend und verständlich zugleich erläutert werden — zu Beginn des 18. Jh.s in den österreichischen Ländern und auch in Wien selbst Verbreitung fand. Daß hier in Wien die pietistischen Lehren vor allem von fremden — der schwedischen und englischen — Gesandtschaften gefördert wurden, zeugt von ihrer großen Werbekraft und internationalen Verbreitung und rechtfertigt die Behauptung des Verf.s, daß „seit Luther und Melanchthon kein evangelischer Theologe so weitreichende Auslandsbeziehungen gehabt" habe wie A. H. Francke.

Eingehend wird das Studium ausländischer Theologen an der — in schroffem Gegensatz zu der „orthodoxen" Universität Wittenberg stehenden — Universität Halle behandelt. Von den diesbezüglichen Ausführungen dürften die Südostforscher besonders die über das „collegium orientale theologicum" interessieren, das einerseits den aus dem Osten und Südosten kommenden jungen Theologen das Studium erleichtern, andererseits seine Mitglieder für eine spätere Missionstätigkeit vorbereiten sollte, denen die Erlernung wenigstens einer Fremdsprache zur Pflicht gemacht wurde. Es sei hierbei besonders auf die Ausführungen über die vermittelnde Tätigkeit des Franckeschen Sendboten Christoph Voigt in Wien verwiesen, der hier durch den Beichtvater des Kaisers Zugang zu seltenen, für das collegium orientale wertvollen Handschriften erhielt.

In den die Tätigkeit der Franckeschen „Missionare" behandelnden Abschnitten werden besonders ausführlich die Schwierigkeiten erörtert, die der Verbreitung der pietistischen Lehren in Teschen bereitet wurden (auch hier treten — neben den Katholiken — die „Wittenberger" als Gegner der Halleschen Pietisten auf den Plan). Auch von der Tätigkeit der Franckeschen Sendboten in Siebenbürgen und Ungarn vernehmen wir, und zwar nicht nur von ihrer seelsorgerischen Tätigkeit, sondern auch von der praktischen Arbeit, die sie für das leibliche Wohl der Menschen leisteten. So hören wir von der Herstellung von Arzneien in der Waisenhausapotheke in Halle, die von hier aus nach allen Ländern, insbesondere auch nach den südosteuropäischen, versandt wurden.

Aus der Auslandskorrespondenz Franckes interessiert uns besonders der Briefwechsel mit dem Preßburger Rektor Weißbeck und mit dem in derselben

Stadt tätigen Pietiſten Mathias Marth. Die in verſchiedenen Aufſätzen der Abhandlung verſtreuten Mitteilungen über den in Wien, Teſchen und Hermannſtadt tätigen Chriſtoph Voigt erwecken den Wunſch, in einer zuſammenhängenden Darſtellung mehr über Leben und Wirken dieſes offenbar rührigſten und erfolgreichſten pietiſtiſchen Südoſtmiſſionars zu erfahren. Ueberhaupt iſt der Themenkreis „Der Pietismus und der Südoſten" noch auszufüllen, wobei die Kirchengeſchichte in engerem Sinne nur einen Sektor darſtellen würde. Z. B. wäre in dieſem Zuſammenhang ſicherlich noch Manches über die Beziehungen des dem Pietismus gegenüber ſehr freundlich eingeſtellten Philoſophen Leibniz zum Südoſten nachzutragen.

Die Abhandlung K.s wird durch den Abdruck von Stellen aus Aufſätzen und Briefen A. H. Franckes und von Briefen ſeiner Mitarbeiter — auch ein Brief Franckes wird vollſtändig abgedruckt — für die Wiſſenſchaft beſonders wertvoll. Dieſe Korreſpondenz unterſtützt unſere Vermutung, daß über Franckes Wirkſamkeit im Südoſten noch manches zu ſagen und zu ſchreiben iſt. Befinden ſich doch allein in der Preußiſchen Staatsbibliothek in Berlin 10 600 an Francke gerichtete Briefe, und in der Hauptbibliothek der Franckeſchen Stiftungen in Halle befinden ſich deren nach den Angaben des Verf.s noch mehr. Daß der Einfluß des Pietismus im Südoſten bedeutend größer geweſen ſein muß als aus dem beſprochenen, die geſamte Franckeſche Oſtmiſſion behandelnden Aufſatz erſichtlich iſt, geht ſchon daraus hervor, daß die auf Betreiben Franckes gedruckte „Böhmiſche Bibel" in kurzer Friſt die für die damalige Zeit (erſtes Drittel des 18. Jh.s) außergewöhnlich hohe Auflagenziffer von über 15 000 erreichte.

Fritz Weden.

Fantham, H. B., und Porter, A.: Some Cases of Race Admixture observed in Canada. (Einige Fälle von in Canada beobachteten Raſſenmiſchungen) Eugenical News, XXIII (1938), 92—102.

Zahlreiche deutſche und ſüdoſteuropäiſche (ſerbiſche, ſlowakiſche, ukrainiſche, madjariſche u. a.) Elemente finden ſich in den Sippentafeln von 8 unter 50 Familien, mit denen Wohlfahrtsarbeit die Verf. in Berührung brachte. Dazu kommen Miſchehen von Vertretern der Großraſſen (Europide, Neger, Mongolen u. a.) untereinander — wie meiſt in der angelſächſiſchen Literatur, iſt „race" gleichzeitig für Volkskörper („Volksraſſe") und Körperformgruppe („Formraſſe") verwandt. Das körperliche Erſcheinungsbild und das Verhalten der Probanden, insbeſondere ihre Einordnung in die „community", wird beſchrieben. Engliſch iſt die verbindende Sprache in ſolch heterogenen Familien, in denen die Nachkommen z. B. als „Dane—Finn—Slovak Hungarian—German—Ukrainian" von den Verf. bezeichnet werden. Während Miſchehen zwiſchen Großraſſen in einer Reihe guter Baſtarduntersuchungen von Fiſcher, Rodenwaldt, Steggerda u. a. ſtudiert worden ſind, exiſtiert eine anthropologiſche Betrachtung völkiſcher Miſchehen erſt in Anſätzen. Als deren einer iſt die Arbeit mit ihren Angaben über allgemeinen Körperbau, Augen-, Haar- und Hautfarbe, Augenlage, Jochbogen uſw. zu werten, ohne daß freilich die kleine Anzahl der Beobachteten ausreichende Schlüſſe über die Wandlung einer „Volksphyſiognomie" im Laufe der Zeit geſtattet. Es ſcheint allerdings, daß die Nachkommen der fraglichen Familien vielfach oſteuropide Züge (groben Körperbau, relativ flaches Geſicht, ſchräge Augenſpalte) und dunkle Komplexion tragen. In Unſauberkeit, Streitſucht, Alkoholismus äußert ſich eine „general tendency to a lower standard". Die Verf. gelangen daher zu dem Schluß: „Race admixture between peoples widely separated in language, social development, religion and ideals does not seem desirable in the interests of the race as a whole". Da aber die Bildung einer „Canadian Nationality" notwendig erſcheint, kommen ſie zu einer Ordnung der Völker nach ihrer Aſſimilierbarkeit. Die geringſten Schwierigkeiten bietet das angelſächſiſche und nordeuropäiſche Element, ſtärkere das mitteleuropäiſche, ſchließlich iſt „slavonic temperament not easily assimilable". Feſthalten an der alten Tracht, alter Ernährungsweiſe, auch an der Heimatpreſſe, wird nämlich beſonders bei den Südoſteuropäern in Kanada feſtgeſtellt, doch zeigen auch die Deutſchen erhebliche Kulturtreue. Die Verf. mißbilligen dies. Es muß aber die Frage geſtellt werden, ob die Kulturtreue nicht eine der wenigen poſitiven Eigenſchaften innerhalb jener ſozial tiefſtehenden Gruppe iſt. Daß es ſich um eine ausgeſprochen negative Ausleſe aus allen in Rede ſtehenden Völkern handelt, darf doch nicht überſehen werden.

Breslau. Hans Grimm.

II. Binnendeutsche Grenzgebiete.

Burgenländische Heimatblätter. Eisenstadt: Burgenländische Verlagsanstalt. Jg. 1937. 84 Seiten.

O. Brunner kennzeichnet die für „die deutsche Besiedlung des Burgenlandes" (S. 21—27) gegebenen Bedingungen, indem er die natürliche Lage des am Ostalpensaum und damit zugleich am Westrand des Pannonischen Beckens gelegenen Landes beschreibt, wobei er die Unterschiede zwischen dem nördlichen (in seinem Charakter mit dem Wiener Becken verwandten) und dem südlichen Landesteil hervorhebt und unterstreicht. Die bis in die jüngere Steinzeit (seit der die Trennung zwischen dem nördlichen Altsiedelland und dem südlichen Urwaldgebiet zu verfolgen ist) zurückgreifende Abhandlung befaßt sich mit der Siedlungs-, Kultur- und politischen Geschichte des Landes. Von den geschichtlichen Hilfswissenschaften ist besonders die Ortsnamenforschung herangezogen. Im Hauptteil behandelt B. die von ungarischer und deutscher Seite angewandten Siedlungsmethoden, wobei die Leistung des Bauerntums als der „Mutterschicht alles geschichtlich wirksamen Volkstums" primär und bevorzugt behandelt wird. Doch auch die Leistungen des dem Bauern nachfolgenden Städters werden gebührend gewürdigt. Die Darstellung ist übersichtlich, klar und verständlich, wenn auch der Hinweis des Verf.s als berechtigt anerkannt werden muß, daß erst der den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der Besiedlung des Burgenlandes gewinnen könne, der die große Gesamtsiedlungsleistung des bairischen Stammes im Südosten erfaßt habe.

Vorzüglich ergänzen sich die Ausführungen von Brunner und die „Randbemerkungen zur burgenländischen Siedlungs- und Volkskunde" von A. Barb (S. 4—11 u. 27—34). Der Aufsatz von Barb enthält u. a. (sehr ausführliche!) „Randbemerkungen" zu den Forschungsthemen „Spuren altbairischer Mundart" (S. 4—5), „Karolingische Siedlung und St. Veitskult" (S. 5—8) und „Romanische Siedlungsreste im Südburgenland" (S. 27—31).

Weden.

Zeiß, Hans: Von den Anfängen des Baiernstammes. Sonderdruck der „Bayerischen Vorgeschichtsblätter. München: Verlag der Kommission für bayerische Landesgeschichte, in Kommission bei C. H. Beck. 1936. 16 S.

Z. verbreitet sich über die Herkunft des Namens Bajuwaren, der nach seiner Ansicht schon vor der Abwanderung der Markomannen aus Böhmen aufgekommen sein muß, und geht in diesem Zusammenhange auch auf die Geschichte des Markomannenvolkes und Böhmens ein. Von den Ausführungen des Verf.s über die politische Geschichte des Baiernstammes verdienen die über die Beziehungen zum Frankenreich hervogehoben zu werden.

In der Hauptsache befaßt sich die Schrift mit den Funden, die für die bairische Frühgeschichte auswertbar sind, wobei Z. auf die Forschungen Veecks verweist, der eine sozialgeschichtliche Ausdeutung der Gräberfelder versucht hat. Z. vermeidet bewußt den Fehler, „aus verhältnismäßig wenig Funden oder aus ihrem Fehlen allzuweittragende Schlüsse zu ziehen" und äußert sich demgemäß als objektiver und vorsichtiger Forscher auch sehr zurückhaltend über die Ergebnisse der Bodenfundeforschung für die markomannisch-bairische Geschichte. R

Mayer Matthias: Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg. Heft 1: Brixen im Tal, Kirchberg, Aschau. Selbstverlag des Verfassers, Going, Post Ellmau (Tirol) 1936, 289 S. Preis RM. 4.50.

Das vorliegende Werk stellt den 1. Band einer vom Verf. geplanten Reihe von Handbüchern zur Geschichte der Pfarrorte des ganzen Tiroler Unterlandes dar. In dankenswerter Weise wird nicht nur das rein Kirchliche behandelt, sondern auch zur Besiedlungsgeschichte des Gebietes Stellung genommen und wertvolles, umfangreiches Material zur Kunsttopographie beigebracht. Das stattliche Bändchen, welches der Urpfarrkirche Brixen im Tal und ihrer Umgebung gewidmet ist, bringt neue Gesichtspunkte zur Wertung der im Indiculus Arnonis enthaltenen frühesten Nachrichten über dieses Gebiet. Der Datierung der Brixener Martinskirche ins frühe 8. Jh. ist beizustimmen. Von großem Interesse sind die genauen Angaben über die Baugeschichte der jetzigen bedeutsamen Brixener Barockkirche, eines Werkes Andreas Huebers.

Einen wertvollen Einblick in die Fragen der Meierhofverfaſſung gewähren die Nachrichten über den wohl ſeit 902 nachweisbaren Urmeierhof „Hof" bei Brixen.

In ſehr frühe Zeiten zurück muß auch die alte ehemalige Michaelskirche Kirchberg am Ausgang des Spertentales datiert werden. Denn wenn ſie bei ihrer erſten urkundlichen Erwähnung 1333 einen eigenen Friedhof beſitzt, ſo weiſt dies in Anbetracht des alten Michaels-Patroziniums auf eine weit zurückliegende Entſtehungszeit. Die Meinung M.s, es handle ſich hier um eine Gründung erſt des ſpäten 12. Jh.s, dürfte daher kaum haltbar ſein. Einen Anſchluß an eine germaniſche Kultſtätte macht vielmehr das Patrozinium wahrſcheinlich. Die dritte Pfarrkirche Aſchau hoch oben im Spertental iſt erſt eine junge Gründung.

Sehr zu begrüßen iſt die Beigabe von Lichtbildern aller kunſthiſtoriſch wertvollen Bauten und Kunſtgegenſtände in dem behandelten Bezirk, ebenſo eines gut ausgearbeiteten Regiſters.

München. Karl Dinklage.

Lott, Walter—Reeſe, Werner: Geſamtdeutſches Denken in Oeſterreich und die Reichsgründung (Junge Wiſſenſchaft, Schriftenreihe der Reichsſtudentenführung, Bd. 1). München—Berlin: J. F. Lehmann, 1938.

Ein 1. Abſchnitt von R. ſtellt die grundſätzliche Ausgangsſtellung feſt. Die zwei folgenden Kapitel gelten Staat und Heer, Volk und Parteien in der Oſtmark. Hier liegt naturgemäß das Schwergewicht auf dem Beitrag L.s über die Verfaſſungspartei. Weitere Abſchnitte behandeln das Sudetendeutſchtum und das Deutſchtum in Ungarn.

Insgeſamt haben 14 Kameraden mitgeholfen; aber alle Beiträge ſind ſauber gearbeitet und wahre Gemeinſchaftsleiſtung, deren ſchönſter Lohn der Sieg im Reichsberufswettkampf der deutſchen Studenten 1936/37 war.

1866 hatte die Deutſchen Oeſterreichs aus der werdenden Einheit des Deutſchen Reichs ausgeſchloſſen. Aber dieſer Ausſchluß war gegen ihren Willen erfolgt; ſo lag nahe, an dem Kriege von 1870, dem erſten großen deutſchen Geſchehen ſeit Königgrätz, die Haltung der Deutſchöſterreicher zu überprüfen. Die vorliegende Arbeit erweiſt, daß die Oſtmarkdeutſchen im weiteſten Sinne ihre Probe beſtanden haben. Denn die Tage der deutſchen Abrechnung mit dem franzöſiſchen Vormachtſtreben 1870/71 wurden eine einzige große Manifeſtation der Zuſammengehörigkeit. Zwar ſtanden einflußreiche Kreiſe mit ihren Sympathien auf Seiten Frankreichs. Ein ſtrenges Verbot — das freilich umgangen wurde — unterſagte öſterreichiſchen Freiwilligen den Eintritt in die deutſchen Heere. Der Kaiſer riet dem Juſtizminiſter, jetzt ſeine deutſchen Neigungen beiſeite zu ſetzen; er fand auch „die Kataſtrophen in Frankreich fürchterlich und für unſere Zukunft nicht tröſtlich". Und wie der Herrſcher, ſo dachte der geſamte Hof, die Hochariſtokratie und all die anderen, die das Neue Wiener Tagblatt kurz zuſammenfaßte: „Börſianer und Hofräte, Generäle und Domherren." Der Konvertit Maaßen drückte in Graz eine Reſolution durch, „nicht Frankreich, ſondern Preußen iſt der notwendige und größte Feind Deutſchlands"; verſtändiger und ehrlicher, auch als Beiſpiel für die „zwei Seelen" in der Bruſt manches Deutſchöſterreichers, war die Stellungnahme in dem „Oeſterreichiſchen Volksfreund" zu einem möglichen deutſchen Sieg: „Vom Standpunkt des deutſchen Nationalgefühls wäre dieſes Ergebnis nur zu begrüßen, vom Standpunkt des öſterreichiſchen Staatsintereſſes würde es aber zu den größten Beſorgniſſen Anlaß bieten." Aber die überwiegende Mehrheit des deutſchöſterreichiſchen Volkes ließ dem Gefühl freien Lauf; der preußiſche Geſandte in Wien empfing zahlreiche Beweiſe dieſer Anteilnahme; der Wiener Gemeinderat ſtellte als einer der erſten die Forderung nach unbedingter Neutralität; im gleichen Geiſte ſchloß ſich ein reicher Kranz von Entſchließungen an, der von Lemberg und Bielitz, Prag und Brünn bis Graz, Klagenfurt und Villach, aber auch nach Marburg, Laibach und Cilli reichte. Allenthalben erſchienen Aufrufe zu Sammlungen für die kämpfenden Brüder; wie weit auch dies ſich erſtreckte, erweiſt die Gartenlaube, die ſchrieb, „daß die Siebenbürger Sachſen es an freudiger Opferwilligkeit den meiſten Stammesgenoſſen in dieſer Monarchie zuvorzutun". Jubel begleitete die deutſchen Siege; der Tag von Sedan hörte überall die „Wacht am Rhein", ſah überall ſchwarz-rot-goldene Fahnen, und wenn auch die Feiern verboten wurden — „von den Kuppen des Erzgebirges und der Sudeten, von den Höhen der Karpathen Siebenbürgens und den Felszinnen der Dolomiten gaben Freudenfeuer Zeugnis von der Teilnahme der Deutſchen Oeſterreich-Ungarns, die ſich eins fühlten mit ihren Brüdern jenſeits der Grenzen". Und bis nach Bozen und Meran

brannte das Lichterfest der Fackelzüge. Das gleiche wiederholte sich überall, wo Deutsche wohnten — trotz neuerlicher Verbote — beim Abschluß des Frankfurter Friedens. So hatte dieser wahrhaft deutsche Krieg auch hier die Geister endgültig geschieden; es gehörte nicht zuletzt zu den Folgen dieses Krieges und der gemeinsam durchlebten und empfundenen Begeisterung über die deutschen Waffenerfolge, daß sich Siebenbürger Alt- und Jungsachsen und mit ihnen die Banater Schwaben im Bewußtsein ihres gemeinsamen Volkstums und über manchen Sonderungsgeist hinweg endgültig fanden.

Aber dieses Bekenntnis zum Deutschtum mußte keineswegs als Demonstration gegen den eigenen Staat verstanden werden. Erst wenn der Staat sich als Gefahr für das Volkstum erwies, konnte die tiefe Problematik für den Deutschösterreicher: Volk oder Staat, an die Grundlagen der Monarchie rühren. Selbst dann aber galt die entscheidende Frage nur für die im geschlossenen deutschen Raum Siedelnden; die Volksgruppen in den Sprachinseln haben nie einen Zweifel an ihrer staatsbürgerlichen Loyalität gelassen. Wieder konnte auch zu diesem Problem das Siebenbürgische Tageblatt am 16. Jänner 1874 rückblickend sagen: „Nie hat ein unlauterer Gedanke gegen den Staat, welchem wir angehören, bei den Freudenfeuern, welche wir aus Anlaß der deutschen Siege auf unseren Bergen angezündet, zwischen unsere Herzen sich eingeschlichen. Wir haben unsere Bürgerpflicht mit dem deutschen Zug unseres Herzens stets zu vereinen gewußt..." Aber so loyal die Deutschen als Minderheit auch blieben, so wenig sie dort, wo sie die Mehrheit hatten, an die Unterdrückung der anderen Nationalitäten dachten — Dank haben sie bis zum heutigen Tag kaum geerntet. Ostmark und Sudetenland sind heimgekehrt; wir aber wollen auch der Brüder nicht vergessen, die weiter vor den Toren stehen müssen: treu dem Volke, gehorsam dem Staate.

Wien. Wilhelm Deutsch.

III. Sudetengau, Böhmen, Mähren; Slowakei.

Casopis Matice Moravské (Zeitschrift der Mährischen Vereinigung). 61. Jg. Brünn (1937). 464 + VIII S.

Ein Beitrag J. Macůreks über den „*Böhmischen Aufstand 1618 bis 1620 und Polen" beleuchtet die zwischen Böhmen und Polen zu Beginn des 17. Jh.s bestandenen politischen Beziehungen an Hand neubearbeiteten Urkundenmaterials. Die offizielle polnische Politik war dem böhmischen Aufstande durchwegs ungünstig gesinnt und stellte sich zu ihm ähnlich wie die polnische Politik zum Hussitismus. Genau wie im 15. Jh. glaubte sie im Umsturz in den böhmischen Ländern die Möglichkeit zur Lostrennung Schlesiens von Böhmen zu ersehen und schickte sich an, an der Seite der Habsburger gegen Böhmen vorzugehen, um die im polnisch-habsburgischen Vertrag von 1613 eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen. Nur in Augenblicken eigener Schwierigkeiten und politischer Schwächezustände neigte sie zu einer Vermittlerrolle. Die Mehrzahl der polnischen Politiker wünschte gleichwohl trotz dynastischer und politischer Bindungen an Habsburg kein feindliches Vorgehen gegen die böhmischen Aufständischen. Genügend Stimmen erhoben sich, die gegen die antiböhmischen Absichten des Hofes waren; sie kamen vor allem aus den Kreisen des niederen Adels, womit sich der Vorgang aus der Hussitenzeit wiederholte, wo gleichfalls die Sympathien zu den Tschechen bei den niederen Ständen zuerst in Erscheinung traten, während sich die höheren polnischen kirchlichen wie auch weltlichen Würdenträger der Gegenseite zuwandten. Es wäre aber falsch, dieser tschechophilen Haltung nationale Gründe oder das ausdrückliche Bewußtsein volklicher Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit unterschieben zu wollen; sie entsprang persönlichen, ständischen und Parteivorteilen, dem Unwillen gegen die habsburgfreundliche Politik des Hofes und den staatspolitischen Erwägungen, daß ein durch lange Kämpfe mit Schweden und Moskau ausgeplündertes und am Vorabend neuer Kämpfe mit den Türken stehendes Polen seine Kräfte schützen müsse und sich in keinerlei gefährliche mitteleuropäische Auseinandersetzungen verwickeln lassen dürfe. Die eingehende und objektive Behandlung all dieser Probleme durch den Verf. erweist für uns nur wiederum die Fraglichkeit allslawischer Ideen, die weder einen geschichtlichen Hintergrund, noch eine politische Zukunft haben.

Seit wir durch die Eingliederung der südmährischen deutschen Gebiete auch die kleine kroatische Minderheit in drei Gemeinden des Bezirkes Nikolsburg mitbekommen haben, interessiert uns ihr geschichtliches Schicksal und ihr völkischer Bestand als wohl kleinster fremder Volksgruppe im neuen Deutschen Reiche ganz besonders. A. Turek schildert in seiner Abhandlung „*Die kroatische Kolonisation in Mähren" auf Grund der seltsamerweise noch wenig durchforschten Quellen die Geschichte der durch die Türkennot im 15. Jh. vertriebenen Kroaten und ihre Abwanderung, man kann fast sagen Flucht nach Italien, Westungarn und vorwiegend Niederösterreich, wo sich in Südmähren eben ihre Reste bis auf unsere Tage erhalten haben. Im alten Kaiserstaate kulturell vollkommen unbehindert, versuchte man sie in der Tschechoslowakei zu entnationalisieren bzw. zu tschechisieren, um im geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet einen Ausgangspunkt der allgemeinen Tschechisierung zu haben. Die Kroaten aber widersetzten sich, hielten zu den Deutschen, mit denen sie auch wählten, und bewahrten ihre volkliche Eigenart. Diese Tatsachen vermissen wir natürlich bei T., müssen aber seine fleißige Arbeit anerkennen, die hoch einzuschätzen ist, da eine Geschichte der südmährischen Kroaten bisher gefehlt hat und mehr die volkskundlichen und ethnographischen Momente berücksichtigt wurden. Es ist zu wünschen, daß sich nun bald auch ein deutscher Bearbeiter findet, der in einer Gesamtdarstellung aller Fragen, des völkischen Bestandes wie auch des geschichtlichen Schicksals, die deutsche Meinung dazu vertritt,

Den Historiker wird schließlich auch das von J. Wolf veröffentlichte „Letzte Verzeichnis der Freimaurer in Brünn vom Juni 1793" interessieren. Das Verzeichnis enthält übrigens fast nur deutsche Namen des Adels und des höheren Beamtenstandes, wenige reiche Bürger, dagegen viele Offiziere und auch etliche Studenten; Juden sind, aus den Namen und den Berufen zu schließen, nicht vertreten.

Ein sehr reichhaltiges Literaturverzeichnis sichtet und bespricht in der Hauptsache das über Mähren erschienene Schrifttum und berücksichtigt auch einschlägige Veröffentlichungen, die zu sudetenländischer Geschichte in Beziehungen stehen.

Erzgebirgs-Zeitung. 58. Jg. Teplitz-Schönau 1937, 176 S.

Wenn auch diese Monatsschrift für Volkskunde und Heimatforschung, Wanderpflege und Fremdenverkehr hauptsächlich auf den Unterhaltungston abgestimmt ist und ihren Lesern keine abgezogene Wissenschaftlichkeit vorsetzen will, so müssen doch einige Beiträge hervorgehoben werden, die den Rahmen einer Heimatzeitschrift überschreiten. So sei auf „Die alten Teplitzer Verkehrswege" hingewiesen, die J. Breschenbauer beschrieben hat, und das Juniheft der Beachtung empfohlen, das dem Gedenken eines der Begründer der neuzeitlichen Augenheilkunde, dem sudetendeutschen Prof. Ferd. Arlt (1812—1897), gewidmet ist.

Firgenwald. 10. Jg. (1937), Reichenberg. 176 S.

In diesem Jahrgange der im Auftrage der „Deutschen wissenschaftlichen Gesellschaft in Reichenberg" und im Verlag der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatforschung von Bruno Müller herausgegebenen Vierteljahrsschrift für Geologie und Erdkunde der Sudetenländer wird neben den rein fachlichen Beiträgen vor allem ein Aufsatz K. A. Sedlmeyers „Der Wandel Mitteleuropas" Interesse beanspruchen. S. weist darin den seit Hassingers Bestimmung des Begriffes „Mitteleuropa" erfolgten Wandel der Auffassung über dessen Bedeutung und Begrenzung im zuständigen Schrifttum nach, der, wie schon Hassinger 1917 darlegte, als Folge mannigfachster Kräfte von empfindlicher Wandelbarkeit sein muß. Die letzten zwanzig Jahre haben dieser Meinung recht gegeben und es ist lohnend, der Begriffsverschiebung als einer auch durch die geschichtliche Entwicklung und nicht allein durch geographische Gegebenheiten bedingten Erscheinung nachzuspüren, wobei eine bemerkenswerte Verlagerung bzw. Erweiterung gegen Osten hin aufs engste mit politischen Gründen zusammenhängt.

Jonášová-Hájková, Stanislava: Bibliografie české historie (Bibliographie der böhmischen Geschichte) [für das Jahr 1935]. Prag: Verlag des Historischen Klubs 1937. 222 S.

Dieses mit Unterstützung des Schulministeriums und der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste herausgegebene Werk zeigt den gleichen Fehler, der die

meiſten tſchechiſchen wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen auszeichnet: obzwar von den 330 unterſuchten Zeitſchriften nur 7 franzöſiſche, aber 66 deutſche ſind, wird dennoch das deutſche Element übergangen und der deutſche Anteil des ehemaligen Böhmens nicht zur Kenntnis genommen: Inhaltsverzeichnis und Hinweiſe erſcheinen nur tſchechiſch und franzöſiſch. Dabei iſt klar, daß eine ſolche Bibliographie wohl mehr von deutſcher als von franzöſiſcher Seite beanſprucht wird, da ſie nicht nur alle ſudetendeutſchen Zeitſchriften berückſichtigt, ſondern auch wegen der gründlichen und umfaſſenden Anlage ein wichtiges Hilfsmittel für den mit ſudetenländiſcher Geſchichte ſich befaſſenden Hiſtoriker darſtellt. Hoffentlich ändert ſich in Zukunft dieſer enge chauviniſtiſche Sinn bei wiſſenſchaftlichen Werken, die nicht nur die Tſchechen allein angehen, ſondern auch dem übrigen Mitteleuropa etwas zu bieten haben. Das aber iſt mitſamt ſeiner Wiſſenſchaft deutſch und nicht franzöſiſch, ein Umſtand, dem die Tſchechen nun allmählich Rechnung tragen könnten.

München. E. Emmerling.

Kubitza Franz: Burgengeographie Nordmährens und Sudetenſchleſiens. (Beiträge zur mähriſch-ſchleſiſchen Volks- u. Heimatforſchung, herausgegeben von Herbert Weinelt. Heft 1). Brünn 1938. 36 S., 22 Abb., 2 Karten.

Die im Geogr. Inſtitut der Deutſchen Univerſität zu Prag entſtandene Arbeit bildet einen willkommenen Beitrag zu einem der jüngſten Seitenzweige der Siedlungsgeographie. Der Verf. hat ſich die Aufgabe geſtellt, die mannigfaltigen Beziehungen zwiſchen Burg und Siedlung darzuſtellen. Da die mittelalterlichen Burgen großenteils als Wegeſchutz dienten, wird zunächſt das damalige nordmähriſch-ſchleſiſche Straßennetz eingehender behandelt und Mähren als Durchgangsland des Nord—Südverkehrs gekennzeichnet. Dieſes Land ſtellt den Korridor zwiſchen Sudeten und Karpaten dar. Die Betſchwa—Oberſenke bildet die Verknüpfung zwiſchen dem Wiener Becken und dem Oder—Weichſelgebiet. Als alter Verkehrsmittelpunkt erſcheint Olmütz, wo die Straßen von Krakau und Breslau zuſammenlaufen, um dann weiterhin nach Prag zu führen. Die Burgen dieſes Gebietes dienen teils als Wegeſchutz, teils als Grenzſchutz und teils als Adelsſitze, können aber auch mehrere dieſer Funktionen vereinen. Man legte Grenzburgen an der Berührung des dichtbeſiedelten Landes mit dem Grenzwald an, ferner an Stellen, wo der natürliche Wald- oder Gebirgsſchutz fehlte und endlich dort, wo man eine gefahrdrohende politiſche Macht zum Nachbarn hatte. Im hier beſprochenen Raum grenzten Böhmen, Mähren, Polen und das Breslauer Bistumsland aneinander. Hauptſächlich durch Burgen geſchützt war die Grenze des Bistumslandes gegen Mähren ſowie die mähriſch-polniſche Grenze. Dagegen erforderte der bis ins 13. Jh. intakte böhmiſch-mähriſche Grenzwald keine Befeſtigungen, und ſo finden wir im Schönhengſtgau keine Grenzburgen. Als Adelsſitze dienten die im 12. und 13. Jh. hier eingebürgerten Turm- bezw. Turmhügelburgen des mitteldeutſchen Oſtens. Eine beträchtliche Anzahl nordmähriſcher Städte ſind hauptſächlich im 13. Jh. als Burgſiedlungen entſtanden, indem ſich im Schutze von Burgen regelloſe Burgflecken entwickelten. Olmütz ſtellt ein Muſterbeiſpiel einer aus einem Burgort über den Straßenmarkt zur deutſchen Stadt gewachſenen Siedlung dar. Aus Burgſiedlungen bildeten ſich u. a. auch Hohenſtadt, Fulnek, Jägerndorf und Grätz, während bei Neutitſchein Burg- und Stadtgründung Hand in Hand gehen. Ein Hauptgewinn der Arbeit von K. liegt darin, daß er durch ſeine Erkenntniſſe die Anſichten Haſſingers und anderer, die den Schönhengſtgau und das Geſenkeplateau als prähiſtoriſch unbeſiedelt und noch lange Zeit als unwirtliches Waldgebiet darſtellen, ſtützen konnte. Der weitaus größte Teil der mittelalterlichen Burgen entſtand erſt zur Zeit der großen oſtdeutſchen Koloniſationsbewegung im 13. Jh., und gemeinſam drangen Burg und Siedlung in den Grenzwald ein, ſich gegenſeitig beeinfluſſend. — K.s Arbeit fußt in erheblichem Maße auf den zahlreichen burgenkundlichen Veröffentlichungen von H. Weinelt.

München. G. Glauert.

Winkler, E.: Die Tſchechoſlowakei im Spiegel der Statiſtik. Karlsbad: Karl H. Frank. 1938. 89 S., 71 Abb.

Das vorliegende ſtatiſtiſche Heft bietet eine klare und eindringende Auswertung der amtlichen ſtatiſtiſchen Grundlage, unter Benützung der Volkszählung vom 1. Dezember 1930 für die ſudetendeutſchen Verhältniſſe. Da das bedrückende Bild ſudetendeutſcher Volksnot, das auch aus dieſer Darſtellung klar hervorgeht, heute

bereits der Vergangenheit angehört, kommt dem zur Zeit seines Erscheinens hochaktuellen Werk heute nur mehr historischer Wert zu.

München. A. Malaschofsky.

Weber, Rudolf: Zipserscher Liederbronn. Gedichte in Zipser Mundart. Zweite Auflage, herausgegeben von Johann Loisch. Käsmark: Paul Sauter, 1938. 230 S.

Die erste Auflage dieser Gedichte erschien im Jahre 1896. Durch sie wurde Rudolf Weber in seiner Heimat volkstümlich. Die Auflage war bald vergriffen, aber es erschien keine neue. Das hängt wohl mit den äußeren Schwierigkeiten zusammen, mit denen mundartliche Gedichte zu kämpfen haben. Infolgedessen war das „in der Zips am meisten beliebte und gesuchte Buch" jahrzehntelang aus dem Buchhandel verschwunden.

Jetzt nun, nach mehr als 40 Jahren, liegt die zweite Auflage vor. Während die erste Auflage in Budapest, wo Weber lebte, erschien, ist die zweite in der Zips selbst, in Käsmark, herausgegeben. Verschiedene Zipser Körperschaften haben ihr Erscheinen ermöglicht; in ihr huldigt die Zips ihrem Dichter.

Die zweite Auflage ist im Wesentlichen eine Wiederholung der ersten. Aber sie enthält auch Neues. Sie bringt nämlich auch die Gedichte, die Weber noch nach dem Erscheinen des „Liederbronn" — teils im „Zipser Boten", teils in der „Karpathen-Post" — veröffentlicht hat; es sind sieben (oder wenn man die beiden Bilder „Am Popper See", S. 174, einzeln zählt) acht Gedichte, um die die zweite Auflage bereichert ist. Die „Wort- und Sacherklärungen", die Weber den Gedichten beigegeben hat, sind entsprechend vermehrt.

In der Regel, wo es durch besondere Forderungen des Gedichts nicht anders verlangt wird, sprechen die Gedichte die Mundart von Webers Heimat, der Stadt Deutschendorf (Poprad); es ist also eine Stadtmundart. In der Schreibung schließt sich der Herausgeber nicht an die Orthographie Webers an, sondern folgt einer neueren Schreibweise, deren Regeln er im Anhang (S. 225 f.) mitteilt.

Ueber Leben und Dichten Webers ist das Nötige kurz gesagt (S. 222 f.). Eine wichtige Ergänzung dazu ist die Würdigung, die Johann Loisch, der Herausgeber der zweiten Auflage, schon vor mehreren Jahren dem Dichter hat angedeihen lassen: Rudolf Weber. Ein Zipser Volksdichter. Budapest 1925. Ludwig Kokai. Darin, S. 86 ff., auch eine Bibliographie der Veröffentlichungen Webers. Auf diese Arbeit sei ausdrücklich hingewiesen. — Ein kleines Versehen darin sei — mit Loischs eigenen Mitteln — richtig gestellt; es ist bedeutungslos, könnte aber doch einmal einen Leser beunruhigen. Loisch gibt nämlich darin (auf S. 41) an, der „Liederbronn" enthalte 98 Gedichte. Tatsächlich enthält er 85 Gedichte; dazu kommen in der zweiten Auflage noch sieben; der neue „Liederbronn" enthält also 92 Gedichte. Zählt man die 4 Gedichte vom „Popper See" (S. 165 und S. 174 der 2. Auflage), die je zu zweien erschienen, einzeln, so ergibt sich für die zweite Auflage die Zahl: 86+8=94 Gedichte. Dem Buch ist eine Karte der Oberzips beigefügt; sie ist ein Ausschnitt aus der Karte der Gesamt-Zips; (vgl. deren Anzeige auf S. 196—97.

Berlin. G. Fittbogen.

Friedrich, A.: Aus den Reden eines Schutzarbeiters (Gottfried Wehrenpfennig). Teplitz-Schönau: Wächter 1938. 48 S.

Als kleine Ehrung zum 65. Geburtstag des Bundesführers vom Bund der Deutschen legt uns A. Friedrich einen Auszug aus dessen Reden aus den Jahren 1919—38 vor. Die einzelnen Reden, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur völkischen Entwicklung des Sudetendeutschtums bedeuten, zeigen uns W. als unermüdlichen völkischen Vorkämpfer, der das Glück hatte, von den kleinsten Anfängen des Bundes der Deutschen bis zur großen völkischen Massenorganisation dabei zu sein.

München. Hans Stingl.

Karte der Zips mit derzeit oder ehemals gebrauchten deutschen Namen. Bearbeitet von Johann Loisch, Maßstab 1:380 000. 3. Auflage. Käsmark: Arbeitsgemeinschaft Zipser Heimat. 1939.

Die erste Auflage dieser Karte erschien im Jahre 1931. Sie ist in einfachem Schwarz-weiß-Druck gehalten. Auf der Rückseite bringt sie ein Verzeichnis der deutschen, slawischen und madjarischen Ortsnamen in der Zips; sie wird damit ein zuverlässiger Führer durch das Ortsnamen-Gewirr in einem Lande, in dem jeder Ort drei

verſchiedene Namen oder doch wenigſtens drei Namensformen hat. Unentbehrlich für den, der ſich in der heutigen Zips zurechtfinden will.

Eine entſprechende Karte für die Vergangenheit, die die verſchiedenen Verwaltungsgebiete der mittelalterlichen Zips angibt, fehlt noch. Zwar iſt ſeinerzeit eine hiſtoriſche Karte der Zips erſchienen (von Kálmán Demko), aber ſie iſt in madjariſcher Sprache gehalten und, was wichtiger iſt, heute nicht mehr zu haben. In Deutſchland iſt ſie vollſtändig unbekannt geblieben. Eine hiſtoriſche Karte der Zips iſt aber — gerade für den Reichsdeutſchen, der ſich über den Werdegang der Zips unterrichten will — dringend nötig; er verfällt ſonſt leicht in allerlei Irrtümer. Vielleicht kann die „Arbeitsgemeinſchaft Zipſer Heimat" auch dieſe Arbeit in die Hand nehmen und die Demkoſche Karte mit deutſcher Beſchriftung herausgeben.[1])

Berlin. G. Fittbogen.

Weber, Ehrfried: Die tſchechiſche Kohleninſel in Nordweſtböhmen. Leipzig: Selbſtverlag 1937, 40 S.

Das Heft iſt für den Schulgebrauch, beſonders für das Land Sachſen, beſtimmt und gibt auf 26 Kärtchen mit kurzem Begleittext eine gedrängte, aber recht inhaltsreiche Ueberſicht über die natürlichen Grundlagen und die wirtſchaftliche ſowie nationale Entwicklung des nordweſtböhmiſchen Braunkohlenreviers und die Entſtehung der dortigen tſchechiſchen Volkstumsinſel.

Ludwig, Walter: Bevölkerung und Wirtſchaft Schleſiens innerhalb der Tſchechoſlowakiſchen Republik. (Heft 5 der „Wiener Geographiſchen Studien", herausgeg. von H. Leiter). Wien 1936. 99 S., 2 Kart., 16 Diagr.

Dieſe Arbeit, die das Land Schleſien innerhalb des tſchechoſlowakiſchen Staatsverbandes vor dem Herbſt 1938 und in ſeinem damaligen Umfang betrachtet, hat heute nur mehr hiſtoriſche Bedeutung, da ja gerade für die ſchleſiſchen Gebiete nach ihrer Heimkehr ins Reich alle Lebensgrundlagen vollkommen geändert erſcheinen und die bisherige biologiſche und wirtſchaftliche ſowie auch die nationale Entwicklung in Hinkunft durch ganz andere Kräfte beſtimmt werden wird.

München. A. Malaſchofsky.

Jehlička, Francis: Father Hlinka's struggle for slovak freedom. Reminiscences. (Vater Hlinkas Kampf für die ſlowakiſche Freiheit. Erinnerungen). London: Slovak Council 1938. 45 S.

Für die Forſchung iſt dieſe Schrift nur inſoweit von Intereſſe, als ſie einige wenige perſönliche Mitteilungen J.s über Hlinka enthält, deren Ueberprüfung aber noch ausſteht. Die ſlowakiſche Geſchichte von 1918 bis zur Gegenwart iſt ſelbſtverſtändlich noch zu zeitnahe, verläßliche Kenntniſſe über die Vorgänge fehlen uns noch z. gr. T., ſodaß J.s Mitteilungen über den Slowakenführer heute auf ihre Glaubwürdigkeit hin noch nicht gut kontrolliert werden können. Soweit ich aber — beiſpielsweiſe — über die ſlowakiſch-ungariſchen Verhandlungen im Jahre 1919—20 unterrichtet bin, vermag ich feſtzuſtellen, daß die Angaben J.s in manchem richtig, aber überaus lückenhaft ſind (vgl. etwa S. 17—38), wodurch der Sachverhalt in verändertem Lichte erſcheint. F. V.

Lipták, Johann: Alchimiſten, Gottſucher und Schatzgräber in der Zips. Käsmark: Paul Sauter. 1938. 49 S.

Alle Notizen über Goldmacher und Schatzgräber in der Zips, die erreichbar waren, ſind hier zuſammengetragen. Hervorzuheben ſind etwa die Mitteilungen über den verſpäteten Alchimiſten Paul von Dolevicžény, der ſeine Sammlung von 287 alchimiſtiſchen Büchern und Handſchriften der Bibliothek des Lyzeums in Käsmark vermacht (und damit die Grundlage zu dieſer Arbeit gelegt) hat, und die Angaben über das „Zementwaſſer" in Schmöllnitz, das die Fähigkeit habe, Eiſen in Kupfer zu verwandeln und damit den Beweis für die Transmutation (Uebergang eines unedlen Metalls in ein edles) erbringe; über dieſes Zementwaſſer hat ſich auch Ernſt Franz Bruckmann (1697—1753) mehrfach geäußert, ſiehe die Literatur über die Gründler, Karpathenland 1932, S. 108; hier geht die Alchimie in Chemie über.

Berlin. G. Fittbogen.

[1]) Eine Neubearbeitung dieſer Karte durch J. Lipták erſcheint in dieſem Heft. F. V.

„Umění na Slovensku". (Kunſt in der Slowakei). Herausgegeben von Karel Šourek. Prag: Melantrich 1938. XVI + 88 S. und 1350 Abb. auf Tafeln. Ktſch. 250.—

Hinter dem farbloſen Titel „Kunſt in der Slowakei" ſteht ein zweiter zwieſpältiger: „Das Vermächtnis des Landes und des Volkes". Welchen Volkes? Das dickleibige, vorzüglich ausgeſtattete Buch verfolgt eine Tendenz, dieſelbe, welche die 1937 in der Prager Burg gezeigte Ausſtellung „Alte Kunſt in der Slowakei" verfolgte: den Unbefangenen beizubringen, die hier und dort gezeigte Kunſt ſei im großen ganzen die des ſlowakiſchen Volkes. Das Werk iſt in engem Zuſammenhang mit der Ausſtelllung entſtanden, es ſind im Vorwort auch die Eröffnungsreden wiedergegeben. Das Geleitwort des ehemaligen tſchecho-ſlowakiſchen Miniſterpräſidenten Hodža erregt bei uns Deutſchen nicht geringes Befremden, denn es ſteht dort ſchwarz auf weiß, daß die Slowakei das Land iſt, in das als erſtes mitteleuropäiſches Gebiet vor 11 Jahrhunderten das Chriſtentum kam! Das Buch hat ſchließlich noch einen dritten Titel „Eine Sammlung von Dokumenten"; das ſtimmt, ſie zeugen nur für etwas anderes, als was die Herausgeber wollten: denn die Bilder berichten im weſentlichen von deutſcher Kunſt. Das erkennen einige der Mitarbeiter auch an, doch wird es an keiner Stelle genügend betont; recht oft wird die Frage der völkiſchen Zugehörigkeit einfach offen gelaſſen.

Das Werk enthält folgende Teile: Vorgeſchichtliche Zeit; Baukunſt des Mittelalters; mittelalterliche Malerei und Bildhauerei, mittelalterliche Metall- und Goldarbeiten; Renaiſſance, Barock und die Entwicklung bis zum 19. Jh.; Keramik; Volkskunſt. Kernſtück ſind die Bilder, der Wortlaut iſt knapp und bringt nur die wichtigſten Erläuterungen. Von der Vorgeſchichte und dem germaniſchen Anteil daran abgeſehen, iſt das Kunſtſchaffen bis in das 19. Jh. hinein deutſch, die Höhepunkte ſind an die Blütezeit der deutſchen Städte gebunden. Der deutſche Einfluß dringt auch in die ſlowakiſche Volkskunſt, was ſich deutlich bei der Keramik zeigt. Die Habaner (Wiedertäufer), die aus Mähren 1622 kamen, brachten eine hochentwickelte Töpferkunſt mit; ihre Träger fielen größtenteils der Verſlowakung anheim, ihre Handwerksfertigkeit, ihr Formengut ging in die ſlowakiſche Volkskunſt über. Die Volkskunſt iſt ſonſt recht einſeitig behandelt, einen im Vergleich zu den andern Teilgebieten ſehr breiten Raum nimmt die Stickerei ein. Wie in anderen Werken begegnet uns wieder der Ort Švajnsbach! Unerklärlich iſt, warum das Haus ſo wenig Beachtung gefunden hat (Abb. 1326: Häuſer in Zipſer Bela ſind deutſch!). Was das Werk zur ſlowakiſchen Volkskunſt andeutet, iſt ſo, daß man die Frage ſtellt, warum davon nicht viel mehr gebracht wurde, denn hier handelt es ſich zudem wirklich um das ſlowak. Volk und ſein Schaffen. Erſchiene das Buch heute, dann wäre der Abſchnitt Volkskunſt beſtimmt umfang- und inhaltsreicher ausgefallen.

Der überaus reiche, ſehr klare Bildteil ſtellt ein vorzügliches Quellenmaterial nicht nur für den Kunſthiſtoriker, ſondern vor allem auch eine reiche Fundgrube für den Volksforſcher dar. Das Buch iſt zudem wie kaum ein zweites geeignet, für die Slowakei zu werben.

Noch eine Bemerkung: die brauchbaren kulturgeſchichtlichen Karten Abb. 93—100 haben keine Zeichenerklärung, ſo daß auch ein Kenner Mühe hat, ſich zurechtzufinden. Dann ſind die Unterſchriften von Abb. 95 und 96 vertauſcht; Abb. 95 ſtellt die Karte der Burgen und 96 die der gotiſchen Städte dar, nicht umgekehrt.

Prag. Herbert Weinelt.

Das von Karel Sourek herausgegebene Buch über die „Kunſt in der Slowakei" iſt ein ſo umfangreiches Werk geworden, daß es weniger zur allgemeinen Verbreitung in national intereſſierten Kreiſen beſtimmt ſcheint, ſondern zu allererſt als kunſtwiſſenſchaftliches Dokument gewürdigt zu werden verdient. Was H. Weinelt oben über die grundſätzliche Einſtellung des Werkes geäußert hat, möge deshalb noch folgende fachwiſſenſchaftliche Ausweitung erfahren.

In der Tat iſt es wohl ſelten möglich, den Kunſtbeſitz einer ganzen Landſchaft in einer ſo umfaſſenden Weiſe zur Schau zu ſtellen, wie es 1937 in der Slowakiſchen Ausſtellung in Prag geſchehen iſt. Und noch ſeltener gelingt es, das Material einer ſolchen Ausſtellung anſchließend unter Zuziehung der nicht-transportablen Monumente durch eine in Zuſammenarbeit von fünfzehn Fachmännern zuſtandekommende Veröffentlichung in Wort und Bild auszuwerten. Daß dieſer Einſatz vor allem aus einer politiſchen Strebung zu erklären iſt, wird in den Vorworten mehr oder weniger

deutlich. Wir müſſen es deshalb nicht als Zufall, ſondern als Abſicht hinnehmen, daß die Veröffentlichung jener alten Kunſtwerke, die zu einem ſehr großen Teil heute beſtehendem deutſchen Siedlungsgebiet in der Zips und den Bergſtädten angehören und zum andern Teil meiſt deutſcher Herkunft ſind, nur in ſlowakiſcher Sprache erfolgt, ſodaß jene Menſchen, die dieſe Werke betreuen, keinen Anteil an dem offiziellen Ergebnis von Ausſtellung und Veröffentlichung haben. Davon abgeſehen aber müſſen wir es doch ſehr bedauern, daß durch Weglaſſung jeglicher Ueberſetzung jene ungariſche und deutſche Forſchung von dem Gebrauch des Buches ausgeſchloſſen wird, die das Meiſte, um nicht zu ſagen: Alles in der Erforſchung dieſer alten Kunſtwerke geleiſtet hat. Wir ſtellen auch mit Verblüffung feſt, daß auf den 88 Seiten des Textes kein Platz war für die Angabe der Quellen und vorliegenden wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen, wie es ſonſt in jedem irgendwie vergleichbaren Ausſtellungswerk und in jeder Geſamtdarſtellung Brauch iſt. (Man vergleiche nur die Literaturangaben in der letzten ſlowakiſchen Kunſtgeſchichte: Vladimir Wagner, Dejiny Vytvarneho Umenia na Slowensku, Tyrnau 1930). Es entſteht ſo der kurioſe Zuſtand, daß wir in dem „Soubor Dokumentu" im Untertitel genannten Werk zwar eine Ueberſicht über alle Sachangaben mitgeteilt bekommen, nicht aber ihre Begründung. Mit dem gleichen Aufwand hätte man eine Darſtellung von wirklich bleibendem Wert ſchaffen können, wenn man in den Anmerkungen zu den Abbildungen ſich die beſchreibenden Worte geſpart und dafür die tatſächlichen „Dokumente" mitgeteilt hätte. Dies um ſo mehr, als die Herausgeber ja ſelbſt betonen, daß es ſich um wiſſenſchaftliches Neuland handle.

Denn daran kann kein Zweifel ſein, daß nur im wiſſenſchaftlichen Zuſammenwirken die wirklichen Quellen dieſer zum Teil ganz erſtaunlichen Kunſtwerke klarzulegen ſein werden. Ein ſlowakiſcher Leſer wird ja, ſo hoffen wir, angeſichts der Unentſchiedenheit der Formulierungen der hiſtoriſchen Darſtellung gerade der Hauptkapitel erkennen, wieviel Arbeit auf dieſem Gebiet noch zu bewältigen iſt. Sehen wir ganz ab von manchen fehlerhaften Datierungen, wie ſie ſich vor allem bei der Unklarheit baugeſchichtlicher Vorgänge leicht einſtellen konnten, ſo überraſcht vor allem die Vieldeutigkeit der ſtiliſtiſchen Bezeichnungen, wenn etwa bei der frühmittelalterlichen Architektur ein ſchwer faßbarer lombardiſch-burgundiſch-franzöſiſcher Komplex oder bei der gotiſchen Plaſtik außer rätſelhaften italieniſchen Einflüſſen („Piſano") der „Weſten" oder „Mitteleuropa" als Ausgangsort von bis in die Oſtſlowakei reichenden künſtleriſchen Bewegungen erſcheint. Sind die Bearbeiter dieſer Referate wirklich unvoreingenommen geweſen, dann müßte eine größere Kenntnis der deutſchen Nachbarlandſchaften ihnen beweiſen, daß der heute in der Slowakei beheimatete Beſtand alter Kunſt nur aus dem lebendigen, unzerreißbaren Zuſammenhang von Binnendeutſch und Südoſtdeutſch ſeine natürliche Erklärung bekommt. Da hilft keine willensmäßige Abſperrung; denn es geht nicht länger an, daß eine ſpätgotiſche Altartafel von Kaſchau, die dorthin vermutlich durch den gleichen Kunſthandel gelangte, der das Gegenſtück in das Wiener Kunſthiſtoriſche Muſeum beförderte, im Zuſammenhang ſlowakiſcher Kunſtgeſchichte immer wieder von neuem gezeigt wird (Wagner, 1930: Abb. 110; Hofmann 1930: Abb. 27; Sourek, 1938: Abb. 273), während man doch längſt weiß, daß es ſich um Arbeiten eines bekannten (fälſchlich Sunter genannten) Brixener Meiſters aus der Zeit vor Michael Pacher handelt! Wir wollen uns auch gar nicht mit einer mehr oder weniger vorſichtigen Anerkennung des Deutſchtums der alten Meiſter dieſer Kunſt in der Slowakei begnügen, ſondern wollen den jeweiligen beſonderen, dialektiſchen Färbungen bis ins Einzelne nachſpüren. Wagner weiß in ſeinem Referat über die wichtige ſpätmittelalterliche Plaſtik von gewiſſen Zuſammenhängen mit ſchleſiſch-polniſcher Kunſt, mit der Prager Hütte und dem Umkreis Wiens zu berichten. Auf dieſen Wegen wollen wir forſchend weiterſchreiten, wollen jenen Wandermeiſtern nachſpüren, die vom Oberrhein, von Schwaben und Franken auf Umwegen vor allem über Mitteldeutſchland und häufig nach einer vorübergehenden Zugehörigkeit zu den deutſchen Zünften Krakaus nach den Städten der Karpatenländer gekommen ſind. Von alledem erfahren wir in dem Buch zu wenig. Ein Gleiches gilt aber auch von der wichtigen Scheidung des Deutſch-Bürgerlich-Spätmittelalterlichen von einer höfiſchen Renaiſſance, die auf der Achſe Ofen—Krakau auch dem Volkstümlichen neue Möglichkeiten einer wirklich magyariſchen und weſtſlawiſchen Kunſt erſchloß.

Um ſo dankbarer begrüßen wir, daß rund ein Drittel der Abbildungen des Werkes der Darſtellung ſlowakiſcher Volkskunſt gewidmet iſt. Hier haben wir Gelegenheit, jenes Weſen und Willensmäßige des Slowakiſchen kennen zu lernen, dem das

ganze Buch eigentlich dienen wollte. Die Volkskunſt der deutſchen Siedlungsgebiete wird geſondert dargeſtellt werden müſſen. Gewiß iſt die Beſchränkung auf Schnitzereien, Keramik und Textilien einſeitig, aber die Weiſe, wie dieſe Gebiete gezeigt werden, iſt bedacht und ergiebig. Sogar eine Wiedergabe der wichtigſten Fayence-Meiſterzeichen wurde aufgenommen. Die farbigen Reproduktionen der Stickereien ſind wohlgelungen. Das deutſche Element tritt in dieſem Bereich zurück. Das ſlowakiſche Kolorit läßt Vorlagen und Mittler vergeſſen. Mit Unrecht aufgenommen wurde die Abb. 161, die eine ſteiriſche Schnitzerei iſt (Mariazell).

München. C. Theodor Müller.

Mendl, Bedřich: Knihy počtů města Brna z let (Loſungsbücher der Stadt Brünn) 1343—1365 (Knihy městských z doby předhusitké [Städt. Rechnungsbücher aus der vorhuſſitiſchen Zeit, Bd. 1]). Brünn 1935. 184 + 605 S.

Die tſchechiſche Geſchichtsforſchung hat in den letzten Jahren mit einer erſtaunlichen Zahl neuer, auf viele Bände veranſchlagter Quellenveröffentlichungen begonnen. Für die deutſche Volksgeſchichte und Volksforſchung am ertragreichſten verſprechen die „Städtiſchen Rechnungsbücher aus vorhuſſitiſcher Zeit" zu werden. M. legt als Band 1 die Brünner Rechnungsbücher von 1343—1365 vor, eine Tat, für die ihm reicher Dank zu zollen iſt. Die muſterhafte, ſorgſame Ausgabe iſt nicht nur für die Brünner Ortsgeſchichte ein Geſchenk, ſondern auch für die Sippenkunde und die Namenforſchung. Neben den reich vertretenen Ortsnamen und den wegen ihrer frühen Ueberlieferung bemerkenswerten Flurnamen ſind es vor allem die Vor- und Sippennamen, die Intereſſe beanſpruchen. Die erſten aufſchlußreichen Unterſuchungen haben auch ſchon eingeſetzt, und auf der ſicheren Grundlage der von H. Zatſchek (Zeitſchrift für ſudetendeutſche Geſchichte 1, S. 249 ff., 256 ff.) hat L. Süß (ebda. S. 269 ff.) auf Grund der Namengebung die Volkszugehörigkeit für 1348 feſtgeſtellt. Das Ergebnis kam dem nicht unerwartet, der die Namen der Brünner Bürger auch nur oberflächlich nachgeleſen hatte: Brünn war auch damals eine deutſche Stadt. Das Tſchechentum war 1348 eine ſehr beſcheidene Minderheit, Tſchechen finden ſich aber nicht nur, was öfters auch für andere Städte in dieſer Zeit behauptet wird, in den unteren Schichten, ſondern auch in den oberſten. Dies geht aus der Steuerleiſtung hervor. Wir ſind deshalb einigermaßen erſtaunt, wenn in dem lateiniſchen Nachwort M.s ſteht (S. 604 f.), Brünn ſei im 14. Jh. keine deutſche Stadt geweſen, denn die zahlreichen deutſchen Namen ſeien auf das Konto der deutſchen Stadtſchreiber zu buchen (!), die angeblich auf dieſe Weiſe vielen ihrer tſchechiſchen Mitbürger ein deutſches Mäntelchen umgehängt hätten. Für dieſe Behauptung iſt nicht einmal der Schein eines Beweiſes zu erbringen!

Das ſtattliche Buch mit der tſchechiſchen Einleitung und dem lateiniſchen Nachwort, das von einer deutſchen Stadt handelt, will — man wird den Eindruck nicht los — etwas vortäuſchen, wie ſo viele andere tſchechiſche Werke aus der Zeit vor dem 1. Oktober 1938. Wir wollen nicht über den Geiſt dieſer Zeit rechten, denn das hat die Geſchichte getan: ihr Urteil konnte klarer nicht ſein.

Prag. Herbert Weinelt.

IV. Ungarn.

Ungariſche Jahrbücher, hrsgg. v. Jul. v. Farkas. Band XVI. Berlin u. Leipzig: W. de Gruyter 1936. 326 S. 10 Tafeln.

Der Aufſatz von K. C. Sebeſtyén, „Der Urſprung des ungariſchen Bauernhauſes" (S. 46—55) dürfte die Volkskunde-Forſchung nicht nur Deutſchlands und Ungarns, ſondern ganz Mitteleuropas intereſſieren. S. will mit ſeiner Abhandlung vor allem die Behauptung widerlegen, daß das madjariſche Bauernhaus von der mittel- oder oberdeutſchen Hausform abzuleiten ſei. Zu dieſem Zweck verbreitet er ſich zunächſt über den Entwicklungsgang des mitteldeutſchen „Wohnſtallhauſes", wobei er ſich vor allem auf die Arbeiten B. Schiers ſtützt. Auf dieſelbe Weiſe — unter beſonderer Berückſichtigung der Ergebniſſe der Sprachforſchung — unterſucht S. die Entwicklung des ungariſchen Bauernhauſes und kommt vergleichend zu dem für ihn wichtigſten Ergebnis, daß beide Häuſer verſchiedene Urſprünge haben. Nach Ablehnung der einleitend genannten Theorie glaubt S. dann auf Grund ſeiner Unterſuchungen die größte Wahrſcheinlichkeit der Theſe zuſprechen zu

dürfen, daß die Ungarn bei ihrer Landnahme die Hausform der unterjochten Völker (Bulgaren, Awaren) übernahmen, nachdem sie lange an ihren Zelthäusern festgehalten hatten. S. geht dann noch auf eine an der Grenze des Verbreitungsgebiets der beiden Hausformen entstandene Mischform, das sogen. Szeklerhaus, ein und ferner auf die verschiedenen Entwicklungen, die der osteuropäische Vorhallenbau in Ungarn durchmachte. Am Schluß führt S. einen Umstand an, der nach seiner Ansicht zur Entstehung und Verbreitung der von ihm bekämpften Lehre führte: bei den Theresianisch-Josephinischen Staatssiedlungen des 18. Jh.s habe sich ein neuer Typ herausgebildet, der beiden Hausformen ähnelte. Die deutsche Forschung muß sich jedenfalls eine sorgfältige Ueberprüfung dieses Fragenbereiches vorbehalten.

Die Kunstgeschichte ist durch einen Aufsatz von Heinrich Horváth vertreten, der — durch gute Abbildungen ergänzte — Ausführungen über die Verwendung antiker Reste in romanischen Kirchenbauten Ungarns macht („Zum Weiterleben der pannonischen Antike in der spätromanischen Bauplastik Ungarns", S. 4—45).

Eugen v. Balogh würdigt Leben und Wirken des i. J. 1936 verstorbenen ungarischen Staatsmannes und Forschers Albert v. Berzeviczy (S. 1—3).

Welch enge Beziehungen zwischen Ungarn und dem Deutschen Reich im Mittelalter bestanden, zeigt uns der Artikel von L. v. Szilágyi über „Die Personalunion des Deutschen Reiches mit Ungarn in den Jahren 1410—1439" (S. 145—189). Sz. skizziert zunächst die Veränderungen, welche nach der Wahl König Siegmunds von Ungarn zum „Römischen König" (20. September 1410) die ungarisch-deutsche Union in den staatsrechtlichen Verhältnissen Ungarns und Deutschlands auslöste. Der einleitende Hinweis auf die bis dahin bestehenden Unterschiede im deutschen und ungarischen Staatswesen läßt gerade auf Grund dieses Vergleichs den wenig konkreten Inhalt des deutschen König- und auch Kaisertums hervortreten. — Die Regelung der gemeinsamen Angelegenheiten bereitete naturgemäß während des Aufenthaltes des Königs in Ungarn die relativ größten Schwierigkeiten. Die Art und Weise, auf welche der König diese Schwierigkeiten überwand, beleuchtet grell die verworrenen politischen Verhältnisse und die Bedeutungslosigkeit des Deutschen Reiches und der deutschen Reichsgewalt im Ausgang des Mittelalters. So hatte Siegmund nach seiner Wahl ein halbes Jahr lang keine Reichskanzlei und gab die ersten Urkunden mit dem ungarischen königlichen Siegel aus. In den sechs folgenden Jahren (1411—1417) stand die Reichskanzlei völlig unter ungarischem Einfluß, da Siegmund den Erzbischof von Gran mit ihrer Leitung betraute. Ihm folgte ein Deutscher, Bischof Georg von Passau, nach dessen Tode (1423) bemerkenswerterweise außer der deutschen und ungarischen auch die böhmische Kanzlei in einer Hand (Bischofs Johann von Agram) vereinigt wurden (bis zum Jahre 1433).

Bei der Behandlung der Arbeit des Reichsrats, dessen Organisation anschaulich erläutert wird, ergibt sich ein ähnliches Bild wie auf dem erstgenannten Gebiet der Verflechtung ungarischen Königtums mit der Reichsverwaltung. Hier führt der Verf. Fälle an, in denen — über obengenannte Fälle hinausgehend — nicht nur ungarische Siegel auf in Reichsangelegenheiten ausgestellte Urkunden gedrückt wurden, sondern in denen die ungarische Kanzlei auch die Ausstellung solcher Urkunden vornahm.

Wesentlich kürzer konnte Sz. die Wirkungen der Union auf die Staatsverhältnisse in Ungarn behandeln. Hier lagen die Verhältnisse in zwiefacher Hinsicht einfacher: Einmal war das ungarische Staatswesen viel zentralisierter, und zum andern hatte der König für die Dauer seiner Abwesenheit bestimmte Stellvertreter. Ueber Art der Stellvertretung und die Machtbefugnisse dieser königlichen Vikare macht Sz. interessante, auch personelle Angaben.

Auch alle anderen Gebiete, auf denen ungarische und deutsche Angelegenheiten durch die Union miteinander verflochten wurden, behandelt Verf., so Finanz- und Rechtswesen und — was die Südostforscher am meisten interessieren dürfte — die auswärtigen Angelegenheiten. Hier erweisen sich die Befugnisse der Reichskanzlei als recht groß, die zuständig ist für alle Staatsverträge, die sowohl die Union wie einen ihrer Partner angehen.

Da auf Grund der verwickelten Verhältnisse auf die Dauer die Vorteile der Union von deren Nachteilen überwogen wurden, machten sich gegen dieselbe immer mehr oppositionelle Strömungen geltend. Diese gingen besonders von Ungarn aus, wo sich heftige Widerstände gegen angebliche Beeinflussung der alten heimischen

Bräuche durch fremde Geſetze erhoben. Dieſe Widerſtände traten nach dem Tode Siegmunds ſehr ſtark in Erſcheinung, deſſen Nachfolger Albrecht verſchiedene Verſprechungen abgetrotzt wurden, welche „die Axt an die Wurzeln der bisherigen deutſch-ungariſchen Perſonalunion legten". Doch hörte mit dem Tode Albrechts bereits i. J. 1439 der Beſtand der Union automatiſch auf.

Aus den „Kleinen Mitteilungen und Anzeigen" dürfte der Abdruck des Gedichts einer Deutſch-Amerikanerin auf Koſſuth (S. 257—267) ſeiner Originalität halber intereſſieren. Es handelt ſich um ein Gedicht, das die in Weſtfalen geborene und 1849 mit ihrem Manne nach Amerika ausgewanderte Schriftſtellerin Mathilde Anneke am 10. November 1851 zur Verherrlichung des ungariſchen Freiheitskämpfers verfaßte. Den Anlaß bildete die Einladung Koſſuths nach Amerika, das ihm in ſein Aſyl in der Türkei ein Kriegsſchiff ſandte, das ihn von dort abholen ſollte. Huldigungen, die K. von dem franzöſiſchen Volke vor Marſeille — die Landung auf franzöſiſchem Boden war ihm von Napoleon verboten — zuteil wurden, begeiſterten A. zu dem Gedicht, das, wie der Verf. dieſer „Kleinen Mitteilung", G. Fittbogen, ſchreibt, „als Zeitſtimme bedeutſam" ſein dürfte. Weden.

A Fővárosi Kőnyvtár Évkönyve (Jb. d. hauptſtädt. Bibl.). VII (1937). Budapeſt: Selbſtverlag [1938] 311 S.

Aus dem Inhalt dieſes wichtigen bibliothekswiſſenſchaftlichen Organs, der durch fremdſprachige Auszüge dem ausländiſchen Benützer zugänglich iſt, heben wir hervor: Alexander Lamatſch, *Zwei unbekannte Handſchriftenbände Wolfgang v. Kempelens in der Hauptſtädtiſchen Bücherei (S. 119—31). L. gibt eine gut unterrichtende Ueberſicht über die in deutſcher Sprache verfaßten Gedichte, die heute nur mehr von bildungsgeſchichtlichem Intereſſe ſind. R.

Moór, Elemér: Weſtungarn im Mittelalter im Spiegel der Ortsnamen. Acta litterarum ac scientiarum reg. universitatis Hung. Francisco-Josephinae, sectio philologica, tomus X, curant A. Förster et Mészöly. Szegedin: Städtiſche Druckerei- und Buchverlags-A.G. 1936. VIII + 335 S., mit einer Grundkarte und einem Deckblatt.

Ausgerüſtet mit neuen lautkundlichen und geſchichtlichen Erfahrungen, begibt ſich der Verf. zum drittenmal, diesmal ſehr ausführlich, auf ein namenkundlich umſtrittenes, aber gut vorgeackertes Feld: das frühere Burgenland mit angrenzendem Ungarn, vom Verf. als „Weſtungarn" zuſammengefaßt.

Der erſte Teil behandelt einzelne Namen; im 1. Abſchnitt die im „Ungariſchen", d. h. im Madjariſchen üblichen, im 2. Abſchnitt die im Deutſchen gebräuchlichen Ortsnamen, beidemale getrennt nach ihrem „ſlawiſchen", d. i. ſloweniſchen, deutſchen, kroatiſchen und madjariſchen Urſprung. — Der zweite Teil wendet ſich den lautlichen Merkmalen dieſer Namen zu; er geht weit über das vom bisherigen Schrifttum Gebotene hinaus; die Lautgeſchichte aller drei Sprachen kommt zu Wort und formt ſich zu einem überſichtlichen Geſamtbild. Die Lautgeſchichte wird zugleich zum Leitſtern des geſamten Buches; ebenſo muß ſie auch für eine Beſprechung entſcheidend werden. — Der letzte Teil baut als Endziel aus den gewonnenen Erfahrungen eine Beſiedlungsgeſchichte des Landes, indem er vorerſt die Unterlandſchaften getrennt ins Auge faßt, um zum Abſchluß ganz „Weſtungarn" zuſamemnſchauend zu betrachten.

Seit dem Ausgang des 6. Jh.s wohnen Slawen im Land; in der Frühkarolingerzeit bilden ſich die älteſten deutſchen Siedlungskerne an der Rabnitz, an der Leitha, am Weſtufer des Neuſiedler Sees, an der Ikva, um Ödenburg und an der Raab. Aber erſt im 12. Jh. kräftigt ſich dieſes Deutſchtum durch neuen Zuzug. Neuerdings fanden deutſche Zuwanderungen wahrſcheinlich im 15. Jh. ſtatt. Im 10. Jh. ſetzen ſich die Madjaren feſt, die vorerſt den wichtigſten Straßenzügen des Landes folgen. Der Beweis eines ununterbrochenen Fortlebens alter Madjarenſplitter in einigen Teilen Weſtungarns bis in die Neuzeit darf als gelungen angeſehen werden, wenn auch gelegentlich vielleicht etwas übertrieben wird, z. B. mit der Behauptung S. 296 f., im ganzen Pinkatal hätte das Madjarentum bis ins 16. Jh. die Mehrheit der Bevölkerung ausgemacht. Im 16. Jh. folgen Kroaten; dazwiſchen lebten unter den Madjaren in kleinen Einſprengſeln Ruſſen (Oroszvár-Karlburg), Petſchenegen (Pötsching-Pecsenyéd), Romanen (Wallendorf-Lapins-Olaszi) und angeblich auch Slowaken. M. iſt den hohen Anſprüchen, welche dieſes Völkergewirr an den Ortsnamenforſcher ſtellt, in hohem Maße gewachſen.

Die bewährte Methodik von P. Lessiak, E. Schwarz, W. Steinhauser u. a. ist im Wesentlichen richtig angewandt und durchgeführt, die Ergebnisse sind vielseitig und anregend und in groben Umrissen zielsicher. In Einzelheiten gelangt der Verf. freilich manchmal durch etwas voreilige Urteile zu nicht mehr ganz überzeugenden Schlußfolgerungen, die aber nur selten stärker hervortreten.

Was die deutsche Besiedlung betrifft, die uns vor allem angeht, ist sein Hinweis, die ersten Deutschen seien schon im 9. Jh. ansässig gewesen, von grundlegender Bedeutung, und wohlbegründet durch die vorgeführten Flußnamen madjarisch Herpenyö und Lapincz aus ahd. *Hrâpin(i)a und *Lapanza, die selbst wiederum aus altslaw. *Hrabinja, *Labonča stammen[1]); zu ihnen gesellen sich nach W. Steinhauser (MÖJG 45, S. 320) die im 9. Jh. urkundlich bezeugten, von Moór allerdings nicht erwähnten deutschen Orts- und Flußnamen Ödenburg, Preßburg, Spratzbach, Pinka, Raab, Lafnitz, Zala und Sevira für den Zöbernbach.

Eine führende Rolle in der Eindeutschungsgeschichte jeder Landschaft bildet der Nachweis sogenannter echter -ing-Namen, d. s. Siedlungsnamen, denen seit altersher die deutsche Endung -ing anhaftet, weil sie bodenständiges Deutschtum für die ahd. Zeit sicherstellen. Später werden solche echte -ing-Namen nicht mehr gebildet. M. nennt deren zwei: Tening und Ritzing, die Steinhauser (Burgenländ. Heimatbl. 6, S. 77) anzweifelt, indem er Tening vielleicht mit Recht aus älterem *Tennach oder *Tennern, Ritzing mit Unrecht aus slow.-mundartlichem *ričina statt *rečina am Fluß gelegen, deutet[2]). Ergänzend nennt Steinh. als echten -ing-Namen Wimpassing[3]). Dazu kommt schließlich als neuer Pressing hinzu aus mhd. Prozzingen; er wird schon zu Beginn des 13. Jh. Jh.s, also zu einer Zeit mit -ing geschrieben, zu der die sogenannten unechten -ing-Namen noch andere Endungen aufweisen.[4])

Mißlungen ist hingegen M.s Bemühen, die Herkunft der deutschen Siedler festzulegen. Es ist heute nicht mehr ratsam, gewisse Namengruppen bestimmten Mundarten zuzuteilen. Die falschen -ing-Endungen (aus älterem -ik, -arn, -aden, -agen usw.) bilden sich zugleich in der ganzen Ostmark durch gemeinbairischen Wandel und nicht nur in ‚Westungarn' und in Nordwestniederdonau; sie sind gewiß nicht erst nachträglich aus der Gegend um Horn und Krems nach ‚Westungarn" gebracht worden. Auch genitivische Ortsnamen, wie Wolfs, Edlitz kamen nicht durch solche Zuwanderer herein; sie kennzeichnen auch anderswo Neugründungen des 12. und 13. Jh.s, etwa im Allgäu, in der Oberpfalz und in Oberfranken, wo von niederdonauischen Zuwanderern keine Spur vorhanden ist.[5]) Zum dritten Beweismittel für solche Zuwanderungen aus Nordwestniederdonau wird ihm die mundartliche Eigentümlichkeit beider Landschaften, mhd. uo in Wörtern, wie ‚gut', ‚Mutter' usw. als ui zu sprechen. Wiederum trügt der Schein, welcher den Verf. und vor ihm schon andere zu einem beliebten Fehler moderner Mundartgeographie verleitet hat, nämlich Lautverwandtschaften zweier Sprachräume besiedlungsgeschichtlich auszuwerten. Diese ui stellen, gemeinsam mit manchen anderen Uebereinstimmungen im Lautstand der Mundarten nördlich und südlich des Wiener

---

[1]) Hrabinja ist Verkleinerungsform zu (H)Raba ‚Raab' ähnlich slow. Dravinja ‚Drann' und Savinja ‚Sann' zu Drava ‚Drau' und Sava ‚Save', ihren Mündungsflüssen; *Labonča weist auf vorslaw. *Albantia ‚die weißglänzende', wie es heute noch eine weiße neben der schwarzen Lafnitz gibt.

[2]) In ahd. oder doch in sehr früher Zeit, in der diese Entlehnung wegen Verlegung des slow. Tones der vorletzten Silbe auf die erste Silbe im Deutschen erfolgt sein müßte, ist im Slow. der Wandel von re— zu ri— nicht gut denkbar.

[3]) Und Stotzing, das jedoch nach Steinhausers Angaben deshalb nicht in die Waagschale fällt, weil es erst 1595 nach seinem Begründer, dem Württemberger Rupprecht von Stotzingen, benannt wurde.

[4]) Er gehört zum ahd. Personennamen Prozzo, Der madj. Name Peresznye, den Moór ebenso wie Pressing selbst (S. 41 und 100) aus slow. Prosinja entstanden sein läßt, ist eher über slow. *Prosinje aus dem Deutschen entlehnt. Diese erschlossene slow. Lautung würde nämlich mit ihrem -inje für deutsches -ing sehr gut zu anderen Namenpaaren stimmen, wie Feichting (mhd. Vîtingen) zu slow. Bitinje (in Oberkrain), Scharding (mhd. Schärding) zu slow. Šardinje (in der jugoslawischen Untersteiermark) u. a., aber auch die madj. Lautung zwanglos erklären.

[5]) Vgl. W. Steinhauser, Burgenl. Heimatblätter 6, S. 76 und ‚Die gen. Ortsnamen' (Wiener Sitzungsberichte 206, Bd. 1, 1927).

Beckens, ſtehen gebliebene Reſte dar eines früher einheitlichen oſtbairiſchen Sprachraumes, der von Wien aus erſt ſpät, unter dem Druck einer bairiſchen Verkehrsſprache, in zwei Teile zerſprengt wurde.[6] [7])

Deutſche Stammesnamen, in den Ortsnamen Schwabendorf, -hof (S. 319) Frankenau ſind ebenſowenig ſichere Zeugniſſe, wie madj. Sásony, das ich ebenſo wie Sásony-Sachsenstein bei Sohl aus dem Namen Sachse(n) erklären möchte und nicht mit Moór S. 50 aus altſlow. Sašĭnŭ; ſonderbarer Weiſe heißt der gleiche Ort zu deutſch Winden ‚bei den Wenden'. Und nun zu den einzelnen Namen und ihren Lauten, auf denen das Hauptgewicht der Moór'ſchen Leiſtung ruht. Die geübte Hand des Verf. fand und übernahm viele überzeugende Deutungen, z. B. die von Sopron ‚Ödenburg' aus mhd. Sûprunne ‚Saubrunnen' S. 75, von Gahling aus madj. Kálnuk S. 114, von Gaas über mhd. *Gär(t)s aus madj. Kertes S. 128, von Güns aus madj. Gyöngyös S. 131 uſw.

In der Deutung urſprünglich ſlawiſcher Namen zeigt ſich Moórs vollendete Meiſterſchaft. Aber ſein Verſuch, neben ſloweniſchen auch ſlowakiſche Spuren aufzuzeigen, ſcheint mir nicht völlig geglückt. Mdj. Pomogy ‚Pamhagen' S. 177 aus altſlow. *Pomedji (ſlow. *Pomeji), das er wegen des madj. gy für ſlowakiſch erklärt, iſt es wahrſcheinlich ebenſowenig, wie urkundlich Zregiach (1072) für Rojach, ſlow. *Srejah; der zweite Ort liegt nämlich in Kärnten, in dem ſich Slowaken wohl von ſelbſt ausſchließen; er entſtand aus altſlow. *Srědjahŭ, Lokativ zu Srědjanĕ ‚die Mitterdorfer'. Sein —gi— verdankt er genau ſo wie Pomegy ſein gy einer älteren ſlowen. Lautſtufe, etwa dj., alſo nicht dem Slowakiſchen.

Das Streben des Verf. nach einer zuſammenfaſſenden Lautchronologie mit ‚weſtungariſchen' Ortsnamen bringt der bairiſchen Lautforſchung guten Gewinn. Die ſtärkſte Hilfe leiſteten dem Verf. die Vorarbeiten von Steinhauſer, E. Schwarz u. a. Doch bedarf einiges der Ergänzung und Berichtigung.

Es beſteht kein Anlaß, den ‚weſtung.' Wandel von mhd. o (und â) zu ou und von ö, e zu ei ſchon für die Zeit um 1200 anzuſetzen; die älteſten Zeugniſſe ſind ein volles Jh. jünger: 1297 Heyl ‚Höll', 1384 Howf ‚Hof', 1340 Heuflyn ‚Höflein'[8])

In mehreren Fällen mit mundartlichem ā, in denen mhd. öü anzuſetzen wäre, rechnet M. irrtümlich mit mhd. ei. Hierher gehören Ragendorf, mundartlich Rāgndǫrf S. 111 aus ſlow. *Rojk(ov)a mit bekanntem Erſatz von ſlaw. ój durch mhd. öu, Jahrndorf mundartl. Jāᵈndǫrf S. 134 über mhd. *Jöudendorf aus altmadj. *Gyëud; Rattersdorf, mundartl. Rādnštǫrf S. 145, ſofern Moórs Deutung aus altmadj. *Rëutin ſtimmt, über mhd. *Röutendorf. — o und u in Lockenhaus (mundartlich Läukrhāos, Lukr-) und Lutzmannsburg (Lutšpur) entſtanden aus älterem eu (ui) offenbar durch Abſchwächung im Vorton und nicht unter Einfluß unrichtiger Kanzleiſchreibungen auf die Mundart.

Bedauerlicher Weiſe hat der Verf. in vielen Fällen die Möglichkeit deutſcher Herkunft zu wenig erwogen. Daraus erklärt ſich der einzige Mangel des Buches. Er leuchtet in mannigfacher Form auf und bedarf einer ausführlichen Berichtigung.

Der Irrtum entſpringt zum Teil aus zu großem Vertrauen des Verf. auf die urkundlichen Schreibungen.[9]) Steinhauſer kommt auf dieſen Mangel ausführ-

---

[6]) Hierzu vgl. W. Steinhauſer im 13. Bericht der Kommiſſion f. d. Bayer. Oeſterr. Wörterbuch, Wien 1925, und A. Pfalz, Die Mundarten des Norddonauraumes (Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung 1937).

[7]) Eine beſondere weſtungariſche oder burgenländiſche Mundart gibt es nicht. Die Mundartgrenzen überqueren faſt alle ohne Zögern die alte Landesgrenze der Steiermark, und keine läuft etwa dieſe entlang! Das Raabtaler ue z. B. ſetzt ſich ebenſo in die Steiermark fort, wie das nördlichere ui, das auch die Oſtſteiermark beherrſcht, die burgenländ. ou aus mhd. â greifen auf die Steiermark über uſw.

[8]) Der Verf. beruft ſich hierbei vor allem auf die Schreibung Houf einer Urkunde Ladislaus IV († 1290), welche ſich auf eine ältere Urkunde aus der Zeit Bélas IV († 1270) bezieht; dieſe Schreibung entſcheidet jedoch mangels ſicherer Datierungsmöglichkeiten nicht mehr.

[9]) So konnte der Verf. des öfteren die irrige Meinung vertreten, unrichtige deutſche Kanzleiſchreibung hätte auf die mundartliche Ausſprache deutſcher Ortsnamen Einfluß genommen, wie bei Lockenhaus, Lutzmannsdorf, Oslip, Zanegg Eckersdorf uſw.

lich zu ſprechen[10]), und weiſt u. a. auf die Tatſache hin, daß unter den vielen, urſprünglich deutſchen Namen ‚Weſtungarns' nur 23 wirklich zuerſt in der deutſchen Form auftauchen, alle übrigen wegen der madj. Herrſchaftskanzleien des Landes zuerſt in madj. Geſtalt, um oft erſt ein volles Jahrhundert oder noch ſpäter in der urſprünglicheren deutſchen Lautung durchzubrechen. Aus dieſen Verhältniſſen konnte leicht die verkehrte Anſchauung entſpringen, ſolche Namen ſeien im Madj. irgendwie früher vorhanden geweſen als im Deutſchen.

So iſt u. a. M.s überflüſſige Annahme madj. Vermittlung bei einigen urſprünglich ſlawiſchen Namen im Deutſchen zu deuten. Deutſches Oslip S. 116 z. B. kann gut unmittelbar aus altſlaw. *Zastlüp ins Deutſche entlehnt ſein.[11]) — Rechnitz S. 118 kann anlautendes ſlow. o- von *Orehovnica ebenſogut im Deutſchen weglaſſen, wie durch madj. Vermittlung. — Eckersdorf S. 126 iſt wahrſcheinlich über mhd. *(Z)öckelsdorf aus einer älteren ſlow. Form *Sokolja Vas ‚Sokolsdorf' zu deuten; ſo erklärt ſich zwanglos der deutſche Umlaut aus dem palatalen ſlow. —lj—; analoger Umlaut von mhd. a zu nhd. e, oder Einfluß deutſcher Schreibformen, woran Moór denkt, ſind wohl ſo gut wie ausgeſchloſſen. Slow. Sokolovci iſt vielleicht erſt ſpäter unter Einfluß der vielen auf —ovci gebildeten Nachbarnamen entſtanden. — Schlaining, mundartl. Slāniŋ ‚kann' nach M., S. 120 ‚nicht unmittelbar auf eine ſlawiſche Form zurückgehen, weil der Umlaut in dieſem Falle infolge der ſlaw. —nik-Endung nicht unterblieben wäre.' Doch vermag niemand zu entſcheiden, ob ſein mundartl. ā wirklich auf mhd. ou ohne und nicht auf mhd. öu mit Umlaut zurückgeht. — Wie ſehr ſich der Verf. dieſen Irrtum zu eigen machte, zeigt der Satz S. 122: „Eine ungariſche Zwiſchenform" für Zuberbach aus ſlaw. Sobor ‚war deshalb notwendig anzuſetzen, weil die wichtigſten . . . . deutſchen Ortsnamen der Umgebung aus dem Ungariſchen entlehnt ſind'. Ein lautlicher Grund beſtand alſo in dieſem Falle gar nicht.

Für eine Reihe von Namen ſicher oder wahrſcheinlich deutſcher Herkunft wird madj., oder ſlaw. Urſprung mit madj. Vermittlung angeſetzt, etwa für Pullendorf S. 118, urkundlich Püllendorf das Dorf des Puolo, das im Binnendeutſchen viele Namensvettern aufweiſt; ſein madj. Name Pulya, den M. noch fünfmal in Ungarn vorfindet und von einem ſlaw. Perſonennamen ableiten will, weiſt in unſerm Fall vielmehr auf ein ſlow. *Pulja Vas, das ſeinerſeits für deutſches Puolendorf ſteht. Lauterſatz von altmadj. uu *(Puulya) durch mhd. uo, auf den der Verf. ſeine Deutung ſtützen möchte, iſt lautlich undenkbar. — Parndorf, mundartl. Pāⁿdǫrf S. 117 erklärt ſich zwanglos aus ahd. *Parindorf ‚das Dorf des Paro'; altmadj. Perin S. 42 gibt mhd. *Pärendorf wieder, und nicht, wie Moór annimmt, umgekehrt mhd. *Pärendorf das altmadj. Perin[12]). — Kobersdorf S. 137 bleibt m. E. nach wie vor das Dorf des Kobolds, und daraus iſt madj. Kabold entlehnt und nicht umgekehrt. Der altmadj. Flußname Kobula für den Schwarzbach, den M. richtig aus altſlaw. kobyla ‚Stutenbach' ableitet, hat mit Kabold nichts zu tun. — Türnling aus mhd. türnlîn muß nicht erſt aus madj. Torony überſetzt ſein, denn ein Türmlein konnte doch in beiden Sprachen ſinngleiche Ortsnamen veranlaſſen. — Was Moór S. 123 gegen die Möglichkeit einer falſchen Überſetzung von madj. Lantosfalva „Spielmannsdorf" aus deutſchem Bubendorf ins Treffen führt, könnte man ohne Ausnahme auch gegen den umgekehrten Weg, eine Überſetzung von Bubendorf aus Lantosfalva, geltend machen, den aber M. verteidigen möchte. Der Irrtum bleibt doch genau ſo groß, wenn Deutſche, als wenn Madjaren falſch überſetzen! Wenn aber überſetzt wird, ſo bleibt es m. E. ganz gleichgültig, ob das Überſetzungswort, etwa lator, ſelbſt irgend ein Lehnwort iſt, oder nicht! — Bei anderen Überſetzungspaaren, bei denen ſich der Verf. für deutſche Überſetzungen aus dem Madj. entſchied, könnte auch der umgekehrte Weg zutreffen, z. B. bei Hornstein-Szarvkö, Schilding-Csatár, vgl. S. 231 Fußn. und S. 265, wo es wortwörtlich heißt: ‚eine Überſetzung des Ungariſchen . . . kann aber bei Stinkenbrunn(-Büdöskut)' kaum zweifelhaft ſein, da ja der früh belegte ungariſche Name dieſes Dorfes dieſelbe Bedeutung hat wie der deutſche Name". Daß aber umgekehrt gerade Überſetzungen aus dem Deutſchen ſogar noch ſpät möglich ſind, beweiſen Fälle, wie Vasfar-

[10]) Burgenländ. Heimatblätter 6, S. 73 ff.

[11]) Warum mundartl. äu in Äuslip, ‚Oslip', wie M. ſagt, durch deutſche Kanzleiſchreibung mit o— verurſacht ſein ſoll, iſt nicht einzuſehen, da ſich ſein geſchriebenes o— zwanglos aus dem lautlichen Zuſammenfall von mhd. â mit o deuten läßt.

[12]) Der Umlaut des Gen. verbürgt Beſtehen des d. Namens ſchon für die ahd. Zeit; bei einer mhd. Neubildung *Parendorf bliebe Umlaut unverſtändlich.

kasfalva, Pokolfalva uſw., weil ſie vorerſt als Balfo, Hel aus Wolfau, Höll entlehnt waren und erſt ſpäter überſetzt wurden. — Ein Überſetzungspaar dürfte trotz Moór, S. 258, (Straß-) Sommerein-Hegyeshalom ſein, indem das erſte für Sant Mareien ſteht, das zweite wohl erſt ſpäter aus älterem und nicht mehr verſtandenem *Egyhalom ‚Heiligenhügel' zur jetzigen Form umgebogen wurde, die nun ‚Spitzhügel' bedeutet; ſteckt doch auch im Ortsnamen Hegykő ‚Bergſtein' entſtelltes egy ‚heilig', wie die deutſche Ortsbezeichnung Heiligenſtein nach Moór S. 291 erkennen läßt. Dann iſt aber auch Moórs Annahme unrichtig, die madj. Bezeichnung Hegyeshalom müßte als ‚Naturname' älter ſein als der deutſche Name Sommerein.

Dem Slawiſchen werden Namen deutſcher Abkunft zugeſchrieben, z. B. Glasing S. 34, älter Glasern, d. i. entweder der Ort irgendwelcher Glaser, oder Klâser(n) ‚die Leute des Nikolaus'; der Deutung zu Liebe ein eigenes ſlow. Wort gložar ‚Geſtrüppbewohner' zu bilden, iſt überflüſſig. — Willersdorf S. 106 iſt wie ſein kärntneriſcher Namensvetter aus mhd. Wielantesdorf entwickelt; darauf führen die mundartl. Lautung Wiəlvštǫrf mit iə, urkundl. ie in (1698) Wielerstorff und altmadj. *Vil(y)áncs, das ſeinerſeits entweder den Gen. Wielants- wiedergibt, oder über den Umweg eines ſlow. *Vilanča Vas ‚Dorf des Vilant' zu Stande kam. — Krottendorf S. 98 iſt ſehr häufiger d. Ortsname und gehört zu bair. Krote ‚Kröte'. Der ſlow. Name Kradanovci iſt wohl nur mundartlich für Krodanovci und erſt aus deutſch-mundartl. Kroudndǫrf gebildet, wobei -ovci die allgemein übliche ſlow. Ortsnamenendung der Gegend bildet; ähnlich iſt wohl auch madj. Kondorfa aus Kro(u)dndǫrf zu deuten S. 65. — Deutſches Wieselburg, mhd. Mies(ig)enburg könnte ebenſogut dem ſinngleichen altſlaw. *Müšĭnŭ als Vorlage gedient haben, wie umgekehrt nach M. ſlaw *Müšĭnŭ dem deutſchen Wieselburg; aus der ſlaw. Form entſtand der madj. Name Mosony für Wieſelburg.

Der Verfaſſer hat die aus dem Madjariſchen und Slawiſchen übernommenen, in deutſchem Munde gebräuchlichen Namen recht ſorgfältig zuſammengetragen. Hingegen hat er die madj. Namen deutſcher Herkunft nicht alle berückſichtigt, und in der zuſtändigen Gruppe B b) fehlen z. B. Grodno aus Grodnau, Banfalva aus Wandorf, Agfalva aus Agendorf, Járfalu aus Jahrndorf, Klompa oder Kelénpatak aus Klingenbach, Ostoros aus Hochſtraß, Salfa aus Schallendorf, Rábort aus Rauchwart, Répcekároly aus Karl d. i. Kärlein, Sárfenék aus Scharfenegg, Góborfalu aus Goberling, Pándorfalu aus Parndorf und die offenſichtlichen Überſetzungen aus dem Deutſchen Vasfarkasfalva aus Wolfau, Árokszállás aus Grafenſchachen, Hárspatak aus Limbach, Pokolfalu aus Höll, Hosszuszeg aus Langeck, Sopronkertes aus Baumgarten, Lövö S. 77 aus Schützen, die früher im Madj. den d. Namen trugen (vgl. oben S. 8). Für die aufgezählten Namen wählt der Verf. mit Vorliebe urkundliche ſtatt der modernen madj. Namenformen aus, Dörföly ſtatt Dérföld, ‚Dörfl', Lepeszdarf ſtatt Lipótfalva, ‚Loipersdorf', Lepuspach ſtatt Lépesfalva ‚Loipersbach', Röt ſtatt Rötfalva ‚Rattersdorf', Volbran ſtatt Borbolya ‚Walbersdorf'.

Zudem werden viele Eindeutſchungen zu ſpät angeſetzt, etwa erſt nach 1050 oder 1150: Rabnitz, mundartl. Rāᵇmitz S. 111 z. B. nach 1050 wegen des -b- aus ſlow. b (Rabnica); doch beſteht nach S. 191 auch die Möglichkeit einer Eindeutſchung vor 800 mit deutſchem —b— aus ſlaw. b, die jedoch Moór unter der Begründung kurzweg ablehnt, dann müßte Primärumlaut des a zu ahd.—mhd. e eingetreten ſein; das iſt nun gar nicht ganz richtig, weil altſlaw. a bekanntlich lang war, ahd. â aber, etwa in einem *Râpinitza, nur zu mhd. æ umlauten könnte, das gleiches mundartl. ā ergeben könnte, wie der Sekundärumlaut von kurzem a! Der Name könnte alſo ſehr wohl ſchon vor 800 eingedeutſcht geweſen ſein! — Aehnlich verhält es ſich mit Piringsdorf aus ſlaw. *Budanja, das nach Moór, weil ſein altſlow. ū von *Būdānja nicht mehr die mhd. Verzwielautung des Bair. zu au miterlebte, erſt nach 1150 eingedeutſcht ſein kann. Nun hat aber nach Bernekers Etym. d. ſlaw. Sprachen der ſlaw. Stamm bud— langes und kurzes u. *Bŭdanja mit kurzem ŭ aber könnte gar nicht zur deutſchen Verzwielautung führen. Es iſt daher ohne weiteres möglich, daß auch dieſer Ortsname ſchon vor 800 in deutſchem Munde war; dafür ſpricht jedenfalls das bair. p— aus asl. b—! — Pötschling aus ſlow. Penčejegi wegen des Lautes —tsch— als Entlehnung des 13. Jh.s zu betrachten iſt deshalb verfehlt, weil entgegen der allgemeinen Anſicht der Laut tsch nach Ausweis der Urkundenſprache im Bairiſchen ſchon im 11. Jh. vorhanden geweſen ſein dürfte, Pötschling alſo ſchon damals eingedeutſcht ſein könnte. Das gleiche gilt für den Ritscheinbach S. 304 Fußn., wo der Verf. geradezu in Verlegenheit war, weil einerſeits ſein Wandel von mhd. î zu ei (S. 187) nach 1100/1150 ſchon abgeſchloſſen war, ander-

ſeits ſein deutſcher Laut tſch nach M. erſt nach 1200 möglich wäre, beide Entſprechungen aber in einem Wort beiſammen ſind.

S. 181 wird unter II a) über ein halbes Dutzend Eindeutſchungen mit Unrecht nach 1170 angeſetzt, angeblich wegen ihrer hellen, alſo unveränderten a ſtatt verdumpftem o älterer Lehnformen. In den meiſten Fällen erklärt ſich aber dieſes a aus älterem Umlaut, (mhd. ä oder æ). Hierher gehören Andau, Raks, Tadten, Zackenbach, Zackersdorf (mundartl. Antáu, Raks, Tādn, Tsakkopox, Tsakeštopf), während Schabbach und Zaga, ſolange ihr helles a der Mundart nicht feſtſteht, ausſcheiden. Antau (Nr. 346) aus altmadj. Szántou iſt angelehnt an mundartl. antn ‚Ente'; Raks dürfte ſich zwar richtig aus altmadj. Rákus ‚reich an Krebſen' erklären, aber über ahd. *Râkus, frühmhd. *Râkis mit Umlaut und mhd. *Rækis[13]). Tadten führte von altmadj. *Tátény über ahd. *Tâtin zu mhd. *Tæten mit lautgerechtem Umlaut; *Zäggenbach beruht wahrſcheinlich auf ahd. *Zâgginpach mit Gen. auf -in zum Nom. -o; Zaggersdorf verdankt den Umlaut wohl dem palatalen madj. -ny von (Nagy-)Csákány. Alle dieſe Namen ſind demnach eher vor 1170, z. T. wahrſcheinlich ſogar ſchon in ahd. Zeit entlehnt!

S. 264 wird auf Grund der beiden erſt nach 1300 madjariſierten Namen Sérc und Temfel aus Schützen und Tümpfel an der Wulka nördlich von Ödenburg nicht das Zunächſtliegende angenommen, nämlich, die Madjaren hätten ſich erſt nach 1300 in jener Gegend, ſei es zum erſtenmal, ſei es neuerdings, unter Deutſchen feſtgeſetzt; nach M. ſind vielmehr die Deutſchen erſt nach 1300 in jene Gegend gekommen, und haben nachträglich den alteinheimiſchen Madj. ihre neugeſchaffenen Namen mitgeteilt! Ein ſolches Vorgehen würde eine völlige Umkehrung aller bisherigen Erfahrungen bringen, und die Anwendung gleicher Grundſätze z. B. auf die deutſchen Namen madj. Herkunft würde die madj. Siedlung in ‚Weſtungarn" auf einen Bruchteil des vom Verf. erſchloſſenen Anteiles herabdrücken!

Unter ſolchen Umſtänden verſchiebt ſich das Geſamtbild im Moór'ſchen Buch ungewollt auf Koſten des Deutſchtums erheblich zu Gunſten des Madjarentums. Darum kann auch Moórs Karte über die ſprachliche Herkunft der Ortsnamen nicht mehr ganz zuſammenſtimmen mit der Karte Steinhauſers gleichen Inhalts im Handwörterbuch des Grenz- und Auslanddeutſchtums I, 715, die den Verhältniſſen eher gerecht wird.

Abgeſehen von dieſem bedauerlichen Mangel iſt und bleibt M.s Buch eine bedeutende Leiſtung, an welcher die Ortsnamenforſchung dreier Sprachen nicht mehr achtlos vorübergehen darf, und die uns zu Dank verpflichtet.

München. Eberhard Kranzmayer.

Otrokocſi Nagy, Gabriel: A misztika kódexirodalmunkban (Die Myſtik in der ungariſchen Kodexliteratur). (Literaturwiſſenſchaftliche Arbeiten des Ungariſchen Inſtituts der Univ. Debrezin). Debrezin: 1937. 92 S.

Wir vermißten bislang eine verläßliche, ausführliche Arbeit über die ungariſche Myſtik des ſpäten Mittelalters. Es erſchienen zwar ſchon zwei Budapeſter Diſſertationen zu dieſem Thema (Eliſabeth Kozma, 1930. Olga Vas, 1937), doch dieſe betrachteten die Myſtik ſo gut wie ausſchließlich unter dogmatiſchem Geſichtspunkte und vernachläſſigten die metaphyſiſchen Elemente und die Zuſammenhänge mit dem übrigen Europa, insbeſondere mit Deutſchland. Vorliegende Arbeit iſt jedoch von dieſen Fehlern und Einſeitigkeiten frei. N. iſt ein guter Kenner der großen Fachliteratur, er meiſtert die Geſichtspunkte moderner Literatur- und Religionswiſſenſchaft mit erſtaunlicher Gewandtheit und ſtellt die ungariſche Myſtik ins europäiſche Geſamtbild der Zeit, Seine Studie bietet dadurch auch für die Erforſchung deutſch-ungariſcher kultureller Wechſelwirkung viel Erſprießliches.

Nach einer methodiſchen Einleitung, die den Begriff der Myſtik, ihre Pſychologie, ferner die Zielſetzungen der Arbeit darlegt, kommt Verf. zur Aufzeichnung des geſchichtlichen Hintergrundes, zum Verhältnis des Madjarentums zur Myſtik, das durchaus nicht ſo negativ iſt, wie eine poſitiviſtiſche Wiſſenſchaft es vermutete, zur Geſtalt der beiden großen Myſtikerinnen des 13. Jh.s, der ſeligen Margareta und der Prinzeſſin Eliſabeth, die ihr myſtiſches Leben in Töß verbrachte. Als Schüler von Prof. Huß verwendet Verf. auch deutſches Material und reiht in ſeine Betrach-

[13]) Vergleichbar iſt der Wandel von ahd. apuch, anut, aruz, *gamuz über frühmhd. abich, *anit, *ariz, *gamiz zu mhd. äbich ‚verkehrt', än(e)t ‚Ente', ärz ‚Erz', gämez ‚Gemſe' und zu bair. āwix, antn. a(r)ts(t), gam(p)s.

tungen auch die Verbindung Eckehartſcher Myſtik zur ungariſchen Königin Agnes ein. Auch über die Renaiſſance-Myſtik und ihr Verhältnis zum ungariſchen Geiſtesleben kommt Nagy zu ſprechen. In weiteren Kapiteln behandelt er dann die Texte, in denen ſich die Stufen myſtiſchen Erlebens widerſpiegeln, die mehr kontemplative Paſſionsmyſtik, das myſtiſche Naturgefühl, und charakteriſiert zuſammenfaſſend die ungariſche Myſtik der Kodexliteratur als eine Art empfindſamer Religioſität, der devotio moderna verwandt. Ein Schlußkapitel ſkizziert die Weſenszüge dieſer Myſtik, die als Abſchluß des Mittelalters aufgefaßt werden können, und jene, die in die Welt der Zukunft, der Renaiſſance, Reformation und Gegenreformation weiſen.

Die Studie von N. iſt eine lobenswert vielſeitige, umfaſſende, und überraſchende Ergebniſſe zeitigende Arbeit. Die ſpätmittelalterliche Literatur Ungarns erſcheint in neuer Beleuchtung, neue Zuſammenhänge (vor allem mit Seuſe und Thomas a Kempis), offenbaren ſich, ſo etwa dort, wo Verf. das Vorhandenſein ſpekulativer Gedankengänge deutſcher Myſtik (des Nicht-Seins) auch in Ungarn nachweiſt (S. 36). Auch auf den gotiſchen Charakter dieſer Myſtik wird kurz hingewieſen (S. 10, 91), doch hätte es nichts geſchadet, dieſen Zuſammenhang noch ausführlicher herauszuarbeiten. Die ausgezeichnete Studie Georg Weiſes (Ueber Menſchenideal und Modewörter der Gotik und der Renaiſſance. Deutſche Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte, 1936) wäre da glücklich zu verarbeiten geweſen. An Hand von Weiſes Forſchungen hätte gezeigt werden können, daß etwa das Schönheitsideal der Seelenbrautmyſtik, das Motiv der Süße, Zartheit, des Minniglichen, welches u. a. S. 49 und 73 uns vorführen, ein durchaus gotiſches iſt. Nicht völlig einverſtanden ſind wir ferner mit der einſeitig pſychologiſchen Erklärung myſtiſcher Nebenerſcheinungen (S. 30). Dies beeinträchtigt jedoch den hohen Wert und den bahnbrechenden Charakter der Arbeit nicht. Sie kann als muſtergültig gelten und ein Beiſpiel geben für exakte, daneben aber ſynthetiſche, geiſteswiſſenſchaftlich geſchulte und europäiſch eingeſtellte ungariſche Literaturbetrachtung.

München. Andreas Angyal.

Voinovich, Géza: Arany János életrajza (Die Lebensbeſchreibung Johann A.s), 1860—1882. Budapeſt: Ung. Akad. d. Wiſſ. 1938. 352 S.

V. bietet mit vorliegendem Werk den dritten, abſchließenden Band ſeiner großen Aranybiographie, die als eine der reifſten, künſtleriſch wie wiſſenſchaftlich hochwertigſten Leiſtungen der ung. Literaturgeſchichte angeſehen werden muß. Schon anläßlich des Erſcheinens der beiden erſten Bände hat die Kritik die Vorzüge des Werkes nach Gebühr gewürdigt. Dieſe hier zu wiederholen hätte wenig Sinn. Es genüge der Hinweis, daß V. auch im dritten Band ſeiner Biographie das ſich geſteckte Ziel erreicht hat, obwohl das gerade für dieſen Zeitabſchnitt ſchwierig war, da er — m. E. wenigſtens — verhältnismäßig größere Anforderungen an den Biographen ſtellt als die Zeit vor 1860. Kleinere Verſehen (der S. 41—42 von V. abgedruckte Brief iſt z. B. ſchon einmal veröffentlicht worden) haben nichts zu beſagen und ändern vor allem nichts an der Tatſache, daß wir V. eine ſehr ſchöne Biographie verdanken, die hoffentlich auch als Vorbild ihre Wirkung erzielen wird. F. V.

Elöd, Géza: Zilahy Károly, a hatvanas évek irodalmi ellenzékének vezére (Karl Z., Führer der literariſchen Oppoſition der Sechziger Jahre). Fünfkirchen. Selbſtverlag 1935. VI + 187 S (Specimina dissertationum facultatis philosophicae regiae Hungaricae universitatis Elisabethinae Quinqueecclesiensis, 75.).

Die literariſche Oppoſition, von der hier die Rede iſt, iſt die Generation junger ungariſcher Schriftſteller um 1860, die mit vereinter Kraft gegen den ſich allmählich verſteifenden und erſtarrenden Klaſſizismus der Richtung Arany—Gyulai Sturm zu laufen begannen und dadurch zu Vorbereitern jener großen Literaturwende wurden, die mit Reviczky, Vajda, Komjáthy in den letzten Jahrzehnten des 19. Jh.s einſetzte und dann um 1910 in Adys Symbolismus gipfelte. Die etwas akademiſch eingeſtellte, auf Gyulais Bahnen fußende ungariſche Literaturwiſſenſchaft hüllte ſich hinſichtlich dieſer Generation allzulange in Schweigen. Es iſt Verdienſt des inzwiſchen verſtorbenen Fünfkirchner Literaturhiſtorikers Wilhelm Tolnai, daß er ſeinen Schülern Gelegenheit und Anſporn gab zur Erforſchung dieſer bislang vernachläſſigten Schriftſteller. 1933 erſchien ſo eine Arbeit über die literariſche Gegnerſchaft Aranys (von Margarete Sós), zwei Jahre ſpäter dann die Studie Verf.s über die Führergeſtalt jener Oppoſition.

E.s Arbeit bietet eine feine und geiſtvolle Analyſe Zilahys, ſeines Schaffens, ſeiner Tätigkeit. Verf. zeichnet ſich durch feinſinnige Handhabung literaturwiſſenſchaftlicher und geiſtesgeſchichtlicher Begriffe aus. Freilich kommt es bei einer ſolchen Arbeit, die die Zielſetzung einer „Rettung" vor ſich hat, nur allzuleicht zur Ueberſchätzung des betreffenden Schriftſtellers. Z. war entſchieden ein guter, gewandter Organiſator des Literaturlebens, doch blieb er hauptſächlich im Journaliſtiſchen und Publiziſtiſchen (wenngleich im beſten Sinne dieſer Worte) ſtecken, und war eher ein talentierter Kopf als ein Genie. Seine Bedeutung für die Entwicklung des neueren ungariſchen Schrifttums iſt jedoch nicht abzuleugnen, und auch ſeine äſthetiſchen Urteile ſtehen uns heute vielfach nahe, ſelbſt die extremſten. Hoben ja doch z. B. kunſtverſtändige Stimmen anläßlich der Hamburger Aufführung der „Tragödie des Menſchen" von Madách ebenfalls viele Schwächen des Werkes hervor! Zilahy erkannte dieſe Schwächen ſchon zu ſeiner Zeit, der literarhiſtoriſche Akademismus jedoch verſuchte ſie durch mehr oder minder kritikloſe Verhimmelung zu tarnen. Es tat alſo not, auf dieſen freimütigen Kritiker des ungariſchen Klaſſizismus die wiſſenſchaftliche Welt aufmerkſam zu machen.

Die Arbeit ſchildert nach einer Einleitung Zilahys Lebensweg, kommt dann auf die literariſchen und kulturpolitiſchen Verhältniſſe um 1860 zu ſprechen und betrachtet Z. in den folgenden Abſchnitten als Dichter, als Petöfi-Biographen (leider bleibt ſeine Katona-Monographie unerwähnt!), als Kritiker, als Eſſayiſten und Polemiker, als Publiziſten Széchenyi'ſcher Obſervanz, als Aeſthetiker des Tragiſchen und als Aiſchylos-Ueberſetzer. Aus dem Blickpunkte der ſüdoſtdeutſchen Forſchung verdienen ſeine äſthetiſchen Studien an Hand von Tiecks Werken Beachtung, ferner die Tatſache, daß er einige Zeit in Wien als Mitarbeiter der „Wiener Neueſten Nachrichten" verbrachte. Leider fehlt die Bearbeitung und Aufzählung der hier in deutſcher Sprache erſchienenen Aufſätze Z.s. Intereſſant wäre auch ein Hinblick auf Hebbels Pantragismus im Zuſammenhang mit der vielfach ähnlich gearteten Aeſthetik der Tragödie bei Z. geweſen. Aber auch ſo iſt die Studie eine gewandte und nützliche Arbeit. Es wäre wünſchenswert, ihr folgten weitere, die auch andere bisher unbeachtete Schriftſteller des 19. Jh.s mit den Methoden moderner Literaturwiſſenſchaft erhellten.

München. Andreas Angyal.

Dienes, Eva: Das Witwenbuch des Erhart Gros. Debrezin: Kultura. 1936. 80 S.

Von Intereſſe dürfte ſein, daß das von R. Huß entdeckte Witwenbuch des Erhart Gros, ein Pergamentkodex aus d. J. 1446, in der erſten Hälfte des 18. Jh.s aus Bayern nach Ungarn gelangte. Das Werk beſteht aus 77 Geſprächen in der Nürnbergiſchen Mundart des 15. Jh.s und wurde wahrſcheinlich von dem Debreziner Apotheker Samuel Kazai (einem der namhafteſten ung. Bücherſammler zu jener Zeit) auf einer Auktion in Nürnberg gekauft.

Széll, Marta: Zákaný. Tanulmány a szegedi tanyai nép életéből. (Eine Studie aus dem Leben der Bevölkerung in den Niederlaſſungen bei Szegedin.) Szegedin: 1936. 43 S. 7 Kart., 10 Lichtb. (Szegediner Diſſ.).

Dieſe Arbeit hat die Aufgabe, die Geographie eines Gebiets darzuſtellen, das in der Nähe der Stadt Szegedin gelegen iſt und in dem ſich eine Reihe von Sommerniederlaſſungen (Tanyen) befinden. Das Gebiet umfaßt etwa 10 km².

Das Gelände erſtreckt ſich über eine ebene Fläche in 100 m abſoluter Höhe. Es iſt hie und da durchſetzt mit kleinen ſandigen Hügeln, in NW—SO-Richtung orientiert, ebenſo mit Bächen (vad vizek), die für die Ebene zwiſchen Donau und Theiß charakteriſtiſch ſind. Die häufigen Variationen mit ſandigem, wenig fruchtbarem Boden, in geringen Abſtänden, hat eine außerordentliche Fülle von Vegetationsformen geſchaffen.

Die Niederſchlagsmenge iſt für die Bildung eines hydrographiſchen Netzes in einem derart waſſerdurchläſſigen Boden unzureichend. Kleinere, armſelige Waſſeradern können ſich nur in den regenreichen Jahreszeiten bilden. Oft herrſcht große Trockenheit. Von der jährlichen Niederſchlagsmenge, die zwiſchen 500—600 m ſchwankt, hängt der Spiegel der Seen ab. Den außerordentlich trockenen Charakter der Landſchaft bedingt mehr noch die Durchläſſigkeit des ſandigen Bodens als die Niederſchlagsmenge. Dieſes beweiſen die ſtehenden Waſſer, die mitunter eine Tiefe von 20 m erreichen, und die Häufigkeit der Brunnen und Sümpfe (S. 5—6).

Die Queckſilberſäule im Thermometer erreicht jährlich eine Höhe bis zu 70 mm. Das bedeutet ein ausgeſprochen kontinentales Klima. Die Extreme der Niederſchlagsmenge wechſeln in einem Zeitraum von 45 Jahren (1890—1935) zwiſchen 380 bis 800 mm. Die Vegetation weiſt Steppen und Sumpfcharakter auf. Baumvegetation gibt es keine, ausgenommen die Umgebung alter Niederlaſſungen, oder entlang der Straße.

Die Verf.n legt dar, daß das Gebiet erſtmalig in der Bronzezeit beſiedelt geweſen iſt. Eine Urkunde aus dem Jahr 1138 beweiſt, daß ſich auf dem Gebiet der heutigen Niederlaſſungen eine Anſiedlung namens Villa Sakani, Villa Tápai befand. Auf einer Karte aus der Zeit Joſefs II. befinden ſich 24 Siedlungen, eine Zahl, die bis 1835 ſchon auf 75, bis zur Gegenwart auf 128 geſtiegen iſt. Ihre Lage iſt zerſtreut. Sie befinden ſich an den trockenſten und hochgelegenen Stellen. Die Häuſer ſind im allgemeinen niedrig, ärmlich und unhygieniſch. Selbſt wenn noch mehrere Zimmer vorhanden ſind, wohnt die Familie auf dem engſten Raum. Als Brennmaterial werden Feldgewächſe getrocknet und geſammelt. Richtiggehend geheizte Räume gibt es nur bei wohlhabenden Leuten.

Auf einem Raum von 7885 Kataſterjoch leben 20 000 Einwohner, was einer Bevölkerungsdichte von 46 Menſchen auf den km² entſpricht.

Die Bevölkerungszahl wächſt wenig. Mit Rückſicht auf die unſyſtematiſche Arbeit, die unzulängliche, einfache, unregelmäßige Nahrung iſt das Leben dieſer Menſchen „einfach und primitiv". Eine eigene Volkstracht fehlt, und die intereſſanten Bräuche der Vergangenheit beginnen zu ſchwinden. Das Syſtem des Volksſchulunterrichts iſt den kulturellen Beſtrebungen zwar günſtig, aber die zerſtreute Lage der Siedlungen macht den regelmäßigen Beſuch der Schule unmöglich.

Kulturelle Mittelpunkte ſind nur anſatzweiſe vorhanden. In letzter Zeit iſt jedoch ein Fortſchritt feſtzuſtellen, der auf die Verſammlungen der Mitglieder der Kommiſſion für Volkskultur zurückzuführen iſt.

Die ackerbauende Bevölkerung beſchäftigt ſich auch mit Schafzucht. Die hauptſächlichſten Pflanzungen ſind: Gerſte, Mais, Paprika und Wein. Das landwirtſchaftliche Leben begann erſt gegen Ende des 19. Jh.s, als der bisher hauptſächlich für die Viehzucht verwendete Raum dem Ackerbau gewonnen wurde. Die Beſiedlung dieſes Gebietes begann ungefähr am Anfang des 18. Jh.s mit der Schenkung bepflanzbaren Gebietes durch die Stadt Szegedin. Bis dahin war das Gelände gemeinſamer Weideplatz. In den Jahren 1750—1760 beginnt die Einführung von Obſtbäumen und Weinſtöcken zur Bindung des ſandigen Erdreiches (S. 25). Zur Zeit nimmt das beſtellbare Land 59,12% ein. — Im Folgenden bringt die Verf. intereſſante Daten über Viehzucht, Getreidebau und Weinkultur. Hausinduſtrie iſt kaum vorhanden. Die landwirtſchaftlichen Erzeugniſſe werden auf den Szegediner Markt gebracht. Mangels des für den Straßenbau notwendigen Materials iſt der Verkehr äußerſt beſchwerlich. Bei näherer Beſchäftigung mit den Niederlaſſungen zeigt ſich, daß die Mehrheit der Haushalte von den kleinen Beſitzen von 1—15 Joch gebildet wird. Im letzten Kapitel beſchäftigt ſich die Verfaſſerin mit den durch die Jahreszeiten bedingten Veränderungen der Landſchaft, einer für die Puſzta durchaus charakteriſtiſchen Erſcheinung. Das von Sz. erforſchte Gebiet iſt eine Zelle, die das phyſiſche Bild und das Leben eines vollſtändigen Organismus darſtellt, der von der Menge der vielen Niederlaſſungen im ungariſchen Tiefland gebildet wird.

Die Verf.n hat ein ſoziales Problem intereſſant und aufrichtig dargelegt, wodurch ſie die Intereſſen des bearbeiteten Gebietes vertritt.

München. Laurean Someşan.

Pető, József: A debreceni timárok céh — és mesterségszavai (Die Zunft- und Gewerbeausdrücke der Debreziner Gerber). Debrezin 1938. 92 S. (Dolgozatok a debreceni Tisza István tudományegyetem magyar nyelvészeti szemináriumából, Nr. 4.)

P. liefert eine Beſchreibung des Zunftlebens und des Arbeitsvorganges unter beſonderer Berückſichtigung der ſprachlichen Momente und gibt ſodann ein Wörterbuch der Debreziner Gerber (S. 45—85), auf dem das Schwergewicht der Arbeit beruht. Dieſes, das aus den Zunftſchriften zuſammengeſtellt iſt, bietet ein intereſſantes Material und enthält namentlich einen auffallend großen Hundertſatz deutſcher Wörter. Dieſe werden allerdings z. gr. T. Gemeingut in Handwerkerkreiſen aller madjariſchen Städte geweſen ſein, können alſo nur bedingt als Debreziner Eigenart gewertet werden. Ueberhaupt iſt es ein Fehler P.s,, daß er viele

aufnimmt, die weder etwas mit Debrezin noch mit den dortigen Gerbern zu tun haben. Man darf ſagen, daß ein gutes Fünftel des von P. gebotenen Wortmaterials überflüſſig iſt. Die Aufnahme von Wörtern wie álladalom (=állam; Staat [S. 45]), bankó (Banknote [S. 47]), hóstatt (Vorſtadt [S. 62]) iſt unverſtändlich und völlig überflüſſig: Trotz dieſer Schönheitsfehler bietet die Diſſ. aber auch dem deutſchen Forſcher manches, namentlich über den deutſchen Einfluß auf das madjariſche Handwerk. F. V.

Gower, Robert: The Hungarian minorities in the Succession States. London: Grant Richards 1937. 122 S.

Vorliegende Schrift des ungarnfreundlichen engliſchen Parlamentariers, die ſich für eine Reviſion des Friedensvertrages von Trianon einſetzt, erhebt keine wiſſenſchaftlichen Anſprüche und iſt für uns nur als Meinungsäußerung einer gewiſſen ungarnfreundlichen Strömung in England bemerkenswert. Die hiſtoriſche Leiſtung Ungarns faßt G. in folgenden Worten zuſammen (S. 15—16): „. . . in the Middle Ages, Hungary repulsed the Tartars and the Turks; and, in the following centuries, it effectually chocked the westward advance of the Russians and the eastward advance of the Germans". R

Horváth, Tibor: Die awariſchen Gräberfelder von Üllö und Kiskörös. Archäologia Hungarica, Band XIX. Budapeſt 1935.

Im Rahmen der von dem hervorragenden ungariſchen Frühgeſchichtler Nándor Fettich angeregten und mit herausgegebenen vorbildlichen archäologiſchen Publikationsreihe „Archäologia Hungarica" behandelt H. die beiden awariſchen Reihengräberfelder von Üllö und Kiskörös im Peſter Komitat, die im weſentlichen ganz ſyſtematiſch ausgegraben werden konnten und daher für die Forſchung von beſonderer Bedeutung ſind. Es konnten intereſſante Feſtſtellungen über die Beſtattungsart, z. B. über die Verwendung von Holzſärgen bei vornehmen Toten, gemacht werden. Ebenſo konnte man näheren Einblick in die Art der Beraubung von Gräbern im frühen Mittelalter gewinnen, die es meiſt auf die Gürtelbeſchläge abgeſehen hatte. Neuartig iſt die Feſtſtellung, daß Riemenzungen kleinen Formats ausnahmsweiſe auch in Frauengräbern vorkommen. Beobachtungen über die awariſche Haartracht mit Diadembändern bei den Frauen, Flechtenringen an den Zöpfen der Männer ſind recht aufſchlußreich. Vor allem aber verdient es die Anerkennung aller Fachleute, daß H. in ſeiner umfaſſenden Veröffentlichung auch die Auswertung awariſcher Keramik vornimmt und dazu noch das Material des Reihengräberfeldes von Raab heranzieht. Dabei geht er vor allem den feineren Gefäßen nach und vertritt mit guten Gründen die Anſicht, daß eine keramiſche Werkſtatt, die noch römiſche Technik nachzuahmen bemüht war, bis in die Awarenzeit an der Donaulinie zwiſchen Wien und Weißen beſtanden haben dürfte. Die in Gefäßen mit Ausflußröhren und Feldflaſchen zum Ausdruck kommende Abhängigkeit von weſtlichen germaniſchen Typen wird herausgearbeitet; ebenſo werden einzelne von Weſten eingeführte Schmuckſtücke aufgezeigt. Dabei iſt die formale Entwicklung eines ornamentalen Gürtelbeſchlages aus einer auch in Langobardengräbern auftretenden Bügelfibel recht einleuchtend. Von dem berühmten Fund von Nagy-Szent-Miklós ausgehend zeichnet ſchließlich H. ein intereſſantes Bild der Entwicklung der Formenelemente in der awariſchen Metallkunſt und gewinnt dadurch gute Anhaltspunkte für die Datierung. Wir können ihm nur beipflichten, wenn er die Fortdauer der awariſchen Metallarbeiten bis weit ins 9. Jh. hinein feſtſtellt. Die wertvolle Arbeit gewinnt durch Beigabe eines umfangreichen Bildmaterials noch an Bedeutung.

München. Karl Dinklage.

Deér, Joſef: Heidniſches und Chriſtliches in der altungariſchen Monarchie. Szegedin 1934. 123 S. (Sonderabdruck aus: Acta Litterarum ac Scientiarum Regiae Universitatis Hungaricae Francisco-Josephinae, Sectio Geogr.-Hist. I/2.)

Am Anfang des Mittelalters ſtießen drei Herrſchaftsauffaſſungen aufeinander. Die Kaiſervergöttlichung des Altertums unterſcheidet ſich durch ein doppeltes Negativum von den beiden neu auftretenden Auffaſſungen: von der chriſtlichen Dei gratia und von der im Geblütsrecht wurzelnden Herrſchaftsauffaſſung der germaniſchen Völker. Das Geblütsrecht iſt aber kein ausſchließliches Eigentum dieſer Völker. D.

führt ein umfangreiches Beweismaterial an, um den Leſer zu überzeugen, daß die heutigen Naturvölker, aber auch andere Gruppen, darunter die turaniſchen Völker, das Geblütsrecht anerkannt haben. Eine Folgerung aus dem Beweismaterial iſt, daß wir den Ausgangspunkt vieler Uebereinſtimmungen des chriſtlichen Zeitalters in den untereinander vermiſchten archaiſchen Kulturen erblicken können. „Wenn wir dies uns vor Augen halten, wird das MA. mehr bedeuten, als die bloße germaniſch-romaniſche Kulturgemeinſchaft, denn wir müſſen all die archaiſchen Völker als ſeine aktiven Mitglieder annehmen" (S. 119). Die Geſchichte des ungariſchen Volkes liefert ein Beiſpiel dafür, daß die Wirkungen von Seiten der primären Kulturträger ſolche Völker trafen, „die in Bezug auf die weſentlichſten Punkte die charakteriſtiſchen Vorbedingungen der MA-lichen Kultur in ſich trugen". Bei Unterſuchung der ungariſchen Herrſchaftsauffaſſung unterſcheidet D. richtig das Erbrecht von der Erbpraxis. Das Erbrecht der Herrſchaft gehörte einer Familie, der der Arpaden. Die Verteilung der Herrſchaft war — wie bei den verwandten Völkern und Dynaſtien — eine Angelegenheit der herrſchenden Familie. Erſt recht ſpät, am Ende des 11. Jh.s, führte König Koloman die Primogenitur ein. Das Erbrecht entwächſt dem vorchriſtlichen Herrſcherrecht der Dynaſtie, hat eine heidniſche Weihe (clariores genere et potentiores in bello). Die ſakrale Stellung der herrſchenden Familie wurzelt im Totemismus der Jägervölker und iſt auch mütterlicherſeits bedingt (Emeſe). Dieſe Weihe wurde ſeit Stephan dem Hl. chriſtianiſiert: Stephan ſteht auf der Grundlage der chriſtlichen Idoneität, derſelben Auffaſſung, die den göttlichen Kaiſer der Antike zum Verfechter der Chriſtenheit, Verfolger der Heiden, Senior der Biſchöfe, mit einem Wort in den chriſtlichen Kaiſer umgeformt hat. Der chriſtliche Idoneitätsgedanke wird dann von den frommen Kleriker-Chroniſten ſeltſamerweiſe in die vorchriſtlichen Zeiten zurückprojiziert, ſo iſt Herzog Almos körperlich und ſeeliſch auserwählt, „gleichſam als Geſchenk des heiligen Geiſtes, obwohl er ein Heide war". In dieſem dynaſtiſch umgeformten Idoneitätsgedanken Stephans des Hl. „müſſen wir einen der Keime ſehen, aus denen ſich der ungariſche Nationalismus zu einem weitverzweigten Baume entwickelte". D.s ſchöne Darſtellung iſt ſelbſt an den wenigen Stellen, wo die Beweisführung etwas kühn ſein mag, überzeugend. Auf Grund der Arbeiten D.s werden wir ein neues, verinnerlichteres Bild der ungariſchen Geſchichte gewinnen.

Budapeſt. Paul Török.

Harſányi, Andreas: A Domonkosrend Magyarországon a reformáció előtt (Der Dominikanerorden in Ungarn vor der Reformation). Debrecen: Selbſtverlag 1938. 351 S., mit einem Auszug in franzöſiſcher Sprache.

H., der junge proteſtantiſche Geiſtliche, bietet uns in dieſem umfangreichen Werke bei weitem mehr, als wir von einer Inaugural-Diſſertation erwarten könnten. Verf. beſchäftigt ſich in dieſem Werke mit der mittelalterlichen Geſchichte der ungariſchen Dominikanerordensprovinz und arbeitet den diesbezüglichen Stoff und das reichliche Material in zehn Abſchnitten auf. Nach der Einleitung und einer Ueberſicht über die Literatur folgt die Geſchichte der Organiſation des Ordens in Ungarn, welche bereits aus anderen Werken ziemlich bekannt iſt.

Das reichhaltigſte und intereſſanteſte Hauptſtück iſt in dieſem Werke das fünfte, mit dem Titel: Die Studien. Auf dieſes Hauptſtück legte H. ſichtlich das volle Gewicht, und man ſpürt es, daß er im Rahmen der Dominikanerordens-Geſchichte eigentlich einen anſehnlichen Teil der ungariſchen mittelalterlichen Kulturgeſchichte ſchildern wollte, was ihm auch gelungen iſt. Beinahe zwei Drittel ſeines Werkes befaſſen ſich mit der kulturellen Tätigkeit der ungariſchen Dominikaner. H. unterſucht die Studienordnung der Dominikaner, befaßt ſich mit den studia generalia von Ofen, Hermannſtadt, Fünfkirchen uſw., weiter mit den berühmten ungariſchen oder in Ungarn wirkenden hochgelehrten Ordensbrüdern, wie z. B. Nicolaus de Mirabilibus, Petrus Niger, Paulus de Vacia, Jakob von Lilienſtein, einem deutſchen Dominikaner-Humaniſten, der Profeſſor an dem Studium Generale in Ofen war und eines ſeiner Werke, Liber de divina sapientia, dem ungariſchen König, Wladislaw II., widmete. In dieſem Hauptſtück ſchildert der Verf. auch das Auslandsſtudium der ungariſchen Dominikaner. Dieſe beſuchten in erſter Linie die italieniſchen, in zweiter Linie die deutſchen, dann die franzöſiſchen und polniſchen studia. Laut einer von H. zuſammengeſtellten Statiſtik ſtudierten zwiſchen 1456 und 1521 in Wien, Köln und Heidelberg im ganzen zwanzig Dominikaner Fratres und von dieſen 16 in Köln,

hingegen studierten im selben Zeitraum in Italien 111 Fratres, in Frankreich (Avignon, Paris und St. Maximin) sieben, und in Polen (Krakau) nur drei ungarische Ordensbrüder.

Nach Köln sendet der Ordensgeneral studienhalber nicht nur Ordensbrüder deutscher Abstammung (Frigh, Hoogstaeten, Polner, Sprenger, weiter Andreas de Transilvania, Jacobus de Roeppis, [= Reps], Mathias de Septem Castris, die scheinbar Siebenbürger Sachsen waren), sondern auch Ungarn.

Im Zusammenhang mit den erwähnten Auslandsstudien stellt H. fest, daß die ungarischen Dominikaner eigentlich die westliche Kultur nach Osten vermittelten, wo die Kulturstufe derzeit sehr niedrig war.

Ueberaus lehrreich ist das Kapitel des Verfassers über das Buchwesen und die Bücherkultur der ungarischen Dominikaner. Auch einige Ordensbrüder deutscher Abstammung nahmen an dieser Kulturarbeit teil, wie z. B. Leonhard Regensperger, der Prior von Ofen, oder Martinus Craus de Cassovia. Unter denjenigen Ordensbrüdern, die sich mit Artes befaßten, finden wir einen Christoph de Austria stammend, der Orgelkonstrukteur war.

Das Werk Harsányis beschäftigt sich ferner mit der Schilderung der Arbeit der Dominikaner betreffs cura animarum, dann folgt die Reihe derjenigen ungarischen Dominikaner, die die Bischofswürde erreicht haben. Unter ihnen finden wir den Johannes Teutonicus.

Die Dominikanerinquisition in Ungarn und das Verhalten der ungarischen Dominikaner gegenüber der Reformation werden vom Verf. nur berührt, die erste wegen Mangel an Daten, das letzte wegen Ueberschreitung der angegebenen Zeitgrenze.

Das letzte Hauptstück befaßt sich mit dem Verfall der ungarischen Dominikanerprovinz, und ein Namensregister bildet das Ende des Werkes.

Der Verfasser benützte — mit wenigen Ausnahmen — nicht nur die umfangreiche Literatur, sondern auch die Daten der römischen Ordensregistraturbücher, welche der Verf. dieser Besprechung ihm zur Verfügung stellte. Obgleich sein Werk nicht die vollständige Geschichte der ungarischen Dominikanerordensprovinz umfaßt, so ist doch das, was er geschaffen hat, eine gewissenhafte, tüchtige und in der Ordensgeschichte Ungarns eine Arbeit, die eine bisher unangenehm empfundene Lücke ausfüllt.

Vashegy. Béla Iványi.

Juhász, Coloman: Das Tschanad—Temesvarer Bistum während der Türkenherrschaft 1552—1679. (Schriftenreihe des Deutschen Instituts für Auslandskunde E. V., Münster i. W. „Deutschtum und Ausland". Heft 61/63). Dülmen i. W.: Laumann 1938. 355 S., 16 Tafeln.

Den Hauptinhalt des Werkes bildet, dem Titel entsprechend, die Darstellung der Zeit der Türkenherrschaft von der Mitte des 16. bis zum Ende des 17. Jh.s. Da der Verf. die neuesten archivalischen Forschungen, welche die Zentralisation der türkischen Regierung stark herausstellen, seinen Studien zugrundelegte, war es ihm möglich, über diesen „düstersten Zeitabschnitt" der Geschichte des Bistums genaueste Angaben zu machen: Ueber die Aenderungen von Einrichtungen, Gesetzen und auch von Auffassungen, welche die Türkeneinfälle im Gefolge hatten, über Verwaltung und Besteuerung und die willkürlichen Eingriffe in die Besitzverhältnisse seitens der Eroberer. Auch die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte dieser Zeit hat der Verf. gründlichst studiert und die Ergebnisse seiner Studien, soweit sie das Bistum betreffen, niedergelegt.

Da J. „Glaubensleben und Seelsorge" einen Sonderabschnitt gewidmet hat (S. 208—240), wäre es zweifellos von Vorteil gewesen, auch den Hauptabschnitt „Die Regierungen der einzelnen Bischöfe" (S. 43—203) in Form von Querschnitten zu gliedern. So leidet dieser Abschnitt leider unter einem Uebermaß von personellen Angaben, die z. gr. T. mit dem Bistum sehr wenig zu tun haben. Der erstgenannte Abschnitt dagegen gestaltet sich nicht nur deswegen lesenswert, weil er über die Organisation des christlichen Lebens und vor allem über die Missionstätigkeit der Franziskaner und Jesuiten berichtet, sondern weil wir aus ihm außerdem auch vieles Wissenswerte über Sprach- und Volkstumsverhältnisse im Tschanader Bistum vor und während der Türkenzeit erfahren. Am meisten dürften freilich die Mitteilungen über den Kampf der römisch-katholischen Christen gegen die griechischen Patriarchen interessieren, die sich bemühten, alle Christen unter ihren Einfluß zu bringen und denen dabei von den Türken nicht gewehrt wurde. Auch werden

unſere Kenntniſſe über das Zeitalter der Befreiungskämpfe am Ende des 17. Jh.s durch lokalgeſchichtliche Angaben über dieſe Kämpfe erweitert. In einem Schlußwort wird der Anteil der einzelnen Nationen an der Befreiung des Abendlandes von den Türken gewürdigt, vor allem aber der überragende Anteil, der der Kurie an der Bekämpfung des Islam zuzuſprechen iſt.

Außer einem großen Fußnotenapparat bringt J. im Anhang wichtige Quellen zum Abdruck, Berichte von Geiſtlichen an ihre Vorgeſetzten oder an weltliche Behörden, päpſtliche und kaiſerliche Urkunden uſw. Das wiſſenſchaftlich wertvolle Buch wird durch ein alphabetiſches Schrifttumsverzeichnis und durch gute Abbildungen, vor allem der einzelnen Biſchöfe, ergänzt. Weden.

Biró, Vencel: Altorjai gróf Apor István és kora (Graf Stephan Apor von Altorja und ſeine Zeit). Kolozsvár: 1935. 208 S. Mit Abbildungen.

Graf A., der mächtige und einflußreiche Schatzmeiſter Siebenbürgens, war ein hochangeſehener und ſehr geſchätzter Liebling des letzten wirklichen Fürſten von Siebenbürgen. A. hielt, ſolange dieſes Land ſelbſtändig war, eigentlich die ganzen Staatsfinanzen in den Händen, aber nach der Aufhebung des Fürſtentums wurden dieſe nach und nach aus den Händen A.s genommen und auf dieſem Gebiet alle wichtigen Poſten im Laufe der Zeit weitgehend mit Oeſterreichern unter dem Vorwand beſetzt, daß die Siebenbürger zu dieſem Dienſt ungeeignet und unbrauchbar wären. A., der bevollmächtigte Theſaurarius des alten fürſtlichen Siebenbürgen, kämpfte natürlich dagegen, jedoch vergebens. Mit der Einverleibung Siebenbürgens in das deutſche Kaiſertum fing eine ganz neue Epoche an. Man trachtete das bisher orientaliſchen Charakter tragende Land zu verweſtlichen, und dieſes Beſtreben wollte man auch in den Staatsfinanzen geltend machen, wo bisher eine patriarchaliſche Wirtſchaft geherrſcht hatte. Alſo kämpften gegenſeitig die alte und neue Welt: A. und Thavonat bezw. Seeau, und die deutſche Führung mit dem damaligen modernen deutſchen Staatsfinanzſyſtem ſiegte, obſchon A. als ſtark katholiſcher Magnat am Wiener Hof gratissima persona und ſehr einflußreich war. Dies alles, das ganze damalige Zeit- und Kulturbild Siebenbürgens ſchildert uns Verf. ſehr intereſſant und anziehend im Rahmen der Biographie des letzten fürſtlichen Theſaurarius Siebenbürgens.

Vashegy. B. Iványi.

Schickert, Klaus: Die Judenfrage in Ungarn (Band 1 der „Schriften zur Judenfrage der Gegenwart". Hrsgg. vom Inſt. zum Studium der Judenfrage in Berlin). Eſſen: Eſſener Verlagsanſtalt 1937. 200 S.

Sch. behandelt zunächſt die raſſiſchen und geiſtigen Grundlagen der Entwicklung des ungariſchen Volkes, das er als Nomadenvolk mit türkiſch-tartariſchen Einſchlägen charakteriſiert, deſſen ſeeliſches Leben nach ſeiner Anſicht durch die Chriſtianiſierung geſpalten worden ſei. Die Siedlungen von Deutſchen und Angehörigen anderer Völker werden in dieſem einleitenden Teil ſelbſtverſtändlich berückſichtigt und mitbehandelt, wobei der Anteil der Deutſchen an der Entwicklung der ungariſchen Geſchichte um ſo ausführlicher behandelt wird, je mehr ſich die Geſchichte der Gegenwart nähert, beſonders vom Jahre 1780 an, in dem Joſeph II. die lateiniſche durch die deutſche Staatsſprache erſetzt und damit den Sprachen- und Nationalitätenkampf heraufbeſchwört. Von dieſem Zeitpunkt an werden dann auch dem ungariſchen Geiſtesleben ausführlichere Betrachtungen gewidmet und das beginnende und fortſchreitende Eindringen des Judentums in die ungariſche Dichtung und Wiſſenſchaft unterſucht.

Am beſten ſind Sch. die Kapitel gelungen, in denen er den Kampf der Ungarn um die madjariſche Staatsſprache, die Aſſimilierung der Deutſchen und deutſchen Juden und die zunehmende Deutſchfeindlichkeit der madjariſierten deutſchen Juden behandelt. Einen Grund für das Entgegenkommen der Madjaren auf die Aſſimilationsbereitſchaft der Juden erblickt Sch. in dem Einſchlag der vorderaſiatiſchen Raſſe beim madj. Volk. Außer der angeblichen Verwandtſchaft zwiſchen der ungariſchen und moſaiſchen Sprache habe ferner die von dem Raſſenforſcher Günther konſtatierte Hinneigung der Madjaren zum moſaiſchen Glauben die Aſſimilation begünſtigt. Sehr ausführlich wird der Kampf um die Stellungnahme für und wider die Emanzipation der Juden geſchildert. Der Anteil der Juden an der Revolution von 1848 wird aufgezeigt, bei der Darſtellung der Judenpolitik des Syſtems Bach auf die Kreuzung der verſchiedenſten Einflüſſe verwieſen.

Den zweiten Einschnitt macht der Verf. im Jahre 1867, dem Jahre der endgültigen Emanzipation. Von hier an verfolgt er noch eingehender als vorher die „Eroberung der Macht" durch die Juden, d. h. ihr Vordringen in Politik, Heer, Wirtschaft, Landwirtschaft, Presse und Kultur. Zusammenhängend wird sodann Entstehung, Entwicklung und Verfall der antisemitischen Ideen und Bewegungen im Vorkriegsungarn sowie die Geschichte Ungarns nach dem Weltkriege behandelt. Das Schlußkapitel befaßt sich mit der gegenwärtigen politischen Lage des Landes und seinen politischen und kulturellen Zukunftsproblemen, insbesondere wieder mit der Judenfrage. Sch. hat sich auf ein Gebiet begeben, das auch von der ungarischen Forschung vernachlässigt worden ist und daher begreiflicherweise nicht ohne weiteres auf der ganzen Linie gesicherte Ergebnisse ermöglicht. Aber auch in den Punkten, wo wir seine Folgerungen nicht aufzunehmen imstande sind, müssen wir ihre anregende Wirkung bereitwillig hervorheben. Weden.

V. Südslawien.

Geografski Vestnik: (Bulletin de la société de Géographie de Ljubljana) Jg. XII—XIII (1936—1937). Laibach: Geografsko društvo 1937. 264 S.

Der vorliegende Doppelband der Laibacher geographischen Zeitschrift bringt neben einigen physiogeographischen Arbeiten, die außerhalb des Interesses unserer Zeitschrift liegen, drei anthropogeographische Abhandlungen, deren Inhalt im Folgenden kurz mitgeteilt sei:

1. B. Škerlj: Rasna slika Jugoslavije (Das Rassenbild Jugoslaviens [S. 156—169]). Eigene und fremde Untersuchungen zusammenfassend, gibt der Verfasser eine Einteilung Südslawiens nach seinem rassischen Bestand, bei der dem überwiegend dinarischen Kerngebiet, das den größten Teil des Staatsgebietes umfaßt, mischrassige Randzonen gegenübergestellt werden, nämlich das Gebiet des ehemaligen Krain, das Küstengebiet, der Anteil am pannonischen Tiefland, Ostserbien und das Vardargebiet. Besonders beachtenswert erscheint die Tatsache, daß das rassisch in hohem Maße einheitliche dinarische Gebiet zugleich die größte biologische Vitalität aufweist, während die mischrassigen Gebiete dagegen stark abfallen.

2. M. Šuklje: Izseljevanje in doseljevanje v Žumberku (Aus- und Einwanderung im Gebiet von Žumberak [S. 170—183]). Das am Südabfall der Uskoken gelegene Gebiet von Zumberak wurde gegen 1530 von Serben besiedelt, die vor den Türken hierher flohen. Der engbegrenzte Nahrungsspielraum des kargen Karstgebiets hat bald zu einer starken Auswanderungsbewegung geführt, die der Verfasser am Beispiel der Gemeinde Radatovići darstellt. Es werden die Wanderungsbewegungen der letzten 50 Jahre untersucht und dabei nachgewiesen, daß in diesem Zeitraum nicht weniger als 44 v. H. der Einwohner die Heimat verließen. Der weitaus größte Teil davon, etwa $^2/_3$, wanderten nach Amerika aus, davon wieder etwa $^9/_{10}$ in die USA. In Europa geht der größte Teil der Auswanderer in die wirtschaftlich besser gestellten Teile Jugoslawiens. Außerhalb des Heimatstaates sind die am meisten aufgesuchten Länder das Deutsche Reich und Frankreich. Unter dem Einfluß der Wanderbewegung hat sich eine starke Umänderung des wirtschaftlichen und sozialen Gefüges vollzogen, die zur Ausprägung eines ausgesprochenen Kleinhändlertyps geführt hat. Die Parallelen zu den Verhältnissen in der deutschen Gottschee sind augenfällig.

Der Auswanderung steht eine geringe Zuwanderung gegenüber, die im Falle der untersuchten Gemeinde etwa 8 v. H. der ortsansässigen Bevölkerung ausmacht. Die Zuwanderer kommen überwiegend aus Slowenien und Kroatien. Der Grund der Zuwanderung ist meist Einheirat. Dabei unterliegt der kroatische Teil der Einwanderer rasch der Slowenisierung.

3. A. Melik: O poklicni sestavi prebivalstva v mestik Jugoslavije (Der Berufsaufbau der jugoslawischen Städte [S. 184—205]).

Nach der Volkszählung des Jahres 1931 werden die südslawischen Städte nach dem Aufbau der berufstätigen Bevölkerung gegliedert, was zu folgender Typengliederung führt:

a) Der slowenische Typ zeigt die eigentliche Stadt im administrativen Sinne zwar als Arbeitsplatz, aber nicht als Wohnplatz der werktätigen Bevölkerung. Die Siedlungen der Arbeiterschaft liegen im Umkreis der Stadt, es entstehen Arbeiterrand-

ſiedlungen, von denen aus ſich ein reger Tagesverkehr zur Stadt entwickelt. Es iſt das der übliche Wachstumstyp mitteleuropäiſcher Städte im Zuge der Induſtrialiſierung. Die ſtaatliche Eingemeindung hinkt der wirtſchaftlichen Entwicklung der Stadt nach. Das Wirtſchaftsgebiet der Stadt umfaßt in den Arbeitervororten einen weitaus größeren Raum als das adminiſtrative Stadtgebiet, das immer mehr der Citybildung unterliegt. Im übrigen Südſlawien iſt dieſer Typ noch wenig entwickelt. Als Beiſpiele gelten Marburg und Cilli.

b) Eine gewiſſe Annäherung an dieſen Typ ſtellen einige mittelkroatiſche Städte dar, in denen ſeit Kriegsende die Zahl der Induſtriearbeiter ſtark angeſtiegen iſt, ohne daß jedoch bis heute der Charakter dieſer Städte als Mittelpunkte des ländlichen Marktverkehrs vernichtet worden wäre.

c) Oſtkroatien und Slawonien zeigen den pannoniſchen Typ, bei dem ein großer Teil, gelegentlich mehr als die Hälfte der Einwohner, Ackerbürger ſind, ſo daß derartige Städte mehr landwirtſchaftliche Güter erzeugen, als ihr eigener Markt aufnehmen kann.

d) Aehnlich dem vorigen iſt der adriatiſche Typ, bei dem gleichfalls die landwirtſchaftliche Erzeugung weſentlichen Anteil am Wirtſchaftsleben der Stadt hat. Allerdings handelt es ſich in dieſem Fall vorwiegend um Gewinnung von Wein, Öl und Obſt. Dabei umfaßt die ſtädtiſche Bannmeile in den meiſten Fällen auch noch rein agrare Siedlungen, ſo daß der landwirtſchaftliche Charakter der Stadt dadurch noch bedeutend verſtärkt wird.

e) Die Städte Bosniens und Nordſerbiens ſind, abgeſehen von einigen Fällen ſtärkerer Induſtrialiſierung (Zenica, Kragujevac, Lekovac), überwiegend Kleinhändler- und Ackerbürgerſtädte.

f) Ganz ähnlich liegen die Verhältniſſe in Südſerbien, wo Großinduſtrie völlig fehlt und kleinere induſtrielle Unternehmungen nur ſelten vorkommen (Bitolj, Skoplje). Auch hier handelt es ſich um faſt reine Kleinhändler- und Bauernſtädte. Dabei tritt der Einfluß der Türkenzeit aber ſtärker hervor als im Norden, was an der Erhaltung patriarchaliſcher Wirtſchaftsformen deutlich wird (Čaršija). Dasſelbe gilt für das ſtädtiſche Bauerntum, das ſich, durch die Unſicherheit zur Zeit der Türkenherrſchaft veranlaßt, vom flachen Land in die Städte zurückzog. Den gleichen Typ vertreten in Montenegro Cetinje und Podgorica.

Neben dieſen regionalen Stadttypen ſtehen einige Städte, deren Berufsſchichtung durch ihre Verkehrslage beeinflußt wird (Hafenſtädte am Meer und an Flüſſen ſowie Eiſenbahnknotenpunkte). Neben ſie treten als moderne Typen die ſtaatlichen Verwaltungszentren Belgrad, Agram, Sarajevo und Laibach.

Die Arbeit zeigt, daß das Vordringen moderner mitteleuropäiſcher Stadttypen in Südſlawien noch auf wenige verſtreute Städte mit beſonderer Lagegunſt und auf das Gebiet der ehemaligen Südſteiermark beſchränkt iſt. Alle übrigen Gebiete halten bis heute noch an den alten Wirtſchaftsformen feſt.

München. A. Malaſchofſky.

Zbornik arheološkog kluba „Mursa“ (Sammlung des archäologiſchen Klubs „M“). Eſſeg: Selbſtverlag 1936. 69 S.

Das Jahrbuch des 1933 gegründeten Eſſeger Vereins, der bereits in den wenigen Jahren ſeines Beſtehens eine ſehr rührige Tätigkeit entfaltete (vgl. den Tätigkeitsbericht S. 68), zeichnet ſich durch einen außerordentlich reichhaltigen und vielſeitigen Inhalt aus. Wir müſſen uns leider darauf beſchränken, nur Einiges anzuführen, das uns beſonders angeht. J. Böſendorfer behandelt eine Frage des Proteſtantismus in Slawonien, die mit dem Vorhandenſein alter madjariſcher Siedlungen in dieſem Gebiet zuſammenhängt (*Michael Starin, ein kalviniſtiſcher Reformator in Slawonien, S. 16—18). Seine Ausführungen betreffen nicht nur die Kirchen-, ſondern auch die madjariſche Volksgeſchichte. — Derſ. bietet wertvolle Angaben zur „*Kirchenorganiſation in Eſſeg“ (S. 19—23), die auch ſehr viele Anhalltspunkte zur Geſchichte des deutſchen Einfluſſes auf künſtleriſchem Gebiet enthalten. Die künſtleriſche Ausſtattung der Kirchen ohne Unterſchied des Bekenntniſſes (auch die griechiſch-orthodoxe nicht ausgenommen) hängt auf das Engſte mit dem Wirken deutſcher Künſtler und Handwerker zuſammen. Beachtenswert iſt vielleicht auch, daß z. B. die katholiſchen Stadtpfarrer des 18. Jh.s z. gr. T. Deutſche ſind. Die proteſtantiſchen Paſtoren (Kirchengemeinde gegr. 1872 bezw. 1875) waren bis jetzt ausnahmslos Deutſche.

Sehr wertvoll ist der Beitrag von Stephan Pelc über „*Das Schuldrama der Esseger Jesuiten und Franziskaner im 18. Jh. (S. 23—26), aus dem hervorgeht, daß viele dieser Theateraufführungen in deutscher Sprache stattfanden. Aus dem „Diarium missionis Essekinensis societatis Jesu" geht laut Eintrag vom 6. Febr. 1766 hervor, daß man durch die Aufführungen auch die Verbreitung deutscher Sprachkenntnisse erstrebte (theatrum . . . idiomate germano [ut natio illyrica in hac lingua excolatur, quod Augusta Domina (Maria Theresia) vult.]) Sehr unangebracht ist es jedoch, wenn P. in diesem Zusammenhang das Märchen von „germanisierenden Tendenzen" der theresianischen Zeit aufzuwärmen versucht (S. 25). Nur wer den Geist des 18. Jh.s nicht verstehen kann oder nicht verstehen will, kann noch den aussichtslosen Versuch unternehmen, Vorstellungen unseres Zeitalters unbekümmert in die Vergangenheit zu projizieren. Jedenfalls kann man allmählich auch von der Lokalforschung verlangen, daß sie sich derartiger grundlegender geistesgeschichtlicher Tatsachen bewußt wird.

K. Firinger unterrichtet über die — deutschen — Anfänge des Esseger Zeitungwesens (*Die ersten Zeitungen in E., S. 33—35). Die älteste Zeitung war der „Volksredner"[1]), der 1848 erschien. Die erste kroatische Tageszeitung in E., „Narodna Obrana", begann erst 1902 herauszukommen. Bösendorfer bringt „Series iudicum trium cameralium civitatum ac triunae civitatis, necnon consulum . . . civitatis Osijek" vom J. 1690 bis zur Gegenwart zum Abdruck, die nicht nur stadt- und familiengeschichtlich wertvoll sind, sondern gleichzeitig auch die starke Geltung und Führung des deutschen Elementes in E. belegen (S. 38—49). Sein Exkurs über David Ferdinand Vesentin (oder Vensentin), den ersten Esseger Stadtrichter, einen Deutschen aus den österreichischen Erbländern (S. 44), bietet auch einige Anhaltspunkte zur Herkunftsgeschichte des dortigen Deutschtums und weist gleichfalls — wie auch sonstige Quellenzeugnisse — auf einen starken, wenn nicht überwiegenden bairischen Stammesanteil hin.

Es wäre sehr zu wünschen, daß das wertvolle Jahrbuch, das eine wichtige Lücke ausfüllt, regelmäßig erscheinen würde. Sehr zum Vorteil für die Sache und vor allem für die Verbreitung des Unternehmens wäre die Beigabe deutscher Inhaltsangaben.

F. V.

Vinski, Zdenko: Die südslawische Großfamilie in ihrer Beziehung zum asiatischen Großraum. Agram: Selbstverlag 1938. 100 S.

Ein charakteristisches Merkmal der sogenannten jüngeren Nationen im Osten und Südosten Europas ist, wie der Grazer Slawist Matl in seinen Arbeiten hervorhebt, eine eigenartige und vielfältige Ueberschichtung von Alt- und Neukultur. Während die Neukultur als zunächst unorganischer Fremdkörper eine Reihe von Krisenzuständen verursacht, bis der Prozeß der Verarbeitung und Angleichung der übernommenen Hochkultur beendet ist, wird die Altkultur gleichsam als eine organische Frucht auf dem Baume des Volkstums angesehen. Nun liegt freilich die Frage nahe, wieweit auch diese Volkskultur fremde Kultureinflüsse, die im Laufe der Zeit vollkommen nationalisiert worden sind, aufweist. Auf diesem Gebiet können sich vor allem vergleichende volkskundliche Einzeluntersuchungen als fruchtbar erweisen. So tauchten in neuerer Zeit Zweifel an der urslawischen Herkunft der Zadruga, der Großfamilie, auf, die bisher als typisch slawische Einrichtung gegolten hat und die ohne Zweifel eine außerordentliche Bedeutung für die Nationalkultur der Südslawen besitzt.

Es war deshalb ein glücklicher Gedanke V.s, seinen „ethnographischen Beitrag zur Untersuchung des vaterrechtlich-großfamilären Kulturkreises" so zu gliedern, daß in einem Abschnitt das Material über die Zadruga bei den Südslawen zusammengetragen, gesichtet und nebeneinandergestellt wird, ohne daß dabei eine der vielen Theorien angenommen oder eine neue geschmiedet wird, und daß in einem zweiten Abschnitt die patriarchalische Großfamilie als historische Tatsache anderer Ostvölker belegt wird, so daß Verf. am Ende folgende Schlüsse zieht: „Die südslawische Großfamilie [ist] in ihrer ursprünglichen Form eine ausgesprochen indogermanische (bzw. indoeuropäische) Einrichtung. . ., die auch bei den Iraniern und auch den arischen Indern feststellbar ist."

---

[1]) Die Angabe von H. Réz, Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn (München 1935, 98), daß 1848 in E. eine Zeitung „Volksfreund" erschienen wäre, beruht offensichtlich auf einer Verschreibung.

Es kann weiter mit Recht die Behauptung aufgeſtellt werden, daß das Prinzip der Großfamilie trotz Anzeichen ihres Verfalls bei allen maßgebenden turkomongoliſchen und ugroſinniſchen Stämmen in mehr oder weniger deutlicher Form faßbar iſt.

Ferner ſpricht bei aller wiſſenſchaftlichen Vorſicht gewiß nichts dagegen, daß die Großfamilie der Turkomongolen und Ugroſinnen mit jener der Indogermanen, alſo auch der Südſlawen, zuſammenhängt.

Aus dieſen Ergebniſſen geht klar hervor, daß die aus Innerafien ſtammende patriarchaliſche Großfamilie als die den uralo-altaiſchen viehzüchtenden Hirtenſtämmen eigene Familienform anzuſehen iſt.

Im Sinne des Quantitätskriteriums ſei auch noch auf folgende Gemeinſamkeiten hingewieſen, die die Südſlawen mit den übrigen Indogermanen, Iraniern, Turkomongolen, Ugroſinnen und anderen, verbinden:

Die Stammes- und Sippen-(Geſchlechter-)Organiſation, die Verwandtſchaftsnamen, das agnatiſche Prinzip, die Abſtammung von einem gemeinſamen Urahn, die Verehrung des Herdfeuers, der Ahnenkult, die Eheformen, d. ſ. die Raubehe, der Brautkauf mit dem Kaufpreis und der Mitgift, die Leviratsehe und das Snohačestvo, ferner die Stellung der Frau, die Blutsverwandtſchaftsexogamie, die Blutrache mit dem Wergeld, das Erſtgeborenenrecht, das agnatiſche Erbrecht und die Nahverwandtſchaft, der Wunſch nach männlicher Nachkommenſchaft und die vaterrechtliche Struktur der Familie.

Jedenfalls machen dieſe übereinſtimmenden Elemente die oben aufgeſtellten Behauptungen über die aſiatiſche Herkunft der Großfamilie noch wahrſcheinlicher.

Man denkt bei dieſem Ergebnis vor allem an die Theſe des Agramer Hiſtorikers Lj. Hauptmann, „daß Kroaten und Serben iraniſcher bezw. auch kaukaſiſcher Herkunft ſeien, daß ſie z. Zt. des Hunnenſturms unter die Slawen an die Weichſel verſchlagen wurden, ſich dort ſlaviſierten und die Avaren in ihrer Herrſchaft über die weſtlichen Balkanſlawen ablöſten." (Jugoslovenski Istoriski Časopis 1937).

Belgrad. Franz Hille.

Schummer, Eſzter: Rezsőháza településtörténete és nyelvjárása (Siedlungsgeſchichte und Mundart von Rudolfsgnad). Germaniſtiſche Hefte, Nr. VI. Szegedin, 1937. 46 S.

Rudolfsgnad liegt im Banat, oberhalb der Theißmündung. Es iſt eine ſekundäre Siedlung, deren Bewohner aus mehreren, im Kom. Torontal gelegenen Ortſchaften, zumeiſt aus Etſchka (202 Familien) und Siegmundsdorf (78 Familien), ausſchieden. Nach Etſchka kamen die Deutſchen im Jahre 1802 als Pächter und Taxaliſten, mußten aber 1864 auf Anlaß ihres Grundherrn, des Grafen Harnoncourt, ihren Beſitz verlaſſen und eine neue Heimat ſuchen. Nach wiederholtem Anſuchen wurde ihnen durch die Kammer ein Areale von 4420 Joch aus dem Perlaßer Riede auf dem Gebiete des Grenzregimentes zugewieſen. Nach der Beſiedlung wurden ſofort die Dammarbeiten begonnen, denn die junge Siedlung wurde von den angrenzenden Flüſſen (Donau, Theiß, Temeſch und Pega) beſtändig bedroht. Trotz allen Anſtrengungen wurde das Dorf viermal überſchwemmt, die Koloniſten wurden dennoch allmählich zu wohlhabenden Bauern und ihre Siedlung zu einem Muſterdorf.

Der ſprachwiſſenſchaftliche Teil der Diſſertation enthält die Laut- und Formenlehre der Rudolfsgnader Mundart und ihre Dialektographie. Wie in faſt allen ſekundären Siedlungen, wird auch hier eine Miſchmundart geſprochen. Die pfälziſchen Eigentümlichkeiten ſind überwiegend, es laſſen ſich aber auch bairiſch-öſterreichiſche und moſelfränkiſche Formen nachweiſen. Leider ſind geſchichtliche Angaben über die Urheimat der Anſiedler nicht bekannt.

Ein kurzer vergleichender Ueberblick der bisher bekannten Banater Dialekte erhöht noch den Wert dieſer kurzgefaßten, aber recht klaren und pünktlichen Mundartenarbeit, die im Germaniſtiſchen Seminar der Szegediner Univerſität unter der Leitung von Prof. Heinrich Schmidt verfertigt wurde.

Szarvas. Johann Weidlein.

Weifert, Ladislaus: Die deutſche Mundart von Bela Crkva (Weißkirchen). (Bibliothek des Germaniſtiſchen Inſtituts der Univerſität, I). Belgrad: 1933. 132 S.

Es war eine ſehr ſchwierige und arbeitsreiche, aber vor allem auch höchſt dankenswerte Aufgabe, der ſich der Verf. dieſer Abhandlung unterzogen hat. Schwierig inſofern, als an der Ausbildung der Mundart der Weißkirchner Miſchbevölkerung

das ganze hochdeutsche (ober- und mitteldeutsche), ja sogar ein Teil des niederdeutschen Sprachgebiets beteiligt sind. Dankenswert insofern, als sich — aus eben diesem Grunde — eine Klärung der Frage nach der Herkunft der deutschen Einwohner W.s vernotwendigte. So wirkten Sprach- und Familienforschung, Geschichtswissenschaft und Volkskunde zusammen, um dieses grundlegende und gediegene Werk zustande zu bringen, das uns auch deshalb besonders wertvoll erscheint, weil es die erste derartige Untersuchung ist, die Matrikel aus einer donauschwäbischen Kleinstadt mit wertvollen Herkunftsangaben zum Abdruck bringt und sprachwissenschaftlich verwertet.

Der geschichtliche Teil befaßt sich mit der Herkunft der — vor allem der ersten — Ansiedler Weißkirchens, als deren Urheimat wir Westmitteldeutschland anzusprechen haben. Doch nicht nur die aus Deutschland, auch die aus den umliegenden (heute zu Südslawien und Rumänien, insbesondere zu Siebenbürgen, gehörigen) Gebieten kommenden Kolonisten werden namhaft gemacht. Der Wert dieses geschichtlichen Teils wird dadurch erhöht, daß er über die berufliche Zusammensetzung der Ansiedler Auskunft gibt und auch das Schulwesen Weißkirchens behandelt.

Der Hauptteil des Werkes enthält Darstellung und Charakterisierung der Weißkirchner Mundart. Mit denkbar größter Exaktheit hat der Verf. alle Aenderungen, welche die Worte, Silben und Buchstaben in der Mundart der Bevölkerung seit der Entstehung Weißkirchens — i. J. 1717 — durchgemacht haben, untersucht und aufgezeichnet, auch die Unterschiede in der Mundart der lebenden Generationen berücksichtigt. In einem gesonderten Teile ist sodann eine Formenlehre der Weißkirchener Mundart auf phonetischer Grundlage aufgestellt worden.

Der letzte Teil faßt die in den vorhergehenden Abschnitten niedergelegten Forschungsergebnisse zusammen, auf Grund deren der Verf. dann die Zugehörigkeit der Weißkirchener Mundart zu den verschiedenen Sprachgebieten endgültig bestimmt. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, sei hier die Definition der Weißkirchener Mundart als „Rheinfränkisch-bayrische Mischmundart mit ostmitteldeutscher Lautverschiebung" verzeichnet.

Im Anhang werden sodann noch interessante Ausführungen über die Stellung der Weißkirchener Mundart zu der verwandten rheinfränkisch-bairischen Mischmundartgruppe des Banats gemacht, wobei die Unterschiede zu der in der dreißig Kilometer entfernten Stadt Werschetz gesprochenen Mundart besonders bemerkenswert sind. Gerade auf Grund dieser Feststellungen schließen auch wir uns dem Wunsch des Verf.s nach einer weiteren Erforschung der „Abstufungen und Mischungen der Banater Mundarten" voll an.

Das Literaturverzeichnis bringt in übersichtlicher Gliederung in vier Abschnitten die geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Werke allgemeinerer Art und die speziellen Abhandlungen über Batschkaer und Banater Mundarten. Weden.

Kidrič Francè: Korespondenca Janeza Nepomuka Primca (Der Briefwechsel Joh. Nep. Primitz'), 1808—1813. Laibach: Znanstveno Društvo 1934. 202 S. (Korespondence pomembnich slovencev, 1).

Obwohl vorliegende, vom bekannten Laibacher Slawisten K. herausgegebene Briefsammlung schon vor einigen Jahren erschienen ist, rechtfertigt sich ein Hinweis in unserer Zeitschrift deswegen, weil es sich um eine überaus wichtige Veröffentlichung zur Geschichte bezw. Entstehung des slowenischen Nationalbewußtseins handelt, die die vielfältigen Anregungen und Erscheinungsformen dieses Vorganges beleuchtet. P. war nicht der Bedeutendste unter seinen Zeitgenossen, aber seine Veranlagung, seine persönliche Aufgeschlossenheit, wie auch persönliche Lebensumstände bringen es mit sich, daß sein Briefwechsel eine der wichtigsten Quellen zur Entstehung des slowenischen Nationalgedankens ist. In einer knappen, jedoch inhaltsreichen Einleitung (S. 5—12) erörtert K. den Werdegang P.s, um dann den Abdruck des Briefwechsels zu geben (S. 13—182), der genau und ausreichend mit Erklärungen versehen ist. K. hat jedoch ein Billett P.s übersehen, das sich in Form eines kleinen, schmalen Papierstreifens im Nachlaß Miklosichs (Nationalbibl. Wien) befindet, ohne daß ich leider heute noch den genauen Fundort angeben könnte.[1]) Der Text der Briefe ist so gut wie ausnahmslos deutsch, auch

[1]) Es befand sich, als ich den Nachlaß durcharbeitete, in einem der Faszikel der Miklosichschen Briefschaften und war einem anderen, an M. gerichteten Schreiben beigelegt.

wieder ein Beleg der Tatſache, daß die Formung der Oberſchicht ſtark, wenn nicht entſcheidend von den deutſchen Bildungsgegebenheiten abhängig war. — In einem Schlußwort (S. 183—94) bietet K. wertvolle Beiträge zur Lebensgeſchichte P.s und ſeiner geiſtigen Weſensgeſtaltung, die auch für die ſloweniſche Bildungsgeſchichte im allgemeinen ſehr weſentlich ſind.

K. hat mit vorliegender Veröffentlichung wertvollen Stoff zur ſlowenischen Volks- und Bildungsgeſchichte erſchloſſen, der auch für das übrige öſtliche Mitteleuropa wichtige Vergleichsmöglichkeiten bietet.

Kirilović, Dimitrije: Srpski narodni sabori (Die ſerbiſchen Nationalverſammlungen). Bd. I (1861—75); Bd. II (1875—94). Neuſatz: 1937—38. 223; IV + 286 S. (Istoriško društvo u Novom Sadu [Hiſt. Geſ. in Neuſatz], Bd. 5—6).

Die ſerbiſchen National(Kirchen-)Kongreſſe im damaligen Südungarn ſpielten im dualiſtiſchen Zeitalter der Monarchie als nationale Mittelpunkte eine nicht unerhebliche Rolle. Es iſt daher ſehr zu begrüßen, daß K. die im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv auf die Kongreſſe bezüglichen Akten zum Abdruck bringt, die die Serbenpolitik vor allem der ungariſchen Regierung gut beleuchten. und ſo einen beachtlichen Beitrag zur Kultur-, beſ. aber Nationalitätenpolitik des dualiſtiſchen Ungarns darſtellen. Mit Ausnahme der Einleitungen K.s (I, 1—52; II, 1—63), und einiger unbedeutender Stellen in madjariſch beſteht die Veröffentlichung aus Aktenſtücken, die in deutſcher Sprache gehalten und ſonach auch dem deutſchen Forſcher ohne Schwierigkeiten zugänglich ſind, der ſich ihrer mit recht viel Nutzen bedienen kann. Der Abdruck des deutſchen Textes iſt, von einigen kleineren Verſehen abgeſehen, genau. Das ſorgfältig gearbeitete Regiſter (II, 279—86) erleichtert die Benutzung. Durch die Veröffentlichung vorliegender zwei Bände haben ſich K. und die ſerbiſche hiſtoriſche Geſellſchaft ein großes Verdienſt erworben. F. V.

Matasović, Josip: U Vinkovcima prije jednog stoljeća (Winkowitz vor einem Jahrhundert). Eſſeg: „Mursa“ 1937. 38 S.

Ein ſehr anziehender Querſchnitt durch das Leben dieſer ſlawoniſchen Kleinſtadt, der als zuſammenfaſſende Darſtellung anregend iſt, aber auch eine Fülle wichtiger Einzelheiten zur Kultur- und Sittengeſchichte jener Zeit bietet. Für uns ſind neben den Einblicken in das damalige Leben der Militärgrenze vor allem die Angaben über Geltung der deutſchen Sprache im täglichen Verkehr ſowie über das Vorhandenſein deutſcher Handwerker und Gewerbetreibender von Belang.

Brlić, A. E.: Mjere proti požaru u starom Osijeku (Feuerwehr-Maßnahmen in Alt Eſſeg). Eſſeg: „Mursa“ 1935. 22 S. (Iz starog Osijeka [Aus Alt-Eſſeg], 1).

B. bietet intereſſante Angaben über die Eſſeker Feuerlöſchordnungen vom Ausgang des 17. Jh.s bis in die Zeit des Vormärz, die über ihren eig. Gegenſtand hinaus auch über das Zunftleben der Stadt ſowie die Geltung der deutſchen Sprache Aufſchlüſſe gewähren.

Bösendorfer, Josip: Počeci umjetnosti u Osijeku (Beginn des künſtleriſchen Schaffens in Eſſeg). Eſſeg: „Mursa“ 1935. 18 S.

Der bekannte Eſſeger Forſcher B. bietet wertvolle Angaben zu den Anfängen Eſſeger Kunſtſchaffens, die bis ins 18. Jh. zurückreichen, jedoch erſt in der erſten Hälfte des 19. Jh.s zur Entfaltung kamen. Er bietet längere und kürzere Hinweiſe über die einzelnen Eſſeger Künſtler, beſchäftigt ſich am ausführlichſten mit Hugo Conrad von Hötzendorf (1807—69) und A. J. Waldinger (1843—1904). Von ganz wenig Namen abgeſehen, handelt es ſich um Deutſche. Der deutſche Einfluß war für das geſamte künſtleriſche Schaffen beſtimmend. R.

Rolleder, A.: Raſſenkundliche Forſchungen an Serben. Verh. Dtſch. Geſ. Raſſenforſch. IX (1938), 132/140.

Aus dem von R. Pöch und J. Weninger während des Weltkrieges aufgenommenen Material bearbeitete Verf. 293 Meßblätter und Photos von kriegsgefangenen Serben. Leider iſt deren Herkunft nicht angegeben, ſo daß es nicht möglich iſt, zu entſcheiden, ob es ſich um unmittelbare Nachbarn deutſcher Siedlungen

im Südoſten handelt. Den „morphognoſtiſchen" Methoden der Wiener Schule entſprechend ſind nicht nur die wichtigſten Maße und die Komplexion, ſondern auch die Weichteile des Geſichtes unter beſonderer Berückſichtigung der Naſe und der Augengegend überſichtlich beſchrieben und auf ſchönen Tafeln abgebildet. Die Arbeit führt in mehreren Richtungen über eine bloße Merkmalsanalyſe hinaus: ſie zieht Nachbarvölker und -ſtämme zum Vergleich heran (Albaner, Baſchkiren, Tipteren), ſie beſchäftigt ſich auch mit den Körpermaßen der Serben (4 ſchematiſche Proportionsfiguren), über die ſogar eine Sonderveröffentlichung angekündigt wird, und ſie beſchreibt ſchließlich 4 charakteriſtiſche, immer wiederkehrende Typen, über die im Original nachgeleſen werden muß. Daß Verf. es vermeidet, die nach Naſenform, Oberlidraum, Kopfprofil, Geſicht, Standhöhe, Schulter-Beckenbreiten-Differenz, Rumpf- und Extremitätenlänge charakteriſierten Typen ſofort mit den anthropologiſchen Syſtemraſſen zu identifizieren, hängt mit ſeiner Abſicht zuſammen, „ein einheitliches Bild von allen Völkern vorzubereiten, die in dem Raume ſiedeln, in dem wir das Zentrum der nordiſchen Raſſe lokaliſieren".

Breslau. H. Grimm.

VI. Rumänien.

Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift. Hrsgg. v. K. K. Klein. 61. Jahrg. Jaſſy: Selbſtverlag 1938. 324 S.

Die Zeitſchrift wird mit einem Aufſatz von G. E. Müller eingeleitet, der ſehr umfaſſend das Thema „Die mittelalterlichen Verfaſſungs- und Rechtseinrichtungen der Rumänen des ehemaligen Ungarn" behandelt (S. 1—47). M. führt zunächſt Quellen zu ſeinem Thema an und verbreitet ſich dann nach einleitenden geſchichtlichen Bemerkungen eingehend über die zwiſchen den rumäniſchen und ſächſiſchen Diſtrikten und „Stühlen" beſtehenden verfaſſungsrechtlichen Unterſchiede, als deren wichtigſte er hervorhebt, daß die ſächſiſchen unter eigenen Grafen ſtanden und den ungariſchen Komitaten und königlichen Burgen gegenüber unabhängig waren. Durch quellenkritiſche Unterſuchungen über die Stellung der rumäniſchen Stühle und Diſtrikte gegenüber den Komitatsoberbeamten und Grenzburgen und durch Behandlung der Verhältniſſe in den einzelnen rumäniſchen Diſtrikten weiſt M. nach, daß den rumäniſchen Diſtrikten alle für die ſächſiſchen Diſtrikte und Stühle weſentlichen Einrichtungen fehlten. Sehr detailierte Angaben macht M. u. a. über die Grenzburgendienſte der rumäniſchen Siedlungen.

Ausführliche Betrachtungen widmet M. ferner den rumäniſchen Kneſen und den ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Gräven, die, wie M. bereits in einer früheren Arbeit bewies, auch in Deutſchland vorkommen und mit den deutſchen Anſiedlern des 12. Jh.s nach Siebenbürgen gekommen ſein dürften. Bei beiden handelt es ſich zwar um eine Art Kleinadel, doch mit dem Unterſchiede, daß das Kneſialrecht vom König verliehen, die Gräven dagegen als Beamte gewählt wurden (als ſolche hatten ſie eine Stellung, die man etwa als „Dorfrichter" oder „Erbſchulzen" beezichnen kann). Die wiſſenſchaftliche Gründlichkeit, mit der M. ſeine Unterſuchungen betreibt, kennzeichnet ſich darin, daß er den rumäniſchen Bojaren des Făgăraſcher Diſtrikts, die den Kneſen der rumäniſchen Diſtrikte in den übrigen Teilen des ehemaligen Ungarn entſprechen, ein Sonderkapitel widmet. Nicht minder ausführlich als die Kneſen und Gräven behandelt der Verf. die Befugniſſe der Woiwoden und ihre Stellung gegenüber den Kneſen und den Staatsbehörden, und auch die Selbſtverwaltungsorgane der Krainiks ſind nicht vergeſſen.

Im zweiten Teil des Aufſatzes befaßt ſich M. ausſchließlich — unter Vermeidung von Vergleichen mit den Verhältniſſen in den ſächſiſchen Bezirken — mit den rumäniſchen Siedlungen im ehemaligen Ungarn, und zwar mit deren Verfaſſungs-, Sozial- und Rechtsgeſchichte. Auch über die Beziehungen der Rumänen zu den Ungarn erfahren wir manches Wiſſenswerte, ſo vor allem über den Uebergang rumäniſcher Adliger in den madjariſchen Adel und in die ungariſche Komitatsverwaltung. Von den Ausführungen des Verf.s über das Gemeindeweſen der Rumänen dürfte für die deutſche Auslandsforſchung von Intereſſe ſein, daß es nach Anſicht M.s im mittelalterlichen Ungarn wahrſcheinlich überhaupt keine vom Staat anerkannte rumäniſche Handwerkerſiedlungen mit Wochen- und Jahrmarktrecht uſw. gegeben hat, da das Recht auf ſolche Siedlungen in U. urſprünglich „bloß den Deutſchen und zeitweilig auch den Italienern zugeſtanden ſein dürfte". Doch auch die anderen Ausführungen

M.s über die rumäniſchen Stühle, insbeſondere über die rumäniſchen Stuhl- und Diſtriktsverſammlungen, dürften von der deutſchen Südoſtforſchung mit Intereſſe verfolgt werden. Die in Form von Fußnoten gebrachten Anmerkungen verzeichnen zwar in erſter Linie rumäniſche, daneben aber auch deutſche Literatur, vor allem aus der Feder des Verf.s des Aufſatzes, die auch deutſchen Forſchern ein weiteres Studium der in der Abhandlung M.s berührten Themen ermöglichen bezw. erleichtern dürften.

„Die Urſache der Vertreibung des deutſchen Ritterordens aus dem Burzenlande“ behandelt Fritz Schuſter (S. 47—51). Er weiſt nach, daß nicht die Eigentumsübertragung an den päpſtlichen Stuhl die Urſache für die Vertreibung durch den König geweſen ſei, der dieſen Akt angeblich als Hochverrat aufgefaßt habe. Demgegenüber ſtellt Sch. — unter Berufung auf das grundlegende Werk Schreibers „Kurie und Kloſter im 12. Jh.“ — feſt, daß dieſe Eigentumsübertragung nichts mit dem Begriff „Landeshoheit“ zu tun hatte und die Landeshoheit des ungariſchen Königs nicht berührte. Von den vielen Beweisgründen des Verf.s ſei nur erwähnt, daß der Papſt nach der Vertreibung des Ordens den König nachweislich erſucht hat, die Ritter „in regnum tuum“ zurückzurufen. Die Unterſuchung des für die Geſchichte des Deutſchtums in Siebenbürgen nicht unwichtigen Problems gibt Sch. Anlaß, ſich über die Bedeutung der Begriffe „ius, proprietas, dominitatio“ uſw., zu verbreiten. Die Gründe für die Vertreibung des Ordens liegen, wie der Verf. am Schluß ſeiner Abhandlung überzeugend und ebenfalls unter Zugrundelegung einſchlägigen Urkundenmaterials darlegt, in verſchiedenen Eigenmächtigkeiten der Ritter, die in dem Artikel angeführt werden.

Mit der Geſchichte des Deutſchen Ritterordens in Siebenbürgen befaßt ſich auch Franz Michaelis (Deutſchſiebenbürgiſche Geſchichtsfragen im Spiegel der „Dacia Istoricä“. S. 254—264). M. behandelt die Schenkungsurkunde vom Jahre 1222, die J. Schiopul, der Herausgeber der „Dacia Istoricä“, als Fälſchung bezeichnet hat. Auch gegen die Anfechtung anderer Urkunden (u. a. des Andreanums v. J. 1224) durch Schiopul zieht der Verf. zu Felde.

Franz Michaelis erweiſt ſich in noch einem anderen wiſſenſchaftlichen Streit als Antipode Schiopuls: Gegenüber Sch.s Behauptung, der deutſche Ortsname Diemrich ſei i. J. 1666 von Johannes Tröſter erſonnen, weiſt M. („Diemrich“ S. 79/80) nach, daß der Name Diemrich bzw. „Demrich“ oder „Dwinrich“ ſchon im 16. Jh. mehrfach bezeugt iſt.

Auch die Wiſſenſchaft der neueren Geſchichte kommt in der Zeitſchrift zu Wort. Auguſt Fabritius teilt mit, wie Karl Maager den Tod ſeines Freundes Stephan Ludwig Roth erlebte (Eindrücke vom Tode Stephan Ludwig Roths, S. 163—175). Von den in dem Aufſatz mitgeteilten Zeugniſſen hat das Briefzeugnis der ungariſchen Gräfin Waß, die Augenzeugin der Hinrichtung war, zweifellos den größeren geſchichtlichen Wert. Der Bericht Maagers verdient beſonders wegen ſeiner Schilderung Koſſuths und deſſen Verhaltens nach dem Tode Roths Beachtung.

Zur Theatergeſchichte Siebenbürgens ſteuert Karl Kurt Klein einen wertvollen Beitrag bei (Shakeſpeare in Siebenbürgen, S. 233—238). K. räumt mit dem weit verbreiteten Vorurteil auf, daß die Luſt am Theaterſpiel in Siebenbürgen erſt im 18. Jahrh. erwacht ſei. Demgegenüber führt K. Dokumente an, die eine außerordentlich ſtarke Anteilnahme der Siebenbürger an der Aufführung von Schuldramen im 16. und 17. Jh. erweiſen und die Behauptung des Verf.s glaubhaft machen, daß das 17. Jh. eine „literariſche Blütezeit“ für Siebenbürgen bedeutet habe, gerade in theatergeſchichtlicher Hinſicht. Von den Ausführungen K.s über Theaterdichtung und Spielplangeſtaltung ſei hervorgehoben, daß in Kronſtadt u. a. der von Joſef Nadler als „Meiſterwerk des Barocks“ geprieſene „Cenodoxus, der Doktor von Paris“ von Jakob Bidermann und der „Titus Andronikus“ von Shakeſpare zur Aufführung gelangten. Dieſe kurze und einmalige Erwähnung des engliſchen Dichters rechtfertigt durchaus nicht den Titel der ſehr intereſſanten kleinen Abhandlung, deren tatſächlicher Inhalt, wie aus dieſer kurzen Inhaltsangabe erſichtlich, viel umfaſſender iſt und die u. a. auch eine Zuſammenſtellung des wichtigſten Quellenmaterials enthält.

Volkskundliche Themen berühren Fritz Holzträger (Deutſche Volkskunde, ihre Wege, Ergebniſſe und Aufgaben, S. 208—218), Richard Huß (Volkskundliches aus dem Sagengut der Siebenbürger

Deutſchen, S. 218—226) und Karl Lang (Zauberſprüche aus Ober-Neudorf im Mösnergau, S. 226—233). Von „Fälſchungen ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher Volkskunſt" berichtet Emil Sigerus (S. 60—62). Géza Baron Kövesz von Kövesházа gibt ein Verzeichnis der Kommandierenden Generale in Siebenbürgen von 1551—1918 (S. 239—246). Die Aufſtellung verzeichnet auch die Ränge, die die betreffenden Generäle bei ihrem Tode innehatten.

Weden.

Revista Istorică Română (Rumän. hiſtor. Zeitſchr.). Jg. V—VI, VII. Bukareſt: 1936, 1937. VI + 661; IV + 492 S.

Schon in den wenigen Jahren ihres Beſtehens hat ſich die vom bekannten Hiſtoriker Conſtantin C. Giurescu und anderen Fachkräften von Rang herausgegebene Zeitſchrift eine führende Stellung zu erringen gewußt. Nicht nur durch einen gediegenen Aufſatzteil (der durch gute Inhaltsangaben in franzöſiſcher Sprache auch der nichtrumäniſchen Forſchung bequem zugänglich iſt) und vorzügliche Indices, ſondern vor allem auch durch einen glänzend ausgebauten Beſprechungsteil vermochte das 1931 gegründete Unternehmen dies zu erreichen. Bei den Beſprechungen fällt vor allem die Weite des Blickfeldes angenehm auf. Im Gegenſatz zu den meiſten ſüdoſteuropäiſchen Fachzeitſchriften, die in ihrer Bücherſchau nur wenig, meiſtens nur polemiſch vom Schaffen ihrer Nachbarländer Notiz nehmen, berückſichtigt das vorliegende Organ mit ziemlicher Gründlichkeit die einſchlägigen Neuerſcheinungen Ungarns, Bulgariens, Südſlawiens und Griechenlands. Auch die äußere Ausſtattung entſpricht dem inneren Wert der Zeitſchrift.

Es kann — naturgemäß — nicht unſere Aufgabe ſein, auf die abwechſlungsreiche Fülle von Aufſätzen im einzelnen ſyſtematiſch einzugehen. Wir müſſen uns auf die Hervorhebung einiger für uns beſonders intereſſanter Studien beſchränken.

Aus dem Jg. V—VI heben wir hervor: Gh. J. Brătianu, *Bismarck und Jon C. Brătianu (S. 86—103 [auch in deutſcher Sprache erſch.]), Giurescu, *In Bezug auf die „Istoria Românilor" [Rumän. Geſchichte]. Antwort auf die Beſprechung des Herrn N. Jorga (S. 104—57) [Die Polemik Giureſcu—Jorga gewährt ſehr aufſchlußreiche Einblicke in die Wandlungen der rumäniſchen Geſchichtswiſſenſchaft], D. Bodin, *Berichtigungen bezüglich der Beziehungen Arthur Grafs zu Rumänien (S. 191—218 [Wertvoller Beitrag zur Geſch. der ital.-rumäniſchen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s,, vor allem auf kulturellem Gebiet]), Damian Bogdan, *Slawiſch-rumäniſche Diplomatik im 15.—16. Jh. (S. 223—84. Fortſ. in VII [1937], 74—121, 268—99 [Sehr gute Zuſammenfaſſung des muntenieniſchen Urkundenweſens jener Zeit. Intereſſante Hinweiſe auf Zuſammenhänge mit dem Weſten]), V. Ghiacioiu, *Die Beſtimmung der Vorlagen von „Ueberſetzungen" Coſtache Negruzzi's (S. 348—60 [Uebertragungen bezw. Ueberarbeitungen aus dem Franzöſiſchen]), C. A. Stoide, *Händler aus Şarhorod in der Moldau (S. 382—87 [Zuſiedlung ukrainiſcher Händler um die Mitte des 17. Jh.s, veranlaßt durch den Aufſtand Bohdan Chmelnyćkyj]).

Jg. VII: D. Bodin, *Vom Leben und Wirken des Căminar Mario Pietro Cugino (S. 38—73 [Richter am Galatzer Handelsgericht piemonteſiſcher Herkunft, der auch publiziſtiſch, u. a. als Herausgeber einer italieniſch-rumäniſchen Handelszeitung, tätig war]), Giurescu, *Ueber den iliş (S. 253—57 [Beſtimmung dieſer alten moldauiſchen Abgabe, die nach dem Getreide entrichtet wurde. Das Wort iſt tartariſchen Urſprungs, < ülüs]), P. P. Panaitescu, *Die Kupfergruben von Mircea d. Alten (S. 258—67 [Nachweis ſerbiſcher, aber auch ungariſcher Einflüſſe. Der Pächter war ein Ungar]), Aurel Decei, *Hat Mircea d. Alte an der Schlacht bei Ankara teilgenommen ?(S. 339—57 [wird auf Grund eingehender Quellenanalyſe verneint. Verwechſlung mit dem Führer eines ſerb. Hilfskontingents[).

Beredter als jede zuſammenfaſſende Kennzeichnung zeigen dieſe Hinweiſe den Reichtum an neuen Ergebniſſen und Anregungen auf, die von dieſer Zeitſchrift ausgehen und nicht nur für die rumäniſche Forſchung, ſondern auch die der anderen ſüdoſteuropäiſchen Länder einen begrüßenswerten Antrieb bedeuten. F.W.

Revista Geografică Română (Rumäniſche Geografiſche Zeitſchrift). Klauſenburg: Cartea Românească 1938. Jg. I, Heft 1. 104 S.

Dieſe Zeitſchrift wurde von einer Gruppe junger Geografen gegründet, die ſich mit folgenden Zwecken an den vier Univerſitäten gebildet hatte: 1. Verbreitung der modernen geografiſchen Kenntniſſe in der rumäniſchen geiſtigen Oberſchicht, 2. Förderung der jungen Geografen in ihren wiſſenſchaftlichen Forſchungen, 3. Darſtellungen der rumäniſchen geografiſchen Studien für das Ausland durch fremdſprachige Zuſammenfaſſung der einſchlägigen Werke, 4. die Kenntnis der ausländiſchen geografiſchen Forſchung zu erleichtern, 5. Pflege des wiſſenſchaftlichen Stils und ſtreng wiſſenſchaftlicher Methoden in der Geografie, 6. Einführung monografiſcher Studien in Rumänien, 7. Richtlinien für den Geografieunterricht in den höheren Schulen, uſf. Das vorliegende Heft umfaßt 5 Aufſätze, mehrere in- und ausländiſche Buch- und Zeitſchriften-Beſprechungen. Die Aufſätze ſind folgende:

Laurean Someşan: *Die Senkung des Brader Wäldchens. Die geomorfologiſche Studie einer Senkung im Caliman-Harghita-Gebirge.

Alexandru Rădulescu: *Die geopolitiſche Lage Rumäniens (mit 8 Skizzen).

In dieſem intereſſanten Artikel legt der Verf. den geopolitiſchen Rahmen Rumäniens und ſeine Lage auf der Balkanhalbinſel feſt. Geſtützt auf wiſſenſchaftliche orografiſche, klimatiſche, phitogeographiſche und ethniſche Daten, kritiſiert er einige ausländiſche, frühere Arbeiten, welche Rumänien in den Rahmen der Balkanſtaaten oder den des öſtlichen kontinentalen Europa eingegliedert haben. R. zeigt, wie ſerbiſche (Cvijić) und bulgariſche (A. Iſchirkoff) Verfaſſer die Donau als nördliche Grenze des Balkans feſtlegten, während der deutſche Forſcher Ernſt Schmidt 1932 ſagt, daß jene eine übertriebene geografiſche Interpretation treiben, die die Zugehörigkeit Rumäniens zur Balkanhalbinſel vertreten. Der Verf. des oben genannten Artikels ſetzt alſo mit Recht Rumänien in das zentrale, im Oſten vom Dnjeſter begrenzte Europa. Der Dnjeſter ſtellt demnach gleichzeitig eine geologiſche, morfologiſche, klimatiſche, phitogeografiſche, ethniſche und geſchichtliche Grenze dar. Im Süden trennt wiederum die Donau die in ihrem geografiſchen Charakter verſchiedenen Landſchaften.

Dr. Sever Pop: *Die Synonymik des Wortes „Târg“ im Lichte der Sprachgeografie (mit 2 Kartenſkizzen).

Nachdem er die Forſchungsmethode und die Methode der Zeichnung von Sprachkarten dargelegt hat, zeigt der Verf. die Berührungspunkte dieſer Wiſſenſchaft mit der Anthropologie auf: Die Aufzeichnung der Erſcheinungen und den Einfluß geografiſcher Faktoren auf die Entwicklung der Sprache. Er bringt Beiſpiele aus dem Gebiet des Hirtenlebens des rumäniſchen Volkes. Weiter zählt der Verf. eine Reihe von lateiniſchen Ausdrücken aus dem Gebiet des Handels auf, die ſich in der rumäniſchen Sprache erhalten haben: negotium > negoţ, comparare > cumpara, vendere > vinde, pretium > preţ, impramutare > imprumuta.

P. erörtert weiter die Verbreitung und Erklärung der Benennungen und Synonyme: Târg, Bâlciu, Abor, Panair, Jarmaroc, Piat, Marturie, und kommt zu im Hinblick auf das rumäniſche Wirtſchaftsleben intereſſanten Schlüſſen.

J. Roşka: *Das ſtatiſtiſche und dynamiſche Bild der rumäniſchen Wanderungen (mit 2 Kartenzeichnungen und Diagrammen).

Die Arbeit R.s ſchafft eine Syntheſe der rumäniſchen Wanderungserſcheinungen, die ſich hologeiſch und holokroniſch auf dem Kontinent und in Transozeanien bewegt. R. ſtellt dabei 3 Formen von Wanderungen feſt: eine ſtändige, eine zeitweilige und eine periodiſche. Die Wanderungen wurden in Gruppen oder einzeln ausgeführt, blieben auf dem Kontinent oder gingen nach Ueberſee. Es wird unterſchieden zwiſchen nationaler und fremdvölkiſcher Wanderung. Die Wanderungserſcheinungen laſſen ſich vor allem nach dem Weltkrieg feſtſtellen. Rumänien ſtellt eine Art demografiſcher Senke feſt. Im Zeitraum von 5 Jahren iſt die Zuwanderung fremder Elemente in Rumänien ſo gewachſen (1920—25), daß der Staat ſich gezwungen ſah, ſie durch ein beſonderes Geſetz einzuſchränken. Die bedeutendſte Zahl von Auswanderern findet ſich vor dem Krieg in Siebenbürgen, im Buchenland und in Beſſarabien. Im Zeitraum von 14 Jahren beträgt die Zahl der aus Siebenbürgen Ausgewanderten 184 512 (1899—1913). Im alten Königreich war dieſe Erſcheinung

kaum bekannt. Die Nachkriegsauswanderung ist in den selben Gebieten festzustellen. Zwischen 1926—1933 sinkt die Zahl der Auswanderungen ständig, aber im selben Maße wächst die Einwanderung.

Die höchste Zahl fremder Einwanderungen nach Rumänien ist im Jahre 1929 festzustellen (7987 Seelen). Die Auswanderung des rumänischen Elements erfolgte größtenteils aus den Kreisen der ländlichen Bevölkerung, weniger aus den Städten.

Martin Popescu—Spineni: *Der Geograf Aeneas Sylvius und die rumänischen Länder (XV. Jh.).

Unter den zahlreichen Arbeiten von A. S. existiert eine Geografie Europas (gedruckt 1501), in welcher er wertvolle Beiträge zur Geschichte der rumänischen Geografie bringt. In dieser Arbeit ist das von Rumänien bewohnte Gebiet unter zwei Namen bekannt: Walachei und Transsylvanien. Andreas Sylvius stellt das Land zwischen Donau und Theiß als geografische Einheit dar. Von der Bevölkerung Siebenbürgens wird betont, daß zwar Szekler und Deutsche ins Land gekommen seien, daß aber die von Dakern und Geten abstammende Bevölkerung Rumänen (von italienischem Stamme) seien. Die sieben Städte seien von den tapferen und kriegserfahrenen Deutschen gegründet worden. Die Zahl der szeklerischen Familien wird auf 60 000 geschätzt. Es wird an die rumänische Herkunft J. Hunyadys (Huneadi) erinnert, an verschiedene Ereignisse aus der rumänischen Geschichte und an die politischen und sozialen Zustände in diesem Volke am Ende des Mittelalters.

München. Laurean Someşan.

Wolf, Hans: Das Schulwesen des Temesvarer Banats im 18. Jahrhundert. Gründung und Ausbau im Geiste des aufgeklärten Absolutismus. Veröffentlichungen des Wiener Hofkammerarchivs, hrsg. von Josef Kallbrunner, 1. Band. Wien: Rohrer 1935. 195 S. u. 1 Kt.

Die Veröffentlichungen des Wiener Hofkammerarchivs dienen dazu — wie der Leiter des Archivs, Dr. Kallbrunner, im Vorwort ausführt — die reichen, unbenützten Quellen des Archivs über Wirtschaft, Handel, Gewerbe und Kultur der österreich-ungarischen Monarchie und besonders das große Material über das Deutschtum im Südosten Europas in wissenschaftlichen Einzelpublikationen zugänglich zu machen.

Die erste Veröffentlichung, W.s Buch, hat eine deutsche Kulturleistung im 18. Jh. zum Gegenstande, die Entwicklung des Schulwesens der Deutschen, Madjaren, Serben und Rumänen im Banat.

Nach der Befreiung von der Türkenherrschaft durch die Siege des Prinzen Eugen in den Feldzügen der Jahre 1716—1718 gab es in dem von „Nationalisten" dünn besiedelten Banat keine Schulen. Die erste Schule ist die von den Deutschen in Temeschburg 1720 gegründete Trivialschule. Bald nach der deutschen Besiedlung des Landes unter Karl VI. steigt die Zahl auf 21 deutsche Schulen im Jahre 1737. Die Kolonisten brachten sich oft die Schulmeister aus der Urheimat selbst mit und sorgten aus eigenen Mitteln für die Erhaltung der Schulen, später übernahm die Betreuung die Kirche „als Erziehungsstätte im Dienste der christlichen Lehre", und schließlich der Staat die Verwaltung der Schulen „als ein politisches Geschäft".

Lange vor der im Geiste der Aufklärung geschaffenen „allgemeinen Schulordnung" von 1774, mit der Maria Theresia die Volksschule begründete, setzte im Banat die Fürsorge des Staates für das Unterrichtswesen ein. In jeder nach dem siebenjährigen Kriege neu angelegten deutschen Ortschaft ließ der Staat ein Schulhaus errichten. Die Kaiserin verordnete 1767 die Befreiung der Ansiedlerortschaften von der Unterhaltspflicht für den Lehrer. Die Obsorge für das Schulwesen in den Kolonistendörfern war Aufgabe der staatlichen Verwaltung. Der Staat übt die Schulaufsicht und sorgt für geeignete Lehrer. Die Einführung der „allgemeinen Schulordnung" von 1774 war daher im Banat kein Novum. Lediglich in der Lehrmethode und in der Ausbildung der Lehrerschaft kamen auch hier die allgemeinen Normen zur Anwendung. Seit 1774 sind Staat, Kirche und Gemeinde gemeinsam am Schulwesen beteiligt, der Staat durch die Bestimmung der Lehrmethode, Herstellung der Lehrbücher und Ausbildung der Lehrkräfte, die Kirche an der Aufsicht durch den Pfarrer und die Gemeinde an der Erhaltung der Schulen und durch das Recht der Lehreranstellung. Neben den allgemeinen Volksschulen (Trivialschulen) besaß das Banat auch eine höhere Lehranstalt, die 1725 eröffnete, unter der Leitung der Jesuiten stehende Lateinschule in Temeschburg, die nach dem Beispiel der österreichischen Jesuitenschulen geführt wurde.

Langſamer als in den deutſchen Gemeinden entwickelte ſich das Schulweſen der Rumänen und Serben. Erſt 1736 wird zum erſten Male eine griechiſch-orthodoxe Schule in Lugoſch erwähnt. Während der Deutſche in ſeinen Schulen neben der chriſtlichen Lehre auch Rechnen, Schreiben und Leſen lernte, diente der Unterricht in den griechiſch-orthodoxen Schulen hauptſächlich dem Auswendiglernen der beim Gottesdienſte gebräuchlichen Kirchenbücher; Schreiben und Rechnen fehlte in den rumäniſchen Schulen.

Die griechiſch-orthodoxen Biſchöfe lehnten eine Reform der Schulen nach den Grundſätzen der „allgemeinen Schulordnung" von 1774 ab. Der Staat aber drang auf eine Beſſerung der rumäniſchen Schulen aus rein wirtſchaftlichen Gründen. Eine allgemeine Schulbildung ſollte die „verwahrloſten" Nationaliſten dem Kulturniveau der Kronländer anpaſſen, ſie zu brauchbaren Bürgern des Staates erziehen. Dazu kamen noch politiſche Erwägungen. Die Fürſorge des Staates für das griechiſch-orthodoxe Schulweſen bezweckte nichts anderes, als die rumäniſchen und ſerbiſchen Schulen vor Eingriffen der ungariſchen Behörden zu ſichern. Dieſe Gedanken ſind die Grundlage für die „Direktiven für die Verbeſſerung des illyriſchen und wallachiſchen Schulweſens", die im gleichen Jahre wie die „allgemeine Schulordnung" erſchienen. W. führt die Maßnahmen, wie ſie die „Direktiven" fordern, über Anſtellung von fähigen Lehrern, über das Lehrgut und Lehrverfahren, über die Aufſicht der Schulen, Erbauung von Schulgebäuden, in klarer Darſtellung aus. Allein die Durchführung hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Rumänen verweigerten den geforderten allgemeinen Schulbeſuch, für die armen Gemeinden war die finanziellle Belaſtung der Schulerhaltung unerträglich, und zur Vermehrung der Schulen fehlte es an geſchulten Lehrern. Streitigkeiten über die Anwendung von Felbigers „Methodenbuch" und über die Lehrmethode kamen hinzu. Im Zuge der Reform wurden aus politiſchen Gründen die aus Rußland ſtammenden Schulbücher im Unterricht ausgeſchaltet. Der von der Biſchofsſynode zu Karlowitz 1774 verfaßte Katechismus in deutſcher, rumäniſcher und ſerbiſcher Sprache wurde zum Schulbuche erklärt und die Drucklegung dem Wiener Verleger Joſef Kurzböck privilegiert. Bei Kurzböck wurde auch das „Handbuch für die Schulmeiſter" der rumäniſchen Schulen gedruckt.

Mit der Einverleibung des Banats in Ungarn 1778 traten an Stelle der öſterreichiſchen Schulgeſetze die ungariſchen. Das bedeutete die Ausſchaltung Wiens im Einfluſſe auf das Banater Unterrichtsweſen, denn das ungariſche war unabhängig vom öſterreichiſchen, die Regelung des Erziehungs- und Unterrichtsweſens in Ungarn war ein Hoheitsrecht des ungariſchen Königs. Was die „allgemeine Schulordnung" von 1774 für Oeſterreich bedeutet, das iſt für Ungarn die „ratio educationis" von 1777, die im weſentlichen die gleichen erzieheriſchen Grundſätze hatte.

Im Zuge der Zentraliſierungsbeſtrebungen Joſefs II. war die wichtigſte Neuerung neben der Aufhebung der Selbſtändigkeit des ungariſchen Schulweſens und der Vereinheitlichung des Unterrichtsweſens der geſamten Monarchie in der Wiener Studien-Hofkommiſſion die Einführung des Unterrichts in der deutſchen Sprache in Ungarn als Pflichtgegenſtand. Beſondere Aufmerkſamkeit widmete der Kaiſer dem rückſtändigen griechiſch-orthodoxen Schulweſen, von deſſen Zuſtand ſich Joſef II. auf ſeiner Reiſe ins Banat ſelbſt überzeugt hatte. Vor allem vermeinte der Kaiſer die Schäden des walachiſchen Aufſtandes in Siebenbürgen von 1784 durch eine Verbeſſerung des Schulweſens an der Wurzel zu beſeitigen und durch Einführung von Landesſchulen den Bildungsgrad der Rumänen zu heben. Da die armen Gemeinden die Erhaltungskoſten nicht aufbringen konnten, verpflichtete Joſef II. die Grundherrſchaften zur Erhaltung der Lehrer und Schulen.

Die unter Joſef II. angebahnten Schulreformen fanden unter Leopold II. ein jähes Ende. Das ungariſche Schulweſen erhielt ſeine frühere Selbſtändigkeit wieder. Dieſe Maßnahmen führten im Banat zur Einſchaltung der Komitatsbehörden in die Belange des Schulweſens, deren erſtes Ergebnis eine zeitweilige Aufhebung der deutſchen Normalſchule in Temeſchburg war. Die Komitatsbehörden verfügten weiterhin, daß nur Schulmeiſter, die der madjariſchen Sprache mächtig waren, angeſtellt werden durften und die ungariſche Sprache an allen Schulen zu lehren ſei. Ein Geſetz vom Jahre 1792 erhob das Studium der madjariſchen Sprache an den höheren Schulen zum ordentlichen Lehrfach. Die Verfügung zur Einführung der madjariſchen Sprache an den griechiſch-orthodoxen Schulen blieb wegen des Widerſtandes der Serben und Rumänen faſt ohne Erfolg.

Abſchließend gibt W. eine überſichtliche Zuſammenfaſſung des Banater Schulweſens um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Dieſe Ausführungen werden durch eine ſchematiſche, überſichtliche Karte von Oskar Schikorſky illuſtriert. Danach zählte das Banat um 1800 die bedeutende Zahl von 520 Volksſchulen, an denen die Deutſchen den Hauptteil haben. Das Schulweſen der Deutſchen hatte ſich ſeit der thereſianiſchen Anſiedlung (1766) verdreifacht.

Der Verfaſſer hat in erſter Linie aus den Quellen des Hofkammerarchivs, des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs und des Budapeſter Landesarchivs geſchöpft. Er bleibt aber nicht bei einer ausſchließlichen Darſtellung der Schulgeſchichte im Banat ſtehen. Dank ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe hat W. die Geſchichte des Schulweſens im Banat eingebaut in die allgemeine Erziehungsgeſchichte, in die Geſchichte der Erziehungsſyſteme der Aufklärung und in die Schulgeſchichte der öſterreich-ungariſchen Monarchie. Dabei füllt aber doch die Darſtellung des Banater Schulweſens — eine der größten Leiſtungen der deutſchen Siedler und der öſterreichiſchen Verwaltung — den Hauptteil des Buches, das jeder Schulmann und jeder um das Auslanddeutſchtum Wißbegierige mit großem Nutzen zur Hand nehmen wird.

Wien. Franz Stanglica.

Arz v. Straußenburg, Albert: Die hiſtoriſchen Wappen der ehemaligen ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Gebietskörperſchaften. Archiv des Vereins für Siebenbürgiſche Landeskunde. 49. Band, 2. Heft. Hermannſtadt: Selbſtverlag des Vereins. 1938. 56 S., 1 Taf. u. 25 Abb.

Die Arbeit ſtellt den erſten Verſuch dar, Form und Farben aller Wappen der ehemaligen ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Gebietskörperſchaften zu beſtimmen. Von allgemeinerem Intereſſe dürften die Kapitel ſein, die ſich mit dem (nach der Schlacht von Mohács entſtandenen, 1590 zuerſt nachweisbaren) ſiebenbürgiſchen Landeswappen befaſſen, das bemerkenswerterweiſe erſt i. J. 1765 amtlich als Wappen feſtgelegt wurde (in dem Diplom Maria Thereſias, welches Siebenbürgen zum „Großfürſtentum" erklärte). Anläßlich der Darſtellung dieſes — im Laufe der Geſchichte in das öſterreichiſche, ungariſche und rumäniſche Landeswappen eingegangenen — Landeswappens macht der Verf. auch intereſſante Angaben über die Geſchichte der heutigen rumäniſchen Staatsfahne.

Mit ſeinen Ausführungen über das — wahrſcheinlich dem Landeswappen entlehnte — „Wappen der Sächſiſchen Nation" verbindet der Verf. Ausführungen über Namen und Geſchichte des Landes und die Entſtehung des Namens „Siebenbürgen". Auch die Münzkunde zieht A. gelegentlich heran. Die Kapitel, die ſich mit den Wappen der einzelnen Stühle und Diſtrikte befaſſen, dürften im weſentlichen für die betreffenden Lokalforſcher von Intereſſe ſein.

Die Abhandlung, die mit dem J. 1876 endet, ſtellt die erſte zuſammenhängende Arbeit über die Wappen Siebenbürgens dar und wird durch die in dem großen Anmerkungsapparat befindlichen zahlreichen Ergänzungen, vergleichenden Hinweiſe und Literaturangaben wiſſenſchaftlich beſonders wertvoll. Wie er im Vorwort anzeigt, plant der Verf. auch eine Unterſuchung der Siegel der ehemaligen ſächſiſchen Gebietskörperſchaften. Auf Grund der eben beſprochenen, ſchönen, von großer Sachkenntnis des Verf.s zeugenden Arbeit kann man der Veröffentlichung der angekündigten neuen Unterſuchung mit berechtigtem Intereſſe entgegenſehen. Ergänzt wird die Abhandlung durch zahlreiche gute Abbildungen und eine Farbentafel, die die Wappen der vier alten Provinzen und der elf ſächſiſchen Stühle und Diſtrikte zuſammenſtellt.

Weden.

Jonescu, Grig.: Bucureştii. Ghid istoric şi artistic. (Bukareſt. Hiſtoriſcher und Kunſt-Führer). Bucureşti, 1938. 418 S., 157 Abb., 5 Taf.

Die Notwendigkeit dieſer Arbeit nach dem vor zehn Jahren erſchienenen Führer von Olga Greceanu (Bucarest et ses environs) iſt offenkundig. Im allgemeinen iſt dieſer Führer zuverläßlich, auf die einzelnen irrtümlichen Angaben wurde in den Zeitſchriften „Vieţa Românească" (XXX. 12, S. 166—8) und „Convorbiri Literare" (LXXI. S. 300/301) hingewieſen. Die Abbildungen ſind ſchwach.

Sirato, Fr.: Grigorescu. Brüſſel 1938. 40 S. (frzöſ.), 32 Taf.

Der Maler S. unterſucht in dieſem Heft nicht die Gemälde des großen rumäniſchen Künſtlers G., ſondern wendet ſich der künſtleriſchen Auffaſſung der Zeit und den Umſtänden zu, die ſeine Schöpfungen beſtimmten, vor allem dem perſönlichen Beitrag dieſes Künſtlers. S.s Heft iſt eine Ergänzung der bisherigen Monographien.

VII. Uebriger Südoſten.

Dragan, Michajlo: Ukraïns'ki derevljani cerkvy (Ukrainiſche Holzkirchen). Bd. I—II. Lemberg, 1937. In den „Collectiones Musei Nationalis Ucrainorum Leopolensis." Textband 159 S. mit einer deutſchſprachigen Zuſammenfaſſung (S. 129—135), Abbildungsband 135 Seiten mit 267 Abbildungen, zwei Tafeln und Regiſter.

„Die wiſſenſchaftliche Literatur, welche die Probleme der ukrainiſchen Holzbaukunſt unterſucht, hat auf die Frage nach dem Urſprung und der Entwicklung der Formen dieſer Baukunſt bis jetzt noch keine überzeugende und endgültige Antwort gegeben." Die größte Meinungsverſchiedenheit bedeuten die Anſichten Strzygowſkis und Zaloziecky's. D. ſchließt ſich keinem dieſer Gelehrten vollkommen an, neigt aber mehr dem erſten zu. In den ukrainiſchen Holzkirchen beſchränken ſich die hiſtoriſchen Stile nur auf das Nebenſächliche, aus den Nachahmungsformen hat die Holzbaukunſt oft eine eigenartige Konzeption der Form entwickelt, es gibt eine Ueberlieferung der volkstümlichen Holzarchitektur. Der Zentraltypus, vor allem der Dreikuppeltypus gelangte zur größten Entwicklung, und dieſe Entwicklung von Kuppelarten, von jenen mit einer Kuppel bis zu den Neunkuppeltypen, bildet „ein typiſches und eigenartiges Merkmal der ukrainiſchen Holzkirchenbaukunſt." Ukrainiſche Holzkirchen vom rumäniſchen Typus, wie ſie bei den Ukrainern der Podkarpacka Rus zu finden ſind, werden in dem Werke nicht abgebildet, wahrſcheinlich weil der Verf. ſie nicht als typiſch ukrainiſch oder ukrainiſchen Urſprungs, ſondern nur als Ausnahme anſieht. D. nimmt an, daß die ukrainiſche Holzbaukunſt „die intereſſanteſte und reichſte Holzbaugruppe in Europa bildet", er ſtellt ſüdliche und öſtliche Einflüſſe als gründlich und ſchöpferiſch anregend feſt. Leider vernachläſſigte er den Einfluß der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzkirchen auf jene der Podkarpacka-Rus und die ganze diesbezügliche rumäniſche Literatur (meine ſechs Arbeiten über die ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Holzkirchen, die Diskuſſion mit Al. Sushko, den Aufſatz von V. Vătăşianu uſw., wie auch die ungariſche Arbeit G. Domanovſzky's). Abgeſehen von dieſem Mangel iſt das Werk eine vorſichtige und fleißige Arbeit.

Klauſenburg. Coriolan Petranu.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Fritz Valjavec, München, Schellingſtraße 2, Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2, Druck: Max Schick, München, Thereſienſtraße 51. Printed in Germany.

Die rumäniſch-ukrainiſchen Beziehungen in ihrem geſchichtlichen Werdegang.

Von Jon J. Niſtor (Czernowitz-Cernăuţi).

Wir veröffentlichen den nachstehenden Aufsatz des hervorragenden rumänischen Historikers in der Hoffnung, daß auch die ukrainische Forschung diesem Fragenbereich in Zukunft stärker Beachtung schenken möge, wofür unsere Zeitschrift stets zur Verfügung stehen wird. F. V.

Beim Abſchluſſe des Weltkrieges hat die heikle Nationalitätenfrage Oſtmitteleuropas eine nur zum Teil befriedigende Löſung gefunden. Die baltiſchen Völker, die Polen, die Tſchechen, Südſlawen und Rumänen haben es zur Gründung ſelbſtändiger Staaten gebracht und hierdurch die politiſchen Grundlagen für ihre freie völkiſche, geiſtige und wirtſchaftliche Entwicklung gefunden. Das verhängnisvolle Zuſammenwirken mehrerer Umſtände, politiſcher und diplomatiſcher Natur, haben es damals verhindert, daß auch die ukrainiſche Frage einer gedeihlichen Löſung entgegengeführt wurde. Durch die bloße Ausſchaltung dieſer hochwichtigen Frage aus den Verhandlungen der Pariſer Friedenskonferenz konnte jedoch dieſes völkiſche Problem nicht aus der Welt geſchafft werden. Im Gegenteil, die ukrainiſche Frage, deren Löſung ſeitens der ukrainiſchen Geiſteswelt unaufhörlich und nachdrücklichſt gefordert wird, ſcheint für die Gegenwart immer lebhafteres Intereſſe zu wecken. Daher iſt es erklärlich, daß die künftige Löſung dieſer Frage beſonders von den Nachbarvölkern der Ukrainer mit geſpannter Aufmerkſamkeit verfolgt wird.

Unter den ſüdlichen Nachbarvölkern der Ukrainer nehmen wohl die Rumänen den erſten Platz ein. Für die allgemeine Würdigung und Beurteilung dieſer Frage kann es daher nur von Vorteil ſein, auf die vielfachen rumäniſch-ukrainiſchen Beziehungen in ihrem geſchichtlichen Werdegang einen, wenn auch nur flüchtigen Rückblick zu werfen.

Die ukrainiſche Frage wurde um die Mitte des 19. Jh.s aufgeworfen und von den ukrainiſchen Gelehrten und Schriftſtellern Koſtomarow, Kuliſch, Antonowicz, Drahomanow, Hruševski, Puluj, Doroſchenko, Linnitſchenko, M. Korduba u. a. geſchichtlich begründet. Nach der in ukrainiſchen Gelehrtenkreiſen vorherrſchenden Anſicht ſind die Ukrainer als die unmittelbaren Rechtsnachfolger des alten Kiewer Staates zu betrachten. Daher beſtünde nach ihrer Auffaſſung die Löſung des ukrainiſchen Problems in der politiſchen Wiederherſtellung dieſes alten, im Wandel der Zeiten mannigfachen Umgeſtaltungen ausgeſetzten Staatsgebildes. Nach St. Rudnyckyj müßte das wiederherzuſtellende neue Kiew-Ukrainer Reich den weiten Raum umfaſſen, der ſich von den

Nord-Oſtabhängen der Karpaten über das Dnjeper- und Donbecken hinweg, weit bis an den Kaukaſus erſtreckt und eine Bevölkerung von etlichen 40 Millionen Seelen umfaßt.[1]) Da nun dieſer für das neue Ukrainerreich anzuwerbende weite Raum im Südweſten ſich an Rumänien anlehnt, empfiehlt es ſich von vornherein, die rumäniſch-ukrainiſche Land- und Sprachgrenze geſchichtlich feſtzuſtellen.

Die rumäniſche beziehungsweiſe moldauiſche Reichsgrenze hat ſchon zu Ende des 14. Jh.s am Dnjeſtr ihre dauernde Feſtlegung gefunden. Der Dnjeſtr, als alter Grenzfluß zwiſchen Slawen und Rumänen, war ſo tief in das Rechtsbewußtſein der Nachbarn eingedrungen, daß im Jahre 1703 der Palatin von Braclav, gelegentlich einer Grenzregulierung, erklären konnte: „Inter nos et Valachiam ipse Deus flumine Tyra dislimitavit“ [2]) Etliche Jahre ſpäter anerkannte Peter der Große in dem mit dem Fürſten Demetrius Cantemir am 13. April 1711 zu Luck unterzeichneten Bündnisvertrag, daß der Dnjeſtr als Grenze zwiſchen den beiden Staaten verbleiben ſollte, wie dieſe von altersher beſtand.[3])

Der Dnjeſtr bildet wohl eine politiſche, aber keineswegs auch eine völkiſche Grenze zwiſchen Rumänien und der gegenwärtigen Union der Ruſſiſch-Sozialiſtiſchen Räterepubliken. Und dies aus dem Grunde, weil jenſeits des Dnjeſtrs rumäniſche, diesſeits des Fluſſes ukrainiſche Volksſplitter anſäſſig ſind. Die Anſäſſigkeit der Ukrainer auf dem rechten und der Rumänen auf dem linken Dnjeſtrufer läßt ſich kaum ſpäter als in das 16. Jh. zurückverfolgen. Die von der ukrainiſchen Geſchichtsſchreibung ſo leidenſchaftlich verfochtene Ausbreitung der Grenze des Fürſtentums Halitſch bis an die Donau, mit Einſchluß des rumäniſch-moldauiſchen Territoriums in demſelben, entbehrt wohl jeder geſchichtlichen Grundlage. Das ſo oft erwähnte Bârlader Diplom des Fürſten Iwanko Roſtislawicz aus dem Jahre 1134, auf das ſich, nebſt dem Igorliede, dieſe angebliche Grenzausbreitung ſtützte, iſt jüngſt als eine grobe Fälſchung erwieſen worden.[4]) Das gefälſchte Diplom Iwankos Roſtislawicz aus dem Jahre 1134 ſoll nämlich aus einer Zeit ſtammen, in welcher Halitſch noch nicht die Hauptſtadt des nach ihm benannten Fürſtentums war. Anderſeits erwähnen die ruſſiſchen Annalen Iwanko's Anweſenheit an der unteren Donau erſt zum Jahre 1145. In der Urkunde ſelbſt nennt ſich der Aben-

[1]) St. Rudnyćkyj, Ukraina, Land und Volk, Wien, 1914, S. 131 ff.

[2]) E. Hurmuzaki, Documente privitoare la Istoria Românilor (Dokumente zur Rumäniſchen Geſchichte). II. Supl. III. S. 293.

[3]) Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii. St. Petersburg, 1830. S. 659 ff.

[4]) P. P. Panaitescu, Diploma Bârlădeană şi Documentele lui Koriatovici (Das Bârlader-Diplom und die Urkunden des Koriatowicz) in „Revista Istorică Română“ II. 1. S. 46 ff.

teurer Iwanko Abkömmling des Halitſcher Stuhles, Knez von Bârlad und Wojwode, demnach drei verſchiedene Benennungen, die ſich nicht recht miteinander verknüpfen laſſen. Dazu geſellt ſich noch der Umſtand, daß Bârlad in keinem der älteſten Verzeichniſſe der moldauiſchen Städte erwähnt wird.[5]) Das im Voskresenskaja Lětopis erhaltene Städteverzeichnis iſt ein viel ſpäterer geographiſcher Anhang zu den erwähnten Jahrbüchern, die nur bis zum Jahre 1347 reichen. In dem Verzeichniſſe ſind Namen von Städten erwähnt, deren Gründung erſt weit nach 1347 nachweisbar iſt.[6]) Hingegen ſind die ſogenannten „Gorodi po Dunaiskich“ wohl mit den ſogenannten Pariſtriſchen Städten „*αἱ περὶ τοὶ Ἴστρον πόλεις*“ der byzantiniſchen Quellen identiſch.[7]) Auch die verſuchte Gleichſtellung des Ortsnamens Halitſch am Dnjeſtr mit dem rumäniſchen Galaţi an der Donau entbehrt jeder Beweiskraft und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Ortsname Galiţi in Rumänien und beſonders in Siebenbürgen,[8]) ja ſogar in Serbien[9]) wiederholt vorkommt, ſomit in Gegenden, an deren vermeintliche Zugehörigkeit zum Halitſcher Fürſtentum nicht gedacht werden kann.

Nach dem Ausſterben des einheimiſchen Fürſtengeſchlechtes wurde das Halitſcher Fürſtentum unter dem Namen Galizien und Pokutien im Jahre 1340 Polen einverleibt. Und damals reichte die Grenze gegen Südoſten nicht weiter als heute, indem ſie durch den Czeremoſchfluß und Kolaczinbach, der bei Sniatyn in den Pruth mündet, gebildet wurde. Jeder Verſuch der Polen, dieſe Grenze zu überſchreiten, wurde im Laufe der Zeit von den Rumänen der Moldau immer blutig zurückgeſchlagen. Die dichten Buchenwaldungen, lateiniſch „silvae faginales“, rumäniſch „făget“ oder „bucovine“, vom ſlav. buk = Buche, genannt, boten den in dieſem Grenzbezirke wohnenden moldauiſchen Rumänen natürlichen Rückhalt gegen die nordiſchen Angriffe. Denn an der Czeremoſch- und Dnjeſtrgrenze ruhten faſt niemals die Waffen.

Die moldauiſchen Fürſten Stefan der Große, Bogdan III. der Einäugige, Petru Rareş und Michael der Tapfere führten blutige Kriege um

---

[5]) Jon J. Niſtor, Problema Ucraineană în lumina istoriei (Das Ukrainiſche Problem im Lichte der Geſchichte), in „Codrul Cosminului“ VIII, S. 48 ff.

[6]) Ebda. S. 55 ff.

[7]) Kedrenos, II. S. 543,16; vgl. N. Bănescu, Cele mai vechi ştiri bizantine asupra Românilor dela Dunărea-de-Jos (Die älteſten byzantiniſchen Nachrichten über die Rumänen an der unteren Donau) in „Anuarul Institutului de Istorie Naţională“. Cluj, I. S. 138 ff.

[8]) S. Moldovan şi N. Togan, Dicţionarul numirilor de localităţi cu populaţiune română din Ungaria (Wörterbuch der Ortsnamen mit rumäniſcher Bevölkerung in Ungarn), S. 97.

[9]) C. J. Jireček, Geſchichte der Serben, I. S. 247, Anm. 3.

den Beſitz Pokutiens, das noch von Wladislav Jagello an die Moldau verpfändet worden war.[10]) Gelegentlich ihrer kriegeriſchen Unternehmungen in Pokutien wurden die rumäniſchen Fürſten immer von der orthodoxen pokutiſchen Bevölkerung mit Jubel als Befreier von der katholiſch-polniſchen Fremdherrſchaft empfangen. Bei ihrem Rückzuge führten ſie immer ukrainiſche Flüchtlinge und Kriegsgefangene mit ſich fort,[11]) um ſie mit Weib und Kind in der Moldau anzuſiedeln. Ein Teil dieſer Anſiedler wurde gelegentlich der darauffolgenden Friedensverträge ausgetauſcht, andere aber blieben in der Moldau, um mit der Zeit in den rumäniſchen Volksmaſſen aufzugehen. Demſelben Aufſaugungsprozeſſe unterlagen auch die in Pokutien und Galizien anſäſſigen rumäniſchen Volksſplitter. Demetrius Cantemir erwähnt in ſeiner „Descriptio Moldaviae“, die als Antrittsſchrift für die Preußiſche Akademie in Berlin gedacht war, daß die aus Polen nach dem Inneren der Moldau verpflanzten Ruthenen oder Ukrainer infolge der andauernden Fühlungnahme mit den Rumänen ihre Landesſprache allmählich vergaßen und ſich die moldauiſche oder rumäniſche aneigneten.[12]) Dieſer gegenſeitige Aſſimilierungsprozeß kann wohl zu Ende des XVII. Jahrhunderts als abgeſchloſſen angeſehen werden. Die heute in dem nördlichen Teile der Bukowina und Beſſarabiens anſäſſigen Ukrainer ſind demnach keineswegs als Nachkommen der alten Flüchtlinge und Kriegsgefangenen aus Pokutien anzuſehen, wie einige ukrainiſche Hiſtoriker behaupten.[13])

Die von den moldauiſchen Fürſten im 15. und 16. Jh. aus Pokutien, Galizien und Podolien ausgehobenen Kriegsgefangenen waren ſchon längſt in der ſie umgebenden Maſſe der Rumänen aufgegangen, als die Ureltern der heutigen Ukrainer in Rumänien feſten Fuß gefaßt hatten. Dies geſchah erſt um die Mitte des 18. Jh.s, und beſonders nach der im Jahre 1772 erfolgten Einverleibung Galiziens und Pokutiens und nach der drei Jahre ſpäter erwirkten Angliederung der nördlichen Moldau

---

[10]) Jon J. Niſtor, Die moldauiſchen Anſprüche auf Pokutien, im Archiv für Oeſterr. Geſchichte, 101. Band, 1. Hälfte.

[11]) E. Hurmuzaki, II/2, S. 324. „greges hominum . . . secum adduxerunt“, vgl. S. 503, „omnes Rutheni vadent ad vojvodam . . . se sibi subdiderunt et hinc ad ipsum fugerunt“.

[12]) Demetrius Cantemir, Descriptio Moldaviae, Bucureşti 1872, S. 132. „Qui e Polonia in mediam Moldaviae translati fuerunt longo temporis tractu, patriae linguae obleti, Moldavicam recipere“. Vgl. Jon J. Niſtor, Der Nationale Kampf in der Bukowina, Bucureşti, 1916, S. 21 ff. — Derſ. Migraţiunea românească în Polonia în secolul XV şi XVI (Die rumäniſche Auswanderung nach Polen im 15. u. 16. Jh. Annalen der Rum. Akademie, hiſt. Gruppe. III. Serie, XXI. Bd. Heft 5. Bucureşti 1939.

[13]) St. Smal-Stocki, Die Bukowiner Ruſſen (ukrainiſch), S. 6 ff.; M. Korduba, Illuſtrierte Geſchichte der Bukowina (ukrainiſch), S. 58 ff.

unter dem Namen Bukowina an Oeſterreich. Dadurch verſchwand die einſtmalige moldau-polniſche Grenze am Dnjeſtr und Czeremoſch und damit konnte der rumäniſch-ukrainiſche Bevölkerungsaustauſch frei vor ſich gehen. Und das geſchah in der Tat, denn die Akten der öſterreichiſchen Haus-, Hof- und Staatskanzlei in Wien verzeichnen zu Ende des 18. Jh.s eine mächtige Auswanderungsbewegung der ukrainiſchen Bevölkerung aus den ehemaligen galiziſchen und pokutiſchen Bezirken: Halicz, Brody, Bereżany, Sokal, Tymenića, Kolomeia, Sniatyn und Zaleſzczyk nach der Bukowina.[14]) Sie wurden durch die in der Moldau geltenden viel günſtigeren Untertanenverhältniſſe veranlaßt. Die Ukrainer verließen die heimatliche Scholle und wanderten nach der benachbarten Bukowina aus, wo ſie als friedliche Feldarbeiter auf den Gütern der Klöſter und Grundherren freundliche Aufnahme fanden.

Von der ukrainiſchen Flachlandbevölkerung ſind die huzuliſchen Gebirgsbewohner wohl zu unterſcheiden. Sie begannen ſchon zu Ende des 17. Jh.s in ihrem nomadiſchen Ausbreitungsdrang die Czeremoſchgrenze zu überſchreiten und ſich in der Moldau, und zwar im Quellgebiete des Sereth und der Suczawa, niederzulaſſen, wo ſie mit der uralten bodenſtändigen rumäniſchen Bevölkerung in nähere Berührung kamen und von ihr die Benennung der Hauptbegriffe der Schafzucht und Sennwirtſchaft entliehen.[15]) Die ukrainiſche Einwanderung in Beſſarabien und beſonders im Hotiner Diſtrikt erfolgte zumeiſt erſt nach der im Jahre 1812 erfolgten Angliederung dieſer moldauiſchen Provinz an Rußland.[16]) Nach den vorkriegszeitlichen öſterreichiſchen und ruſſiſchen ſtatiſtiſchen Daten, wurde die ukrainiſche Bevölkerung in der Bukowina und in Beſſarabien auf etliche 400 000 Seelen beziffert, jedoch nicht der völkiſchen Abſtammung, ſondern einfach der Umgangsſprache nach, was die Eingliederung andersſtämmiger Elemente in dieſe Ziffer nicht ausſchließt.

* * *

Aelter als die ukrainiſche Einwanderung nach der nördlichen Moldau iſt die rumäniſche Auswanderung jenſeits des Dnjeſtr nach Podolien und nach der tatariſchen Ukraine. Vom daziſchen Stammlande aus im Siebenbürgiſchen Hochlande erfolgte im Laufe der Jahrhunderte der „descensus“ (rum. „descalicat“) der Rumänen am Oſtabhange der Karpaten in das

---

[14]) D. Werenka, Maria Thereſia und die Bukowina, in der Wiener Zeitung, 1888, Nr. 107; vgl. J. Niſtor, Der nationale Kampf, S. 63 ff.

[15]) J. Niſtor, Die Herkunft und die Verbreitung der Huzulen in der Bukowina, in „Der Nationale Kampf“, S. 42 ff.

[16]) J. Niſtor, Die Bevölkerung Beſſarabiens 1818—1918 (rumäniſch) in „Arhiva pentru Ştiinţă şi Reformă Socială“, I. S. 68 ff.

vom Fluſſe Moldava bewäſſerte moldauiſche Vorland, wo die Wiege des moldauiſchen Staates zu ſuchen iſt. Die Grenzen des neuen Staates wurden allmählich oſtwärts auf Koſten der Tataren erweitert, bis ſie zu Ende des 14. Jh.s am Dnjeſtr eine dauernde Feſtlegung erlangten. Die politiſche Dnjeſtrgrenze hinderte jedoch keineswegs das rumäniſche Element, in ſeinem Ausbreitungsdrang dieſe Grenze zu überſchreiten und ſich jenſeits des Dnjeſtr unter polniſch-litauiſcher und tatariſcher Botmäßigkeit niederzulaſſen. Um 1500 ſuchten die polniſchen Latifundienbeſitzer durch öffentliche Proklamationen die rumäniſchen Bauern zur Auswanderung zu bewegen.[17]) Viele folgten gerne dem Rufe, weil ſie in der Moldau zum Kriegsdienſte und zur Beiſteuerung zum Türkentribute verhalten wurden.[18])

In Podolien und in dem Oczakowiſchen Hinterlande zwiſchen dem Dnjeſtr und Bug ſind ſchon im 16. Jh. rumäniſche Niederlaſſungen hiſtoriſch nachweisbar. Im Jahre 1541 beſchwerte ſich der Sultan Suleiman der Prächtige beim Polenkönig Sigismund Auguſt, daß moldauiſche Flüchtlinge, die ſich in Polen niedergelaſſen hatten, einen Einfall in die türkiſche Raja von Bender (Tighina) unternommen und dort großen Schaden angerichtet hätten.[19]) Der moldauiſche Chroniſt Grigore Ureche berichtet zum Jahre 1579 von „etlichen Dörfern jenſeits des Dnjeſtr, welche von moldauiſchen Auswanderern auf polniſchem Boden gegründet werden".[20]) Das Daſein jener Dörfer iſt durch eine in rumäniſcher Sprache verfaßte Zuſchrift des türkiſchen Ali-Bey von Bender aus dem Jahre 1582 urkundlich belegt. Der Paſcha verſicherte den Staroſten von Râscov, einer von Rumänen beſiedelten Ortſchaft am linken Dnjeſterufer, ſeiner Freundſchaft, da er durch ſeinen Einfall jenſeits des Dnjeſtr nichts anderes verfolgt habe als jene zu beſtrafen, die aus der Raja fremdes Vieh weggeſchleppt hätten.[21]) In einer Zuſchrift an den Sultan bezeugte auch der Polenkönig Stephan Báthory, daß die Bevölkerung Podoliens aus Polen, Litauern, Ruſſen und Moldauern zuſammengeſetzt ſei.[22])

Um die Mitte des 17. Jh.s war das rumäniſche Element jenſeits des Dnjeſtr bereits ſo zahlreich, daß es als militäriſcher Faktor in dem Kampfe

---

[17]) Hurmuzaki, II/2, No. CDXCV, S. 636: „publicas proclamationes faciunt in finibus Valachiae, homines ex eius terra evocantes".

[18]) Ebda. II/3, No. XX. S. 17: „ab eodem ob eam rem, quod ipsos ad exercitum et a solvendum Turco tributum cogat, in dicionem nostram et subditorum nostrorum perfugiunt".

[19]) Fontes Historici Ukraino-Russ., VIII. No. 6 S. 8 ff.

[20]) G. Ureche, Letopiseţe, I. S. 236.

[21]) N. Jorga, Studii şi Documente. V. S. 391.

[22]) N. Jorga, Acte şi Fragmente, I. S. 25; vgl. Fontes Hist. Ukr. Russ. VIII. No. 12 u. 13; M. Hrušewski. Istorija Ukr. Rusy. VII. S. 62 u. 120.

zwiſchen Polen und den zaporogiſchen Koſaken eingreifen konnte. Samuel Kuſzewicz, „utriusque juris doctor“, berichtet, daß beim Ueberfall der Koſaken auf Lemberg die Veteranenkohorten der Transdnjeſtriſchen Dakier — veteranae Dacorum Transnistrianorum cohortes — im Zentrum der Schlachtlinie gekämpft hätten, indem ſie zur Rechten die Koſaken des Chmelnicki und zur Linken die Krimtataren hatten.[23]) Der Humaniſt Kuſzewicz ſah richtig in den Transdnjeſtriſchen Rumänen die Nachkommen der alten Daker, deren Kriegstugenden ſie geerbt hatten. Die Zahl der rumäniſchen Niederlaſſungen jenſeits des Dnjeſtr nahm ſtets zu durch die im 17. Jh. immer zahlreicher werdenden politiſchen Flüchtlinge aus der Moldau. Die in den inneren Thronkämpfen unterliegende moldauiſche Partei mußte ihr Heil in der Flucht jenſeits des Dnjeſtr ſuchen, wo ſie bei ihren Stammesgenoſſen ſtets gute Aufnahme fanden.[24]) In der zweiten Hälfte des 17. Jh.s geriet Podolien und die Ukraine unter türkiſche Botmäßigkeit. Nach dem Tode des Juri Chmelnicki betraute der Sultan den moldauiſchen Wojwoden George Duca mit der ukrainiſchen Hetmanswürde.[25]) Zur Zeit der Perſonalunion der Moldau mit der Ukraine ging die rumäniſche Auswanderung nach dem jenſeitigen Dnjeſtrufer flott vonſtatten, ſo daß ſie trotz der ſtrengſten Maßnahmen moldauiſcher Behörden nicht aufgehalten werden konnte.[26]) Der Fürſt Duca belebte in der Ukraine den Ackerbau und den Handel, ſo daß die rumäniſchen Auswanderer jenſeits des Dnjeſtr günſtigere Erwerbsbedingungen fanden als in der Moldau ſelbſt. Die rumäniſchen Niederlaſſungen gelangten damals zu großer wirtſchaftlicher Blüte, und ihre Dorfobrigkeiten korreſpondierten untereinander in rumäniſcher Sprache.[27]) Der Zuſammenbruch der türkiſchen Vorſtoßkraft vor Wien im Jahre 1683 zog auch den Verfall der osmaniſchen Macht in der Ukraine und Podolien und damit auch den Zuſammenbruch der moldauiſch-ukrainiſchen Perſonalunion nach ſich. Dies gefährdete aber keineswegs den Fortbeſtand der rumäniſchen Niederlaſſungen jenſeits des Dnjeſtr, wo ſie feſten Fuß gefaßt hatten. Im Gegenteil, das rumäniſche Element erhielt ſtändigen Zufluß durch Einwanderungen aus der Moldau. Um die Mitte des 18. Jh.s hatte die moldauiſche Auswanderung einen derartigen Umfang genommen, daß die moldauiſche Regierung ſich im Jahre 1756 veranlaßt ſah, eine Kommiſſion zur Ergründung der Urſachen dieſer Auswanderung einzuſetzen. Als Haupturſachen der

---

[23]) S. Kuſzewicz, Arma Cazacia, in Font. Hist. Ukr. Russ. IV. S. 56; vgl. S. 61.

[24]) Nicolai Coſtin, bei Cogălniceanu, Letopiseţe, II/7; vgl. Hurmuzaki-Hodoş, XVI, No. XXIII. S. 10.

[25]) Nicolai Coſtin, a. a. O., II. S. 20 ff.

[26]) Nicolai Muſtea, ebda., III. S. 20.

[27]) N. Jorga, Ucraina Moldovenească, in den Annalen der Rum. Akademie, hiſt. Sektion, XXXV. S. 360 ff.

Auswanderung galt der harte Steuerdruck in der Moldau und die Unbeständigkeit der politiſchen und wirtſchaftlichen Einrichtungen, was den Fürſten Conſtantin Racoviţa veranlaßte, Steuererleichterungen für die Zurückkehrenden zu bewirken.[28]) Es ſcheint aber, daß ſich nur äußerſt wenige Auswanderer zur Rückkehr entſchloſſen.

In der zweiten Hälfte des 18. Jh.s begann der ruſſiſche Einfluß ſich jenſeits des Dnjeſtr geltend zu machen. In dem Friedensvertrag von Cuciuc-Cainargea (1774) erreichte Rußland die Buggrenze und einige Jahre ſpäter in dem Friedensvertrag von Jaſſy (1792) auch die Dnjeſtrgrenze. Ein Jahr ſpäter gewann Rußland bei der zweiten Teilung Polens (1793) auch Podolien, ſo daß der ganze von rumäniſchen Niederlaſſungen beſäte Raum am linken Dnjeſtrufer dem ruſſiſchen Reich einverleibt war. Das weite Gebiet zwiſchen dem Dnjeſtr und Bug war aber bei der Beſitzergreifung durch die Ruſſen nur ſpärlich bevölkert. Um friſche Anſiedler heranzuziehen, begann die ruſſiſche Regierung eine eifrige Propaganda in der Moldau, welche durch das im Jahre 1781 neubegründete ruſſiſche Konſulat in Jaşi einen guten Stützpunkt fand. Ruſſiſche Auswanderungsagenten durchſtreiften die Moldau, um vermeintliche „ruſſiſche Deſerteure" zur Rückwanderung nach den neuerworbenen Gebieten jenſeits des Dnjeſtr zu veranlaſſen.[29]) Die Auswanderungspropaganda griff auch nach der Bukowina „nel cordone austriaco", über, was den öſterreichiſchen Staatskanzler Kaunitz zu einem energiſchen Proteſte veranlaßte, da zwiſchen Oeſterreich und Rußland kein „cartello per la reciproca restituzione" von Deſerteuren beſtünde.[30]) Die Einwanderungsbedingungen in das neue ruſſiſche Anſiedlungsgebiet waren ſehr günſtig. Die ruſſiſche Regierung teilte das Land in Ackerloſe in einem Ausmaß von 1500 bis 24 000 Deſſjätinen, die nach dem Ukas der Kaiſerin Katharina vom 27. Januar 1792 an die moldauiſchen Bojaren verliehen wurden.[31]) Die mit Ackerloſen bedachten Bojaren riefen Feldarbeiter aus der Moldau herbei zur Beſtellung der Äcker. Und ſo nahm die Zahl der rumäniſchen Anſiedler jenſeits des Dnjeſtr derart zu, daß am 7. Juni 1792 der preußiſche Geſandte Knobelsdorf aus Konſtantinopel nach Berlin berichten konnte, „daß die Bewohner der Moldau in Maſſen das Land verlaſſen." Dieſe Auswanderer ſind durch die ruſſiſche Regierung veranlaßt worden, ſich jenſeits des Dnjeſtr niederzulaſſen, wo das ganze Land vom

---

[28]) T. Codrescu, Uricariul (Urkundenbuch) I. S. 354 ff.

[29]) Oeſterreichiſche Agentie-Berichte aus Jaſſy, in Hurmuzaki—Nicolae, XIX, 1. No. CLIII. S. 169 ff.

[30]) Ebda. No. CLXXIII. S. 191; No. CCLI. S. 274 ff.

[31]) Denkſchriften der Geſellſchaft für Geſchichte und Altertumskunde in Odeſſa (ruſſiſch). IX. Bd. S. 319—331.

Dnjeſtr bis zum Fluſſe Bug zu einem Fürſtentum erhoben werden ſollte unter dem Namen „Neue-Moldau“.[32])

Der Plan Panins für die Gründung einer „Neuen Moldau“ im Lande zwiſchen Dnjeſtr und Bug ſcheiterte damals an der Unbeſtändigkeit der politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſe; er wurde jedoch nach dem Weltkriege von der Union der Ruſſiſch-Sozialiſtiſchen Räterepubliken mit Erfolg wieder aufgenommen und am 8. Oktober 1924 in der Gründung der ſogenannten „Moldauiſchen Sozialiſtiſchen Sowjetrepublik“ verwirklicht. Nach der allgemeinen Volkszählung der Sowjets aus dem Jahre 1926 umfaßt die „Moldauiſche Republik“ einen Flächenraum von 8134 Quadratwerſten (etwa 9000 Km²) mit einer Bevölkerung von 572.339 Seelen, wovon 30.1 % Rumänen, was etliche 172 000 Seelen ausmacht.[33]) Hierzu muß aber bemerkt werden, daß nicht alle auf dem linken Dnjeſtrufer anſäſſigen Rumänen in der neugegründeten „Moldauiſchen Republik“ eingeſchloſſen ſind. Auf Grund der amtlichen ruſſiſchen Volkszählung aus der Vorkriegszeit kann die rumäniſche Seelenanzahl jenſeits des Dnjeſtr auf 500 000 beziffert werden.[34]) Dieſe Ziffer erſcheint keineswegs übertrieben, wenn man bedenkt, daß nach dem Bukareſter Frieden von 1812 die ruſſiſche Reichsgrenze bis an den Pruth vorgeſchoben wurde, wodurch der ganze öſtliche Teil der Moldau, der ſich zwiſchen dem Pruth und Dnjeſtr erſtreckte, dem ruſſiſchen Reiche unter dem Namen Beſſarabien einverleibt wurde. Dadurch wurde der freie Verkehr zwiſchen den diesſeitigen und jenſeitigen Rumänen ermöglicht. Die weiten, von fruchtbarer Schwarzerde bedeckten transdniſtriſchen Fluren luden die arbeitsluſtigen Rumänen zur dortigen Niederlaſſung ein, und viele folgten dieſem verführeriſchem Rufe, da ſie dort günſtigere Erwerbsverhältniſſe fanden als in Beſſarabien ſelbſt.

Aus den obigen Betrachtungen über die ukrainiſchen Volksſplitter in Rumänien und die rumäniſchen Volksſplitter jenſeits des Dnjeſtr in Sowjetrußland iſt deutlich zu erſehen, daß ſich dieſe gegenſeitigen Volksſplitter betreff ihrer Seelenzahl und wirtſchaftlichen Erwerbskraft die Wage halten. Dieſe Feſtſtellung iſt aus dem Grunde wichtig, weil wir in einer Zeit leben, in welcher das völkiſche Element bei der Feſtſetzung der politiſchen Grenzen oft ausſchlaggebend iſt. Es iſt daher einleuchtend, daß, wenn am Dnjeſtr von welcher Seite auch immer aus völkiſchen Gründen Grenzverſchiebungen beanſprucht würden, derartige Anſprüche mit demſelben Recht auch von rumäniſcher Seite formuliert werden könnten.

---

[32]) N. Jorga, Acte şi Fragmente, II. S. 339—341; vgl. Jon J. Niſtor, Das Alter der rumäniſchen Anſiedlungen jenſeits des Dnjeſtr (rumäniſch), Denkſchriften der Rumäniſchen Akademie. Hiſtor. Sektion, III. Serie, XXI. Bd.

[33]) M. V. Sergiewski, Moldauiſche Studien (ruſſiſch). Moskau 1936. S. 25 ff.

[34]) Jon J. Niſtor, Românii Transnistrieni, im „Codrul Cosminului“ I. S. 466 ff.

Derartige unbegründete Forderungen haben ſtets Mißſtimmungen erweckt und ſo die traditionelle Freundſchaft und das gute Einvernehmen zwiſchen Rumänen und Ukrainern getrübt. Nach der im Jahre 1340 erfolgten Einverleibung des Fürſtentums Halitſch in den polniſchen Staat haben zwar die dortigen Ruthenen oder Ukrainer ihre politiſche Selbſtändigkeit eingebüßt. Als beſondere Volkseinheit aber haben die Halitſcher und pokutiſchen Ukrainer mit den Rumänen der benachbarten Moldau ſtets gutnachbarliche Beziehungen unterhalten. Sie hingen demſelben Glauben an und fanden bei den moldauiſchen Wojwoden ſtets Schutz und Unterſtützung. Der moldauiſche Fürſt Stefan der Große erfreute ſich eines derartigen Anſehens bei den Ukrainern, daß er in den ukrainiſchen Volksliedern beſungen wurde. Eine Ballade dieſer Art iſt uns in der Grammatik des I. Vlahoſlav aus dem Jahre 1571 erhalten.[35]) Die ukrainiſchen Prieſter erhielten in der Moldau die Weihe, bis ihnen dies bei Todesſtrafe verboten wurde und zwar mit der Begründung, daß ſie polniſche Staatsgeheimniſſe an die Moldauer verrieten.[36]) Nach dem Untergange des byzantiniſchen Kaiſerreiches (1453) bis zum Aufſtieg der ruſſiſchen Zaren in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s waren die Wojwoden der Moldau und Walachei gekrönte Fürſten der orthodoxen Kirche geblieben. Daher galten ſie als die Schutz- und Schirmherren nicht nur der griechiſchen Kirche im Osmaniſchen Reiche, ſondern auch der ukrainiſchen Kirche in Polen. Dieſes Schutzrecht äußerte ſich in der Fürſorge für die kanoniſche Prieſterweihe, ſowie für die materielle Unterſtützung der orthodoxen Kirchen und Klöſter. Die orthodoxen Kirchengemeinden in den polniſchen Städten, Bruderſchaften genannt, und beſonders die von Lemberg zählten unter ihren Mitgliedern zahlreiche moldauiſche Bojaren und erbauten ihre Gotteshäuſer mit reichlichen Spenden aus der Moldau. Die Fürſten aus dem Hauſe Movila, die mit polniſchen Adeligen vielfach verſchwägert waren, ſetzten das fromme Werk fort und erweiterten die kirchlichen Stiftungen mit dem Kloſter Groß-Skit von Maniava und dem Kloſter Zadarow in Galizien. Der Name des moldauiſchen Fürſten Miron Barnovſki hat ſich bis heute in einer Steininſchrift in der griechiſch-katholiſchen Kathedralkirche von Lemberg erhalten.

Die Lage der orthodoxen Gläubigen in Polen geſtaltete ſich beſonders ſchwierig nach der Union der polniſch-ukrainiſchen Kirche mit Rom (1596). Als Beſchützer der Orthodoxen erſchien der moldauiſche Fürſtenſohn Petru

---

[35]) Jana Blahoslava, Gramatika česka, herausgegeben von J. Hradil und Josef Jireček, Wien, 857 S. 341; vgl. Hrušewski, Ist. Ukr. Russ. VI. S. 365. Ferner G. Nandriş, Les rapport entre la Moldavie et l'Ukraine d'après le folklore ukrainien, in „Melanges de l'Ecole Roumaine en France", 1924. S. 5 ff.

[36]) Hurmuzaki, II, 3, S. 15.

Movila, der als Erzbiſchof von Kiew eine ſehr hervorragende kirchliche und kulturelle Rolle ſpielte. Er iſt der Verfaſſer des Glaubensbekenntniſſes der griechiſch-orientaliſchen Kirche. In der zweiten Hälfte des 17. Jh.s verſah der gelehrte Erzbiſchof Doſoftei, ehemaliger Metropolit der Moldau, die Würde eines Oberhirten der rechtgläubigen Ukrainer Polens. Auch bei der nach dem Weltkriege erfolgten kanoniſtiſchen Konſtituierung der ukrainiſch-orthodoxen Metropolie von Warſchau ſtand das rumäniſche Patriarchat von Bucureşti den glaubensverwandten Ukrainern hilfreich zur Seite.[37]) Der gebildete moldauiſche Chroniſt Miron Coſtin bringt in ſeiner berühmten Chronik wertvolle Beiträge zur Geſchichte der Koſaken.[38]) Bekannt ſind die politiſchen und militäriſchen Beziehungen der Rumänen zu den Koſaken, welche zur Zeit des Fürſten Baſile Lupu ſich beſonders innig geſtalteten. Nach der Niederlage von Poltawa fand der Koſakenhetman Mazeppa in der Moldau Zuflucht, wo ihn auch der Tod ereilte. Einer der Nachfolger Mazeppas in der Hetmanswürde war Daniel Apoſtol, ein Rumäne von Geburt.[39])

Zwiſchen Rumänen und Ukrainern herrſchte jahrhundertelang das beſte Einvernehmen, welches erſt um die Mitte des 19. Jh.s durch die Ausdehnung der politiſchen Propaganda der galiziſchen Ukrainer auch auf die Bukowina getrübt wurde. Auf dem öſterreichiſchen Reichstag von Kremſier (1848) äußerten ſich die Ukrainer gegen die Loslöſung der Bukowina von Galizien und gegen die Konſtituierung dieſes ehemaligen moldauiſchen Landesteiles als autonomes Kronland. Das war die erſte Kampfesanſage der Ukrainer an die Rumänen. In der Folge verſchärften ſich die Gegenſätze und erreichten ihren Höhepunkt zur Zeit des Weltkrieges, als die ukrainiſchen Abgeordneten im Wiener Reichsrat die Angliederung der Bukowina oder wenigſtens Teile derſelben an das zu ſchaffende oſtgaliziſch-ukrainiſche Kronland verlangten. Dagegen erhoben ſich die Rumänen im Vollgefühle ihrer geſchichtlichen und nationalen Anſprüche auf die ganze ungeteilte Bukowina, die Wiege des altmoldauiſchen Staates.[40])

Aehnliche Anſprüche auf Gebietsteile von Beſſarabien wurden beim Ausbruch der ruſſiſchen Revolution ſeitens der ukrainiſchen Rada in Kiew erhoben. Durch den Ukas vom 4. Auguſt 1917 anerkannte die proviſoriſche Regierung Rußlands die Anſprüche der Ukrainer auf eine gewiſſe Anzahl

---

[37]) Jon J. Niſtor, Die rumäniſchen geiſtlichen Stiftungen in Polen und der Ukraine (rumäniſch), in „Problema Ucraineană“, S. 83 ff.

[38]) Miron Coſtin, in Letopiseţe, I, S. 313 ff.

[39]) Vgl. Jon J. Niſtor, „Problema Ucraineană“, S. 125 ff.

[40]) Vgl. Stenographiſche Protokolle über die Sitzungen des Hauſes der Abgeordneten des Oeſterreichiſchen Reichsrates, im Jahre 1917, XXII. Seſſion, Bd. I. 4. Sitzung, S. 151 ff.

der von den Ukrainern bewohnten Gubernien. Unter dieſen war aber das altrumäniſche Stammland Beſſarabien nicht genannt. Deswegen begrüßten die beſſarabiſchen Rumänen die Gründung der neuen Ukrainiſchen Republik mit warmen Sympathien. Dem ukrainiſchen Beiſpiel folgend ſchritten ſie zur Einberufung eines eigenen nationalen Landrates „Sfatul-Ţării“ nach Chişinău, um zunächſt die Autonomie und hierauf die Unabhängigkeit der Beſſarabiſchen Republik zu proklamieren.

Indeſſen beſannen ſich die Ukrainer eines beſſeren und luden den beſſarabiſchen Gubernialkomiſſär nach Kiew ein, um gemeinſam mit den Kommiſſären der ukrainiſchen Gubernien die künftige Ausgeſtaltung der Ukrainiſchen Republik zu beraten. Dieſe Einladung wurde jedoch von den beſſarabiſchen Rumänen als ein unerlaubter Eingriff in ihre nationalen Rechte gedeutet und daher von allen politiſchen, militäriſchen, wirtſchaftlichen und geiſtigen Korporationen Beſſarabiens auf das entſchiedenſte zurückgewieſen.[41])

Die energiſche Stellungnahme ſeitens der Rumänen verfehlte nicht ihre Wirkung; denn die ukrainiſche Zentralrada von Kiew widerrief zwar die Einladung, jedoch mit dem Vorbehalt, daß ſie, wenn auch nicht auf ganz Beſſarabien, ſo doch wenigſtens auf gewiſſe Landesteile des Hotiner und Akkermaner Diſtriktes, wo ukrainiſche Volksſplitter wohnen, ihre politiſchen Anſprüche aufrecht erhalte. Eine diesbezügliche diplomatiſche Note entfeſſelte in Chişinău einen Sturm der Entrüſtung, da, wenn es ſich um Volksſplitter handelt, die Rumänen mit demſelben Rechte die Einverleibung in die Beſſarabiſche Republik von Gebietsteilen jenſeits des Dnjeſtr, wo nachgewieſenermaßen eine anſehnliche rumäniſche Minorität ſeit Alters her anſäſſig war, verlangen konnten, und auch in der Tat in einem am 17. Dezember 1917 zu Tiraspol einberufenen Nationalkongreß die Einverleibung der von den Transdnjeſtriſchen Rumänen bewohnten Gebietsteile der Gubernien Podolien und Cherſon in die neubegründete Beſſarabiſche Republik ſtürmiſch verlangten.[42]) Die Rumänen gingen jedoch auf Forderungen ihrer Transdnjeſtriſchen Stammesgenoſſen nicht ein, ſondern hielten an der uralten Dnjeſtrgrenze feſt, und dabei blieben ſie bei der am 27. März 1918 verkündeten Vereinigung Beſſarabiens mit dem Mutterlande Rumänien.[43])

Die Vertreter der Kiewer Zentralrada verſuchten gelegentlich der Breſt-Litowſker Friedensverhandlungen wenigſtens einen Teil der Bukowina für das zu gründende oſtgaliziſche Kronland zu gewinnen. Mit ſchwe-

---

[41]) Vgl. St. Ciobanu, Unisea Basarabiei (Vereinigung Beſſarabiens). Bucureşti 1929, Anhang, C–CXI. S. 155—165.

[42]) O. Ghibu, Das Erwachen der Moldauer jenſeits des Dnjeſters (rumäniſch), Chişinău, 1918.

[43]) Ciobanu, a. a. O. CXXX—CXLIII, S. 181—200.

rer Mühe gelang es dem Grafen Czernin, die ukrainiſchen Delegierten der Zentralrada mit dem Verſprechen zu beruhigen, daß der Wiener Reichsrat bis ſpäteſtens 15. Juli 1918 das Geſetz betreffend die Gründung des Kronlandes Oſtgalizien beſchließen werde. Die ukrainiſchen Delegierten hatten damals bereits ihren Einfluß gänzlich eingebüßt. Trotzki bemerkte höhniſch, daß ſie außer dem Raume ihrer Hotelzimmer in Breſt-Litowsk über kein anderes Gebiet mehr verfügten.[44]) Die politiſchen Ereigniſſe überſtürzten ſich und Graf Czernin demiſſionierte, bevor es zur Einbringung der Geſetzesvorlage über die Gründung des neuen Ukrainiſchen Kronlandes mit Einſchluß der Bukowina kam. Doch dieſer geheime Artikel des Breſt-Litowsker Friedensvertrages, der von der „Voſſiſchen Zeitung" veröffentlicht wurde,[45]) erregte große Mißſtimmung bei den Bukowinaer Rumänen und drängte ſie zu raſchem Handeln. Am 27. Oktober 1918 trat zu Czernowitz-Cernăuţi der Rumäniſche Nationalrat — Consiliul Naţional — zuſammen und beanſpruchte die „ungeteilte Bukowina für die Rumänen, als die einzige bodenſtändige Bevölkerung und Träger ihrer politiſchen und kulturellen Ueberlieferungen". Am 28. November tagte in Czernowitz-Cernăuţi der „General-Kongreß der Bukowina", der die Wiederkehr dieſer alten moldauiſchen Grenzprovinz zum rumäniſchen Mutterlande einſtimmig beſchloß.[46])

Das Emporkommen der Sowjetregierung in Rußland und die Wiederherſtellung des polniſchen Staates mahnten die Ukrainer an die Wirklichkeit. Sie ſchienen raſch zur Ueberzeugung gekommen zu ſein, daß der angeſtrebte ukrainiſche Nationalſtaat ſich nicht auf die im rumäniſchen Raum zufällig verſprengten ukrainiſchen Volksſplitter ſtützen könne. Die Grundpfeiler des neuaufzurichtenden politiſchen Gebäudes müßten ganz anderswo jenſeits der Dnjeſtrgrenze geſucht werden. Mit bewußten Uebertreibungen wie jenen Volodymyriv's im dritten Bande der „Denkſchriften des ukrainiſchen Inſtituts in Berlin", der von einer ukrainiſchen Bevölkerung von 1 200 000 Seelen in Rumänien ſpricht,[47]) deren Anzahl in der Tat nicht einmal die Hälfte dieſer Ziffer ausmacht, iſt der Löſung der ukrainiſchen Frage nicht gedient. Die Rolle der in Rumänien lebenden Ukrainer kann keine andere ſein, als die der redlichen Freundſchaftsvermittler zwiſchen ihrem adoptierten Vaterland Rumänien und den in Freiheitsſehnſucht

---

[44]) Ottokar Czernin, Im Weltkriege, Wien 1919. S. 314 ff. und 396 ff.; K. Fr. Nowak, Der Sturz der Mittelmächte, 1921, S. 34 ff.

[45]) „Voſſiſche Zeitung", vom 17. Oktober 1918.

[46]) Jon J. Niſtor, Unirea Bocuvinei (Die Vereinigung der Bukowiner), Bucuresti 1928, S. 54 ff.

[47]) S. Volodymyriv, Die geſamte ukrainiſche Bevölkerung der Welt, S. 39 ff.

ſchmachtenden Volksgenoſſen jenſeits der Dnjeſtrgrenze. Die altbewährte rumäniſch-ukrainiſche Freundſchaft von Volk zu Volk muß neu aufleben im gutgemeinten Intereſſe beider Völker. Unter den Nachbarſtaaten der Ukrainer beherbergt Rumänien die kleinſte ukrainiſche Minderheit, welche im gegebenen Falle, nach bewährtem türkiſch-griechiſchem Muſter, gegen die ebenſo zahlreiche rumäniſche Minorität jenſeits des Dnjeſter leicht eingetauſcht werden könnte. Die Kreuzung wirtſchaftlicher Intereſſen iſt auf ein Mindeſtmaß beſchränkt, da die Ukraine durch Odeſſa einen vorzüglichen Zutritt zum Meere findet. So ſcheinen alle politiſchen, völkiſchen und wirtſchaftlichen Bedingungen für eine gute Nachbarſchaft und ein erſprießliches Zuſammenwirken in Frieden und Eintracht gegeben zu ſein. Aus dieſer inneren Ueberzeugung und im wohlverſtandenen eigenen Intereſſe ſcheint die hochwichtige politiſche Erklärung erfloſſen zu ſein, die Herr C. Matziewicz am 20. Juli 1919 in ſeiner Eigenſchaft als Leiter der ukrainiſchen Miſſion in Bukareſt im Namen der ukrainiſchen Regierung und Herr General Delvig, im Auftrage des ukrainiſchen Armee-Ober-Kommandos, an die rumäniſche Regierung abgaben. Die Erklärung lautet in deutſcher Ueberſetzung:

„Um zwiſchen Rumänien und der Ukraine die freundſchaftlichſten Beziehungen anzuknüpfen, ohne ſich jedoch gegenſeitig in die inneren Angelegenheiten beider Staaten einzumengen, gibt die ukrainiſche Regierung die Erklärung ab, die Frage der gegenſeitigen Grenze zwiſchen den beiden Ländern auf keine Weiſe in Erörterung zu ziehen, da ſie den Dnjeſtrfluß als definitive Grenze zwiſchen den beiden Staaten anerkennt; dabei iſt die ukrainiſche Regierung von dem Wunſche beſeelt, an dieſer Grenze die beſtmöglichen nachbarlichen Beziehungen zu unterhalten.“ [48])

Dieſe amtliche Erklärung kann wohl die feſte und ſichere Grundlage für ein friedliches Nebeneinanderleben zwiſchen Rumänen und Ukrainern bilden. Jene, welche in ihrem völkiſchen Übereifer durch die Wiederaufrollung territorialer Fragen und die damit verbundenen Grenzreviſionen dieſe ſichere Grundlage zu erſchüttern trachten, arbeiten kaum im Intereſſe ihres Volkes, das unter äußerſt ſchwierigen Bedingungen einen großen hiſtoriſchen Prozeß zu führen und eine politiſche Zukunft zu ſchaffen hat. Dabei muß es jedem einſichtigen Ukrainer klar ſein, daß bei dem Aufbau dieſes politiſchen Rieſenwerkes ihm die Sympathie und Freundſchaft des benachbarten rumäniſchen Volkes nicht gleichgültig, ſondern vielmehr von großem Nutzen ſein kann.

---

[48]) Mémoire sur la question ukrainienne, Bukareſt, 1920, S. 41.

Die Handelsſtraßen des Balkans während der Türkenzeit.

Von Arno Mehlan (Sofia).

Inhalt: I. Die Umgrenzung des Themas. 1. Die Sachgrenze: Handelsſtraßen; 2. Die Zeitgrenze: Türkenzeit; 3. Die Raumgrenze: Balkan. — II. Die Grundlagen der Bearbeitung. 1. Geomorphologie: potentielle Erſchließbarkeit; 2. Handelstopographie: faktiſche Erſchloſſenheit; 3. Quellen: Beweismittel. — III. Das Netz der Handelsſtraßen. 1. Die trockenen; 2. Die eiſernen; 3. Die naſſen. — IV. Die Bedingungen des Verkehrs. 1. Sicherheit im Lande; 2. Geeignete Beſchaffenheit der Straßen. — V. Die Transportmittel. 1. Tiere; 2. Landfahrzeuge; 3. Waſſerfahrzeuge. — VI. Die Hauptformen der Straßenbenutzung. 1. Die Form des Reiſens; 2. Die Formen der Warenbeförderung; 3. Die Unterwegsraſt. — VII. Die Träger der Verkehrsfürſorge. 1. Inländiſche Kreiſe; 2. Ausländiſche Kreiſe. — VIII. Der Wandel der Verkehrserſcheinungen. 1. Die Bedingtheit der Erſcheinungen; 2. Die Handelsrolle der Straßen in der Geſchichte.

I. Die Umgrenzung des Themas.

Das Thema gibt drei Anweiſungen: es fordert die Unterſuchung der „Handelsſtraßen", aber unter Beſchränkung auf den Raum des „Balkans" und unter der weiteren Einengung auf die „Türkenzeit". Dieſe drei Begriffe, durch welche die Aufgabe in knapper Form umriſſen iſt, ſind teils, wie der zweite, hinſichtlich ihrer Berechtigung umſtritten, teils iſt ihre Auslegung, vor allem des letzten, in der Literatur noch nicht ausreichend klargeſtellt. Es liegt deshalb in der Formulierung des Arbeitszieles die Verpflichtung zur Erhebung der Vorfrage nach der genauen Beſtimmung dieſer drei der Studie gezogenen Grenzen.

1. Die Sachgrenze: Handelsſtraßen. — Zur „Handelsſtraße" wird eine Straße dadurch, daß ſich vorzugsweiſe der Handel ihrer zur Ueberwindung von Entfernungen bedient; und das andere Erfordernis iſt, daß der Handelsverkehr auf ihr lebhaft und vom Standpunkt der Geſamtintereſſen wichtig iſt. Der „Handel" iſt demnach als Fernhandel aufzufaſſen, als Ausgleich von Fülle und Knappheit zwiſchen den einzelnen Teilen eines Raumes ſowie deſſen Austauſch mit anderen Räumen, alſo die raumweite Verbringung. Hauptſächlich handelt es ſich daher um die Beförderung von Gütern, außerdem aber um die Züge der Kaufleute, weil dieſe nämlich in früheren Jahrhunderten, ſowohl als Begleiter ihrer Waren wie auch als gewöhnliche Reiſende, einen erheblichen Teil des Verkehrs ausgemacht haben.

Unter „Straßen" pflegt man planmäßig angelegte, dauerhaft befeſtigte und regelmäßig benutzbare Wege im Gegenſatz zu den durch Beſeitigung der Hinderniſſe gebahnten, auf kürzere Strecken beſchränkten zu

verſtehen.[1]) Dieſe techniſch motivierte Begriffsbeſtimmung iſt zu eng. Erſtens ſchließt ſie nämlich alle diejenigen Wege aus, welche durch Menſchenhand keinerlei oder nur geringfügige Umformungen erfahren haben, deren ſich der Handel aber zu Zeiten und in Räumen, in denen die Straßenbaukunſt garnicht, reſp. nur zeit- oder gegendweiſe gepflegt worden iſt, ebenfalls bedient haben muß. Und zweitens wird von ihr nur ein einziges Wegſubſtrat erfaßt.

„Handelsſtraßen" ſind im Sinne unſeres Themas unterſchiedslos alle Linien der Erdoberfläche — anders ausgedrückt: Verkehrsadern, Verkehrsbänder, Verkehrsflächen[2]) —, deren Verkehr überwiegend im Transport von Waren und Kaufleuten beſtand, welche raumweite Strecken zu durchmeſſen hatten.

Das Netz dieſer Linien in die Landkarte einzuzeichnen, bildet aber nur den Ausgangspunkt, die materielle Grundlage, um im Sinne der Wirtſchaftsgeographie als eines Zweiges von Ratzels Anthropogeographie[3]) den Wechſelbeziehungen von Erdraum und wirtſchaftendem Menſchen nachzugehen, konkreter ausgedrückt, die Art und Weiſe der Verbringung in dieſem Raume feſtzulegen, d. h. die gegebenen Bedingungen des Verkehrs, die vorhandenen Transportmittel, die üblichſten Formen der Straßenbenutzung und die verſchiedenen Träger der Verkehrsfürſorge. Und das alles „während" eines begrenzten Zeitabſchnittes. Dieſe Konjunktion verweiſt uns bei der Löſung der an ſich in den Forſchungsbereich der ſpeziellen Verkehrsgeographie gehörenden Frage auf die Mittel der Wirtſchaftsgeſchichte. Jedoch nicht ihr allein ſind die Gründe für den Wandel der Erſcheinungen zu entnehmen, ſondern es waren bei ihm auch leitende Ideen ſowie hochpolitiſche Tatſachen und Beſtrebungen wirkſam, welche teils von der Zentralgewalt, teils anderswoher auf den Raum, auf die Verhältniſſe in ihm und auf die jeweilige Handelsrolle der verſchiedenen Straßen eingewirkt haben.

2. Die Zeitgrenze: Türkenzeit. — Als die „Türkenzeit" eines beſtimmten Raumes gilt der Zeitabſchnitt zwiſchen Beginn und Aufhören der türkiſchen Herrſchaft über ihn. Obwohl wir ihn noch nicht kennen, ſei hier, damit die Feſtlegung der Zeitgrenze ermöglicht werde, bereits der Ausſchluß des aſiatiſchen Gebietes aus ihm ausgeſprochen. Die Dauer der politiſchen Unſelbſtändigkeit läßt ſich aber auch für den ſeiner-

[1]) Bzgl. Straße (Wörterbuch der Volkswirtſchaft, Jena ab 1931, III. S. 550); bzgl. Wege (Der Große Brockhaus, Leipzig ab 1928, XX. S. 98 und Meyers Lexikon, Leipzig ab 1924, XI. S. 1006).

[2]) Lexikon der geſamten Technik, Stuttgart o. J., 2. Aufl., VIII. S. 342; Wasmuths Lexikon der Baukunſt, Berlin 1923, IV. S. 633.

[3]) F. Ratzel, Anthropogeographie, Stuttgart 1882.

zeitigen europäiſchen Beſitzbereich der Türken nicht im Ganzen einheitlich beſtimmen, ſondern muß für jeden von deſſen Teilbezirken, wegen ihres immerhin recht verſchiedenen Geſchickes, je beſonders aus der politiſchen Hiſtorie[4]) abgeleitet werden.

Thrakien und Bulgarien waren, weil ſie dem Ausgangspunkte des Vorſtoßes gen Weſten zu am nächſten lagen, die erſten Angriffsziele. Des oſtrömiſchen Kaiſers Johannes VI. Ruf um Hilfe wider einheimiſche Feinde bildete für Suleiman Paſcha den willkommenen Vorwand, 1353 die Dardanellen zu überſchreiten und ſich 1357 mit 10 000 Reitern in Gallipoli einzuniſten. Von dort aus ſetzten die Osmanen den Vormarſch fort: 1361 fiel Adrianopel in ihre Hände, 1382 rückte Murad I. (1359—89) in Sofia ein, und bereits wenige Jahre nach der Gefangennahme Johann Šišmans III. (1392) von Tirnowo fiel auch Widin (1398), als letztes der drei bulgariſchen Teilreiche, an Bajazet I. (1398—1402). Erſt der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 errichtete wieder ein, allerdings bis 1908 im Vaſallenverhältnis zur Hohen Pforte verbliebenes Fürſtentum, jedoch nicht für das ganze volkliche Siedlungsgebiet; denn Oſtrumelien bildete weiter eine autonome Provinz innerhalb der Türkei, bis es ſich 1885 von dieſer losſagte. Die Aſien unmittelbar gegenüberliegenden Teile Thrakiens gehören ſogar gegenwärtig noch zum Beſtandteil der türkiſchen Republik.

Für die dem osmaniſchen Kraftzentrum ferner gelegenen Gebiete brach die Fremdherrſchaft ſpäter an. Serbien, das ſich nach dem Tode Stephan Dušans (1355) in voller Auflöſung befand, war zwar ſchon vor Bulgarien erlegen, indem ſich die über Makedonien gebietenden Teilfürſten 1371 der türkiſchen Oberhoheit unterſtellt hatten und der im Morawagebiet herrſchende Lazar 1389 auf dem Amſelfelde gefallen war; jedoch der Kreuzzug des ungariſch-polniſchen Königs Wladislaw I., der in der Schlacht bei Warna (1444) ein unglückliches Ende fand, hatte ein erneutes Aufblühen des Staates unter Georg Branković zur Folge, dem dann Mohammed II. (1451—81) ein endgültiges Ende ſetzte. Er war es auch, der 1463 den letzten bosniſchen König enthaupten ließ und deſſen Land unterwarf. Bajazet II. (1481—1512) fügte ſeinem Machtbereiche 1482 weiterhin die Herzegowina ein, und Soliman II. (1511—66) machte ſich die Dalmatiner, Kroaten und Slawonen (1524) ſowie Montenegriner (1528) untertan und beſetzte nach der Schlacht bei Mohács (1526)

---

[4]) J. de Hammer, Histoire de l'empire Ottoman depuis son origin jeusqu'à nos jours, Paris ab 1835; J. W. Zinkeiſen, Geſchichte des osmaniſchen Reiches in Europa, Stuttgart ab 1840; N. Jorga, Geſchichte des osmaniſchen Reiches Stuttgart ab 1908; G. Roſen, Geſchichte der Türken von dem Siege der Reform im Jahre 1826 bis zum Pariſer Tractat vom Jahre 1856, Leipzig 1866 ff.

Ofen (1541) und dazu den ganzen mittleren Teil des ungariſchen Landes. Aber nur für etwa 150 Jahre; denn daß Muſtapha II. (1694—1702) ſich in den durch den Kuruczenaufſtand gegen Kaiſer Leopold entbrannten Kampf auf ſeiten Thökölys einmiſchte, hatte den großen Türkenkrieg von 1683 zur Folge, den erſt der Friede von Karlowitz (1699) beendigte, mit den für die Türkei beträchtlichen Verluſten von Ungarn, Kroatien, Slawonien und Dalmatien. Die Montenegriner, die unter den Crnojevićs, allerdings mit venezianiſcher Unterſtützung, lange einen erbitterten Widerſtand geleiſtet hatten, erwieſen ſich jederzeit als ein unruhiges Element; ſie paktierten und fochten, geführt von den Petrović-Njegoš, mit den Venezianern (1683/99, 1715/18) und Ruſſen (1788/91) gegen ihre Herren ſowie auf ſeiten der Engländer wider die napoleoniſche Herrſchaft in Dalmatien (1806/14); ſie haben eigentlich zu keiner Zeit die Oberherrſchaft der Sultane voll anerkannt, und doch erlangten ſie die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit erſt durch den Berliner Kongreß. Gleichzeitig erhielt Oeſterreich das Recht zur Beſetzung und Verwaltung Bosniens und der Herzegowina und wurde Serbien die Selbſtändigkeit zugeſtanden, nachdem es ſich im Aufſtande Karadjordjes (1804/6) bereits ſeine Freiheit wiedererkämpft hatte und ſeit dem Bukareſter Frieden von 1812 ein autonomes Fürſtentum unter türkiſcher Oberhoheit bildete.

Unter den ſüdlich gelegenen Gebieten war Makedonien ſeit 1365, Epirus ſeit 1393 und Theſſalien ſeit 1430 in türkiſcher Hand. Nach der Schlacht bei Warna und der Einnahme Konſtantinopels (1453) eignete ſich Mohammed II. 1458 den Peloponnes an, deſſen Herren Demetrios und Thomas ihm den verſprochenen Tribut vorenthalten wollten. Auf die Niederwerfung Serbiens und Bosniens folgte diejenige Albaniens, das jetzt, nach dem Tode Skanderbegs, nicht mehr ſtandzuhalten die Kraft hatte. Erſt im 18. Jh. war die Verdrängung der Venezianer von der Küſte vollendet. Lange vermochten die Türken dieſen viel umſtrittenen griechiſchen Beſitz nicht zu halten. 1821 verkündete Alexander Ypſilanti die Volkserhebung, und nach den beiden Londoner Protokollen von 1829/30 wurde Griechenland zum ſouveränen Königreich erklärt. Makedonien ſchied erſt beim Friedensſchluß von Konſtantinopel (1913) aus dem türkiſchen Staatsverbande aus und wurde zu einem Teile griechiſch, zum anderen ſerbiſch. Und Albanien verkündete ſeine Unabhängigkeit im November 1912 durch den Mund Ismail Kemal Beis, als letztes der unterworfen geweſenen Völker, und erhielt im Auguſt 1913 ſeinen internationalen Status.

Siebenbürgen, die Moldau wie auch die Walachei ſtanden in loſerer Verbindung mit der türkiſchen Zentralgewalt als die anderen Gebiete. Wohl war der Druck der Sultane auf die ſiebenbürgiſchen Fürſten, beſon-

ders auf Johann Zápolya (1526—40) und Michael I. Apafi (1666—90), recht erheblich, er löſte aber deren Beſtreben aus, ſich ihre Ellenbogenfreiheit zu bewahren; und gerade ein ſolcher Verſuch führte den Sturz Georgs II. Rakoczi (1648—60) herbei und damit auch die völlige Abhängigkeit ſeines Landes, welche allerdings nur bis 1691 angedauert hat, alſo bis zur Angliederung an die habsburgiſche Monarchie. Nicht weniger eigenwillig zeigten ſich die beiden anderen Fürſtentümer. Mircea hat mit ſeinen Walachen 1389 auf dem Amſelfelde und 1396 bei Nikopoli gegen die Türken gefochten; ſelbſt die 1460 anerkannte Oberhoheit Mohammeds II. hinderte Michael d. Tapferen (1593—1601) nicht, deſſen Truppen aus ſeinem Lande zu verjagen. Und der moldauiſche Fürſt Stephan d. Gr. (1357—1504) blieb im Kampf gegen die Eindringlinge ſiegreich; lediglich der Küſtenſtreifen (1484 Akkerman und Kilia, 1538 Bender) ging nach und nach verloren. Im weſentlichen durch Kapitulationen[5]) waren beide dem Protektorat der Pforte unterſtellt und zur Entrichtung eines jährlichen Tributes verpflichtet; ſonſt hatten ſie ihre Selbſtändigkeit bewahrt. Die Sultane haben aber im Laufe der Zeit ihr Herrſchaftsverhältnis zur Suzeränität ausgebaut und von 1711 an griechiſche Fanarioten als Fürſten eingeſetzt. Erſt vor der ruſſiſchen Expanſion wichen ſie Schritt um Schritt an die Donau zurück, bis dann durch den Pariſer Frieden von 1856 das Volk in beiden Ländern das Recht der Selbſtbeſtimmung zugebilligt erhielt, in deſſen Ausübung es 1859 Alexander Johann Cuza zum gemeinſamen Fürſten wählte und 1861 der Perſonal- die Realunion folgen ließ.

Wollte man die „Türkenzeit" ſo lange reichen laſſen, wie überhaupt ein Türkenfuß auf europäiſchem Boden geſtanden hat, ſo wäre ſie — das iſt die Schlußfolgerung aus dieſen Daten — heute noch nicht zu Ende, obwohl doch alle untertan geweſenen Völker ihre Freiheit inzwiſchen wiedererlangt haben. Nicht weniger unzweckmäßig wäre es, den Augenblick des Selbſtändigwerdens der erſten Nation zum Endtermin zu beſtimmen, weil ja recht umfangreiche Gebiete noch um Jahrhunderte länger dem beherrſchenden Fremdeinfluß unterſtanden haben. Die Geſchichte verzeichnet aber das Ereignis, daß an einem Tage die Vertreter aller Großmächte in Berlin zuſammentraten (1878), um durch einen Machtſpruch den Schlußſtrich unter die glanzvolle Vergangenheit dieſes aſiatiſchen Volkes zu ſetzen, das von 1365, dem Zeitpunkt der Eroberung der erſten großen Landſtriche, an einen beträchtlichen Teil des Kontinentes beherrſcht hatte, alſo mehr als fünf Jahrhunderte lang, vom Mittelalter über die Neue bis knapp in die erſten Jahre der ſog. Neueſten Zeit hinein.

---

[5]) C. J. Baiconianu, Geſchichte der rumäniſchen Zollpolitik ſeit dem 14. Jh. bis 1874, Stuttgart 1896, S. 2/8; W. Kellner, Das türkiſche Reich, Leipzig 1876, S. 1/2.

3. Die Raumgrenze: Balkan. — Die Beibehaltung des „Balkan"-Begriffes darf nicht als Kampfanſage gegen die heute herrſchende Richtung ausgelegt werden; wir entſchloſſen uns zu ihr vielmehr mangels einer für die Beſtimmung der Raumgrenze geeigneteren Bezeichnung.

Die geographiſche Begründung, welche der Uebernahme[6]) von Hahns „Südoſteuropa" als neuem Namen für jene Halbinſel, welche ſich im Südoſten an den Rumpf des europäiſchen Feſtlandes in breiter Ausdehnung anlegt, gegeben wird, iſt über jede Kritik erhaben. Wer vermöchte wohl heute noch an der alten Benennung „Balkanhalbinſel" feſtzuhalten, falls ihn dabei nicht andere Motive leiten als lediglich die Vorſtellung, die Balkankette[7]) ſei das höchſte und die Halbinſel beherrſchende Gebirgsſyſtem? Was ſeinerzeit (1808) unter dem Ideeneinfluß eines Humboldt für Zeune[8]) auf Grund unzureichender Kenntnis von der Erdoberfläche die Grundlage der Namensgebung gebildet hat, wurde ja ſchon vor Jahrzehnten, durch die Forſchungen Boués und Lejeans,[9]) ad abſurdum geführt.[10])

Unſere Auslegung vom „Balkan" will keine erdkundliche ſein; wir ſchließen uns alſo auch nicht der von Cvijić[11]) vertretenen Auffaſſung an, derzufolge die Weſt- und Nordgrenzen vom Iſonzo, von der Sawe und der Donau gebildet werden. Ebenſo wenig iſt ſie eine politiſche oder wirtſchaftliche; ſonſt könnten wir uns an die in Frankreich (gleich Donauraum)

---

[6]) Th. Fiſcher, Die ſüdoſteuropäiſche (Balkan-) Halbinſel, Wien 1893, S. 65/193; F. Machatſchek, Länderkunde von Mitteleuropa, in: Enzyklopädie der Erdkunde, Wien 1915. XVII. S. 4; R. Krebs, Die anthopogeographiſchen Räume der Balkanhalbinſel, in Feſtband A. Penck, Stuttgart 1918, S. 296 f.; O. Maull, Einheit und Gliederung Südoſteuropas, in: Leipziger Vierteljahrsſchrift für Südoſteuropa, Leipzig 1938, I. 4. S. 3.

[7]) Der älteſte Name war Αἷμος, den man durch das alt altbaktriſche aêsma (Wald) zu erklären verſucht hat. Balkhan, vom perſ. Balā-khāne (Gebirge) habe ein Gebirge am Kaſpiſchen Meere geheißen, von dort ſei der Name nach Europa übertragen worden (Enzyklopädie des Islam, Leiden ab 1913, I. S. 649). Der in Bulgarien gebräuchliche Name Stara Planina (Alter Berg) ſei erſtmalig in der Osmanide des raguſaniſchen Dichters Gundulić († 1638) erwähnt (C. Jireček, Die Heerſtraße von Belgrad nach Conſtantinopel und die Balkanpäſſe, Prag, 1877, S. 141)

[8]) A. Zeune, Gea. Verſuch einer wiſſenſchaftlichen Erdbeſchreibung, Berl. 1808.

[9]) Im Altertum vertrat die irrige Auffaſſung Strabo, im Mittelalter Anna Comnena und Nikephoros Gregoras. Berantius glaubte 1553 ſogar an eine unmittelbare Verbindung mit den Pyrenäen. Marſigli verlegte den Anfang des Balkans aber ſchon an die Quelle des Timok und Drieſch an den Rtanj. Boué, Griſebach und Lejean widerlegten dann die Lehre von der Zentralkette endgültig.

[10]) Der Balkan wird von den Rhodopen, der Šar, der Rila, dem Olymp und den Bergen Montenegros und Albaniens an Höhe und Wildheit weit übertroffen.

[11]) J. Cvijić, La peninsule balkanique, Paris 1918, S. 6.

und England (gleich New East) beſtehende Richtung[12]) halten, von der „Europäiſchen Türkei“[13]) ſprechen oder ſchließlich im Einklang mit Groß[14]) einen weit umfangreicheren Raum zu einem „Südoſteuropa“ zuſammenfaſſen, der von Anatolien bis vor die Tore Wiens reichen würde.

Weil wir einen verkehrsgeographiſchen Fragenkomplex mit allen ſeinen Nebenerſcheinungen während der Türkenzeit vom wirtſchaftshiſtoriſchen Standpunkt unterſuchen ſollen, darf für uns lediglich eine auf hiſtoriſch-kulturellen Ueberlegungen fußende Raumauffaſſung gültig ſein. Gebiete, deren Verbleiben im türkiſchen Staatsverband ſich nur über den kleineren Teil des Zeitabſchnittes erſtreckt hat, haben in ihm keinen Platz. Ferner können in ihn diejenigen nicht einbezogen werden, welche infolge ihrer Peripherielage, fern dem ſtaatlichen Kraftzentrum und nahe dem Deutſchtum, auch während der Unſelbſtändigkeit nicht derart nachhaltig in ihrem geiſtigen und materiellen Leben beeinflußt worden ſind,[15]) daß ſie einen unverkennbar orientaliſchen Stempel aufgedrückt erhielten, der ſie auch heute noch aus dem übrigen Europa erkennbar heraushebt.[16]) Das iſt u. a. in den Gebietsſtrichen zwiſchen dem Skutari- und Preſpaſee ſowie im Norden von der Donau der Fall, obwohl in ihnen die Osmanen zeitweiſe das entſcheidende Uebergewicht gehabt haben;[17]) — aller Wahrſcheinlichkeit nach dank dem Fortwirken der byzantiniſchen Kultur.[18]) Unſer „Balkan“ im Sinne von europäiſchem Orient[19]) umfaßt demzufolge Albanien, Bulgarien, Griechenland, die europäiſche Türkei, ferner Jugoſlawien (ohne Kroatien, Dalmatien, Slawonien) und Rumänien (ohne Siebenbürgen).

---

[12]) R. v. Schumacher, Der Südoſtraum in der Konzeption Mitteleuropas, in: Zeitſchrift für Geopolitik, Berlin 1934, S. 169; M. J. Newbigin, Geographical aspects of Balkan problems in their relation of the Great European war, London 1915.

[13]) „La Turquie d'Europe est appelée, par les Ottomans, Roumélie“ (M. A. Ubicini, Etat present de l'empire ottoman, Paris 1876, S. 11/2), während man in den Konverſationslexika die Anſicht vertreten findet, Rumelien (Rūmili-Land der Griechen, Romäer) bezeichne zwar die europäiſche Türkei, aber ohne Bosnien, Ungarn und die griechiſchen Inſeln.

[14]) H. Groß, Südoſteuropa. Bau und Entwicklung der Wirtſchaft, Leipzig 1937, S. 2/14.

[15]) Etwas anderer Anſicht H. Kalek, Das kulturelle Leben in Ungarn zur Zeit der Türkenherrſchaft, in: Geiſtige Arbeit, Berlin 1937, Nr. 22, S. 5/6.

[16]) P. Skok—A. Budimir, Ziel und Bedeutung der Balkanforſchung, In: Revue internationale des études balkaniques, Beograd 1934, I.; N. Jorga, Le caractère commun des institutions du Sud-Est de l'Europe, Paris 1929.

[17]) z. B. venezianiſche Einmiſchungen (F. C. H. L. Pouqueville, Reiſe durch Griechenland, Meiningen ab 1824, I. 1. S. 318/9.

[18]) F. Dölger, Die kulturgeſchichtlichen Grundlagen der politiſchen Einigungsbeſtrebungen des Balkans, In: Geiſtige Arbeit, Berlin 1937, Nr. 14. S. 1/3.

[19]) E. H. Boehm, Europa irredenta, Berlin 1923, S. 86.

II. Die Grundlagen der Bearbeitung.

Welche Methodik wird bei der Löſung der Aufgabe zu verfolgen ſein? Ueber die von der Natur vorbeſtimmten Richtungen, in denen Verkehrswege überhaupt verlaufen können, unterrichtet die Geographie mit ihrem geomorphologiſchen Zweige. Auf die im Thema geſtellte Frage, welche der gezogenen Linien Handelsſtraßen zu nennen ſind, verſagt ſie dagegen die Antwort, ſofern ſie ſich nicht handelstopographiſch orientiert, d. h. Anlehnung an die Wirtſchaftswiſſenſchaften ſucht. Die auf dieſen Grundlagen ſich aufbauende, um Jahrhunderte zurückgreifende Betrachtung ſo mannigfaltiger Erſcheinungen des Verkehrs auf einem derart vielſprachigen Raume erfordert die Heranziehung verſchiedenartiger Quellen, von denen manche für einen wirtſchaftshiſtoriſchen Zweck bisher nicht verwertet wurden.

1. Geomorphologie: potentielle Erſchließbarkeit. — Die Oberflächengeſtalt des Raumes und ſeine Land-Meer-Verknüpfung beſtimmen über die natürlichen Möglichkeiten ſeiner verkehrlichen Erſchließung.

Im W. vom Adriatiſchen und Joniſchen, im S. vom Mittelländiſchen und im O. vom Ägäiſchen, Marmara- und Schwarzen Meere umſpült, erſcheint der „Balkan" der See gegenüber ſtark aufgeſchloſſen, zumal die vielgliedrige Form ſeiner Küſte zahlreiche Golfe und Häfen darbietet,[20]) die größtenteils allerdings nicht ausreichend windgeſchützt und ſeinerzeit auch zu ſeicht waren.

Die geomorphologiſchen Bedingungen ſind im N. von beſonderer Art: eingerahmt von den Karpaten, dem Balkan und dem Pontus liegt dort ein weitgeſtrecktes Tiefland, das von der donaubulgariſchen Landſchaft aus über die Walachei, Moldau und Beſſarabien ohne Grenze in das ſüdruſſiſche Flachland hinübergreift. Niederungen finden ſich zwar auch anderswo, aber deren Ausmaß wird von der verſchiedenartigen Bauart und Streichrichtung der das eigentliche Rauminnere ausmachenden Gebirgsketten, welche ſie zu Längs- und Quertälern formen, bedingt und eingeengt.[21])

Durch den Wechſel von Gebirgen und Becken entſteht eine eigenartige Kammerſtruktur. Tektoniſch laſſen ſich drei Hauptgebirgsſyſteme[22]) unter-

---

[20]) A. Synvet, Traité de géographie de l'empire ottoman, Constantinople 1872, S. 207.

[21]) J. Hütz, Beſchreibung der Europäiſchen Türkei, München 1828, S. 73; Prokeſch v. Oſten, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen aus dem Orient, Stuttgart ab 1836, I. S. 12; J. Müller, Albanien, Rumilien und die öſterreichiſch-montenegriniſche Gränze, Prag 1844, S. 58, 62.

[22]) Früher unterſchied man nur die beiden Stränge der Dinaren-Helleniden und der Karpaten—Balkan—Rhodopen, die jeder in mehrere Teile zerfielen (A. Boué, Die europäiſche Türkei, Wien 1889, I. S. 138/141).

ſcheiden: Das erſte ſtreicht vom Pontus bis zum Timok, in W- bis N-Richtung; es iſt das Faltenſyſtem des Balkans und Oſtſerbiens, über welches mittelhohe oder niedrige Päſſe, bei nach N. allmählicherem Abſtieg als nach S., hinwegführen.[23]) Das zweite, das ſerbiſch-makedoniſche Schollenland erſtreckt ſich von NW. nach SO. aus Serbien über Makedonien bis ans Ägäiſche und Marmarameer; deſſen Rhodopenmaſſe iſt wegen der großen Höhe ſeiner Berge auf nicht mehr als drei Päſſen überſchreitbar[24]), während die niedrigeren Berggruppen im N. und S. von Theſſalien weniger verkehrshemmend wirken[25]) und die Verbindungsſtellen zwiſchen den einzelnen Teilen der Kette relativ bequeme Durchgänge freilaſſen,[26]) ſodaß alſo die Verbindung Südſerbiens, Oſtgriechenlands und Makedoniens untereinander ſowie mit anderen Bezirken nicht unterbrochen iſt. Der dritte Zug, das illyriſch-epirotiſche Faltenſyſtem, erfüllt die ganze Weſthälfte unſeres Raumes und iſt in ſeinem küſtenparallelen Verlauf und mit ſeinem mauerartigen Abfall der See zu ein typiſcher Sperrgürtel;[27]) obwohl er vom Binnenlande leichter zu überwinden iſt, verkehrt doch nur Albanien intenſiv in Richtung W-O,[28]) die anderen Gebiete pflegen dagegen N-S-Verbindungen.[29]) Keine Scheidewand, trotz ihrer Höhe, bilden die Karpaten, die unſeren Balkanraum nur berühren, ihn im NO. begrenzen.[30]) Es ſind demnach, wenn auch nicht überall bequem, vom Relief die Möglichkeiten zur Anlegung von Straßen, und auch von geſchienten,[31]) vorgezeichnet, vor allem in der N-S und NW-SO-Richtung.[32])

Ihre Richtung wird ihnen meiſt von Flüſſen gewieſen, welche ſich in den Tälern, zwiſchen den Berggruppen hindurch, Bahn brechen und in den

---

[23]) Um 1215 hat der franzöſiſche Ritter Robert de Clary Bulgarien für iſoliert gehalten; man könne es nur durch einen einzigen Paß erreichen, (Hopf, Chroniques greco-romaines, Berlin 1874, S. 51).

[24]) C. Jireček, Das Fürſtenthum Bulgarien, Prag 1891, S. 7.

[25]) Boué, 1889, I. S. 131, 137.

[26]) D. Jaranov, La Macédoine économique, Sofia 1931, S. 16/7.

[27]) Deshalb vermochten die Seefahrer kaum mehr als geſchützte Halbinſeln und Inſeln in ihre Hand zu bekommen, während der Vorſtoß von der Landſeite her bis an die Küſte hat durchgeführt werden können.

[28]) G. v. Hahn, Albaneſiſche Studien, Jena 1854, S. 6; Boué 1889, I. S. 33.

[29]) A. Griſebach, Reiſe durch Rumelien und nach Bruſſe, Göttingen 1841, II. S. 131.

[30]) Th. Thorton (Etat actuel de la Turquie, Paris 1865, II. S. 450) hat inſofern recht, als die Uebergänge tatſächlich beſchwerlich und gefährlich ſind.

[31]) A. Boué, Receuil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe, Vienne 1854, S. 19, 37.

[32]) Für die Anlage in anderen Richtungen beſtanden größere Schwierigkeiten (Boué 1889, I, S. 142).

[33]) Die Fäden, die verbindenden Glieder zerſtreuter Orte und Geſchehniſſe (Ratzel, S. 283).

Ebenen ſich vereinigen.[33]) So zahlreich dieſe auch ſind, Verkehrsbänder konnten nur wenige bilden, in erſter Linie der Donauſtrom,[34]) weil nämlich die tektoniſche Kammerſtruktur die die meiſten von ihnen nur untief ausgeſtattet und außerdem zu gefährlichen Krümmungen und einem reißenden Lauf gezwungen hat.[35])

2. Handelstopographie: faktiſche Erſchloſſenheit. — Zur Feſtſtellung, inwieweit dieſe natürlichen Möglichkeiten vom Menſchen für Handelszwecke ausgeſchöpft worden ſind, iſt die wirtſchaftswiſſenſchaftliche Beweisführung berufen. Handelsſtraßen und Märkte bedingen einander inſofern, als die kaufmänniſchen Transporte ſich nach Umſatzmittelpunkten gerichtet haben. Von dieſer grundſätzlichen Erwägung ausgehend, liegt das Prüfungsmerkmal, ob im beſtimmten Falle eine ſolche Straße vorliegt, darin, ob und wieviele Orte mit ökonomiſchen Funktionen ſie berührt.

Alle größeren Siedlungen des Balkans ſind dank ihrer Anziehungskraft zu Märkten geworden, unabhängig von dem urſprünglichen Motiv ihrer Entſtehung. Das gilt für die aus der Vortürkenzeit erhalten gebliebenen, ferner für die mit Verwaltungsaufgaben oder ſtrategiſchen Zielen neu angelegten ſowie für die um Plätze beſonderer innerſtaatlicher Schutzvorkehrungen und um die gewöhnlichen Aufenthaltsorte wandernder Kaufleute herum erwachſenen Flecken in gleicher Weiſe wie für jenen anderen Typus, welcher durch die Initiative deutſcher Bergleute (Serbien, Bosnien, Weſtbulgarien)[36]) oder deutſcher Händler (Moldau)[37]) mit unmittelbar wirtſchaftlichen Funktionen gegründet wurde. Dieſer Prozeß ging zwiſchen dem 15. und 18. Jh. vor ſich und erfuhr im 19. Jh. durch die wachſenden ökonomiſchen Aufgaben, welche die Pforte den balkaniſchen Bauern und Handwerkern übertrug, eine weſentliche Beſchleunigung.

Ihr Charakter als Märkte, und zwar auch für den raumweiten Umſatz, verrät ſich dem Beſucher hier und da noch in ihrem Aufbau:[38]) die Hauptſtraße war der Sitz von Handwerkern und Handelsleuten, in ihr

---

[34]) Weil ſie am meiſten bei ihren Quellen und an der Mündung geöffnet iſt, darum ſtrömte von den Endpunkten her beſtändig weltgeſchichtliches Geſchehen herauf und hinab (A. F. Heckſch, Die Donau von ihrem Urſprung bis an die Mündung, Wien 1881, S. 27).

[35]) Boué 1889, I. S. 40.

[36]) A. Mehlan, Ueber die Bedeutung der mittelalterlichen Bergbaukolonien für die ſlawiſchen Balkanvölker, In: Revue internationale des études balkaniques, Beograd 1938, III. 6. S. 389.

[37]) N. Jorga, Istoria Românilor in chipuri şi icoane, Bucureşti 1905, S. 196.

[38]) Die Städte beſtanden gewöhnlich aus der hoch gelegenen Feſtung „Grad", der tiefen, von einer Mauer umgebenen Handels- und Handwerkerſtadt „Varoch" und der mit Paliſaden umſäumten Garniſon „Palanka" (J. F. Neigebaur, Beſchreibung der Moldau und Walachei, Breslau 1854, S. 372).

hatten, ſtreng nach Zünften geordnet, die einzelnen Branchen ihre Verkaufsſtände, dort lag der Bazar und dicht dabei befanden ſich auch, in impoſanten Gebäuden, die Niederlagen der ausländiſchen Kaufleute.

Die größten Märkte fielen mit den Orten des regſten Verkehrs zuſammen, waren alſo Hafenplätze, Schnittpunkte von Straßen, Uebergangspunkte über Binnengewäſſer[39]) und Stellen, an denen ſich Zuſammenkünfte von Händlern regelmäßig zu wiederholen pflegten, wie aus Anlaß von Jahresmärkten.[40]) Für die Exiſtenz der letzteren und deren Aufblühen war das Vorhandenſein einer bedeutenden Siedlung allerdings keine entſcheidende Bedingung;[41]) das zeigt das Beiſpiel von Eſki-Dſchumaja, welches ſich erſt als Meſſeort zu einer Kleinſtadt entwickelte, und das von Uſundſchowo, das, obwohl es die größte Balkanmeſſe des 19. Jh.s in ſeinen Mauern barg, ein Dorf geblieben iſt. Marktumfang und Ortsgröße ſtanden demzufolge nicht in unbedingter Uebereinſtimmung, ſo ſehr die Periodizität des Handels auch ein Faktor der Wachstumsbeſchleunigung beider geweſen iſt.

Die Marktorte geben wohl die Richtung der Handelsſtraßen an, aber nicht den Verlauf zwiſchen ihnen. Unſere Beweisführung würde alſo ungenügend ſein, wenn die Aufgabe eine erdkundliche wäre, weil dann topographiſche Genauigkeit als Grundpflicht zu gelten hätte.

3. Quellen: Beweismittel. — Der zur Feſtlegung der Handelsſtraßen einzuſchlagende methodiſche Weg legt uns hinſichtlich der literariſchen Unterlagen, welche zu benutzen ſein werden, dahingehend feſt, daß die Werke der Geographen der verſchiedenſten Zweigrichtungen an Hand ſpezieller Quellen über die handelstopographiſchen Verhältniſſe nachzuprüfen ſind. Dazu ſind erſtens die Monographien über die europäiſche Türkei geeignet, ferner Geſchichten der Städte und ſchließlich die Aufzeichnungen der zwiſchen dem 15. und 19. Jh. in großer Zahl aus den verſchiedenſten Ländern und Anläſſen über den Balkan gezogenen Reiſenden. Der früher ſchon in anderen Zuſammenhängen[42]) niedergelegten Bewertung der in ihnen enthaltenen Mitteilungen iſt hier noch hinzuzufügen, daß die Reiſeberichte, indem ſie in ermüdender Breite einige Verkehrslinien, und immer wieder

---

[39]) Z. B. an der Donau (J. F. Gellert, Bulgarien und die Donau, In: Mitteilungen der Geographiſchen Fachſchaft Freiburg i. Br., Freiburg 1931, X/XI, S. 65).

[40]) Darunter verſtehen wir beide Arten von regelmäßig ein- oder mehrmals im Jahre veranſtalteten Märkten, Jahrmarkt und Meſſe (A. Mehlan, Mittel- und Weſteuropa und die Balkanjahresmärkte zur Türkenzeit, In: Südoſtdeutſche Forſchungen, Leipzig III. 1. S. 69).

[41]) Derſ., Die großen Balkanmeſſen in der Türkenzeit, In: Vierteljahrſchrift für Sozial- und Wirtſchaftsgeſchichte, Stuttgart 1938, XXXI. 4. S. 35/6.

[42]) Ebenda S. 12/6; Derſ., Jahresmärkte, S. 71/3.

dieſelben, beſchreiben, wohl reichliche Vergleichsmöglichkeiten darbieten, im ganzen jedoch bzgl. des Straßennetzes eine recht ſpärliche Ausbeute liefern.

Wertvoller erſcheinen ſie in anderer Hinſicht: ſie enthalten verläßliche Augenzeugenangaben über die Marktorte, die Bedingungen des Verkehrs und die Formen der Straßenbenutzung und geſtatten, in Verbindung mit der ernſten monographiſchen Literatur, auch einige Schlüſſe auf die Träger der Verkehrsfürſorge.

Am meiſten Schwierigkeiten bereitet die einwandfreie Feſtſtellung der hauptſächlich verwendeten Transportmittel; denn die bisher erwähnten Quellen weichen, ſoweit ſie überhaupt etwas darüber ausſagen, bzgl. der Arten und ihrer charakteriſtiſchen Unterſchiede ſtark voneinander ab, und auch die Heranziehung einſchlägiger Enzyklopädien, Hand- und Wörterbücher führt in ſeltenen Fällen zu einer Aufklärung. Die Ausmerzung ſolcher Unſtimmigkeiten konnte häufig nur mit Hilfe der Erinnerungen der älteſten Einwohner in den wichtigſten Marktorten erfolgen.

Bei dieſen Befragungen eröffneten ſich gleichzeitig weſentliche Einblicke in die Handels- und Verkehrsverhältniſſe der betreffenden Gegenden. Aber die Erfahrung, daß man dem Gedächtnis dieſer Leute nicht zu ſtark trauen darf, gebot zwecks Ueberprüfung und Ergänzung das Heranziehen der öffentlichen Archive ſowie der uns perſönlich von privater Seite zur Verfügung geſtellten kaufmänniſchen Briefe und Rechnungsbücher und ſchließlich die Auswertung der während der Türkenzeit erſchienenen Zeitungen und Zeitſchriften. Erreichbar waren leider nur bulgariſch und türkiſch gedruckte, und dennoch wäre der Vorwurf der Einſeitigkeit unbegründet, weil die bearbeiteten Preſſeorgane nämlich in den verſchiedenſten Gegenden des Balkans redigiert und aus allen ökonomiſch bedeutenden Plätzen dieſes Raumes ſeitens ſtändiger Mitarbeiter laufend mit Nachrichten verſorgt geweſen ſind.

Zuzugeben iſt allerdings, daß die Beſchaffenheit und Dürftigkeit der Quellen, welche jede wirtſchafts- und ſozialhiſtoriſche Betrachtung über den Balkan hemmt, auch manches Detail unſeres Fragenkreiſes unlösbar macht. Immerhin iſt aus ihnen aber der Grundcharakter des Verkehrs auf den Handelsſtraßen mit Sicherheit zu erkennen.

III. Das Netz der Handelsſtraßen.

Zu Lande, alſo auf dem einen der beiden dem Verkehr dienſtbar geweſenen Wegſubſtrate, erfolgt der Transport nicht nur ſchienenfrei, ſondern auch ſchienengebunden. Es iſt deshalb eine Dreiteilung der Handelsſtraßen vorzunehmen, in die trockenen, die eiſernen und die naſſen, wenn man ihr charakteriſtiſches Unterſcheidungsmerkmal hervorheben will.

1. Die trockenen. — Die Teilräume des Balkans waren untereinander und mit dem Auslande wohlgeordnet durch trockene Handelsſtraßen in Beziehung geſetzt. Vier Leitverkehrslinien, je eine moldauiſche, walachiſche, thrakiſche und makedoniſche,[43]) liefen, von Mitteleuropa ausgehend,[44]) in verſchiedenen Richtungen auf die türkiſche Hauptſtadt oder auf den Hafen Saloniki zu. Die übrigen Straßen ſtellten teils die Querverbindungen zwiſchen ihnen her, andere kamen nach einem Umweg, einem Abſtecher in ſeitwärts gelegene Gebiete wieder zu ihr zurück und eine letzte Gruppe ſtrahlte von den Kreuzungs- reſp. Endpunkten auf die Küſten hin aus, den Anſchluß der naſſen Straßen an das Landnetz herſtellend.

Die moldauiſche Leitader, Niſtors[45]) vereinigter Chotiner-Galatzer entſprechend, verlief in Längsrichtung durch die Moldau: von Chotin erreichte ſie erſt die Knotenpunkte Sutſchawa[46]) und Jaſſy,[47]) dann Barlad, Galatz,[48]) Ismail und Tultſchea, um ſich von dort immer ſüdwärts nach Konſtantinopel zu wenden. Durch ſie wurden auch die an ihr gelegenen Jahresmärkte[49]) dem bedeutenden Verkehr erſchloſſen, der über

[43]) Vom ganzen balkaniſchen Netz ſprechen Hütz (S. 293/318)und A. Boué (Sur l'établissement de bonnes routes et surtout de chemin de fer dans la Turquie d'Europe, Wien 1852, S. 2/36), ſpeziell vom moldauiſchen J. Niſtor (Handel und Wandel in der Moldau bis uzm Ende des 16. Jahrhunderts, Czernowitz 1912, S. 13/23), vom ſerbiſchen und bosniſchen F. Kanitz (Serbien, Leipzig 1868, S. 577), vom bulgariſchen Jireček (1877 ,S. 37/8) und vom griechiſchen A. Tuma (Griechenland, Makedonien und Süd-Albanien, Hannover 1888, S. 134/60).

[44]) Wir ſtützen uns auf die Ergebniſſe einer Vorſtudie (Mehlan, Jahresmärkte, S. 69/120): daß die Landſtraßen die Verbindungslinien Deutſchland — Oeſterreichs waren; daß andere europäiſche Erezugniſſe, ſoweit ſie von W her kamen, deren Vermittlung bedurft haben! (Die Leipziger Meſſe und Südoſteuropa, In: Leipziger Vierteljahrsſchrift für Südoſteuropa, Leipzig 1938, I. 4. S. 76/7), ſoweit ſie von O her über Konſtantinopel und andere Häfen eindrangen, denſelben Straßen (F. Beaujour, Schilderung des Handels von Griechenland, beſonders der Stadt Theſſalonich, Weimar 1801, S. 182) gefolgt ſind; und daß ſich auch Rußland und Polen keiner anderen Landſtraßen bedient haben, ſeitdem die Blütezeit ihres großen Handels mit Türkei der Geſchichte angehörte.

[45]) Die Chotiner (Niſtor 1912, S. 17/8) und die Galatzer Straße — 1456 erſtmalig vermerkt (Ebenda S. 23) — hatten, jede für ſich, ſchon im 15. Jh. Handelsbedeutung, vereinigt erſt vom 16. Jh. an.

[46]) War der Brennpunkt des moldauiſchen Handels (J. Niſtor, Die auswärtigen Handelsbeziehungen der Moldau im XIV., XV. und XVI. Jahrhundert, Gotha 1911, S. 27).

[47]) Handel mit Wien (M. G. Obédénare, La Roumanie économique d'après les données les plus recentes, Paris 1876, S. 213).

[48]) „Die bedeutendſte moldauiſche Handelsſtadt" (Ch. L. Chamamdžiev, Türgovsko rękovodstvo, Carigrad 1858, S. 520).

[49]) z. B. in Chotin, Sereth, Barlad und Jaſſy (Niſtor 1912, S. 13, 75/6, Déscription géographique et historique de la Turquie d'Europe, Paris 1828, S. 19, 23; Ch. G. D. Stein, Handbuch der Geographie und Statiſtik, Leipzig 1826, III. S. 224).

Krakau und Lemberg aus Wien, aus Süd- und Mitteldeutſchland,[50]) nördlich an den Sudeten vorbei, und aus Polen und Danzig[51]) kam. Zwei ihrer Aeſte ſtrebten auf das Schwarze Meer zu; der eine Chotin—Soroki—Bender nach der Hafenſtadt Akkermann hin,[52]) der andere Jaſſy—Bender—Okzakow nach Kaffa. Von Sutſchawa aus kam man über Kimpolung—Suchardpaß oder über Baia—Tölgespaß und Biſtritz oder auch über Roman—Adjud[53])—Oitozpaß, allerdings ſchon außerhalb des Balkans, an die walachiſche Straße heran, und innerhalb des balkaniſchen Gebietes traf man ſie von Adjud aus in Buſeu.[54])

Dieſe zweite Leitverkehrslinie kam aus Kronſtadt,[55]) durch den Buſeuer- oder auf einem näheren Wege durch den Tömöſerpaß, und führte nach Ploješcht,[56]) dem Kreuzungspunkt der Querverbindungen mit den walachiſchen Donauhäfen. Von hier gelangte man nämlich unmittelbar nach Siliſtria, das auch aus Galatz—Braila[57]) zu erreichen war, oder über Bukareſt[58]) nach Giurgewo, Simnitza und Turnu Magurele oder ſchließlich über Piteſchti—Krajowa[59]) nach Recnet und Kalafat. Und Piteſchti ſeinerſeits verkehrte durch den Törzburgerpaß mit Kronſtadt und durch den Rotenturmpaß mit Hermannſtadt. Sämtliche auf Hermannſtadt, Kronſtadt und

---

[50]) Moldauiſche Waren gingen nach Brandenburg (M. C., Histoire de la Moldavie et de la Valachie, Jaſſy 1777, S. 182; C. d'Hauterive, Memoriu asupra vecchei şi actualei stari a Moldovei 1785, Bukareſt 1902, S. 274/5). Bulgariſche Ausſteller waren auf der Braunſchweiger Meſſe (Verzeichnis der hieſigen Meßverkäufer, welchem eine kurze Nachricht von hieſigen Meſſen vorgeſetzt iſt, nebſt einem doppelten Regiſter und Poſttabellen, Braunſchweig 1789, S. 26), und auf der Frankfurter kauften Balkanhändler nordamerikaniſche Pelze (Beaujour 1801, S. 190).

[51]) Gewiſſe Nachrichten ſprechen von der Handelsverbindung der Moldau mit dem Deutſchen Orden, dem König Siegmund am Schwarzen Meere und an der unteren Donau eine dominierende handelspolitiſche Stellung zu verſchaffen beſtrebt geweſen iſt (E. v. Hurmuzachi, Documente privitoare la istoira Românîlr, Bukareſt ab 1876 I. 2 Nr. 494, 501).

[52]) Ab 16. Jh. nur noch wenig benutzt. Ueber die Handelsbedeutung der berührten Orte (Niſtor 1912, S. 19/20, 79).

[53]) Baia, Roman und Adjud hatten ebenfalls Jahresmärkte (Mehlan, Jahresmärkte S. 87).

[54]) Eine Straße längs des Sereth iſt ſchon in einer Urkunde Romans I. aus 1392 erwähnt (Hurmuzachi II. 2. Nr. 196).

[55]) War der wichtigſte Ort für die walachiſche Ausfuhr (F. H. Ungewitter, Die Türkei in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit, Erlangen 1854, S. 90).

[56]) Foire (Déscription S. 121).

[57]) War geringer an Bedeutung als Galatz (Griſebach I. S. 25).

[58]) „Commerce considérable avec l'Allemagne. (Déscription S. 24). Vermittelte auch den zentralbalkaniſchen Austauſch mit Moskau (P. Končev, Iz stopanskoto minalo na Gabrovo, Sofija 1929, S. 214).

[59]) „Lebhaften Handel" (Hütz S. 202).

Biſtritz zuſtrebenden Aeſte der walachiſchen und moldauiſchen Straßen vereinigten ſich im ungariſchen Siedlungsgebiet zu einem einzigen Strange, der über Prag den nach Siebenbürgen gerichteten großen Handelsverkehr Süddeutſchlands und Wiens mit dem Balkan bewältigte.[60])

Auch der nach den Zentralgebieten des Raumes und der türkiſchen Hauptſtadt beſtimmte deutſch-öſterreichiſche Warenverſand[61]) durchlief Preßburg und Ofen, ging dann aber auf die thrakiſche Leitader über:[62]) Belgrad[63])—Niſch—Pirot[64])—Sofia[65])—Philippopel[66]) — Uſundſchowa[67]) — Adrianopel[68])—Lüle Burgas—Konſtantinopel. Von ihr nahmen zahlreiche Querverbindungen zur Donau ihren Ausgang. Von Belgrad erreichte man über Kladowo oder Saitſchar Widin (gegenüber Kalafat) und Lom. Niſch ſtand mit erſterem Hafen über Kula und mit letzterem über den Paß

---

[60]) Seit dem 30jährigen Kriege auf dieſem Wege vielfach zur Leipziger Meſſe (Meſſe S. 73/4; Ungewitter S. 90), aber auch mit Wien (Brief von E. Geogiev aus Galatz an Gerov in Giurgewo v. 13. 3. 1855, In: Jz archiva na Naiden Gerov, Sofija ab 1911, I. S. 90).

[61]) Eine wichtige Verbindungslinie mit Leipzig (Leipziger Adreß-Poſt und Reiſe-Kalender auf das Jahr Chriſte MDCCLIII, Leipzig 1753, S. 195).

[62]) P. Mutafčiev, Starijat drum prĕs „Trajanova vrata", In: Spisanie na bŭlgarskata akademija na naukitĕ, Heft 55, Klon istoriko-filologičen-obštestven 27, Sofija 1937; Die Donau-Reiſe, Regensburg 1760, S. 53/5).

[63]) „L'entrepot entre l'Allemegne et la Hongrie d'un côté, Constantinople et Salonique de l'autre" (Description S. 16/7).

[64]) Jahresmarkt (Oeſterreichiſche Monatsſchrift für den Orient, Wien 1876, 15. 1. 1876, S. 5).

[65]) 1378 ſchrieb bereits der türkiſche Heerführer Lala Schahin in ſeinem Bericht an Sultan Murad I.: „Der Handel in der Stadt iſt ſehr entwickelt, und überall ſehen wir Wege, auf denen ununterbrochen Kaufleute und Karawanen mit den verſchiedenſten Waren nach allen Richtungen gehen" (D. Ičhčiev, Materiali za istorijata ni pod turskoto robstvo, In: Jubilĕen sbornik na Sof. bŭlg. blagotvoritelno-Obrazevatelno druž „J. N. Dengkolu", Sofija 1907, S. 51 f.). „Sich Leute aus allen Ländern trafen, aus Ungarn, der Walachei, aus der Moldau und ſelbſt aus Polen" (F. Fermendžiu, Acta Bulgariae ecclesiastica ab a. 1665 usque ad a. 1799, In: Monumenta spectantia historiam slavorum meridiumalium XVIII., Zagreb 1887, S. 72).

[66]) Beſchäftigte ſich „faſt insgeſamt mit dem Ungariſchen Handel" (Ferrières—Sauveboeuf, Reiſen durch die Türkei, Perſien und Arabien in den Jahren 1782 bis 1789, Leipzig 1790, S. 211), aber auch: „Reiſte geſtern ab nach Adrianopel und von dort nach Konſtantinopel und Odeſſa" (Brief N. V. Čalakis aus Philippopel an Gerov v. 8. 8. 1870, In: Aarchiva II. S. 756).

[67]) „annuel fair" (G. Rhodes, A. personal narrative of a Tour of Military Inspection in various parts of European Turquey, London 1854, S. 56).

[68]) „Herrlicher Handelsplatz" (V. A. Chadži Chalfa, Rumeli und Bosna, Wien 1812, S. 1); The depot of Roumelia for all goods that come to Constanstinople from England, France, and Austria (G. Keppel, Narrative of Journey across the Balcan, London 1831, I. S. 254). Seine Verkehrsbedeutung (A. M Perrot, Itinéraire de la Turquie d'Europe, Paris 1856, S. 26).

Sv. Nikola in Verbindung. Von Sofia aus kam man zu beiden durch den Petrochanpaß[69]) oder den Iſker entlang über Wratza,[70]) und von dort nach Orjechowa (gegenüber Recnet)[71]). Philippopel verließen zwei wichtige Wege: der eine durch den Trojanpaß—Lowetſch,[72]) weiter nach Plewna—Nikopoli (gegenüber Turnu Magurele) oder nach Lewski—Schiſtowa (gegenüber Simnitza),[73]) der andere in Richtung Kaſanlik—Schipka—Gabrowa[74]) —Tirnowa[75]) ebenfalls auf Schiſtowa oder auf Ruſtſchuk (gegenüber Giurgewo)[76]) zu. Die Gegend um Adrianopel und Lüle Burgas war der Ausgangspunkt von fünf anderen: Sliwen[77])—Twardica—Tirnowa mit Anſchluß an die vorgenannte, ferner die drei Routen Sliwen—Kazanpaß, Karnobat[78])—Kalykawak und Aitos—Nadir Debent—Prowadia,[79]) welche, in Schumla[80]) vereinigt, nach Ruſtſchuk oder Tutrakan—Siliſtria weiterliefen, und endlich die Küſtenſtraße von Burgas[81]) durch den Akboaz nach Warna mit ihren Zweigen nach Baſardſchik—Siliſtria und Baltſchik—Tultſchea. Alle dieſe Queradern waren oberhalb und unterhalb des Balkangebirges miteinander verbunden durch je eine große von der thrakiſchen aus auf das Schwarze Meer zuſtrebende Straße: die donaubulgariſche ver-

---

[69]) D. M. Popov, Lom, Lom 1927 S. 163.

[70]) Wurde benutzt auch für Reiſen aus Sofia nach Wien (Brief A. Filaterovs aus Sofia an Gerov v. 5. 9. 1857, In: Archiva II. S. 493).

[71]) „Die Reiſenden aus Wratza, Monaſtir, Jannina und Ueskük, welche jedes Jahr nach der Walachei gehen, haben Orjechovo zum nächſten und bequemſten Hafen" (Dunav, Ruščuk 19. 5. 1865, Nr. 12).

[72]) Bedeutender Fellhandel (F. Kanitz, Donau-Bulgarien und der Balkan, Leipzig 1882, I. S. 19).

[73]) Nach 1860 reiſte man viel von Belgrad über Schiſtowa nach Konſtantinopel (Dunavski lebĕd, Belgrad 22. 11. 1860, Nr. 11 S. 45).

[74]) Der in Gabrowa anſäſſige etwa 85jährige Ruſi Michov beſtätigte die Bedeutung dieſer Straße; vgl. auch Turcija, Carigrad 25. 11. 1872, Nr. 41. S. 3 und M. Arnaudov, Aprilov, Sofija 1935, S. 6.

[75]) Bericht eines Händlers, der aus Ruſtſchuk kam: „Hielt mich hier 2—3 Tage auf und reiſte nach Gabrowa und von da nach Kaſanlik" (Bülgaria, Carigrad 13. 7. 1860 Nr. 69, S. 255) „Schwungvoller Zwiſchenhandel nach der Donau" (Kanitz 1882, I. S. 161).

[76]) „Eine der berühmteren Handelsſtädte" (L. v. Stürmer, Skizzen einer Reiſe nach Konſtantinopel, Peſth 1817, S. 113).

[77]) Induſtrieſtadt, Jahresmarkt (E. M. Couſinéry, Voyage dans la Macédoine, Paris 1831, I. S. 15).

[78]) „Jährlicher Frühjahrs-Panajir" (Kanitz 1882, III. S. 98).

[79]) Eine, reich geworden durch den Handel (N. Ganev, Provadija, Sofija 1929,

[80]) Wichtiger Knotenpunkt (A. Balbi's allgemeine Erdbeſchreibung, Peſth 1842, S. 844, Handelsſtadt (A. Balbi, Abrégé de Géographie, Paris 1869, S. 815).

[81]) „L'un des points les plus animés de la côte" (X. Hommaire de Hell, Voyage en Turquie et en Perse, Paris 1854, I. S. 155.

ließ Sofia durch den Arabakonak nach Plewna, wo ſie über Wratza[82])—Pirot Anſchluß nach Niſch[83]) hatte, und lief oſtwärts weiter über Lewski—Schumla nach Warna;[84]) die oſtrumeliſche wandte ſich von Philippopel über Kalofer[85])—Kaſanlik[86])—Sliwen—Karnobat—Aitos nach Burgas.[87])

Auf der vierten Leitverkehrslinie, der makedoniſchen, wurden die aus Mitteleuropa[88]) kommenden Güter nach Makedonien und den ſüdgriechiſchen Provinzen geleitet. Von Niſch an unabhängig von der thrakiſchen, lief ſie durch Wranja und Uesküb[89]) nach Saloniki[90]) Auf einem Umwege, der ebenfalls Uesküb zuführte, nahm ſie in Priſchtina[91]) die bosniſchen Routen auf, welche aus Raguſa und Agram ſowie aus Belgrad, über Waljewo—Wiſchegrad[92]) oder Schabatz—Swornik,[93]) in Sarajewo[94]) zuſammentrafen und weiter über Nowipaſar[95]) in Skutari[96]) ans Adriatiſche Meer, in Niſch unmittelbar an die Leitader und in Uesküb an deren Umwegslinie ſtießen.

[82]) „Noch heute, wie vor Alters, eine der berühmteſten Handelsſtädte Bulgariens" (Kanitz 1882, III. S. 252).

[83]) Auf dieſem Wege zogen die Gabrowaer und Karlowoer nach Pirot (Brief Ch. Pulievs an Ch. Georgiev in Bukareſt v. 14. 9. 1845, In: Koppija na razni pisma 1853, S. 21, 219 im Beſitz Ch. Ch. Sürmadžiev in Sofia).

[84]) „Leprinci palcentre"(Hommaire I. S. 165; Vremja Carigrad 16. 7. 1877, Nr. 29, S. 1).

[85]) Die Bewohner des nahen Karlowo hatten Handelshäuſer in Rumänien, Konſtantinopel und Wien (Ch. G. Fürgov, Karlovo, Sofija 1931, S. 10).

[86]) „Als ich von Kaſanlik nach Sliwen reiſte, kam ich durch Stara Zagora" (Lebĕd 12. 12. 1859, Nr. 38, S. 159).

[87]) Ueber dieſen Weg: N. Načov, Kalofür v minalo, Sofija 1929, S. 43.

[88]) „Die größten Kaufleute an ihr arbeiten mit Wien, Peſt, Saloniki, Seres, Newrokop, Uſundſchowa, Prilep, Konſtantinopel" (Carigradski vĕstnik, Stambol 7. 3. 1859, Nr. 421. S. 3). Von Saloniki nach Oeſterreich und Deutſchland Routen durch Bosnien, Widin, Sofia-Belgrad (H. Holland, Travels in the ionian isles ner, London 1819, II. S. 60/1).

[89]) „Welches eine Stadt von großem Kauff-Handel und die größeſte in dieſen Landen iſt" (E. Brown, Durch Niederland, ... ec gethane gantz ſonderbare Reiſen, Nürnberg 1711, S. 128).

[90]) Handelszentrum für Makedonien, Theſſalien, Bulgarien, Albanien, Epirus (Siegreich Türckenfeind, Neue und acucrate Vorſtellung des großen Ottomanniſchen oder Türckiſchen Reichs, Nürnberg 1718, S. 382).

[91]) Handelsplatz, Jahresmarkt (Hütz S. 194/5).

[92]) Ueber Uſchitza, dem Mittelpunkt des Handels Weſtſerbiens (A. v. Beſſe, Das Türkiſche Reich, Leipzig 1854, S. 76).

[93]) „Beträchtlicher Handel nach Belgrad und Semlin" (Hütz S. 193).

[94]) „Hier lagern alle ausländiſchen Waren, die wichtige Artikel für Spedition und Zwiſchenhandel mit den übrigen bosniſchen Städten bilden" (Ungewitter S. 72), Tranſithandel mit Saloniki und Jannina (Hütz S. 190).

[95]) Jahresmarkt (Boué 1889, II. S. 194; A. Ubicini, Les Serbes de Turquie, Paris 1865, S. 106).

[96]) Stapelplatz von ganz Albanien, z. T. auch von Bosnien, Serbien, Makedonien und Theſſalien (F. de Beaujour, Voyage militaire dans l'empire othoman, Paris 1829, S. 340; Türckenfeind S. 380; Chamamdžiev S. 501).

Von ihr liefen mehrere viel beſuchte Querverbindungen auf die thrakiſche zu: von Wranja über Radomir—Trn nach Sofia, von Uesküb über Küſtendil—Samakow nach Tatar Paſardſchik[97]) und von ihrem Endpunkte Saloniki über Seres,[98]) das auch einen direkten Weg nach Uesküb hatte, über Newrokop[99]) ebenfalls nach Küſtendil, über Peſchtera nach Philippopel und ſchließlich über Rodoſto nach der Hauptſtadt.[100]) Außerdem ſtrahlten von ihr Straßen nach den Meeren hin aus, wie z. B. von Wranja über Priſchtina—Prisren nach Skutari; die meiſten hatten aber ihren Ausgangspunkt in Saloniki: nach W. Monaſtir[101]) — Ochrida[102]) — Elbaſan[103]) — Durazzo[104]), nach SW. Serfidſche — Jannina[105]) — Parga oder Arta[106]) — Zeitun[107]) und nach S. Tempepaß — Lariſſa[108]) — Pharſalos[109]) — Athen oder Korinth — Tripolis — Patras, Neapel und Pyrgos.

---

[97]) Von Konſtantinopel iſt man häufig über Adrianopel—Küſtendil—Uesküb—Priſchtina—Sarajewo nach Agram gezogen (Kellner S. 6) ſowie nach Trieſt und Italien (Beaujour 1829, S. 242, 401; A. Ch. Medžidiev, Dupnika, Dupnica 1935, S. 119). Hatte Jahresmarkt (J. Batakliev, Tatar-Pazardžik, Sofija 1923, S. 172).

[98]) „Hatte noch vor Decennien den Ruf, nach Uſundſchowa den bedeutendſten Markt der europäiſchen Türkei zu halten" (A. Enſer, Der Markt von Serres, Wien 1876, S. 90).

[99]) Briefliche Quelle über den dortigen Jahresmarkt (Archiv des Muſeums in Warna, XIII. A. Nr. 201). Ihre Handelsrolle (L. Carbonérie, Rapport consulaire Saloniquie 1862, S. 433; F .de Beaujour, Tableau du commerce de la Grèce, Paris 1800, II. S. 173).

[100]) Berührte den Jahresmarkt Silivria (Silivria und ſeine Meſſe, In: Panorama, Prag 1849, S. 433; v. Schwegel, Volkswirtſchaftliche Studien über Conſtantinopel und das anliegende Gebiet, Wien 1873, S. 21).

[101]) Erſte Handelsſtadt in Zentralmakedonien (Makedonija, Sofija 1922, I. S. 28), leitet den Einfuhrhandel von Ungarn und Illyrien (Tagebuch einer Reiſe durch Griechenland und Albanien, Berlin 1821, S. 262; Der Verkehr von Monaſtir, In: Auſtria, Wien 1851, S. 2174). Bezog ſeine Waren über Saloniki, Belgrad, Skutari und Durazzo (F. v. Reden, Die Türkei und Griechenland in ihrer Entwicklungs-Fähigkeit, Frankfurt 1856, S. 203).

[102]) Jahresmarkt (Boué 1889, II. S. 94). An Struga vorbei, ebenfalls Jahresmarkt (F. Pouqueville, Voyage de la Grèce, Paris 1826, III. S. 13).

[103]) „Foires" (Déscription S. 60).

[104]) Handelsſtadt (Ebenda).

[105]) Handelsſtadt (J. Andreev, Kratka geografija, Bukureſt 1851, S. 197), Jahresmarkt (Boué 1889, II. S. 94).

[106]) „Principal entrepôt du commerce de l'Epire" (Beaujour 1829, S. 289; Chamamdžiev S. 501).

[107]) Jahresmarkt (Beaujour 1800, II. S. 173; Griechenland und die Griechen, Leipzig 1821, S. 118).

[108]) Reiche Handelsſtadt (G. E. Dupničjanin, Kratko semleopisnanie, Bukureſt 1856 S. 34).

[109]) Jahresmarkt (J. L. S. Bartholdy, Voyage en Grèce fait dans les annees 1803 et 1804, Paris 1887, I. S. 8).

Sie waren miteinander verbunden, und zwar die erſten beiden durch eine Küſtenſtraße Cattaro — Skutari — Aleſſio — Elbaſan — Berat[110]) — Valona Janina, die dritte mit ihnen durch eine Querverbindung Lariſſa—Trikkala— — Zygospaß — Janina; und ſie waren auch an die makedoniſche Leitader angeſchloſſen, durch die Route Janina oder Trikkala—Florina—Monaſtir— —Prilep,[111]) von der wiederum ein Nebenaſt an die albaniſche Küſte führte.

2. Die eiſernen. — Die Berechtigung dieſer Aufgliederung des Verkehrsnetzes iſt durch die Tatſache geſtützt, daß in den Richtungen der trockenen Leitadern, wenn auch nicht topographiſch genau ſich mit ihnen deckend[112]), die Schienen der Eiſenbahnen gelegt waren. Der moldauiſchen folgt im weſentlichen die Strecke Sutſchawa — Roman — Jaſſy — Bogoſchani — Galatz (mit Abzweigungen von Jaſſy nach Ungheni); Teile und Nebenlinien der walachiſchen erkennt man wieder in den Verbindungen zwiſchen Ploješchti und Bukareſt, ferner in den nach Galatz, Piteſchti und Giurgewo[113]) führenden Linien, von denen die letzte in der Strecke Ruſtſchuk — Warna (1867)[114]) ihre Fortſetzung hat; die thrakiſche Straße war 1873 von Konſtantinopel bis Belowo fertig ausgebaut[115]) (ſie hat eine Seitenlinie von Sejmen nach Jamboli); und die makedoniſche iſt bis Mitrowitza befahren.[116]) Die reſtlichen drei Linien Tſchernawoda — Konſtanza (1860)[117]), Kulleli — Dedeagatſch und Piräus — Athen (1869) dienen dem Verkehr mit der Küſte.

Aus der Routenführung der Eiſenſtraßen ergibt ſich, daß ſie Handelszwecken haben dienen ſollen, jedoch beſtand am Ende der Türkenzeit, nach 18jährigem Bauen, noch kein geſchloſſenes Netz im ganzen Raume, höchſtens in deſſen Nordgebieten, und ein weiterer Gegenſatz zu den trockenen Straßen liegt darin, daß ſie des ſyſtematiſchen Anſchluſſes an das große europäiſche Verkehrsſyſtem noch entbehrten.

---

[110]) Offene Handelsſtadt (Déscription S. 17; Andreev S. 196).

[111]) Jahresmarkt (Napredük, Carigrad 30. 8. 1875, Nr. 57, S. 218).

[112]) Dieſen Gedanken führt J. F. Gellert (Mittelbulgarien, Das kulturgeographiſche Bild der Gegenwart, Berlin 1937, S. 111) hinſichtlich der oſtrumeliſchen Bahn aus. — Bauvorſchläge machten A. Boué, Ueber die phyſiſche Möglichkeit, leicht Fahr- und Eiſenbahnwege in der europäiſchen Türkei anzulegen, Wien 1850, S. 7; J. v. Hahn, Reiſe von Belgrad nach Salonik, Wien 1861; E. Naumann, Macedonien und ſeine neue Eiſenbahn Salonik—Monaſtyr, München 1894.

[113]) Ueber die rumäniſchen Linien (Obédénare S. 212 f.).

[114]) A. Jširkov, Bulgarien. Land und Leute, Leipzig ab 1916, II. S. 72/3.

[115]) Andere Pläne nicht zur Ausführung gekommen; z. B. wurde am 6. 5. 1872 der Zeitung Turcija (Nr. 12 .S. 4) von Ingenieuren berichtet, die Voruntersuchungen zum Bau eines Schienenweges von Warna nach Adrianopel vorzunehmen beauftragt seien.

[116]) Belgrad-Niſch erſt am 10. 9. 1884 eröffnet (F. Kanitz, Das Königreich Serbien und das Serbenvolk, Leipzig ab 1904, II. S. 538).

[117]) Istočno vreme, Carigrad 16. 7. 1877, S. 1.

3. Die naſſen. — Schiffbare Binnengewäſſer gab es nur ſehr wenige; ſo werden nach 1850 z. B. der Pruth (bis Skulewi, dem Hafen von Jaſſy), der Dnjeſtr, Sereth, Schiuls (bis Kraiowa), die Aluta (von Rimnik an), ferner die Unna (bei Nowi), Sawe (bis Seſſek), Werbas (von Banjaluka an), Drina (erſt bei Wiſchegrad), Morawa (bei Tſchupria) und der Wardar (bei Weles), ſchließlich noch die Bojana (von Oboti an), der Egriſu (bei Seres) und die Maritza (bis Adrianopel) in beſchränkter Weiſe ausnutzbar genannt.[118]) Künſtliche Waſſerkommunikationen haben überhaupt nicht beſtanden. Eine echte Ergänzung der trockenen Straßen bildete lediglich der Donauſtrom, über deſſen Uferſtädte ſich weſtwärts, durch Wien vermittelt[119]), der Austauſch mit Mitteleuropa, oſtwärts über das Schwarze Meer[120]) der Handel mit Konſtantinopel vollzog, die Verbundenheit von Binnen- und Seeſchiffahrt bezeugend. Und die wechſelſeitige Abhängigkeit zwiſchen den naſſen und trockenen Straßen fand ihren praktiſchen Ausdruck in dem lebhaften Verkehr der zahlreichen Häfen (die wichtigeren: Konſtanza, Warna, Burgas, Rodoſto, Enos, Saloniki, Volo, Arta, Durazzo, Skutari, Cattaro)[121]) als den Zielpunkten der Landrouten und den Anlegeſtellen der Schiffe. Bis in den Anfang des 19. Jh.s hinein haben Seeverbindungen vor allem mit den weſteuropäiſchen Häfen beſtanden, erſt ſpäter wurden von Trieſt aus[122]) Fahrten an der adriatiſchen Küſte entlang (1837) und bis nach Braila (1847)[123]) aufgenommen, wohin auch Schiffe aus Odeſſa[124]) gelangten (1846).

118) A. V. Schweiger—Lerſchenfeld, Die Donau als Völkerweg, Schiffahrtsſtraße und Reiſeroute, Wien 1896, S. 34, 39; F. v. Hellwald—L. C. Beck, Die heutige Türkei, Leipzig 1878, S. 144; Periodičesko spisanie na bŭlgarskoto knižovno družestvo, Sofija 1892, Bd. 39 S. 346; Ungewitter S. 72 179; Niſtor 1912, S. 6, 31; Müller 1844, S. 7; G. Raſch, Die Türken in Europa, Prag 1873, I. S. 179; M. V. C. Collas, La Turquie en 1861, Paris 1861, S. 207; Jširkov I. S. 42; Boué 1889, I. S. 39/40 ,57; Hütz S. 109/13, 120/6).

119) Abrechnungsverſuch der Gebr. Šišmanovi in Widin; Končev S. 340; Meſſe S. 76/7.

120) Ueber Braila und Galatz nach England, Marſeille, Trieſt, Venedig, Genua, Livorno, durch Konſtantinopel (N. Chopin-A. Ubicini Provinces danubiennes, Paris 1856, XI. S. 19).

121) Burgas Končev S. 393/4) Rodoſto war der Stapelplatz für alle Produkte des Marmarameeres und öſtlicher Stapelplatz der Adrianopeler Ebene (Beſſé S. 71; Hütz S. 238), Enos der weſtliche (Griſebach I. S. 112). Saloniki war wichtigſter Handelsort des Balkans nach Konſtantinopel für Ueberſee (Beaujour 1800, I. S. 71, II. S. 92). Durazzo war Stapelplatz für den Verkehr mit Oeſterreich über Trieſt (Müller 1844, S. 33).

122) Ueber Trieſt, das nach der franzöſiſchen Revolution Marſeille überflügelt hatte, (F. Pouqueville, Voyage en Morée, à Constantinople, en Albanie, Paris 1805, III. S. 183; M. A. Ubicini, Lettres sur la Turquie, Paris 1853, S. 407) nach Oeſterreich (Beaujour 1801, S. 159; Brief v. 6. 8. 1876 an E. Georgiev, In: Archiva I. S. 144) Deutſchland, der Schweiz und Belgien (A. Viquesnel, Voyage dans la Turquie d'Europe, Paris 1868, S. 320).

123) A. Papadopoulo Vretos, La Bulgarie ancienne et moderne, Saint-Petersbourg 1856, S. 220.

124) Ungewitter S. 91.

IV. Die Bedingungen des Straßenverkehrs.

Die unabdingbaren Vorausſetzungen eines jeden raumweiten Handelstransportes liegen darin, daß ausreichende Gewähr für die Unverſehrtheit von Perſonen und Ware gegeben und der Zuſtand der Straßen ein der Beförderung zuträglicher iſt.

1. Sicherheit im Lande. — Das Ausbleiben natürlicher Schickſalsſchläge, politiſche Ruhe, verſtändnisvolle Handhabung der Wirtſchaftspolitik und Ordnung auf den Straßen ſind die vier weſentlichſten Faktoren, welche den Grad der Sicherheit des Handels beſtimmen. Das Ausfallen eines von ihnen kann auf den betroffenen Straßen die kaufmänniſchen Unternehmungen ganz unterbinden, ihr zeit- oder gebietweiſes Fehlen wird ein Stagnieren des Verkehrs und ſeine Umleitung auf andere Routen veranlaſſen.

Der Balkan war oft von Mißernten,[125]) Erdbeben und Heuſchreckenſchwärmen heimgeſucht. Als eine wahre Geißel hat aber vor allem das in kurzen Intervallen ſich wiederholende Auftreten der Peſt[126]) gewirkt; ſie hat (im 19. Jh.) Oeſterreich und Rußland Anlaß zur Errichtung eines Sanitätskordons an den Grenzen gegeben.[127])

Politiſch war der Raum immer nur für kurze Zeit befriedet; jahrzehntelang hintereinander iſt einmal dieſer, ein anderes Mal jener ſeiner Teile durch Kriege,[128]) Aufſtände[129]) der unterdrückten und Revolutionen[130]) der benachbarten Völker nicht nur gefährdet, ſondern geradezu geſperrt geweſen.

Nicht weniger hemmend machten ſich die wirtſchaftlichen Bevorrechtungen bemerkbar, welche die Pforte einſeitig einer ausländiſchen Macht zu-

---

125) z. B. 1453, 1539, 1560, 1574/5, 1585.

126) z. B. 1476, 1547, 1553, 1555, 1629, 1635, 1653, 1719, 1829/30, 1834.

127) Oeſtrreich ſperrte ſich gegen Serbien und die Walachei ab (Griſebach I. S. 21; Kanitz 1868, S. 93), Rußland ſeit 1836 gegen die Türkei am Donaulaufe (C. F. Wurm, Vier Briefe über die freie Donauſchiffahrt, Leipzig 1885, S. 19, 27) Quarantänedauer abhängig vom Grad des Peſtmeſſers und der Warenart (Stürmer S. 34). Erſchwerte den Handel (A. Müller, Die untere Donau, Regensburg 1841, S. 156, 214, auch bei der Durchfuhr (Hahn 1861, S. 11).

128) Beſitznahmefeldzüge bis 1529, dann 1571/3, 1591/1606, 1620, 1645/69, 1672/8, 1682/99, 1710/1, 1714/8, 1732/9, 1768/74, 1782/4, 1787/92, 1807/12, 1828/9, 1853/6, 1877/8.

129) Serbiſcher Befreiungskampf 1804/17, der griechiſche 1821/9, außerdem die lokalen Erhebungen in Bulgarien, Thronkämpfe in Rumänien und andere innere Fehden in Montenegro (N. Jorga, Relaţiile Comerciale ale Ţerilor Noastre cu Lembergul, Bucureşti 1900, S. 91; Müller 1844, S. 55).

130) z. B. die ungariſche von 1849 veranlaßte den Handel zu Umwegen (Ungewitter S. 92/3).

geſtehen mußte[131]) oder ſich ſelber vorbehielt.[132]) Die Zollregelung widerſprach den Anſprüchen des Handels, und ganz beſonders des Tranſites:[133]) die Erhebung der Abgaben und Gebühren[134]) erfolgte ziemlich willkürlich und ſchikanös[135]), und noch zu Boués Zeiten beſtanden die Binnenzölle[136]) fort. Außerdem veränderte ſich ſtändig der innere Wert des Geldes[137]) und Kredit fehlte ſo gut wie ganz.[138])

Mit noch größerer Unmittelbarkeit hat ſich die mangelnde Ruhe und Ordnung auf den Straßen ausgewirkt. In den Häfen ſcheinen (beſonders im 17. und 18. Jh.) Piraten ſtark gehauſt zu haben[139]), und auf den Landſtraßen und zwar in erſter Linie auf den für den Fernhandel wichtig-

---

[131]) z. B. durch den Frieden von 1829 bis zum Donauvertrag Metternichs von 1840 war Handel und Schiffahrt auf der Donau unter Kontrolle Rußlands (Wurm, S. 19, 31).

[132]) Bis 1829 hatten die Türken in der Moldau das Vorkaufsrecht (Niſtor 1911, S. 218/20); die Moldau hatte jährlich 100 000 kg Getreide (N. Jorga, Documente şi Cervetări asupra istoriei financiare şi economica a Principatelor Române, Bucureşti 1902, S. 7) und 20000 Oka Salpeter (Müller 1841, S. 251) nach Konſtantinopel zu liefern, beides zu niedrigem Preiſe (Herrn Baron von Tott's Nachrichten von den Türken und Tataren, Franckfurt ab 1787, I. S. 25) Deshalb Schleichhandel, von den Wachtſchiffen begünſtigt (Ebenda II. S. 170).

[133]) Waren ſogar in den einzelnen Städten verſchieden hoch, ſodaß die Kaufleute ihre Waren lieber große Umwege machen ließen, als daß ſie dieſelben durch die Türkei ſchickten (Baicoianu S. 15/7; Boué 1889, II. S. 102).

[134]) Seit 16. Jh. beſtand ein ganzes Syſtem (J. v. Hammer, Des Osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung, Wien 1815, I. S. 290).

[135]) Beſonders in Widin, wo der Paſcha die ganze Ausfuhr beherrſchte; deshalb Verlaſſen der Donau zugunſten der thrakiſchen Handelsſtraße (Ungewitter S. 85). Bei der Durchreiſe auf der Donau Durchſuchungen (N. E. Klemanns Reiſen, Wien 1773, S. 25). In Uſundſchowo klagten die Kaufleute über Quälereien durch die armeniſchen Zollpächter (Reden S. 162/3).

[136]) Infolgedeſſen handelten Paſchas nach ihren Privatintereſſen. 1838 verordnete z. B. der Rumeli Valeſi, alle in ſein Paſchalik einzuführenden Waren hätten den Hafen von Durazzo zu paſſieren, was den Verlauf der gewohnten Handelswege vollſtändig geändert hätte (Boué 1889, II. S. 102).

[137]) Zwiſchen Stadt und Land 3% Kursunterſchied (Reden S. 165; Beaujour 1800, S. 180).

[138]) Zinſen in Serbien 20%, Albanien 48% (C. Robert, Die Slawen der Türkei, Dresden 1844, I. S. 36), durchſchnittlich für Privatperſonen 25—30% (Hüb S. 168). Trotzdem fehlte es aber nicht an Vertrauen (G. A. Olivier's Reiſe durch das Türkiſche Reich, Aegypten und Perſien, Weimar 1805, I. S. 264/5).

[139]) Zeitweiſe bis zu 80 Raubſchiffe im Archipel (Prokeſch II. S. 538; G. St. Sauveur, Beſchreibung der ehemaligen venetianiſchen Beſitzungen auf dem feſten Lande und an den Küſten von Griechenland, Weimar 1801, S. 268; P. Maſſon, Histoire du commerce dans le levant au XVII. e siècle, Paris 1896, S. 24).

ſten[140]), wo die Natur vielfach für Verſtecke und Hinterhalte vorgeſorgt hatte, waren Bandenüberfälle[141]) eine alltägliche Erſcheinung; davon zeugen die Reiſeberichte[142]), die Klagen in der Preſſe[143]) und die Volkslieder[144]) dieſer Zeit. Das Motiv der Tat war ein verſchiedenes. Die Bewohner der albaniſchen Küſte, des Peloponnes und der Kykladen[145]) ſowie das unbeſoldete Kriegsvolk (bis Ende des 18. Jh.s)[146]) und die Tſcherkeſſen[147]) unternahmen Ueberfälle, um den Raub gegen klingende Münze einwechſeln zu können; in ihrer Perſon verſchmolz Räuber- und Händlertum zu einer eigenartigen Miſchung.[148]) Türkiſche Verwaltungsbeamte,

---

[140]) Die von Seres ausgehende, die thrakiſche mit ihren Abzweigungen nach Dupnica, zwiſchen Wratza—Widin, Plewna—Lowetſch, über den Schipkapaß, Jamboli—Karnobat, Schumla—Ruſtſchuk, die Routen Jannina—Arta, Skutari—Prisren. In den Städten brauchten dagegen „Häuſer nur wenig verwahret" zu werden (Ch. W. Lüdeke, Beſchreibung des Türkiſchen Reiches, Leipzig ab 1778, I. S. 307).

[141]) 18 Mann Bülgaria 4. 7. 1859, Nr. 15, S. 59), ſogar 25 (Carigradſki 28. 4. 1856, Nr. 274. S. 4) ſtark und meiſt beritten (Ebenda 4. 6. 1849, Nr. 51, S. 1).

[142]) Hans Dernſchwam's Tagebuch einer Reiſe nach Konſtantinopel und Kleinaſien (1553/55), München 1923, S. 246; Vier Briefe aus der Türkei von Oghier Ghiſelin von Busbeck, Erlangen 1926, S. 74; Brown S. 123; Türckiſche und Ungariſche Chronica, Nürnberg 1663, S. 19/20, 218; P. Lucas, Voyage fait par ordre du roy dans la Grèce, l'Asie mineure, la Macédonie et l'Afrique. Paris 1712, I. S. 279; G. C. V. Drieſch, Hiſtoriſche Nachricht von der Röm. Kayſerl. Groß-Botſchafft nach Conſtantinopel, Nürnberg 1723, S. 34, 453, 511; Pouqueville 1805, II. S. 57; Derſ. 1826, III. S. 46; Derſ. 1824, I. 2. S. 8, 276; R. Walſh, Reiſe von Konſtantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn, Dresden 1828, I. S. 114; Boué 1854, I. S. 128, 132, 151/2; 434; Hahn 1861, S. 98; H. Barth, Reiſe durch das Innere der Europäiſchen Türkei, Berlin 1861, S. 62; Kanitz 1882, III. S. 12).

[143]) „Das Räubertum hat ſich zum höchſten Punkt entwickelt" (Turcija 23. 12. 1872, Nr. 45, S. 3). „Der Menſch kann nicht von einem Dorf zum andern ruhig gehen" (Carigradſki 12. 5. 1856, Nr. 276, S. 3). „Ein grauſiges Bild von geſchlachteten Menſchen — das ſind die Wege zwiſchen Plewna und Lowetſch mit Trojan, zwiſchen Wratza und Widin mit Berkowitza" Nova Bülgarija, Gjurgevo 5. 6. 1876, Nr. 3, S. 11).

[144]) „Ueber dieſes Rauben und Morden ... nicht nur die Volkspoeſie und Chroniken Aufzeichnungen, auch verſchiedene Kirchen- und private Rechnungsbücher offizielle Klagen bei den türkiſchen Behörden". (Archiv Nationalbibliothek Sofia II. B. 350) Volkslieder (Sbornik na narodni umotvorenija, nauka i knižnina, Sofija XXVII, S. 268, XXXI. S. 176).

[145]) Prokeſch II. S. 538.

[146]) „Das ewig dienen muß vnd khaine beſoldung hat" (Dernſchwam S. 246), auch in der Donaugegend (Hurmuzachi XII. Nr. 130).

[147]) Als ſie ſich nach 1850 bei Schumla niederließen, häuften ſich die Ueberfälle ſofort (Den, Carigrad 1876, Nr. 38, S. 2).

[148]) Als Beruf der Bewohner ſolcher Orte pflegt angegeben zu werden: Raub, Handel, Plünderung und Seefahrt (Hütz S. 11).

welche ſich fern der Zentralgewalt wußten, ſahen darin ein Mittel der Bereicherung. Bei den mohammedaniſchen Scharen der Kurdžalijen (um die Wende zum 19. Jh.)[149]) überwog die Luſt am Plündern und Morden, und auch die Serben folgten einer gewiſſen inneren Neigung.[150]) Für die Haiduken[151]) und Klephten[152]) war der Straßenraub eine Waffe in ihrem Kleinkriege gegen die politiſchen Herren. Es iſt ein Lehrbeiſpiel für die zerſtörungen Wirkungen eines fortwährenden Gegeneinanderſtehens von Staat und in ihm zuſammengeſchloſſenen Völkerſchaften, daß das Rauben, infolge des Zuſammenhaltens einerſeits der türkiſchen Täter mit den Behörden gegen die andersvölkiſche Bevölkerung und anderſeits der chriſtlichen Täter mit ihren Volksgenoſſen gegen die türkiſche Obergewalt, zur Grundlage eines Erwerbes, in erſter Linie aber zur Ausdrucksform eines innerpolitiſchen Kampfes hat werden können.

Trotzdem waren die Straßen nicht jederzeit und überall gefährdet. Mehrere Reiſende bezeugen, man habe zeitweiſe unbehindert reiſen können[153]), und der Grad der Unſicherheit ſei zur ſelben Zeit in den einzelnen Gegenden ein verſchiedener geweſen.[154]) Immerhin herrſchte Ungewißheit; man konnte nicht genau vorausſehen, ob man unterwegs würde Gefahren zu beſtehen haben oder nicht.

So lagen die Verhältniſſe, obwohl die Tat ſehr ſtreng geahndet wurde. Ihre Vergeltung beſtand (ſeit dem 16. Jh.) in der Todesſtrafe, welche (noch im 19. Jh.) durch Aufhängen oder Pfählen vollzogen wurde.[155]) Die Wiedergutmachung war vorgeſehen durch ſolidariſche Haftung aller Einwohner derjenigen Gemeinden, in deren Bannkreis der Ueberfall verübt

---

149) In Albanien plünderten die Beis Durchziehende aus, „wenn ſie nicht einen Geleitsbrief von ihnen erkauft" (Pouqueville 1824, I. 1. S. 320).

150) Den tapferen Serben eine Vorübung zum Kriege (G. Jireček, Geſchichte der Serben, Gotha ab 1911, II. S. 86).

151) Nur im Sommer, winters lebten ſie als friedliche Bauern (Raſch I. S. 218/9; H. W. Wilhelmy, Hochbulgarien, Kiel ab 1935, I. S. 117). Es ſcheinen allerdings auch gewöhnliche Straßenräuber darunter geweſen zu ſein (Boué 1889, I. S. 432/3).

152) Die griechiſchen Freiſcharen gegen die Fremdherrſchaft. Die Griechen mehr als andere türkiſche Untertanen zum RRäuberhandwerk geneigt (J. Baker, Die Türken in Europa, Stuttgart 1879, S. 80), ganze Dörfer geſchloſſen (Pouqueville 1824, I. 2. S. 229), vor allem in Theſſalien (Ebenda II. 1. S. 29).

153) Boué 1889, I. S. 430; Walſh I. S. 140.

154) In Griechenland grenzten die gefährlichſten Gegenden an die friedlichſten, nur Nordalbanien war abſoult verrufen (Griſebach I. S. 137, 344).

155) Ebenda II. S. 180; Boué 1889, II. S. 224; C. Niebuhr's Reiſebeſchreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern, Hamburg 1837, III. S. 159; Der Neu-eröffneten ottomaniſchen Pforten Fortſetzung, Augspurg 1701, S. 657.

war,[156]) wobei man erfahrungsgemäß damit rechnen durfte, daß die Intereſſenübereinſtimmung bei den Haftenden und Schuldigen auch tatverhindernd wirken werde.[157])

Echte Vorkehrungen gegen den Straßenraub beſtanden einmal in gelegentlich im Bedarfsfalle ergriffenen Maßnahmen, wie z. B. daß man den Reiſenden und den Jahresmärkten eine militäriſche Bedeckung gab, daß Streifen zur Ausrottung der Banden organiſiert wurden[158]) oder daß man beſonders berüchtigte in den Staatsdienſt übernahm.[159]) Außerdem war ein einheitliches, ſtändiges Straßenſicherungsſyſtem eingerichtet. Schon in der frühen Türkenzeit hatte man die chriſtliche Raja einiger Gegenden als Piratenabwehr, Militärpolizei auf den Landſtraßen, Wald-, Paß- und Raſtwächter eingeſetzt[160]) und ihnen als Entgelt beſtimmte Freiheiten zugeſtanden, wodurch dieſe ſich als privilegierte Klaſſen aus der übrigen Bevölkerung heraushoben, was anregend zur Beſiedelung ihrer Orte gewirkt hat. Die größte Bedeutung haben die Paßwächter erlangt, welche anfangs als fliegende, ſpäter als ſtändige Poſten[161]) einen geregelten Dienſt an den gefährdeten Wegſtellen verſahen, indem ſie, in Hütten ſtationiert, zur Warnung der Vorüberziehenden trommelten, die Pauke ſchlugen oder ſchoſ-

---

[156]) In Serbien nach Befreiung abgeſchafft (Boué 1889, II. S. 229).

[157]) Je mehr man dem Fremden Anſehen und Einfluß zuſchrieb (Griſebach I. S. 136).

[158]) E. Curipeſchitz, Itinerarium der Botſchaftsreiſe des Joſef von Lamberg und Niclas Juriſchitz durch Bosnien, Serbien, Bulgarien nach Konſtantinopel 1530, Innsbruck 1910, S. 41; Drieſch S. 453; Des Abt Joſeph Boscovich Reiſe von Conſtantinopel durch Romanien, Bulgarien und die Moldau nach Lemberg in Pohlen, Leipzig 1779, S. 26; Bülgarija 11. 9. 1861, Nr. 14. S. 112, 30. 5. 1859, Nr. 10, S. 40.

[159]) Wegen ihrer anerkannten, militäriſchen Brauchbarkeit (Griſebach I. S. 336).

[160]) Kürekčii und gemidžijani wohnten an den Meeresküſten und Donauufern, beobachteten die fahrenden Schiffe und ſchützten ſie vor Piraten (J. Jŭrdanov, Istorija na bülgarskata türgovija do osvoboždenieto, Sofija 1938, S. 99) Die Martoloſen, militärpolizeilichen Charakters, hatten nach einem Ferman von 1682 in den Kreiſen Sofia und Pirot die Räuber zu verfolgen (Izvestiia an istorič druž, Sofija II. S. 193, 195). Die Kürdžii ſicherten die Gehölze und Wälder und machten die geheimen Schlupfwinkel der Räuber ausfindig gemeinſam mit den Dervendžii (A. Hajek, Bulgarien unter der Türkenherrſchaft, Berlin 1925, S. 18), deren Hauptaufgabe der Schutz der Gebirgsübergänge war. Und die Kichaji bewachten nachts die Reiſenden und Waren bei ihrer Raſt (Periodičesko VII. S. 114).

[161]) 1443 (Bertrandon de Broquière, Voyage d'outremer et retour de Jerusalem en France par la voie de terre, Paris 1804, S. 591) ſchon ſtehende, und 1553 befahl der Sultan Soliman, in die Wachen hätten ſich die Gaugenoſſen zu teilen (De rebus gestis hungarorum ab inclinatione regni Antonius Wrancius, In: Monumenta Hungariae Historica, Scriptores II, Peſt 1857, S. 318).

ſen.[162]) Seit 1721 hatten ſie auch Grenzwachen zu ſtellen und die Transportbegleitung zu übernehmen,[163]) Ende des 18. Jh.s traten an die Stelle dieſes Inſtitutes Karaule[164]), d. h. mit ſtaatlicher Polizei beſetzte[165]) Wachſtationen, die je einen eigenen Namen führten,[166]) ein verſchiedenes Ausſehen hatten und auch verſchieden groß waren.[167]) Die Erklärung, die Bezeichnung Bekleme[168]), welche wir gleichzeitig angegeben finden, ſei nichts weiter als ein Synonym, wurde von allen in Eski Dſchumaja Befragten beſtritten: Karaule hätten die größeren, mit Polizei beſetzten ſtändigen Wachtgebäude an den belebten Routen und Uebergängen ſowie an den gefährdetſten Grenzen geheißen, aus denen ſich vielfach Städte entwickelt haben,[169]) aber zwiſchen dieſen, in kleineren Entfernungen, habe man an den zu periodiſchen Märkten führenden Straßen für deren Dauer noch kleine Schutzhütten, Bekleme genannt, errichtet, für die man die umwohnende Landbevölkerung aufgeboten habe. Ein Beleg für dieſe aus der Erinnerung geſchöpfte Behauptung iſt nicht zu finden geweſen, aber es iſt dennoch die Möglichkeit nicht von der Hand zu weiſen, daß zur Zeit der — durch die wirtſchaftliche Belebung erforderten — Einſetzung unſtändiger Poſten[170]) auch eine derartige Unterſcheidung platzgegriffen haben kann.

2. Geeignete Beſchaffenheit der Straßen. — Die mangelnde Sicherheit wird zweifellos auf den Willen zur Erhaltung und zum Neubau von Verkehrswegen lähmend eingewirkt haben. Aber durch dieſe

---

[162]) Ebenda; Dernſchwam S. 6, 246, 260; Des edlen Herrn Heinrich Blunt Morgenländiſche Reiſe, Helmſtädt 1687, S. 11; Brown S. 151; M. Guys, Voyage litteraire de la Grèce, Paris 1776, II. S. 268; Lüdeke I. S. 340; Pouqueville 1824, I. 2. S. 264, II. S. 324.

[163]) Die bisherigen Obliegenheiten der Martolosi (Izvestija II. S. 193, 195) Dervenzi im 18. Jh. entlaſſen, 1786 die Bewohner von Kliſura von dieſen Pflichten ſchon befreit (Nationalbibliothek Wien Nr. 8669, fol. 51 V.); aber in Sliwen haben ſie noch bis 1880 beſtanden (S. Tabakov, Grad Sliven, Sofija 1911, I. S. 253, 358).

[164]) Karaul (Karawul, Karaghul), aus dem Ruſſiſchen entlehntes Wort, beſagt: Jäger, der von fern das Wild beobachtet (Enzyklopädie II. S. 815; F. Miklosich, Etymologiſches Wörterbuch der ſlawiſchen Sprachen, Wien 1886, S. 112).

[165]) 4—10 (Kanitz 1882, I. S. 79, 320; Robert II. S. 192).

[166]) z. B. Radanne, Laghut-kursu, Wurbuſchte (Barth S. 8, 19).

[167]) Hütten aus Laub oder Nadelholzbaumrinde oder mit aus Zweigen geflochtenem Dach; quadratiſche einſtöckige Steingebäude mit offener Galerei; Holzbau in Form eines viereckigen Türmchens; ebenſo, aber ohne Eingang vom Erdgeſchoß aus (Boué 1889, I. S. 518/9).

[168]) Aus beklemen, warten oder hüten, gleichbedeutend mit Karaul (Bülgarski tülkoven rečnik, Sofija ab 1927, I. 2. S. 135).

[169]) G. Gunčev, Vakarel, antropogeografski proučvanija In: Codišnik Sof. Univ. XXIX. 8. ist. fil. Fak., Sofija 1933, S. 88.

[170]) Kanitz 1882, III. S. 323/4; Oeſterreichiſche Monatsſchrift 15. 5. 1876, S. 74.

Feſtſtellung wird nur zugegeben, daß in dem Zuſtand der Straßen eins der Kriterien für die Kulturhöhe eines Landes zu erſehen iſt.

Bis zum 16. Jh. hören wir noch keine Klagen. Zwar nennt Dernſchwam[171]) die thrakiſche, über die er reiſte, nur „zum teil erhaltten" und ſtellenweiſe ſchon im Verfallen begriffen; aber bereits Gerlach (1573) ſpricht von Ausbeſſerungsarbeiten an ihr. Vom 17. Jh. an bis in die erſten Jahrzehnte des 19. Jh.s hinein ſollen die Straßen dann derart zergangen geweſen ſein, daß der Verkehr ſich ſeitwärts neue Wege bahnen oder Umwege machen mußte. Wir leſen weiter in den Reiſeberichten, ſpeziell bei ſchlechtem Wetter ſei kaum des Fortkommens geweſen. Wohl ſeien hier und da Pflaſterungen vorgenommen worden, jedoch derart unſachgemäß, daß ſie nur für kurze Zeit eine Beſſerung bedeutet hätten.[172]) Erſt gegen Mitte des 19. Jh.s hat, nach den vorliegenden Angaben,[173]) der Straßenbau relativ Gutes vollbracht, aber nur in Donaubulgarien[174]) und in Serbien,[175]) während anderswo die Bautechnik und Traſſe den Anforderungen des Verkehrs nicht gerecht zu werden verſtand: es wurde nicht geſchottert, ſondern man fügte lediglich unſymmetriſche Steine verſchiedener Art und Größe zuſammen, die Straßen liefen gradlinig über Berghöhen hinweg und ließen die Siedlungen unberührt.[176]) Die ſchlechteſten Straßen haben am Ende der Türkenzeit Makedonien, die adriatiſche Küſte und die Fürſtentümer nördlich der Donau gehabt, und auch in Griechenland lag noch alles im Argen.[177])

An Orientierungsmitteln hat es ganz gefehlt; Richtungs- und Entfernungsweiſer gab es nur an der ſiebenbürgiſchen Grenze, ſonſt überall mußte man ſich natürlicher Merkmale, wie z. B. der Steine und Flüſſe, bedienen oder ſich an die üblichen Raſtplätze halten.[178]) Brücken erwähnt bereits Dernſchwam,[179]) und zwar ſteinerne; ſpäter wurden zumeiſt höl-

[171]) Dernſchwam, S. 12.

[172]) S. Schweigger, Gezweyte neue nützliche und anmuthige Reiß-Beſchreibung, Nürnberg 1664, S. 44; Drieſch, S. 83; Baltimore, Reiſe in den Orient in den Jahren 1763 und 1764, Leipzig 1768; S. 110; Klemann, S. 145; Stürmer S. 44; Walſh I. S. 8; Boué 1889, II. S. 32.

[173]) Chauſſeeweg Sofia—Widin (Bülgarka pčela, Braila 4. 10. 1863, Nr. 19. S. 3), Widin—Belogradſchik, Lom—Balkan (Dunav 6. 3. 1866, Nr. 54. S. 107), Ruſtſchuk—Schumla—Warna (Ebenda 3. 3. 1865, Nr. 1. S. 1), Ruſtſchuk—Tirnowa (Ebenda 9. 6. 1865, Nr. 1).

[174]) Müller 1841. S. 224.

[175]) Hahn 1861, S. 7, 65.

[176]) Walſh S. 847; Müller 1844, S. 31; Kanitz 1882, II. S. 11.

[177]) Hütz S. 292; Müller 1841, S. 249; Reden S. 182; Raſch I. S. 181 Müller 1844, S. 31.

[178]) Drieſch S. 448; Walſh II. S. 137; R. Kuniſch, Eine Fahrt nach dem Orient, Berlin 1869, S. 79.

[179]) Dernſchwam S. 22; S. Schweigger, Eine newe Reyßbeſchreibung aus Teutſchland nach Conſtantinopel und Jeruſalem, Nürnberg 1608, S. 44.

zerne,[180]) manche ſogar mit unnötigem Aufwand, errichtet.[181]) Aber ſie wurden nicht erhalten, waren wenig ſolid, ihre Joche hatten keinen Schutz gegen die Wellen, Geländer fehlten meiſt ganz,[182]) vor allem waren ſie zu gering an Zahl, beſonders in Bulgarien.[183]) Zur Überquerung der Binnengewäſſer war aus dieſen Gründen das Überſetzen mit Fähren und das Durchſchreiten von Furten vielfach die einzige Möglichkeit.[184])

Für ein Befahren der Flüſſe waren die Vorausſetzungen noch nicht geſchaffen; ſo blieben z. B. die vom Sturm zuſammengetriebenen Baumſtämme jahrelang unbeſeitigt in der Morawa und Sawe liegen,[185]) und es wurde auch nichts gegen die Sandbänke unternommen.[186]) Selbſt am Donauſtrom erfolgte erſt 1829 die Schiffbarmachung der Mündungen, fünf Jahre ſpäter beſeitigte man die gefährlichſten Riffe zwiſchen Belgrad und Widin, aber noch bis zu den Dammbauten und der Vertiefung der Fahrrinne (1861) verurſachte das Paſſieren der Sulina vollbeladenen Fahrzeugen nicht nur langes Warten, ſondern dazu beſondere Koſten,[187]) alles Umſtände, welche den Wert dieſer Handelsſtraße erheblich verminderten. Auch wichtige Häfen, z. B. Konſtanza und Enos, waren der allmählichen Verſandung ausgeſetzt.[188])

Das modernſte, jüngſte Verkehrsmittel, die Eiſenbahnen, befand ſich ebenfalls in ungeeignetem Zuſtande; ſie waren derart unſachgemäß angelegt, daß die Schienen vielfach überſchwemmt wurden und die Waggons ſtark ſchleuderten.[189])

---

[180]) Einige gab es ſchon früher (Curipeſchitz, S. 54/5).

[181]) Mit 50 Bogen (John Jackſohn's Tagebuch einer im Jahre 1797 unternommenen Landreiſe aus Oſtindien nach Europa, Weimar 1803, S. 168).

[182]) „Schon vor zwanzig Jahren eingeſtürzte Bögen noch immer nicht wieder hergeſtellt" (W. Macmichael, Reiſe von Moscau nach Conſtantinopel, in den Jahren 1817 und 1818, Jena 1819, S. 132/3) „Zahlreiche gemeuerte Bögen von ungleichem Durchmeſſer ſind unregelmäßig aneinander gefügt, einige ſo ſpitz, wie gotiſche Portale. Die höchſten liegen in der Mitte und bis dahin muß man in wahren Abſätzen ſteil hinauf, an der andern Seite auf dieſelbe Art wieder hinabſteigen" (Griſebach II. S. 334) „Ein Kamm, der ſie in der Mitte theilt, zeigt den Fuhrwerken den Weg (Pouqueville 1824, I. 2. S. 254).

[183]) Boué 1889, II. S. 45.

[184]) Oft tagelanges Warten darauf (Macmichael S. 121).

[185]) Boué 1889, II. S. 26.

[186]) Ebenda II. S. 26.

[187]) 299 Schiffe warten auf das Steigen des Waſſers, um ins Meer hinauszufahren (Carigradſki 30. 5. 1853, Nr. 123. S. 3). „Die Lichterungskoſten, um über die Sulinabarre hinwegzukommen, betrugen damals beinahe die Hälfte der Frachtkoſten von Trieſt oder Marſeille nach Galac oder Ibraila (Kanitz 1868, S. 392).

[188]) Olivier III. S. 400; Müller 1844, S. 58; Raſch II. S. 16; Griſebach I. S. 144; Ungewitter S. 25.

[189]) Raſch I. S. 212.

V. Die Transportmittel.

In Uebereinſtimmung mit der Ueberlegung, daß die Wahl der Transportmittel unter Berückſichtigung der Beſchaffenheit der Straßen erfolge, bediente ſich der Handel beſonderer Tiere, Fuhrwerke und Binnenwaſſerfahrzeuge, welche nach Art und Geſtalt am geeignetſten erſchienen, während die Seeſchiffe und Eiſenbahnwaggons in ihren Formen von den damals überall üblichen kaum abwichen und deshalb bei unſerem Verſuche, die charakteriſtiſchen Transportmitteltypen darzuſtellen, durch welche der Verkehr ſeine eigenartige Note erhielt, bewußt übergangen werden dürfen.

1. Tiere. — Auf den Gebirgspfaden war man ſo gut wie ausſchließlich auf die Muskelkraft der Tiere angewieſen; ſie brachten alle Warenſendungen aus den Küſtenplätzen an den Meeren ins Innere, ebenſo aus Bosnien, wo 95% des ganzen Straßennetzes nur Saumwege waren.[190]) Aber ſelbſt auf den zergangenen Routen in den Ebenen erwieſen ſie ſich als geeignet.[191])

Es gibt kaum einen Reiſebericht, der nicht erwähnt, ſein Verfaſſer ſei des öfteren Tieren im Dienſte des Handels begegnet. Vergleichen wir, um nur einige herauszugreifen, Wennern, Drieſch, Walſh und Spencer miteinander,[192]) ſo erhalten wir Gewißheit über die verwendeten Arten: zum Tragen: Kamele, Maultiere und Pferde und zum Ziehen Büffel, weißliche Ochſen und ebenfalls Pferde. Während man Maultiere, Büffel und Ochſen überall treffen konnte, war dies bei den übrigen beiden Tierarten nicht der Fall.

Pferde waren zu Zeiten von Kriegszügen unentbehrlich, konnten deshalb nur bei Friedenszuſtand anderen Zwecken dienen; außer in der Walachei,[193]) wo, wie die umfangreichen Lieferungen nach Mitteleuropa beweiſen, ein Ueberfluß an ihnen geherrſcht hat. Eine wie große Bedeutung ſie für den Handel gehabt haben, geht daraus hervor, daß die Pferdelaſt als Zollbemeſſungsgrundlage genommen wurde.[194])

---

[190]) J. Roſkiewicz, Studien über Bosnien und die Herzegowina, Leipzig 1868, S. 58; W. A. Duckett, La Turquie pittoresque, Paris 1855, S. 183; Reden S. 182.

[191]) Griſebach II. S. 353; Boué 1889, II. S. 28, 32/3.

[192]) A. Wennern, Ein gantz new Reyſebuch von Prag auß biß gen Conſtantinopel, Nürnberg 1622, S. 39; Drieſch S. 80; Walſh I. S. 131; E. Spencer, Travels in European Turkey in 1850, London 1851, II. S. 347.

[193]) Niſtor, 1912, S. 33.

[194]) Niſtor 1911, S. 147; Carigradski 5. 10. 1857, Nr. 349, S. 3.

[195]) Schon Dernſchwam (S. 242) ſah es 1553, Wratislaw (Des Freyherrn von Wratislaw merkwürdige Geſandtſchaftsreiſe von Wien nach Conſtantinopel, Leipzig 1786, S. 60) 1591, Boscovich (S. 8) 1762, auch Ungewitter (S. 36) noch 1854, aber Jireček (1891 S. 39) nur in der Gegend von Burgas und Adrianopel.

Das Kamel kam und ging mit den Türken.[195]) Man bevorzugte es weniger wegen ſeiner Leiſtung, in der es vom Pferde übertroffen wurde,[196]) als wegen ſeiner Anſpruchsloſigkeit,[197]) und weil es leicht zu behandeln war. Auf tiefen Wegen konnte es aber nicht gut ſchreiten; deshalb ſah man es nördlich vom Balkangebirge und auf den grundloſen Straßen im griechiſchen Süden kaum, deſto mehr aber auf der thrakiſchen Leitlinie.[198])

Das Beſchlagen des Laſtviehs war zur Pflicht gemacht.[199]) Dieſes Gewerbe wurde im Nebenberuf von Bauern, Fuhrleuten und Poſtangeſtellten ausgeübt,[200]) wodurch die vielfachen Klagen, die Hufeiſen ſeien ſchlecht genagelt und überragten den Huf, erklärlich werden. Zum Reiten bediente man ſich der türkiſchen Sättel; man ſaß in ihnen, da ſie vorn und hinten erhaben waren, bequem, und weil in dem viereckigen Steigbügel der ganze Fuß Platz hatte, noch feſter als in den weſteuropäiſchen.[201]) Die Ware wurde den Tieren, in Ballen aus hanfenen oder Stoffſäcken, in geflochtenen Körben oder in hölzernen Truhen verpackt,[202]) auf den Rücken geladen.[203]) Beſonders geſchickt im Befrachten ſcheinen die Gebirgsbewohner Oſtſerbiens geweſen zu ſein.[204])

---

196) Die Angaben über die Tragfähigkeit der Tierarten gehen ſehr ſtark auseinander: Kamele 4 Zt. (Ungewitter S. 36), 6 Zt. (X. Heuſchling, L'empire de Turquie, Brüſſel 1860, S. 191), 14 Zt. (Schweigger 1608, S. 264), 15. 4. Zt. (eine Rechnung aus dem Jahre 1866, im Beſitz von V. Rašeev in Gabrovo) und 17.25 Zt. (Viquesnel S. 323); Pferde 6—7 Zt. (F. H. v. d. Hagen, Maleriſche Reiſe in einigen Provinzen des osmaniſchen Reichs, aus dem Polniſchen des Herrn Grafen Eduard Raczynski, Breslau 1828, S. 237), 11. 5 Zt. (Viquesnel S. 323) und 6. 4—12. 9. (Kanitz 1868, S. 576).

197) „Sein doppelter Magen und ſein Waſſerbehälter machen, daß es mehrere Tage lang ohne Nahrung und Trinken leben kann" (Oliver II. S. 164; Lüdeke I. S. 57) „Verlangt die geringſte Pflege, kein anderes Tier gehorcht ſeinem Lenker ſo gut; es braucht weder Kamm noch Striegel, man reinigt es mit Bürſten" (Busbeck S. 108).

198) Niebuhr III. S. 202; Charalambi Angel Alev, 1845 in Schiſtowa geboren; Reden S. 183; Ungewitter S. 32.

199) Hammer I. S. 153.

200) Boué 1889, II. S. 51.

201) Ebenda S. 54.

202) In Ballen kam trockenes Obſt, Seiſe, Schnüre, Seide; in die Körbe Schuhe; und in die Truhen Kerzen, Metallwaren (Končev S. 488).

203) „Der cammel is von alsolcher natuyr, dat er neder veldt off sijn knee ind senckt sich voert bys off den buych ind leyst sich laden. as idr geladen, is steyt it hoeschlichen off mit den vursten beynen ind dan mit den hyndersten ind geyt voert sijnre straessen. as idt dan kumpt off die stadt dan idt blijuen sal, so schreyen idt die heyden an, so veldt idt off sije knee ind voert off sijnen buych ind legst sich ontladen ind so blijfft er dan sittzen (Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff, Cöln 1860, S. 116) „Iſt ihnen die Laſt zu ſchwer, ſo zeigen ſie es durch Schnauben an und verweigern das Aufſtehen" (Busbeck S. 108).

204) Kanitz 1868, S. 49.

2. Landfahrzeuge. — Die Verwendung von Fuhrwerken war wegen der Beſchaffenheit der Straßen faſt ausſchließlich in den Ebenen möglich, und auch dort nur ſtreckenweiſe, weil nichts geſchehen war, die unterbrechenden Höhenzüge überfahrbar zu machen.[205]) Als einzige Gebirgswege hatten die nach Kronſtadt und Hermannſtadt führenden einigen Fahrzeugverkehr, aber man mußte meiſt einen erheblichen Vorſpann zu Hilfe nehmen.[206])

Die Gebrauchsfähigkeit dieſes Transportmittels war alſo ſtark beſchränkt.[207]) Die Moldau und Walachei machten den ausgiebigſten Gebrauch von ihm; auf den bosniſchen Strecken traf man es dagegen nicht, und auch in Serbien war es um die Zeit der Befreiung noch recht ſelten.[208]) Man hat ſich wohl — das kommt noch hinzu — an ſeine Verwendung erſt recht ſpät gewöhnt;[209]) Dernſchwam[210]) erwähnt zwar ſchon die Exiſtenz von Fuhrwerken, aber ſie waren doch erſt um die Zeit des Krimkrieges derart verbreitet, daß die Wagenlaſt — neben der Pferdelaſt — zur Grundlage der Zollbemeſſung genommen war.[211])

Im Anfang der Türkenzeit finden wir nichts weiter als den lakoniſchen Vermerk,[212]) es ſeien den Reiſenden Wagen begegnet. Alle ſpezielleren Angaben über deren Ausſehen ſind jungen Datums (19. Jh.) und weichen überdies in der Schilderung der Unterſchiede der verſchiedenen Arten nicht unerheblich voneinander ab.

Die Bauart wurde den Wegverhältniſſen angepaßt. Sie war deshalb am leichteſten nördlich und ſüdlich von der Donau. Die dortige Karutza ſtellen wir uns als ein vierrädriges, drei Fuß hohes, zwei Fuß breites und nicht ganz vier Fuß langes, ſchmales Gefährt mit Pferdegeſpann vor[213]).

---

205) Boué 1889, II. S. 39; Roskiewicz S. 59/60; Kanitz 1868, S. 576; Tuma S. 161.

206) Vor einem Wagen 20 Pferde oder 5—6 Paar Ochſen (C. Jireček, Die Handelsſtraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters, Prag 1879 S. 59).

207) Thorton I. S. 312.

208) X. Marmier, Du Rhin au Nil, Paris 1856, I. S. 240; Kanitz 1868, S. 576.

209) Lüdeke I. S. 339; Stürmer S. 119; C. A. V. Gruber, Das osmaniſche Reich, Wien 1811, S. 174.

210) Dernſchwam S. 15.

211) Nach Warengüte geſtuft (Carigradski 5. 10. 1857, Nr. 349, S. 3).

212) Dernſchwam, S. 15; Busbeck S. 25.

213) căruţa war der Typ eines leichten Gefährtes (P. Barcianu, Wörterbuch der romäniſchen und deutſchen Sprache, Hermannſtadt 1900, S. 104), eine „véritable arche de Noe“ (St. Bellanger, Le Keroutza, Voyage en Moldo-Valachie, Paris 1846, II S. 9), konnte alſo trotz Boué (1899, II. S. 52) ſchon deshalb mit der Araba nichts gemein haben.

Die Taliga[214]), ebenfalls ein Pferdefuhrwerk, Končevs[215]) Šerket gleichzuſetzen, ſcheint tatariſchen Urſprungs zu ſein und durch die Türken erhebliche Umgeſtaltungen erfahren zu haben. Auf einem ſtarken Pfoſten, der die Achſe ihrer außerordentlich hohen Räder verband, ruhte der Wagenkaſten. Sein Vorderteil ragte — zwecks leichteren Wendens — bei der Frachttaliga höher und war breiter als der hintere; bei der Perſonentaliga erhob ſich auf dem aus zwei zuſammengefügten Brettern gebildeten Bodenſtück ein Korb aus zwiſchen Reifen geflochtenen Weidenruten, der außen mit einer Lederdecke überzogen und innen nicht ſelten mit türkiſchrotem Tuch ausgeſchlagen war, und in den man ſeitwärts mit Hilfe von Tritten hineinkletterte.[216]) Hilberg erwähnt im Gegenſatz zu Kanitz[217]) noch vierſcheibige kleine Fenſter zwiſchen Korb und Decke. Weder bei der Taliga noch bei der Karutza war die Trennung der Transportzwecke durchgeführt; ſie war vielmehr erſt eine Späterſcheinung. So kam z. B. etwa um 1850 eine Kutſche, ähnlich dem Wiener Fiaker, in die Walachei und diente als reines Perſonenfuhrwerk.

In den Ebenen der Mitte und des Südens verkehrten ſchwerere, von Ochſen und Büffeln fortbewegte Fahrzeuge. Ausſchließlich der Warenbeförderung ſtand eine primitive Karrenart zur Verfügung,[218]) mit zwei oder vier ſpeichenloſen und niedrigen Rädern und einem ungefügen Wagenkaſten, aus Flechtwerk bei den Bauern und aus Holz bei den Fuhrleuten, hinter dem ſich, wenn es eine Tarnica war, ein erhöhter Sitz für zwei Perſonen befand. Laſten und Perſonen beförderte die ſehr gebräuchliche Araba,[219]) und aus dieſem doppelten Verwendungszweck erklären ſich die widerſprechenden Beſchreibungen ihres Ausſehens.[220]) In beiden Fällen

---

214) Telegah (A. Hilberg, Nach Eski-Djumaia, Wien 1876, S. 17/8), Falega Oeſterreichiſche Monatsſchrift 15. 5. 1876, S. 73), Teléga (Tolkovyi slovar zivogo velikorusskago jazyka, S. Petersburg 1912, IV, S. 741) oder Toléga (A. S. Surokina, Slovar drevnago slavjanskago jasyka, S. Petersburg 1899, S. 847).

215) Beide im Ausſehen vollkommen übereinſtimmend (Končev S. 492).

216) Hat alſo ganz anderes Ausſehen als Karutze; deshalb abzulehnen N. Gerov, Rěčnik na bŭlgarski jazik, Plovdiv ab 1895, II. S. 353, V. S 321).

217) Hilberg S. 17/8; Kanitz 1882, III. S. 289.

218) E. A. Quitzmann, Reiſebriefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen, den Donauſürſtenthümern, der Europäiſchen Türkei und Griechenland, Stuttgart 1850, S. 342; Kanitz 1868, S. 582; Boué 1889, II. S. 51/2; (Končev S. 486.

219) Araba oder Arba (Gerov I. S. 11), Arraba (Déscription S. 175), Aruba (Walſh I. S. 8). Es iſt nicht, wie Gerov annimmt, ein arabiſches, ſondern ein türkiſches Wort (J. W. Redhouſe, A Turkish and English Lexikon, Constantinople 1921, S. 56).

220) „From a waggon to a child's go-east, perambulator, or tovcart (Ebenda) Voitures dorées ayant la forme d'un berceau (E. Boré, Correspondance et mémoires d'un voyageur en Orient, Paris 1840, I. S. 103) oder eines „halbkugelförmigen Korbes" (Tuma S. 161).

ſtand der Wagenkaſten, in den man von hinten einſtieg, auf Bohlen über den zwei plumpen, hohen Rädern, und das Ziehen erfolgte mittels Stricken. Nicht immer, aber doch gewöhnlich trug er ein gewölbtes Verdeck, das entweder maſſiv hölzern war oder aus mit einem feſten Tuch umſpannten Holzreifen beſtand. Nahm die Araba Perſonen auf,[221]) dann war es mit Blumen bemalt,[222]) beiderſeits befenſtert und hinten ſowohl wie vorn, dem Kutſcherſitz zu, mit einem Vorhang abgeſchloſſen.

Es entſpricht demnach nicht den tatſächlichen Verhältniſſen, daß die Araba der einzige Wagen geweſen ſei, der während der Türkenzeit gefahren iſt;[223]) aber eine erhebliche Primitivität aller Arten läßt ſich nicht ableugnen, welche man nur mit der Unentwickelheit des Wagnereigewerbes, das einen Nebenerwerb der Hufſchmiede bildete,[224]) erklären kann. Ausnahmslos waren die Fuhrwerke aus Holz gebaut, ohne Verwendung auch nur des kleinſten Stückchens Metall, nicht einmal am Zuggeſchirr oder am Rade. Tellern ähnlich, oft polygonal und aus dünnen Bohlen waren ſie verfertigt. Auf zwei gekreuzten Hölzern, gewiſſermaßen als Achſen, lag der Wagenkaſten unmittelbar auf.[225])

3. Waſſerfahrzeuge. — Die meiſten Flüſſe trugen nichts weiter als Flöße und einige Kähne. Auf der Maritza beiſpielsweiſe beſtand der geſamte Verkehr lediglich im Schleppen, dem der Bau der thrakiſchen Eiſenbahnlinie hinderlich geworden iſt;[226]) zu einer Dampferverbindung iſt es auch auf dieſem Fluß nicht gekommen. Der Donauſtrom war wohl ſeit 1834 von Dampfbooten befahren, jedoch blieb ihre Zahl zurück hinter den heimiſchen Binnenfahrzeugen, welche (in der Talrichtung in Orſchowa, in der Bergrichtung in Braila) den von jenſeits des Balkans gekommenen Schiffen die Ladung entnahmen, um ſie in die Binnenhäfen zu bringen.[227])

---

221) Platz für 6 (Boué 1889, II. S. 52) bis 10 Perſonen (Déscription S. 175).

222) Ueber ihre geſchmückte Ausſtattung ausführliche Schilderung bei J. M. Berton, Les Turcs dans la balance politique de l'Europe au dix-neuvième sciècle, Paris 1822, S 201; auch Boué (1899, II. S. 52).

223) Déscription S. 175.

224) Boué 1889, II. S. 51.

225) Walſh II. S. 7/8; Prokeſch I. S. 356; Tuma S. 161.

226) „Aus Adrianopel ſchreibt man, eine dort heimiſche Geſellſchaft ſei errichtet, um eine Dampfſchiffahrt auf der Maritza einzurichten. Die kleinen Dampfer dieſer Geſellſchaft werden keine andere Laſt tragen als Maſchinen und Kohlen für eigenen Bedarf, aber ſie werden flache Schiffe ſchleppen" (Bŭlgarski knižici, Carigrad-Galata 1858, Heft 1, S. 59; N. A. Bogorov, Několko dena raschodka po bŭlgarskitě města, Bukureşt 1868, S. 22) „Aber der Bau der Eiſenbahnlinie bei unſerer Stadt ließ vom Verkehr dieſer Flußfahrzeuge abhalten, weil der Bau einiger Brücken über dieſen Fluß erforderlich geworden war". (Edirne, Odrin 9. 11. 1876, Nr. 448).

227) Ungewitter S. 83; Müleir 1841, S. 262.

Streckenweiſe (bei Orſchowa, zwiſchen Semendria und Belgrad) war die Gegenwirkung des Waſſers derart ſtark, daß bis zu 100 Menſchen oder 30 Paar Ochſen eingeſetzt werden mußten, um ein vollbefrachtetes Fahrzeug aufwärts zu ziehen.[228]) Man ſah auf dem Strome die großen ſerbiſchen Ruderſchiffe, dann aber vor allem verſchiedene Arten von Seglern: „ſtattliche, raſch ſegelnde Briggs“;[229]) ferner die ſog. Gamilar, plump und mit breitem Vorderteil;[230]) und am häufigſten den Kaik, im Verhältnis zu ſeiner Länge etwas ſchmal, bei guten Windverhältniſſen aber ziemlich ſchnell und deshalb ſehr gebräuchlich. Vom Typ des Kutters, mit buntbemalten hohen Borden und Maſten, gekrümmtem Vorderteil, ſchräg überdachtem Verdeck und einer kleinen Kammer mit rundem Dach in der Mitte,[231]) war der Kaik ein Fahrzeug, das zur Beförderung von Maſſengütern und zum Be- und Entladen der Seeſchiffe in den Häfen[232]) benutzt wurde.

Für den Querverkehr ſtanden Fähren in zwei Arten zur Verfügung: Prahme und freifahrende Boote. Der Prahm beſtand aus zwei ſchmalen, langen Fahrzeugen, welche durch darüber gelegte Bretter unter Freilaſſung von ſo viel Zwiſchenraum verbunden waren, daß die Wellen freies Spiel behielten; er wurde entweder an Seilen oder an Ketten, welche quer über den Fluß geſpannt wurden, fortbewegt.[233]) Das Fährboot war nichts weiter als ein aus einem Baumſtamm gehauener Kahn, welcher, von einem Steuerruder gelenkt, dem Strome überlaſſen wurde, der ihn ans gegenüberliegende Ufer trieb, wie Griſebach in Albanien beobachtet hat, oder mittels Stangen hinübergeſtoßen wurde, wie wir aus Rumänien hören.[234])

Die Waſſerfahrzeuge für den Bedarf des osmaniſchen Reiches ſind zum guten Teil auf dem Balkan gebaut worden; zu Brognards[235]) Zeiten

---

[228]) Dieſe Leute verdienten, je nach Handelslage, 37—75 Frcs. im Monat (Kanitz 1868, S. 10. 359. 384/5; Boué 1889, II. S. 88; Müller 1841, S. 194; C. W. Wutzer, Reiſe in den Orient Europa's und einen Theil Weſtaſiens, Elberfeld ab 1860, I. S. 142).

[229]) Müller, 1841, S. 245.

[230]) Boué 1889, II. S. 46.

[231]) Tolkovyi slovar II. S. 252; Niebuhr III. S. 177.

[232]) Kanitz 1882, I. S. 12; Raſch II .S. 16.

[233]) Niebuhr III. S. 200; Niſtor 1912, S. 25.

[234]) Es beſorgte das Ueberfahren eine privilegierte Rajaklaſſe (D. Jchčiev, Materiali za istorijata ni pod turskoto robstvo, In: Izvestija na istor. druž. Sofija 1906, S. 179/81) Griſebach II. S. 344; Hurmuzachi II. 2. Nr. 520, S. 688.

[235]) Dieſe Gegenden waren ſeinerezit noch ſtark bewaldet; in Miſiwria große Kähne zu je 80—100 Laſten, in Anchialos kleine Schiffe gebaut (J. Säkazov, Bulgariſche Wirtſchaftsgeſchichte, Berlin 1929, S. 251). Der Verkauf von Baumaterial an Private war verboten.

in Anchialos und Miſiwria, und Autoren des 19. Jh.s berichten von Werften an der Donau: nach Viquesnel[236]) haben Griechen in Semendria eine Brigg gebaut, Hütz[237]) ſprach von Braila, Ungewitter[238]) gibt an, 1847 ſeien in Tultſchea 25 Fahrzeuge vom Stapel gelaſſen worden, und Alev erinnert ſich an Schiffsbauer in Schiſtowa, Lom und Widin.

VI. Die Hauptformen der Straßenbenutzung.

Welche Erwägungen haben wohl die Wahl auf dieſe oder jene Art von Transportmitteln fallen laſſen, und in welcher Weiſe hat man ſich ihrer bedient? Erſt in den letzten Jahrzehnten der Türkenzeit ſind einige Verkehrsanſtalten entſtanden, welche dem Benutzer die Wahl nicht mehr frei ließen. Während des größten Teiles des Zeitabſchnittes waren alſo die Kaufleute gezwungen, das Selbſtorganiſieren ihrer Reiſen und Warenbeförderungen in die Hand zu nehmen. Die beſondere Form ihrer Züge gab dem Straßenbild ein charakteriſtiſches, eigentümliches Gepräge und beherrſchte es derart ausſchließlich, daß beſtimmte Vorkehrungen zur Erleichterung getroffen worden ſind, welche vorbildlich waren im Vergleich zu den ſpäter ſeitens der Transportanſtalten bereitgeſtellten.

1. Die Formen des Reiſens. — Das Reiſen entſprach den Anforderungen und Anſchauungen der damaligen Zeit. Der Kaufmann reiſte perſönlich oder ſchickte ſeine Beauftragten, um Handelsgeſchäfte anzuknüpfen oder zu erfüllen, und wer ſich auf dieſen Beruf erſt vorbereiten wollte, begleitete einen Geſchulten, um durch Beobachten und Erleben erfahren zu werden.[239])

Die Reiſen auf dem Meere galten als unſicher,[240]) teuer und langwierig. Auf der Donau waren ſie bis 1861 unbequem; man hat nämlich das Fahrzeug des öfteren wechſeln müſſen, weil die Klippen und Untiefen des Stromes einen durchgehenden Verkehr zwiſchen Okzident und Orient nicht zuließen.[241])

Die erſte Bahnlinie wurde 1860 in Betrieb genommen, alſo begann die Benutzung dieſer Straßen knapp vor dem Ende der Türkenzeit; ſie konnten überdies infolge der Beſchränktheit des Netzes für den raumweiten Verkehr nichts mehr als Ergänzungscharakter haben.

---

236) Boué 1889, II. S. 47.
237) Hütz S. 186.
238) Ungewitter S. 92.
239) Hagen, S. 244.
240) Unſicherer als die Landreiſen (Baltimore S. 3).
241) K. Koch, Reiſe längs der Donau nach Konſtantinopel und Trebiſond, Weimar 1847, S. 7.

Man reiſte daher in erſter Linie auf den Landſtraßen. Die Inanſpruchnahme der Pferdepoſt findet man ſchon 1631 bei Reitzſchitz[242]) erwähnt, ein Anſpruch auf ihre Benutzung hat damals jedoch noch nicht beſtanden, ſondern dieſe wurde in jedem Einzelfall durch einen beſonderen Erlaubnisſchein geſtattet[243]) und war dann entgeltlos. Man mußte ſich die Begleitung eines Janitſcharen gefallen laſſen, was läſtig empfunden wurde,[244]) obwohl die Sicherheit des Reiſens dadurch erhöht werden ſollte. Später — wann, ſteht nicht feſt, beſtimmt aber ſchon 1816, als Stürmer reiſte — war die Benutzung Privaten freigegeben, allerdings gegen einen ziemlich hohen Preis,[245]) ſofern man nicht durch Vorweiſen eines guten Paſſes die Koſtenberechnung zu beeinfluſſen in der Lage war.[246]) Mit der 1847 eingeführten Wagenpoſt reiſte man auch nicht billiger, ja ſogar noch unbequemer.[247]) Die dennoch recht rege Inanſpruchnahme dieſer Anſtalt entſprang dem Wunſch nach Schnelligkeit des Vorwärtskommens.[248])

Da die Poſt nur auf wenigen Hauptſtrecken verkehrte, war der Reiſende auf allen anderen noch immer ganz auf ſich allein angewieſen. Beſaß er eigene Transportmittel, dann ließ er ſich einen Tataren als Führer ſtellen, der unterwegs diktatoriſch für alles ſorgte;[249]) ihn zu erhalten, war leicht für Inhaber von Päſſen höheren Ranges, wie ſie z. B. gerade Kaufleute erhielten, welche zur Zufuhr von Waren berufen waren. Andernfalls mietete man ſich welche, was ſich gewöhnlich mangels geeigneten Rücktransportes teurer ſtellte,[250]) und kam dann langſamer voran, weil entliehenes Gut mehr geſchont ſein wollte. Der Moslemin ritt allerdings

---

[242]) G. Ch. v. Reitzſchitz, Sieben-jährige und gefährliche Neu-verbeſſerte Europae-Aſiat- und Africaniſche Welt-Beſchauung, Nürnberg 1673, S. 49.

[243]) Klemann S. 43; Reden S. 160.

[244]) Janitſchar plagt die Bauern, die deshalb den Reiſenden meiden (Niebuhr III. S. 156).

[245]) Auf den einzelnen Strecken verſchieden hoch, grundſätzlich aber beſtehend aus der Gebühr für die Pferde des Reiſenden und des Begleiters ſowie aus einem Trinkgeld für letzteren (Walſh I. S. 156; M. Blanqui, Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, Paris 1843, S. 104;, Boué 1889, II. S. 481).

[246]) Macmichael S. 117.

[247]) „Le malheureux voyageur doit faire, à defaut d'habitude, les plus merveilleux efforts d'equilibre, pour n'être lancé à tout moment sur la route“ (Hommaire I. S. 189; Walſh II. S. 47).

[248]) Allerdings mußte man an manchen Poſtſtationen ſogar tagelang warten, um ein Pferd zu bekommen (Ebenda S. 187).

[249]) War bei Todesſtrafe verpflichtet, die Reiſenden lebend an den Beſtimmungszu bringen oder unanfechtbare Beweiſe ſeines natürlichen Ablebens vorzulegen (Boué 1889, II. S. 481; Ungewitter S. 157).

[250]) Wratislaw S. 59; Stürmer S. 225; Boué 1889, II. S. 479.

nur und überließ das Fahren den Frauen,[252]) und der Ausländer tat es nicht viel anders, weil er ſich mit der hockenden Stellung auf dem Boden der Landfahrzeuge nicht abzufinden vermochte.[252])

Ein ſolches ſelbſtändiges Reiſen war allerdings wegen der Gefahren auf den Straßen ein Wagnis und deshalb eine Seltenheit. Gewöhnlich ſchloß ſich der Einzelne an eine größere Reiſegruppe (z. B. Geſandtſchaft) oder Warentransportkolonne an;[253]) in deren Mitte hatte er das Gefühl der Geborgenheit, ſparte Koſten und kam in freundlicheren Kontakt mit der Bevölkerung, erreichte freilich um ein Drittel langſamer ſein Ziel.[254])

2. Die Formen der Warenbeförderung. — Die Verſendung von Waren auf dem Waſſerwege iſt gewiß nicht unbedeutend geweſen, ſeitdem nach einem Stagnieren (15. und 16. Jh.), das durch kriegeriſche Verwicklungen und durch die Ausſchaltung der italieniſchen Stadtrepubliken aus dem Balkanhandel hervorgerufen war, Weſteuropa (17. und 18. Jh.) ſich lebhaft zu intereſſieren begann. In einer früheren Studie[255]) iſt die Wichtigkeit des Platzes von Saloniki gewürdigt worden und an gleicher Stelle wurde, geſtützt auf Brognard und Peyſſonel, vermerkt, daß den Warnaer Hafen täglich bis zu 12 Schiffe jeder Größe angelaufen und daß am Ufer der Donau zahlreiche Schlepper gelegen haben. Aber erſt die Einführung der Dampfkraft verhalf den naſſen Straßen zur Ueberlegenheit über die trockenen. Nicht den Binnengewäſſern, weil nämlich die Frachten auf der Donau und das Flößen derart hoch berechnet[256]) wurden, daß man dieſe Unkoſten nur bei wenigen Waren in den Preis einkalkulieren konnte, vielmehr der Seeſchiffahrt, die wegen ihrer niedrigen Frachttarife[257]) den Vorzug genoß, beſonders ſeitdem

---

251) „Les voitures ne sont que pour les femmes: le Mahometan les dedaigne par lui-meme. La carosse, disent les courtisans et les militaires, est le symbole de luxe et de la molesse“ (M. de M. d'Ohſſon, Tableau général de l'empire othoman, Paris ab 1790, II. S. 156). Das kommt auch darin zum Ausdruck, daß Araba und Taliga ſo eingerichtet waren, daß das Wageninnere fremden Blicken entzogen blieb (Kanitz 1882 III. S. 289; Berton S. 201).

252) Boué 1889, II. S. 52; Berton (S. 201).

253) Ebenda S. 93; Walſh II. S. 122.

254) Niebuhr III. S. 156; Boué 1889, II. S. 478.

255) Mehlan; Jahresmärkte, S. 88/120.

256) „Ich ziehe es vor, die Maſchinen, welche wir für unſere Baumwollfabrik in Philippopel benötigen, in England zu kaufen. Sie kommen leichter und mit weniger Frachtkoſten zu Meer nach Enos als aus Wien auf der Donau nach Philippopel“ (Brief I. Bogorovs aus Wien an Gerov 3. 1. 1867, In: Archiva, I. S. 26). Hinabflößen von Getreide nach Enos je kg 35 Piaſter (Barth S. 44).

257) „Baumwolle ... von Trieſt aus mit dem Dampfer zu billigerem Preiſe hierher bringt“. (Brief v. 13. 12. 1854 aus Bukareſt nach Karlowo, Nationalbibliothek Sofia 15 B 9102). „Von Galatz aus wird nach Danzig um etwa 30 Prozent wohl-

durch den Bau der Eisenbahnen die Güter sehr schnell auf die Binnenmärkte gelangten. Die Warentransporte haben sich demzufolge während des größten Teiles der Türkenzeit auf den trockenen Straßen bewegt. Da nun aber für diesen Verkehr keinerlei Anstalten bereitstanden, war seine Form vom Handel selber geschaffen und auf seine Bedürfnisse ausgerichtet worden.

Das Gebot der Sicherheit ließ den Gedanken der Gemeinschaftszüge verwirklichen, welche seit dem Jahre 1398 nachweisbar sind und noch 1874 von Jireček gesehen wurden.[258]) In der Nähe großer Handelsorte oder auch an anderen allgemein bekannten Plätzen machten zum Abzug Bereite halt und warteten, bis ihnen die Beteiligung ausreichend erschien. Dann begannen sie gemeinsam ihren Weg.[259]) Sobald sich diese Uebung eingespielt hatte, ging das Verlassen der Hauptmärkte ganz regelmäßig zu bestimmten Terminen vonstatten.[260])

Karawanen[261]) nannte man diese Gemeinschaftszüge, was im Persischen soviel wie „Schützer der Geschäfte" bedeutet.[262]) Man scheidet sie nach den verwendeten Transportmitteln in Saumtierkarawanen, diese wiederum nach der Belastung in leichte und schwere,[263]) und in die Spätform der Wagenkarawanen. Es wurden, entsprechend den festgelegten Verbreitungsgebieten, nördlich vom Balkangebirge Pferde, 40—200 in einem Zuge, und im Süden überwiegend Kamele, bis zu 60, verwendet.[264])

---

feiler als direkt mit der Eisenbahn auf den fünffach längeren Seewege um ganz Europa verfrachtet, und so ist es erklärlich, daß zuweilen sogar Breslau Getreide aus Jassy über Hamburg bezieht" (P. Dehn, Deutschland und Orient in ihren wirtschaftspolitischen Beziehungen, München 1884, I. S. 127).

258) C. Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, S. 221, 415.

259) P. Lucas, Voyage fait an 1714 par ordre de Louis XIV., Paris 1714, I. S. 27; Niebuhr III. S. 159, 168; Walsh I. S. 141.

260) Rustschuk—Konstantinopel monatlich zweimal (Stürmer S. 93), Konstantinopel—Adrianopel achtmal (Niebuhr III. S. 159).

261) Kearban, Kiarwan (M. Otter, Voyage en Turquie et en Perse, Paris 1748, II. S. 9; H. Vambery, Sittenbilder aus dem Morgenlande, Berlin 1876, S. 210), aus dem pers. Kār-bān (Enzyklopädie II. S. 837), ins Arabische in der Form cairawan übergegangen, im 14. Jh. durch den levantinischen Handel der Italiener als carauana, garaunus herübergebracht und in slawischer Umformung zu Karawane (W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter, Stuttgart 1879, I. S. 198) geworden.

262) Enzyklopädie II. S. 837; Dernschwam S. 36; Wennern S. 39.

263) „Caravanes pésantes composées de chameaux qui portent de cinq à six quintaux de marchandises, et en caravanes légères dont la charge ordinaire n'excède pas trois quintaux par chameau" (Heuschling S. 191).

264) J. H. Stöwer, Historisch-Statistische Beschreibung des Osmannischen Reiches, Hamburg 1784, S. 258; M. Moris, Relation des voyages de Sidi-Aly, Paris 1827, S. 57; Nistor 1912, S. 33; Cousinéry S. 58/9; Lüdeke, I. S. 57, 339; Medžidiev S. 119.

Gerade die Vorſtellung von den Zügen der Kamele hat Stürmer[265]) den Ausdruck „merkantiliſtiſche Armeen" des Orientes prägen laſſen. Voraus ritt der Baschi, als der Aelteſte, Angeſehenſte der Beteiligten und vielleicht auch als früherer Soldat der Führer, der die Durchführung des Transportes zu leiten hatte und der Vertreter den obrigkeitlichen Gewalten gegenüber war. An ſeiner Seite ſchritt meiſt ein Packpferd oder ein Eſel, damit es die Laſttiere anführe und ihren Schritt beſtimme.[266]) Dahinter die Kamele, eins in den Fußſtapfen des anderen, eine lange Kolonne.[267]) Und neben ihnen, je 10—12 Tiere überwachend, die Treiber, oft Walachen. Alle Mitziehenden, auch die angeſchloſſenen Reiſenden und ſelbſtverſtändlich die Kaufleute und deren Beauftragte, bis an die Zähne bewaffnet.[268])

Im Laufe des 17. Jh.s tauchten neben den Kaufmanns- als neue Form die Spediteurkarawanen auf. Der ausländiſche Kaufmann wollte der Unſicherheit wegen ſeinen Standplatz nicht verlaſſen,[269]) und auf Seiten des inländiſchen Handels lag es im Zuge der Entwicklung, daß er ſich von der Beförderung der Güter zu befreien und dieſe an ein beſonderes, ſelbſtändiges Gewerbe abzutreten beſtrebt war.

Das waren die ſog. Kiradžis[270]), der Nationalität nach Angehörige der verſchiedenſten Völker und Volksgruppen, am häufigſten Walachen.[271]) Končev[272]) charakteriſiert ſie als umherziehende Kleinhändler und hat damit im Kern recht. Sie waren nämlich allem Anſchein nach urſprünglich Wanderhändler — vielleicht auch Bauern[273]) — geweſen und hatten die Transportbeſorgung als zuſätzliche Beſchäftigung hinzugenommen. Später hat das Herleihen ihrer Pferde, Mauleſel oder Wagen an die Kaufleute für deren Transportzwecke und ihr Tätigwerden als eine Art von Spediteuren den Hauptteil ihres Erwerbes ausgemacht, dem ſie in — auch genoſſenſchaftlich zuſammengeſchloſſenen Kleinbetrieben — nachgingen. Und

---

265) Stürmer S. 224.

266) Boscovich S. 16; Lüdeke I. S. 58; Stürmer S. 99.

267) Die Angabe (Enzyklopädie II. S. 837), ſie ſeien in Reihen zu ſieben Tieren geordnet geweſen, bezieht ſich nicht auf unſeren Raum.

268) Lüdeke I. S. 317.

269) Beaujour 1800, II. S. 174.

270) Kiradži iſt, wer gegen Lohn fährt (Gerov II. S. 365). So — oder nach Reden (S. 158) Katergi —, war die Bezeichnung im türkiſch und ſlawiſch beſiedelten Gebiete, Agoiati im albaniſchen, Alogiati im griechiſchen (Neigebaur S. 382) und carausi im Rumäniſchen (Niſtor 1912, S. 33).

271) Der Walache hieß als ſolcher in Konſtantinopel Mezzovit (Pouquille 1824, I. 1. S. 124), es beſchäftigten ſich ſo aber auch Zinzaren, Serben, Bulgaren (Boué 1889, II. S. 479), Griechen, Türken, einige Deutſche (Wutzer I. S. 35) und die Vorſtadtbevölkerung der rumäniſchen Handelsorte (Niſtor 1912 S. 33).

272) Končev S. 189, 439.

273) Wilhelmy I. S. 282.

als Endſtadium einer ganz folgerichtigen Entwicklung verbanden ſie die Reiſen wieder mit eigenen Handelsgeſchäften, wofür ein beſonders aufſchlußreiches Beiſpiel in den Banskoer Fernkaufleuten vorliegt, welche aus Kiradžis hervorgegangen ſind.[274])

Ihre Karawanen entſprachen denen der Kaufleute. Bis zu 69 Fuhrwerke oder Pferde legten gemeinſam den Weg zurück.[275]) Geführt wurden auch ſie — nur nicht die Gabrowaer Kiradžis[276]) — von einem Baschi und begleitet wurden ſie von Beauftragten der Auftraggeber. Der Frachtpreis war berechnet unter Berückſichtigung von Jahreszeit, Wetter, Entfernung, Sicherheit der Straßen, verlangter Geſchwindigkeit, Warengattung ſowie -gewicht und ſchwankte unter dem Einfluß dieſer Faktoren ſtark.[277])

3. Die Unterwegsraſt. — Als Ohſſon ſein Tableau verfaßte, gab es noch keine Gaſthäuſer.[278]) Bei der Bevölkerung unterzukommen, war der beſchränkten Wohnverhältniſſe wegen nicht möglich, und ſeitens der Türken wurde ein Einkehren von Chriſten bei Mohammedanern nicht gern geſehen.[279]) Für den Kaufmann ſtellte ſich aber die Frage, wo er Konak[280]) halten könne, recht oft; denn bei der geringen Tagesleiſtung[281]) infolge der Wegverhältniſſe erforderte ein Transport viel Zeit.[282])

---

[274]) J. Batakliev, Grad Bansko In: Godišnik na sofiiskija universitet, istoriko-filologičeski fakultet, XXV 1928—1929, Sofija 1919, S. 19.

[275]) Niſtor 1912, S. 35; Spencer I. S. 65.

[276]) Končev S. 488.

[277]) Z. B. Gabrowa—Schiſtowa 1813 ½, 1814 6¼, 1862 25, 1875 23, 1876 32, 1878 150. Groſchen (Končev S. 494/5), vgl. ferner Briefe Ch. Puliev's an Ch. und E. Georgiev, In Koppija S. 335, 341, 358/9, 365, 368, 374); Niſtor 1912 S. 38); „Le prix des transports mont-t-il souvent à 40 pour 100 sur le valeur des produits" (Hommaire I. S. 218).

[278]) Ohſſon II. S. 175.

[279]) Dernſchwam S. 36, 68, 134.

[280]) Konak, abgeleitet von kon ſich niederlaſſen, ſich einrichten, bezeichnet die die Entfernung, welche man bis zum Uebernachten zurücklegt (Enzyklopädie II. S. 1136); Gerov II. S. 393).

[281]) Laſttierkarawane durchſchnittlich 35—56 km (Schweigger 1608, S. 264), marſchieren nicht mehr als 8 Stunden (Jireček 1877, S. 9); Kamele am ausdauerndſten (Lüdeke I. 57), Pferde langſamer (Hagen S. 237), aber im Tragen leiſtungsfähiger (Raczinski S. 237). Araba mit Pferden 20 km, mit Ochſen 15, mit Büffeln 12 (Tuma S. 162; Boré I. 163).

[282]) Je nach den Transportmitteln dauerte es nach Konſtantinopel von Belgrad 20—31 Tage (Jireček 1877, S. 9, 122), von Raguſa über Niſch 52 (Ebenda S. 126), von Ruſtſchuk 7—14 (Müller 1841, S. 241; Stürmer S. 98/9), von Karlowo 23—30 (Načov S. 46); von Uesküb nach Skutari brauchte man 8 Tage, nach Sarajewo 10 (Periodičesko 1898, LV—LVI, S. 16); von Sofia nach Saloniki 13 (Kanitz, 1882III. S. 211), von Gabrowa nach Dedeagatſch 20 Tage (Končev S. 144).

Bei günſtigem Wetter lagerte man im Freien, in ſchattigem und waſſerreichem Gelände. Während der Nacht bildeten die Tragtiere einen Kreis, mit den Köpfen nach außen, und ſchützten ſo die drinnen liegenden Laſten.[283]) Trotzdem war man noch durch Ausſtellen von Wachen unabläſſig auf der Hut. Aber bei ſchlechtem Wetter und vor allem im Winter? Die Bereitſtellung beſonderer Raſtgelegenheiten erhob ſich alſo als dringende Pflicht im Intereſſe des Handelsverkehrs.

Am früheſten ſind die Ismarets[284]) entſtanden; das älteſte war wohl das 1390 in Adrianopel errichtete.[285]) Jedoch waren ſie nur auf der thrakiſchen Straße anzutreffen[286]) und urſprünglich ausſchließlich für Kranke und andere Notleidende beſtimmt; erſt etwas ſpäter, aber doch ſchon zu Busbecks Zeiten, fand in ihnen ein jeder, der anklopfte, drei Tage lang koſtenfrei Nahrung und Lager.[287]) Ihr Aeußeres verriet, daß in ihnen lediglich Einzelreiſende oder kleine Gruppen mit geringem Gepäck aufgenommen werden konnten: Der Gebäudekomplex, der den Namen Ismaret trug, beſtand nämlich außer Küche, Speiſe- und Wohnräumen vor allem aus einer Moſchee, einer geiſtlichen Schule, einem Krankenhauſe und noch anderen gemeinnützigen Inſtitutionen.[288])

Für die Karawanen wurden, nach 1550, zwei ſpezielle Arten von Unterwegsſtationen errichtet: Karawanſereien[289]) und Kuršumli-Chan[290]). Zu der irrigen Anſicht, es ſeien zwei Bezeichnungen für dasſelbe Ge-

---

283) M. J. Quin, Voyage sur le Danube, Paris 1836, I. S. 296; Boué 1889 I S. 518; Kanitz 1882, III. S. 288/9.

284) Ismaret (a) Anbau, Gebäude, Wohnung (Enzyklopädie I. S. 507).

285) H. Lewenklaw—V. Amelbeurn, Neuwer Muſelmaniſcher Hiſtori Türckiſcher Nation, Frankfurt 1595, S. 185, 191.

286) Ebenda S. 348.

287) Busbeck S. 33; Amelbeurn S. 116, 323, 348; Türckiſche Chronica, Franckfurt am Mayn 1577, II. S. 18; Wartislaw S. 63; Ohſſon I. S. 287; F. Menadier, Merkwürdigkeiten aus der Europäiſchen Türkei, Quedlinburg 1830, I. S. 161.

288) J. H. Uzunčarſiliŏglu, Erklärung und Ueberſetzung der Stiftungsurkunden im Auszug, In: Belleten, Ankara 1937, I. 1. S. 155.

289) Carabassari (Reitzſchitz S. 71), Corravvoseria (H. V. Rotenhan, Große Reiſen und Begebenheiten, München 1902, S. 22), Carauanseraium (Amelbeurn S. 466), Khervassaria (Curipeſchitz S. 64), Kiarvanserais (Stürmer S. 101), Caravanseras (Brown S. 113), Karavanserseraj (Chalfa S. 12), Caravasarajen (Wennern S. 39), Caravansserail (Déscription S. 179), Carabanserai (Schweigger 1608, S. 40), kéarbannseraihs (Ohſſon I. S. 165). Dernſchwam (S. 5) gibt die Herkunft richtig an, aus dem perſ. Kārbān-Sārāi (Enzyklopädie II. S. 837), was ſo viel wie Karawanenhof, Karawanenhaus bedeutet.

290) Chan, Khan, Khân (Barth S. 35), perſ. Haus, hat ſeinen Namen vom Gründer Ibrahim Khan (Menadier II. S. 54).

bäude[291]), wurden viele Reiſende, vor allem der ſpäteren Jahre, durch Lüdekes und Stürmers Angabe verleitet, erſtere hätten nur an den großen Straßen, letztere in den Städten geſtanden.[292]) An ihr iſt ſo viel richtig, daß ſie tatſächlich an dieſen Stellen gebaut worden waren; allein im Laufe der Zeit haben ſich um die Karawanſeraien herum Anſiedlungen gebildet, die ſich zu bedeutenden Städten ausgewachſen haben.[293]) Und zweitens war das Uebereinſtimmen der Außenfront beider daran ſchuld: große, rechteckige Bauwerke mit feſten Mauern und Bleikuppeln auf den Dächern.[294]) Der verſchiedene Zweck beider iſt an ihrer Inneneinrichtung klar erkennbar. Wir ſind in der glücklichen Lage, von Schweigger[295]) die Zeichnung einer Karawanſerai zu beſitzen. Dieſe war, wie wir an dem Bilde ſehen, eigentlich nichts weiter als ein leerer, ſehr geräumiger Hof, auf dem Laſten und Tragtiere abgeſtellt wurden. Zum Teil war er, nämlich rings um die Außenmauern herum, durch eine breite, glatte Mauerfläche erhöht, wo die Begleiter ſchliefen und in den ausgeſparten Vertiefungen abkochten.[296]). Im Kuršumli-Chan umgaben im Gegenſatz dazu den Hof Geſchäfte und über ihnen lag eine breite Galerie, auf welche mönchsartige Zellen mündeten.[297])

Der Chan war alſo danach eingerichtet, Gäſte für längere Dauer zu beherbergen; und tatſächlich liegen aus der Spätzeit Beweiſe dafür

---

[291]) Ebenda II. S. 54; Déscription S. 177;; Brown S. 151; aber auch ſchon bei Drieſch (S. 80) zu finden.

[292]) Lüdeke I. S. 90; Stürmer S. 101.

[293]) z B. Dupnica (Jireček 1891, S. 150) Sutſchawa, Sereth; Jaſſy (Niſtor 1912, S. 14, 19).

[294]) Rechteckig (Wratislaw S. 44/5, 60/2, nur ſelten quadratiſch (Simpert, Diarium oder außführliche curioſe Reyß Beſchreibung, Augspurg 1701, S. 108/9), mit ſtarken Mauern (Dernſchwam S. 38) aus Quaderſteinen (Eda. S. 100; Drieſch S. 80), 200 Tiere faſſend (Dernſchwam S. 5), manche ſogar 5000 (Ebenda S. 100; Schweigger 1608 S. 47), bis 3000 Perſonen (A. Beneditti, Viaggio à Constantinopli, Venetia 1688, S. 137). Oft Moſcheen dabei (E. Effendi, Narrative of Travels in Europa, Asia, and Africa in the seventeent century, London 1846, II. S. 91).

[295]) Schweigger 1608, S. 40.

[296]) „Große leere Häuſer zur Herberge der Reiſenden" (Brown S. 113), „Eſeltreiber Herbrig" (Amelbeurn S. 466) „zugleich Pferdeſtälle" (Niebuhr III. S. 162) „nichts anders denn eine große weite vnd leere Schewr oder Hewſtadel" (Schweigger 1608, S. 49; Wratislaw S. 59/62) „kein Ingebäu als geringſtrüm" (Rotenhan S. 22).

[297]) In Dibra 64 Läden, in Prizren 400 Zellen (Müller 1844, S. 83), Weitere grundlegende Literatur darüber: Deß Herrn Thevenots Reyſen, Franckfurt am Mayn 1693, S. 35; R. T. S. Hughes, Travels in Greece and Albania, London 1830, I. S. 174; J. B. Lechevalier, Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin. Paris 1800, II S. 235; Effendi II. S. 81; M. W. Montagu, Letters from the Levant, during the embassy to Constantinople 1711/18, London 1838, S. 155.

vor, daß ihn beſonders ausländiſche Kaufleute zu Lager und Wohnung gewählt und dann natürlich dafür bezahlt haben, während urſprünglich der Fremde in allen Raſtſtationen das Recht hatte, drei Tage unentgeltlich zu verweilen.[298]) Inwieweit ſich im Laufe der Zeit das Ausſehen beider gewandelt haben mag, ob ſie urſprünglich einander noch ähnlicher geweſen ſind, das war nicht feſtzuſtellen. Im Beſtreben, alle Erinnerungen an die „Jochzeit", wie man ſagt, auszumerzen, wurden nach der Befreiung die erhalten gebliebenen türkiſchen Bauten vernichtet, ſodaß wir nur noch einen Kuršumli-Chan in Adrianopel haben ſtudieren können. Dieſe kultur- und wirtſchaftshiſtoriſchen Denkmäler, die den Karawanenzügen Sicherheit gaben,[299]) deren Vorhandenſein ſeinerzeit von der Handelsfunktion der betreffenden Straße und Stadt beredtes Zeugnis ablegte,[300]) ſtehen nicht mehr.

Verfallen waren ſie aber ſchon viel früher, ſeit dem Niedergang der osmaniſchen Macht. Für ihre Erhaltung hat man, nach den vielen Klagen über ihre Unſauberkeit zu ſchließen, nichts aufgewendet. Ein weiterer Grund dürfte auch der ſein, daß der Kaufmann nicht mehr ausſchließlich auf ſie als Raſtſtationen angewieſen geweſen iſt.

Im 19. Jh. wurden die zur Poſt Reiſenden unentgeltlich im Poſthaus vom Poſtmeiſter aufgenommen, und dieſer hatte ſeinerſeits mit den an der Strecke gelegenen Gaſtwirten eine Vereinbarung über die nächtliche Verpflegung der Pferde zu einem beſtimmten Preis, ſofern der Poſtillion eine ſpezielle Anweiſung mitbrächte,[301]) getroffen. In einigen Städten ſtanden ſogar Poſtchane, im Aeußeren Kirchen von quadratiſchem Grundriß ähnelnd, die koſtenlos Stallungen für mehrere hundert Pferde und zahlreiche Zimmer darboten.[302]) Außerdem gab es zu dieſer Zeit in den chriſtlichen Ortſchaften private Chans. Das waren allerdings nur einfache Gaſthäuſer mit einer Schankſtube, oft gleichzeitig Kramladen, einem Stall

---

[298]) Salmons v. Goch, Die heutige Hiſtorie der Europäiſchen Türkey, Altona 1749, II. S. 50.

[299]) Der Wärter durfte morgens erſt öffnen, wenn die Gäſte erklärten, es ſei am Platze (Periodičeski 1909, LXX, S. 646), andernfalls hatte er Unterſuchung vorzunehmen (Hammer 1815, I. S. 149). Vgl. auch D. Urquhart, La Turquie, ses ressources, Brüſſel 1837, II. S. 197.

[300]) In Sofia 12, (Jürdanov S. 126), Jamboli 7 (V. Aprilov, Dennica novobolgarskago obrazovanija, Odeſſa 1841, S. 132), Konſtantinopel 40 Chans und 101 Ismarets (Menadier II. S. 82, 158), Bukareſt 30 (W. Wilkinſon, Tableauhiſtorique, géographique et politique de la Moldavie et de la Valachie, Paris 1824, S. 78).

[301]) Boué 1889, II. S. 235/6.

[302]) z. B. in Tſchorlo, Rodoſto, Djakowo, Schumla, Sliwen (Ebenda I. S. 510/1); Mirza Abu Taleb Khan, Voyage en Asie, en Afrique et en Europe, Paris 1811, II. S. 120).

im Erdgeſchoß und — meiſt nur einem — leeren Zimmer im Oberſtock.[303]) Mit Ausnahme von einigen Städten war das Gaſtwirtsgewerbe ein freies, dem ſich vorzugsweiſe Bulgaren, Zinzaren und Epiroten widmeten.[304]) Obwohl es einem Bedürfnis Rechnung trug, hatte es doch keine rechte Entwicklungsbaſis. Wer im Beſitze eines guten Geleitsbriefes war, beanſpruchte meiſt irgendwo ein Freiquartier; und Muſelmanen ſtiegen in ihnen nicht ab. Sie hatten in manchen chriſtlichen Ortſchaften ihre eigenen[305]) und in den mohammedaniſchen die Mussafirliks, beſcheidene „Gäſtehäuſer" mit einem allen Durchziehenden drei Tage lang koſtenlos offen ſtehenden gemeinſamen Raum für Menſch und Vieh.[306]) Gaſthäuſer europäiſchen Stils gab es um 1840 nur in den allerwichtigſten Marktorten;[307]) ſie dürften praktiſch nur eine Bedeutung für die ausländiſchen Schiffs- und Eiſenbahnreiſenden gehabt haben.

Daß alle Neugründungen des 19. Jh.s nicht für Karawanen eingerichtet waren, iſt ebenſo wie der Verfall der alten Unterwegsſtationen ein Beweis dafür, daß die große Zeit der kaufmänniſchen Gemeinſchaftszüge im Abklingen war, ſeit der Dampf dem Verkehrsweſen neue Form gab.

VII. Die Träger der Verkehrsfürſorge.

Die Bereitſtellung von Raſtgelegenheiten, die Verbeſſerung der Straßenverhältniſſe, die Sicherung von Ruhe und Ordnung und die Einführung moderner Transportmittel ſind Maßnahmen einer auf Erleichterung der Transporte bedachten Verkehrsfürſorge. Gegen die Türken wird vielerſeits der Vorwurf erhoben, ſie hätten ſich um den Handel nicht gekümmert.[308]) Es ſtellt ſich uns alſo die Frage nach den Trägern dieſer Beſtrebungen: Inwieweit waren inner- und außerbalkaniſche Kreiſe daran beteiligt?

1. Inländiſche Kreiſe. — Die herrſchende Meinung über die Einſtellung der Türken zu Wirtſchaft und Handel geht von falſchen Vorausſetzungen aus. Dieſes Volk iſt nicht derart wild und in nomadenhafter

---

303) Die beſten ſtanden in Albanien, Theſſalien, Bosnien und Makedonien, die ſchlechteſten im Epirus und überall in den Gebirgslandſchaften (Boué 1889, I. S. 510). Geklagt wurde aber auch über die bulgariſchen (Kanitz 1882, I. S. 200) und noch mehr über die moldaiſchen und walachiſchen (Kuniſch S. 75).

304) Epiroten waren aber meiſt nur Pächter (Kanitz 1882, I. S. 200, Hahn 1861. S. 42; Boué 1889, I. S. 507).

305) z. B. in Bukareſt (Stürmer S. 87).

306) Musafir t. Gaſt (Gerov III. S. 92; Kanitz 1882 I. S. 199).

307) z. B. in Saloniki, Skutari, Belgrad, Widin, Ruſtſchuk, Siliſtria, Bukareſt, von Franken oder Griechen gehalten (Boué 1889. I. S. 508).

308) Barth S. 6/7; Ungewitter S. 68; Hütz S. 75.

Einſtellung befangen auf den Balkan gekommen, wie chauviniſtiſche Beurteiler es wahr haben möchten, ſondern es hatte die Bedeutung von Produktion und Handel bereits durch die Araber kennen gelernt. Gleich nach der Beſitznahme von europäiſchem Gebiete ergriffen die Sultane Maßnahmen zur Sicherung des Verkehrs und Handelsaustauſches. Im Gegenſatz zu Jürdanov[309]), der ausſchließlich auf die religiöſe Grundlage der mohammedaniſchen Staatsorganiſation als Motiv verweiſt, halten wir ſtaatliche und ökonomiſche Notwendigkeiten als beſtimmend bei dieſer Initiative.

Die Fürſorge, welche Mohammed II. (1551/81), Selim I. (1512/19) und deren hohe Beamte den Hauptlinien des Verkehrs[310]) zuteil werden ließen, indem Gefangene und Raja z. B. die thrakiſche Straße erneuern und Brücken bauen mußten,[311]) entſprach der inneren Einſtellung des nicht ſeefahrenden Volkes, ſie war aber in erſter Linie von ſtaatlichen Erforderniſſen hervorgerufen: Auf ihnen vollzog ſich der Aufmarſch der Truppen, auf ihnen reiſten die ausländiſchen Miſſionen, und es erforderte das Anſehen des Reiches, daß ſie zum mindeſten in unmittelbarer Nähe der Hauptſtadt unterhalten würden. Bei den Wege- und Uebergangsverbeſſerungen Solimans II. (1519—66), welche der große türkiſche Architekt Sinan leitete,[312]) trat dann ſchon das Beſtreben nach Sicherung von innerer Ruhe und wirtſchaftlicher Entwicklung hervor, und bei der Einführung der Polizei- und Laſttierſchutzgeſetze[313]) und der Einrichtung privilegierter Rajaklaſſen durch denſelben Herrſcher ſtand dieſer Geſichtspunkt klar im Vordergrunde.

---

309) Jürdanov S. 125/6.

310) Die anderen ſtanden ihrem Intereſſe fern: „Selbſt die großen Straßenzüge zur Verbindung der möſiſch-thraciſchen Länder mit den Hafenplätzen am ägäiſchen Meere, und der macedoniſchen Provinzen mit der adriatiſchen Küſte.. ließen die Moslims verfallen.“ (Kanitz 1868, S. 575).

311) Curipeſchitz S. 54; Dernſchwam S. 23; Schweigger 1608, S. 47; Wennern S. 43; Hagen S. 248/9; Jireček 1877, S. 113/4.

312) Periodičeski LXX, S. 643.

313) „Pferde, Mauleſel und andere Laſtthiere ſollen nicht unbeſchlagen herum gehen; auch ſollen dieſelben nicht mit zu großer Laſt beſchwert werden. Richter.... auch darauf wache, daß man ſich keiner ſchwachen und hinfälligen Laſtthiere bediente.“ (Hammer I. S. 153). „Wenn eine Karawane angefallen, oder ſonſt irgend ein beträchtlicher Diebſtahl begangen wird, ſo müſſen die Verdächtigen aufgeſunden, über den Erfolg der Unterſuchungen an die hohe Pforte Bericht erſtattet, und dann in Folge nach den Befehlen derſelben vorgegangen werden. Wenn jemand in der Nähe eines Dorfes beſtohlen wird, ſind die Einwohner des Ortes verbunden, das Geſtohlene zu erſetzen. Wenn in einer Karawanſerai etwas verloren geht, iſt die Anzeige davon ſogleich dem Aufſeher des Karawanſerai's zu machen. Jeden Morgen, ehe die die Tore öffnen, machen ſie Runde um zu ſehen, ob niemand etwas geſtohlen worden ſey.“ (Ebenda I. S. 148/9).

Ebenſo bei den Raſtſtätten, aber dieſe waren nicht Schöpfungen der leitenden Gewalt, ſondern entſprangen privater Initiative, wenn ſie vielfach auch auf Befehl von Sultanen oder deren Veziere[314]) durch griechiſche Architekten errichtet wurden. Die Geſetze des Korans verlangten von den Gläubigen Stiftungen zur Unterſtützung der Armen und Bedürftigen; der Bau von Ismarets, Karawanſeraien und Chans galt gleichwie der von Wegen, Brücken, Moſcheen, Brunnen und Bädern als ein Allah wohlgefälliges Werk.[315]) Mit der Zeit fanden allerdings immer mehr eigennützige Beweggründe[316]) ihren Eingang, wie Prahl- und Ruhmſucht des Stifters, Verbeſſerung ſeines Anſehens und, in Auswirkung des türkiſchen Erbrechtes, die Abſicht, ſein Vermögen bei Ableben dem Zugriff des Herrſchers zu entziehen.

Im 17. Jh. ſetzte der Verfall der zentralen Macht ein. Ihre wichtigſte Maßnahme aus dieſer Zeit iſt der Ausbau von Poſtlinien nach einigen Hauptrichtungen[317]) im Intereſſe einer beſchleunigten Verbindung mit den fremden Mächten und auch der inneren Verwaltung, im Regelfall Privatperſonen nicht zugänglich, ſondern erſt ſpäter (mindeſtens ſeit 1816) zur allgemeinen Benutzung freigegeben. In Entfernungen von 10—12 Stunden ſtanden (19. Jh.) Poſthäuſer zum Pferdewechſel, manchmal nur Holzbaracken und Lehmhütten, anderswo mehrſtöckige Gebäude, mit deshalb auch ganz verſchiedenem Pferdebeſtand (zwiſchen 5 und 150).[318]) Die Gründe dieſer auffallenden Unterſchiede liegen zweifellos in der Verkehrsdichte, mehr aber noch darin, daß die Poſtmeiſter,[319]) meiſt Mohammedaner, nur auf einigen Strecken angeſtellt waren, ſich auf den meiſten alſo ihrer eigenen Mittel bedienen mußten.

Dem Verfall der Straßen gebot die Pforte jetzt keinen Einhalt mehr. Vielfach ſcheute ſie die Koſten, wie z. B. der Schiffbarmachung von Binnen-

---

314) Türckiſche II. S. 18; Lewenklaw S. 185, 323, 348; Baltimore S. 100; Chalfa S. 11, 56.

315) Thevenot S. 69; M. Ricaut, Histoire de l'état présent de l'empire ottoman, Paris 1670, S. 525; Uzunçarşiliöglu S. 135, 145.

316) Dernſchwam S. 37; Olivier I. S. 266; Enzyklopädie IV. S. 119. Dadurch der Vorteilhafte Eindruck ſtark beeinträchtigt: „häufigen milden Stiftungen in allen Ständen findet, müſſen dieſes Volk in den Augen jedes unparteiiſchen Beobachters in ein ſehr vortheilhaftes Licht ſetzen" (Hagen S. 239).

317) T. X. Bianchi, Le premier annuaire imperial de l'empire ottoman, Paris 1846, S. 367/74.

318) Walſh I. S. 156; Bellanger II. S. 1; Macmichael S. 117; Boué 1889, II. S. 235/6.

319) Menzildži, hatte an Perſonal einen Chalsasi (Gehilfe), Čauš (Oberpoſtknecht) und Chavedži (Kaffeeſieder); in Rumänien hatte der Kapudan einen Logothet (Sekretär), Čauš Oberpoſtknecht) und einen Rotaro (Wagenverfertiger); vgl. Stürmer S. 41, 125; Boué 1889, II. S. 235/6.

gewäſſern und Unterhaltung der Brücken; daß ſie aber ſelbſt ausländiſche Anerbieten zur Anlage von neuen Straßen[320]) ablehnte, zeugt davon, daß ihre Untätigkeit ernſteren Erwägungen entſprang. Die von ihr unterworfenen Balkanvölker begannen ſich (ſeit dem 17. Jh.) zu regen, und es war daher (beſonders im 19. Jh.) ihr Beſtreben, deren Aufſtands- und Befreiungsbewegungen nicht von ſich aus durch beſſere Verbindungen mit dem Auslande einen weiteren Antrieb zu geben.

Die private Initiative war ganz erlahmt. Was durch die Wohltäter der Frühzeit erreicht worden war, unterlag ungehindert dem Zahn der Zeit und alles Neue, wie z. B. die Chans, verdankte ſein Entſtehen hauptſächlich dem Erwerbsintereſſe.

Die eigentlichen Verkehrsförderer dieſer Jahrhunderte waren die Provinzialorgane, von denen die Durchführung aller ergangenen Anweiſungen abhing. Polizeipflege und Schutz der Straßen lag ihnen ob, ſie hatten ſich um Wege und Brücken zu kümmern.[321]) Jedoch nur wenige von ihnen nahmen dieſe Pflichten wirklich ernſt, wie z. B. Midhat Paſcha in Donaubulgarien und Osman Paſcha in Bosnien,[322]) und gewöhnlich haben dieſe wegen der Verdächtigung aus den eigenen Reihen, ſie ſtänden auf der Seite der Chriſten, nur kurze Zeit ihres Amtes walten dürfen.

Freie Hand zur Verkehrsfürſorge hatten die Regierungen der im Anfang des 19. Jh.s entſtandenen Nationalſtaaten, und dennoch war auch dort erſt wenig geſchehen; am meiſten in Serbien, wo Miloš auf allen Verwaltungsgebieten eine energiſche Initiative entfaltete,[323]) während man in Rumänien[324]) und Griechenland wegen des Mangels an Kapital und geeignetem Perſonal nicht recht vorwärts kam.[325])

Es fehlte demnach während des größten Teiles der Türkenzeit an einer allgemeinen, leitenden und im ganzen Raum übereinſtimmenden inländiſchen Fürſorge. Und gerade dieſer Mangel ließ das bunte Bild örtlich ſtark verſchiedener Verkehrverhältniſſe entſtehen.

---

320) Reden S. 158; Kanitz 1882, I. S. 52; Beſſé S. 67; Boué 1889, II. S. 32.

321) Blunt S. 13; Hütz S. 56; Boué 1889, II. S. 34.

322) Enzyklopädie III. S. 555/7; M. Georgiev, Ikonomičeskoto minalo na Grad Sofija i Sofijisko, Sofija 1926, S. 140; J. Erdić, En Bulgarie et en Roumélie, Mai-juin 1884, Paris 1885, S. 13; Vrěmja 16. 4. 1866, Nr. 35, S. 4; Allgemeine Handels-Zeitung, Nürnberg 16. 12. 1815, Nr. 248, S. 998; Kanitz 1868, S. 575; Derſ. 1882, I. S. 44, 123; II. S. 25, 76, III. S. 241.

323) Boué 1889, I. S. 507; Kanitz 1868, S. 209/19.

324) Stürmer S. 68, 71, 87; Baiconianu S. 95; Miſtor 1912, S. 26/7.

325) Tuma S. 132; Reden S. 182.

2. Ausländiſche Kreiſe. — Die Anteilnahme fremder Staaten an der Erſchließung des Raumes war eins der Mittel in ihrem Wettbewerbe um das Uebergewicht in ihm. Verkehrspolitiſche Eingriffe erfolgten, um auf dem Umwege über den Handelseinfluß den Widerpartner auch politiſch ins Hintertreffen zu bringen.

Die trockenen Straßen waren in dieſe Pläne nur zum geringſten Teile einbegriffen. Gewiß, im 15. Jh. war König Siegmund um eine neue Handelsſtraße von Kilia über Ungarn nach Süddeutſchland bemüht,[326]) im 16. Jh. ſuchte der polniſche Kanzler Jan Zamoiski einen Weg nach der Türkei, der nicht durch die Moldau führte,[327]) im 18. Jh. baute Karl VI. die Rotenturm-Paßſtraße[328]), und im 19. Jh. wurden Poſtlinien eingerichtet[329]); aber bei allen dieſen Erwägungen und Maßnahmen handelte es ſich doch nur um vereinzelte Abſichten.

Die ſyſtematiſche Verkehrsinitiative des Auslandes galt den beiden anderen Handelsſtraßenarten und trat erſt in den letzten 70 Jahren der Türkenzeit voll in die Erſcheinung.

Das Hauptziel der öſterreichiſchen Verkehrspolitik, ſoweit ſie ſich auf die Eröffnung der Binnenwaſſerwege richtete, war der Donauſtrom. Demgegenüber traten die anderen Projekte, wie z. B. die Schiffbarmachung der Aluta[330]), wodurch den Abſatzbedürfniſſen Siebenbürgens ein bequemes und billigeres Ventil geöffnet werden ſollte, weit zurück. Nachdem die Pforte 1815 zugeſichert hatte, dem öſterreichiſchen Donauhandel keine Hinderniſſe mehr entgegenſtellen zu wollen, begann man in Wien aktiv, die Eröffnung der Stromſchiffahrt zu betreiben. 1828 erteilte die Regierung Schiffsbauern in Venedig das Privilegium zum Bau von Dampfſchiffen, 1830 erfolgte die Gründung der Erſten k. k. priv. öſt. Donau-Dampfſchiffahrts-Geſellſchaft, 1834 nahm ſie den Verkehr bis Orſchowa,

---

326) Er beauftragte im Januar 1418 die Brüder Johann und Konrad Fiſcher (A. Schulte, Geſchichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwiſchen Weſtdeutſchland und Italien mit Ausſchluß von Venedig, Leipzig 1900, I. S. 514) und Johann Reiman aus Danzig damit. (Th. Hirſch, Danzigs Handels- und Gewerbegeſchichte unter der Herrſchaft des Deutſchen Ordens, Leipzig 1858, S. 71).

327) Aber Lemberg war nicht ſo leicht niederzuringen; noch am Schluß des 16. Jh.s wurden die griechiſchen Waren durch die Moldau nach Norden gebracht (Hurmuzache IX. Nr. 180, S. 717).

328) Stürmer S. 29/30.

329) Die öſterreichiſche und ruſſiſche zu Lande, die franzöſiſche dagegen zu Waſſer (Molbach—Chesney—Michelſen, Das türkiſche Reich, Leipzig 1874, S. 423). Dieſer bediente die Balkanbevölkerung ſich gern, weil auf der türkiſchen das Geheimnis nicht gewahrt wurde (Coučev S. 447).

330) Ungariſche Blätter brachten 1839 die Nachricht von der Ausgabe der Aktien für eine Aluta-Schiffahrtsgeſellſchaft, und im gleichen Jahre noch hat man den Verſuch einer Befahrung gemacht. (Müller 1841, S. 238/9).

1835 bis Galatz und 1836 bis Konſtantinopel auf. Um das öſterreichiſche Vordringen abzuſtoppen und den Donauhandel ſich ſelbſt tributär machen zu können, erwog Rußland, den Kiliaarm und Ismail auf Koſten der Sulina und von Galatz auszubauen. Deshalb und um der drohenden Nähe der Quarantänen und Befeſtigungen an den Mündungen zu entgehen, gleichzeitig auch zur Abkürzung der Fahrtdauer, leitete Oeſterreich die Transporte, abwechſelnd mit dem Wege über Galatz, über die Landverbindung Tſchernawoda-Konſtanza. Zeitweiſe hat man dieſe durch einen Kanal oder eine Eiſenbahn erſetzen wollen,[331]) aber die Aufwendung ſo hoher Unkoſten wäre nach dem Verkehrsumfange und erſt recht, ſeit 1856 Rußlands Einfluß ausgeſchaltet und 1861 die Sulinafahrrinne vertieft worden war, nicht gerechtfertigt geweſen.

Die Belebung der Donauſchiffahrt hat den nordbalkaniſchen Gebieten und ihren Handelsplätzen Abſatz und Verkehr vermittelt. Die Häfen am Weſtteile des unteren Stromlaufes, vor allem Ruſtſchuk, Schiſtowa, Lom und Widin, gelangten als Stapelplätze der mit Oeſterreich-Deutſchland ausgetauſchten Güter zur Blüte.[332]) Aber auch die öſtlichen, und zwar in erſter Linie Braila und Galatz, entwickelten ſich durch den Seehandel, mit dem ſie jetzt in unmittelbarer, ſicherer Verbindung waren,[333]) und inſofern haben die Weſtſtaaten, England und Frankreich allen voran, aus der öſterreichiſchen Binnenverkehrsförderung beträchtlichen Nutzen gezogen. Die Mündung ſtand ja den Seeſchiffen aller Nationen zur ungehinderten Einfahrt frei. Freilich hatten die von Trieſt abgehenden Schiffe des öſterreichiſchen Lloyd, der (1833) zu dem Zwecke, kommerzielle Berichte zu erlangen und durch deren Veröffentlichung die Entwicklung der Schiffahrt der Monarchie zu fördern, gegründet worden war, gleichfalls dieſe Fahrtrichtung (ſeit 1838), durch die dalmatiniſchen Häfen, Saloniki, Konſtantinopel, Burgas, Warna, Tultſchea nach Galatz und Braila, und ermöglichten dadurch auch albaniſchen und makedoniſchen Produktionszentren, mit Mitteleuropa über See in Verbindung zu treten.[334]) Aber die Intenſivierung der Seeſchiffahrt war doch in erſter Linie das Werk der Weſtſtaaten. Die Dampfer mehrerer Geſellſchaften[335]) liefen einen jeden bedeu-

[331]) Ebenda S. 241/4; Hommaire I. S. 178; Dehn I. S. 7/8, 36.

[332]) Kanitz 1882, I. S. 195; Couček S. 238.

[333]) Ungewitter S. 82; Neigebaur S. 231.

[334]) „Die Kaufleute von Monaſtir, welches von Durazzo und Salonik gleich weit entfernt iſt, finden es nämlich ſeit Errichtung unſerer Dampfbootlinie für vortheilhafter, ihre Bezüge von Trieſt mit dem Dampfſchiff nach Salonik und von da zu Land kommen zu laſſen... als über Durazzo zu inſtradiren". (Hahn 1854, S. 76). Aber anders war die Kalkulation bei Sendungen aus Mitteleuropa nach der Hauptſtadt: „Maſſengüter gehen erfahrungsgemäß ſelbſt von Süddeutſchland billiger über die Nordſee als über Trieſt oder Sulina nach Konſtantinopel" .(Dehn I. S. 127).

[335]) Ebenda I. S. 89, 95/6; Collas S. 195; Raſch II. S. 20; Ungewitter S. 91; Molbach S. 325; Wurm S. 16/7.

tenden Häfen der Levante an und ſo auch (beſonders ſeit 1846) Galatz und Braila und verſtärkten dadurch den Handelseinfluß ihrer Staaten in den Gebieten der Moldau und des öſtlichen Donaubulgarien.

Von den Häfen aus leichter ins Innere vorſtoßen zu können, war das Ziel der (1860 begonnenen) Bahnbauten, welche ebenfalls ausländiſcher Initiative zu verdanken waren, und zwar ihr allein. Im heutigen Rumänien war England der Unternehmer. Stroußberg ſollte 908 km herſtellen, er hat aber 271 km überhaupt nicht in Angriff genommen, und weil ihm nach Kilometern bezahlt wurde, war ihm mehr an größerer Länge der einzelnen Strecken und an der Schnelligkeit ſowie Billigkeit ihrer Herſtellung[336]) als an ſachgemäßer Traſſe gelegen. Dasſelbe wird von der Linie Ruſtſchuk—Warna berichtet, welche ebenſo wie Piräus—Athen ebenfalls Engländer gebaut haben.[337]) Immerhin halfen dieſe Routen den Expanſionsbeſtrebungen der weſtlichen Mächte weiter vorwärts; denn eigentlich erſt ſeit dieſer Zeit war ihr Handel im Nordoſtbalkan überlegen.

Als es ſich um das Legen der beiden reſtlichen Schienenſtränge, des thrakiſchen und des makedoniſchen, handelte, entbrannte zwiſchen ihnen und Oeſterreich ein diplomatiſcher Kampf, der durch die Geſchicklichkeit der engliſchen und franzöſiſchen Staatsmänner zu deren Gunſten entſchieden werden konnte, weil auch die ſtrategiſchen und innerpolitiſchen Erwägungen der Pforte in der gleichen Richtung lagen. Wien empfahl dem Sultan Langrand-Dumonceau und erreichte es, daß er 1868 zum Konzeſſionär beſtimmt wurde. Wien ſtellte auch, obwohl es ſich durch ſein Eintreten für dieſen Glücksritter eine bedenkliche Blöße gegeben hatte, nachdem ihn ſein Schickſal ereilt, im Baron Hirſch den Erſatzmann. Aber dieſer erachtete es als vorteilhaft für ſich perſönlich,[338]) den Bau der Strecken von Konſtantinopel, Saloniki und Enos her in Angriff zu nehmen, in Uebereinſtimmung mit der Pforte, welche die Verbindung der freiheitsdürſtenden Bulgaren mit der Doppelmonarchie unterbinden wollte, und mit Weſteuropa, das vor der handelspolitiſchen Rivalität Mitteleuropas eine Schranke aufzurichten beſtrebt war. Und tatſächlich gewann England die Vorherrſchaft.[339]) Von der See her leitete es ſeine Waren nun auf die Schienen über, auf denen ſie unmittelbarer und ſchneller ins Rauminnere gelangten. Aber gleichzeitig verfielen dadurch bisher blühend geweſene Handelsſtädte und Jahresmärkte, wodurch dem Karawanenhandel ſein Boden entzogen wurde.

---

336) Raſch I. S. 154/5, 166, 170/3.

337) Ebda II. S. 79/80; Jšircov II. S. 72.

338) Actes de la concession des chemins de fer de la Turquie d'Europe, Constantinople 1871; A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Unter dem Halbmonde, Jena 1876, S. 42.

339) Mehlan, Jahresmärkte S. 104/6.

VIII. Der Wandel der Verkehrserſcheinungen.

Durch die Feſtſtellung der Träger der Verkehrsfürſorge und der dabei auf ihrer Seite leitend geweſenen Beweggründe haben wir einerſeits die enge Berührung von politiſcher und Wirtſchaftsgeſchichte erneut beſtätigt gefunden und anderſeits weitere Beurteilungsgrundlagen für die wiederholt beobachtete Bedingtheit aller berührten Erſcheinungen gewonnen. Dieſer entwicklungsgeſchichtliche Wandel hat die Wahl der Handelsſtraßen entſcheidend beeinflußt.

1. Die Bedingtheit der Erſcheinungen. — Die Bedingtheit der Verkehrserſcheinungen war, wie wir ſahen, ſowohl örtlicher wie zeitlicher Natur. Aber in den Verſchiedenheiten, welche die Verhältniſſe in den einzelnen Teilgebieten des Raumes aufweiſen, ſind — abgeſehen von den geomorphologiſchen Bedingungen — zum überwiegenden Teile doch nur Rückwirkungen der von wirtſchaftlichen und außerwirtſchaftlichen Faktoren ausgelöſten Veränderungen in den einzelnen Jahrhunderten des ganzen Zeitabſchnittes zu ſehen.

Wenn wir es unternehmen, dieſe nochmals zuſammenzufaſſen, ſo widerſpräche es jeder hiſtoriſchen Erfahrung, wollten wir die Bedingtheit ſo verſtehen, als ſeien nach Auftauchen neuerer, modernerer Bedingungen, Mittel und Formen des Transportes ſtets die alten reſtlos ausgemerzt worden. Vielmehr meinen wir damit nur, daß der Verkehr ſich jederzeit in Abhängigkeit von der politiſchen und ökonomiſchen Lage befunden habe.

In der frühen Türkenzeit iſt, unter dem Einfluß ſtrategiſcher, verwaltungspolitiſcher und wirtſchaftlicher Beweggründe, eine Erhaltung und Erneuerung der wichtigſten Landſtraßen erfolgt. Der Verkehr auf ihnen war dem Schutz durch die Raja anvertraut und für ſeine Bequemlichkeit ſorgte die — zuerſt nur der Frömmigkeit, ſpäter aber auch eigennützigen Zielen entſprungene — private Mildtätigkeit durch den Bau von Raſtſtationen. Deren feſtungsähnliches Aeußere zeugte von der herrſchenden Unſicherheit, ihre Inneneinrichtung und ihr Faſſungsvermögen ſind ein markanter Beweis dafür, daß die Kaufleute ſich damals zu großen Gemeinſchaftszügen zuſammengeſchloſſen haben, denen ſich auch Einzelreiſende anzuſchließen pflegten, und daß zum Transport von Menſchen und Laſten Tragtiere verwendet wurden, der Beſchaffenheit der Straßen gemäß, zumeiſt Kamele und Pferde.

Im 17. und 18. Jh. ſtand die Verkehrsförderung ſtill; die Landſtraßen und Raſtſtationen blieben, wie ſie waren, und die Unſicherheit im Lande nahm daher noch zu. Deswegen war der Karawanenzug noch immer die Haupttransportform, allerdings mit der Veränderung, daß die Kaufleute ſich in Befreiung von der warenbefördernden Tätigkeit der Kiradžis

bedienten. Dieſe Spediteurkarawanen ſtellten die Verbindung her zwiſchen dem Landhandel, deſſen wichtigſtes Umſatzzentrum die Jahresmärkte waren, und dem Seehandel, der unter Englands und Frankreichs Initiative, ohne die Unterſtützung der dem Meere abgeneigten Türken, abermals aufzuleben begann.

Das 19. Jh. brachte einen vollſtändigen Umſchwung der Verkehrsverhältniſſe durch die Dampfkraft. Oeſterreich führte die Dampfſchiffe auf der Donau ein und beſeitigte die Hinderniſſe für einen durchgehenden Wien—Konſtantinopel-Verkehr, Weſteuropa befuhr mit dieſem ſchnelleren und billigeren Beförderungsmittel die See. Noch lebhafter wurde es auf den naſſen Straßen, als es England gelang, Schienenwege von Oſten her in den Balkan hineinzutreiben. Im Innern des Raumes ſtand die Poſt allen Einzelreiſenden zu freier Verfügung. Trotz alledem war die mittelalterliche Karawane wegen der durch provinzielle und nationalſtaatliche Fürſorge nur gebietweiſe gebeſſerten Wegbeſchaffenheit und Sicherheitsverhältniſſe nicht entbehrlich geworden; aber ſie war von der überlegenen Konkurrenz ihrer modernen Nebenbuhler ſchon erheblich verdrängt und hatte ſich auch gewandelt, indem mit dem immer ſtärkeren Hervortreten der Kiradžis das Kamel und das Laſtpferd durch den Frachtwagen erſetzt wurden. Ohne daß ſich jemand um ſie bekümmert, verſchwanden die alten Raſtſtätten und machten einem Gaſtwirtsgewerbe Platz.

2. Die Handelsrolle der Straßen in der Geſchichte. — Dieſer entwicklungsgeſchichtliche Wandel war im Verein mit der Gunſt oder Ungunſt der politiſchen Lage entſcheidend dafür, daß der Handel ſich wiederholt einigen Straßen ab- und anderen zugewendet, alſo ein Wechſel in ihrer Verkehrsbedeutung ſtattgefunden hat.[340])

Nach der Beſitznahme vom Balkan ſchrumpfte der Fernumſatz überhaupt zunächſt ein, wegen des Vordringens der Türken auf dem Kontinent ſowie ihrer ablehnenden Haltung gegenüber den Ausländern und wegen der Verlagerung des handelspolitiſchen Intereſſes als Folge der Entdeckungen von Columbus und Vasko de Gama. Aber eine vollſtändige Abtrennung von der Umwelt anzunehmen, wäre ein Fehlſchluß. Das Schwarze Meer war freilich durch die Einnahme Konſtantinopels vorerſt zu einem mare clausum geworden, auf den anderen Handelsſtraßen war der Verkehr lediglich temporär unterbrochen; am häufigſten auf der thrakiſchen, dem militäriſchen Aufmarſch- und Kampfbereich, ſowie ihrer donaubulgariſchen Abzweigungen, denen die erſten chriſtlichen Gegenſtöße folgten, und auch auf der Donau, die Kriegstransporten zu dienen hatte.

---

340) Ebenda S. 77/89, 96/9, 108/12.

Bei dieſer Lage liefen die Handelstransporte bis zum Ende des 17. Jh.s vorzugsweiſe auf den makedoniſchen und moldauiſchen Straßen, und zwar aus Raguſa und Polen kommend, deren Kaufleute als erſte von den Sultanen privilegiert worden waren. Ueber Uesküb zogen die raguſaniſchen Karawanen nach Monaſtir, Saloniki und Seres oder über Prizren—Sofia—Adrianopel nach Rodoſtos und Konſtantinopel, bis der öſterreichiſche Stoß von 1682/99 eine vollſtändige Vernichtung des Handels dieſer Stadtrepublik herbeiführte. Und durch die Moldau, zuerſt auf der Serethſtraße, dann, etwa von 1550 an, auf der Chotiner—Galatzer-Straße und auf den Verbindungswegen nach Biſtritz, Kronſtadt und Hermannſtadt vollzog ſich der Austauſchverkehr Oſt- und etwas ſpäter auch ſchon Mitteleuropas mit Konſtantinopel, entweder ganz zu Lande oder von Warna aus zur See weiter.

Im 18. Jh. konzentrierte ſich der raumweite Handel auf die Südküſten. Demgegenüber hatte Rußlands Bemühen, jetzt nach Eroberung der Krim (1774) den Pontus wieder auszunutzen, geringere Bedeutung. Engländer und Franzoſen traten, die zwiſchen ihnen herrſchende politiſche Spannung auf das wirtſchaftliche Gebiet übertragend, in einen heftigen Konkurrenzkampf um die Beherrſchung des Balkanmarktes ein und errichteten in Saloniki ihre Faktoreien. Auf den von dieſer Hafenſtadt ausgehenden Straßen und auch von Konſtantinopel her auf der thrakiſchen unternahmen ſie ihren Vorſtoß, einerſeits nach Theſſalien hinunter, anderſeits, und zwar hauptſächlich, nach Makedonien und Thrakien hinauf in das Gebiet der großen Jahresmärkte, wo ihre Waren mit den, über die Balkanpäſſe hinweg, von Norden und auf der makedoniſchen aus Deutſchland-Oeſterreich gekommenen zuſammentrafen. Bei dem Wetteifer war es von ihnen unbemerkt geblieben, daß Mitteleuropa den Verkehr auf der thrakiſchen Straße an ſich gebracht und dieſe zur wichtigſten Handelsſtraße dieſer Zeit gemacht hat.

Im Verlaufe der während des 19. Jh.s zwiſchen dieſen Staatengruppen ausgetragenen erbitterten Rivalität wurden von beiden Parteien verkehrspolitiſche Projekte als Trümpfe ausgeſpielt, welche eine allgemeine Belebung der Handelsſtraßen zur Folge hatten. Die öſterreichiſche Dampfſchiffahrt machte die Donau zu einer Hauptverkehrsader. Somit wurde auch die moldauiſche Leitader mit ihren Nebenäſten mehr in Anſpruch genommen, indem Weſteuropa ſeine Waren auf eigenen Schiffen durch das allen Staaten wieder offene Schwarze Meer von Galatz und Braila aus auf den nördlichen Markt brachte. Und auch der durch Querlinien mit den Stromhäfen verbundene Weſtteil der thrakiſchen Straße profitierte davon, indem er die mitteleuropäiſchen Güter zur Weiterbeförderung erhielt. Ihr Oſtſtück, ebenſo wie das der makedoniſchen, ge-

wann dagegen erſt wieder an Bedeutung durch den Bau der Schienenſtraßen, alſo im Dienſte einer engeren Zuſammenarbeit mit dem Seehandel. Im Gegenſatz dazu war die durchgehende Verbindung nach Weſten hin über dieſe beiden wichtigen Routen behindert und unterbrochen: die makedoniſche befand ſich in beſonders ungeeigneter Beſchaffenheit und Binnenzölle ſowie Willkür der Paſchas bedrückten die Kaufleute, und die thrakiſche litt unter dem ſerbiſchen Freiheitskampf, der Ziehung der neuen nationalſtaatlichen Grenze ſowie unter der ungariſchen Revolution. Aus dieſen Gründen, und noch mehr ſeit der Eingliederung Siebenbürgens in die Doppelmonarchie (1868), führte der mitteleuropäiſche Kaufmann ſeine Transporte jetzt wieder mehr der walachiſchen Leitlinie zu.

Die Geſchichte der rumäniſchen Freimaurerei

1. Von ihren Anfängen bis 1822.

Von Giorge Paſcu (Jaſſy).

Die Geſchichte der rumäniſchen Freimaurerei iſt ſchwer zu ſchreiben, da wir nicht genug Dokumente hierüber beſitzen. 1930 hat V. Daşkevici eine Broſchüre von 20 S. veröffentlicht: Jstoricul francmasoneriei din Romîniea (Die Geſchichte der Freimaurerei in Rumänien).[1]) 1935 erſchien ſie unter dem Titel Francmasoneria (Die Freimaurerei) wieder. Sie kann naturgemäß nicht als ausgeſprochene Geſchichte der Freimaurerei gelten, da ſie nur wenig lückenhafte Angaben bringt.

Daşkevici behauptet, die Freimaurerei ſei in der Moldau durch einen Jtaliener, Carra, eingeführt worden, der zuſammen mit drei italieniſchen Seeleuten im Jahre 1734 eine Freimaurerloge in Galatz gegründet habe. Als er dann Sekretär bei Konſtantin Mavrocordat (Fürſt der Moldau vom 16. April 1733 bis 26. November 1735) in Jaſſy geworden ſei, habe er dieſen Herrſcher ebenfalls dazu bekehrt und 1735 dort eine Loge unter ſeinem Protektorat gegründet. Die Logen von Galatz und Jaſſy ſeien zwar bald geſchloſſen worden, hätten aber 1747 ihre Tätigkeit wieder aufgenommen. In der Ehrenliſte der Freimaurer am Ende der Broſchüre finden ſich die Namen von 20 Bojaren aus Jaſſy (der Hauptſtadt der Moldau), in den Jahren 1735—1820, davon 14 als Schutzpatrone:

1. Konſtantin Fürſt Mavrocordat, Schutzpatron, 1735
2. Vaſile Balş, Hauptmann, Schutzpatron, 1740
3. Jordachi Dulgherul, ehem. Vel. Vornic Statthalter, Schutzpatron, 1741
4. Jordachi Cantacuzino, Schutzpatron, 1742
5. Sandu Sturdza, Kaimakam, Schutzpatron, 1743
6. Laſcarachi Gemet, Poſtelnic, Schutzpatron 1756
7. Leinţa, Mare Sulger, 1757
8. Stavarache, Mare viſtiernic, 1760
9. Neculai Roznovanu, Vornic, Schutzpatron, 1782
10. Raducan Roſet, Banus, Schutzpatron, 1785
11. Mihail Voda Sutu, Schutzpatron, 1794
12. Toma Carra, Paharnic, Redner, 1800
13. Al Conſt. Vodă Moruzi, Schutzpatron, 1803
14. Jordachi Roſet-Roznovanu, Schutzpatron, 1804
15. Giuſeppe Bayardi, 1. Supraveghetor, 1812
16. Beizade Dumitru Moruzi, Schutzpatron, 1812
17. Jon Tăutu, Schutzpatron, 1813

[1]) Bukareſt 1930. 20 S.[2] 1935 u. d. T.: Francmasoneriea.

18. Gh. Cuza, 1814
19. Braescu, Mare poſtelnic, Schutzpatron, 1819
20. Petrachi Sturdza, 1820.

Wir ſtellen Lücken feſt in den Jahren: 1736—39, 1744—55, 1758—59, 1761—81, 1783—84, 1786—93, 1795—99, 1801—02, 1805—11, 1815—18. Wir ſtellen ferner feſt, daß über den Namen, die Zuſammenſetzung und Tätigkeit der Loge gar nichts geſagt wird.

In der Moldau tritt die Freimaurerei als politiſcher Faktor in der Zeit der ruſſiſchen Beſetzung (Oktober 1769 bis 10. Juli 1774) auf. In der Tat beſteigt Grigore Alexandru Ghica zum zweitenmal den Thron der Moldau im September 1774,[2]) d. h. alſo nicht ganz zwei Monate nach dem Frieden von Cuciuc Cainargi (10/21 Juli 1774). Dieſer Frieden beendigt den ruſſiſch-türkiſchen Krieg, der am 7. Oktober 1769 mit der Beſetzung der Moldau von den Ruſſen begonnen worden war. Die Moldau war von den Ruſſen bis zum Friedensſchluß, d. h. faſt 5 Jahre lang, beſetzt.

Während dieſer Zeit herrſchte in Rußland die Kaiſerin Katharina II. (1763—1796), die Freimaurerin war. Zu ihrer Zeit gab es in Rußland 145 Logen.[3]) In den 5 Jahren während der Beſetzung trieben die Freimaurer, die ſich im ruſſiſchen Heer befanden, unter den Bojaren der Moldau Propaganda. So wird in Jaſſy am 29. April 1772 eine militäriſche Loge gegründet, wie aus der zu dieſem Zweck geprägten Medaille zu erſehen iſt, von der ein Exemplar im Jahre 1840 Karkunov bekannt war (Nach einem Vortrag in der ruſſiſchen archäologiſchen Kommiſſion vom 29. Oktober 1840, der in den Protokoli zasedanij archeograficeskoj Kommissii 1/1885, S. 617—18 veröffentlicht und von P. P. Panaitescu in Medaliile francmasonilor din Moldova în sec. XVIII, in Revista Istorica 14/1928 Nr. 1—3, S. 345—55 abgedruckt worden iſt).

Die Vorderſeite dieſer Medaille zeigt Minerva und Mars, im erſten Plan eine Pyramide mit freimaureriſchen Symbolen. Mars hält in der Rechten ein Winkelmaß und einen Kreis, in der Linken einen Kranz. Minerva ſchreibt auf die Pyramide: Jassi D. 29 Apr. 1772. Inſchrift: L'alto non temno e l'umile non sdegno. (Ich fürchte das Große nicht und verachte das Kleine nicht.) Auf der Rückſeite: Si scolpi presente medaglia in memoria della nuova loggia militare di Marte stabilita dai frammasoni [falſch geleſen vom Herausgeber: franc massoni] nella città di Jassi il XXIX April l'anno MDCC LXXII.

Die Inſchriften ſind italieniſch aus dem einfachen Grunde, weil das Italieniſche damals in dieſer Gegend Verkehrsſprache war.

Die Inſchrift: Ich fürchte das Große nicht und verachte das Kleine nicht, iſt eine Anſpielung auf das große herrſchende Rußland und die kleine beherrſchte Moldau.

---

[2]) Nach Conſt. Caracea, Memorii, Doc Hur XIII S. 97, am 3. September. Nach A. Wolf: „Beſchreibung des Fürſtentums Moldau" II S. 192 am 26. Sept., infolge der Intervention der Kaiſerin Katharina von Rußland.

[3]) Gregor Schwartz-Boſtunitſch, Die Freimaurerei und ihre Ziele.

Karkunov[4]) kannte noch eine andere Medaille aus der Moldau, die er folgendermaßen beſchreibt:

Vorderſeite: Die von Wolken umgebene Minerva hält in der linken Hand eine zuſammengerollte Schlange, unter ihr liegt ein Haufen Steine mit den freimaureriſchen Abzeichen.

Rückſeite: Moldav. calculum album adjecerunt maiores[5]).

Es iſt darauf zu ſehen, daß auf der Vorderſeite über dem Haupt der Minerva Virtute et Sapientia ſteht und zu ihren Füſſen: Sadogura (sic! - do-), ſicherlich der Name der Loge. Auf der Rückſeite iſt die genannte Inſchrift von einem Kranz umgeben, unter Maiores ſind die Zahlen 5 und 7 zu erkennen und zwar ziemlich groß, und zwiſchen ihnen, übereinander zwei kleine Zahlen, von denen die untere eine 4 und die obere eine 7 zu ſein ſcheint. So bekommen wir das freimaureriſche Jahr 5774 = 1774 (vgl. für die freimaureriſche Zeitrechnung die Jahresangabe: 5868=1868 auf dem Wappen der Loge von Ismail).[6])

Wir beobachten, daß die Loge Sadogura ihren Namen von dem kleinen Ort Sadagura in der Nähe bei Czernowitz hat, wo die Ruſſen in der Beſetzungszeit eine Münzſtätte eingerichtet hatten, um Beſetzungsmünzen zu prägen, über welche Joh. Polek („Die ehemalige Münzſtätte Sadagóra". Czernowitz, 1884) und N. Jorga in DocHur X, Einl. S. 37) berichtet haben. Dort ſind ſicherlich auch dieſe beiden Münzen geprägt worden.

Die Loge Sadagura iſt alſo die zweite von den Ruſſen in der Beſetzungszeit gegründete Loge (Oktober 1769 — Juli 1774).

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Carra eine diskrete Anſpielung auf dieſe Loge und die Münzſtätte gemacht hat, als er in ſeiner Histoire de la Moldavie et de la Valachie (Paris 1777) auf S. 11 unter den wichtigen Städten der Moldau neben Czernauwitz eben Satagora nennt, vgl. Revista Critică 10/1936, S. 201) abweichend gegenüber Cantemirs Histoire de l'empire ottoman, das er überarbeitet, die er in ſeinem Texte wiedergibt.

Die Inſchrift der Medaille: Moldav[iae] calculum album adjecerunt maiores ſcheint die Zufriedenheit der Loge darüber auszudrücken, daß die Moldau von ſchweren Zeiten errettet worden iſt, während die Inſchrift Virtute et Sapientia ſagen will, daß die Moldau ſich wieder aufrichten wird, durch Redlichkeit und Weisheit.

---

[4]) Panaitescu, a. a. O.

[5]) Ein Exemplar dieſer Medaille befindet ſich im Beſitz des Oberſtleutnants J. T. Ullic. Sie iſt abgebildet bei Daşkievici, Francmasoneriea.

[6]) Daşkievici, ebda. 13.

Wahrſcheinlich iſt alſo die Medaille in Sadagura nach dem Frieden von Cuciuc Cainargi (10. Juli 1774) geprägt worden, der die ruſſiſche Beſetzung in der Moldau beendete.

Die von den Ruſſen in den 5 Jahren der Beſetzung begonnene Propaganda wurde noch durch einige Abenteurer aus dem Weſten verſtärkt, die bald nach dem Friedensſchluß nach Jaſſy kamen. So wiſſen wir mit Beſtimmtheit, daß Le Doulx Baron de Ste. Croix, Hauptmann a. D., der zu Beginn des Friedens, alſo im Sommer 1774, nach Jaſſy kam, Freimaurer war.[7])

Auch Carra, welcher im Jahre 1775 als Sprachlehrer für Franzöſiſch zu den Söhnen Grigore Ghica's berufen wurde und gleichzeitig als deſſen Sekretär für franzöſiſche Korreſpondenz nach Jaſſy kam (Histoire, Discours préliminaire, S. 29), war Freimaurer. Er ſcheint der gleiche zu ſein, der während der franzöſiſchen Revolution zwiſchen 1790—Oktober 1793 als Abgeordneter und Verfaſſer von Pamphleten auftritt, bis er dann vom Revolutionskommitee hingerichtet wurde. Er trat erſt als Jakobiner und dann als Girondiſt auf.[8]) Wir haben Anhaltspunkte dafür, daß Carra bereits bei ſeiner Ankunft in Jaſſy Freimaurer war: 1) Er ergreift leidenſchaftlich die Partei des Le Doulx, in der Frage der Fayencenfabrik (Histoire, S. 193—197, vgl. auch Revista Critica 11/1937, S. 25—27). 2) Unter den wichtigen Städten der Moldau führt er neben der Hauptſtadt Jaſſy den Ort Sadagura an (Histoire, S. 11: Satagora), einen Marktflecken neben Czernowitz mit dem gleichen Namen, den die von den Ruſſen gegründete Freimaurerloge trägt (vgl. weiter oben).

Zu der 1772 gegründeten Loge mag der Bojar Jordachi Darie Dărmănescul gehört haben. Dieſer Bojar entpuppt ſich als Freimaurer, indem er 1787 für die Ueberſetzung des Buches von Abbée Prau über den Beginn der Freimaurerei ins Rumäniſche eintritt (vgl. weiter unten). In ſeiner Eigenſchaft als Freimaurer arbeitet Jordachi Darie gegen Gri-

---

[7]) Nach Carra, Historie de la Moldavie et de la Valachie, S. 194; dagegen nach A. Wolf „Beſchreibung des Fürſtenthumes Moldau" Bd. II. Hermannſtadt, 1805, S. 195/96 erſt im Jahre 1776. Vgl. Wolf: „Während der Herrſchaft des Grigore Ghica Voda kam 1776 ein verabſchiedeter franzöſiſcher Offizier, Herr Le Doulx, nach Jaſſy, wo ihm die Bojaren als Profeſſor für franzöſiſchen Unterricht zu ihren Kindern aufnahmen. Er machte ſich in allen Familien beliebt, und bald begründete er mit den dort befindlichen Griechen gemeinſam eine Freimaurerloge. Alle Mitglieder der Geſellſchaft gaben ihm das Schweigegelöbnis. Am 3. Oktober 1777 erfuhr Fürſt Ghica davon, kurz vor ſeinem Ende (12. Okt. 1777, vgl. S. 194) und befahl einen Ueberfall auf die unvorbereitete Loge zu machen und Baron Le Doulx während der Nacht in einem dazu bereitgeſtellten Wagen aus dem Lande zu ſchaffen."

[8]) Vgl. Aulard, Histoire politique de la Révolution française, origine et développement de la démocratie et de la république, 1789—1804—6. Paris 1926.

gore Alexandru Ghica. Wir wiſſen nicht, was er gegen den Fürſten unternommen hat, aber wir wiſſen, daß dieſer ihn im September 1777 durch Stockſchläge auf die Fußſohlen ſtrafen läßt und daß er bald darauf mit anderen Spießgeſellen nach Hotin flüchtet. In der Tat ſagt Conſtantin Caragea in ſeinen Memorii:[9])

Am Samstag, den 30. September 1777 ſchrieb der Wirt Panagiot aus Hotin, es ſeien einige Bojaren zu ihm gekommen und hätten um Quartier gebeten. Dieſe ſeien olgende geweſen: der Groß-Logofet Bălănescul mit dem Groß-Paharnic Därmănescul (den Seine Hoheit wenige Tage vorher durch Schläge auf die Fußſohlen hatte beſtrafen laſſen) aus Neamţ, der Clucearul Mihalachi Bals und der Medelnicerul Ghiorgachi Cananou aus Suczawa, der Groß-Spatar Ghiorgachi Cantacuzino aus Hîrlau, Ban Grigore Bals aus Botosani und andere.
Cantacuzino aus Hîrlau, Ban Grigori Balş aus Botoşani.

Zehn Tage ſpäter, am 10. Oktober 1777, iſt Grigore Alexandru Ghica ermordet worden[10]) und an ſeine Stelle trat der Fürſt Conſtantin Muruzi. Därmăneſcu zettelte auch gegen den neuen Herrſcher Verſchwörungen an. Wir erfahren durch Conſtantin Caragea:[11])

Am Dienstag, den 31. Juli 1778, gegen Abend brachte der dritte Stallmeiſter Ghiorgachi den geweſenen Kanzler Roſet Bălănescu aus Neamţ mit dem Mundſchenk Därmănescul und ſchloß ſie in das Zimmer des Hofpräfekten Ghiorgachi ein. Am ſelben Abend wurde Därmănescul mit dem Streitkolben geſchlagen und auf die Fußſohlen gepeitſcht. Zugleich wurde der Hauptmann nach Neamţ geſchickt, um den Eintreiber der Getränkeſteuer, Manolachi Romano zu holen, der aber ſchon nach Deutſchland[12]) geflohen war.

Am Samstag, den 4. Auguſt 1778 holte der Hauptdiener gegen Mittag den Statthalter Manolachi Bogdan aus dem Zimmer des Hofmarſchalls und warf ihn in einen Keller. Am 10. desſelben Monats wurden die letzten Verſchwörungen aufgedeckt, als deren Anſtifter Manolachi Bogdan und deſſen Gehilfen, der Bojar Cuza ſowie der Eintreiber der Getränkeſteuer Romano und Darmanescul feſtgeſtellt werden konnten. Ein Diener des letzteren hatte 24 Manifeſte in Bender verteilt, in der Moſchee des Daghiſtanli Paſcha, in den verſchiedenen Kaffeehäuſern und an anderen Orten, davon wurden 9 nach Konſtantinopel, 4 an Muhafiſi-Ichituglu Paſcha und 6 an Haſſan Paſcha geſchickt.

Am 12. desſelben Monats, einem Sonntag, als nach dem Kaffee Seine Hochwürden der Biſchof von der Moldau und Ehrwürden Erzbiſchof von Philippi, andere Würdenträger und ſämtliche Bojaren anweſend waren, ließ ſich ſeine Hoheit, der auf einem Divan ruhte, Bogdan, Cuza, und Därmăneſcul in Ketten vorführen. Eine Stunde und darüber ſprach er auf ſie ein und führte ihnen das Schändliche ihres Benehmens vor Augen, indem er ihnen vorhielt, was er an ihnen getan hatte und wie ſie ſich zum Dank dafür ihm gegenüber benommen hätten, daß ſie ſogar zu

---

[9]) DocHur XIII, S. 80.

[10]) Eine Beſchreibung des Mordes an Ghica gibt uns A. Wolf, Beſchreibung, II, S. 194—195 Anm., nach dem Bericht von Luxandra Bals, der älteſten Tochter Ghicas.

[11]) Memorii, DocHur XIII, 104—105.

[12]) = Oeſterreich! Im damaligen rum. Sprachgebrauch wurde Oeſterreich und Deutſchland gleichgeſetzt.

Vaterlandsverrätern geworden wären, wenn er es nicht rechtzeitig erfahren und verhindert hätte. Und als ſie keine Erwiderung vorbrachten, beſonders Bogdan ſtumm blieb, der an Stelle jeder Verteidigung, um Mitleid und Vergebung bat und ſeine Fehler zu bereuen vorgab, wurde er verurteilt und von neuem eingeſchloſſen. Auch Cuza wurde in den Keller geworfen, der vorher in einem Zimmer gehalten worden war Tărmăneſcu wurde verurteilt zum Abſchlagen der Hand und Verbannung. Aber darauf wurde Seine Hoheit von den Bitten des einen und anderen unter den Bojaren bewogen, ſeine Strafe zu mildern. Er ſchickte alſo Tărmăneſcul in das Bergwerk; am ſelben Tage noch milderte er gegen Abend nochmals die Strafe auf erneute Bitten und ſchickte ihn in das Kloſter.

Dărmăneſcu wurde ins Gefängnis von Tîrgu Ocnei am 15. Oktober 1778 eingeſperrt, wie aus einer Anmerkung hervorgeht, die auf ein aus dem Beſitz von Dărmăneſcu ſtammenden Manusſkript Intîmplările lui Telemah geſchrieben iſt, das ſich heute im Beſitz der Rumäniſchen Akademie befindet (Nr. 342 Katalog II. 52—53).

Aus dem Gefängnis entlaſſen, beginnt am 20. Oktober 1778 Dărmăneſcu die Ueberſetzung des Buches von Abbee Prau über den Beginn der Freimaurerei (Taina Francmasonilor) ins Rumäniſche. (Die Handſchrift befindet ſich heute im Beſitz der Rumäniſchen Akademie, Nr. 451, Katalog II. 174—75), das 1778 in Amſterdam erſchienen war.

Auch in dieſer Zeit verhält er ſich nicht ruhig. Um 1790 wird er von Mateiu Milo in Verſen verſpottet.[13]) Am 5. Oktober 1796 tritt Jordachi Darie Dărmăneſcul als Groß-Banus auf (vgl. Tanoviceanu, a. a. O. 24, Anm. 2.)[14]). Die anderen Genoſſen Dărmăneſcus Manolachi Bogdan und Cuza haben den Kopf eingebüßt (vgl. Caragea, Memorii, a. a. O.).

Gegenüber der von dem Vornic Manolachi Bogdan geführten Gruppe von Bojaren, der auch Dărmăneſcu angehörte — eine Gruppe, die den Fürſten Al. Ghika und Konſtantin Moruzi befeindete —, bildete ſich am 18. Juni 1774 eine aus den Bojaren Jordachi Balş, dem Banus Konſtantin Birnav, dem Stolnik Janachi Kantacuzino und Jordachi Conanou zuſammengeſetzte Gruppe zwecks gegenſeitiger Hilfeleiſtung gegen die Gefahren und Ränke, die gegen ſie geſponnen wurden.

Sie vereinigten ſich in einem Schutz- und Trutzbündnis gegen Intrigen und Gefahren, denen ſie ausgeſetzt waren (vgl. die Urkunde bei Gh. Ghibăneſcu, in der Zeitſchrift Ioan Neculce Heft III, Jaſſy 1923, 132—133).

---

[13]) Tanoviceanu, Un poet moldavan din veacul XVIII, Bukareſt 1898, 24—25.

[14]) Über Tărmăneſcu hat N. Jorga in Francmasoni şi conspiratori în Moldova secolului XVIII (Bukareſt 1928). Leider iſt der Verfaſſer nicht im Bilde über ſeine Beziehungen zu den europäiſchen und insbeſondere ruſſiſchen Freimaurerei, und das Buch von Gregor Schwartz-Boſtunitſch „Die Freimaurerei und ihre Ziele" iſt ihm unbekannt, ſodaß er keine Beziehung zwiſchen D. und der ruſſiſchen Freimaurerei feſtſtellen konnte.

Dieſe Gruppe ſtand zweifellos auf der Seite von Ghica und ſeinem Nachfolger Conſt. Vodă Muruzi. Tatſächlich war Jordachi Balş der ältere Bruder des Manolachi Balş (Gh. Ghibaneſcu, Biſerica Sft. Dimitrie Balş S. 12), der Artilleriekommandant von Conſt. Vodă Muruzi war und welcher am 14. Auguſt 1778 die Verſchwörer Manolachi Bogdan und Cuza einſperren ließ (ſ. o.).

Die Tatſache, daß die Gruppe um Jordachi Balş ſich am 18. Juni 1774, alſo drei Monate vor dem zweiten Regierungsantritt Grigore Ghica's gebildet hat, gibt uns das Recht zu glauben, daß Jordachi Darie Dărmăneſcul ſeine Intrigen gegen Gr. Al. Ghica ſchon vor der zweiten Thronbeſteigung Ghicas in der Moldau, begonnen hat. (Erſte Regierung: 29. März 1764—3. Februar 1767), alſo in der Zeit der ruſſiſchen Beſetzung, 7. Oktober 1769—10. Juli 1774.

Nach der Ermordung Manolachi Bogdans und Cuzas verſchwindet die Freimaurerei für vier Jahrzehnte aus der Moldau. Die Liſte der freimaureriſchen Ehrenmitglieder, die ich oben erwähnte, weiſt eine größere Lücke auf: 1761—1781, dann 7 kleinere: 1783—1784, 1786—1793, 1795—1799, 1801—1802, 1805—1811, 1815—1818, 1821—1824.

Jaſſy hat auch einige freimaureriſche Abenteurer beherbergt. So z. B. den verkrachten franzöſiſchen Kaufmann Pierre Fleury aus Paris, der ſich erſt nach Conſtantinopel und dann nach Jaſſy geflüchtet hatte, wo er bei den Kindern des Großſchatzmeiſters Jordachi Ruſet Roznovanu (Freimaureriſcher Schutzpatron 1804) bis zum Frühjahr 1821 Erzieher war und dann mit der ganzen Familie nach Kiſchinew floh. Hier finden wir ihn am 1. Juli 1821 unter den Gründern der Freimaurerloge 25 von Kiſchinew, der dann auch ein anderer nach Jaſſy gekommener Freimaurer, nämlich der Schweizer Mitterhofer, angehört hat.[15])

Die Loge von Kiſchinew iſt unter dem Schutze der freimaureriſchen Vereinigung Astrée in Petersburg gegründet worden. Dieſe Vereinigung hatte bis dahin bereits 24 Logen gegründet, ſo daß die von Kiſchinew die 25. war. Sie beſtand ſchon am 12. April 1821, wurde am 1. Juli offiziell konſtituiert und am 20. September 1821 als „25. Freimaureriſche Loge der Vereinigung Astrée“ in Petersburg unter dem Namen „Ovidiu“ beſtätigt.

Der Akt der feierlichen Konſtituierung der Loge am 1. Juli 1821 (in franzöſiſcher Sprache) wurde von 13 Perſonen vollzogen, an deren Spitze

---

[15]) Die Informationen über Fleury und Mitterhofer wie auch jene über die Freimaurer in Kiſchinew, nehmen wir aus zwei Artikeln:

Al. Kidel, Masonii şi dekabriştii în Basarabia (1820—1822), in Viaţa Romînească Auguſt 1934, S. 74—78. G. Bezveconi, Masonii în Besarabia, in „Din Trecutul nostru“, Januar—März 1936, S. 1—18.

Pavel Sergejewitſch Puſchčin Brigadegeneral, Schutzpatron und ſchon ſeit 1817 Mitglied der Loge „Amis Réunis“, ſtand. Von den anderen 12 nennen wir: den Sekretär Joan Brankowitz,[16]) einen franzöſiſchen Emigranten und Privatlehrer bei C. Negruzzi, ſicherlich ein Jude; den „Advokaten“ Pierre Fleury, Zeremonienmeiſter (vgl. weiter oben), Manuel Bernardo, boyard, d. h. Adeliger, wahrſcheinlich ein Jude, der ſeinen wahren Namen und ſeine Herkunft unter dem Titel „Bojar aus der Moldau“ verſtecken wollte. Dieſer Loge hat ſich bald auch der große ruſſiſche Dichter Puſchkin angeſchloſſen, der von September 1820 bis Mai 1823 in Kiſchinew gelebt und in Verbindung mit dem dortigen moldauiſchen Adel geſtanden hat. Tatſächlich flohen nach dem ruſſiſch-türkiſchen Krieg von 1806—1812 eine Reihe von moldauiſchen Bojaren nach Kiſchinew, aus Angſt vor den Türken. Von ihnen waren Freimaurer: Mihaiu Vodă Suțu (Schutzpatron 1794), Mavrocordat, Caragea, Roſet-Bibicâ, Roſet-Roznovan (Schutzpatron 1804), Moruzi (Al. Conſt. Vodă Moruzi, Schutzpatron 1803, Prinz Dumitru Moruzi, Schutzpatron 1812), Plaghino, Mavroyeni, Sturdza (Petrachi Sturdza, Schutzpatron 1820), Bogdan, Balș u. a.[17]).

Die Verbindung zwiſchen den von Jaſſy geflohenen und den in Kiſchinew beheimateten Freimaurern wurde raſch aufgenommen. Zu einem günſtigen Zeitpunkt wurde der Statthalter von Beſſarabien, Inzow, gebeten, die Führung zu übernehmen für den Fall, daß nicht bereits der Dichter Puſchkin mit dem Prinzen Suțu aus der Moldau eine Loge gründen wolle.[18]) Der junge Puſchkin ſtand in freundſchaftlichen Beziehungen mit dem nachmaligen Schriftſteller Konſtantin Negruzzi, einem in Beſſarabien lebenden, ſpäter nach Jaſſy überſiedelten Moldauer.[19]) Negruzzi tritt in der bei Daşkevici (a. a. O.) zitierten Tabelle 1850 als Freimaurer auf.

Die ruſſiſchen Logen beherrſchte der liberale, revolutionäre Geiſt. Und dieſer wurde auch den moldauiſchen Freimaurern nach Kiſchinew und Jaſſy übertragen. Ueber die freimaureriſchen Beziehungen zwiſchen Jaſſy und Kiſchinew ſcheint Kulmann Aufſchluß zu geben (Contribuții la istoriea masoneriei din Rusiea, Loja din Chișinău, in der Zeitſchrift des Miniſteriums für Volksbildung [ruſſ.], Oktober 1907).[20])

Zu dieſer Zeit befanden ſich auch Griechen in Kiſchinew, Vorkämpfer der Befreiung Griechenlands von der türkiſchen Herrſchaft, die in einer geheimen Geſellſchaft namens Eteria vereinigt waren. Sofern dieſe Vereinigung von demſelben Geiſt der Freiheit und Brüderlichkeit beſeelt war,

---

[16]) Den Bezveconi, a. a. O. 6, Anm. 2, mit Rankowitz identifiziert.
[17]) Bezveconi, Din Trecutul nostru, April—Juli 1936, 37.
[18]) Kidel, a. a. O. 85.
[19]) Bezveconi, Din Trecutul nostru, Okt.—Dez. 1935, 45—49.
[20]) Vgl. Kidel, a. a. O. 82.

iſt es klar, daß die Eteriſten in Verbindung mit den Freimaurern aus der Loge „Ovidiu“ ſtanden.

Am 20. Februar 1821 begaben ſich die Brüder Ipſilanti an der Spitze einer revolutionären Gruppe aus Kiſchinew in die Moldau, überſchritten den Pruth und kamen nach Jaſſy, wo Mihaiu Vodă Suțu (Juni 1819—März 1821) ſie herzlich willkommen hieß. (Er war Freimaurer und Schutzpatron). Im März verließ Suțu jedoch plötzlich den Thron und floh nach Kiſchinew, aus Angſt vor den Türken, die in die Moldau kamen, um die Ordnung wiederherzuſtellen. Die Türken beſetzten die Moldau und ſetzten am 21. Juni 1822 als Fürſten der Moldau Jon Sandu Sturdza ein, nachdem ſie der griechiſchen Herren überdrüſſig geworden waren, die ſo viele Unruhen verurſachten. Sturdza war der Vertreter des kleinen moldauiſchen Adels, der den liberalen Ideen der Zeit zugänglich war.

Ueberzeugt davon, daß ſeine Stunde gekommen ſei, ſetzte der niedere Adel der Moldau am 13. September 1822 in Jaſſy den erſten Entwurf einer Verfaſſung auf, deren Grundgedanken die Regierung des Landes mit nationaler Vertretung, die individuelle Freiheit, Sicherſtellung der perſönlichen Ehre, Gleichheit aller vor dem Geſetz — alſo die Prinzipien der franzöſiſchen Revolution — waren, damals in der Moldau noch völlig unbekannte Grundſätze.

Dieſer Verfaſſungsentwurf iſt von A. D. Xenopol veröffentlicht.[21]) Er wurde von Xenopol im Archiv des ruſſiſchen Konſulats in Jaſſy gefunden, ein weiterer Beweis dafür, daß eine Verbindung zwiſchen den Urhebern der freiheitlichen Bewegung und der Bewegung in Rußland beſtand.

Jon Sandu Sturdza, der mit Hilfe des kleinen Adels zur Regierung gekommen war, zeigte ſich bereit, den Verfaſſungsentwurf in die Tat umzuſetzen, mußte aber dem ruſſiſchen Druck weichen.

In den Jahren 1815—1822 war die Zahl der Logen in Rußland ſehr groß. In Petersburg allein waren 11: Amis Réunis (gegr. 1812), Alexander (1805), Paläſtinä (1809), Pierre à la Vérité (1810), Eliſabeth für die Tugend (1810), De l'Etoile flamboyante (1815), Trois Vertus (1815), Trois Flambeaux (1816), Les Amis du Nord (1817), Chercheurs de la Maune (1817), ferner die Astrée, die in Rußland 25 Logen gründete.

Unter dem Einfluß der Offiziere, die mit Napoleon im Kriege geweſen waren, begannen in den Jahren 1815 bis 1816 die freimaureriſchen Logen Politik zu machen. Infolgedeſſen kam es wiederholt zu Gewaltakten,

---

[21]) Primul proect de Constituție a Moldovei, Originele partidului conservator și al celui liberal. Bukareſt 1898.

ſodaß die Freimaurer für den Staat und deſſen Autorität gefährlich zu werden begannen.

Am 6. Auguſt 1822 verbot Kaiſer Alexander I. die Freimaurerei. Der Verfaſſungsentwurf, der am 13. September 1822, zu einem Zeitpunkt, als die Kunde von dem Verbot der Freimaurerei in Rußland noch nicht in die Moldau gedrungen war, herausgebracht worden war, kam zur Begutachtung und wahrſcheinlich auch zur Unterſtützung ſeiner Durchführung, auf das ruſſiſche Konſulat in Jaſſy und wurde dort im Archiv hinterlegt, als das Verbot vom 6. Auguſt bekannt wurde.

Daşkevici ſtellt feſt a. a. O., daß in Muntenien die Freimaurerei auf dem Wege über die Moldau eingeführt worden ſei und zwar von Konſtantin Voda Mavrocordat, als dieſer (27. November 1735 bis September 1741) in Muntenien herrſchte. Er ſei darin unterſtützt worden von ſeinem Sekretär Cara und den Moldauiſchen Freimaurern. Trotzdem iſt in der Liſte der Ehrenmitglieder in Muntenien als erſter Fürſt A. Konſtantin Vodă Moruzi (Januar 1793 — Auguſt 1796) aufgezeichnet (Schutzpatron 1796). Als zweiter Konſtantin Radovici, ohne Rang, 1825.

In einer Handſchrift aus dem Jahre 1800 (Ms. Akad. Rom. Nr. 603), die dem Metropoliten von Bukareſt gehörte, erſcheint ein „verſtorbener Oberſt Panaiot Farmazon", möglicherweiſe ein Ruſſe, der aus der Zeit der ruſſiſchen Beſetzung (November 1769 bis 10./21. Juli 1774) in der Walachei zurückgeblieben war.

Aus all dem geht hervor, daß in Muntenien die Freimaurerei viel weniger vertreten war als in der Moldau, wahrſcheinlich deshalb, weil Muntenien mit Rußland weniger Verbindungen aufwies.

In Muntenien hält die Freimaurerei ihren Einzug mit der Rückkehr der jungen Ariſtokraten des Landes, die in Frankreich ſeit Beginn des 19. Jh.s ſtudiert hatten. In O paginä din istoriea masoneriei romîne (Eine Seite aus der Geſchichte der rumäniſchen Freimaurerei, Bukareſt 1931) behauptet Romeo Joneſcu, daß die Brüder Goleſcu in Pris 1820 in die Loge „L'Athénée des Etrangers" eingeführt worden ſind und Daşkevici (a. a. O.) ergänzt dieſe Angabe dahingehend, daß 1845 in dieſe Loge Jon Bratianu, einer der Vorläufer der Bewegung von 1848, aufgenommen worden ſei.

Während in der Moldau die Generation von 1822 revolutionär war, konnte die Generation von 1820 in Muntenien weiter nichts tun, als die Geſellſchaft „Societatea filarmonică", die von den Brüdern Goleſcu 1845 ins Leben gerufen wurde, zu gründen. Die Ideen der Moldau vom 13. September 1822 erſchienen in der Muntenien am 9. Juni 1848 als Verfaſſung von Islaz.

Die Renaiſſancekunſt Siebenbürgens.

Neue ungariſche Geſichtspunkte und Umwertungsverſuche.

Von Coriolan Petranu (Cluj-Klauſenburg).

Seit Jahren bemerkt man in Ungarn ein neues Intereſſe für die Renaiſſancekunſt Siebenbürgens. Die Aufſätze von Jolanthe Balogh und Stefan Cſabai kommen diesbezüglich in erſter Linie in Betracht.[1]) In der ſpärlichen Kunſtliteratur dieſes Gebietes iſt jeder neue Beitrag willkommen, vorausgeſetzt, daß er ſich mit dem Tatſachenmaterial objektiv auseinanderſetzt. Obzwar die zwei genannten Aufſätze, was den Umfang betrifft, beſcheiden ſind (der erſte umfaßt 14 Seiten und 44 Abbildungen, der zweite, eine Budapeſter Doktordiſſertation, 90 Seiten und 14 Abbildungen), enthalten ſie doch eine Anzahl von Geſichtspunkten, die als neu bezeichnet werden dürfen. Es handelt ſich um nicht weniger als eine neue Auffaſſung, einen neuen Umwertungsverſuch der Renaiſſancekunſt Siebenbürgens. Wie wir im Laufe dieſer Auseinanderſetzung ſehen werden, liegt der Hauptwert der beiden Aufſätze nicht hier, in dieſem Umwertungsverſuch, ſondern in dem zuſammenfaſſenden Ueberblick der ganzen Epoche, in der Anerkennung der Iſoliertheit der ſiebenbürgiſchen Kunſt dieſer Zeit Ungarn gegenüber. Dazu kommt noch das von Frl. Balogh mitgeteilte, unveröffentlichte Denkmalmaterial. Indem wir dieſe poſitive Seite der beiden an ſich beſcheidenen Aufſätze gerne anerkennen, ſind wir leider gerade mit der neuen Beurteilung der Renaiſſancekunſt Siebenbürgens, welche die zwei Verfaſſer vertreten, nicht einverſtanden. Ueberſichtlichkeitshalber wollen wir gleich von Anfang an ihre neuen Geſichtspunkte, die wir als verfehlt anſehen, hervorheben: 1. daß die Renaiſſancezeit in Siebenbürgen „ein ſchöpferiſches Zeitalter von bleibendem Einfluß“[2]), mit anderen Worten eine ruhmvolle Kunſtperiode geweſen ſei, 2. daß dieſe Kunſt „die ungariſchſte Variante der Renaiſſancekunſt“, „ein ſpezifiſch-ſiebenbürgiſcher Stil“, „ein ungariſcher Nationalſtil“[3]) ſei oder daß ſie ein „lokales, individuelles Kolorit“ ſei, oder daß ſie „Ausdruck der Eigenſchaften der ſiebenbürgiſchen Seele“ oder gar „der ungariſchen Seele“[4]) ſei, 3. daß die „ſiebenbürgiſche blumige (d. h. die mit Blumen verzierte) Renaiſſance“ „am reinſten ungariſch“ ſei[5]), oder daß dieſe Blumenornamentik der

[1]) J. Balogh: A reneszánsz építészet és szobrászat Erdélyben. „Magyar Művészet“ X 5. S. 129—158, Budapeſt, 1934. — St. Cſabai: Az erdélyi reneszánsz művészet. Budapeſt, 1934.

[2]) J. Balogh: A renaissance építészet Magyarországon I. „Magyar Művészet“ IX. 1. S. 12. Budapeſt 1933.

[3]) J. Balogh in „Magyar Művészet“ X. S. 129—30, 153.

[4]) St. Cſabai: a. a. O. S. 13, 15, 9.

[5]) Balogh, S. 154.

ungariſchen Volkskunſt „aus der ungariſchen Volksſeele“ entſproſſen ſei,[6]) 4. daß die ſiebenbürgiſche Renaiſſancekunſt „trotz der geographiſchen Lage der italieniſchen Kunſt näher ſtehe“, dagegen ſei „der Einfluß der deutſchen Renaiſſance bedeutend ſchwächer“ und habe ſich „nur auf die ſächſiſchen Gegenden erſtreckt“.[7]) Die Bedeutung dieſer ſei verſchwindend Klauſenburg gegenüber (das als madjariſch angeſehen wird).[8]) Man ſpricht von einem „ſiebenbürgiſchen, unter maßgebender Leitung des Ungarntums entſtandenen Stil“,[9]) d. h. man ſchreibt den Madjaren als Mäzenen, Künſtlern, als Stilformenden, als Schöpfern der Formenſprache eine größere Rolle als den Sachſen oder Deutſchen im allgemeinen zu, man macht dieſe hie und da zu Nachahmern der Ungarn[10]) und 5. wirft man den Rumänen einerſeits vor, daß ſie an dieſer Entfaltung des Renaiſſanceſtiles nicht teilgenommen hätten,[11]) andererſeits verſucht man Einflüſſe der „ungariſchen blumigen Renaiſſance“ in den alten rumäniſchen Fürſtentümern zu entdecken.[12])

Außer dieſen in fünf Sätzen angeführten Geſichtspunkten gibt es noch eine Anzahl von Anſichten der beiden Verfaſſer, die wir im Laufe unſerer Darſtellung als anfechtbar anſehen; auf alle unbegründeten Behauptungen und Uebertreibungen können wir freilich nicht eingehen. Wir wollen zuerſt die anderen bisherigen Anſchauungen der ungariſchen Forſcher wie auch von zeitgenöſſiſchen Reiſenden kennenlernen, um dann im einzelnen zu den obigen Behauptungen Stellung zu nehmen.

Julius Paſteiner ſchreibt 1885: „das ungariſche Volk iſt auch diesmal (d. h. in der Renaiſſance) nicht durch ſeine ſelbſtändige Schöpferkraft, ſondern durch ſeine überraſchende Aufnahmefähigkeit gleichwertiger Faktor der ziviliſierten abendländiſchen Völker geworden.“[13])

Derſelbe äußert ſich 1902: „Das 16. Jh. war auf dem Gebiete der kirchlichen und weltlichen Baukunſt völlig unfruchtbar. Die an der Schwelle harrende Renaiſſance konnte in Ermangelung von Aufgaben, wenn auch nur mittleren Schlages, hier keinen feierlichen Einzug halten, ſondern kam nur verſpätet und wie zufällig ins Land hereingeſtolpert, wo ſie auch nicht Wurzel ſchlug. Im 17. Jh. hörte die kirchliche Bautätigkeit gänzlich auf“.

---

[6]) Cſabai, S. 10, 24, 74.

[7]) Balogh, S. 129.

[8]) Balogh, S. 148.

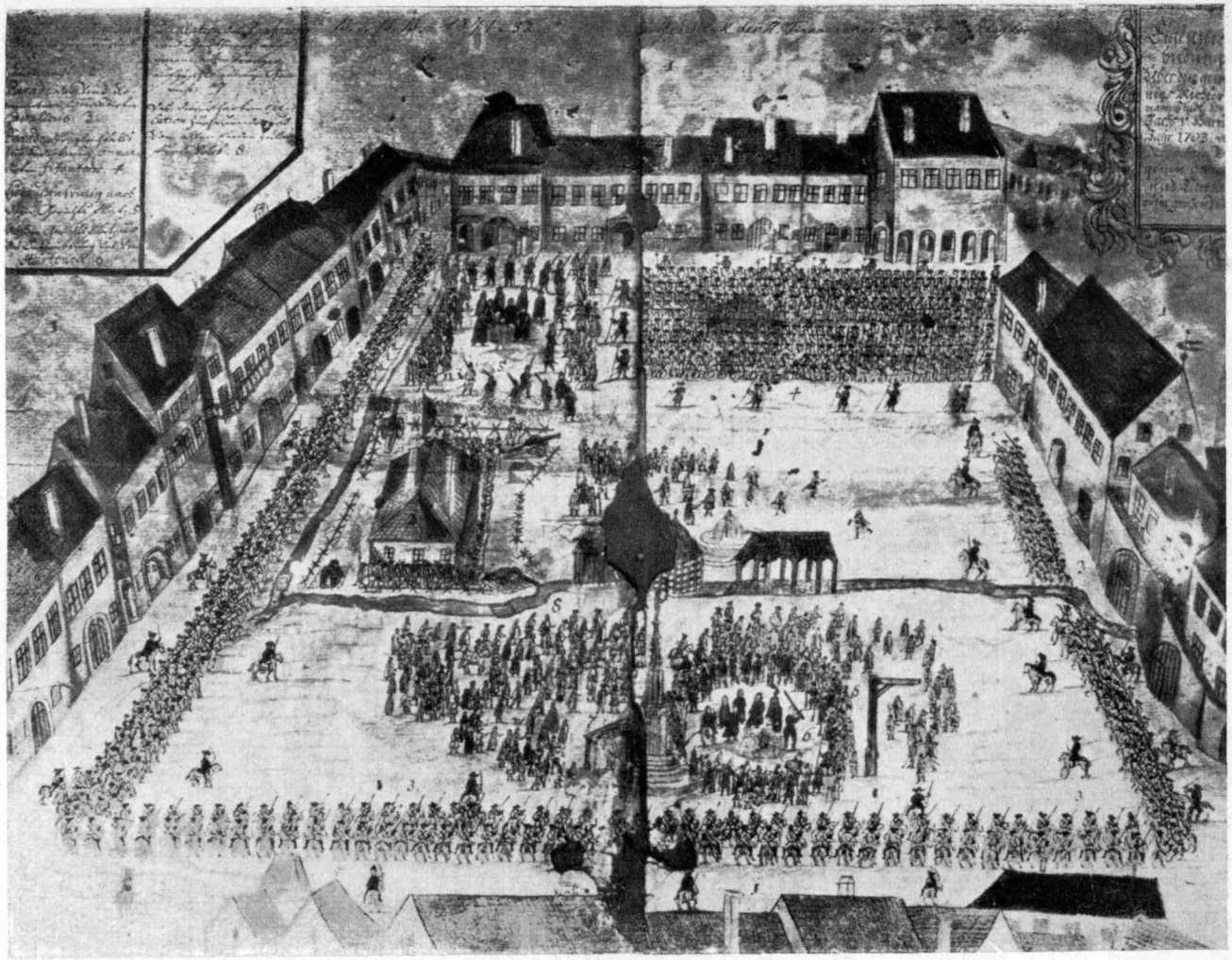
[9]) Cſabai, S. 63, 54.

[10]) Cſabai, S. 54, 58, 84, 74; Balogh, S. 137, 154.

[11]) Derſ., S. 74.

[12]) Balogh, S. 158, 137.

[13]) J. Paſteiner: A művészetek története. Budapeſt, 1885, S. 372 und „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“, Bd. VI. S. 94, 96. Wien, 1902



1. Hinrichtung des Sachsengrafen Harteneck auf dem „Großen Ring“ in Hermannstadt—Sibin

Zeitgenössische lavierte Federzeichnung 1703

(Baron Bruckenthalsches Museum, Hermannstadt)

Ignaz Acsády[13a]) 1897: „die Reformation war für die Kunst nicht günstig". Man hat bei uns auch in jener Zeit gebaut, aber die Kunst hat wenig von diesen zu Verteidigungs- und zu militärischen Zwecken dienenden Bauten gehabt. Ein paar städtische Häuser und einige in Stein gemeißelte Grabdenkmäler — auch diese in der Regel eine Leistung der Fremden — legten bis heute über die künstlerischen Neigungen und über den Kunstsinn der Generation dieser Periode der Verheerung Zeugnis ab. Noch am meisten blühte das Kunstgewerbe, in erster Linie die Goldschmiedekunst, weil sie einem allgemeinen Bedürfnis diente."

Der Sachse Victor Roth schreibt[14]) 1905: „Der Ueberblick über die ganze Epoche der Renaissance in Siebenbürgen zeigt mit voller Deutlichkeit, daß sie zu einem vollen Durchbruch auf allen Gebieten der Kunst nicht gelangte. Auf die Durchbildung der Bauwerke hat sie keinen Einfluß zu nehmen vermocht. Sie hat eine Renaissancedekoration, aber keine Renaissancearchitektur hervorgebracht."

Eugen Lechner schreibt[15]) 1917: „Es ist wahr, daß wir auch im letzten lombardischen Dorf dutzendweise architektonische Details finden, die in Geschmack und Ausführung die hier behandelten Denkmäler übertreffen....".

Kornelius Divald hat 1927 die Provinzialisierung und Einführung der volkstümlichen Elemente in die siebenbürgische Renaissancekunst infolge der Unterbrechung der Beziehungen zu Italien und zu anderen wichtigen Kunstländern anerkannt. „In der Provinz wetteifern unsere Meister mit Erfolg; es ist wahr, daß nur mit Steinarbeitern zweiten Ranges aus Norditalien gearbeitet worden ist". Zum Schluß bemerkt er: „Wir haben uns mit den volkstümlichen Varianten unserer Renaissancearchitektur und mit ihren Denkmälern ausführlicher beschäftigt, als es ihr Kunstwert und ihre kunstgeschichtliche Bedeutung verdienen würde". „Die siebenbürgische Gruppe der széklerischen Altäre besteht aus Werken zweiten Ranges von volkstümlichem Charakter"[16]).

Andreas Péter bezeichnet[17]) 1930 das Zeitalter, das nach 1526 einsetzte, also: „Volle Stagnation des Kultur- und Kunstlebens, Inproduktivität", Siebenbürgen „verfällt in völlige künstlerische Bedeutungslosigkeit", „sonst haben wir von der Baukunst Siebenbürgens dieser Zeit kaum Kenntnis. Die Bautätigkeit konnte nicht sehr aktiv sein..." Die siebenbürgischen Baudenkmäler betrachtet er als bescheiden, von provinziellem Charakter, die Bildhauerarbeiten stark von der deutschen Renaissance beeinflußt.

Karl Kós schreibt 1929[18]): „Der Protestantismus und Demokratismus des Fürstentums waren nicht günstig für die Entwicklung der künstlerischen Kultur. Der puritane Charakter der Kirche, der Mangel an weltlicher Macht, an Reichtum und an Kunsttraditionen, wie auch der einfache, ja armselige Hof des Fürsten, das Fehlen einer Hofaristokratie in westlichem Sinne, und eines Hoflebens bildet keine Künstler, ist keine stilbildende Kraft, sie produziert keine Besteller und

[13a]) Acsády: Magyarország három részre oszlásának Története, 1526—1608. Budapest, 1897, S. 476.

[14]) V. Roth: Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen. Straßburg, 1915, S. 122.

[15]) E. Lechner: Renaissance építési emlékek Szamosújvárott. Budapest 1917, S. 28.

[16]) K. Divald: Magyarország művészeti emlékei. Budapest, 1927, S. 177, 188, 206.

[17]) A. Péter: A magyar művészet története. Budapest, 1930, Bd. II, S. 5, 14.

[18]) K. Kos: Erdély. Cluj, 1929, S. 62—7.

Mäzene von großem Kaliber". „Von einer fürſtlichen oder ariſtokratiſchen großangelegten Bautätigkeit in weſtlichem Sinne wiſſen wir kaum etwas". „Die Provinzbauten des Hochadels ſind befeſtigte Wehrbauten, unbequem, ohne abendländiſchen Luxus und Glanz, düſter genug. Aus den z. T. bis heute beſtehenden Häuſern des bemittelten ſzékleriſchen oder madjariſchen Adels mittelmäßigen Gutes können wir folgern, daß ſie ſehr beſcheidene Bauten waren, von bis zum äußerſten vereinfachter Form, von mittelalterlichem Geiſte, bisweilen mit Teilen verziert, die an die einfachſte Renaiſſance, mit vereinfachten Grundriſſen erinnert. Der niedere Adel von beſcheidenerem Gut baut in der großen Maſſe die Häuſer aus Holz, ebenſo wie die Jobbagyen". „Das Zeitalter der Reformation in Siebenbürgen baut keine Kirche von großen Ausmaßen". Auch auf anderen Gebieten bildender Kunſt war der Proteſtantismus nicht beſonders günſtig für die künſtleriſche Entwicklung".

Nach Tiberius Gerevich „blieb die Kunſt des Fürſtentums nicht nur hinter dem europäiſchen, ſondern auch hinter dem ſchwer aufrechterhaltenen Niveau des in ſeinen Grenzen verſtümmelten Mutterlandes zurück."[19])

Heinrich Horváth iſt der Anſicht,[20]) daß die Renaiſſance in Siebenbürgen „nie imſtande war tatſächlich Wurzel zu faſſen" und daß „der Barock ſozuſagen ohne Uebergang aus der Gotik ſich entwickelte".

Ladislaus Eber ſtellt 1934 feſt,[21]) daß, die Baudenkmäler in ſpärlicher Zahl erhalten ſind; er behandelt der Gotik gegenüber ganz kurz die Renaiſſance. „Die früheſte und einfachſte Form der Uebernahme der italieniſchen Kunſt bietet Ungarn". Nach ihm haben ſich im Lande mehr Sterne zweiten und dritten Ranges niedergelaſſen.

Nun einige Anſichten über die einzelnen Kunſtgattungen und über die Hauptdenkmäler:

Franz Pulſzky ſchreibt[22]) 1897: „Das Grabdenkmal der Königin Iſabella in Karlsburg (Alba Julia) iſt ein charakteriſtiſches Beiſpiel, wie tief das techniſche Können der Bildhauer recte unſerer Steinmetze geſunken iſt und wie tief das Niveau in der Formauffaſſung verfiel". Ueber die Goldſchmiedewerke des 16. bis 17. Jh.s ſagt er: „Ihr Kunſtwert iſt kein beſonderer, ſelten äußert ſich in ihnen der Schönheitsſinn; ſogar bei den für beſondere feſtliche Angelegenheiten beſtellten Luxusgefäßen, finden wir keine künſtleriſche Idee, weder in der Form, noch in der Ornamentik, die Schablone und Kopie dominiert". „In unſerer Heimat fand im 17. Jahrhundert die Malerei ebenſowenig Terrain, wie im 16. Die Porträtdarſtellung iſt faſt der einzige Gegenſtand, für welche ſich gelegentlich Möglichkeit bietet, es iſt aber betrübend der Eindruck, den wir aus der Betrachtung der Porträts dieſer Zeit unſeres Vaterlandes gewinnen. Im Jahrhunderte von Rubens, Van Dyck und Velasquez iſt der Geſchmack unſerer Magnaten durch kindiſche, faſt heraldiſche Gemälde, ohne irgendeine Qualität, die ſich aber in hinreichender Zahl in den Schlöſſern unſerer Magnaten bewahrt haben, zufriedengeſtellt".

---

[19]) T. Gerevich: Erdélyi Művészet. „Magyar Szemle" 1934, S. 237.
[20]) H. Horváth: Budai Kőfaragók és Kőfaragójelek. Budapeſt, 1935, S. 50.
[21]) L. Eber: Művészettörténet. Budapeſt, 1934, S. 199.
[22]) Fr. Pulſzky: Magyarország Archaeológiája. Budapeſt, 1897, S. 270, 275, 261.

Julius Pasteiner ſchreibt[23]) über die ſiebenbürgiſchen Schlöſſer: „Leider fehlt dieſer Bautätigkeit der richtige künſtleriſche Sinn; ſtatt eine Anlage nach den lokalen Verhältniſſen und den Ueberlieferungen anzuſtreben, aus der ſich etwas Selbſtändiges entwickeln konnte, griff man haſtig nach fremden Muſtern, deren Niveau man doch nicht erreichte"

Und über das Schloß von Fägäraş: „Alles iſt da plump, ſchwerfällig, unkünſtleriſch, aber es drückt die düſtere Stimmung des Fürſtentums ſprechend aus", die architektoniſchen Beſtandteile des Schloſſes von Criş (Kreiſch) nennt er „mangelhaft geſtaltet".

Elemér Varjú urteilt[24]) über die Grabdenkmäler der Hunyaden folgendermaßen: „keines kann als künſtleriſch oder prächtig genannt werden".

Victor Roth[25]) äußert ſich über die Goldſchmiedekunſt folgendermaßen: „Was dieſer Zweig des heimiſchen Gewerbes geſchaffen hat, erhebt nicht den Anſpruch, bahnbrechend gewirkt zu haben, wohl aber darf man den Werken der ſächſiſchen Goldſchmiede nachrühmen, daß ſie des Handwerks Ehre zu wahren wußten. Wenn in dieſen Werken naturgemäß nicht höchſte Kunſt zu erblicken iſt, ſo ſteckt doch eines, was ſie durch ſechs Jahrhunderte auszeichnete: Charakter".

Stefan Genthon[26]) über die ſiebenbürgiſche Malſchule des 16. Jh.s: „vom Standpunkte der hiſtoriſchen Entwicklung hat ſie gar keine Bedeutung" und „die ſiebenbürgiſche Eigenart iſt in der Spätphaſe der Entwicklung nichts anderes als unvermögender Provinzialismus".

Nachdem wir uns eine Meinung darüber geformt haben, wie ungariſche Fachleute über die Renaiſſancekunſt Siebenbürgens oder auch des einſtigen Ungarn urteilen, wäre nun eine Zuſammenſtellung der Anſichten der zeitgenöſſiſchen und ſpäteren fremden Reiſenden über die Kunſt und über den Humanismus dieſer Provinz zu wünſchen übrig, indem wir die Intereſſierten oder Schmeichelnden ausſchließen; von dieſen iſt auch Pasteiner der Meinung[27]), daß wir „die allgemeinen Lobſprüche, ſoweit ſie aus der Feder der Humaniſten herrühren, mit größter Zurückhaltung empfangen müßten". Da aber eine ſolche Zuſammenſtellung von Auszügen noch nicht vorliegt, werden wir eine kleine Anzahl, die uns bekannt iſt, vorführen.

Johann Michael Brutus, der Geſchichtsſchreiber der Báthorys, der 1574—76 in Siebenbürgen war, urteilt in „Ungarorum Mores" folgendermaßen über die Ungarn: Sie legen keinen Wert auf mit Gold geſtickte Kleider, auf gezierte Möbel, auf ſchöne Bilder, auf Luxusgegenſtände aus Marmor und Bronze, „dagegen ſchätzen ſie ihr Pferd

---

[23]) J. Pasteiner, in: Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild, S. 99, 97.

[24]) „Magyarország Műemlékei" Bd. I. S. 75, 87.

[25]) V. Roth: Geſchichte des deutſchen Kunſtgewerbes in Siebenbürgen. Straßburg, 1908, S. 141.

[26]) St. Genthon: A régi magyar Festőművészet. Waitzen, 1932, S. 124.

[27]) J. Pasteiner: A művészetek története. Budapeſt, 1885, S. 190.

ſo hoch, daß die Sorgfalt, mit welcher ſie es ſchmücken, keine Grenzen hat". Brutus meint, daß wegen der türkiſchen Gefahr bei ihnen die Wiſſenſchaften und die Künſte dem Verfall entgegengehen, daß ſie aus dieſem Grunde nicht ſchön und ohne Luxus wohnen und keine große Aufmerkſamkeit der Urbanität der Gebäude, Kirchen, Bäder und dem Schmucke anderer Bauten ſchenken.[28]) — Giorgio Vaſari ſchildert in ſeinen berühmten Künſtlerbiographien (Vite, 1550 und 1568) die Madjaren des 16. Jh.s gelegentlich der Lebensbeſchreibung des Viſino[29]), als prahleriſch, eingebildet und wild: „konnte die Plackerei mit einigen aufdringlichen Ungarn nicht ertragen, die ihm den ganzen Tag mit Lobſprüchen auf ihr Land in den Ohren lagen, als ob es kein anderes Heil und Glück gäbe, wie ihre Oefen, ihr Eſſen und Trinken, und keine andere Größe und Herrlichkeit, wie ihren König und dieſen Hof, alles andere in der Welt aber Dreck wäre; er aber dachte, wie es ja auch Tatſache iſt, daß es in Italien doch viel beſſer, feiner und ſchöner ſei". „... ſo hätte er gelernt, was es heißt mit Beſtien zu ſcherzen: denn dieſe ungariſchen Viecher verſtanden ſeine Worte nicht ..."

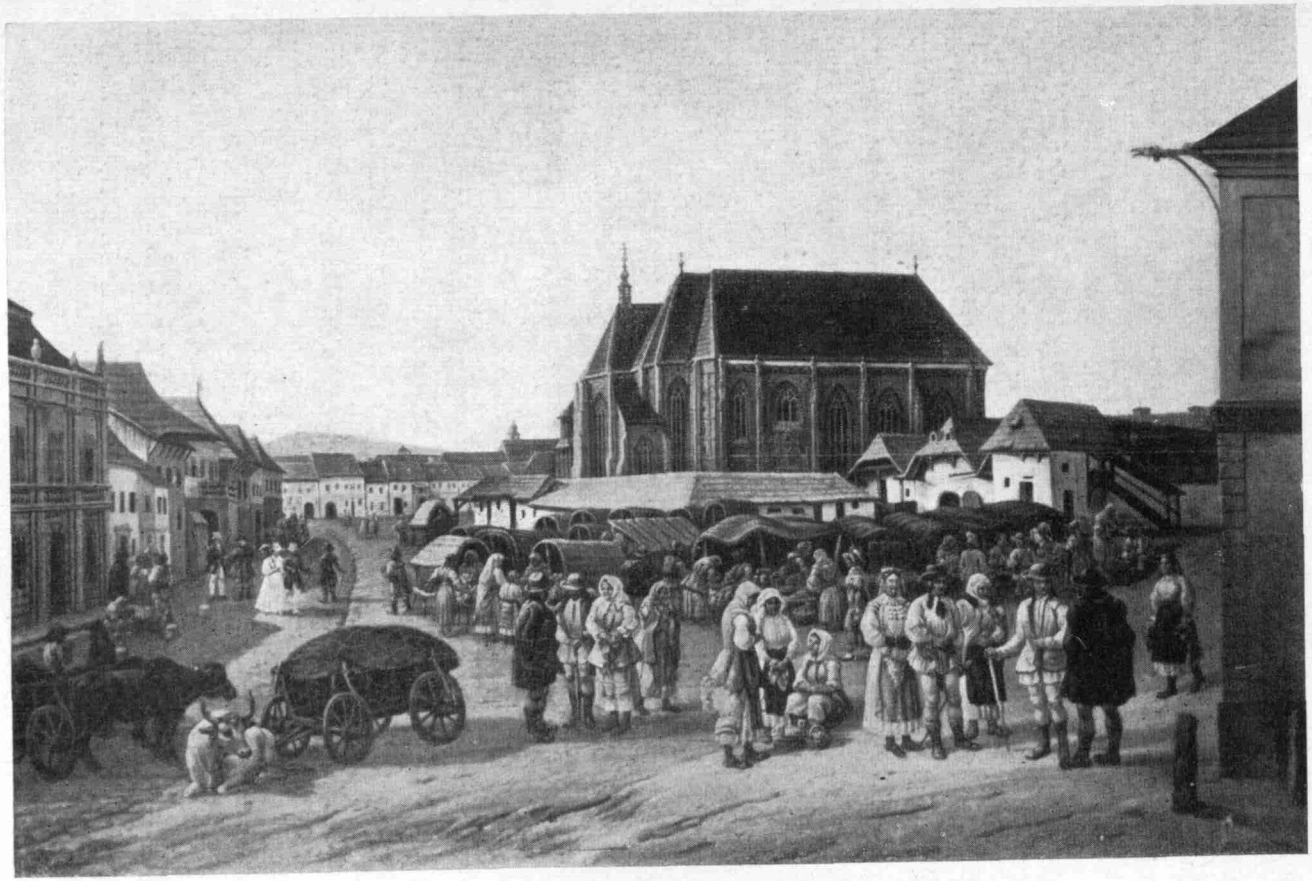
Unvorteilhaft urteilt über die Ziviliſation in Ungarn auch der große Dichter L. Arioſto, der in der Satyre (I—II, Vers 20—90) die Einladung des Fürſtprimas Ippolito d'Eſte nach Ungarn zu kommen 1517 ablehnte. (Die Ungarn dieſer Zeit waren nicht als Künſtler oder Mäzene bekannt, ſondern als Liebhaber von ſtark gewürzten Speiſen, überheizten Zimmern und vielen Getränken). G. Roſaccio nennt in ſeiner Geographie von 1595 und in „Mondo elementare e celeste" (Trevigi, 1604, S. 131—2) die Madjaren rauh und kriegeriſch, die die Bequemlichkeit des Lebens verachten und nicht in den Städten wohnen; die Großen wollen ſo geräumige Häuſer haben als möglich und nichts anderes;[30]) die anderen wohnen in Hütten und in kleinen, ſchlecht gemachten Häuſern, ſie ſchlafen im Bett nur wenn ſie heiraten, ſonſt auf Teppichen und auf Heu .... Wie gut ſtimmt das mit dem überein, was wir der Selbſtbiographie Nikolaus Bethlens aus dem 17. Jh.[31]) entnehmen: „Ich ſehe ein, daß ein ſchöner Bau nicht für Siebenbürgen geſchaffen iſt", daß „ich in Siebenbürgen keine gute, dazu geeignete Handwerker finden konnte", daß „man alles nach ſiebenbürgiſcher Sitte durch die Jobbagyen, ohne Geld, aus-

[28]) S. „Művészet" 1913, S. 31. u. „Monumenta Hungariae Historica" II. Kl. Bd. 12—14.

[29]) G. Vaſari: Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Architekten, Bildhauer und Maler. Ueberſetzt von G. Gronau. Straßburg, 1906, VI. Bd. S. 52.

[30]) Akademie-Mitteilung N. Jorgas Bucureşti Okt. 1936 und „Curentul" vom 26./X. 1936.

[31]) „Magyar Történelmi Emlékek" I—II. herausgeg. von L. Szalay, Peſt, 1858, 1860, I. 169—72.

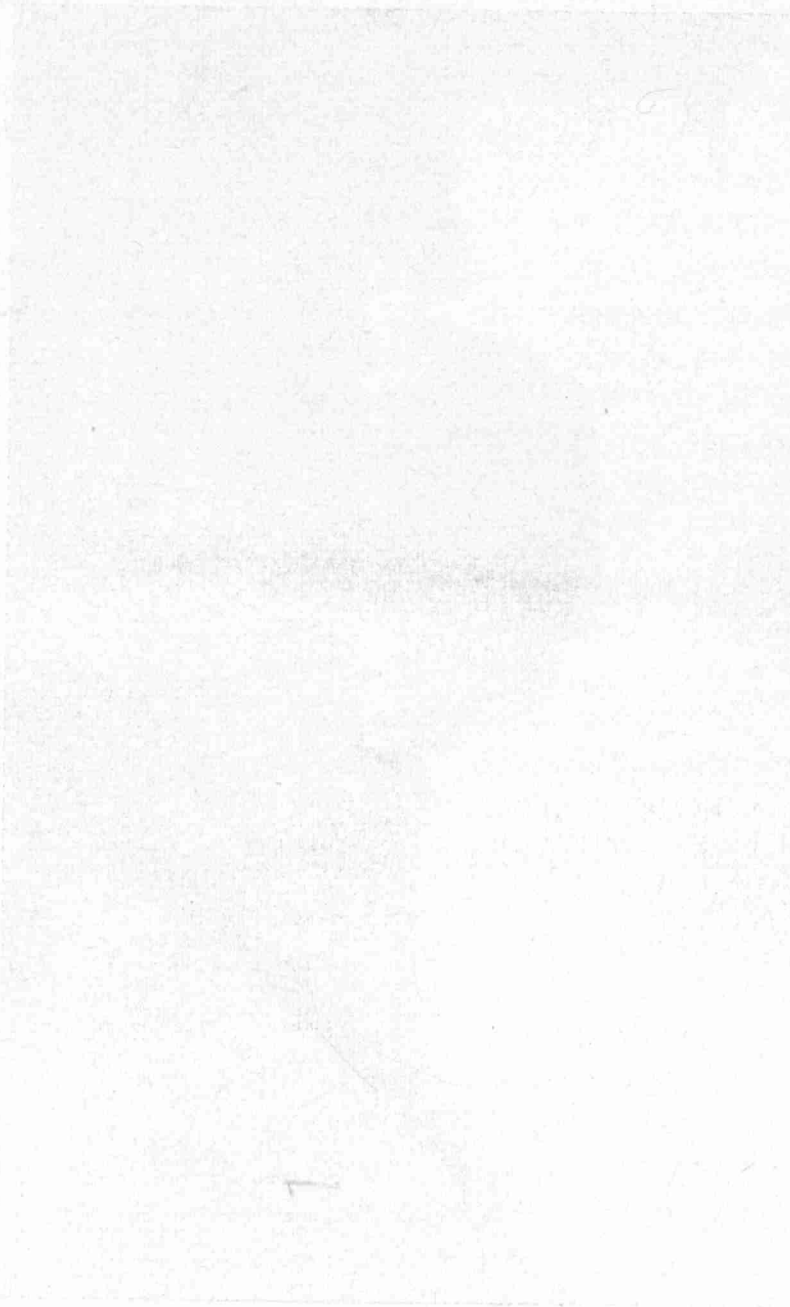


2. Der Marktplatz in Klausenburg—Cluj

Öl auf Leinwand 52 : 77 cm

Bezeichnet: „Fr. Jaschke 839 fec."

(Sammlung: Dr. F. Bielz, Hermannstadt)



führen ließ“ (sein Gehilfe war der Gefangene Tobias, ein deutscher Maurer). Eine Anzahl von Reisebeschreibungen fremder Reisenden hat St. Szamota[32]) zusammengestellt, die Renaissancekunst Siebenbürgens haben diese gar nicht bemerkt, geschweige denn gelobt. J. Bongars hat 1585 ein anerkennendes Wort für Mühlbach (Sebeş-Alba) und die sächsischen Städte, A. Pinxer 1693 für Klausenburg (Cluj), Hiltebrandt[33]) 1656—8 für Kronstadt (Braşov) („mit schönen Häusern gezieret“), für die Häuser von Klausenburg (Cluj) („weitläufig gebaut“) doch mit Schindeldach; er beschreibt die römischen Inschriften des Fürstenschlosses von Karlsburg (Alba Julia), nicht aber das Künstlerische des Schlosses selbst; für die Schlösser, die Bildhauerei, Malerei, Kunstgewerbe des Landes haben alle diese Reisenden, die auch für die Städte so geizig an Lobsprüchen sind, kein Wort. Der Dichter M. Opitz spricht gelegentlich seiner Abreise aus Siebenbürgen von „Der Rawen Menschen Ahrt“, Hiltebrandt nennt den Adel von Oradea (Großwardein) „sehr gemein“, „mehrentheils Crudele Leute“; derselbe bemerkt auch die Primitivität der Einrichtung seiner angewiesenen Wohnung in Karlsburg.[34])

Nach alldem, was wir aus den ungarischen Handbüchern der Kunstgeschichte, aus den Schriften der ungarischen Kunsthistoriker und der fremden Chronisten und Reisenden erfahren, vor allem aber aus den vorhandenen Denkmälern schließen können, sind wir berechtigt die Schlußfolgerung zu ziehen, daß das Zeitalter der Renaissance in Siebenbürgen, wenn es auch ungefähr 250 Jahre gedauert hat, keine ruhmreiche Epoche, kein schöpferisches Zeitalter vom bleibendem Einfluß war; die siebenbürgische Renaissance kann man nicht einmal produktiv nennen, ihr so ungemein langes Leben bedeutet Rückständigkeit der abendländischen Entwicklung gegenüber, der künstlerische Wert seiner Leistungen ist bescheiden, oft von provinzieller Armut. J. Balogh steht im Gegensatz nicht nur zu den herrschenden Ansichten, sondern auch zu dem, was uns die Denkmäler erzählen. Um uns das Gegenteil davon glaubhaft zu machen, wären ein unvergleichlich reicheres Tatsachenmaterial und schwerwiegende, beweiskräftige Argumente an Stelle von Behauptungen und Hypothesen nötig. Bezüglich der künstlerischen Wertung steht Csabai der Wahrheit näher, indem er zugibt, daß man den künstlerischen Wert der

---

[32]) St. Szamota: Régi utazások. Budapest 1891, 175, 427.

[33]) C. J. Hiltebrandts Dreifache Schwedische Gesandtschaftsreise. Hrsg. Fr. Babinger. Leiden, 1937, S. 74, 35, 50.

[34]) Hiltebrandt, S. 30, 31, 42.

ſiebenbürgiſchen Kunſt bezweifeln kann, daß ein großer Teil der Schlöſſer Umbau oder Nachahmung der mittelalterlichen Konſtruktionen iſt, daß dieſe Renaiſſance nicht das Niveau der großen Kunſt erreicht.[35]) Er hebt den unfreundlichen, düſteren Charakter der Schlöſſer hervor, findet ſchwere Diſſonanzen bei der Faſſade des fürſtlichen Hauſes in Turda und im Inneren des Martinuzzi-Schloſſes in Vinţul de Jos, er nennt das Rákóczyhaus von Dej, die Apafiſchlöſſer von Dumbräveni und Blaſendorf (Blaj) beſcheiden, ſeiner Meinung nach macht das Schloß von Brâncoveneſti (Vécs) mehr durch ſeine Maſſen als durch ſeine Schönheit Effekt. Cſabai gibt zu, daß die Bildhauerei bei weitem nicht den künſtleriſchen Grad der Architektur erreicht hat, daß ſie rückſtändig, provinziell iſt und daß die Malerei faſt ganz ausbleibt.

Es iſt ſchwer, faſt unmöglich, das lokale, individuelle Kolorit der ſiebenbürgiſchen Renaiſſancearchitektur infolge der Seltenheit der Denkmäler und aus dem Grunde herauszuarbeiten, weil faſt jedes einen anderen Typus darſtellt. Es fehlt eine Linie der Entwicklung von einem Ausgangstypus zu einem vollausgebildeten. In meiner Diskuſſion mit Gerevich[36]) glaube ich klargelegt zu haben, daß das, was er als charakteriſtiſche Eigenſchaften der ſiebenbürgiſchen Renaiſſance anſieht, nichts anderes als jene der deutſchen Renaiſſanceſchlöſſer iſt: 1. Die Bedeutung der Hofarchitektur dem einfachen, faſt düſteren Aeußeren gegenüber; 2. der Verteidigungscharakter; 3. die hohen Dächer, zu welchen man auch andere gemeinſame Züge der deutſchen und ſiebenbürgiſchen Schlöſſer jener Zeit rechnen könnte; 4. der mehr dekorative als konſtruktive Stil (hauptſächlich Fenſter, Türen, Kamine, Baluſtrade); 5. die Verſpätung und das Eintreten barocker Motive in den Details. Unlogiſch erſcheint der Satz Gerevichs: „Das Schloß von Vinţul de Jos muß als erſtes Denkmal der ſiebenbürgiſchen, madjariſch gewordenen Renaiſſancearchitektur angeſehen werden, obzwar wir nicht wiſſen, wieviel das Gebäude von ſeiner urſprünglichen Form bewahrt hat". Kann etwas national ſein, von dem man nicht einmal weiß, wie es urſprünglich ausgeſehen hat? Cſabai ſieht die lokalen Elemente in den niedrigen, unterſetzten Formen der Arkaden, in den Maſſenproportionen des Gebäudekörpers, in dem hohen Dache; er ſpricht auch von einer feſtungsartigen Düſterkeit des Aeußeren der Schlöſſer. Die ungariſche Sehweiſe beſteht nach ihm in der konſtruktiven Reinheit, Klarheit, Ueberſichtlichkeit, in der Durchtränkung mit völkiſchen Elementen; in der Malerei: im ſynthetiſchen Sehen und in der Vermeidung von Gefühls-

---

[35]) St. Cſabai: Europäiſche und Ungariſche Renaiſſance. „Ungariſche Jahrbücher" 1936, S. 274.

[36]) C. Petranu: Discuţii asupra sintezei artei ardelene. „Gând Românesc" III. 2, Separatabdruck S. 5. Cluj 1935.

übertreibungen; in der Goldſchmiedekunſt: in der Betonung des tektoniſchen Gerippes und dem Verzieren mit Pflanzen- und abſtrakter Ornamentik. Frl. Balogh ſieht vor allem in der blumenverzierten Ornamentik das Siebenbürgiſche und das Madjariſche, außerdem in den niederen Proportionen des Gewölbes, der Säulen, in dem hohen Dache; in den kaſettierten, bemalten Holzdecken glaubt ſie „eine eigenartig ſiebenbürgiſche Gattung der Volkskunſt" zu ſehen.[37])

Aus den oben erwähnten Gründen kann man die angeführten Züge für Siebenbürgen nicht verallgemeinern. Unterſucht man ſie im einzelnen, ſo findet man, daß ſie nichts Neues bieten: niedrige, unterſetzte Arkaden, hohe Dächer, niedere Proportionen, mit Blumen ausgemalte Holzdecken, Pflanzenornamentik findet man auch in den germaniſchen Ländern, ſie bedeuten eher eine Ruſtifizierung, Vereinfachung, Verarmung der deutſchen Beiſpiele. Die Bauten erſcheinen klar, tektoniſch, weil ihnen die reichere Geſtaltung und Verzierung fehlt. Cſabais Verſuch, dieſe Kunſt als Ausdruck der ſiebenbürgiſchen oder gar madjariſchen Seele zu betrachten, iſt kindiſch. Wer könnte zugeben, daß „das ſiebenbürgiſche Ungarntum den richtigen Ausdruck ſeiner Seele in den Renaiſſanceſchlöſſern gefunden hätte" oder daß „ungariſche und italieniſche Sehensart weſensverwandt" ſeien? Oder daß die zwei bedeutendſten Charakterzüge der ſiebenbürgiſchen Seele die Nüchternheit und das Mißtrauen wären? Es iſt fraglich, ob die Volkspſychologen und Kulturhiſtoriker die ſiebenbürgiſche Seele ähnlich umſchreiben würden. Es iſt trotz mancher Verſuche ungemein ſchwer, die Seele der drei Völker Siebenbürgens, von denen das eine das herrſchende, das andere das privilegierte und das dritte das unterjochte war, auf denſelben Nenner zu bringen. Cſabai verſucht auch das beiſpiellos lange Verharren bei dem Renaiſſanceſtile durch die madjariſche Seele zu entſchuldigen. Wenn aber der Renaiſſanceſtil deshalb faſt drei Jahrhunderte hindurch dauerte, weil er Ausdruck der madjariſchen Seele ſei, ſo müßte er unvergleichlich mehr Denkmäler und von viel höheren Qualitäten hinterlaſſen haben, ſonſt müſſen wir unvorteilhafte Schlüſſe auf die künſtleriſchen Anſprüche der madjariſchen Seele ziehen. Die große Verſpätung in dem Uebergang zum Barock iſt eher durch den provinziellen Konſervativismus des Landadels, durch ſeine Iſoliertheit und ſeinen ſporadiſchen Kontakt mit dem Weſten zu motivieren. Die Seele eines Volkes iſt ſonſt nicht dieſelbe zu allen Zeiten und wenn die madjariſche Seele mit der italieniſchen ſo verwandt wäre — dieſe große Ehre wird den Italienern nicht beſonders ſchmeicheln — ſo müßte ſie ſich mit der italieniſchen zum Barock weiterentwickeln, jedoch nicht über 150 Jahre rückſtändig bleiben. Das weitere Argument der ſeeli-

[37]) „Magyar Müvészet" X, 1934, S. 136.

ſchen Oppoſition zu Wien iſt ganz ſekundär, da der neue Stil des Barock keine Wiener Schöpfung war, was damals auch in Siebenbürgen bekannt ſein durfte.

Das Schlagwort „ſiebenbürgiſch-ungariſche blumige Renaiſſance" enthält eine Reihe von Ungenauigkeiten und Uebertreibungen. Es handelt ſich um die Blumenornamentik der Türen, Fenſter, Kanzeln, Decken uſw., die ſich in der zweiten Hälfte des 17. Jh.s ausgebildet hat und deren volle Blüte in das 18. Jh. fällt. Die Blumenornamentik iſt in der deutſchen Renaiſſance ſehr verbreitet, aber auch im Orient. Nach Szendrei[38]) gelangte ſie durch die deutſche Renaiſſance, aber auch durch die Türken, nach Siebenbürgen, und die Städte Klauſenburg (Cluj), Kronſtadt (Braşov), Hermannſtadt (Sibiu), Karlsburg (Alba Julia) waren ihre Zentren. Alſo ſpielen die ſächſiſchen Städte bei ihrer Einführung und Verbreitung eine große Rolle. Wir finden ſie bei den Sachſen ebenſo verbreitet, wie bei den Ungarn.[39]) Gerevich und andere ſahen ſchon längſt ein, daß die Ungarn ſie nicht aus Aſien in der Zeit der Landnahme mitgebracht haben.[40]) In die Volkskunſt drang ſie aus der hohen Kunſt ein und nicht umgekehrt. Die beiden Pulſzky[41]) ſehen einen mächtigen turko-perſiſchen Einfluß in der dekorativen Kunſt des 16.—17. Jh.s, ſogar in jener der Goldſchmiedewerke. Aehnlich urteilt auch Kos[42]). Auch aus Italien konnten wir manche blumenreiche Beiſpiele vorführen, man betrachte nur die päpſtliche Urkunde von 1518, in welcher die Beziehung der Dominikaner zum Pfarrer von Klauſenburg (Cluj) geregelt wurde.[43]) Um von einer „ungariſchen" Blumenornamentik oder „blumigen ungariſchen Renaiſſance" ſprechen zu dürfen, müßte man zuerſt die unterſcheidenden Merkmale den deutſchen, türkiſchen und ſächſiſchen gegenüber beweiſen. Das iſt aber bisher nicht geſchehen. Zwar verſucht Balogh ſie dadurch zu unterſcheiden, daß die ſächſiſchen Blumen naturaliſtiſcher, plaſtiſcher, mehr barock ſind den ungariſchen gegenüber, die trotz der Naturnähe mehr ſtiliſiert und flach vorkommen. Wenn das richtig iſt, ſo iſt auch die Ornamentik der Ungarn rückſtändig: die flachen, ſtiliſierten Blumen ſind doch in der Gotik üblich, und dann ſind die Sachſen auch hier weiter voraus, weil für die Renaiſſance-

---

[38]) J. Szendrei in „Müvészi Ipar" 1891, 73—96 und 1892, S. 13—34.

[39]) „Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift" 1935, S. 309; M. Orend: Krüge und Teller. Hermannſtadt, 1933, S. 7; D. Malonyai: A magyar nép müvészete. II, S. 220, 203, 174; V. Roth, a. a. O. S. 238, 233.

[40]) „Ungariſche Jahrbücher" 1925, S. 149.

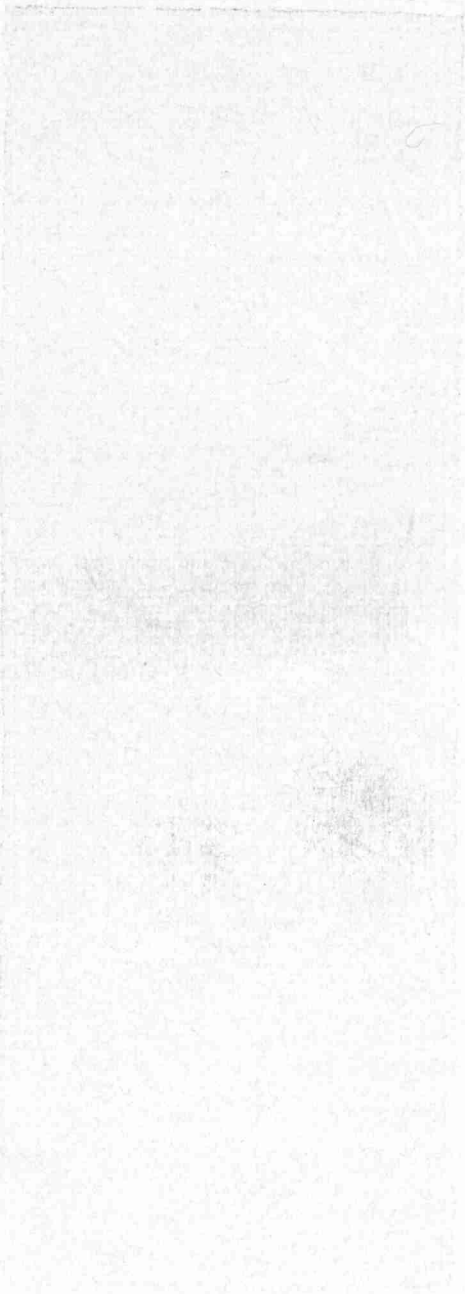
[41]) K. Pulſzky: A magyar háziipar díszitményei. Budapeſt 1879, S. 7.

[42]) K. Kos in „Helikon" 1938, S. 259.

[43]) Jol. Balogh: Kolozsvár Müemlékei. Budapeſt, 1935, Tafel 32.



3. „Evanghelia cu învățătură“ von Coreși (1581).



blumen das Plaſtiſche, Naturaliſtiſche bezeichnend iſt, außerdem treten die Elemente des Barock bei den Sachſen früher ein. Jedenfalls iſt aber ein ſo kurzer Hinweis der Verf.n nicht ausreichend, um von einer „ungariſchen" blumigen Renaiſſance ſprechen zu dürfen, wo wir eine in Einzelheiten eingehende, gründliche, ausführliche Unterſuchung des unzweifelhaft ungariſchen Materials erwarten. Auch darin ſind die bisherigen Unterſuchungen die Antwort ſchuldig geblieben: Haben die Siebenbürger die Blumenornamentik der Deutſchen und Türken einfach übernommen, oder haben ſie beide miteinander vermiſcht oder umgeformt?

Unüberlegte Behauptungen bezüglich der bemalten Holzdecken („eine eigenartig ſiebenbürgiſche Gattung der Volkskunſt")[44]) kann nur jemand machen, der die ähnlichen Denkmäler anderer Länder nicht kennt. Bemalte Holzdecken kommen öfters in den Kirchen von Kärnten vor und zwar ſchon in gotiſcher Zeit, nachweisbar ſeit dem 15. Jh., z. B. in Schlanitzen, Launsdorf, Waſſerhofen, Pleßnitz, Lampersberg, Radnig: alles ſpätgotiſche Beiſpiele des 15. und frühen 16. Jh.s. Dann ſpätere Beiſpiele: Aich 1593, Gablern, Köcking 1692, Mökriach 1693. In der gotiſchen Zeit ſind die Blumen ſtiliſiert, in der Renaiſſance und im Barock ſind ſie naturaliſtiſcher gehalten. Neben Deckenmalereien ſind in dieſen durchweg kleinen Kirchen ebenſo bemalt die Sängerchorbrüſtungen und die Kanzelbrüſtungen. Das gibt ſehr ſchöne, einheitliche Bilder. Genau ſo häufig wie in Kärnten kommen ſie auch in Steiermark vor, auch dort wieder in ſpätgotiſcher und in barocker Zeit. In der ſpätgotiſchen Zeit ſind die ſtiliſierten Blumen meiſt mit anderen Sinnbildern (Tieren, geometriſchen Zeichen uſw.) gemiſcht, in der barocken Zeit ſind es faſt nur Blumen (weitgehend naturnah, beſonders um 1600 und um 1700). Die Blumen bedeuten, wie die Bauern ſagen, den Himmel, das Paradies. Es iſt alſo das Ganze nicht nur eine optiſche Sache, ſondern ſie iſt ſtark mit Bedeutungswerten durchſetzt. Auch in Böhmen, Mähren und Galizien kommen ſie häufig vor, beſonders gern in ſlowениſchen Kirchen von Kärnten.[45]) Dieſe Deckenmalereien ſind in Siebenbürgen keine echte Volkskunſt, da ſie keine „Schöpfungen der Volksphantaſie" ſind,[46]) auch nicht von Bauern ausgeführt wurden, ſondern von ſtädtiſchen Handwerkern, zumeiſt von malenden Tiſchlern;[47]) die Siebenbürger Sachſen haben auch ſolche bemalte Holzdecken,[48]) wobei betont werden muß, daß in Unghiul Căleatei (Kalotaszeg), alſo einer anſehnlich

---

[44]) J. Balogh in „Magyar Müvészet" X. S. 136.

[45]) Vgl. „Die Kunſtdenkmäler Kärntens", Klagenfurt, 1934, von K. Ginhart und ſeine briefliche Mitteilung vom 22./III. 1939.

[46]) Csabai, S. 29.

[47]) K. Kos: Kalotaszeg. Cluj, 1932, S. 154.

[48]) „Siebenbürgiſche Vierteljahrsſchrift" 1935, S. 309.

großen Gegend, die ſächſiſche Familie Umling im ganzen Laufe des 18. Jh.s die Kirchen mit ſolchen bemalten Holzdecken ausgeſtattet hatte.[49]) Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir den Siebenbürger Sachſen die Einführung und Ausführung der bemalten Holzdecken zuſchreiben.

Durch die wiederholten Verſuche der madjariſchen Kunſtgeſchichtsſchreiber der Nachkriegszeit, nationale, madjariſche Eigentümlichkeiten in der Kunſt Ungarns und Siebenbürgens zu entdecken, tun ſie häufig der deutſchen oder ſächſiſchen Kunſt Unrecht. Dieſe Ungerechtigkeit geht aber auch weiter als Inanſpruchnahme der einzelnen Kunſtwerke, Kunſtgattungen,[50]) (wie wir z. B. ſoeben bei den bemalten Holzdecken geſehen haben): die deutſche oder ſiebb.-ſächſiſche Kunſt wird ihrer Führerrolle im ganzen Kunſtleben des Landes enthoben und als Vaſall der fremden bzw. madjariſchen Kunſt hingeſtellt. So iſt auch der Verſuch J. Baloghs, die Renaiſſancekunſt Siebenbürgens „trotz ihrer geographiſchen Lage der italieniſchen Kunſt näherſtehend" und den „Einfluß der deutſchen Renaiſſance bedeutend ſchwächer" aufzufaſſen, zu begreifen. In der Tat iſt es umgekehrt. Nach allem was wir wiſſen, waren die meiſten Italiener, die in Siebenbürgen gearbeitet haben, Militäringenieure, ſie waren für den Feſtungsbau tätig und nicht nur in Siebenbürgen (ſeit 1551), ſondern auch in anderen Ländern gewann die „sistema bastionato italiano" Terrain. (Fünfeckige Baſteien an den Ecken, an den Seiten von „orecchione" bedeckte Kaſematten). Die Initiative, italieniſche Militäringenieure einzuladen, ging von Ferdinand I. von Oeſterreich aus, nicht von den Ungarn Siebenbürgens, und es iſt bezeichnend, daß man den Neubau der Feſtungen nicht mit der fürſtlichen Reſidenzſtadt Karlsburg begann, ſondern mit Hermannſtadt und Făgăraș; auch das wenig bedeutende Gherla iſt Alba Julia diesbezüglich vorausgegangen.[51]) Dieſe Militäringenieure waren nur vorübergehend — mit Ausnahme Gengas — ganz kurze Zeit in Siebenbürgen; von wenigen Fällen abgeſehen, wiſſen wir nicht, was ſie hier geleiſtet haben. Wahrſcheinlich haben ſie ſich auf Grundriſſe, Pläne, Ratſchläge für Feſtungsumbauten beſchränkt, die Ausführung blieb dagegen in der Hand der einheimiſchen Meiſter und Maurer. Der Zuſtand der ſiebenbürgiſchen Feſtungen ſcheint am Anfang des 16. Jh.s nicht ſehr günſtig geweſen zu ſein, da es nach Baſtas Referat „keine einzige im

---

[49]) D. Malonyai, a. a. O. I. 66; K. Kos, a. a. O. S. 154.

[50]) C. Petranu: Begriff und Erforſchung der nationalen Kunſt. „Südoſtdeutſche Forſchungen" II (1937) und Separatabdruck, S. 13—14.

[51]) E. Gyalókay in: „Magyar Szemle" 1937, S. 286—96 auf Grund des Werkes L. A. Maggiorotti. L'Opera del Genio Italiano all'Estero, 1936 IV. II. Fl. Banfi in „Erdélyi Múzeum". Cluj 1932, S. 294—307.

Lande gäbe, welche ein Bombardement aushalten würde". Wir kennen kaum einen Fall, wo ein Italiener auch als Schloßarchitekt tätig war (in Jernut) und es iſt unwahrſcheinlich, daß dieſe ſich beeilenden italieniſchen Feſtungsingenieure ſich mit dem Bau der Stadthäuſer oder Schlöſſer, geſchweige mit Bauplaſtik beſchäftigt hätten; die Stadtbilder aus der Renaiſſancezeit, die wir kennen, auch die wenigen beſtehenden Gebäude und Schlöſſer machen keinen italieniſchen Eindruck, ſondern einen deutſchen, ſie verraten nicht die hohe Konzeption eines italieniſchen oder deutſchen Architekten, ſondern ſind von provinzieller Einfachheit und Beſcheidenheit; aus dieſem Grunde ſind wir geneigt, ſie nicht den eingewanderten Deutſchen, ſondern den einheimiſchen ſächſiſchen Meiſtern zuzuſchreiben. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob die italieniſchen Kunſthiſtoriker nach Studium der Denkmäler hier an Ort und Stelle die Autorſchaft dieſer für die italieniſchen Renaiſſanceverhältniſſe ſo primitiven Bauart für ihre Landesgenoſſen des 16.—17. Jh.s in Anſpruch nehmen würden. Daß hier und da, allerdings ganz vereinzelt, auch ein italieniſcher Steinmetz dritten Ranges in Siebenbürgen zu finden iſt, kann bewieſen werden (Petrus Italus, Johannes Fiorentinus, Lucas Italus), berechtigt aber nicht zu behaupten, daß italieniſche Meiſter die Renaiſſance hier eingebürgert hätten. So iſt es wahrſcheinlich, daß Johannes Clyn, der in Wien ſtudierte, durch einen Oeſterreicher die Sakriſteitür der Klauſenburger Michaeliskirche 1528 ausführen ließ, oder ſogar, daß er ſie fertig aus Wien mitgebracht hat. Dagegen könnte man vermuten, daß Adrianus Wolphard, der in Bologna ſtudierte, von dort einen Steinmetz oder Steinmetzarbeiten bringen ließ. Man darf aber auch den Umſtand nicht außer Acht laſſen, daß die ſiebenbürgiſchen Gehilfen vor dem Präſentieren des Meiſterwerkes auf die Wanderſchaft nach Deutſchland gehen, manche beſuchen auch Polen, Norditalien, ſogar Flandern. Die Siebenbürger Sachſen begünſtigten jene, die nach Deutſchland wanderten.[52]) Man ſoll auch die Rolle der Muſter- oder Vorlagebücher nicht vergeſſen, um zuzugeben, daß nicht unbedingt Fremde und zwar Italiener den neuen Stil nach Siebenbürgen einführen mußten. In den ſächſiſchen Städten gab es eine ſtattliche Zahl von Künſtlern und Handwerkern.

Die Siebenbürger Sachſen ſpielten in der Kunſtgeſchichte Siebenbürgens eine hervorragende Rolle. Der italieniſche Gelehrte Biſchof Peter Ranzanus, ein Zeitgenoſſe des Matthias Corvinus, des größten Renaiſſancemäzens, ſchreibt über die Sachſen folgendes: „Die große und hervorragende Kapazität dieſes Volkes macht es beſonders fähig zur Schaffung von Werken aller Art... Um kurz und viel zu ſagen: ſind alle

[52]) L. Szádeczky: Iparfejlödés és a Czéhek története Magyarországon. Budapeſt 1913, S. 214 — O. Meltzl in „Századok" 1892, S. 648.

lobenswerten Dinge auf dem Gebiete der freien Künſte und Handwerke in Siebenbürgen". Martin Opitz, der die Tüchtigkeit der Siebenbürger Sachſen auf allen Gebieten der Kunſt und Wiſſenſchaft bewunderte, nennt ſie in ſeinem Brief vom 24. Mai 1630 „Germanissimi Germani". Die fremden Reiſenden loben die ſächſiſchen und nicht die madjariſchen Städte. Der Hiſtoriker L. Szádeczky ſchreibt:[53]) „das, was in Siebenbürgen im Kunſtgewerbe und Kunſt im Laufe der Jahrhunderte geſchaffen wurde, iſt unzweifelhaft und in erſter Linie das Werk der Sachſen — dieſes ſtadtbildenden Elementes". „Das Land der Sachſen iſt zweifellos das reichſte an kunſthiſtoriſchen Denkmälern". L. Romier[54]) ſchreibt: „Mehr als die Ungarn haben die Sachſen zur Europäiſierung Siebenbürgens beigetragen". Es iſt alſo eine Verdrehung der Tatſachen, wenn Cſabai ſchreibt: „gerade im 16. und 17. Jh. verſtummte die ſächſiſche Kunſt faſt gänzlich, die bürgerlich deutſche Kultur beſchränkte ſich auf bloße Erhaltung, während in der Umgebung der ungariſchen Fürſten und in den ungariſchen Dörfern die Renaiſſancekultur aufblühte", oder „dieſe Kunſt bedeutet auch ſoziologiſch einen Gegenſatz zur deutſchen Kunſt, weil ihre Träger nicht Vertreter der bürgerlichen Klaſſe, ſondern die Dorfbewohner und der grundbeſitzende Adel ſind". Es iſt eine Verfälſchung der Tatſachen zu behaupten, daß die ſächſiſche Kunſt im 16.—17. Jh. verſtummte, man denke nur an die hohe Blüte ihrer Goldſchmiedekunſt, an das Kunſtgewerbe überhaupt, an die Maſſe der Altäre des 16. Jh.s, an die Bildhauerei, an das Renaiſſanceſtadtbild von Hermannſtadt(1705) (Abb. Nr. 1) und Biſtritz! Wieviel mehr Ueberreſte der Renaiſſance ſind in den ſächſiſchen oder einſt ſächſiſchen Städten, als in den Dörfern aufbewahrt, dann ſind überhaupt auch die Dorfdenkmäler Leiſtungen der Städter! Die wirklichen Träger der Kunſt ſind doch nicht die Beſteller, ſondern die ausführenden Künſtler, die doch Sachſen, z. T. andere Nicht-Magyaren waren. Die Sachſen treten z. T. in den Dienſt der Magnaten und des Adels, ſie müſſen manchmal gewiſſe Wünſche von ihnen berückſichtigen, aus dieſem Grunde — z. T. auch infolge des türkiſchen Einfluſſes — glaubt H. R. Roſemann, daß ihre Kunſt national nicht mehr ſo rein iſt wie früher.[55]) Dieſe Bemerkung iſt dadurch einzuſchränken, daß die ungariſchen Adligen als Beſteller infolge ihrer kulturellen Iſoliertheit und Rückſtändigkeit bei weitem nicht jene ſtilbeeinfluſſende Rolle ſpielen wie in Italien oder Frankreich. Roth und Roſemann bezeichnen das Schloß von Kreiſch (Criş) als ein deutſches Werk infolge der weiten Verwendung von ſächſiſchen Künſtlern, Roſemann ſchreibt auch die Schlöſſer von Făgăraş, Eliſabethſtadt (Dumbrăveni), Vinţul de

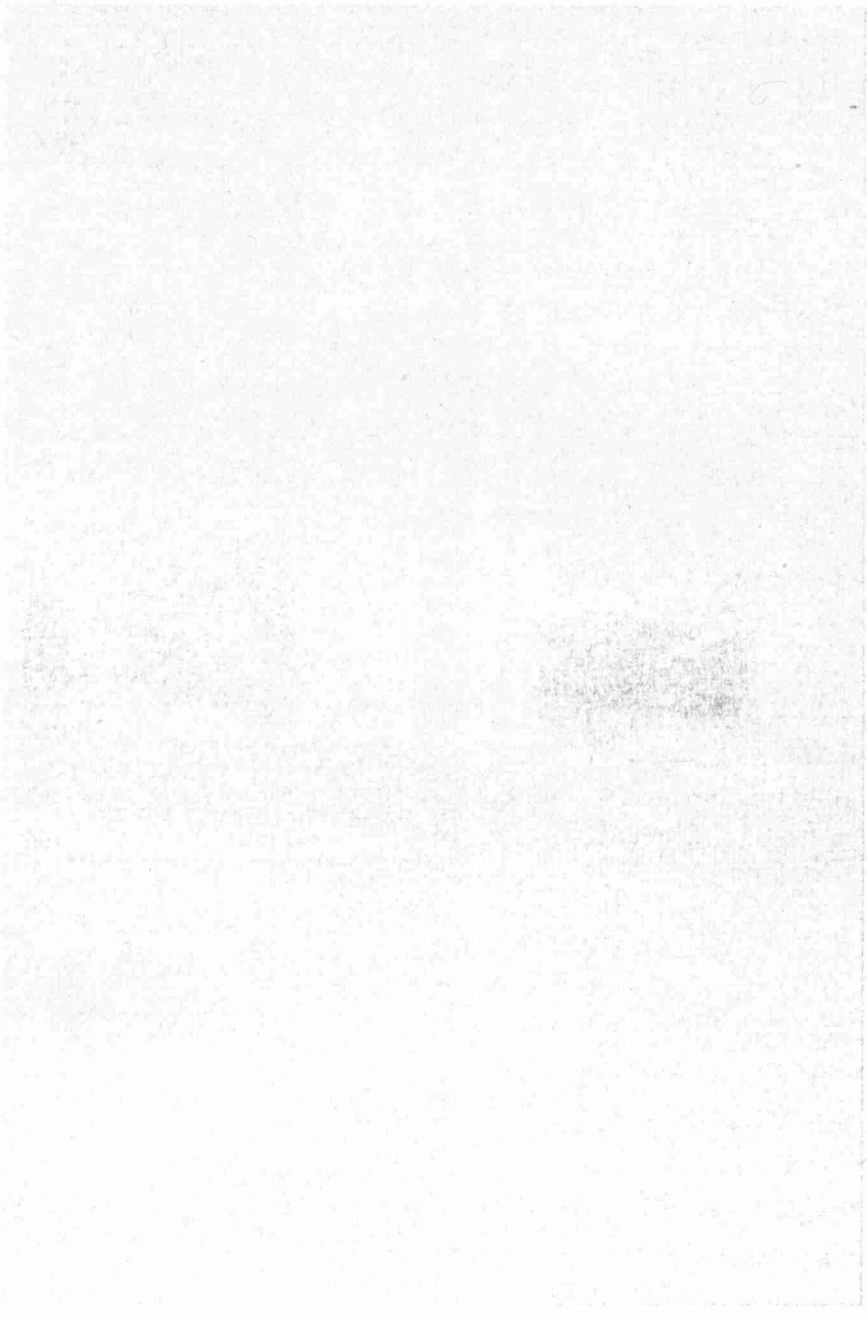
[53]) L. Szádeczky in „Erdély" 1910, S. 89.

[54]) L. Romier: Le carrefour des empires morts. Paris 1931, S. 80.

[55]) „Die Deutſche Kunſt in Siebenbürgen" Berlin, 1934, S. 50, 55, 56.



4. Die Golia-Kirche in Jaşi



Jos (Alwintz) der deutſchen Kunſt zu, alſo gerade die wichtigſten. Gerevich gibt zu, daß die Sachſen als Goldſchmiede viel für die ſiebenbürgiſchen Fürſten gearbeitet haben.[56]) A. Ballagi beſtätigt, daß die ſächſiſchen Glockengießer Johann und Paul Neidel das ganze Burzenland und das Széklerland mit Glocken verſahen.[57]) Zu welchem unedlen Spiel Cſabai die „Kulturpſeudomorphoſe" Spenglers anwendet, zeigt der folgende Satz: „Die ungariſche Kultur entfaltet ſich im Zeichen der Duplizität: ihre innere Richtung iſt die der italieniſchen Verwandtſchaft, aber ihrer äußeren Erſcheinung nach iſt ſie deutſchartig"; „nach der Niederlage bei Mohács wurde aus dieſer Spannung die völkiſch-ungariſche Renaiſſance geboren". Ob ſich nur jemand findet, der ſich mit dieſer Spielerei einverſtanden erklärt! Objektivitätshalber müſſen wir zugeben, daß die künſtleriſche Produktion der Sachſen für ſich ſelbſt auf dem Gebiete der Baukunſt im 17. Jh. im Vergleiche mit den früheren Jahrhunderten etwas nachgelaſſen hat. Das aber nur infolge der Zeitverhältniſſe, die V. Roth folgendermaßen beſchreibt: „Die Willkür der Fürſten, die ununterbrochenen Erpreſſungen, die ſchamloſeſten Rechtsverletzungen von ſeiten der Machthaber, das kümmerliche Erlöſchen auch des „letzten matten Strahles altſächſiſcher Handelstätigkeit" verbanden ſich zu jenen unheilvollen Gewalten, in deren Banden die Kunſt dahinſiechen mußte".[58])

Gerevichs Anſicht,[59]) daß die Flügelaltäre, Grabdenkmäler, Kirchenburgen der Madjaren die ſächſiſchen beeinflußt hätten, bedeutet eine Verwechſlung der Rollen, da die Madjaren von Siebenbürgen wenige und kaum beachtenswerte beſitzen, die Sachſen dagegen zahlreiche. Nur der kann einem anderen etwas geben, der viel beſitzt, nicht der, der wenig hat und auch das von Fremden erhielt. Auch die Tracht der Siebenbürger Sachſen im 17. Jh. darf man nicht als madjariſch bezeichnen, es iſt die oſteuropäiſche Tracht, die wir überall in Rußland, Polen, in der Türkei und in den rumäniſchen Fürſtentümern wiederfinden.[60])

J. Balogh übertreibt die Bedeutung von Klauſenburg (Cluj) den anderen ſächſiſchen Städten gegenüber, ſie betont die Wichtigkeit der Steinmetze von Klauſenburg (die ſie als Madjaren ausgibt), um den madjariſchen Beitrag zum Ausdruck zu bringen. Sie befaßt

---

[56]) T. Gerevich in „Magyar Szemle" 1934, S. 232.

[57]) Al. Ballagi: Kecskeméti W. Peter ötvöskönyve. Budapeſt, 1884, S. 10.

[58]) V. Roth: Geſchichte der deutſchen Baukunſt in Siebenbürgen. Straßburg, 1905, S. 124. — Vgl. auch G. D. Teutſch: Geſchichte der Siebenbürger Sachſen. I. Hermannſtadt, 1925, 4. Aufl. S. 308—313 und 548—552.

[59]) a. a. O. 234—5, 230.

[60]) H. Mützel: Koſtümkunde. Berlin, 1919, S. 114—21. Bezüglich der Undankbarkeit der Ungarn ſiehe: „Budapesti Szemle" 1874, S. 428.

ſich eingehend mit jeder kleinen Einzelheit, mit jedem Motiv der Renaiſſance, auch wenn dieſes verſchwindend dem gotiſchen Ganzen gegenüber iſt, dafür behandelt ſie die ganze Renaiſſance der Sachſen nur in wenigen Zeilen und oberflächlich, um ſchließen zu können: „Im Vergleich mit der Bedeutung Klauſenburgs erſcheinen die anderen Städte zwerghaft". Die Verf.n vergißt die zahlreichen Künſtlernamen der ſächſiſchen Städte, vergißt die verheerenden Feuersbrünſte von Hermannſtadt (1556, 1570) und Kronſtadt (1689), von denen Klauſenburg verſchont blieb. Außerdem hatte dieſe Stadt in den letzten 70 Jahren Archäologieprofeſſoren an der Univerſität gehabt, die als Vertreter der Denkmalkommiſſion bei jedem Neubau oder jeder Modernisierung eines Gebäudes alle gemeißelten Türen, Fenſter und andere architktoniſchen Details offiziell vor Vernichtung geſchützt, beſchlagnahmt und dem Siebenbürger Nationalmuſeum übergeben haben, ein Vorrecht, das das Brukenthalſche Muſeum von Hermannſtadt nicht genoſſen hat. Wenn Klauſenburg ſo maßlos überlegen in Steinmetzarbeiten den anderen Städten gegenüber geweſen wäre, ſo hätten die rumäniſchen Fürſten ſicher von da Steinmetze verlangt und nicht von Hermannſtadt. Die Bedeutung von Hermannſtadt, Kronſtadt und Biſtritz in der Renaiſſancezeit geht auch aus den Beſchreibungen fremder Reiſenden hervor, z. B. Bongars, Hiltebrandt, um nicht den Nicolaus Olahus (Hungaria et Atila, 1536) zu erwähnen. Die Häuſer von Sibiu waren mit Ziegeln gedeckt, was einen Fortſchritt den Schindeldächern Klauſenburgs gegenüber bedeutete. Zweifellos haben die Städte Karlsburg, Aiud, Turda (Torenburg) in der Entwicklung der Renaiſſancekunſt eine ſehr beſchränkte Rolle geſpielt. A. Pinxner ſtellt 1693 feſt, daß die Einwohner von Turda ſich mehr mit dem Ackerbau befaſſen und jene von Aiud Beſchäftigungen haben, die paſſender für Bauern als für Städter wären. Hiltebrandt ſchreibt über Karlsburg:[61]) „Die Stadt außer den Schloßmauern iſt gar geringe und ein kotiger Ort". „Gegen dem Schloß über ſtunden einige gemauerte Häuſer, welche aber ſehr zerfallen, auf der andern Seiten auch dergleichen". Dagegen lobt er Kronſtadt „mit ſchönen Häuſern gezieret" und Hermannſtadt.

Um die Bedeutung und Auswirkung der Klauſenburger Steinmetzen hervorzuheben, läßt Balogh eine Anzahl von Werken in der Provinz von ihnen ausführen, ohne Beweiſe zu bringen. T. Gyárfás,[62]) ein guter Kenner der Kronſtädter Archive, ſchreibt aber folgendes: „Die ſiebenbürgiſchen Fürſten arbeiteten ſehr viel und gerne mit ſächſiſchen Gewerbetreibenden und Meiſtern, dieſe waren die Hoflieferanten der Fürſten, und

---

[61]) A. a. O. S. 49, 50, 74, 68.

[62]) T. Gyárfás: Battyáneum. I. S. 115. Braşov, 1911.

ſo konnte Gabriel Bethlen mit Recht der ſächſiſchen Deputation ſagen: „Was ich beſitze, iſt von ihr“ („a miem vagion teöletek vagion“).[63]) So läßt König Johann 1532 aus Kronſtadt Waffenſchmiede (bombardarius), die ihm in Karlsburg arbeiten, kommen. Georg Rákóczi I. nimmt beſonders viel die ſächſiſchen Meiſter in Anſpruch, ſo läßt er Maurer aus Kronſtadt bringen, die für ihn in Großwardein (Oradea), Gyula, Deva arbeiten ſollen, er ſchickt ſie ſogar bis Satmar (Satu-mare) und läßt auch das Gewölbe der reformierten Kirche durch ſie ausführen. 1642 läßt er Steinmetzen, „die ebenſogut Stein wie Holz ſchneiden verſtehen“ nach Karlsburg kommen, ferner beſtellt er in Kronſtadt „Armbrüſte mit Köchern und Pfeile mit Futteral“. Der Fürſt Barcſai beſtellt ebendort 3000 Wurfſpieße, Musketen und Kanonen. Maſſenhaft beſtellt man Tuch beſonders für das Militär, aber wenn Schneider, Zimmerleute, Tiſchler, Glaſer oder Schloſſer nötig waren, wendet man ſich gleichfalls dorthin. Daß aber das auch in früheren Zeiten nicht anders war, zeigt unter anderem jene Urkunde des Johannes Hunyadi.“ Solche Beſtellungsurkunden befinden ſich nach Gyárfás hundertfach im ſtädtiſchen Archiv von Kronſtadt in der Sammlung Fronius, Bd. I—II.

Der größte Fehler von Balogh iſt, daß ſie die Klauſenburger Meiſter der Renaiſſance ſo darſtellt, als wären ſie ausſchließlich oder in überwiegender Mehrzahl Madjaren geweſen. Das will ſie durch folgendes beweiſen: ſie teilt 20 madjariſche Namen von Meiſtern aus allen Zünften mit; nach ihr ſollten die Madjaren im 16. Jh. die führende Rolle und Majorität in den Zünften erreicht haben; in der Goldſchmiedezunft zwiſchen 1547—85 ſollen von den 50 Zunftmeiſtern nur 3 einen deutſchen Namen gehabt haben; gegen 1550 hat die Someşbrücke eine madjariſche Inſchrift, um 1570 findet man auf einem Friedhofſtein und gegen 1580 auch auf den Türen ebenfalls madjariſche Inſchriften. Dieſe Argumentation hält einer ernſten Kritik nicht ſtand: Nur 20 Meiſter madjariſchen Namens in drei Jahrhunderten aus allen Zünften iſt in der Tat zu wenig. Ihre madjariſche Nationalität iſt nicht einmal ſicher in den Fällen, wo neben dem Taufnamen der andere Name ein Handwerk bedeutet (Kőmíves = Maurer, Ötves = Goldſchmied, Asztalos = Tiſchler, Képíró = Maler uſw.) oder den Herkunftsort bezeichnet. Von den meiſten wiſſen wir nicht einmal, was ſie gearbeitet haben und welche ihre Werke ſind. Wir kennen in Klauſenburg 1643 einen Ötves David und Lőrinc, die keine Madjaren waren.[64]) Die Klauſenburger Sachſen konnten madjariſch und es fehlte auch an ſonſtigen Sachſen nicht, die ihren Namen ins Madjariſche überſetzten, z. B. Huet = Süveg,

[63]) „Századok“ 26. Bd. S. 657.

[64]) „Századok“ 1886, S. 572, 577.

Weiß = Fehér, Bart = Szakál, Hecht = Csukás, Helth = Heltai. Was bedeuten in 250 Jahren 20 vermeintlich madjariſche Künſtler- oder Handwerkernamen aus allen Klauſenburger Zünften, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir am Ende des 15. Jh.s nur in Hermannſtadt 12, in der Renaiſſancezeit 22 Maler kennen. Balogh gibt ſonſt gar nicht die Quelle ihrer Daten an. Die Goldſchmiedezunft war — ſagt Gerevich[65]) — die madjariſcheſte Zunft. Und trotzdem bildeten die Klauſenburger Geſellen 1532 einen Verein mit Satzungen in deutſcher Sprache und die Schriften dieſer Zunft wurden erſt ſeit 1569 auch in madjariſcher Sprache geführt.[66]) In den ſonſtigen Zünften war das Leben vorherrſchend deutſch bis zur Zeit Maria Thereſias, zu dieſem Zeitpunkt hat die „Union", d. i. die Gleichheit der Sachſen und Ungarn, ſtreng beſtanden. Die Entlaſſungsbriefe wurden bei Tiſchlern und anderen am Ende des 17. Jh.s nur deutſch ausgeſtellt, ſelbſt in der „am meiſten mit Madjaren durchſetzten Goldſchmiedezunft" 1683. Die Stadt verlangt noch 1776, daß man die neuen Zuzügler in den Zünften auf die „Union" vereidige.[67]) Wir verlangen ſeit Jahren von den madjariſchen Forſchern ein Verzeichnis aller bisher bekannten Künſtler und Handwerker ungariſcher Nationalität, ſie bleiben es aber immer ſchuldig, kaum hie und da teilen ſie ein — zwei Namen mit. Die Zahl der madjariſchen Künſtler und Gewerbetreibenden ſowie ihre Fähigkeit mußte im 16.—17. Jh. ſehr beſcheiden geweſen ſein, da die anſpruchsvollen madjariſchen Beſtellungen alle von Nichtmadjaren ausgeführt worden ſind. Königin Iſabella und Johann Sigismund haben polniſche Künſtler und Handwerker beſchäftigt,[68]) die Báthorys italieniſche. Sigismund Báthori arbeitete mit Künſtlern von allerhand Nationen. G. Rákóczi arbeitete mit ſächſiſchen Steinmetzen und Maurern, ſein Hof-Goldſchmied war ein Türke,[69]) der andere war der Sachſe Stefan Broſer.[70]) Auch der Hofbüchſenmeiſter war ein Deutſcher.[71]) Das Grabdenkmal von G. Rákóczi wurde von polniſchen Künſtlern ausgeführt, jenes von G. Bethlen von A. Caſtello.[72]) G. Bethlen beſtellt aus Kaſchau einen Maler zum Ausmalen der Säle ſeiner Reſidenz, G. Rákóczi ruft ihn wieder zurück, die Fürſtin Anna Bornemiſſza beauftragte mit derſelben Aufgabe den Hermannſtädter Sachſen Johann Hermann;[73]) die Grabdenkmäler der Szapolyai in

---

[65]) A. a. O. S. 232.

[66]) L. Szádeczky: Iparfejlödés, S. 94—98.

[67]) R. Schuller: Aus der Vergangenheit Klauſenburgs. Cluj, 1925, S. 90, 92, 93.

[68]) J. Szendrei: Erdély Mükincsei. Budapeſt, 1901, S. 73.

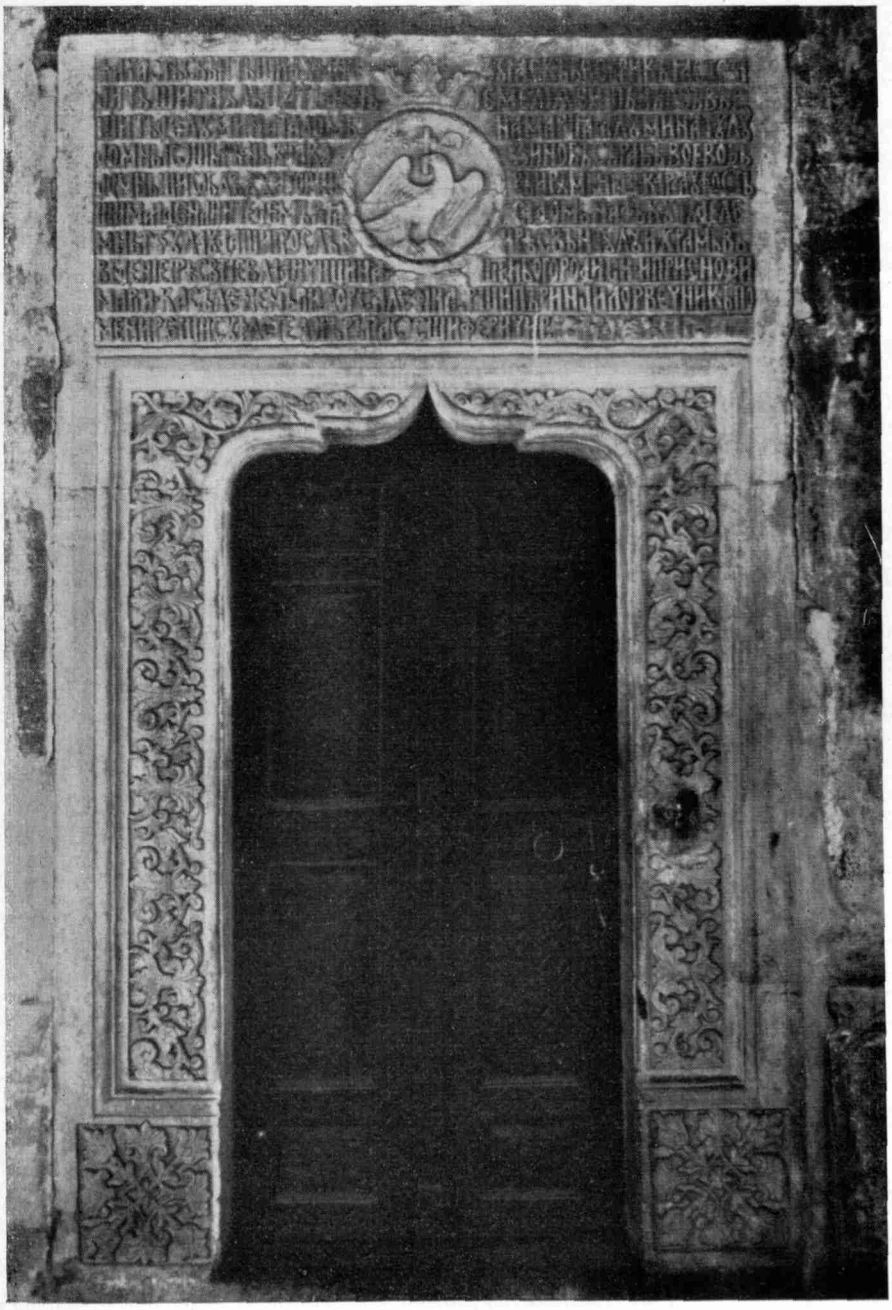
[69]) A. Ballagi: a. a. O. 46.

[70]) J. Szendrei: a. a. O. S. 92.

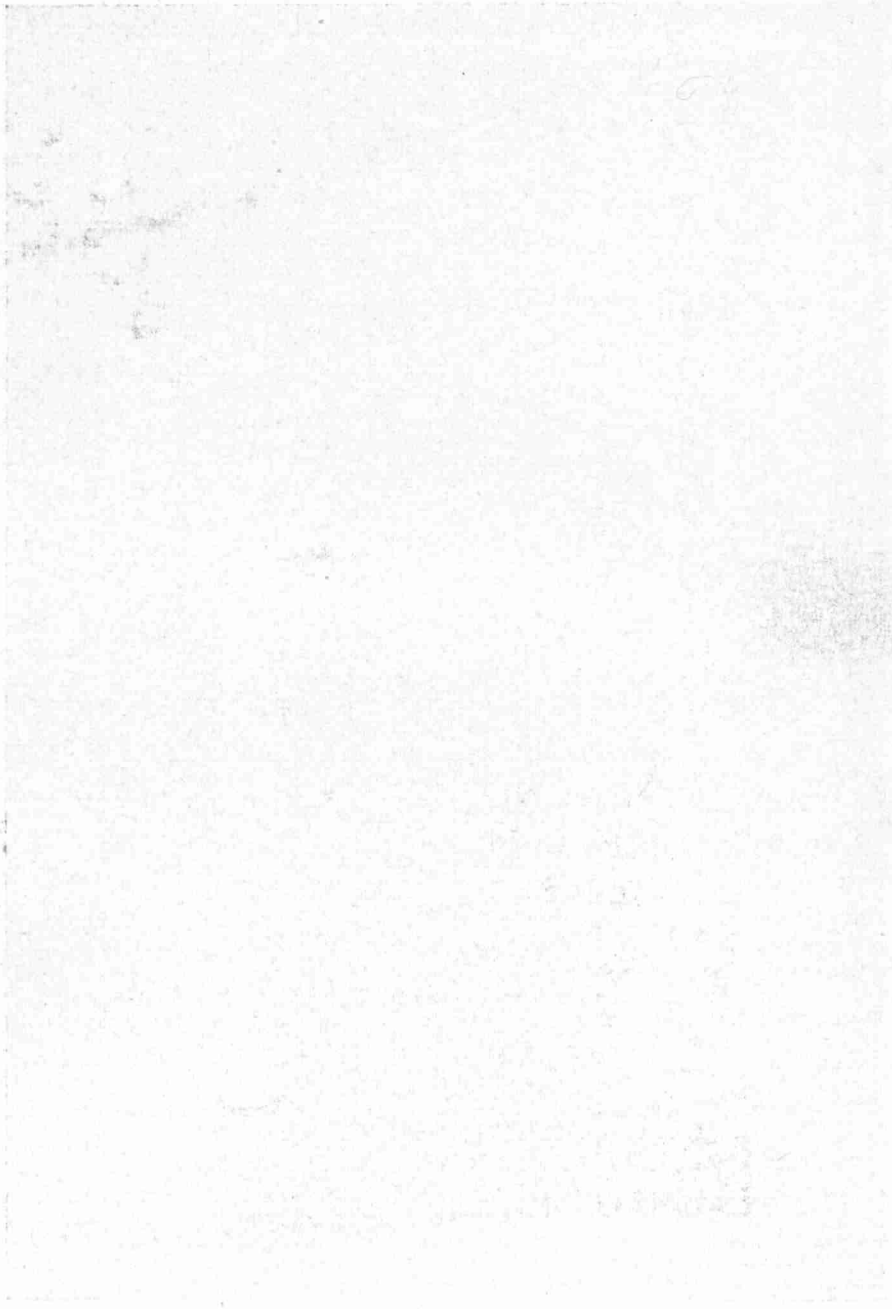
[71]) Hiltebrandt, S. 42.

[72]) Balogh, S. 152.

[73]) J. Szendrei, S. 73.



5. Tür der Doamnei-Kirche von Bukareſt



Karlsburg ſind deutſche Werke, die Kanzel der Klauſenburger reform. Kirche in der Wolfsgaſſe wurde z. gr. T. 1646 von Elias Nikolai aus Hermannſtadt ausgeführt, derſelbe arbeitete noch für die Familie Bethlen, auch früher und ſpäter (1631, 1649) in Kreiſch (Criş). Erwähnen wir noch die Nichtmadjaren Ernſt Eluer, Erhardus aus Wien, Georg Schultz. Michael Apafi hat ferner zwei franzöſiſche Uhrmacher und einen franzöſiſchen Goldſchmied gehabt.[74])

Mehrere madjariſche Verfaſſer ſtellen ſich Klauſenburg im 17. Jh. als eine rein madjariſche Stadt vor, und aus dieſer Tatſache ſchließen ſie, daß auch die Meiſter madjariſcher Nationalität geweſen ſein mußten. In dieſem Falle müſſen wir fragen, wohin die ſächſiſche Bevölkerung des 16. Jh.s verſchwunden iſt? Mann nimmt, da von einer Auswanderung keine Nachrichten ſind, eine fortſchreitende Madjariſierung ſeit dem Ende des 16. Jh.s an. Berechtigt iſt man zu fragen, wie ſchnell dieſe Madjariſierung fortſchritt und ob ſie namentlich am Ende des 17. Jh.s vollſtändig durchgeführt war? Johann Zápolya nennt 1527 Klauſenburg eine ſächſiſche Stadt, in den Zuſchriften der Fürſten wird Klauſenburg als eine ſächſiſche Stadt noch viele Jahrhunderte hindurch genannt. Als die Stadt im Jahre 1650 das Rathaus neu ſchmücken läßt, da werden im Giebel noch die Wappen aller ſächſiſchen Städte, nicht aber auch der ungariſchen angebracht. Die Unterdrückung der Sachſen beginnt de facto 1468, als die Madjaren die Parität in der Verwaltung der Stadt durchkämpfen. Madjariſche Inſchriften der Stadttore erſetzten in einer Nacht die alten lateiniſchen, die Inſchrift der Hauptkirche, „Templum Saxonum“, verſchwand ebenfalls in der Nacht und es fehlten nicht die vergeblichen Proteſte der Sachſen. Die Hauptkirche (S. Michaeliskirche) wurde ihnen 1568 infolge des Spruches des Fürſten Johann Sigismund weggenommen, die Sachſen Klauſenburgs wurden auch rechtlich von den anderen ſächſiſchen Städten getrennt, da die Appellationen gegen die Beſchlüſſe des Klauſenburger Rates nicht mehr an die ſieben Stühle nach Hermannſtadt gehen mußten, ſondern an die fürſtliche Tafel. Die religiöſen Beziehungen mit den anderen Sachſen des Landes verloren ſie durch ihre Abkehr von dem Glauben der anderen ſächſiſchen Städte, durch die Annahme des reformierten oder unitariſchen Bekenntniſſes. Es wäre jedoch verfehlt zu glauben, daß dadurch die Sachſen ſofort madjariſiert worden wären. Ein Jahrhundert nach der Reformation bis zur Zeit des Fürſten Michael Apafi iſt die „Union“ bei der Beſetzung der Richter- und Stadtvertretungsſtellen eingehalten worden. Bis zum Ausgang des 17. Jh.s haben die reformierten Sachſen ihren eigenen deutſchen Gottesdienſt gehabt. Noch 1693 wird der

[74]) Ebda., S. 78, 87.

ſächſiſche reformierte Prediger Schyrmer genannt, erſt ab 1709 wird der Gottesdienſt von dem Oberrat nur madjariſch geſtattet. Die einfacheren Sachſen blieben aber dem lutheriſchen Glauben treu, 1695 gab es nach der Angabe des Zabanius 350 lutheriſche Seelen in der Stadt.[75]) A. Pinxner berichtet 1693, daß die Bewohner Klauſenburgs Ungarn und Sachſen ſeien, die im guten Einverſtändnis leben, indem ſie jährlich ihren Vorſteher aus der anderen Nation wählen.[76])

Alſo verſchwanden die Klauſenburger Sachſen nicht einmal am Ende des 17. Jh.s, ihre Zahl wurde aber durch Madjariſierung, infolge der Iſolierung, der gemiſchten Ehen vermindert. Das Schwergewicht ihrer Tätigkeit lag jedoch wie früher in den Zünften, in der Kunſt, in dem Gewerbe und Handel.[78]) Wenn auch vermindert an Zahl in der Stadtbevölkerung, bewahren ſie ihre vorherrſchende Rolle in den Zünften. Vom Standpunkte der Kunſtgeſchichte iſt es von größter Wichtigkeit, daß in Klauſenburg im 16. Jh., als der neue Renaiſſanceſtil eingeführt und eingebürgert wurde, die Zünfte in ſächſiſcher Hand waren. Aber auch weiter ſind ſie für die Ausbildung und Verbreitung des Stils tätig. Was beweiſt, daß wir auch im ſpäten 17. Jh. mit einer deutſchen Kunſt zu tun haben? Die vorhandenen Ueberreſte und die alten Stadtanſichten. (Abb. Nr. 1—2.) Das im Beſitz des Herrn Miniſterialrats Dr. J. Bielz-Hermannſtadt befindliche Stadtbild Klauſenburgs von Fr. Jaſchke 1839, dann das Bild von St. Sárdi (2. Hälfte des 19. Jh.s)[79]) zeigen ein Stadtbild von deutſchem und nicht italieniſchem oder madjariſchem Gepräge. Höchſt ſelten mutet uns eine Steintür dieſer Zeit (im Siebenbürg. Nationalmuſeum) italieniſch an. Es iſt durchaus ungerecht, die Steinmetzen Klauſenburgs des 16.—17. Jh.s als Madjaren anzuſehen, da ſie in der Hauptſache Sachſen, oder madjariſierte Sachſen waren und nur hie und da vereinzelt Madjaren, die auch im deutſchen Geiſte gearbeitet haben. Von einer nationalen ungariſchen Kunſt kann keine Rede ſein. Auch die Kunſt der madjariſierten Sachſen hat niemand das Recht als madjariſche Kunſt aufzufaſſen, da wir des öfteren feſtgeſtellt haben, daß die Entnationaliſierten ihren früheren Kunſtcharakter bewahren.[80]) Man kann in zwingenden Fällen die Nationalität, nicht aber die Raſſeneigentümlichkeiten ablegen. „Lábas ház“ kommt von „Laube“. Von den madjariſchen Inſchriften auf die Na-

---

[75]) R. Schuller, a. a. O. S. 55, 54, 58—9, 87, 81, 90, 94, 99.

[76]) Szamota, a. a. O. — V. Lazăr: Clujul. Bucureſti, 1923, S. 14, 27.

[78]) Die in den Matrikeln der Evang. Kirche von Klauſenburg angeführten Sachſen vom Ende des 17. Jh.s und ſpäter ſind faſt alle Gewerbetreibende.

[79]) Abgebildet bei Balogh: Kolozsvár Müemlékei. Abb. 50.

[80]) C. Petrann: Influences de l'art populaire des Roumains. Bucareſt 1936, S. 24 und „Die Gleichwertigkeit der europäiſchen Raſſen“ Prag, 1935, S. 49—50, 40.

tionalität der Künſtler Schlüſſe zu ziehen iſt falſch: ſie können höchſtens beſtätigen, daß die Ausführenden madjariſch ſchreiben konnten, vielleicht nicht einmal ſoviel, da wir auch bei lateiniſchen Inſchriften nicht vorausſetzen, daß der Meiſter lateiniſch konnte, ſondern nur, daß er die ihm vorgelegte Inſchrift gut kopieren konnte.

Wenn die Einführung, Einbürgerung und Verbreiterung des Renaiſſanceſtils in Klauſenburg, die Ausführung der großen Mehrzahl der Denkmäler nicht den madjariſchen Meiſtern zuzuſchreiben iſt, ſo iſt noch zu bemerken, daß die wichtigſten Mäzene nur zum kleinen Teil echte Madjaren waren. Die Familie Mikola de Szamosfalva, in deren Grabplatte zuerſt die Motive der Renaiſſance erſchienen, iſt rumäniſchen Urſprungs,[81]) der Stadtpfarrer Johannes Clyn (= Klein), der die wichtige Sakriſteitür von 1528 ſtiftete, war ein Sachſe, ſein Nachfolger und biſchöflicher Vikar Adrian Wolphard († 1544) war ebenfalls ein Sachſe,[82]) aus Aiud (Straßburg), ſein Nachfolger iſt Stephan Wolphard, der Hauptrichter von Klauſenburg. „Aus dem Hauſe Wolphard ſind die wichtigſten Denkmale zum Vorſchein gekommen".[83]) Andere wichtige Kunſtmäzene der Klauſenburger Sachſen waren: Filſtich, Beſitzer des geſamten Bergwerkbaues von Siebenbürgen, Bogner, Berater und Freund der ſiebenbürgiſchen Fürſten, die bei ihm abgeſtiegen ſind[84]); eine Anzahl von Steinmetzarbeiten des Siebenb. Nationalmuſeums, welche aus ihren Häuſern, die auf dem Hauptplatz ſtanden, herrühren, verkünden ihren Kunſtſinn. Es iſt unwahrſcheinlich, daß dieſe vornehmen und reichen ſächſiſchen Bürger ſich an die vereinzelten, traditionsloſen madjariſchen Meiſter gewandt hätten, ſtatt an ihre tüchtigen Volksgenoſſen (Das Haus Wolphards trat in den Beſitz des Stefan Kakas, der in deſſen Zodiakal-Zimmer ſein Wappen angebracht hat). Wie aus den hiſtoriſchen Daten und den Monumenten erſichtlich, waren die wichtigſten Mäzene der Stadt in der Renaiſſancezeit die Sachſen und nicht der ungariſche Adel, welcher durch den Beſchluß von 1603 verhindert war, in Klauſenburg um Geld oder durch Ehe Haus oder Grund zu erwerben. 1651 proteſtieren die Vertreter der Stadt im Landtag gegen die Anſiedlung des Adels in der Stadt.[85]) Von den großen Bauherren Siebenbürgens waren manche nicht ungariſchen Urſprungs:[86]) ſo Szapolyai ein Slawe,

[81]) J. Cav. de Puşcariu: Date privitorie la familiile nobile române. Sibiu 1895, I-120-1, II-241-2.

[82]) R. Schuller, S. 67.

[83]) Balogh, S. 144.

[84]) R. Schuller, S. 57.

[85]) V. Lazăr, a. a. O. S. 28.

[86]) Für die nachfolgenden Zeilen ſind die bekannten ungariſchen Handbücher, wie Iván Nagy, und die einſchlägigen Lexika in Betracht zu ziehen.

desgleichen Georgius Frater (Utjesenic, von mütterlicher Seite Martinuzzi). Sigismund Thurzó (1506—12) der Biſchof, der die Reſidenz von Großwardein (Oradea mare) erbaute, ſtammt aus Oeſterreich, ſein Vorgänger Georg Szatmári (1501—6) war ebenfalls ein Deutſcher, Lászay (Lázó) iſt ein Südſlawe aus der Familie Garázda, welche am Anfang des 15. Jh.s Güter in Ungarn erwarb, die Familie Haller iſt deutſcher Abſtammung, Statileo iſt auch kein Raſſenmadjare, die Familie Báthory iſt ſchwäbiſchen Urſprungs. Sogar die Familie Bethlen ſoll nach Kézai fremden Urſprungs (Franzöſiſch) ſein. Die Mäzene rumäniſchen Urſprungs werden wir weiter unten anführen.

Der Vorwurf, der den Rumänen gemacht wurde, daß ſie an der künſtleriſchen Bewegung der Renaiſſance nicht teilgenommen hätten, ähnelt dem barbariſchen Vorgang: jemandem die Augen auskratzen und dann über ihn ſpotten, daß er blind ſei. Die Siebenbürger Rumänen waren doch ein von den Madjaren niedergehaltenes armes Volk. Wie ſollte es Renaiſſanceſchlöſſer beſitzen, wenn ihm ſogar der Eintritt in die Zünfte verſagt war? Wir glauben an Raſſeneigentümlichkeit und Vererbung und an den ausgeſprochenen Kunſtſinn der Rumänen. Wenden wir uns alſo jenem des ſiebenbürgiſchen Hochadels zu, der rumäniſchen Urſprungs war und von welchem wir heute kaum feſtſtellen können, wie weit er damals ſeinem Urſprungsvolk entfremdet ſein konnte. Man kann die Frage aufwerfen, ob der Hochadel rumäniſchen Urſprungs ſich als Mäzen ausgezeichnet hat. Eine diesbezügliche Unterſuchung fehlt bis jetzt, doch können wir die Frage ohne weiteres bejahen. König Matthias Corvinus, Sohn des Johann Hunyadi, „der Enkel des walachiſchen Kneſen" — wie ſich Fraknói ausdrückt[87]) — war doch der größte Kunſtmäzen der Renaiſſance in Ungarn. Der Wojwode Stefan Majláth, der ſeit 1527 Beſitzer des Schloſſes Făgăraş iſt, das er 1538 wiederherſtellte und durch Zubauten erweiterte,[88]) begann — nach Tinódi — die Feſtung „Wy Bálványos" (Gherla) zu bauen, aber Martinuzzi ließ alles niederreißen; die Unterſuchung Lechners nimmt an dem beſtehenden Bau Teile von dieſem älteren Bau als noch beſtehend an.[89]) Sara von Bulcesti, die Witwe von Ladislaus Székely, baute 1698 auf dem Hauptplatz von Klauſenburg ihr Haus,[90]) deſſen Wappen erhalten iſt. Johann Drágfi hat 1519 die Kirche von Cehul Silvaniei bauen oder umbauen laſſen,[91]) die Familie

---

[87]) W. Fraknói: Mátyás király. Budapeſt, 1890, S. 18.

[88]) Die Oeſterr.ung. Monarchie in Wort und Bild. VI. S. 403.

[89]) E. Lechner, a. a. O. S. 6, 22.

[90]) E. Sándor: Kolozsvár címeres emlékei. Cluj, 1920, S. 60.

[91]) W. Bunyitay: Szilágy megye középkori műemlékei. Budapeſt, 1887, S. 38 — W. Fraknói a. a. O. S. 642.

Drágfi beſaß eine der reichſten Sammlungen von Familienſchmuck.[92]) Beim Schloß von Brănişca der Familie Jóſika ſind Renaiſſanceteile vorhanden.[93]) Wie wäre zu denken, daß die großen Humaniſten Nikolaus Olahus, Fürſtbiſchof und Regent, Michael Cſaki, der Kanzler,[94]) die Familien Barcſai, Kendeſi, Naláczi, Nopcſa, Zeyk, Fiáth[95]) als Beſteller nicht teilgenommen hätten? Aber auch dem rumäniſchen Volk und Prieſtertum war die Renaiſſancekunſt nicht fremd. Die rumäniſchen Drucke weiſen hie und da Renaiſſanceornamentik als Schmuck auf; ſo „Evanghelia cu învăţătură“ des Coreſi von 1581 (Abb. Nr. 3) hat Füllhorn und Rankenverzierung; „Trepetnicul“ von 1639 und „Paraclisul Precestei“ aus demſelben Jahre aus Bälgrad beſitzen Verzierungen in demſelben Stil, mit Blättern, Ranken und Blumen.[96]) Der Hofmaler Stefan Báthorys, Thomas Turbulya, in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s, ſcheint dem rumäniſchen Namen nach rumäniſcher Herkunft geweſen zu ſein.[97])

Mit Berechtigung kann man nun fragen: wie ſteht es mit der Renaiſſancekunſt in den mit Siebenbürgen benachbarten rumäniſchen Fürſtentümern. Moldau und Muntenien? In den rumäniſchen Fürſtentümern findet man genug architektoniſche Einzelheiten: Türen, Fenſter, Ikonoſtaſen, Profile, Kapitelle, Konſolen, Baluſtern, Gebälke, Kartuſchen und Ornamentik im Renaiſſanceſtil des 16.—18. Jh.s, die wir kennen lernen werden. Daß dieſe aber den ungariſchen Kunſthiſtorikern unbekannt ſind, geht aus ihren Schriften zur Genüge hervor. Sie ſchreiben die Kunſtgeſchichte ihres Landes, ohne die Kunſt der ſüdöſtlichen Nachbarn zu kennen. Cſabai ſchreibt:[98]) „An den Randgebirgen Siebenbürgens zieht ſich die künſtleriſche Grenze entlang, Renaiſſanceſchlöſſer, aus völkiſchen Elementen genährte Kunſt und humaniſtiſcher Geiſt einerſeits, erſtarrte Hierarchie, ſtrenge Ikonographie und das mächtige, aber lebloſe Meer der öſtlichen Kirche und der byzantiniſchen Kunſt andererſeits“. St. Möller[99]) behauptete bereits 1920, daß „Ungarn der letzte Vertreter der abendländiſchen Ziviliſation an den Toren des

---

[92]) W. Fraknói: A Hunyadiak és Jagellók kora. Budapeſt 1896, S. 629.

[93]) Balogh, in „Magyar Művészet“ 1934, S. 137. — J. Crăciun: Cronicarul Szamosközy. Cluj 1928, S. 111.

[94]) J. Lupaş: Doi umanisti români. Bukareſt 1928.

[95]) J. Lupaş: Principele Ac. Barcsai. Bukareſt. An. Acad. Rom. 35, 1912—13, S. 567. — B. Jancſó, in „Századok“ 1899, S. 646—51 und A román nemzetiségi törekvések. II. 263. Budapeſt, 1899. — J. v. Puşcariu. a. a. O.

[96]) St. Meteş: Ist. Bisericii Rom. Sibiu 1935, I. 140, 388–9 und Bianu-Hodoş: Bibliografia românescâ veche. I. 86, 87. Bucureşti, 1903.

[97]) E. Minea, in Bul. Com. Mon. Ist. III. 143.

[98]) „Ung. Jahrbücher“ 1936, S. 272.

[99]) Ét. Möller: Les monuments de l'architecture hongroise. Paris-Budapeſt 1920. S. 3.

Orients iſt", Gerevich[100]) 1933, daß „die ungariſche Kunſt der letzte Poſten der abendländiſchen Stile gegen Orient war" und daß „jenſeits der öſtlichen Grenzen des hiſtoriſchen Ungarns die unfruchtbare Steppe der Kunſt der Orthodoxie beginne". A. Hekler[101]) behauptet in ſeinem Handbuch der ungariſchen Kunſtgeſchichte: „Es iſt charakteriſtiſch und wichtig, daß die Renaiſſance und der Barock als Stil und Lebensform und mit ihnen die kulturelle Gemeinſchaft mit dem Weſten ſich nur bis zur Süd- und Oſtgrenze Ungarns erſtrecke. Das was über die Grenzen fällt, iſt kulturgeographiſch nicht mehr Europa". Nach V. Bierbauer[102]) hätten die Renaiſſance und die anderen abendländiſchen Stile „die Grenzen Siebenbürgens nicht überſchritten". „Nordungarn bedeutet die nordöſtliche Grenze der großen Kunſtſtrömungen Europas..." Es iſt unmöglich, aus dieſen Zitaten der ungariſchen Kunſthiſtoriker nicht die Geringſchätzung oder Verachtung der Kunſt der Nachbarvölker herauszuleſen. Eine Geringſchätzung, welche auf Unkenntnis beruht. Erſtens iſt es für die Kunſtgeſchichte irrelevant, ob ein Volk ſich dem einen oder anderen Stil angeſchloſſen hat, das Weſentliche iſt, was es Nationales, Spezifiſches im Rahmen des betreffenden Stils, was für Meiſterwerke es geſchaffen hat. Wir ſahen aus ungariſchen Zitaten den geringen künſtleriſchen Wert und den Mangel des Nationalcharakters der ungariſchen Renaiſſancekunſt Siebenbürgens. Cſabai mahnt uns, ſie nicht mit rein abendländiſchem Maße zu meſſen. Wenn wir analyſieren würden, was die Madjaren im Rahmen des Renaiſſanceſtils und die Rumänen derſelben Zeit im Rahmen des byzantiniſchen Stils geſchaffen haben, ſo würde dies für jene nicht günſtig ausfallen. Zweitens kann in Siebenbürgen von einer rein abendländiſchen Kunſt, wo ſo viele turkoperſiſche Elemente in den Trachten, Waffen, Lederarbeiten, Stickereien, Stoffen, Teppichen, Töpferwaren, vor allem in der Ornamentik[103]) zu finden ſind, keine Rede ſein. In ihrem Wahn, echte Abendländer zu ſein, haben die Madjaren vernachläſſigt dies zu bemerken. „Allerhandt Türkiſche Wahren", „in vielen Stücken den Türcken nachäffeten", „die Ungarn behelffen ſich meiſtentheils mit frembden Wahren und Kleidern", ſchreibt Hiltebrandt.[104]) Alſo ein Poſten, der genug von dem verſchmähten Orient übernimmt, ohne zu bemerken, wieviel abendländliche Stilelemente zu den ſüdlichen und öſtlichen Nachbarn eingedrungen ſind. Drittens haben die genannten un-

---

[100]) „Actes du XIIIe Congrès International d'histoire de l'Art." Stockholm 1933, S. 51.

[101]) A. Hekler: A magyar müvészet története. Budapeſt, 1934, S. 121.

[102]) „Nouvelle Revue de Hongrie" Budapeſt, 1937, S. 341.

[103]) K. Pulſzky, a. a. O. S. 7.

[104]) Hiltebrandt, a. a. O. S. 25, 31, 49, 74.

gariſchen Gelehrten eine veraltete und irrtümliche Anſicht über die byzantiniſche Kunſt. Eine Autorität wie Ch. Diehl ſpricht ſich ſchon 1910 gegen die „Immobilität" der byzantiniſchen Kunſt aus. „Sicherlich findet dieſe veraltete Auffaſſung heute keine Anhänger mehr", „fähig zur Originalität und ſchöpferiſcher Invention", erklärt er.[105]) Es iſt überraſchend, daß ſolche allgemeine Erkenntniſſe und Handbuchweisheiten den neueren ungariſchen Kunſthiſtoriken unbekannt geblieben ſind (Man vergleiche dazu, wie objektiv Fr. Pulſzky 1874 über byzantiniſche Kunſt geurteilt hat.[105a]) Gerade in der Kunſt der rumäniſchen Fürſtentümer kann von einer Erſtarrung, Lebloſigkeit, Unfruchtbarkeit der byzantiniſchen Kunſt keine Rede ſein, ſondern im Gegenteil nur von einer ſteten, klar definierbaren Entwicklung und Blüte, welche genug Elemente der Gotik, Renaiſſance und des Barocks in ſich aufgenommen und dennoch einen der Volksſeele und dem Milieu entſprechenden moldauiſchen und muntenieſchen Nationalſtil entwickelt hat. Wir können Hekler beruhigen, daß die byzantiniſche Kunſt der Balkanländer und des europäiſchen Rußlands, ein rieſiges Gebiet, vom Kap Matapan bis zum Kariſchen Meer und von Südſlawien bis zum Ural, auch kulturgeographiſch noch zu Europa gehört. Bierbauer können wir weit nordöſtlich von den ungariſchen Grenzen abendländiſche Stilbeiſpiele vorführen: das Erlöſertor des Kreml in Moskau, gotiſch (von Pietro Antonio und Galloway, 1491—1626), den Granovitaja-Palaſt vom Kremlin (von Marco Ruffo und Pietro Antonio, 1473—91), das Nikolaustor (von P. Antonio, 1491), die Kathedrale des Erzengels Michael (von Aleviſio Novi, 1505—8), das Haus des Bojaren Romanow (16. Jh.) in Moskau: alle im Renaiſſanceſtil gehalten. Das dortige Terem-Palais (1636) gehört zum Barock. Als Beiſpiele für den Barockſtil und für Klaſſizismus müßte man faſt die ganze Architektur Petersburgs anführen.[106])

Wenn die abendländiſchen Denkmäler Rußlands den ungariſchen Kunſthiſtorikern ſo wenig bekannt ſind, kann man ſich vorſtellen, was die Mehrzahl von ihnen über die Renaiſſanceelemente der Kunſt in den rumäniſchen Fürſtentümern weiß. Geben wir alſo eine Anzahl von ſolchen, um zu beweiſen, daß der Renaiſſanceſtil auch jenſeits der Grenzen Siebenbürgens zu finden iſt. Im 16. Jh. in der Moldau: die Eingangstür der Kirchen von Humor (1530), Moldoviţa (1532) und Probota mit Gebälk, die Fenſter und Türen der Egumenhäuſer und der Kapelle (Paraklis) von Slatina (aus der Zeit von Lăpuşneanu, Mitte des

---

[105]) Ch. Diehl, Manuel d'art byzantin. Paris, 1910, S. V.

[105a]) „Budapesti Szemle" 1874, 5. 226.

[106]) L. Léger: Moscou. Paris, 1910.

16. Jh.s),[107]) das Landeswappen von einem Blätterkranz umrahmt, von zwei Engeln gehalten, 1534—5 in der Demetriuskirche von Suczawa (Suceava).[108]) In der Zeit von Peter Rareş und Lăpuşneanu, ſeltener nachher, finden wir Gebälke, Umrahmungen, Ranken, ſpäter einen vereinfachten Brâncoveanu-Stil.[109]) Die Goliakirche von Jaſſy (Abb. Nr. 4) hat klaſſiſche Arkaden, eine Verzierung der Faſſaden mit korinthiſchen Pilaſtern, Gebälken und Konſolen italieniſcher Art aus der Zeit des Vaſile Lupu (1634—53).[110]) Aus Muntenien erwähnen wir im 17. Jh. die Türen der Kirchen von Cotroceni, der Biserica Doamnei (Bukareſt) (Abb. Nr. 5—6) und die von Filipeştii de Pădure, bei welchen wir realiſtiſche Ranken- und Blumenornamentik in tieferem Relief finden; das Portal der Doamnei-Kirche ſcheint das erſte Beiſpiel der in Stein gemeißelten italieniſchen Ranken- und Blumendekoration zu ſein. Eine Anzahl von Holzleuchtern mit Akanthusblättern und anderen klaſſiſchen Motiven[111]) beſitzen wir z. B. in Bordeşti, Vieroşi, Jiteanul, Vărbila, uſw.[112]) Die Ikonoſtaſis der fürſtlichen Kirche (Domneasca) in Târgovişte hat modellierte Renaiſſanceornamentik an Stelle der alten gravierten orientaliſchen Technik.[113]) Dagegen behandelt die Ikonoſtaſis der Kapelle (Paraklis) des Kloſters Biſtriţa (1654) die Renaiſſancemotive nach orientaliſcher Art flach graviert.[114]) Die kaiſerliche Türe der Kloſterſpitalskirche von Biſtriţa (1654) ſcheint die erſte von der Renaiſſance genauer inſpirierte Arbeit zu ſein.[115]) Die Grabſteine des Matei Baſarab († 1654) vom Kloſter Arnota, wie auch jene ſeiner Frau und ſeines Sohnes aus der fürſtlichen Kirche von Târgovişte enthalten Schilder, Kartuſchen mit Voluten.[116]) In den letzten Jahrzehnten des 17. Jh.s können wir noch als Beiſpiele die dekorative Plaſtik von Colţea, Cotrocenii Doamnei, Râmnicul-Sărat ſowie Sinaia anführen, unter Conſtantin Brâncoveanu (1688—1714) jene des Kloſters Hurezi, jene von Doiceşti, Mogoşoaia, uſw., ſpäter jene von Văcăreşti, vom Paraclis der Metropolie von

---

[107]) G. Balş: Bisericile moldoveneşti din veacul al XVI-lea. Bucureşti, 1928. S. 23. 18, 27, 38.

[108]) Ebda., S. 261.

[109]) Derſ.: Bisericile moldoveneşti din veacarile XVII. şi al XVIII. Bucureſt, 1933, S. 489, 502.

[110]) N. Ghika-Budeşti: Evoluţia arhitecturii în Muntenia şi Oltenia, III veacul XVII. Bucureşti 1933, S. 78.

[111]) Ebda., S. 83—4.

[112]) A. Zagoriţ, in Bul. Com. Mon. Ist. 1914, S. 16—26. — Sp. Cegăneanu, in Bul. Com. Mon. Ist. 1912, S. 124.

[113]) N. Ghika-Budeşti a. a. O. S. 84.

[114]) Derſ., IV. Noul stil din veacul al XVIII. Bucureşti, 1936, S. 119.

[115]) Ebda., S. 121.

[116]) Ebda., S. 119.



6. Tür der Kirche von Cotroceni

Bukareſt und Mărcuţa. Die Voluten-Kapitelle der Kirchen Sinaia, Fundenii Doamnei und Râmnicul Sărat ſcheinen von der venezianiſchen Schule angeregt zu ſein. Die Renaiſſance und der Barock erſcheinen in den Kapitellen des Kloſters Hurezi (Vorhalle der großen Kirche, Balkon des Dioniſie) und in der Loggia des Mogoşoaia-Palaſtes.[117]) Im Kloſter Râmnicul Sărat ſehen wir zwei Renaiſſance-Kartuſchen, auf beiden Seiten je ein mit Akanthusblättern verziertes Baluſter, oben ein profiliertes und gemeißeltes Gebälk. Die Fenſterumrahmungen von Colţea, ſowie die Türe des Kloſters Hurezi (1692) und der Kirche des Kloſters Cotroceni (1679) ſind mit beflügelten Putten verziert. Wir finden im 17.—18. Jh.[118]) eine Anzahl von Profilen, Gebälken, Konſolen in Renaiſſanceſtil. Die dekorative Bauplaſtik der Renaiſſance hatte alſo nicht nur in Siebenbürgen ein Terrain, ſondern auch in Muntenien und in der Moldau, wo ſie keinen Widerſtand gefunden hat. Die rumäniſche Kirche der Himmelfahrt (1595—1611) und die der hl. Paraſchiva (1607, 1644), imponierende Stadtkirchen Lembergs, ſind im Renaiſſanceſtil gebaut. Die Bauherren der erſten waren die Fürſten Movila, die der zweiten C. Corniact und der Fürſt Vaſile Lupu.[119])

Wo ſollen wir den Urſprung der in die rumäniſchen Fürſtentümer eindringenden Renaiſſanceplaſtik ſuchen? Die Denkmäler zeigen uns 1. rein italieniſche Elemente (z. B. das Landeswappen der Demetriuskirche von Suczawa), 2. durch eine orientaliſche Technik interpretierte italieniſche Elemente (z. B. im Johanneskloſter in Râmnicul Sărat), 3. durch Slawen oder Deutſche ausgeführte italieniſche Motive (Grabdenkmale des Matei Baſarab und ſeiner Familie), 4. dieſelben Motive von rumäniſchen Meiſtern ausgeführt (zur Zeit Konſtantin Brâncoveanus).

Nun einige Daten über die Nationalität der Künſtler.[120]) Neagoe Baſarab ſchreibt am 13. Okt. 1519 den Hermannſtädtern, ſie mögen ihm Steinmetzen ſchicken. Es iſt anzunehmen, daß dieſe zur Ausſchmückung der Metropolitankirche von Târgovişte gerufen worden ſind. Neagoes Schwiegerſohn Radu (1521—29) ruft den Meiſter Veit (Stoß), (erwähnt in Rechnungen Kronſtadts 1521—1523), um das Meſſen (proportionare) und Ausmalen (effigiare) oder die Ausſchmückung der Kirche von Curtea de Argeş durchzuführen. Chiajna, die Tochter des Peter Rareş, beſtellt den Grabſtein ihres Vaters bei den Sachſen von Talmeſch (bei Hermannſtadt). Al. Lăpuşneanu ſendet 1560 den Hermannſtädter Johann Ryro und den Moldauer Thomas nach Venedig, um von dort Stein-

[117]) Ebda. S. 28—29, 31, 33.
[118]) Ebda., S. 77, 50, 100, 101.
[119]) P. P. Panaitescu in Bul. Com. Monum. Ist. XXII. 59, S. 1—19. 1929.
[120]) Al. Lapedatu, in Bulet. Com. Monum. Ist. 1912. S. 181—3.

metzen und Maler zur Ausschmückung und Erbauung seiner Kirchen zu verlangen, was der Doge auch verspricht. Von den ausländischen Meistern kennen wir Pesena Levino, Myra und Bucaşin Caragea: Italiener oder Dalmatiner. Pesena Levino, der italienische Steinmetz des Constantin Brâncoveanu, ist nach 1707 an der Pest gestorben, er wurde im Kloster Brâncoveni, wo sich auf seinem Grabe das schöne Steinkreuz befindet, begraben. Bucaşin Caragea, der für denselben Fürsten tätig war, ist wahrscheinlich eine Slawe. Der Stukkator Jordan (1. Hälfte des 18. Jh.s) arbeitete in der Stavropoleoskirche zu Bukarest. Der Bruder des Fürsten Şerban Cantacuzino, Constantin, der Stolnic (Truchseß) († 1716), der in Italien studierte, war der einflußreichste Ratgeber des Constantin Brâncoveanu, Michael Cantacuzino, († 1716) der Spătar (Obergeneral) Brâncoveanus, Bruder des Stolnic, studierte ebenfalls in Italien.[121]) Abgesehen von der Behauptung Del Chiaros, ergibt sich der venezianische Einfluß auch durch die Urkunde über das Studium des Sohnes des Vorniks Pascal und der 12 Bojarensöhne, die Fürst Constantin 1744 nach Venedig schickt.[122]) Außerdem müssen wir die Beziehungen des Landes mit Italien und mit dem Orient, die Einfuhr von Stoffen, Teppichen, Möbeln usw. erwähnen. Ghika-Budeşti gibt eine Anzahl von Palästen Venedigs an, deren Säulen mit denen aus der Zeit der Cantacuzinos verwandt sind.[123]) Die Beziehungen der Moldau mit Siebenbürgen wurden im 17.—18. Jh. seltener. Dagegen traten Verbindungen mit Polen in den Vordergrund. Alle diese oben angeführten Daten erweisen als Quelle der Renaissanceelemente der rumänischen Fürstentümer Venedig, Dalmatien, den Orient und die Sachsen Siebenbürgens. Man nimmt im allgemeinen eine Assimilierung der Renaissance durch einheimische, rumänische Steinmetzen unter Constantin Brâncoveanu an.

Die oben erörterten Tatsachen stehen im größten Widerspruch mit den vermeintlichen madjarischen Einflüssen, die Balogh voraussetzen will. „Die blumige Renaissance hat besonders auf Muntenien gewirkt, wo zahlreiche Denkmäler dieses Stils verfertigt wurden (Marcuţa, Bucureşti, Curtea de Argeş, Vălenii de Munte). Ihre Verzierungen stehen so nahe den Holzschnitzereien des Komitats Treiscaune und Klausenburg, daß wir die Mitarbeit von Székler und madjarischen Steinmetzen voraussetzen müssen. Einen von ihnen, Samuel, der in Curtea-de-Argeş arbeitete, kennen wir bereits auf Grund der Forschungen Jorgas. Eine andere Gruppe der muntenischen Denkmäler (Hurezi, Potlogi usw.) und vor allem

[121]) N. Ghika-Budeşti: IV. Noul stil etc. S. 30, 69, 120, 115.
[122]) N. Jorga — G. Balş: L'art roumain. Paris, 1922, S. 285.
[123]) A. a. O. S. 107 und die Tafeln.

die Grabdenkmäler (die des Wojwoden Matei Basarab und seiner Frau) dagegen zeugt von sächsischem Einfluß.[124])" Jorga[125]) schreibt aber 1933: „Die rumänische Baukunst entspricht dem orthodoxen Kultus, aber die Türen, Fenster, einige Ornamente und das ganze Baumaterial kommen von den Sachsen Siebenbürgens, welchen gegenüber wir eine große Pflicht haben, die wir anerkennen und vergelten wollen. Und wenn madjarische Gelehrte kommen, die uns vorwerfen, warum wir nicht den ungarischen Einfluß anerkennen wollen, können wir antworten, daß wenigstens in der Kunst sich nichts findet, wo wir diesen Einfluß anerkennen können. Wir haben den russischen Einfluß, den sächsischen Einfluß bestätigt und verstehen nicht, warum wir so unbarmherzig wären, einen Einfluß nur bezüglich des madjarischen Volkes abzuweisen". Auf unsere Anfrage teilte uns N. Jorga brieflich mit: „Ich habe von keinem Samuel gehört". Nach Balogh stünde die Wappentafel mit Inschrift der Demetriuskirche von Suczawa mit den Steinmetzarbeiten von Gherla in Verbindung. Tatsächlich haben beide Tafeln dasselbe Motiv der Komposition. Balş[126]) findet es in der Sixtinischen Kapelle (mit dem Wappen des Papstes Sixtus IV.) von Mino da Fiesole, es wurde mit kleinen Varianten in Italien und Dalmatien wiederholt; er sieht einen direkten italienischen Einfluß darin. Diese Ansicht ist auch heute gültig. Die Tafeln von Gherla stammen aus 1540 und 1542, jene aus Suczawa aus 1534—5 und ist dabei noch feiner ausgeführt. Im Komitate Treiscaune sieht Balogh das Zentrum der Entwicklung eines neuen Typus von Kurien (Haus der Adeligen). Über diese Frage urteilt aber ganz anders ein siebenbürger Ungar: K. Kos:[127]) „Gegen Ende des 17. Jh.s entwickelte sich in Treiscaune ein spezielles, lokales Herrenhaus von eigenartiger Schönheit, mit Formeneinzelheiten der vereinfachten Renaissance, aber in der Grundrißlösung, im Aufbau und in Formendetails individuellcharakteristisch. Die Kunsthistoriker Ungarns glauben die Quellen der Schöpfung oder der Geburt des Typus des Szekler Herrenhauses, ganz unwahrscheinlich, in entfernten abendländischen Einflüssen zu finden. Wer aber die Wohnräume (die Rumänen nennen sie mit türkischem Namen „cula") der mit Traiscaune benachbarten Muntenien kennt, wird einsehen, daß der Typus des Szekler Adelshauses sich ohne die cula von Muntenien nicht bilden konnte. Außer dem Einfluß der rumänischen cula können wir auf die vorspringenden Loggien des Klosters Hurezi (ab 1691) und der Bojarenhäuser von Coţofeni und Târgu-Jiu hinweisen.[128]) Anschließend an die

[124]) „Magyar Müvészet" 1934, S. 158.

[125]) N. Jorga: Argintăriile româneşti. Bucureşti, 1933, S. 9.

[126]) G. Balş: Bisericile moldoveneşti din veacul al XVI. S. 261.

[127]) K. Kos in: „Helikon" 1938, S. 259.

[128]) Abgebildet in Jorga-Balş: L'art roumain S. 210 und J. Vonescu: Monumente de artă ţărănească. Bucureşti, Abb. 23, 41.

Frage der vermeintlichen ungariſchen Einflüſſe in der Renaiſſance von Muntenien und Moldau fügen wir noch hinzu, daß Renaiſſance- und Barockmotive, auch klaſſiziſtiſche, ebenſo gut wie in den rumäniſchen Ikonoſtaſen der Fürſtentümer auch in Rußland, Bulgarien, Serbien, Griechenland zu finden ſind, wo ungariſche Einflüſſe vollkommen ausgeſchloſſen ſind.[129])

So kehrt man die Rolle des Gebers und des Empfängers um. Auch anderen Ländern gegenüber verfallen die ungariſchen Kunſthiſtoriker in denſelben Fehler. So Polen gegenüber. „In der öſtlichen Hälfte Europas vermittelte den Einfluß der italieniſchen Renaiſſance in faſt allen Kunſtgattungen vor allem unſer Vaterland“ ſchreibt K. Divald[130]) 1927. Ähnlich urteilt auch Gerevich: „la Hongrie a servi d'intermédiaire pour la diffusion des styles occidentaux vers le Nord et l'Orient“ [130a])

Um was handelt es ſich in der Tat? E. Lechner ſagt uns klar:[131]) „Wenn wir eben unſerer Eitelkeit ſchmeicheln wollen, ſo können wir feſtſtellen, daß dieſer Prozeß der Auswanderung italieniſcher Meiſter direkt aus Ungarn ihren Impuls gewinnt, aus dem Hofe des Königs Matthias“. Alſo ſchrumpft der vermeintliche ungariſche Einfluß auf die Wanderung der Italiener über Ungarn nach Polen zuſammen. So arbeitete Johannes Florentinus, der in Mineu tätig war, auch in Gneſen;[132]) man vermutet, daß Franciscus Italus aus Ungarn nach Krakau wanderte; zwei italieniſche Marmorarbeiter gingen aus Alt-Ofen eben hin.[133]) An dem Hofe des Matthias Corvinus arbeitete 1467 und in Rußland 1475—85 Ariſtotele Fioravanti.[134]) Was den gemeinſamen Punkt der polniſchen und oberungariſchen Baukunſt, — die oben abſchließende Attikawand mit Merlaturen venezianiſchen Urſprungs — betrifft, glauben andere, wie E. Myskowszky,[135]) umgekehrt an einen polniſchen Einfluß, oder ſie ſind diesbezüglich reſerviert.[136]) Jedenfalls ſtehen die in Polen befindlichen Denkmäler (das Rathaus von Poſen, die Tuchhalle von Krakau) künſtleriſch ungemein höher. In Siebenbürgen gibt es auch heute noch zwei vereinzelte Fälle (Lăzarea und Bran) dieſer Art.

*

---

129) O. Tafrali: Sculptura în lemn românească „Arta şi Arheologîa“. Jaſi 1936, S. 1—36, f. 11—12 — A. M. Zagoriţ, in „Bul. Com. Monum. ist.“. 1915, S. 55—69.

130) K. Divald, a. a. O. S. 177.

130a) T. Gerevich in „Actes du XIII. Congrès Int. d'histoire de l'art. S. 51.

131) E. Lechner: Tanulmányok a lengyelországi és felsömagyarországi reneszánsz épitésröl. Bpeſt 1913, S. 5.

132) H. Ehrenberg in: „Arch. Ért.“ 1893, S. 254.

133) A. Divéky in: „Arch. Ért.“ 1910, S. 4.

134) Thieme-Becker: Künſtlerlexikon. XI. 592. Leipzzig 1915.

135) E. Myskowſzky: A magyar müvészet Története. Budapeſt, 1906, S. 19.

136) A. Péter, a. a. O. S. 7.

Der neue ungariſche Umwertungsverſuch der Renaiſſancekunſt von Siebenbürgen, die neuen Geſichtspunkte, die wir in 5 Punkten zuſammengefaßt haben, und die anderen ſekundären, haben ſich — glauben wir — durch die obigen Erörterungen als falſch erwieſen. Sie machen eher den Eindruck eines politiſchen Programms, für welches dann eine Rechtfertigung geſucht wird. Wenn die früheren Anſichten zunichte gemacht werden ſollen, ſo muß das mit zwingenden, ſchlagenden Beweiſen durchgeführt werden, was aber nicht der Fall war. Die ungariſche Kunſtgeſchichtsſchreibung der Nachkriegszeit iſt ein Verſuchsfeld der großen, unbewieſenen, aber national angenehmen Behauptungen geworden. Wir haben im Laufe der Jahre öfters darauf hingewieſen.[137]) Es iſt kein Wunder, wenn das Ausland die ungariſchen Behauptungen mit Zurückhaltung entgegennimmt und wenn ſich Gerevich beklagt, daß die deutſche und franzöſiſche öffentliche kunſtgeſchichtliche Meinung für die Ungarn „uneinnehmbare Feſtungen" ſind.[138]) Gewiß nicht ohne Grund.

Wir haben bis jetzt nur gewiſſe Geſichtspunkte einer Kritik unterzogen, leider iſt manches auch methodiſch zu beanſtanden. Der Zeitſchriftenaufſatz von J. Balogh hat keine Bibliographie, keine Fußnoten, man iſt nicht in der Lage zu beurteilen, worauf ſich ihre Behauptungen ſtützen. Ein Aufſatz über Baukunſt benötigt eine Mitteilung von Grundriſſen, Schnitten, eine genaue Chronologie der Teile, Rekonſtruktionsverſuche des Ganzen der einzelnen Bauten, was wir aber vermiſſen. Der Aufſatz behandelt nur tangential die Architektur, er befaßt ſich faſt ausſchließlich mit der dekorativen Bauplaſtik, auch wenn ſie ſo unbedeutend iſt. Anſtatt ſein Augenmerk auf den „architectus" oder „magister lapicida" zu richten befaßt er ſich mit allen kunſtgeſchichtlich unwichtigen Steinbildhauern der Türen und Einzelheiten. Einigemale bezieht ſich die Verf.n auf archivaliſche Daten, ohne dieſe wie es ſich gebührt (Sammlung, Urkunde, Datum, Nummer) zu zitieren, ſie machen im Ganzen den Eindruck, daß ſie ſich auf die mündlichen, unveröffentlichen Mitteilungen anderer beziehen, die unkontrolliert abgeſchrieben wurden. (Csabai informiert uns in ſeiner

---

[137]) C. Petranu: L'histoire de l'art hongrois au service du révisionnisme. Bucureşti, 1934; L'histoire de l'art hongrois à tendance révisionniste devant la science étrangère. „Revue de Transylvanie" Cluj, 1937. III. 2, S. 235—40; Derſ., Beſprechung der Arbeit von Jol. Balogh über Martin und Georg von Cluſſenberch in der „Zeitſchrift für Kunſtgeſchichte" 1935, S. 154—6; Derſ., Discuţii asupra sintezei artei ardelene Cluj, 1935; Derſ., Neue Unterſuchungen und Würdigungen der Holzbaukunſt Siebenbürgens. Bucureşti 1936; Derſ., Die Holzkirchen der Siebenbürger Rumänen. Sibiu, 1934; Derſ., Begriff und Erforſchung der nationalen Kunſt. München, 1937; Derſ., M. B. Bartók et la musique roumaine. Bucureşti, 1937.

[138]) „Magyar Szemle" 1927, S. 242.

Diſſertation: „Die Daten des Artikels von Jolanthe Balogh hat größtenteils Ludwig Kelemen, Univerſitätsarchivar von Cluj, geliefert").[139]) Die Informatoren ſollten aber ſelbſt zuerſt ſchriftlich beweiſen, was ſie anderen mündlich mitteilen. Die ganze Arbeit iſt in dieſer Weiſe nur ein Entwurf, keine Dokumentierung, und das Inausſichtſtellen eines Buches über dieſen Gegenſtand (das bis jetzt, nach 5 Jahren, noch nicht erſchienen iſt) entſchuldigt die Verfaſſerin nicht.[140])

In Cſabais Diſſertation vermißt man ebenfalls die Mitteilung von Grundriſſen, Schnitten, die Chronologie der Bauteile, ſeine Bibliographie iſt ungenügend, die Baueinzelheiten werden faſt gar nicht berückſichtigt, die archivaliſchen Daten umſoweniger. Es fehlen auch Widerſprüche, Uebertreibungen nicht; ſein Stil iſt manchmal journaliſtiſch, bombaſtiſch.

Letzten Endes iſt man nach kritiſchem Studium ähnlicher Aufſätze der Anſicht, daß es nützlicher geweſen wäre, an Stelle von neuen Syntheſen und Umwertungsverſuchen die Herausgabe eines Corpus der Renaiſſancedenkmäler Siebenbürgens oder wenigſtens eines Teiles mit allen üblichen Beſchreibungen, Aufnahmen, Zeichnungen, chronologiſchen Beſtimmungen (des ganzen und im einzelnen), und mit Rekonſtruktionsverſuchen vorzunehmen. Ebenſo nützlich wäre eine diesbezügliche Sammlung, kritiſche Interpretierung und Veröffentlichung des archivaliſchen Materials geweſen.

---

[139]) St. Cſabai: Az erdélyi reneszánsz művészet. S. 41.

[140]) „Magyar Müvészet" X. S. 129.

Fürſt Paul Eſzterházy (1635–1713).

Von Andreas Angyal (z. Zt. München).

Einleitendes.

Die Geiſtigkeit Pannoniens, des ungariſchen Landes rechts der Donau, iſt der wahre Mutterboden des ungariſchen Barocks. Hier ſtehen alle Pforten offen für das Einſtrömen deutſcher und italieniſcher Kultur. Schon im Mittelalter wirkt ſich dies beſtimmend aus, in der deutſchen und romaniſchen Bürgerſchicht pannoniſcher Städte, in ihrer Kunſt. Später wird das alles zufolge des barock-abſolutiſtiſchen Staatsuniverſalismus in Wien vereinigt. In dieſer Stadt, die durch die Jahrhunderte der Neuzeit Hauptſtadt des Erſten Reiches war, treffen und kreuzen ſich deutſche, italieniſche, ja ſelbſt ſpaniſche Bildung, der im Barock eine beſonders hohe Rolle zukommt. Mit dieſer Kultur tritt nun das barocke Pannonien in eine nahezu drei Jahrhunderte währende Lebensgemeinſchaft. Sie dauert bis ins beginnende 19. Jh. und iſt nicht bloß eine deutſche, ſondern im weiteſten Sinne eine mitteleuropäiſche Angelegenheit. Der Wiener Hof und die mit ihm eng verbundene kirchlich-barocke Kultur wird zum geiſtigen Mittelpunkt großer Teile des mitteleuropäiſchen Raumes, zu dem außer Süddeutſchland auch der nahe Südoſten (Böhmen, Ungarn) zu rechnen iſt. Verwandte Formen der Kunſt, der Dichtung, der Myſtik, der theologiſchen Literatur, der Bühne zeugen von der Bildungseinheit dieſes Raumes.[1]) Und aus dieſem Raum heraus iſt die geiſtesgeſchichtliche Bedeutung des Fürſten Eſzterházy zu erfaſſen. Sie wächſt aus dem Rahmen einer iſoliert ungariſchen Literaturbetrachtung heraus. Seine Stellung iſt eine verbindend-vermittelnde: einerſeits verbreitet er die Ideenwelt des mitteleuropäiſchen Barocks in madjariſcher Sprache, in Vers und Proſa, andererſeits ſpricht er ſelbſt zu dieſem Mitteleuropa, als Verfaſſer und Herausgeber lateiniſcher Traktate und eines Gebetbuches, die darum auch in Wien erſcheinen und zum Beſtandteil des deutſchen Barockkatholizismus werden. Neben ſeiner Stellung in der ungariſchen Literatur iſt alſo Eſzterházy gleichzeitig Vertreter der barockgeiſtlichen Weltliteratur, die in dieſer Zeit in einem viel weiteren Maße

[1]) Zur Verwandſchaft öſterreichiſchen und pannoniſch-weſtungariſchen Geiſtes vgl. B. Zolnai: Magyar janzenisták (Ung. Janſeniſten). Minerva, 1925. S. 164. J. Koſzó: Ungariſche Romantik. Gragger-Denkſchrift 1927. S. 153 und DUHVl. 1931. S. 1 ff. J. v. Farkas: A magyar romantika (Die ung. Romant.) Budapeſt, 1930. S. 19 ff. D. Baróti: Dugonics András és a barokk regény (D. und der Barockroman). Szegedin, 1934. S. 9—10. A. Angyal: Az osztrák barokkromantika magyarországi hatásához (Zum Einfluß der öſterr. Barockromantik in Ungarn). Arch. Phil. 1937. S. 241 ff. Zur mitteleuropäiſchen Stellung Wiens vgl. A. Angyal: Ergebniſſe und Zielſetzungen der literaturwiſſenſchaftlichen Barockforſchung in Ungarn. Pannonia, 1938. S. 351 ff. und die dort angeführte weitere Literatur.

Weltliteratur iſt als das noch ziemlich eſoteriſche ſchöngeiſtige Schrifttum. Aus dieſem Grunde müſſen in unſeren Betrachtungen religions- und ſtilgeſchichtliche Blickweiſen vorherrſchen. Geſchichtliches im engeren Sinne ſoll nur inſoweit betrachtet werden, als es zur Interpretation geiſtiger Phänomene notwendig iſt, umſo eher, da wir ſchon eine ausführliche und eine kürzere hiſtoriſch-militäriſche Biographie Eſzterházys beſitzen.[2]) Not tut jedoch, daß wir die geiſtigen Beziehungen und Belange in Acht nehmen, die Bubics und Merényi vollſtändig vernachläſſigten. Dies iſt umſo eher unſere Pflicht, da bislang in der Barockbetrachtung die Kategorien der Literaturäſthetik vorherrſchend waren. Wollen wir aber das mitteleuropäiſche und damit das ungariſche Barock richtig erfaſſen, ſo ſind wir unbedingt auch auf das geiſtliche Schrifttum angewieſen. Aus alledem folgt, daß wir die von Eſzterházy verfaßten und herausgegebenen Werke[3]) als Dokumente der Religionsgeſchichte und vergleichenden Stilkunde betrachten müſſen, um ſo auf die Grundzüge der mitteleuropäiſch-barocken, insbeſondere ſüddeutſchen und pannoniſchen Geiſtigkeit vorzuſtoßen.[4])

§ 1. Thaumaturgie.

In mehr als einem Sinne kann das 17. Jh. als das letzte mittelalterliche Jahrhundert bezeichnet werden und das Barock als letzte Blüte mittelalterlichen, chriſtlich-kirchlich geformten Geiſtes. Die eigentliche Neuzeit beginnt erſt durch die Aufklärung in weiteren Kreiſen wirkſam zu werden.[5]) Das Barock ſelbſt iſt nur eine erweiterte Fortſetzung, Weiterentwicklung des Mittelalters. Freilich iſt der Rahmen jetzt viel breiter: die ganze Welt

---

[2]) S. Bubics-L. Merényi: Herceg Eszterházy Pál nádor (Palatin Fürſt P. E.) Budapeſt, 1895. Graf J. Eſzterházy: Az Eszterházy-család és oldalágainak leirása (Beſchreibung der Familie E. und ihrer Seitenzweige). Ebda. 1901. 2 Bde.

[3]) Litaniae ad Beatam Mariam Virginem (LM). Wien 1689. Az Boldogságos Szüz Mária Szombattya (BM) (Der Samstag der Heiligen Jungfrau Maria). Tyrnau, 1691. Via lactea ad coelum ducens (VL). Wien 1691. Mennyei Korona (MK) (Himmliſche Krone). Tyrnau, 1696 (vermehrte Ausgabe einer im Jahre 1685 erſchienenen, ebenfalls von E. ſtammenden Sammlung marianiſcher Gnadenbilder). Speculum Immaculatum (SI). Wien, 1698. Regina Sanctorum Omnium (RSO). Tyrnau, 1698. Lyriſche Gedichte (LG), hg. von L. Merényi, Irodalomtörténeti Közlemények, 1892. E. gebraucht ſeinen Namen meiſtens in der Form: Estorás.

[4]) Es ſei mir an dieſer Stelle erlaubt, meinen beſonderen Dank dem jetzigen Oberhaupt der fürſtlichen Familie, Seiner Durchlaucht Fürſten Dr. Paul Eſzterházy, auszuſprechen, der in zuvorkommendſter Weiſe die Benützung der Archivbücherei geſtattete, ferner Herrn Archivar Dr. Johann Harich, der mir mit Ratſchlägen behilflich war.

[5]) E. Ermatinger: Deutſche Kultur im Zeitalter der Aufklärung (Handbuch der Kulturgeſchichte, I. Abt.). Wildpark-Potsdam, 1935. S. 3. J. Turóczi—Troſtler: Keresztény Herkules (Chriſtlicher Herkules). Irodalomtörténeti Közlemények, 1935, S. 27.

ſteht offen, Amerika iſt entdeckt, der Weg nach Aſien iſt frei, und der europäiſche Menſch blickt in die Märchenwelt neuer Erdteile. Trotzdem empfindet man keinen Riß zwiſchen der eigenen und der mittelalterlichen Welt. Der religiöſe Schriftſteller und der Gläubige des Barocks bewegen ſich mit gleicher Gewandtheit, mit dem gleichen Gefühl der Vertrautheit in Philoſophie, Theologie, Hiſtorie und Naturlehre des Mittelalters wie im ähnlich gearteten Schrifttum des eigenen Jahrhunderts. Wie viel Mittelalterliches finden wir z. B. in Eſzterházys Quellen! Für den Gläubigen der Zeit iſt dies durchaus etwas Lebendiges, keine bloße Tradition, ſondern Aktualität. Wir haben alſo nicht eine Renaiſſance des Mittelalters vor uns, ſondern ſeinen Ausklang, ſeine organiſche Fortſetzung. In der Welt des barocken Katholizismus prägt ſich dies auch in der bildenden Kunſt aus. So etwa in der Kirche Mariä Himmelfahrt zu Köln und in der Bonner Jeſuitenkirche. Die erſte Kirche iſt ein gotiſcher Bau aus den zwanziger Jahren des 17. Jh.s. Die Gotik erlebte hier eine eigentümliche Barockiſierung, die ihre Dynamik, ihre Formbewegtheit noch verſtärkte. Ein hinreißendes Pathos, ein dramatiſches Leben ſtrömt aus allen Formen, das den Betrachter nicht aus ſeinem Bann losläßt und ihn von der Verwandtſchaft gotiſchen und barocken Kunſtwollens unwiderlegbar überzeugt. Und dieſe Verwandtſchaft entſpringt keinem bloßen Hiſtorismus, ſondern wirkt ſich durchaus im Lebendigen aus, im lebendigen Zuſammenhang von Mittelalter und Barock. Aus dieſem Zuſammenhang heraus iſt ſelbſt das nicht verwunderlich, daß wir im Außenbau ſogar noch romaniſche Stilelemente finden, Halbkreisformen oberhalb der Fenſter. Noch überraſchender iſt die Jeſuitenkirche zu Bonn, die ſchon im Ausklang des hochbarocken Jahrhunderts, um 1690, gebaut wurde, aber noch immer gotiſche Konſtruktion und auch romaniſche Elemente aufweiſt. Freilich überwiegt das Gotiſche.

In dieſer gotiſch-dynamiſch-irrationaliſtiſchen Strömung[6]) ſteht auch Eſzterházy, als Vertreter geiſtlich-barocker Haltung. Nun iſt freilich nicht zu vergeſſen, daß in dieſer Welt auch Renaiſſance-Elemente eine Rolle ſpielen, Elemente jener Strömung, die, aus der Myſtik ſich entfaltend, in ein neues Verhältnis zur Natur trat. Eine neue Naturnähe beginnt eigentlich ſchon an der abendländiſchen Schickſalswende des 12. Jh.s, ſchon die Gotik bedeutet das Aufkommen eines organiſchen, naturhaften Weltbildes. Nun iſt aber dieſe gotiſche Naturnähe, die, wie wir es in ſpäteren Betrachtungen ſehen werden, fürs Barock von höchſter Bedeutung iſt, noch durchaus

[6]) Gotiſche Strömung im Barock: D. Frey: Gotik und Renaiſſance als Grundlagen der modernen Weltanſchauung. Augsburg, 1929, S. 93. V. Bitnar: Duch českého baroku. Prag, 1935. Irrationalismus im Barock: K. Viëtor: Probleme der deutſchen Barockliteratur. Leipzig, 1928 (Von deutſcher Poeterey, Bd. 3), S. 31 ff.

im Kirchlich-Chriſtlichen, Transzendent-Spiritualiſtiſchen verwurzelt. Eine Emanzipation des Natürlichen in neuzeitlichem Sinne vollzieht erſt die Renaiſſance, die mehr iſt als bloße Wiederentdeckung der Antike. Sie bedeutet vielmehr die Schöpfung der „natürlichen" Kunſt, Wiſſenſchaft, Religion, Politik.[7])

Dieſes Neuzeitlich-Natürliche ſtrömt ins Kirchlich-Mittelalterliche während des Barocks ein und verlangt ſeine Rechte. In der Kölner Himmelfahrtskirche ſehen wir u. a. im Chor einen großangelegten Gemäldezyklus, Kirchenlandſchaften, in denen jedoch die heilige Staffage nur zur „Ausrede" dient, zur „Entſchuldigung" der in die Kirche hereinbrechenden Landſchaftsmalerei. Dies iſt die andere Seite der Zeit, die neue Weltlichkeit, die auch im geiſtlichen Bereich auf ihre Rechte pocht und als der Renaiſſance-Zweig des Barocks auftritt. Das neue Verhältnis des neuzeitlichen Menſchen zur Natur dringt ſo in den mittelalterlichen Rahmen und bereichert die Welt mit unerhört reichen, ſatten, bislang ungeahnten Farben. Rahmen und Inhalt können auch nicht ſcharf voneinander getrennt werden. Der letzte Sinn des Barocks iſt ja eine Vereinigung der beiden Elemente, eine Vergeiſtigung der neuen Weltlichkeit auf der Baſis des mittelalterlichen Spiritualismus.

Dieſer Sinn äußert ſich auch in Eſzterházys Lebenswerk. Auch er iſt ein Vertreter dieſes barocken Mittelalters, und auch er tritt in Beziehung zur neuen Natürlichkeit. Dieſe zur Syntheſe ſich vereinigende Zweiheit beſtimmt ſein Schaffen: hier weltliche Lyrik, dort geiſtliches Schrifttum. Aber auch ſein geiſtliches Schaffen ſteht unter dieſem Aſpekt.

Das thaumaturgiſche Schrifttum kommt ſeinem Weſen nach aus der wundergläubigen Welt des chriſtlichen Mittelalters und erlebt ſeine erſte Blüte in der Gotik, ſeine zweite im Barock. Eſzterházy iſt ein eifriger Vertreter dieſer Gattung, und gibt zwei größere Wunderſammlungen heraus (MK, BM). Im Hintergrunde des geſamten Weltgeſchehens ſteht das Wunder, das Unendliche, Irrationale ſtrömt immerzu ins irdiſche Leben hinein. Wenn wir dieſe Sammlungen leſen, fühlen wir uns in der Welt der frommen Mönche des Mittelalters, der Verfaſſer ungariſcher Kodexliteratur. Hier wie dort finden wir vielfach dieſelben Legenden.

Noch immer iſt die Welt mit Wundern voll, und ſelbſt der Zweifler muß ſich bekehren. Eſzterházy citiert die Epistola ad Evodium des Auguſtinus, wo über den barmherzigen Arzt Gennadius berichtet wird,

---

[7]) H. Lempertz: Weſen der Gotik. Leipzig, 1926. S. 8 ff. G. Weiſe: Vom Menſchenideal und von Modewörtern der Gotik und der Renaiſſance. Deutſche Vierteljahrſchrift für Literaturwiſſ. und Geiſtesgeſch. 1936. S. 173—4. H. Schaller: Die Renaiſſance. München, 1935. S. 7 ff.

der jedoch an der Unſterblichkeit zweifelte. Da erſchien ihm Chriſtus und zeigte ihm das Jenſeits.

Dieſer mittelalterliche Wunderglaube bekommt nunmehr die ganze Erde zum Hintergrund. Die durch Entdeckungen und Miſſionen in das Blickfeld getretenen Erdteile öffnen ſich: neben Europa Indien, China, Südamerika und die großen ſüdlichen katholiſchen Länder, Italien, Spanien ſowie das im 17. Jh. ſpaniſche Sizilien. In Meſſina allein erwähnt Eſzterházy über dreißig Marienbilder, und oft wird auch Madrid genannt. Auch der Kosmos des Glaubens öffnet ſich, ähnlich den großen Schöpfungen barocker Malerei, und die Geſtalten der Unendlichkeit, die Seligen, Heiligen, Engel, ja die Dreifaltigkeit ſtrömen hinein in das Irdiſche. Die Grenzen zweier Welten verwiſchen ſich auf bezeichnend barocke Weiſe. So beſchreibt Eſzterházy im MK die Weihe der Abteikirche Einſiedeln, die von Chriſtus ſelbſt vollzogen wird. Mit ſeinen Heiligen ſteigt er in zauberhaftem Glanze zur Nacht aus dem Himmel, lieſt ſelbſt die Meſſe in der neuen Kirche, die Heiligen dienen bei der Meſſe: Glanz, Licht, Muſik der Engelchöre erfüllt die Räume des Gotteshauſes. Am Morgen verkündet dann eine Engelſtimme dem zur Weihe ſich bereitenden Biſchof die Botſchaft des Wunders: er brauche ſich nicht mehr zu bemühen, Gott weihte die Kirche ſelbſt.

Dieſe Betrachtungsweiſe führt aus der Welt der Myſtik, aus der ſie ſtammt, in die Welt der Immanenz hinüber, wo die Schönheit zum Hauptbeweggrund der Frömmigkeit wird. Solche Vernatürlichung des Uebernatürlichen iſt nach Eugenio d'Ors für die barocke Seelenlage höchſt bezeichnend. Sie blüht beſonders im geiſtigen Bannkreis des Jeſuitismus (zu dem auch Eſzterházy als Schüler der Grazer und Tyrnauer Univerſität gehört) und ſteht im Gegenſatz zum mehr rigoroſen und puritaniſtiſchen Janſenismus.[8]) So wird auch bei Eſzterházy die äſthetiſche Einſtellung bei der Betrachtung des Uebernatürlichen allgemein. Im Einleitungsgebet des MK werden ſogar Bilder der organiſchen Natur zur Verherrlichung der Gottesmutter und zur Schilderung des Himmelreiches herangezogen:

„Te követed, o drágalátos szép Rósa az Mennyei Báránt, a' Szent Szüzek között első lévén, Dücsősséges lábaiddal, az örökkén való illatos kertben sétálsz, néked gyönyörűséges énekekkel szolgálnak a' szép Angyali seregek, téged az Királyoknak Királlya a' Christus Jesus, mint édes Annyát, szerelmes Jegyesét mindenek fölött való szeretettel ölelget“[9])

[8]) E. d'Ors: Le baroque, constant historique. Revue des questions historiques, 1934. S. 30 ff.

[9]) „Du folgſt, o koſtbar ſchöne Roſe, dem himmliſchen Lamm, als erſte unter den heiligen Jungfrauen, du luſtwandelſt mit deinen glorreichen Füßen im ewiglich duftenden Garten, dir dienen mit wunderbarem Geſang die ſchönen Engelchöre, dich, ſeine Mutter und geminnte Braut, umarmt Jeſus Chriſtus, der König der Könige mit alles überbietender Liebe.“

Blumen, Muſik, Himmelsglanz fügen ſich ineinander im Glanz des Jenſeits. Und bemerkenswert iſt auch das Aufkommen der Brautmyſtik, als beliebte Form barocker Religioſität. Die aus der Welt der Gotik (Bernhard von Clairvaux) kommende Jeſus- und Marienminne wird zum Gefäß neuer, ſich ſelbſt in ihren tiefſten Erſchütterungen nicht verleugnender, ſenſualiſtiſcher Nachrenaiſſancefrömmigkeit.[10]) Ein ſchönes Beiſpiel dieſer Seelenlage iſt die Viſion des Franziskaners Frater Conradus de Offida, dem im Walde die Heilige Jungfrau erſcheint und ihm das Jeſuskind in die Arme gibt. Ganz verzückt vor Wonne und Freude küßt, koſt und herzt Frater Conradus das göttliche Kind, bis es von der Mutter wieder geholt wird und er halb in Ohnmacht auf dem Boden liegen bleibt, noch immer an jene himmliſche Schönheit und Freude denkend (BM 87—8). Dieſe ganze Szene könnte ohne Weiteres Gegenſtand eines barocken Gemäldes ſein. Wird ja immer wieder zu jener Zeit der hl. Antonius mit dem Jeſuskind zwiſchen Engeln ſpielend, oder der den Crucifix umarmende Franziskus dargeſtellt! Himmel und Erde vereinigen ſich in rauſchhafter Verzückung: das Göttliche bekommt reale Geſtalt, zieht aber ſogleich das Aeſthetiſche, Weltlich-Schöne in ſeinen transzendenten Bannkreis. Dieſe eigenartig weiche, muſikaliſche, ſinnlich-überſinnliche Welt des Barocks[11]) ſpiegelt ſich in all dieſen Wundern, Verzückungen, Viſionen wieder, an denen Eſzterházys Sammlungen ſo überreich ſind. Das ſchwärmeriſche Pathos läßt die gläubige Seele in hellen Flammen auflodern, wie in den rauſchenden Schöpfungen ſüddeutſcher Barockkunſt, und reißt den Viſionär in die bewußtloſe Ekſtaſe des göttlichen Liebesrauſches. Dies ſind ſchon Töne der Myſtik, wo die Schranken fallen zwiſchen Urgrund und Kreatur, zwiſchen Idee und Verwirklichung.

§ 2. Optimismus.

In ganz Europa brachte der Aufbruch des Renaiſſance-Weltgefühles bedeutende Wandlungen mit ſich. Die kirchliche Disziplin lockerte ſich und ſelbſt im Kreiſe der Geiſtlichkeit wurden weltlichere Lebensformen vorherrſchend. In den breiten Volksſchichten lebten jedoch religiöſe Bedürfniſſe auch weiter und ſchienen ſich in der Reformation gegen die Kirche zu wenden. Wollte aber der Katholizismus die verlorenen Stellungen wiedergewinnen, ſo mußte er ſich ſelbſt reformieren. Dieſe Geſchichtslage verurſachte beiderſeits, ſowohl im katholiſchen als auch im proteſtantiſchen Lager, eine Verdüſterung der Welt. Kalvin baut in dieſen Jahren mit gnadenloſer

[10]) Vgl. K. Viëtor, a. a. O. S. 53—4. Hier wird ſogar eine Möglichkeit des Zuſammenhanges dieſer auch in proteſtantiſchen Kreiſen blühenden Myſtik mit den „exercitia spiritualia“ der Jeſuiten erwogen!

[11]) H. Schaller: Die Welt des Barock. München, 1936. S. 11, 20, 44.

Strenge Genfs religiöſes Leben aus, Karlſtadt und die Seinen ſtürmen Kirchen und zertrümmern ihre Kunſtſchätze, in Rom verſchärft ſich die Inquiſition, die heroiſchen Männerakte des Michelangeloſchen Jüngſten Gerichtes verſieht der gewandelte Zeitgeſchmack mit Kleidung, die Humaniſten werden von beiden Lagern aus verfolgt, und die Frieden und Harmonie ſuchenden Worte eines Andreas Dudith verklingen ohne Widerhall. Dies iſt die Zeit der Reformation und Gegenreformation.

Im Laufe des 17. Jh.s wird die Atmoſphäre allmählich ruhiger.[12]) Die Waffentaten der Gegenreformation gehören allmählich der Vergangenheit an, und die Verweltlichung erreicht alsbald aufs neue einen der Renaiſſance nicht unfern ſtehenden Grad. Die Religion bezieht aufs neue das Weltliche ein. In dieſe ſich aufheiternde Welt wird auch Eſzterházy hineingeboren, deſſen Leben ein Schulbeiſpiel dafür bietet, wie wohl ſich jetzt Geiſtlich-Religiöſes und Weltlich-Höfiſches zu ergänzen imſtande ſind.[13]) Im Barock können wir ſchon nicht die Strenge der Gegenreformation ſuchen, vielmehr ein immer weiteres Ausbreiten der Verweltlichung. Das Entſtehen einer kunſtvolleren Lebensform, das Verſchwinden übertreibender Weltverneinung iſt, verglichen mit dem Fanatismus und der Düſterkeit des 16. Jh.s, entſchieden erfreulich.

Das Leben wird von neuem ſchön. Das Natürliche ſtrömt auch in die Frömmigkeit hinein, und die Lebensbejahung fügt ſich organiſch in die chriſtliche Ideenwelt. Das Leben iſt keine Sünde mehr, der Leib kein Feind. Eſzterházys Werke bieten ein getreues Spiegelbild dieſer verſinnlichten, optimiſtiſchen Religioſität, die frei und unbehindert das Weltleben lebt. Zur Furcht beſteht keine richtige Urſache, der Weg zur ewigen Verdammnis iſt ja eng, und nur der verſtockte Böſewicht betritt ihn. Das Ineinandergehen und Zuſammengehören von Himmel und Erde bietet einen Troſt in-

---

[12]) N. Pevsner: Beiträge zur Stilgeſchichte des Früh- und Hochbarocks. Repertorium für Kunſtwiſſenſchaft, 1928. S. 229 ff.

[13]) Eſzterházy, am 7. September 1635 zu Eiſenſtadt geboren, wurde nach ſeinen Studien ſchon 17jährig Kapitän, 26jährig Generalwachtmeiſter, kämpfte gegen Türken und Kuruzzen, nahm eifrig an der Arbeit des ungariſchen Reichstags teil und bekleidete auch am Wiener Hof immer höhere Poſten. 1674 wird er Reichsritter, 1679 kaiſerlicher Geheimrat, 1681 Palatin Ungarns, 1682 Ritter des Goldenen Vließes, nimmt dann am Entſatz Wiens und an der Eroberung Ofens teil und wird 1687 vom Kaiſer Leopold I. in den Fürſtenſtand des Heiligen Römiſchen Reiches Deutſcher Nation erhoben. Nach weiteren politiſchen und Waffentaten ſtirbt er, 78jährig, am 26. März 1713 zu Eiſenſtadt. (Vgl. J. Eſzterházy, a. a. O., Bd. I. S. 108 bis 119). Neben ſeinen politiſchen und kriegeriſchen Erfolgen fördert er aber auch das religiöſe Leben und die Kunſt, läßt in Wien die Mariahilfer Kirche erbauen, beſchenkt Mariazell reich, kauft niederländiſche und italieniſche Gemälde und hat dabei noch zu literariſcher Tätigkeit Zeit.

mitten irdiſcher Vergänglichkeit, und das Leben läßt ſich im Beſitz der Sakramente und Heilsinſtitutionen der Kirche ruhig genießen.[14]) Selbſt der große Sünder iſt nach der Zeitauffaſſung nicht unbedingt verloren, lebt in ihm nur ein Fünklein guten Willens: Maria rettet auch ihn.

Solche Wunderrettungen vollziehen ſich oft auf eine ganz abenteuerlich-phantaſtiſche Weiſe, wie etwa beim ſpaniſchen Eremiten am Montſerrat, Guarrinus. Im Gewand eines Eremitenbruders wird er vom Teufel verführt, entehrt und tötet die Tochter des Grafen Gofredus von Barcelona. Nach der furchtbaren Sünde hat er entſetzliche Gewiſſensbiſſe, flieht nach Rom, tut Buße und kehrt dann nach Spanien zurück, wo Gott ihn in ein wildes Tier verwandelt. Inzwiſchen ſieht einmal ein Hirt am Berg Montſerrat an einem Steinhaufen ein helles Licht. Er geht der Sache nach und findet am Steinhaufen ein Marienbild. Die Bauern erbauen dem Bilde an der Stätte eine Kirche, deſſen Altar durch wunderbaren Zufall gerade über der Leiche der getöteten Grafentochter ſteht, was jedoch niemand merkt. Nach ſieben Jahren zieht Graf Gofredus mit ſeinem Jagdtroß durch die Gegend, erblickt das wunderſame wilde Tier, fängt und zähmt es. Als der Zug mit dem Tier wieder nach Barcelona kommt, fängt das bloß drei Monate alte Söhnlein des Grafen zu ſprechen an: „Kelly fel Guarrine Barátom, mert az Isten meg-engedte vétkedet“.[15]) Das Tier verwandelt ſich plötzlich wieder zum Menſchen Guarrinus, der dann ſeine Schuld eingeſteht. Der Graf vergibt ſie ihm und läßt den Leichnam ſeiner Tochter ausgraben. Da wird die Tote wieder lebendig! Tief erſchüttert wird Guarrinus zum Mönch, die Auferſtandene tritt einem Nonnenorden bei. Beide führen von nun an ein gottſeliges Leben (MK 151). Gott und die Jungfrau laſſen alſo den Menſchen, auch wenn er noch ſo ſündig iſt, nicht untergehen. Selbſt ohne Taufe verſtorbene Kinder können in die Seligkeit eingehen. Viele wundertätige Marienbilder werden erwähnt, vor denen ſelbſt der ſchon ſeit mehreren Tagen in der Erde oder im Waſſer liegende Säugling bis zur Vollendung der Taufe wieder lebendig wird. Es wird auch von einer Mutter erzählt, deren Töchterlein der Wolf wegriß. Die entſetzte Frau nimmt nun das Jeſuskind aus dem Schoß einer Marienſtatue, mit den Worten, ſie wolle es nicht wieder der Mutter geben, bis ihr Kind nicht zurückkäme. Und ſiehe, das Töchterlein wird heil aufgefunden! (MK 885). Das Gnadenbild Maria Schnee zu Rom rettet den Papſt vor dem Meuchelmörder, um ihn herum lehren Engelchöre das Volk heilige Geſänge, und ein Engel erſcheint am Turm Hadrians (Engelsburg), das Toben der Peſt eindämmend. (MK 1).

---

[14]) Vgl. H. Schaller, Die Welt des Barock, S. 32.

[15]) „Steh auf, Freund Guarrine, Gott vergab dir deine Sünde.“

Eine ſolche Weltordnung — ſo ſehr ſie dem modernen Menſchen ſonderbar ſcheinen mag — iſt ihrem Weſen nach freundlich und hell, die Wunder löſen die Disharmonie auf, es herrſcht alſo vom metaphyſiſchem Standpunkte Harmonie. Zwar vergeht das Irdiſche, doch iſt es ſchön, und man kann es genießen, ohne die Seele ernſthaft zu gefährden. Ein kleiner guter Willensfunken genügt, und der Menſch iſt gerettet. Das Vergänglichkeitsbewußtſein, das überall in dieſe Welt hineinragt, wird auf einer höheren Stufe aufgelöſt:

„Tudván az Emberi nemzetnek gyarló-vóltát, s' változandó állapattyát, hogy az ki ma egésséges, hólnap halott, az ki Iffiu, friss, csak hamar el romlik, az ki gazdag nem sokára szegénységre jút; méltó ez forgandó változásokban mindennémű állapatunkat Isten kezébe bíznunk, ugy hogy az Istentől adatott jókban magunkat el ne bízzuk az kevélység-által, az gonoszokat pedig békességes tűréssel szenvedgyük Istenért, s' az Bóldogságos Szüzért, hogy az zugolódás-miátt az örökké-való jóktól ki ne rekesztessünk az kétségbe esés-által“ [16]) (BM 94).

Dieſer religiöſe Optimismus gibt Kraft und Beharrlichkeit inmitten der Stürme der Fortuna. Er betont die Vergänglichkeit, ſchildert aber die Freuden des Himmels in umſo ſatteren, reicheren Farben. So triumphiert auch hier die Lebensbejahung und die Schönheitsliebe. Nur der vollkommen Verſtockte, der bewußt-dämoniſche Böſewicht wird vom Untergang erreicht. So gehen die Verächter Marias unter, die ihren Tag, den Samstag, durch Tanz entheiligen. Sie können nicht aufhören, bis ſie tot zuſammenfallen. (Den Stoff bearbeitete ſpäter Johann Arany in ſeiner Ballade „Ünneprontók“.)

Einer ſolchen Weltanſchauung iſt die ſtrenge Aſkeſe vergangener Zeiten ſchon etwas immer Fremderes. Wir ſahen im vorausgehenden Kapitel, wie die Landſchaftsmalerei in die Kirche eindringt: ſo verweltlicht ſich auch die Religion immer mehr und mehr. Die irdiſchen Verdienſte ſchließen die himmliſchen nicht aus, und die Frömmigkeit läßt ſich mit dem Ideal des höfiſchen Weltmannes wohl vereinen. Das verwundete Muttergottesbild zu Valladolid hilft ja demjenigen, der einen wichtigen Prozeß führt oder ſich nach wohlverdienten hohen weltlichen Würden ſehnt! Eſzterházy fordert daher ſolche Menſchen auf, die Muttergottes von Valladolid eifrig zu verehren (MK 1288). Solche naiv-optimiſtiſche Religioſität verklärt ſelbſt

---

[16]) „Erkennen wir die Hinfälligkeit des Menſchengeſchlechtes und ſeinen veränderlichen Zuſtand: wer heute noch geſund iſt, liegt morgen tot da, der jung und friſch iſt, verfällt, den Reichen überkommt die Armut; es ziemt alſo inmitten dieſes Wandels, dieſer Veränderlichkeit uns Gott anzuvertrauen, damit wir uns in den von Ihm gegebenen Gütern nicht überheben und hoffärtig werden, das Uebel aber friedfertig erdulden können für Gott und Maria, und damit wir nicht wegen Verzweiflung und kleinmütiger Klage aus den ewigen Gütern ausgeſchloſſen werden.“

die traurigen Ereigniſſe des Lebens. Eſzterházys Familientagebuch belegt dies. Als ſein viertes Kind Georg (Gyurkó) ſtirbt, ſagt er Gott Dank, daß es Ihm gut dünkte, ſein Söhnlein in die Chöre der Engel aufzunehmen.[17]) Dieſe Auffaſſung erinnert uns an den katholiſchen Barockdichter der Niederlande, Jooſt van den Vondel, der bei dem Tod ſeiner Lieben ebenfalls nicht den Schmerz der Trennung, ſondern ihre Aufnahme in den Himmel beſingt.[18])

Es iſt folgerichtig und klar, daß eine ſolche Weltbetrachtung auch der Natur, der kreatürlichen Welt gegenüber ſich nicht auf den Standpunkt einer übertriebenen Askeſe ſtellt. Die Natur verklärt ſich, ſie wird zur Trägerin wundervoll feiner und zarter Stimmungen. Aus dieſen Stimmungen quillt Eſzterházys Lyrik, die in ihren Originalwerken andere Erzeugniſſe zeitgenöſſiſchen ungariſchen Schrifttums weit übertrifft und den Verfaſſer zum bedeutendſten Vertreter ungariſcher Barocklyrik macht. Vöglein ſingen, Waſſer rieſeln, Wälder ſäuſeln, der ganze Kosmos frohlockt:

„Az vadak járulnak kifolyó kutakhoz
Gyönyörű forrásokhoz:
Pázsiton füvelnek,
Kedvesen legelnek,
Hévségben delelnek“ [19]) (LG 139).

Die ſchwärmeriſche Verzücktheit der Naturliebe packt ſelbſt den heutigen Leſer. Der Dichter freut ſich in Gemeinſchaft mit der lebensſprießenden, ſich erneuernden großen Natur und ſchildert mit nahezu unnachahmbarer Kunſt ihre Schönheit, ihre Stimmungen.

Solche Naturbetrachtung und Schönheitsliebe ſchließt eine Weltverachtung völlig aus. Selbſt wo von ſolcher Verachtung geredet wird (BM, RSO) handelt es ſich bloß um eine äſthetiſche Askeſe: die Heiligen entſagen der Weltfreude, aber nur um umſo tiefere, reichere und bleibendere Genüſſe und Freuden der Seele erleben zu können, ſei es noch im Diesſeits, ſei es im Himmel. Dieſe Askeſe überſchlägt ſich ſo zum Gottesgenuß der Myſtik und berührt ſich hierin aufs neue mit der Weltlichkeit. Der geiſtlich-barocke Optimismus triumphiert — ſeiner Geiſteshaltung gemäß — letztlich über Sünde, Vergänglichkeit, Weltverachtung, die Welt wird ſchön, und alles überſtrömt die Melodie der Lebensfreude.

---

[17]) J. Eſzterházy, a. a. O. Bd. II, S. 221.

[18]) E. Trunz: Dichtung und Volkstum in den Niederlanden im 17. Jahrhundert (Schriften der Deutſchen Akademie, 27). München, 1937. S. 37.

[19]) „Die Tiere des Waldes nahen ſich den rieſelnden Brunnen, den klaren Quellen, ſie graſen am Raſen, weiden lieblich und erquicken ſich im Mittagsſchatten.“

§ 3. Affektivität.

Vom ſchon angedeuteten und erwähnten Zuſammenhang des Barocks mit dem Mittelalter zeugt auch der romantiſche Zug barocker Geiſtigkeit. Wir ſprachen von der barocken Gotik in der Kunſt des 17. Jh.s und können unſere Darlegungen immer mehr beſtätigen. Die Bewegtheit, Dynamik, Romantik der fauſtiſchen Welt, die ſich ſchon im Mittelalter entfaltet und Europas Kultur ſo ſcharf von der Antike und vom Orient trennt, lebt im 16. und 17. Jh. weiter. Aus der fiebernden Welt ſpätmittelalterlicher Frömmigkeit[20]) iſt es bloß ein Schritt zur barocken Paſſion. Selbſt Frankreich bildet keine Ausnahme, ſelbſt dort erfüllt dieſe romantiſche Stimmung die erſten Jahrzehnte des „grand siècle". Später wirkt zwar der Klaſſizismus mäßigend, jedoch das gotiſch-barock-romantiſche Pathos erfüllt ſelbſt noch den Heroen Corneilles die Seele.[21])

In Mitteleuropa, wo die Renaiſſance auf nichtromaniſche Völker ſtieß und deshalb nur eine geringere Wirkung ausüben konnte, entfaltete ſich der Zeitſtil weſentlich freier. Die antiken Elemente bildender Kunſt werden von der Phantaſie durchglüht, umformt. Voluten, Pilaſter, Rampen biegen, krümmen, wenden ſich, bewegt ſchwingen ſich die Faſſaden. Und auch hier brechen die Emotionen des Naturaliſtiſchen und Myſtiſchen auf. Gotik und Barock fließen ineinander: ſchon die Gotik bringt den leidenden Chriſtus, die ungeheure Aufregung der Totentänze, die göttliche Süße der Myſtik, das viele Weinen, die Bäche der Tränen.

Auch aus dieſem Standpunkt kann man alſo das 17., ja ſogar teils noch das 18. Jh. zum Mittelalter nehmen, und es ſcheint überflüſſig zu ſein, das Barock als Stilepoche nur in ſich und für ſich zu betrachten. Wir können ſagen: was wir Barock nennen, iſt eigentlich die letzte Phaſe der Gotik.

Die Affektivität dieſer letzten Phaſe äußert ſich Schritt für Tritt in Eſzterházys Werken. Sie zeigt ſich als Sentimentalismus, als Ausſtrömen der contritio und amor:

„Ah! Jesu mi clementissime abyssus miserationum! ad pedes misericordiarum tuarum dolens de peccatis me prosterno, et ecce o Deus meus, et misericordia mea! ego vere contritus flecto genua cordis mei, summoque cum dolore animi humiliter me accuso, et coram Divina Majestate tua meam culpam agnosco, confitendo omnia peccata mea, et omnes abominationes commissas toto tempore vitae meae" (LM 11).

Bezeichnend iſt ſchon das beginnende Ah!, dann die vielen Ausrufungszeichen, die pathetiſche Anrede, die Töne des ſelbſterniedrigenden Schmerzes. Dieſer Ton wiederholt ſich auch in anderen Gebeten der Eſzterházy'ſchen

[20]) Vgl. H. Schaller: Die Weltanſchauung des Mittelalters. München-Berlin. 1934. S. 141 ff.

[21]) V. Vedel: Deux classiques français. Paris, 1935. S. 12 ff.

Sammlungen (ſo in der VL). Solch gefühlvolle, empfindſame Stimmungen ſpielen in der ganzen Barockfrömmigkeit eine große Rolle: aus ihnen entſpringt die Präromantik. Und bezeichnend iſt für den Barockmenſchen auch die Verknüpfung des Empfindſamen mit dem Pathetiſchen, die opernhafte Einſtellung und In-Szene-Setzung, die große Geſte und die breit ſtrömende Leidenſchaft. Auf religiöſem Gebiet zeitigt dies die Bilder vom chriſtlichen Heros und Märtyrer, wo dann auch der Naturalismus zu ſeinem Rechte kommt. Eſzterházy wäre alſo nicht Kind ſeiner Zeit, ſtellte er nicht auch das Pathos des Märtyrertums in ſeinem Schaffen dar: er überſetzt alſo die hagiographiſche Legendenſammlung des Münchner Jeſuiten Andreas Brunner (RSO). Der weitaus bedeutendſte Teil dieſer ſchon im Titel echt barocken Sammlung (die Heiligen werden z. B. als glänzende Perlen in Mariens Krone bezeichnet) bringt Märtyrergeſchichten, in denen oft der extremſte Naturalismus aufgeboten wird.[22]) Der heilige Mauritius und ſeine Genoſſen werden z. B. gebunden, gepeitſcht, mit Angeln, Schneckenzügen, heißem Eiſen und Feuer gefoltert. Sie lobſingen aber auch inmitten aller Qualen Gott. Am Ende ſchmiert man dann ihre Leiber mit Honig ein und ſetzt ſie auf ein Feld aus, wo ſie von Fliegen und Weſpen totgeſtochen werden (RSO 181—2). In ähnlicher Weiſe ſpielen auch bei anderen Heiligen die ſchaurigſten Folterqualen vor dem Auge des Leſers ſich ab, die jedoch dann den Blick ins Unendliche öffnen, wo die Glorie den Märtyrer erwartet. Zu vergleichen wären damit etwa die Deckenfresken der barocken St. Georgskirche in München-Bogenhauſen, die auch die raffinierteſten Folterungen darſtellen, die die Märtyrer erleiden, und dann ihren jubelnden Empfang im Himmel.

Der bloße Naturalismus iſt jedoch nicht Selbſtzweck, ſondern Mittel zur Darſtellung der leidenſchaftlichen Geſte, der Pathetik des Märtyrertums. Charakteriſtiſch iſt in dieſer Einſtellung das Martyrium der heiligen Apollonia:

„A' Keresztyének között első vólt Apollonia Szűz . . . kinek előbb minden fogai, előbb ki-vonyathattak mint Kristus. Mit cselekesztek hohérok kezei? Mivel Apolloniát a' ki-vert fogak, és öszve rontott állak erősnek mondgyák, nagyobb kénra húzzátok; semmi tunyaságot, illy felséges kezdetek nem igérnek. Imé iszonyú nagy tűz gyújtatik, ropognak az lángok, dühösködik a' nép, fenyegetőznek a' hohérok: vagy a' Kristust meg-vesd, vagy tűzbe vettetel Apollonia. Mit mivel a' szent szűz? egy kevessé, mint egy szivében tanácskozván, meg-áll. Majdan az Isteni szeretetnek szent tüze szivében meg-gyulladván, nem várta a' hohérokat. Nemes bátorsággal

---

[22]) Der Naturalismus iſt durchaus ein barocker Zug und keineswegs, wie das H. Schaller, Die Welt des Barock, S. 26 u. 35 behauptet, zur Renaiſſance zu rechnen. Im Gegenteil! Iſt doch die eigentliche Renaiſſance (Raffael, Leonardo) durchaus idealiſtiſch-ſchönheitlich!

maga a' tűzbe bé-röpüle, és a tűzből menybe. Menny most Scaevola, Romulus unokái közzül leg-bátrabb, kezeidnek csudáját, e' szent Szüz tüze el-óltotta" (RSO 142-2).[23])

Barocke Phantaſie offenbart ſich hier, die die heldiſche Geſte inmitten allen Leides liebt, die allem einen maleriſchen Charakter gibt und das Hinwenden zum Himmel mitſchwingen läßt. Es iſt, als ſähen wir ein zeitgenöſſiſches Gemälde: der flammende Scheiterhaufen, das erregte Volk und die Henker kommen aus dieſer Vorſtellungswelt. Apollonia ſelbſt ähnelt einer Opernheldin. Wir erwarten faſt die große Arie, nach der ſie ſich, die eine Hand am Herzen, mit einer himmelnden Geſte der anderen ins Feuer wirft.

Dieſe etwas theatraliſche Leidenſchaftlichkeit und der mit Empfindſamkeit vermengte Heroismus, welcher ſogar im Religiöſen breiten Spielraum bekommt, iſt im Barock allgemein. Die Beiſpiele könnten vermehrt werden. Das heroiſche Pathos vermag ſich aber auch in anderen Geſtalten zu äußern. So im Motiv des Triumphzuges, das, aus der Antike ſtammend, durch die Renaiſſance zu neuem Leben erweckt, im Barock eine höchſtwichtige Rolle ſpielt und Gelegenheit zum Aufbieten pathetiſcher Feierlichkeit, mythologiſch-allegoriſcher Darſtellungen, zum Aufwand prunkvollſten Pompes gibt. All dies ſprach dem durchwegs höfiſch beſtimmten Menſchen der Zeit in hohem Maße zu und drang auch in die kirchliche Sphäre. Der Triumphzug wird auch zur literariſchen Form, da ja im Barock rege Beziehungen zwiſchen höfiſch-geiſtlicher Lebensgeſtaltung und Schrifttum ſich anknüpfen. Dieſer Zeitſtrömung huldigt Brunner-Eſzterházy, wenn er das Martyrium des heiligen Clemens von Ancyra zum himmliſchen Triumphzug umgeſtaltet. Es wird gleich am Anfang erwähnt, daß der Himmel noch ſelten einen ſo glorreichen und glänzenden Triumphzug ſah. Voran gingen die beſiegten Henker, vor ſeinem Triumphwagen die Tyrannen, Domitianus, Diocletianus, Maximinus. Dann trug man die Werkzeuge des Märtyrertodes: Ruten, Peitſchen, Stricke, Ketten, Stöcke, Sehnenſtränge, Aexte, Steine, Würgſäcke, Angeln, Stäupſäulen, Eiſenhauben, eiſerne Armringe, Spitzen, Eiſenkämme, Räder, Folterbetten, feurige Oefen, ſiedendes

[23]) Brunners Originaltext (Fasti Mariani, Antwerpen, 1660): quos inter facile princeps fuit Apollonia Virgo . . . cui ore citius omnes, quibus aetas provecta in eum diem pepercerat, dentes, quam Christum evulsi. Quid agitis manus carnificium? fortem esse Apolloniam excussi dentes, et fractae malae loquuntur; ad majora tormenta provocate, nihil humile tam alta spondent principia. Ecce rogus ingens succenditur, crepant flammae, furit populus, minantur lictores aut Christum abjice, aut in ignem abjiciere Apollonia. Quid hic illa? paululum apud animum suum, quasi consultans, substitit, mox bulliente jam sanctiore sub praecordijs igne, non morata tortores, generoso ausu ipsa involat in flammas, e flammis ad caelum evolat. I nunc Scaevola fortissime Romuli nepotum: Manus tuae miraculum rogus hujus virginis extinxit (S. 79—80).

Oel und Pech, Kalk und Schwefel, Abbildungen der Gefängniſſe und der durch das Martyrium des Heiligen beſiegten Städte Ancyra, Nicomedia und Rom. Den Triumphwagen zogen Löwen, hinter ihm ſchritt die Menge der von Clemens Bekehrten. Gott ſelbſt ſetzte ihm die Krone des Triumphes aufs Haupt (RSO 78—80).

Römiſch-antikiſierender Heroismus und affektiver Naturalismus vereinigen ſich hier zu einer großartigen „Apotheosis Sancti Clementis", die in dieſer barocken Form durchaus als kirchliches Feſt, als geiſtlicher Umzug vorſtellbar iſt. Es iſt anzunehmen, daß Aehnliches auch wirklich veranſtaltet wurde. Verwandt iſt auch das Martyrium des Babylas, das ebenfalls ein Triumphzug genannt wird (RSO 85—6).

Die Idee des Heroismus kann ſich auch mit der verſinnlichten Blut- und Brautmyſtik verbinden. So im Martyrium der heiligen Dorothea, die Brunner-Eſzterházy auch einen Siegeszug nennt, wo die Heilige ſich blutige Kronen erwirbt. Sie weiß, daß unter den Jungfrauen Chriſtus die am meiſten liebt, die im Rot des eigenen Blutes prangt. Darum hält ſie die Fackeln, die ihren Körper brennen, für Lichter der Hochzeitsnacht, und als ſie zum Richtblock ſchreitet, eilt ſie in ihr Ehebett. Die Henker hält ſie für die Brautführer, das Schafott für einen Luſtgarten mit mildeſter Luft (RSO 129—30).

Auch in ſolchen Darſtellungen lebt das Mittelalter weiter, die „erhabene Hyſterie" gotiſcher Frauenmyſtik, ihr heiliges Schwärmen, das Eintauchen in Blut und Schmerz, nur noch mehr verſinnlicht und umwoben von jenem eigenartiger Trauma, in dem der leidenſchaftliche Eros ſich mit der flammendſten Myſtik vereinigt.

Dieſer myſtiſche Barockeros ſteht auch im Hintergrund des Eſzterházy'ſchen Mariendienſtes. In dieſem Dienſt ſteht, die lyriſchen Gedichte ausgenommen, faſt ſeine ganze ſchrifttümliche Tätigkeit. Er ſammelt die Gnadenbilder der Gottesmutter (MK), ſchildert die Wunder, die mit ihren Verehrern geſchahen (BM), verteidigt die damals noch nicht zum Dogma erhobene Unbefleckte Empfängnis in einem theologiſch-ſcholaſtiſchen Werke (SI) und ſtellt aus den marianiſchen Gnadenorten eine Litanei zuſammen (LM). Er gibt ſich ganz der Marienminne, als ihr Diener und Vaſall, hin:

„Itaque spero, quod non abjicies hunc vermiculum decantantem tuam magnitudinem ex amore tui, exilemque hanc oblationem solita benignitate suscipies, ac si te praedico, si me dedico, et si tibi cor praebeo, a te vicissim humillime amari supplico, o Clemens, o Pia, o Dulcis, Virgo Maria. Haereditarius Vasallus Tuus — Paulus Estoras." (LM 8.)

Von dieſer barock-religiöſen Liebesmyſtik iſt es nur ein Schritt zu weltlicheren Formen, es iſt alſo garnicht verwunderlich, wenn wir in Eſzterházy auch einen Vertreter barocker Liebeslyrik vorfinden. Seine lyriſchen

Gedichte offenbaren uns zahlreiche Formen des Barockeros, die verzehrende Sehnſucht, die ſelbſtquälende Ohnmacht und die Töne einer platoniſch-petrarkiſtiſch-humaniſtiſch-höfiſchen Minnelehre:

„Állj meg édes sólymom, bátor ne sokáig,
Ámbár csak fél óráig:
Ne irtózzál tőllem,
Ládd-é mint ég szívem,
Lelkemet ne veszessem.

Szállj le én madárkám az én kezeimre,
Hallgass szép beszédimre;
Elloptad szívemet,
Elvontad kedvemet,
Ne kínozd már lelkemet.“ [24]) (LG 138.)

Mit Gold, Smaragd, Rubin, Diamant will er ſeine Geliebte und Braut ſchmücken und fordert alle Blumen auf, ihr zu huldigen. Dann ſetzt er fort:

„Légy kedves egésségben
Ki vagy minden szépségben,
Termeted pedig van deliségben,
Barátodhoz való kegyességben.“ [25]) (LG 133-4.)

Das Motiv der Blumen kommt aus der Schatzkammer der ungariſchen Lyrik des 17. Jh.s, die Verherrlichung der geliebten Frau als Trägerin aller Schönheiten aus minneſängeriſch-platoniſch-humaniſtiſchen Traditionen.[26]) Auch in dieſer Liebesdichtung lebt alſo Gotiſches, verquickt mit Renaiſſance-Elementen, weiter. Antik-Orientaliſches und Gotiſch-Mittelalterliches vereinigen ſich zur Syntheſe im Dienſte barocker Affektivität.

---

[24]) „Halt' ein, mein ſüßer Falke, wenn nicht lange Zeit, ſo doch auf ein halbes Stündlein. Verabſcheue mich nicht: du ſiehſt ja, wie mein Herz flammt; laß meine Seele nicht länger ſchmachten. Steig ab, mein Vöglein, auf meine Hand, horche meinen liebenden Worten. Du raubteſt mir Herz und Freude; quäle darum meine Seele nicht weiter.“

[25]) „Bleibe lieblich und geſund, die du aller Schönheit reich biſt, bleibe deinem Liebhaber gnädig, o prächtige Geſtalt.“

[26]) Zu vergleichen wäre etwa Heinrich von Morungen:

„Diu mînes herzen ein wunne und ein krôn ist
vor allen frouwen, diech noch hân gesên,
Schône unde schône unde schône, aller schônist
ist si, mîn frouwe: des muoz ich ir jên.
Al diu werlt sol sie durch ir schône gernesên.
noch waere zît, daz dû, frouwe, mir lônist:
ich hân mit lobe anders tôrheit verjên.“

Auch das Motiv der Liebesſehnſucht wäre aus gotiſcher Minnedichtung zu belegen. Der Falke als Sinnbild der Geliebten kommt im bekannten Gedicht Kürenbergs (Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr) gleichfalls ſchon in der Gotik vor!

§ 4. Barocke Häufung.

Das Barock liebt die Auftürmung der ſich ins Unendliche ſteigernden Formen. Der opfernde Prieſter verſchwindet ganz im Prunk des Altaraufbaus, deſſen Machtſpannung den ganzen Raum erfüllt und die Menſchenmenge ſuggeſtiv durchdringt. Dieſes ſtändige Fortiſſimo übertäubt und erſchlägt oft den Altartiſch. Aehnliche Erſcheinungen begegnen uns auch im Gebet. Das vierzigſtündige Gebet, der Orden und die Andacht der ewigen Anbetung ſind Errungenſchaften des Barocks. Die Kompoſition des barocken Kirchenbaus faßt auch mehrere Altäre in eins zuſammen, ſo etwa in Ettal oder in der Münchner Johann Nepomuk-Kirche.[27])

Dieſe Häufung als Stilprinzip äußert ſich auch in Eſzterházys Werken. Auch er will mit der Gewalt aufgetürmter Maſſen wirken. Sein MK gibt die Legenden von dreizehnhundert wundertätigen Marienbildern, und ſeine marianiſche Litanei (LM) faßt ihrer fünfzehnhundert zuſammen. Dieſe Reihe muß man vor einem Gnadenbild, im Licht zweier Kerzen nach Erwecken der contritio und amor abbeten, was mit den einleitenden und abſchließenden Gebeten zuſammen gute zweieinhalb Stunden dauert! Eine typiſch barocke, auf Aufhäufung gewaltiger Maſſen zuſtrebende Andachtsform!

Die Zuſammenfaſſung ſonſt auseinanderſtrebender Einzelteile zur monumentalen Kompoſition können wir in Eſzterházys Satzbau beobachten. Rieſige Bandwurmſätze, die im Druck oft zwei Seiten ausmachen, werden mit Bindegliedern und mit den Mitteln rhetoriſcher Unterordnung zur gewaltigen Einheit zuſammengefaßt. Im Rahmen der Unterordnung können ſich dann auch kleinere Einheiten entfalten, doch nicht in freier Eigenexiſtenz, ſondern als Bauſteine des Ganzen. Wir können dieſe Geſtaltungsweiſe mit den Kompoſitionsgrundſätzen hochbarocker Architektur, etwa der Kunſt des Guarino Guarini oder der großen deutſchen Barockbaumeiſter, vergleichen, die mehrere Kuppelräume ſamt ihren Nebenkapellen, Niſchen, Ein- und Ausbuchtungen zur gewaltigen Einheitskompoſition verſchmelzen. (Zu nennen wäre etwa der großartige Dreikuppelbau von Sankt Gallen). Hier wie dort vereinigen ſich Dynamik und einheitsbeſtrebte Geſtaltungsart.

Der quantitative Drang zeigt ſich aber auch auf anderen Gebieten. Wir können hier des engliſchen Euphuismus eingedenk ſein, bei dem der vorwaltende quantitative Drang neben dem langatmigen Periodenſtil auch zum „Schwulſt" führte, zur kühnen Häufung von Bildern und Metaphern.[28]) Beliebt waren Stabreim und Parallelismus: dies alles kommt

[27]) H. Lützeler: Zur Religionsſoziologie deutſcher Barockarchitektur. Archiv für Sozialwiſſenſchaft und Sozialpolitik. Bd. 66 (1931). S. 571.

[28]) K. Klempa: Nyelvi szempontok az irodalmi barokk köréből (Sprachliche Geſichtspunkte aus dem Kreiſe des Barockſchrifttums). Mühely, 1937. S. 180.

auch bei Eſzterházy vor. Eine kühne Metaphorik finden wir beſonders in ſeiner Brunner-Ueberſetzung (RSO). Hier geht das freilich auf das Latein des deutſchen Verfaſſers zurück. Der heilige Raimund, der auf wunderbare Weiſe einen langen Seeweg ohne jedes Fahrzeug machte, wird ein Argonaut genannt, der mit ſeinem Tod dann das himmliſche Ufer betritt, der ſeinen Freund bekehrende Laurentius Juſtianus ein neuer Theſeus, der ſeinen Pirithous nun nicht in die Unterwelt, ſondern zum Himmer führt (RSO 36—7). Ganz an John Lily gemahnt die Metapher im Zuſammenhang mit der heiligen Agathe, die der römiſche Statthalter entehren und dem Heidentum gewinnen will und ſie darum zur Zauberin Aphrodiſia führt:

alitván könnyü dolognak lenni, a' hitnek erős bástyáját ki-fordítani, a' hol a' szüzességnek el-árúlt vára meg-égett vólna."[29]) (RSO 121.)

Beide Haupttypen barocker Metaphorik, die antikiſierende und die verſchiedene Begriffe, Dinge, Erſcheinungen aneinander knüpfende Art, finden wir ſowohl im Euphuismus, als auch bei Eſzterházy, der ſich auch hierin als Träger einer europäiſchen Stilentwicklung erweiſt. All dieſe Stilkniffe machen die Sprache bewegt, maleriſch-ſchillernd, und weiſen auf die Verwandtſchaft der mit Gold oft übergezierten Barockaltäre. Aehnliches zeigt ſich auch in Eſzterházys Proſa und Dichtung, in dieſer verbunden mit naturaliſtiſchen Tendenzen. Und in dieſe Kategorie gehört auch der barocke Parallelismus, der ſich im gehäuften, vervielfachten Linien- und Flächenlauf der Rampen, Kapitäle zeigt. Schön zeigt dieſen gehäuften Parallelismus, wieder zuſammengefaßt von einer einheitlichen Satzkompoſition, ein lateiniſcher Satz Eſzterházys:

„Et tu Domine Jesu Christe sicut liberasti Abraham de manibus Chaldaeorum, et filium ejus Isaac de immolatione sacrificij cum ariete, et Jacob de manu Esau fratris sui; et Joseph de manu fratrum suorum: Noë per arcam diluvij, et Loth de civitate Sodomorum, et famulos tuos Moysen, et Aaron, et populum Israelem de manu Pharaonis, et de servitute Aegypti. David Regem de manu Saulis, et Goliath Gigantis. Susannam de falso crimine, et testimonio. Judith de manu Holofernis. Danielem de lacu Leonum. Tres pueros Sidrach, Misach, et Abdenago de camino ignis ardentis. Jonam de ventre coeti, et filiam Cananaeae, quae erat tormenta per diabolum: et Adam de profundo puteo inferni cum pretiosissimo sanguine tuo, et Petrum de mari, et Paulum de vinculis: ita me famulum tuum N. dulcissime Domine Jesu Christe fili Dei vivi, liberare digneris ab omnibus inimicis meis, et succurrere in adjutorium meum, per sancta beneficia tua, per sanctam Incarnationem tuam, quam accepisti ut homo de Virgine Maria: per sanctam Nativitatem tuam, et per famam, per sitim, per frigus, per calores, per labores, et afflictiones, per sputa, per alapas, per flagellas, per clavos, per lanceam, per spineam coronam, per potationem fellis et aceti, per saevissimam mortem crucis, per septem verba, quae pendens in cruce dixisti: scilicet Deo Patri omnipotenti." (VL 63-4.)

[29]) Brunners Originaltext: facile ratus fidei castrum evertere, ubi prodita pudoris arx conflagrasset (S. 68—69).

Die Punkte bedeuten hier Gliederung, nicht aber etwa Trennung. Dem Sinn nach haben wir es mit einem gewaltigen Satze zu tun. Das 17. Jh. verwendet jedoch die Satzzeichen noch nicht mit unſerer heutigen Folgerichtigkeit. Heute würden wir das Ganze kürzer ſagen, ſo etwa: Domine, libera me per nativitatem et passionem tuam, sicut liberasti sanctos homines veteris et novi testamenti. Dem 17. Jh. ſpricht aber ſolche Einfachheit nicht zu, es werden alſo Beiſpiele, Einzelheiten in barockem Parallelismus aufeinandergetürmt. Zu beachten iſt auch, wie einzelne wichtigere Hauptwörter mit großem Anfangsbuchſtaben geſchrieben werden. Dies iſt im ganzen barocken Mitteleuropa üblich, aus dieſer Schreibweiſe ſtammt auch die heutige deutſche Orthographie.

§ 5. Scholaſtik.

Im vorhergehenden Zitat wird Jeſus einmal „filius Dei vivi“ genannt. In dieſen Worten verrät ſich die Frömmigkeit des maleriſchen Zeitalters. Das Gottesbild tektoniſcher Zeitalter iſt der deus tremendus, das der plaſtiſchen Zeitläuften der deus humanus, das der maleriſchen Stilepochen der deus vivus. Der Vitalismus der Natur zieht in die Religion ein, und eine pantheiſierende Strömung gewinnt Oberhand. Oder wenigſtens nähert ſich das Göttliche dem Naturhaften. Oft aber ſchmelzen beide, Gott und Natur, zuſammen. Selbſt in der übernatürlichen Offenbarungsreligion tritt das Naturhafte in den Vordergrund. Bezeichnende Formen dieſer maleriſchen Religioſität ſind individuelle Myſtik, Maſſenbegeiſterung und Scholaſtik. Letztere zeigt das Walten des deus vivus in verſchiedenen Orten der Unendlichkeit, in verſchiedenen Zeiten und Menſchen.[30])

Im abendländiſchen Kulturkreis brachen dieſe Kräfte am ſtärkſten in den beiden großen maleriſchen Zeitaltern, in Gotik und Barock, auf. Dieſe Zeiten ſind auch Blütezeiten der Scholaſtik. Sind aber die Vertreter gotiſcher Scholaſtik durchwegs Geiſtliche, ſo treten im Barock auch ſchon Weltliche auf dieſen Gebieten auf. Auch hierin äußert ſich alſo die Verweltlichungstendenz der Neuzeit. Dies geht umſo zwangsläufiger vonſtatten, als die Erziehung der Jeſuiten, denen die Schulung der katholiſchen europäiſchen Intelligenz obliegt, vielfach philoſophiſche Kenntniſſe vermittelt und meiſtens in Univerſitätsſtudien ihre Gipfelung und Krönung findet.

Auch Eſzterházy beſaß alſo eine zeitgemäße philoſophiſche Bildung und war nun imſtande, ſelbſt ein ſcholaſtiſch-theologiſches Werk (SI) zu veröffentlichen. Das Buch erörtert und verteidigt die Unbefleckte Empfängnis Mariä. Den geiſtesgeſchichtlichen

[30]) H. Lützeler: Grundſtile der Kunſt. Berlin-Bonn, 1934. S. 282 ff.

Hintergrund dieſer Arbeit gibt die große Scholaſtik des Hochmittelalters, Thomas von Aquin, Anſelm von Canterbury, Duns Scotus ab, ſie ſchöpft aber auch aus Suarez und aus minder berühmten ſcholaſtiſchen Philoſophen des Mittelalters und der Neuzeit. (Johannes de Chan, Bernardus de Buſtis, Joannes Bromiardus, Julianus Toletanus, Ludovicus Benramus, Armandus de Bello Viſo, Celeſtinus Sfondratus, Guilelmus Henrix, Vincentius Juſinianus).

Das Werk beſteht aus dreizahn Kapiteln und behandelt zuerſt die Ausſagen des Thomas von Aquin, die für den Lehrſatz ſprechen. Indeſſen werden auch falſche Interpretationen widerlegt. Dann legt er dar, daß Maria im Zuſtand der Sünde nicht geeignet geweſen wäre für die Gottesmutterſchaft. Selbſt nach der Reinigung von der Sünde bleibt ja in der Seele die Begierde weiterer Sünden vorhanden, die Erbſünde iſt aber ſchwerer denn alle anderen: warum ſoll Maria alſo ſie erlitten haben, wenn ſie, nach Zeugnis der Heiligen Schrift, ſonſt ſogar ohne läſſige Sünde war? Es iſt klüger, Maria ſchon von Anfang an als Reine zu betrachten, denn eine nur ſpäter vollzogene Reinigung anzunehmen. Sie konnte nicht einen Augenblick lang Sünderin ſein, da vor Gott ſelbſt ein einziger Augenblick von höchſter Wichtigkeit ſein kann. Luzifers Hochmut währte ja auch nur einen Augenblick, und doch war dieſer Augenblick für ihn unheilvoller denn alle anderen zuſammen. Bei der Sünde entſcheidet nicht ihre Dauer, ſondern ihre Häßlichkeit: es iſt daher beſſer, ewig unglücklich zu ſein, denn einen Augenblick zu ſündigen. Maria ſelbſt hätte lieber auf ihre Würde als Jungfrau, Gottesmutter, Königin der Schöpfung verzichtet, hätte ſie nur eine kurze Spanne geſündigt haben müſſen. Dieſe kurze Zeit hätte alles, was in ihr ſchätzenswert iſt, verwandelt. Darum ſchmerzt ſie nichts mehr, als wenn ſie eine Sünderin genannt wird.

Andererſeits feiert die Kirche nur Heilige, das lehrt auch Thomas, Bernhard von Clairvaux, Auguſtinus. Nun feiert man ihre Todestage, da ſie im Leben erſt Sünder geweſen ſein konnten, wie Petrus oder Maria Magdalena. Bei Maria wird aber ſchon ſeit älteſter Zeit laut Tradition die Geburt gefeiert. Zwar brauchte auch ſie Erlöſung, doch war dieſe Erlöſung nach thomiſtiſcher Definition eine vorbeugende, keine heilende: ſie wurde der Sünde gegenüber unempfindlich. Dies lehrten die Dominikaner aller Zeiten, Albert der Große ſo gut wie Tauler oder im 16. u. 17. Jh. Ambroſius Catharinus, Caſparus Catalan und andere, folgerichtig mußte auch die Lehre des Thomas in dieſer Richtung liegen. Die Lehre der Unbefleckten Empfängnis wird außerdem von der Autorität der Väter, der Univerſitäten und der unfehlbaren, unter dem Schutz des Heiligen Geiſtes ſtehenden Kirche vertreten. Sie wird auch von echten Wundern unterſtützt.

Nach der Lehre des Thomas war Maria ſo rein, wie nur irgendeine Kreatur ſein kann. Und Gott könnte ja alle Menſchen von der Erbſünde befreien: warum hätte Er, deſſen Wille oberſtes Vernunftgeſetz iſt, das nicht mit ſeiner Braut und Mutter gemacht. Umſo eher konnte Gott das machen, da Er ja ſie von den Schmerzen der Entbindung, der Sünde und der Verweſung befreite. Es iſt daher auch ſinnlos, mit der Bibel die Unbefleckte Empfängnis widerlegen zu wollen. Wir finden in Maria keinerlei Spuren der Erbſünde. Der Tod kann nicht als ſolche bezeichnet werden, da er auch Naturerſcheinung iſt. Gott ſucht überall das Reine, auch verlangt das die Sohnesliebe des Heilandes, der durch die vorbeugende Erlöſung ſeiner Mutter ſein beſtes Werk ſchuf. Iſt ja doch die Würde des Gottesmutter eine höhere, als ſelbſt die der Engel! Nochmals werden dann die Autoritäten angeführt.

Soweit der erſte Teil. Im kürzeren zweiten wird das Wichtigſte dann noch bündig zuſammengefaßt. Beachtenswert iſt hier die Anführung der Lehre des Duns Scotus, der für Eſzterházy eine der wichtigſten Autoritäten iſt. Er erzählt auch, wie Scotus den Namen doctor subtilis erhielt, bei einer Pariſer Diſputation, wobei er mit größter Spitzfindigkeit die Unbefleckte Empfängnis verteidigte.

Das ganze Werk iſt ideengeſchichtlich höchſt intereſſant, als charakteriſtiſche Schöpfung der Spätſcholaſtik. Zu beobachten iſt das Auftreten rationaliſtiſcher Elemente, doch gemiſcht mit einer ſtarken Gefühlsbeſtimmtheit, mit Wunderglauben und Verehrung der Autoritäten. Für das heutige Denken iſt es eigenartig, einen Lehrſatz mit Wundern zu beweiſen, die Scholaſtik des 17. Jh.s nimmt jedoch daran keinen Anſtoß. Daneben finden wir Anſätze einer philologiſch gründlichen Textkritik. Er will durchaus nicht alles naiv annehmen, ſondern will das Glaubwürdige vom Unwahren trennen. Selbſt in ſeinen thaumaturgiſchen Sammlungen will er den Wundern Glaubhaftigkeit ſchenken und es vermeiden, für einen Erzähler von Lügenmärchen gehalten zu werden. Er bezieht ſich alſo oft auf ſeine Quellen und forſcht den Tatſachen nach.

Dies alles zeugt von einer ſchon kritiſcher eingeſtellten Religioſität, mit rationaliſtiſchem Einſchlag. Letzten Endes iſt ja aber auch die Scholaſtik ein rationaliſtiſches Syſtem. Den Begriff der ratio verwendet Eſzterházy wiederholt. Nun iſt dieſe ratio noch ſtark vom Gefühl aus beſtimmt. Neben ihr ſpielen dann die kirchlichen Autoritäten eine wichtige Rolle. Modernes und Traditionsgebundenes, Vernunft und Offenbarung, neuzeitliche und mittelalterliche Ideenwelt kreuzen ſich alſo in einer echt barocken Weiſe.

§ 6. Europa.

Drei Wege führen von der europäiſchen, hauptſächlich deutſchen Kultur zu Eſzterházys literariſchem Schaffen. Der erſte Weg iſt der des religiöſen Schrifttums, einer Weltliteratur in wahrſtem Sinne des Wortes. Sie ſtrömt ſeit dem Mittelalter in ununterbrochenem Fluſſe und zeigt Spuren einer nationalen Differenziertheit nur an der Oberfläche. In den Tiefen iſt aber dieſer Strom durchaus einheitlich und ſpiegelt den Geiſt der geſamten voraufklärériſchen Kulturentwicklung. Dies Schrifttum iſt Lektüre von Zehntauſenden, im Gegenſatz zu der mehr humaniſtiſch-intellektualiſtiſchen ſchönen Literatur ein Ausdruck des Gemeinſchaftsgeiſtes.

Zwei Namen ſtecken den Weg dieſes Zuſammenhanges zuerſt ab: Caeſarius von Heiſterbach und Wilhelm Gumppenberg, den Weg zur deutſch-katholiſchen Barock-Gotik. Beide ſind mit ihren Wunderſammlungen höchſtwichtige Quellen Eſzterházy'ſcher Thaumaturgie. Den

Grundſtock etwa des MK bildet Gumppenbergs, des nach Tirol gekommenen Münchner Jeſuiten, Atlas Marianum, daneben wird jedoch ſowohl hier als auch im BM der gotiſche Ziſterzienſer oft zu Rate gezogen. Und dies iſt wieder für Eſzterházys europäiſche Stellung und für die geiſtesgeſchichtliche Situation der Zeit bezeichnend! Caeſarius von Heiſterbach ſteht ja im Rheinland mitten in der Zeitwende zur Gotik, am Beginn eines neuen religiöſen Verhaltens des Menſchen zu Gott, das viel unmittelbarer, innerlicher wird, als das ſtrenge Sichfügen einer ſtrengen Autorität des romaniſch geſchauten Gottes. Inmitten dieſer Welt entſtehen Sankt Gereon und der Dom zu Köln, der Limburger Dom, die Liebfrauenkirche von Trier, die Eliſabethkirche zu Marburg. Die Marienverehrung und Brautmyſtik bricht auf, bei Rupert von Deutz (deſſen Legende in BM 82—3 erzählt wird), und im benachbarten Frankreich bei Honorius von Autun ſowie bei Bernhard von Clairvaux. Und aus dieſer gotiſchen Welt entſteht ein neuer Wunderglaube, deſſen Hauptvertreter eben Caeſarius iſt.[31]) Es entſpricht der gotiſchen Seelenlage, das Phantaſievoll-Unendliche ins Reale einſtrömen zu laſſen, im Gegenſatz zur mehr dualiſtiſchen Romanik.[32]) Es gilt nunmehr für unrichtig, die Welt zu verachten. Man ſucht auch im Genuß von Welt, Natur und Schönheit die Macht des Schöpfers. Jeſus wird zum ſüßen Freund und dann zum Schmerzensmann, Maria zur Mutter. Die Zeit „Unſerer Lieben Frau" bricht an.[33]) „Hier hebt ſich, von neuem Fühlen beſchwingt, eine Hand in enthuſiaſtiſcher Gebärde, die in mitreißenden Pathos hinaufreichen will zu den himmliſchen Gefilden und beſeligt in dieſem Streben das Herz vorauseilen läßt, die unendliche Sehnſucht im Göttlichen zu ſtillen. Hier verweht die erſchauernde Schau romaniſchen Empfindens vor der Erhabenheit der himmliſchen Geſtalten, um einer werbenden und drängenden Liebe Platz zu machen."[34]) Auch in dieſer Hinſicht wird alſo das Barock zum Vollſtrecker gotiſchen Erbes, auch hier tut ſich Einheit und Zuſammenhang beider Stile kund. Wir können den Hinweis machen auf die von Eſzterházy geförderte und unterſtützte Franziskanerkirche zu Preßburg, wo auch gotiſcher Chor und barockes Langhaus zur Einheit zuſammenſchmelzen, wo an einem Seitenaltar ein gotiſches Veſperbild in barockem Rahmen ſteht, und wo ſelbſt der Chor noch den barocken Hochaltar beherbergt. Die eine barocke Seitenkapelle zeigt in ihren aus Eſzterházys Zeit ſtammenden Bildwerken noch deutlich den

[31]) A. Bach: Das rheiniſche Marienlob (Bibliothek des literariſchen Vereins 281). 1933. Einleitung. S. XXII ff.

[32]) G. Weber: Wolfram von Eſchenbach. Seine dichteriſche und geiſtesgeſchichtliche Bedeutung. I (Deutſche Forſchungen 18). Frankfurt, 1928. S. 193 ff.

[33]) H. Lempertz a. a. O. S. 9 ff. G. Weiſe: Das Schlagwort vom gotiſchen Menſchen. Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung, 1931. S. 423—4.

[34]) A. Bach, a. a. O. S. XXV.

gotiſchen Faltenzug. Beide Stile vereinigen ſich alſo auch hier auf der Baſis gemeinſamen Seelentums zur Einheit des aus dem Künſtleriſch-Aeſthetiſchen ins Religiöſe emporſteigenden Erlebniſſes.

In dieſen Rahmen fügt ſich dann auch der Zuſammenhang mit Gumppenberg, der ſeinerſeits durch die höfiſch-geiſtliche Barockkultur Münchens und des bairiſchen Stammes beſtimmt iſt. Wurde ja Maria hier als Patrona Bavariae aufgefaßte Gottesmutter durch Kirchen und Denkmäler verherrlicht. Der Kurfürſt Maximilian I. ſtellte Maria in den Mittelpunkt ſeines Staatsgedankens.[35]) Kein Wunder, wenn auch in München eine reiche marianiſche Literatur entſtand, deren zwei Schöpfungen, Gumppenbergs Atlas Marianum und Brunners Fasti Mariani, in Eſzterházy einen Bearbeiter bzw. Ueberſetzer fanden. Die Linie der Barockkultur führt durch München und Bayern nach Ungarn,[36]) es liegt ſogar nahe, die ungariſche Verehrung der Gottesmutter als Patrona Hungariae, die im Barock in höherem Maße aufzukommen ſcheint, von da aus abzuleiten.

Dieſe deutſch-mitteleuropäiſche Barockgotik öffnet aber auch weitere Perſpektiven, nimmt weitere Anregungen aus dem barock-gotiſchen „globus catholicus“ auf. Dieſe Anregung findet auch bei Eſzterházy ihren literariſchen Niederſchlag. Neben den ſchon Genannten beruft ſich Eſzterházy in ſeinen thaumaturgiſchen Werken (MK, BM) noch auf eine Unmaſſe theologiſchen, myſtiſchen, wiſſenſchaftlich-humaniſtiſchen und erbaulichen Schrifttums. So beruft er ſich auf Auguſtinus, Felix Aſtolf, Leon Battiſta Alberti, Vinzenz von Beauvais, auf das Buch des Bonifacius: Historia Beatae Mariae Virginis, auf Bonfinis ungariſche Geſchichte, auf die myſtiſchen Werke der heiligen Brigitta, auf die Chroniken und Legendenſammlungen des Tillmann von Brodenbach, Petrus Caniſius, Thomas de Chantimpré, auf die Sammelwerke Collector Speculi und Chronica Poloniae. Er verwendet Geiſtesgut von Petrus und Joannes Damaſcenus, die Reden des Gotſalcus, den auch auf ungariſche Kodexliteratur wirkenden Johann Herolt, Thomas von Kempen, die Euſtachiusbiographie des großen Panſophen Athanaſius Kircher, die Werke De rosario des Joannes Lopeſius und Turris Davidica des Joannes Lezana. Wir finden Bartholomäus von Piſa, die Chronica vitae Sancti Francisci, das Werk des italieniſchen Juriſten Guido Pancirolli (Eſzterházy ſchreibt irrtümlich Octavius Pancirolla): De XIV. regionibus Romae angeführt, ferner zwei erbauliche Sammlungen: Speculum exemplorum, Liber exemplorum. Zu dieſer Kategorie der Erbauungsbücher gehört auch der ebenfalls zitierte Hortulus exemplorum des Sera-

---

35) H. Schnell: Der baieriſche Barock. München, 1936. S. 41—2.
36) H. Schnell, a. a. O. S. 22.

phinus Razius und des Spinellus De miraculis. Er benützt die im Barockzeitalter ſo volkstümliche Legendenſammlung des rheiniſchen Kapuziners Laurentius Lurius, Pelbart von Temeſchburg, Alexius de Salo, Jacobus de Vitriaco, die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine, das für die barocke Ideenwelt ſchon im Titel ſo bezeichnende Theatrum vitae humanae und nicht minder die Vita Sanctorum. Faſt durchwegs alſo Werke des ſcholaſtiſchen gotiſch-barocken Univerſalismus, große Freskenzyklen des göttlichen Weltplans und des von ihm bedingten Geſchehens. Wie die Weltkarten des ſcholaſtiſchen Mittelalters[37]) umſpannen auch dieſe Bücher den ganzen Kreis der chriſtlichen Univerſums, Bibel ſo gut wie Antike, Theologie wie Profanwiſſenſchaft, Menſchen- wie Heilsgeſchichte. Der chriſtliche, ins unendliche Jenſeits mündende Kosmos umfaßt alles.

Dieſe großen Sammlungen, Summen, Enzyklopädien und Kompendien, die freilich nicht alle angeführt wurden, geben den Stoff auch der mittelalterlichen und barocken ſchönen Literatur. Bekannte Motive tauchen mal hier, mal dort auf. So bearbeitet Lope de Vega die Legende der aus dem Kloſter geflüchteten, nach bereuter Tat dorthin zurückkehrenden, während ihrer Abweſenheit von einem Engel vertretenen Nonne, die Eſzterházy nach Caeſarius gibt, zum Drama. Die Legenden der einzelnen Sammlungen werden ausgetauſcht. Solche Sammlungen, wie etwa die Legenda Aurea, inſpirierten auch u. a. Calderóns Dramen.[38]) Daß ſich bei Eſzterházy Themen der ungariſchen Kodexliteratur vorfinden, wurde ſchon erwähnt. Aber wir erfahren auch aus ſeinen Sammlungen über Michelangelo, Fra Angelico, über die Myſtik, über Tauler, Ruysbroek. Der Strom fließt in unabſehbarer Breite, Mittelalter und Barock werden eins. Der geiſtliche Schriftſteller verſpürt es garnicht, daß er in der Neuzeit lebt, weil er inmitten der lebendigen Tradition der Jahrhunderte ſteht.

Der zweite Kreis Eſzterházy'ſcher Verbindungen mit Europa ſchließt ſich um die höfiſche Kultur Wiens. Dieſer Kreis iſt weniger weltanſchaulich als äſthetiſch beſtimmt; Eſzterházy wird ſeiner als Palatin teilhaftig und gerät in ſeinen Bann. Die prächtigen Opern und Feſte des Kaiſerhofes eröffnen vor ſeinen Augen das Feenreich weltlicher Barockkultur. Dieſe Verbindung ergibt ſich erſtlich durch die Muſik, da der Fürſt ſelbſt komponiert und einen Band barocker Kirchenkompoſitionen auch veröffentlicht.

---

[37]) Frey, a. a. O. S. 23.

[38]) J. Gregor: Das ſpaniſche Welttheater. Wien-Leipzig-Zürich, 1937. S. 439 bis 440 und 495.

Wien iſt zu ſeiner Zeit eine Hochburg des barocken Hoflebens. Die Herrſchaft Leopolds I., Joſephs I., und Karls VI. bedeutet die Glanzzeit der habsburgiſchen Macht. Zu ihr gibt die Blüte der Kunſt einen großzügig-repräſentativen Hintergrund ab. Prunkvolle Opernaufführungen und Feſtſpiele machen das Leben reich und ſchön. Höchſtbedeutſam iſt das Jahr 1667, in dem Kaiſer Leopold I. ſeine Hochzeit mit der Infantin Margarete feiert. Zu dieſer Feier wird im Wiener Burghof das große Schau- und Prunkſtück eines Opernturniers, des berühmten Roßballetts (La contesa dell' aria e dell' acqua von Schmelzer und Sbarra), aufgeführt. Hier liegt der erſte Punkt der Berührungen Eſzterházys mit Wiens Hofkultur. Der muſikliebende Fürſt notierte die Melodien, die er am beliebten Saiteninſtrument der Zeit, am Virginal, zu ſpielen pflegte. Neben Kirchenliedern, ungariſchen Geſängen, beliebten barocken Tänzen (Sarabande, Gagliarda) wird auch die Melodie des Roßballetts angeführt.[39]) Eſzterházy kannte, liebte und ſpielte alſo die Muſik des Werkes, und da die Aufzeichnung aus der Zeit um 1670 ſtammt, iſt es als ſicher anzunehmen, daß er der Aufführuug auch beiwohnte.

Für die Verbindung des Fürſten mit der höfiſchen Kultur zeugen auch jene beiden Operntextbücher, die im Fürſtlichen Archiv zu Ofen vorzufinden ſind, und in deren einem noch die Tropfen der Wachskerze zu ſehen ſind, bei der man während der Vorſtellung im Textbuch nachlas. Die erſte Oper iſt: L'Arsace (Wien, 1698. Text von Donato Cupeda, Muſik von Antonio Draghi). Ihre Handlung ſpielt ſich im Altertum ab. Die Fäden der Handlung verwickelt eine echt barocke Liebesverwirrung; Arſace liebt Celinda, die aber wieder vom baktriſchen König Teodoro geliebt wird. Des Herrſchers Feind, König Seleuco, liebt anderſeits Arſinoe, deren Herz aber für Arſace entbrennt. Für Seleuco ſchwärmt Dorisbe, die ihrerſeits wieder von Andragora angebetet wird. Celinda ſehnt ſich nach einem königlichen Bräutigam, und Seleuco iſt eiferſüchtig, da er glaubt, daß auch Arſace die Arſinoe liebt, und im Helden einen Nebenbuhler ſieht. Fortuna wirft die Schickſale hin und her, und es eröffnet ſich Raum für die im Barock ſo beliebte heroiſche Haltung, die aber den Sentimentalismus nicht ausſchließt. Töne des mit der Myſik verwandten Barockeros erklingen und eine politiſche Verwicklung macht ſich breit auf. Am Schluß verebben jedoch im Geiſte des höfiſch-barocken Optimismus die Stürme: Arſinoe wird Arſaces Gemahlin und Königin, Dorisbe heiratet Seleuco, Celinda Teodoro. Es triumphiert die Weltenharmonie.

Die andere betreffende Oper heißt: L'Alboino (Wien, 1707. Text von unbekanntem Verfaſſer, Muſik von Antonio Ziani) und nimmt ihren

---

[39]) Bubics—Merényi, a. a. O. S. 196 (Abdruck des Verzeichniſſes).

Stoff aus der germaniſchen Heldenſage, aus der ſchon zur Völkerwanderungszeit beſungenen Geſchichte des Langobardenherrſchers Alboin und der Königin Roſimunda. In der Handlung ſpielt ſich der Sturz der Sünde und Bosheit ab: das ſchwache Weib rächt ſich am Mörder ſeines Vaters. Eine Liebeshandlung um Elmige, Aſpaſia und Ricimero macht den Gang noch lebhafter. Die Sünde Alboinos findet ihre gerechte Sühne und am Schluß ſiegt auch hier die Harmonie.

Beide Muſikdramen ſind bezeichnende Schöpfungen barocker Hofkultur. In ihnen ſpiegelt ſich aller Glanz und Pomp der Zeit, ihre Handlungen ſind aufs höchſte verſtrickt, löſen ſich jedoch in Harmonie auf, ihre Szenen ſind voller Bewegtheit, in das letztgenannte Werk ſtrömt ſogar die Welt der Viſion hinein! Vor Roſimunda eröffnet eine Traumviſion die im Sinne Vergils geſtaltete Unterwelt, im Hintergrund mit den elyſäiſchen Feldern, und es erſcheint ihres Vaters Cunemondos Geiſt, ſie zur Rache und Vergeltung fordernd. Das Vorhandenſein beider Texte im fürſtlichen Archiv zeugt von Eſzterházys Verbindungen mit Wien und von ſeinem Intereſſe für die höfiſche Kultur.

In dieſer Verbindung mit Wien tritt ſchon das Aeſthetiſche in den Vordergrund, obgleich auch hier noch die Grundſätze einer weltanſchaulichen Gemeinſchaft zu finden ſind, gegeben durch die Katholizität der Habsburger und Eſzterházys. Dies macht zweifelsohne die Berührung leichter, iſt jedoch nicht mehr entſcheidend, da ja Opern, Feſtſpiele nicht viel mit den chriſtlichen Dogmen zu tun haben. Und im dritten Kreis, der den Fürſten mit Europa vereinigt, tritt dieſe religiös-weltanſchauliche Gemeinſchaft vollends in den Hintergrund, da es ſich hier um die Proteſtanten des Nürnberger Dichterkreiſes, um Birken, Klaj, Harsdörffer handelt. Seeliſch ſteht zwar auch dieſer Kreis dem Katholizismus beträchtlich nahe: Klaj und Harsdörffer verdeutſchen katholiſche Myſtik, Birken Jeſuitendramen, uns intereſſieren jedoch in dieſem Zuſammenhange nicht dieſe Züge, ſondern ihre und die aus ihrem Kreis ſtammende Schäferdichtung. Ihre diesbezüglichen Werke geben ſie gemeinſam unter ihren Künſtlernamen[40]) (Floridan, Strephon uſw.) heraus.

Eſzterházys Lyrik und die Nürnberger Schäferdichtung bewegen ſich in ein und derſelben Welt. Hier wie dort finden wir dieſelbe Schäfermythologie, dieſelbe Auffaſſung der Liebe, dasſelbe Landſchaftserlebnis. Die Nürnberger beſingen die Vögel (Die Nymphe Noris, S. 21):

---

[40]) Herangezogen wurden: Pegnenſiſches Schäfergedicht. Nürnberg, 1648. Die Nymphe Noris, Nürnberg, 1652.

„Es klappern / und plappern / in Neſten die Störche.
Es tiriliiret / tiriliret / umſchwüret / in Lüften die Lerche.
Es kittert / und flittert / ſich wittert / der Stieglitz bey Tag'.
Es zwitzert / und wizert / und zizert / das Zeißlein im Haag'.
Es ſchlürffet / und ſchürffet / ſich würffet / der Nachtigal Stimme.
Es kirret / und girret / verwirret / der Tauber im Grimme.
Es liſplet / und wiſplet / und fiſplet / der Sperling am Dach'.
Es ſchnattert / und dattert / und flattert / der Andrecht im Bach'."

Dies ſind nur die erſten acht Verſe eines längeren Gedichtes. Seine Parallele finden wir bei Eſzterházy, auch er beſingt in einem Gedicht die Vögel des Himmels. Freilich beſitzt er die bravouröſen Kunſtmittel nicht oder wenigſtens nur in einem viel geringeren Maß. Weder die ungariſche Sprache noch ihre Form läßt ein ſolches Entfalten der Onomatopoetik und Sprachmelodie zu. Doch auch unſer Dichter verſucht die Vogelſtimmen nachzuahmen oder wenigſtens zu ſchildern:

„Mint kákognak gémek, mikor solymot látnak,
Mint üvöltnek baglyok, mikor rárót látnak,
Mint futosnak tyúkok, mikor héját látnak,
Mint félnek az szarkák, kerecsent hogy látnak.

Nézzed mint karattyol szajkó nagy erdőben,
Miként pattogatnak fürjek az mezőben,
Mint hazudik kakuk mélységes völgyökben,
Igéretet tészen hosszú esztendőkben."[41] (LG 141.)

Freilich beſteht ſchon ein gewiſſer Unterſchied zwiſchen der „naiven" Naturſchau des in ſeinen Burgen, mitten in der freien Natur lebenden ungariſchen Magnaten und der „ſentimentalen" der ſtädtebewohneden Patrizier Nürnbergs, doch kann dieſer Unterſchied das Gemeinſame des Weſens und der Form nicht verdunkeln. Die Nürnberger geben etwa eine Beſchreibung (Die Nymphe Noris, S. 4—5) der idylliſchen Ideallandſchaft:

„Schöne Matten!
Deren grünbebäumter Luſt gibet Ruh 'und kühlen Schatten;
deines Platzes reiche Zier
grüne, grüne ſtets allhier.

Flutgerienne
Laß / daß dieſe Pegnitzflur neubegrünte Krafft gewienne /
und daß euer Liebesbund
ſey der hohen Stämme Grund!"

[41]) „Wie gackern die Reiher, wenn ſie den Falken erblicken, wie heulen die Eulen, wenn ſie den Fiſchaar erblicken, wie laufen die Hühner, wenn ſie den Habicht erblicken, wie fürchten die Elſtern, wenn ſie den Würgfalken erblicken. Schau, wie ſchnattert der Eichelhäher im großen Wald, wie ſchnalzen die Wachteln am Feld, wie lügt der Kukuck in den tiefen Tälern: er verſpricht lange Jahre."

Aehnliche Naturſchilderungen gibt auch der verbindende Proſatext: auch hier ſpiegelt ſich dasſelbe Naturerlebnis. So ſchildert das Pegnenſiſche Schäfergedicht die Gegend an der Elbe (S. 5):

„Man möchte jhn mit Warheit einen Wohnplatz der Freuden / ein Luſthauß der Feldnymfen / eine Herberge der Waldgötter / eine Ruhſtelle der Hirten / eine gelehrte Entweichung der Poeten / und ein Spatzierplatz der liebhabenden Gemüter / nennen."

Vor den Wirrniſſen des Dreißigjährigen Krieges flieht nun die Poeſie aus dieſer Gegend nach Nürnberg, wo ſie eine ähnlich idylliſche Landſchaft vorfindet (ebda. S. 20).

„Sie befunden ſich nun auf einer aus der Maſſen luſtigen und von der Vögel hellwitſcherenden und zitſcherenden Stimlein erhallender / Wieſen Reyhenweiſe beſetzet mit gleichausgeſchoſſenen / krausblätrichten / dikbelaubten hohen Linden / welche / ob ſie wol gleiches Alters / ſchienen ſie doch zu ſtreiten / als wenn eine die andere übergipflen wolte. Vnter denſelben waren drey hellqwellende Springbrunnen zu ſehen / die durch das ſpielende überſpülen ihres glatſchlüpfrigen Lägers lieblich platſcherten und klatſcherten."

All dieſe Schönheit iſt Gottes Schöpfung. Das Betrachten der Natur wird zum irdiſchen Vergnügen in Gott, und das ganze All lobſingt Seine Herrlichkeit (Die Nymphe Noris, S. 3):

„Dein Lob darum erklinget
auf grüner Heid und Au /
und mein Mund fröhlich ſinget
bey früem Morgentau /
auf daß dein Nam erſchalle /
und aller Ort erhalle /
wie ich Dir / Gott / vertrau."

Und dies iſt auch Eſzterházys Landſchaftsideal und Landſchaftsbild. Faſt alle Motive der Nürnberger kehren bei ihm wieder, die Quellen, die ſchattigen Bäume, die zwitſchernden Vögel, die in der Landſchaft luſtwandelnden Poeten, die Fabelweſen der Mythologie. Und auch in ſeine Schilderungen verflicht ſich das Lob des Schöpfers:

„Kertjeim is vannak, kikből szépen folynak
Erei forrásoknak;
Ott laknak szép múzsák,
Járnak ékes nimphák,
Vigadnak is poéták.

Hajnalban fölkelnek fekete kis fecskék,
Ékes fülemilécskék,
Szépen énekelnek,
Erdők ugyan zengnek:
Örök Istent dícsérnek.

Sűrű Cedrusfák is árnyékot tartanak
Kiket öszve foglalnak,
Fáknak cseresnyéje
Édes berkenyéje
Bőven ván, s gesztenyéje.“[42]) (LG 139.)

Dies iſt die Kunſt der Nürnberger, bloß in ungariſcher Sprache! In ſeinen zwei Tanzliedern verſucht Eſzterházy ſogar die Nachbildung der leichtbeſchwingten, melodiöſen Barockform. Die Nürnberger beſingen die vier Jahreszeiten (Pegnenſiſches Schäfergedicht, S. 39—40), und der ungariſche Dichter tut dies ebenfalls, wenn auch dieſe Gedichte mit geringen Veränderungen nur Kompilationen aus Liſtius ſind.[43]) Von kulturgeſchichtlichem Standpunkt aus beſteht aber ein Zuſammenhang: Eſzterházy geſtaltet, formt den übernommenen madjariſchen Text nach deutſchen Vorbildern.

Dem Einfluß der Nürnberger ſetzt auch die Chronologie keine Schranken, da die Herausgabe ihrer Sammlungen in Eſzterházys Kindheit fällt, alſo noch in die Zeit vor der Verfaſſung der ungariſchen Gedichte. Und die Verbindung fördert Eſzterházys Verwandtſchaft (Schwägerſchaft) mit Graf Franz Nádasdy, der mit dem deutſchen Ueberſetzer ſeines lateiniſchen Mausoleum, mit dem Nürnberger Dichter Birken, in Briefwechſel ſtand.[44]) Nádasdy konnte derjenige geweſen ſein, der Eſzterházy die Gedichte der Nürnberger in die Hand gab oder aus ihnen vorlas. Von der Bekanntſchaft der Nürnberger Schäferpoeſie in Ungarn zeugt übrigens auch das Vorhandenſein der angeführten Sammlungen in der Széchényi-Bibliothek des Ungariſchen Nationalmuſeums (Budapeſt).

§ 7. Der Mäzen.

Es wäre durchaus verfehlt, Eſzterházy als geſchloſſenes Individuum, als literariſche Perſönlichkeit in modernem Sinne zu betrachten. Sein Weſen als Schriftſteller hat vielmehr etwas Kollektives und vertritt eigent-

---

[42]) „Ich habe auch Gärten, aus denen das Geäder der Quellen lieblich hervorfließt: dort wohnen die ſchönen Muſen, gehen die ſchmucken Nymphen umher, und ergötzen ſich die Poeten. In der Morgenröte erwachen die ſchwarzen kleinen Schwalben, die zierlichen Nachtigalle: ſie ſingen ſo ſchön, daß die Wälder erſchallen, ſie loben den ewigen Gott. Die aneinandergereihten Cedern geben einen dichten Schatten: an den Obſtbäumen wachſen Kirſchen, ſüße Vogelbeeren und Kaſtanien in Fülle.“

[43]) Auf die Tatſache, daß Eſzterházy einen Teil ſeiner Gedichte aus Zrinyi und Listius zuſammenſtellte, verwies F. Kanyaró (Zrinyi legújabb epigonja [Der neueſte Epigone Zrinyis] EPhK. 1893). Dieſe machen aber nicht ſein ganzes Werk aus: er hat auch ſelbſtändige Gedichte (ſo etwa die von uns zitierten).

[44]) Vgl. J. Turóczi—Troſtler: Ungarns Eintritt in das literarhiſtoriſche Bewußtſein Deutſchlands. DUHVl. 1930. S. 113.

lich eine Gemeinſchaft. Einer Hand wäre er zu vergleichen, die das ererbte und erworbene Gut weiterleitet, ohne es weſentlich oder überhaupt umzugeſtalten. Er könnte eher einem heutigen Schriftleiter denn einem Schriftſteller verglichen werden. Sein Perſönliches beſteht alſo nur in der freiwilligen Einordnung in das Seelentum ſeiner raum-zeitlichen Lage, in der bejahenden Stellungnahme zu ihr. Spuren einer eigentlichen Perſönlichkeit in heutiger Bedeutung tauchen nur in ſeiner Lyrik auf. Aber eben in dieſer Gemeinſchaftsſtellung liegt ſeine geiſtesgeſchichtliche Bedeutung, die es ermöglicht, an ſeinem Werk die geiſtige Situation der Zeit und des mitteleuropäiſch-ſüddeutſchen Raumes abzuleſen.

Eine ſolche Betrachtungsweiſe, wie ſie dieſe Studie anſtrebte, kann es daher nicht unterlaſſen, wenigſtens in großen Umriſſen den Raum abzutaſten, der um Eſzterházy ſich entfaltete und ſeinen ſchrifttümlichen Niederſchlag fand. Aeußerte ſich ja die gemeinſchaftliche Stellung des Fürſten auch darin, daß er mit den ihm zur Verfügung ſtehenden reichen Geldmitteln die Entfaltung eines gleichfalls höfiſch-kirchlich gerichteten Schrifttums förderte, ſowohl in deutſcher und ungariſcher, als auch in ſlowakiſcher, kroatiſcher und lateiniſcher Sprache.

Wir finden zunächſt in dieſem Kreis geiſtesgeſchichtlich belangloſere Werke, ſo eine kroatiſche Evangelienharmonie und zwei höfiſch-politiſch-genealogiſche Werke.[45]) Dann erweitert ſich der Kreis. Ein unbekannter, mit ſeinem Monogramm F.K.J. bezeichneter Verfaſſer gibt in ungariſcher Sprache die Beſchreibung des berühmten iriſchen Patrick-Purgatoriums und ſeines Beſuchs vom Ritter Oenus.[46]) Der erſte Teil iſt die eigentliche Erzählung. Oenus ſteigt in die Höhle hinab, wird von den Teufeln verſucht und geplagt, widerſteht jedoch, mit dem Namen Jeſu auf den Lippen. Zehn Gefahren drohen ihm, davon ſind die letzten zwei die Gefahren der Hölle, bis er dann ins irdiſche Paradies kommt, wo unſagbare Herrlichkeit herrſcht. Dieſe Wanderung durch Fegefeuer, Hölle und Paradies reiht das Werk unter die für das Barock ſo bezeichnenden Allegorien des chriſtlichen Pilgers, die, aus der Fauſtſage und vielleicht auch vom gotiſchen Weltgedicht Dantes herkommend, ihre hervorragenden Darſteller in J. W. Andreä, Comenius, Bunyan, teilweiſe ſogar in Angelus Sileſius und Grimmelshauſen haben.[47]) An dieſen epiſchen Teil reihen ſich dann theoretiſch-theologiſche Teile an, indem Gegenmeinungen widerlegt, hiſtoriſche Belege angeführt und Ratſchläge zu einer Pilgerfahrt gegeben werden.

---

[45]) Sveti Evangeli. Tyrnau, 1694. Schreiber: Palatinatus Regni Hungariae. Wien, 1681. Domus Estorasianae Fulcra. Ebda., 1702.

[46]) Szent Patricius Purgatoriumjáról való Historia. Wien, o. J. (noch vor 1687, da es heißt, das Werk wurde auf Befehl des Grafen Eſzterházy überſetzt).

[47]) Vgl. H. Schaller: Die Welt des Barock, S. 55—7.

Der Jeſuit Stephan Tarnóczy verherrlicht in achtundzwanzig, in freien Rhythmen verfaßten Elogen die Anweiſungen des heiligen Stefan an ſeinen Sohn Emmerich und heroiſiert mit barockem Überſchwang das Gedächtnis des heiligen Ungarnprinzen.[48]) Intereſſant iſt es, daß die kirchliche Approbation des Werkes vom berühmten deutſchen Barockdramatiker Nicolaus Avancinus ſtammt.

Auch das hochbarocke Jeſuitendrama fördert Eſzterházy. Zu ſeiner Ehre wird im Jahre 1681 in Oedenburg ein prunkvolles Pancratius-Drama aufgeführt,[49]) eine Verherrlichung des barock-heroiſchen Märtyrers, den weder der heidniſche Vater noch der erſt ſchmeichelnde und die Sinnlichkeit des Jünglings erregen wollende, dann aber mit Qual und Tod drohende Diocletianus ſeinem Chriſtenglauben untreu machen kann. Standhaft bleibt er ſelbſt im Kerker, ja bekehrt dort noch ſeinen Lehrmeiſter und erleidet heroiſch das Braten im Feuer, die Qual der glühenden Eiſen und den Tod durch Enthauptung. Nach ſeinem Tod ſchrecken Himmelszeichen den Tyrannen, der ſein blutiges Szepter ablegt und der Herrſchaft entſagt. Daneben ſpielen die Erſcheinungen des Unendlichen immer wieder hinein: Engel, Genien erſcheinen, Natur und Uebernatur fließen auf echt barocke Weiſe ineinander, und durch das Auftreten des Genius des Fürſten entſteht ſogar ein Ineinander von Bühne und Zuſchauerraum, ein barockes Quiproquo.[50]) Die Verbindung der Realitätsſphären vollzieht ſich auch in der allegoriſchen Oper der Zwiſchenſpiele, die eigentlich Hintergrund, Rahmen und Sinn der Haupthandlung abgeben und dadurch unlösbar mit ihr verknüpft werden.

Beſonders am Herzen lag dem Fürſten die marianiſche Gnadenſtätte im heutigen Burgenland, Frauenkirchen am Neuſiedlerſee. Auf ſeine Koſten erſcheinen die Beſchreibungen der Wunder in madjariſcher, ſlowakiſcher[51]) und deutſcher Sprache. (Von einer deutſchen Ausgabe berichtet das lateiniſche Vorwort der ſlowakiſchen Ausgabe, ſie ſelbſt war nicht aufzutreiben). Auch dieſe Büchlein ſind bezeichnende Schöpfungen barocker Thaumaturgie, mit ihrem Blick ins Unendliche, Wunderbare, und mit ihrem Optimismus. Kranke werden geheilt, Lahme gehen, Schlaganfälle, Schwindelanfälle verſchwinden, Stumme reden, Taube werden hörend, Wunden

---

48) S. Tarnóczy: Princeps Angelicus, sive Vita S. Emerici Ducis Hungariae, Paucis Elogijs Expressa. Wien, 1680.

49) Christiana Fortitudo Sev S. Pancratius Martyr. Wien, 1681 (Programm).

50) Vgl. D. Frey: Der Realitätscharakter des Kunſtwerkes (Feſtſchrift für H. Wölfflin, Dresden, 1935). S. 48 ff.

51) Titkos Értelmő Rózsa. F. Babčansky: Zwazek Kwittkuw Na Lukach Marianskych pŕy Gezeru u Najzydle zebranych. Beide: Wien, 1698. Wahrſcheinlich erſchien auch die deutſche Ausgabe dort und im ſelben Jahr.

geheilt, Blinde ſehend. „Maria von der Heide" rettet ihre Verehrer auch aus dem Gefängnis und aus der Hand des Feindes, ja ſie erſcheint ſelbſt. Geiſtesgeſchichtlich iſt es wichtig, daß die ſlowakiſche Faſſung wiederholt die großen Myſtiker zitiert, insbeſondere Bernhard von Clairvaux, daneben Bonaventura, Gertrudis, Brigitta, Hugo von St. Viktor, Ruysbroek, Katharina von Siena und den Neuplatoniker Dionyſios Areopagita. So erſchließt ſich alſo dem ſlowakiſchen Schrifttum der große europäiſche Irrationalismus!

Als im Jahre 1702 die neue, von dem Fürſten erbaute Barockkirche am Gnadenort fertig wird, feiert der Eiſenſtädter Franziskaner Sebacher den edlen Mäzen in einer teils lateiniſchen, teils deutſchen ſchwungvollen Rede,[52]) einem Muſterbeiſpiel hochbarocker Rhetorik. Der lateiniſche erſte Teil iſt eigentlich ein einziger irrationaler Lichtrauſch, ein Schwung ins Unendliche, eine echt barocke Kunſt, voll vom Pathos des Maleriſchen. Die Heroiſierung des verehrten Fürſten ſteigert ſich ins Kosmiſche:

„Sic nobis ad conspectum Tuum silentibus, loquetur Magnanimitatis Tuae serenitas, invictissimum Herculis instar robur, virtutis undequaequae proclamata, sapientia incomparabilis, sexcentaque Heroica facinora. Implevisti enim Orbem universum Princeps Celsissime non umbra sed mensura Nominis Tui, licet in christianae humilitatis exemplum, ignotus mortalibus cupiens, solis notus esse volueris immortalibus: Verumtamen nescijt magnanima virtus domorum latebris, nescijt Provinciarum ambitibus, nescijt Regnorum finibus, nescijt Europae amplitudinibus contineri: sed novo conatu Polum semper tendens in altiorem, implevit Orbem admiratione, et Coelitum sedes exultatione."

Seitenlang ſteigert ſich dieſe ekſtatiſche Pathetik noch ins Unermeßliche, Rauſchhafte, verwandt den unendlichkeitstrunkenen, überladenen Schöpfungen deutſch-ſpätbarocker Bildkunſt. Man wähnt ſich, dieſe Feſtrede leſend, in den herrlichen Kirchenräumen dieſer Kunſt, von kosmiſchen Ahnungen des Lichtes und der Farbe umwoben.

Der deutſche Teil der Sebacher'ſchen Rede verwendet dann die im deutſchen Barockſchrifttum ſo verbreiteten Mittel der emblematiſchen Predigt.[53]) So wird der Name des Fürſten und das Wort Maria allegoriſch ausgelegt und dadurch dem Zeitdrang nach myſtiſch-panſophiſcher Deutung der Erſcheinungen gehuldigt.

Auch der weitgereiſte, vielerfahrene Konvertit Franz Fóris von Otrokócs, Profeſſor der Univerſität Tyrnau, genießt Eſzterházys Unterſtützung. Ihm gewidmet iſt ſein madjariſches Traktat über die Vollkommenheit der vor Gott Wandelnden.[54]) Hier antwortet Fóris zuerſt auf die Frage:

---

[52]) J. Sebacher: Der zum vierten erbauete Tempel Salomon. Tyrnau, 1703.
[53]) Vgl. H. Schaller: Die Welt des Barock, S. 52—3.
[54]) F. Fóris von Otrokócs: Isten előtt járóknak tökéletessége. Tyrnau, 1699.

was heißt es, vor Gott zu wandeln. Dies hängt mit der Vollkommenheit zuſammen. Und vollkommen ſein, heißt im Lichte zu leben. Man muß über Chriſti Leben ſinnen und das Ewige ſuchen, ſich ſelbſt und Gott erkennen. Unſer Lebenswandel ſoll im göttlichen Licht geſchehen, ohne Sünde, in heiliger Mäßigung. Ein Seelenkampf muß gegen die Sünde geführt werden, und beſonders ſollen die ſieben Hauptſünden vermieden werden. Dazu kommt noch das Suchen der himmliſchen Dinge, die Emſigkeit im Gebet und im Erlernen heiliger Sachen, die Bereitſchaft der Seele, die heilige Liebe, Gerechtigkeit und Friedwilligkeit, Vertrauen auf Gott und Vorbereitung aufs Sterben. Eine ermunternde Anweiſung ſchließt das Werk, deſſen Verwandſchaft mit den Gedankengängen deutſcher Myſtik augenfällig iſt. Es werden auch Tauler und Suſo angeführt.

Den geiſtigen Kreis Eſzterházy ſchließt die ungariſche Leichenrede Andreas Bargyaſſis, die er am Castrum Doloris des Fürſten hielt.[55] Hier zeigen ſich noch einmal die geiſtigen Ideale der Eſzterházy'ſchen Barockwelt. Natur und Gott werden zuſammen genannt, als deren Werk ſich des Fürſten Leben geſtaltete, der Verſtorbene wird, echt barock, mit der Sonne verglichen, ſeine Kriegstaten und Frömmigkeit in ihrer Verbindung gerühmt, ſeine Marienverehrung lobend hervorgehoben. Für die metaphyſiſch-myſtiſche Verwurzelung noch des Spätbarocks ſind die verwendeten Symbole der Aſtrologie bezeichnend, für den theatraliſchen Hang der Zeit iſt es aufſchlußreich, daß der Redner im Schlußteil der Anſprache zum Repräſentanten des Verſtorbenen wird, in ſeinem Namen von Kaiſer Karl VI. und den Habsburgern, vom Vaterland und von ſeiner Familie Abſchied nimmt und ſeinen Sohn zum Heroismus ermahnt. Hier ſpiegeln ſich alſo nochmals all die Züge der Zeit, die Eſzterházy trug und zu deren Vertreter, Verkünder und Mäzen er mit ſeiner geiſtigen Tätigkeit wurde.

---

55) A. Bargyaſſi: Sol Mysticus, az az: A'Nemes Magyar Hazában . . . titkos értelmü Nap. Tyrnau 1713.

Viktor Umlauff von Frankwell.

Ein unbekannter Bukowinaer Dichter und Alecsandri-Überſetzer.

Von Eugen J. Păunel (Czernowitz-Cernăuţi).

Wenn wir, gleichſam als Rechtfertigung unſerer Bemühungen, die Bedeutung Victor Umlauffs von Frankwell auf dem zeitgenöſſiſchen deutſchen Parnaß der Bukowina vorwegnehmen wollen, ſo müſſen wir zunächſt feſtſtellen, daß er an Urſprünglichkeit, Breite und Tiefe des Werkes und Geltung für das geſamtdeutſche Schrifttum zweifellos dem älteren Ernſt Rudolf Neubauer nachſteht.

Der faſt gleichaltrige Ludwig Auguſt Simiginowicz-Staufe iſt mit der heimiſchen Landſchaft inniger verbunden, auch iſt ſein Schaffen vielſeitiger. Ihm und Umlauff iſt hingegen eine in ihrer Anlage ähnliche lyriſche Begabung gemeinſam, beider Schaffen ſtrahlt milde und ſympathiſch über die Grenzen der Bukowina hinaus.

Die Möglichkeit eines, wenn auch nur beiläufigen Vergleiches mit Karl Emil Franzos entfällt infolge der ſtark betonten Verſchiedenheiten in der Charakterveranlagung, den Lebensumſtänden und dem Talent der beiden, obwohl ſie perſönlich einander nahe bekannt waren.

Die anderen Dichtergeſtalten, die uns in dieſer Zeit hier entgegentreten, können alle erſt in einigem Abſtand angereiht werden.

Victor Umlauff iſt zunächſt Lyriker und als ſolcher Epigone, der vor allem Anaſtaſius Grün nachſtrebt. Die Schilderung des Lebenslaufes ſeines Vaters, die wir ihm verdanken, enthält jedoch derart plaſtiſche und anziehende Stellen, daß wir bedauern, daß uns kein erzählendes Stück aus ſeiner Feder überliefert wurde. Seine Strophen, die Motive aus der rumäniſchen Geſchichte behandeln, ſtellen eine intereſſante ſtoffliche Bereicherung der deutſchen Balladendichtung dar. Die nur handſchriftlich vorhandenen Ueberſetzungen, die er aus Vaſile Alecſandris Werk geſtaltet hat, ſind ein für ſeine Zeit verdienſtvoller und gelungener Verſuch, der unſere Beachtung vollauf verdient.

Als ehrlichem und eifrig beſtrebtem Mittler deutſchen Weſens und rumäniſcher Kultur gebührt ihm ein beſonderer Platz, der ihm bisher nicht zugewieſen wurde.

Die Literaturgeſchichte hat unſerem Dichter bisher nur ſehr wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, auch die landſchaftlich auf die Bukowina beſchränkten Darſtellungen kennen ihn eigentlich höchſtens dem Namen nach.

Rudolf Wolkan, der als erſter im Jahre 1899 im Bande Bukowina des Werkes „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild“ die Entwicklung der deutſchen Dichtung und wiſſenſchaftlichen Literatur der Provinz ſkizziert hat, erwähnt ihn nicht. Erſt faſt 30 Jahre ſpäter, in der

deutſch-öſterreichiſchen Literaturgeſchichte von J. W. Nagl, Jak. Zeidler und Eduard Caſtle, widmet ihm Raimund Friedrich Kaindl, der Geſchichtsſchreiber der Karpatendeutſchen, im Kapitel: „Bukowina 1848 bis 1875" einen kurzen Abſatz,[1]) der Franz Brümmers Angaben[2]) nur um weniges erweitert und den man wohl nur als knappe Bio-Bibliographie bezeichnen kann. In den ſeither erſchienenen oder im Erſcheinen begriffenen Aufſätzen und Büchern, die der Bukowinaer deutſchen Literatur gelten, kommt ſein Name nicht vor, ſei es weil der geringe zur Verfügung ſtehende Raum es nicht geſtattet,[3]) ſei es weil die notwendigen Vorarbeiten fehlten.[4])

Bei dem bisherigen Mangel einer monographiſchen Würdigung können die folgenden Zeilen als Ergänzung der vorgenannten Arbeiten betrachtet werden.

*

Die Ahnen unſeres Dichters ſtammen aus Schleſien. Als im Jahre 1742, nach dem erſten Kriege zwiſchen Maria Thereſia und Friedrich II., die Provinz an Preußen fiel, überſiedelte der Urgroßvater Victors ins Oeſterreichiſche nach Mähren. Hier, in Schönberg, wurde der Vater Victors, Karl, als dritter Sohn des Schulmeiſters Vincenz, geboren. Ich habe vor einigen Jahren ein kurzes Lebensbild Karl von Umlauffs im Inſtitut für Geſchichte und Sprache (Institutul de istorie şi limbă) an der Univerſität von Czernowitz-Cernăuţi vorgeleſen und es hierauf in der Zeitſchrift „Fät Frumos", die von Herrn Univ.-Prof. Leca Morariu herausgegeben wird, veröffentlicht.[5])

Im folgenden will ich daher nur einige kurze Daten aus meinem Aufſatz wiederholen, um zu zeigen, aus welchem Milieu der Sohn hervorgegangen iſt und in welcher Weiſe dieſes geeignet war, ſeine dichteriſchen Kräfte zu fördern.

Karl Umlauff, der Vater (1796—1861), hatte nach Abſolvierung der juridiſchen Fakultät die Wahl, in Wien im Bannkreis Franz Schuberts, deſſen Freund er war, als Bariton ins Enſemble des Kärntnertor-Theaters einzutreten oder auf Grund ſeiner akademiſchen Studien eine Anſtellung bei einem Gericht anzuſtreben. Er widerſtand trotz glänzender Angebote der Verſuchung, ſich der Bühne zu widmen, und kam 1821 an

---

[1]) 3. (Schlußband) Wien, 1927, Abteilung 4, 532, 533, 539, 544.

[2]) Vgl. die bibliographiſche Tafel am Schluſſe dieſes Aufſatzes.

[3]) F. Lang, Dichtung und Literatur, im Kapitel „Bukowina" (Buchenland) des Handwörterbuches des Grenz- und Auslanddeutſchtums, Bd. I, 642/3.

[4]) Bukowiner Deutſches Dichter-Buch, hrsg. von Prof. Alfred Klug. Stuttgart, Wahl, 1939; Geſchichte der Literatur des Auslanddeutſchtums von Univ.-Prof. K. K. Klein, Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut (erſcheint demnächſt).

[5]) Fät Frumos VII (1932), 264—74.

das Diſtriktsgericht Suczawa=Suceava. Dort war es ihm vergönnt, eine beſonders intereſſante Zeit mitzuerleben, als dieſe Stadt von einer Reihe von Perſönlichkeiten aus der Moldau aufgeſucht wurde, die vor dem Kriegslärm des griechiſchen Aufſtandes hierher flüchteten. Seine, wenn auch nur knappe Schilderung[6]) des Suczawer Lebens in dieſen Jahren gehört zu den wenigen Zeugniſſen, die wir über dieſes ſo überaus intereſſante Kapitel der rumäniſchen Geſchichte, ſoweit ſie ſich in der Bukowina widergeſpiegelt hat, beſitzen.

Der junge Richter blieb von 1821—1826 in Suczawa=Suceava, dann wurde er am neu errichteten Kriminalgericht in Czernowitz=Cernăuţi zum Sekretär und, ein Jahr ſpäter, mit nur 30 Lebensjahren, zum Rat beim Stadt= und Landrechte ebenda ernannt, wo er bis 1829 blieb. 1829—1837 war er an galiziſchen Gerichten tätig. Von 1837—1850 fungierte er als Präſident des Stadt= und Landrechtes wieder in Czernowitz=Cernăuţi, als ſolcher hatte er auch den Poſten eines Direktors der philoſophiſchen Studien am dortigen Gymnaſium inne; damals gab es an den Mittelſchulen zwei leitende Poſten, einen, den man heute vielleicht als Curator bezeichnen würde, der die Vertretung der Anſtalt nach außenhin bedeutete und den eben Umlauff innehatte, und den eines pädagogiſchen Leiters, der dem heutigen Direktor entſpricht.

Dieſer Poſten ſtellte beſonders im Sturmjahre 1848 ſeinen Inhaber vor ſchwere Aufgaben, denen Umlauff jedoch ganz ausgezeichnet gerecht wurde.

Aus der Fülle ſeiner vielſeitigen Amtstätigkeit möchte ich hervorheben, daß er, der die rumäniſche Sprache vollkommen beherrſchte, die Einführung einer Lehrkanzel für moldauiſche (rumäniſche) Sprache und Literatur forderte und die weſentlichſten Bedingungen für deren Funktionieren feſtlegte, und daß er die Errichtung einer Univerſität in der Landeshauptſtadt propagierte. Während ſeines Aufenthaltes in Suceava ſammelte er rumäniſche Volkslieder.

Dieſe Zeilen wären aber unvollſtändig, wenn wir nicht noch erwähnen würden, daß er am muſikaliſchen Leben in der Bukowina hervorragenden Anteil nahm, ſo z. B. daß man in ſeinem Hauſe die Opern und Werke von Beethoven, Haydn und Mozart mit verteilten Rollen ſpielte, und daß er Liſzt, während ſeiner Konzertreiſe nach dem Oſten, in ſeinem Hauſe auf das freundlichſte empfing.

Victor Umlauff, der gleich ſeinem Vater das dieſem auf Bitten des Bukowinaer Adels im Jahre 1844 verliehene Prädikat „von Frankwell“

[6]) Päunel, a. a. O. 266/67.

führte, wurde in Rzeszów am 23. März 1836 geboren, kam jedoch schon im Alter von nicht ganz zwei Jahren nach Czernowitz-Cernăuți und absolvierte hier die Mittelschule. Wie aus den Gymnasialprogrammen hervorgeht, war er ein ausgezeichneter Schüler, sehr oft der erste seines Jahrgangs. Die Rechtswissenschaften studierte er in Wien und Pest, brachte dann kurze Zeit im Staatsdienst zu, um sich schließlich (seit 1868) der Advokatur in Wien zu widmen. Als Anwalt war ihm auch die weitverzweigte Verwaltung der Güter des Grafen Erwin Schönborn anvertraut. Diese Art von Beschäftigung, die die Vorteile eines freien Berufes mit denen eines nicht unbedeutenden festen Einkommens und anziehenden Aufgaben vereinigte, war für ihn wohl eine fast ideale Lösung der Frage um das tägliche Brot. Dank der reichen Eindrücke, die er dabei erfahren sollte, und der freien Zeit, die ihm zur Verfügung stand, konnten seine literarischen Neigungen sich ungehindert und vielfältig entwickeln.

Aus der Ehe des jungen Rechtsanwaltes mit der Tochter eines polnischen Gutsbesitzers entsprossen drei Kinder, ein Sohn, der österreichischer Marineoffizier war und schon in jungen Jahren starb, und zwei Töchter, von denen die eine unverheiratet blieb, die andere einen Offizier namens Horn heiratete. Victor Umlauff starb am 26. September 1887 in Czernowitz-Cernăuți, wo er seinen Urlaub im Hause des ihm innig befreundeten Baron Nikolaus Hormuzachi verbrachte. Nach seinem Tode übersiedelte die hinterbliebene Familie nach Galizien, wo sich ihre Spur, für uns wenigstens, verliert.

Hier wäre die Frage aufzuwerfen, inwiefern wir den Wiener Advokaten als Bukowinaer Dichter bezeichnen können. Er ist zwar nicht hier geboren, kam aber, wie wir gesehen haben, im zartesten Kindesalter nach Czernowitz-Cernăuți, hat die Mittelschule in dieser Stadt besucht und durch 13 Jahre die Bukowina als seine Heimat betrachtet, da er natürlich auch die Ferien seiner akademischen Lehrjahre bei seinen Eltern verbrachte. Die stärksten Eindrücke seiner Kindheit und seiner ersten Mannesjahre verdankte er der Bukowina und Rumänien. Als er seinen Wohnsitz nach Wien verlegte, erneuerten und vertieften häufige Reisen seine Sympathien für das Land seiner Jugend, und hier schloß er endlich, verhältnismäßig jung, nur 51 Jahre alt, seine Augen für immer.

Wenn wir beispielsweise die biographischen Daten von Ernst Rudolf Neubauer betrachten, der ebenfalls nicht in der Bukowina geboren wurde, dem man aber auf dem Bukowinaer Parnaß vielleicht sogar den allerersten Platz eingeräumt hat, so ergibt sich leicht der Schluß, daß man Umlauff ihm und anderen beigesellen kann.

Wir wollen nun in Kürze einige Worte über die Werke sagen, die er uns hinterlassen hat.

Das erſte Gedicht, das uns aus Umlauffs Feder bekannt geworden iſt und das ſein eigenes kleines Schickſal hat, führt den Titel „Der Bukowiner Wald“ und iſt zuerſt im Jahrgang 1857 des Bukowinaer Hauskalenders, in der belletriſtiſchen Beilage „Familienblätter“, die von Ludwig Auguſt Simiginowicz-Staufe herausgegeben wurde, erſchienen.

Dank dem vortrefflichen Werke von J. E. Torouţiu[7]), der ſeit 1931 eine großangelegte Sammlung von Briefen herausgibt, die wertvolles Material zur Entwicklung der rumäniſchen Literatur liefert, können wir einen Abſchnitt der Geſchichte dieſer Ballade in knappen Zügen leicht wiederholen. Ihr Motiv iſt der Vergangenheit der Moldau entlehnt. Es wird die Schlacht im Codrul Cosminului (Wald von Cosmin) verherrlicht, die Stefan der Große den Polen geliefert und in der er ſeine Feinde geſchlagen hat (1497). Der Chronik nach ſollen die polniſchen Ritter vom Fürſten Stefan verhalten worden ſein, das Schlachtfeld „zwei Meilen in die Länge und eine Meile breit“ umzupflügen und Buchecker zu ſäen, auf daß ein mächtiger Wald ſich als Denkmal des Sieges aus der blutgedüngten Walſtatt erhebe. Zehn Vierzeiler in der ſeit Uhland für Balladen klaſſiſch gewordenen modernen Nibelungenſtrophe ſind aneinander gereiht.

Teodor V. Stefanelli, das ſpätere Mitglied der rumäniſchen Akademie der Wiſſenſchaften, ſendet aus Wien, am 2. Dezember 1872, an Jakob C. Negruzzi, den Herausgeber der Zeitſchrift „Convorbiri literare“ (Literariſche Unterredungen), welche das Organ der literariſchen Geſellſchaft „Junimea“ (Jugend) war, die Ueberſetzung eines deutſchen, nur mit den Anfangsbuchſtaben des Namens unterzeichneten Gedichtes, „damit man auch die Meinung eines Fremden über dieſes intereſſante Thema erfahre“. Negruzzi, infolge einer früheren Myſtifikation unſicher geworden, fordert den Einſender auf, ihm auch das deutſche Original der Verſe zu ſenden. Stefanelli iſt erſt zwei Monate ſpäter in der Lage, dieſem Wunſch zu entſprechen und den Namen des deutſchen Dichters anzugeben.

In Heft Nr. 12 vom 1. März 1873, der „Convorbiri literare“ (466/8), finden wir hierauf dieſes Erſtlingswerk Victor Umlauffs unter ſeinem urſprünglichen Titel: „Der Bukowiner Wald“. Die Ueberſetzung ins Rumäniſche von Stefanelli (J(!) V. Stefaniu) iſt daneben geſetzt. Ein ſeltſamer Zufall wollte es, daß im ſelben Jahrgang der vorerwähnten Zeitſchrift Vaſile Alecſandris „Dumbrava Roşie“ (Der rote Wald), am Anfang des Bandes, am 1. Mai 1872 (49/60), veröffentlicht wurde. Es iſt natürlich denkbar, daß in Stefanellis Erinnerung, durch das Gedicht

[7]) J. E. Torouţiu, Gh. Cardaş, Studii şi documente literare, (Literariſche Studien und Dokumente), Vol. I, Bukareſt 1931, S. 191—201.

Alecsandris angeregt, das deutsche Poem aufgetaucht ist und daß er eine, noch dazu viel ältere, deutsche Parallele des Motivs aufzeigen wollte.

Wie dem auch immer sei, Alecsandri konnte Umlauff nicht zu seinen Versen veranlaßt haben, da seit der Drucklegung des Bukowinaer Hauskalenders, in dem sich diese befanden, etwa 15 Jahre verflossen waren.

Hingegen könnte Dimitrie Bolintineanu dabei Pate gestanden sein. Wir wissen aus den Geschenklisten der Bukowinaer Landesbibliothek, daß die Brüder Hormuzachi, besonders Konstantin Hormuzachi, der älteste, die Werke des rumänischen Uhland, wie man Bolintineanu mit Recht genannt hat, besaß. Bei der innigen Freundschaft, die Umlauff mit der Familie Hormuzachi verband, war ihm deren Bibliothek zweifellos zugänglich und deren Rat „in poeticis" sicherlich bereitwilligst gewährt. Es fragt sich nur, ob die beiden Gedichte von Bolintineanu, die in Betracht kommen: „Codrul Cosminului", das dasselbe Ereignis behandelt, aber nicht die Buchecker aussaat, sondern die Kriegslist Stefans erwähnt, der die Bäume ansägen und über die gegnerischen Krieger zusammen stürzen läßt, und „Dumbrava roşie",[1] das allerdings das Pflügen des Bodens durch die Feinde bei Cosmin erzählt und die beide erst in einer 1865 erschienenen Sammlung enthalten sind, vor dieser Sammlung und vor 1857 Umlauff bekannt waren.

Da es mir nicht möglich war, die Entstehungsdaten dieser beiden historischen Balladen festzustellen, bleibt, zunächst wenigstens, die Möglichkeit bestehen, daß Umlauff als erster diese Legende in Verse gegossen hat. Die Form, die er ihr gegeben, und die Art, wie er ihren Inhalt gefaßt hat, ist jedenfalls originell und sein eigenes Verdienst. Für meine Annahme spricht auch der Umstand, daß von den beiden Namen, Johann Albert, die der Polenkönig führte, der Bukowinaer Dichter den ersten wählte, während Bolintineanu und vor ihm die Chroniken ihn Albert nennen.

Erst 23 Jahre nach dem Auftauchen dieses Erstlings erblickt eine größere Sammlung von Gedichten unseres Dichters das Licht der Welt. 1880[8]) bringt der Wiener Verleger Braumüller das Werk, das „Heimatsklänge" betitelt ist, heraus. Es ist prächtig ausgestattet.

Vor uns liegt ein kleiner Oktavband von 172 Seiten, in feuerrote Moiréeseide gebunden, mit reichlicher Goldpressung und Goldschnitt versehen; auch die Rückseite des Einbandes weist ein reiches Muster schwarzer, vertieft eingedrückter Ornamente auf. Das Buch ist sehr gefällig, jedoch ohne weiteren Schmuck gedruckt.

---

[8]) Nicht 1882, wie Wurzbach, Franzos und Brümmer fälschlich verzeichnen.

Zur Zeit als dieſes lyriſche Album, das ſicherlich auch viele ältere Stücke enthält, dem Publikum vorgelegt wurde, war Victor Umlauff 43 Jahre alt, ſomit ein reifer Mann. Wir können, beim faſt vollſtändigen Mangel an Quellen, über ſeine Art zu ſchaffen, natürlich nur unſichere Vermutungen anſtellen, glauben aber wohl annehmen zu dürfen, daß er an den meiſten Gedichten ſorgfältig gefeilt hat, bis er ihnen die Faſſung verliehen hat, in der ſie in den „Heimatsklängen" feſtgehalten wurden. Keinesfalls ſtehen wir vor einer Jugendarbeit, ſondern erkennen leicht die Hand eines erfahrenen Verskünſtlers, der vieles erlebt und vieles geleſen hat und ſeine Art, die Welt zu ſehen, geſchickt in Verſe zu kleiden verſteht. Ich werde dieſes Buch eingehender behandeln als ſeine ſpäteren Bände, da ſeine Dichtkunſt und ſeine Weltanſchauung ſich in den folgenden Jahren kaum mehr weſentlich ändern. Was hier geſagt wird, gilt auch zum größten Teil für ſein ſpäteres Schaffen.

Zunächſt fällt uns auf, daß er die dichteriſche Sprache ſeiner Zeit vollkommen beherrſcht. Hätte jemand es unternommen, ihm ein Motiv oder einen Gedanken zur Ausarbeitung zu übergeben, ſo hätte er dieſe Aufgabe jedesmal, innerhalb der Grenzen ſeiner Perſönlichkeit, leicht gelöſt. In dieſer Feſtſtellung liegt aber auch ein negatives Element, er iſt mit der Epoche, in der er gelebt hat, feſt verwachſen, ragt aber über dieſe nicht hinaus. Damit ſind auch die Einflüſſe gegeben, die auf ihn eingewirkt haben, ſo haben Gedichte von Goethe, aus ſeinen jüngeren Jahren,[9]) in ſeinem Werke greifbare Spuren hinterlaſſen, deutliche Anklänge in Sprache, Vers, Strophen, Motiven und ſelbſt Situationen an zeitgenöſſiſche Dichter wie Uhland,[10]) Lenau,[11]) Heine,[12]) Freiligrath[13]) und Rudolf Baumbach[14]) ſind gleichfalls zu verzeichnen.

Während aber die bisher erwähnten Einflüſſe dichteriſcher Vorbilder zwar nicht zu verkennen ſind, ſich jedoch nur vereinzelt aufzeigen laſſen, ſteht er ganz im Banne von Anton Alexander Grafen Auersperg, der unter dem Decknamen Anaſtaſius Grün als Dichter auf das rühmlichſte bekannt iſt. Die Neigung zu Pointen, die allerdings bei Umlauff bisweilen ſtumpf bleiben, die Vorliebe, eine Situation in mehreren, ſich ſteigernden Varianten wiederzugeben, ſtammen von ſeinem Muſter. Auch

---

[9]) Siehe Umlauff, Heimatsklänge, 18/19: Unſchuld der Seele; 20/21: Roſenduft des Morgens; 69: Ewiger Trotz.

[10]) 16/17: Sonntagsfeier, und ſpäter.

[11]) 9/12: Die Schenke an der Theiß und öfter.

[12]) 36/37: Blumen und Tau; 39: Aeußerer Schein; 52/3: Die Eintagsfliege; 58/60: Winterlied; 108: Worte der Freundſchaft, IV, uſw.

[13]) 92: Seelenſtumpfheit.

[14]) 3/4: Das Deutſche Lied.

das Intereſſe für ſüdliche Landſchaft und die Alpen iſt beiden gemeinſam. Die bei Umlauff häufige Form kurzer Verszeilen, in einer an das Couplet anklingenden Weiſe verwendet, hat im Werke des dichtenden Grafen ebenſo ihr Vorbild wie die Sonetten-Zyklen. Einer dieſer Zyklen, „Die Poeſie", iſt unmittelbar einer gleich klingenden Sonettenreihe „Wellenklänge" nachgebildet. Bisweilen finden ſich auch gleichlautende Kapitelüberſchriften. Die politiſche Note jedoch, die ſich in den Werken Anaſtaſius Grüns in den Vordergrund drängt, fehlt bei ſeinem Schüler vollkommen.

Ich glaube daher nicht fehlzugehen, wenn ich Victor Umlauff einen Anaſtaſius Grün-Epigonen nenne und ihn als einen ſeiner getreueſten Jünger bezeichne. Wir werden noch ſehen, daß dieſer Einfluß auch in den ſpäteren Sammlungen mächtig nachwirkt.

Von den Romantikern entlehnt er die Art, Tanz, Muſik und Dichtung zu vereinen, ja ſogar techniſche Rezepte in Verſe zu kleiden. Ein Beiſpiel aus dem Walzerlied mag dieſe Behauptung erhärten (S. 74/75):

„Zweimal drei Schritte macht
Jedes für ſich allein,
Bei meinem vierten fallſt
Mit deinem erſten ein;
Harmoniſch wohl vereint
Zweiſtimm'gem Canon gleicht
Unſ're Bewegung, ſo
Taktfeſt und leicht."

Man hört den $^3/_4$ Takt des Walzers deutlich aus der Strophe. Aehnliches finden wir auch bei Lenau.

Bezeichnend für ihn iſt eine Huldigung an Lenau, die er in Heine'ſcher Stimmung am Grabe des Dichters ertönen läßt. Auch in dieſem Falle ſtammt die Anregung aus Grüns Gedichten. Die vierte Strophe davon lautet (S. 83):

„Am Grabe keimen und ſprießen
Viel Roſen in Purpurglut,
Sie ſprießen wohl aus dem Herzen
Des Sängers, der drunten ruht."

Am beſten kann man ſeine reife Verskunſt im Sonettenkranz „Die Poeſie" bewundern, den wir bereits erwähnten. Er umfaßt 15 Gedichte. Die letzte Zeile eines jeden Sonettes bildet die erſte des folgenden. Die letzte des 14. und die erſte Zeile des erſten Sonettes ſind einander gleich. Alle dieſe wiederholten Reimzeilen bilden das 15. Sonett, das folgendermaßen lautet (S. 137):

„Die Poeſie entſtrömt wie eine Quelle:
Am hohen Karſt die erſten Wellen ſpringen,
Und es entflammt im Sturz die farb'ge Welle;
Durch Täler rauſcht des klaren Baches Klingen,

Grüßt Trauerweiden und es flieht die Helle,
Im dunklen Urwald tönet heimlich Klingen,
An Burgruinen eilt der Fluten Schnelle,
Die Ufer ländlich ſtille Hütten bringen,

Hinſchießen eingepreßt die wilden Wogen,
Und ſehen Frieden, Kämpfe, Tod und Taten
Im ew'gen Menſchen-Schickſals-Zufallsdrange.
Der breite Schlußſtrom zeigt des Himmels Bogen,
Den Spiegel wiederſpiegelnd, will verraten
Die Mündung alles dies im Allgeſange."

Eines müſſen wir hier ſchon für ſpäter bemerken, daß Umlauff bisweilen die Regeln der Syntax nicht reſtlos in ſeinen Verſen anwenden kann. Es entſtehen manchmal Satzgefüge, die befremden und ſchwer verſtändlich ſind.

Die Stücke des Bandes „Heimatsklänge" ſind in fünf Abteilungen gegliedert: Bilder, Lieder, Erlebtes und Stimmungen, Sonette und endlich Ueberſetzungen. Die letzteren bringen Proben aus drei Sprachen. Die meiſten davon ſind Petöfis Werk entnommen, das Vorbild zu den Verdeutſchungen aus dem Polniſchen iſt nicht genannt. Aus dem „Rutheniſchen" verzeichnen wir ein Volkslied und einen Sechszeiler von Ševčenko.

Umlauff hat uns noch ein Manuſkript[16]), das eine Reihe Ueberſetzungen ebenfalls von Gedichten Ševčenkos enthält, hinterlaſſen, das bisher noch nicht veröffentlicht und behandelt wurde.

In welcher Beziehung ſeine Verdeutſchungen von Liedern desſelben Dichters, die in der mir derzeit unzugänglichen Zeitſchrift „Die Dioskuren" (XI. Bd.) erſchienen ſind, zu den vorgenannten ſtehen, kann ich nicht feſtſtellen.

Nur ein Jahr ſpäter, 1881, wird, vom ſelben Verlag ausgehend, ebenſo elegant ausgeſtaltet, in gold und rot prunkend, ein neuer Band der Leſerwelt dargeboten: Umlauffs „Romänenlieder". Er iſt König Carol I. von Rumänien gewidmet. Heute, da wir gewohnt ſind, das geſungene Lied von dem geſprochenen oder niedergeſchriebenen Gedicht wohl zu unterſcheiden, könnte die Bezeichnung „Lieder" vielleicht irreführen, die Benennung „Rumäniſche Balladen" oder „Heldengeſänge" würde den Inhalt richtiger wiedergeben. Es werden die wichtigſten Ereigniſſe aus der rumäniſchen Geſchichte in epiſch breiten Gedichten erzählt, die in eine Huldigung an Königin Eliſabeth (Carmen Sylva) ausklingen.

[16]) Im Beſitz von Dr. Alexis Zaloziecki-Cernauti.

Dimitrie Bolintineanu und Vaſile Alecſandri haben dieſe Sammlung zweifellos beeinflußt; die Vermittlung dürfte in einigen Fällen Ludwig Auguſt Simiginowicz-Staufe mit ſeinem Überſetzungsbändchen: Romaniſche Poeten (Wien, 1865) beſorgt haben. Da Umlauffs Kenntniſſe der rumäniſchen Geſchichte und Literatur jedoch weit über das von Staufe Gebotene hinausreichen, vermuten wir, daß Dimitrie Onciul, der ſpätere Profeſſor für rumäniſche Geſchichte an der Univerſität Bukareſt, der in jenen Jahren noch in der Bukowina wirkte, ſein Lehrmeiſter geweſen ſein dürfte, denn auch die trefſſichere Auswahl der geeignetſten Kapitel aus der rumäniſchen Vergangenheit, die Umlauff in Verſe ſetzt, verrät die Meiſterhand des Bukowinaer Hiſtorikers, der gleich dem Dichter in inniger Freundſchaft mit der Familie Nicu Hormuzachis lebte.

Die Sammlung war in Rumänien faſt unbekannt. Nur Bibliografia română von Alexander Degenmann verzeichnet in ihrem 3. Bande, unter Nr. 2909 das Werk und fügt auch ſeinen für Rumänien feſtgeſetzten Preis von 3 Lei 60 Bani hinzu. Andere Spuren laſſen ſich in der rumäniſchen Literatur nicht feſtſtellen, doch hat vor einigen Jahren Anton Oprescu in der Zeitſchrift Revista istorică (Hiſtoriſche Zeitſchrift), die von N. Jorga herausgegeben wird, in einer Ergänzung zur Bibliographie des Unabhängigkeitskrieges auch dieſe Schrift verzeichnet.

Die Idee eines hiſtoriſch geſchloſſenen Balladenzyklus ſtammt gleichfalls von Umlauffs großem Vorbild Anaſtaſius Grün, der, in dieſer Form, das Schickſal Prinz Eugens von Savoyen und Kaiſer Maximilians, des letzten Ritters, beſungen hat. In den einzelnen Stücken Umlauffs kreuzen ſich allerdings die verſchiedenſten Einflüſſe aus deutſcher und rumäniſcher Dichtung.

In der Geſtaltung des Stoffes iſt Umlauff durchaus originell, er hat mit einer einzigen Ausnahme keinen ſeiner rumäniſchen poetiſchen Vorgänger einfach nachgeahmt oder paraphraſiert, meiſt wurde ihm nur das Motiv durch dieſelben nahegelegt, das Material zur Ausarbeitung hingegen finden wir zum allergrößten Teil in Onciuls Schriften, während die Form den deutſchen klaſſiſchen Vorbildern entlehnt iſt: die Balladen ſind in den oft bewährten Strophen gedichtet, die Ludwig Uhland unſterblich gemacht haben; am häufigſten werden wir wohl an des „Sängers Fluch“ und „Bertran de Born“ gemahnt.

Das erſte der zehn Gedichte, die ſich zu einem hiſtoriſchen Fries vereinigen, „Moldawa“, behandelt die Gründungsſage der Moldau, wonach Fürſt Dragoș, als er im Kampfe mit einem Auerochſen von ſeiner Hündin Moldau aus Lebensgefahr gerettet wurde, aus Dankbarkeit den Fluß, in dem die Hündin ertrank, und das Land nach ihr Moldau nannte.

Da Alecsandri eine andere Faſſung dieſer Sage behandelt hat und bei Bolintineanu ein ähnliches Stück fehlt, ſcheint Umlauff kein rumäniſches poetiſches Vorbild gehabt zu haben. Er dürfte in dieſem Falle die Darſtellung, die er bei ſeinen Freunden in alten Chroniken fand, und Onciuls Erläuterungen dazu benützt haben.

Die nächſte Ballade bringt die Anfänge der Stadt Suczawa=Suceava. Der Dichter bedient ſich der philologiſchen Interpretation,[17]) die den Namen aus dem Madjariſchen als „Kürſchnerſtadt" erklärt. Es folgt das ſchon früher beſprochene Stück „Der Bukowinaer Wald". Der Text, den wir in den „Romänenliedern" leſen, unterſcheidet ſich weſentlich von der erſten Faſſung in den „Familienblättern". Dazwiſchen liegt die ebenfalls teilweiſe anders lautende Formulierung in den „Convorbiri literare". Da dieſe mittlere Verſion meiſt nur orthographiſche und geringfügige ſtiliſtiſche Aenderungen der urſprünglichen Niederſchrift aufweiſt, während die letzte einerſeits tiefgehende Verbeſſerungen zeigt, anderſeits den erſten Text wiederherſtellt, vermute ich, daß Umlauff an der Form, die in den „Convorbiri literare" erſchienen iſt, keinen Anteil hat. Stefanelli dürfte eine ungenaue oder eine undeutlich geſchriebene Abſchrift vor ſich gehabt haben, die er willkürlich geändert hat.

„Stefan des Großen Flucht und Sieg" iſt deutlich Bolintineanus Gedicht „Muma lui Ştefan cel mare" (Die Mutter Stefans des Großen), das auch Staufe überſetzt hat, nachgebildet. — „Michaels Rettung" vor Todesgefahr, als er, ſchon auf dem Schafott ſtehend, durch die Kraft ſeines Blickes den Henker in die Flucht ſchlägt, geht ebenfalls auf Bolintineanu zurück. Da ſeine Ballade „Mihaiu şi călăul" (Michael und der Henker) dieſe Szene nur ganz kurz ſtreift, werden wir für die Einzelheiten abermals Onciul als Gewährsmann vermuten dürfen.

Im folgenden wollen wir die drei packendſten Strophen daraus wiedergeben:

Bukareſt du Stadt der Freude,
Deinem Namen wie zum Hohne,
Bau'n ſie das Schaffot am Hauptplatz
Vor dem fürſtlichen Balkone.
Tauſendköpfig ſteht das Volk hier,
Alle Herzen bange trauern
Wie des Henkers wilde Blicke
Auf die edle Beute lauern.

Stolz betritt der Ban die Stufen
Zu der ſchwarz verbrämten Bühne,
Als den Henker er gewahret,
Zornig flammt ſein Aug, das kühne,

[17]) Victor Morariu, Călăuza istorică a oraşului Suceava (Geſchichtlicher Führer durch die Stadt Suczawa) Ed. a 2 a, Cernăuţi, 1930, p. 8/9.

Und als ſeine Herrſcherblicke
Dräuend er auf ihn gerichtet,
Weicht zurück der bleiche Henker,
Bebt und wanket wie vernichtet;

Wirft das blanke Beil zur Erde,
Schwingt ſich über das Geländer,
Flieht von blinder Angſt getrieben,
Reißt vom Leib die Blutgewänder,
Flieht ſo weit die Füße tragen
Von dem Schauplatz ſeiner Schande:
So entflieht der gier'ge Wolf auch
Vor der Fackel hellem Brande.

Demſelben Helden, deſſen Szepter die rumäniſchen Länder Moldau, Walachei und Siebenbürgen vereinigt hat, dem munteniſchen Fürſten Michael dem Tapferen, dem Sieger in der Schlacht von Călugăreni (1595), iſt auch das nächſte Stück gewidmet. In dieſem Fall iſt die Anregung ebenfalls von einem Gedicht von Bolintineanu ausgegangen, das nach dem Ort des Kampfes benannt iſt und vor allem das Duell zwiſchen Michael und Caraiman Paſcha in den Vordergrund ſtellt. Die von Umlauff erwähnte Legende, daß der chriſtliche Fürſt von einem Hirſchenpaar bis in die vorderſten Linien begleitet war, ſtammt aus einer alten Chronik. Es dürfte wohl auch in dieſem Falle der oft bewährte Helfer Onciul aus ſeinem überreichen Wiſſen die poetiſch wirkſamſten Züge beigeſteuert haben.

Die Geſchichte Rumäniens kommt nun nur noch im „Wolkenbruch" zu Wort. Es wird geſchildert, wie ein heftiges Gewitter den Bach überſchwemmt, der die Truppen des Herrſchers der Moldau Baſile Lupu und die Streiter ſeines munteniſchen Gegners Matei Baſarab trennt. Die hohen Fluten laſſen keine Kriegshandlungen zu, und ſo wird durch dieſe Gottesfügung der Bruderkampf zwiſchen Munteniern und Moldauern verhütet. Für dieſes Stück fehlt bei Bolintineanu ein Seitenſtück. Es könnte höchſtens ſein Gedicht „Ogogenii" von ungefähr den Anſtoß gegeben haben, da es einen Kampf zwiſchen den beiden genannten Fürſten beſingt (1639), doch fehlt die Fabel des überſchwemmten Waſſerlaufes, anderſeits erwähnt Umlauff nicht den Ort des Geſchehens, was er ſicher getan hätte, wenn er das Stück gekannt hätte. Wir werden wohl wieder Onciul oder die Hormuzachis als Mittler heranziehen müſſen.[18])

[18]) Herr Univ.-Prof. Victor Morariu hatte die Güte, mich darauf aufmerkſam zu machen, daß etwa 10 Jahre früher ein ähnliches Ereignis, das Anſchwellen des Fluſſes Suczawa, ebenfalls um einen Kampf zu verhindern, in Chroniken verzeichnet erſcheint und zwar als Wunder des heiligen Johann Novi von Suczawa. Vgl. S. Fl. Marian, Ioan cel Nou ... (Johann Novi ...), 64/65.

Die letzten drei Rumänenlieder ſind aus der Begeiſterung entſtanden, die der Krieg um die Unabhängigkeit des Landes und der glorreiche Sieg Carols I. entfacht hat: „Plevna“ ſchildert in lebhaften kriegeriſchen Rhythmen die Eroberung der Griviţa-Redoute. Im „Kriegslied“ werden die heroiſchen Kämpfe der rumäniſchen Soldaten verherrlicht und mit den Heldentaten ihrer Ahnen verglichen.

Das letzte Gedicht iſt eine Huldigung an Fürſtin Eliſabeth (Carmen Sylva). Schlicht und innig wird das Wirken der rumäniſchen Frauen in Lazaretten und Spitälern bei Verwundeten und Sterbenden beſungen.

„Und wo des Unglücks Laſt die ſchwerſte,
Sah' man die Engel wandern,
Da war Eliſabeth die erſte,
Ein leuchtend Vorbild andern.

Denn Wunden heilen, heilige Frohne
Dir war, ein Gottanſchauen:
Und doch trägſt du die Fürſtenkrone,
Du Krone aller Frauen.“

Alecſandri, der ſo recht der Sänger des Freiheitskrieges war, hat ſichtlich auf die Geſtaltung, die Umlauff dieſen drei Gedichten gibt, Einfluß genommen. Das erſte Stück der Reihe nimmt bewußt auf ſeine Vers-Erzählung „Peneş Curcanul“ Bezug, es werden ſogar Reime daraus entlehnt, wie Bajonett-Parapett, und die Anfangszeile der letzten Strophe:

„Mögen Neune auch von Zehnen
Sinken mit durchbohrter Bruſt“,

faßt das Schickſal der zehn Dorobanzen zuſammen, die in Alecſandri's Ballade in die Schlacht ziehen und von denen nur einer, ſchwerverwundet, ſeine Kameraden überlebt.

Die Rhythmen der Marſchlieder, die Alecſandri der Armee zu Ehren ſingt, wiederholen ſich in Umlauffs „Kriegslied“, und die zarte Verehrung der Frauen- und Fürſtinnentugenden, die der Barde von Mirceşti in zahlreichen Dichtungen ſeiner Königin zu Füßen legt, klingen in den Verſen nach, die wir ſoeben geleſen haben.

Durch Umlauffs Sammlung ſind in die deutſche Balladen-Dichtung, die Stoffe aus der „Hiſtorie“ ſo vieler Länder umfaßt, Motive aus der rumäniſchen Geſchichte eingereiht worden, die bisher gefehlt haben.

Zeitlich vor ſeine nächſte Sammlung, über die wir noch zu ſprechen haben werden, jedoch in dasſelbe Jahr 1883, fällt eine bedeutende Ehrung, die dem Dichter Umlauff zuteil wurde.

Karl Emil Franzos, der in gewiſſem Sinne gleichfalls als Bukowinaer gilt, gab damals eine groß angelegte Anthologie „Das deutſche Dichterbuch aus Oeſterreich“ in Leipzig, bei Breitkopf und Härtel, heraus. Unter den Schriftſtellern, die in dieſem Band Aufnahme fanden, iſt auch Umlauff zu verzeichnen. Da die unter den Titel „Namenlos“ erſchienenen Gedichte in der biographiſchen Notiz der Einleitung des Dichterbuches nicht erwähnt ſind, iſt die Priorität des darin aufgenommenen Gedichtes vor der Sammlung gegeben. Wenn wir erfahren, daß Karl Emil Franzos 4200 Beiträge von 394 Dichtern zur Auswahl vorlagen, aus denen er nur 250 Nummern von 100 Autoren würdig erachtete, in ſein Werk aufgenommen zu werden, ſo können wir den Stolz Umlauffs leicht begreifen.

Das Gedicht, das Gnade gefunden hatte, iſt aber eher für Franzos als für Umlauff charakteriſtiſch.

Es iſt glatt hingeſchrieben, in Vers und Form einwandfrei und endet mit einer kleinen ironiſchen Pointe in der Art Heines, die die Stimmung ins Lächerliche zieht.

Der ſchönſte Platz

Es tönt ein Zwitſchern durch die Aeſte,
Es tönt ſo heimlich traut:
Die Droſſel, die am neuen Neſte
Gar emſig ſchafft und baut.

Nun hat ſie fröhlich es beendet
Im Abendſonnenlicht,
Und zu dem Eheliebſten wendet
Das Köpfchen ſie und ſpricht.

„Ein ſchön'rer Platz iſt nicht zu finden,
Und flögſt du noch ſo weit:
Die Buchen ſtrecken und die Linden
Das Zweigwerk dicht und breit.

Wie lieblich ruht's ſich hier am Aſte
Im letzten Abendſtrahl,
Von Würmern wimmelt es im Baſte,
Von Raupen ohne Zahl.

Nach ſolcher Einſamkeit gelüſtet
Hat's mich ſchon manches Jahr.
Gott Lob, im ganzen Walde niſtet
Kein zweites Droſſelpaar!“

1883 finden wir beim alten Verleger Umlauffs in Wien, Wilhelm Braumüller, ein neues Buch von ihm: „Namenlos“. Ein Liederkreis.

Es ist ein reizendes Liebesbrevier. Das Entstehen einer Zuneigung von ihrem ersten Aufkeimen bis zur wehmütigen Resignation, da die Angebetete von ihrem Verehrer nichts mehr wissen will. Tiefe, die ganze Seele aufwühlende Gefühle, die an den Wurzeln eines menschlichen Daseins rütteln und es zu vernichten drohen, finden wir hier nicht. Die Liebeslieder sind wohl temperiert und sehr gesittet, der Duft der Blumen und das Parfum, das durch einen vornehmen Salon weht, lagert über manchem der Gedichte. Auch der Grund, weshalb die hoffnungsreich angebahnten Beziehungen verkümmern mußten, ist sehr anämisch und nur „gesellschaftlich" zu verstehen: Boshafter Klatsch hat die beiden auseinander gebracht. Während der einleitende, ungleich kleinere Teil der Sammlung, der dem Aufkeimen der sentimentalen Beziehungen gewidmet ist, meist konventionelle Züge aufweist, ist der Hauptteil, der die Trauer um das Glück besingt, das verloren ging, bevor es erfüllt wurde, ehrlich und innig empfunden, künstlerisch geformt und weist in manchen Fällen originelle Gedanken und schöne Bilder auf.

Die Gedichte sind in einen Rahmen gestellt: der Dichter erzählt, wie er an einem Frühlingstage auf einem Spaziergang einen Mann tot unter einer Eiche findet, er entwindet seinen starren Händen eine Rolle, die in Versen die Geschichte des Lebens des Verblichenen schildert und die er nun wiedergibt. Auch die Schlußstrophen beziehen sich auf dieses Erlebnis. Daher stammt auch der Titel „Namenlos", der jedoch auch als „Namenlos" unglücklich aufgefaßt werden kann.

Auch hier schwebt Anastasius Grüns Geist über dem Werke Umlauffs. Es ist der Sammlung „In der Veranda" nachgefühlt. Das erste Buch hat die Aufschrift Grünscher Prägung: Schutt.

Daß in den fast 150 Seiten des Buches sich auch Gedichte vorfinden, die nicht ganz aus der Gesamtstimmung klingen, ist wohl nicht zu verwundern.

Wir wollen einige Beispiele aus dem Bande geben:

Eines der ersten Stücke weist einen heiteren, ja neckischen Ton, in einer Parallele zwischen dem Frühling und den Mädchen, auf (S. 11):

Frühling, wer hat dich das Blühen gelehrt?
Kaum ist der Schnee von der Sonne verzehrt,
Leben auf Blumen, die längst schon starben,
Blühen empor zu des Lenzes Farben.

Mädchen, wer hat dich das Locken gelehrt?
Kaum ist vom Kleidchen der Schulstaub gekehrt,
Weißt du gar süß mit den Augen zu spielen,
Sicher mit blitzenden Pfeilen zu zielen.

Ein andres, Couplet-artig,[19]) beſingt die Augenfarben einer Reihe von Mädchen, die mit ihren Liebhabern ſich im Wald ergehen (S. 13/14):

„Deine Augen ſind blau,
Und wenn hinein ich ſchau,
Kommt wie auf Himmels Bogen
Mir Lieb' ins Herz gezogen."

„Deine Augen ſind ſchwarz
Und ihr Blick offenbart's,
Daß ſüßer iſt in Höllengluten
Zu ſterben, als in Himmelsfluten".

„Deine Augen ſind grau,
Wie Nebel auf Berg und Au!
Hab' mich verirrt, vergangen,
Kann nimmer herausgelangen".

„Deine Augen ſind grün,
Leuchten, wie Alpenglühn
Sich ſpiegelt im Bergſee wieder,
Mein Blick taucht auf und nieder".

Und zum Beſchluß die Huldigung des Dichters an die Geliebte:

„Deine Augen ſind braun,
Mich erfaſſet ein Grau'n!
Ein ſüßes Hangen und Bangen,
Ein ewiges Deinverlangen".

Schöne Naturbilder finden wir in „Trauernde Sonne" (S. 68); die erſte Strophe lautet:

Schilfrohrdolden flüſtern leiſe,
Erlen, Weiden rauſchen laut,
Bilſenkraut im weiten Kreiſe
Glücklich auf zum Himmel ſchaut." ...

Erinnerungen an die Bukowina dürften aus den anſchaulichen Bildern des Gedichtes „Im Urwald" (S. 95) ſprechen, das in einigen Zügen an E. R. Neubauer gemahnt.[20])

Durch einen Urwald zog ich heut',
Wie noch kein Mund ihn geſchildert,
Rings Tannenleichen lagen zerſtreut,
Vermodert, vermooſt und verwildert.

---

[19]) Couplet in literar-hiſtoriſchem Sinne, nicht in der Bedeutung, die die Operette dem Wort gibt. Friedrich Bodenſtedt behandelt ein ähnliches Motiv.

[20]) E. R. Neubauer: Lieder aus der Bukowina, Wien 1855, I: „Mein Herz iſt im Urwald".

Rings ſtanden lebendige Tannen auch
Und ſchienen darnach ſich zu ſehnen,
Daß bald eines mächtigen Sturmes Hauch
Sie möge geſellen zu jenen.

Nicht Pfade, noch Spuren waren zu ſeh'n,
Der Boden, wie unbetreten.
Leis flüſterten Farrenkräuter im Weh'n
Des Windes, als würden ſie beten.

Auch Hochgebirgs- und Karſtlandſchaften ſind an anderer Stelle geſchildert.

Zum Beſchluß möchte ich noch zwei der ſchönſten Strophen wiederholen, die dieſer Band enthält (S. 136/37):

Vor deinem Haus des Nachts ich ſteh',
Empor zu deinem Fenſter ſeh',
Die Scheiben eisbeſchlagen
Gefrorne Blumen tragen.

Und tut dem Herzen noch ſo weh'
Das kleine, zarte Wort Ade,
Ich muß dem Lenz entſagen,
Darf weinen nicht, noch klagen. —

Außer den poetiſchen Schriften ſind noch zwei Proſawerke und ein Plan zu verzeichnen, die für das Weſen Umlauffs, das wir bisher nur in ſeinen Gedichten geſpiegelt geſehen haben, gleichfalls überaus charakteriſtiſch ſind. Sie gehen ſeiner dichteriſchen Tätigkeit voran. Das eine Buch enthält das Lebensbild ſeines Vaters unter dem Titel „Leben und Wirken eines öſterreichiſchen Juſtizmannes“[21]) und ſchöpft aus deſſen Tagebüchern. Trotz des ernſten und ſachlichen Tones, in dem es gehalten iſt, wirkt es doch keineswegs nüchtern, ſondern ſchildert in anſchaulicher Weiſe, mit breitem Hintergrund, ein arbeitsreiches und verdienſtvolles Leben. Wurzbach, der perſönliche Bemerkungen nur ſelten macht, ſagt mit Hinblick darauf: „auch Söhne von ſolcher Pietät durchwärmt, ſind in unſerer ſelbſtſüchtigen Zeit ſelten geworden“. Das zweite Buch enthält einen Aufſatz aus dem Nachlaß ſeines Vaters „Ueber die Rätlichkeit zur Einführung des Geſchworenen-Inſtitutes in Galizien und der Bukowina“.[21]) Näheres über dieſe beiden Broſchüren kann man in meinem eingangs erwähnten Artikel über Karl Umlauff finden.

Der Plan betrifft ein kulturhiſtoriſches Werk, über das wir garnichts wiſſen. Wurzbach ſpricht davon nur ganz kurz, ſeine Mitteilung dürfte

[21]) Vgl. die bibliographiſche Tafel am Ende dieſes Aufſatzes.

allerdings auf Victor Umlauff ſelbſt zurückgehen. Vielleicht kommt auch dieſe Handſchrift noch einmal aus dem Dunkel ans Licht.

Damit ſchließt die Reihe der Werke Umlauffs, die im Druck erſchienen ſind.

Ein glücklicher Zufall hat jedoch vor nicht allzu langer Zeit eine Handſchrift zu Tage gefördert, deren Beſtehen ein halbes Jahrhundert lang nur einem ganz kleinen Familienkreis bekannt war.

Dieſes Manuſkript enthält 31 Gedichte, die Victor von Umlauff nach der Geſamtausgabe von Alecſandris Werken, die 1875—1880 erſchienen iſt,[22]) überſetzt hat.

Es ſtammt aus dem Nachlaß der Freifrau Natalie Nicu Hormuzachi, geb. Baronin Stârcea, in deren literariſchem Salon, wahrſcheinlich auf Anregung dieſer geiſtig überaus hochſtehenden Dame, ſicherlich aber unter ihrer werktätigen Anteilnahme, dieſe Arbeit entſtanden iſt.

Zu den Freunden des Hauſes Nicu Hormuzachis, des jüngſten der fünf Brüder, die in der Geſchichte Rumäniens und der Bukowina eine bedeutende Rolle ſpielen — Eudoxius iſt als Hiſtoriker, Conſtantin als Rechtsgelehrter rühmlichſt bekannt — gehörte auch Onciul, der zu jener Zeit als Profeſſor an der Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-Anſtalt in Czernowitz-Cernăuţi tätig war, einige Jahre ſpäter jedoch in das Altreich überſiedelte, wo er an der Bukareſter Univerſität rumäniſche Geſchichte lehrte und als langjähriger Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften und der Denkmalskommiſſion überaus verdienſtvoll wirkte. Wir haben bereits früher die Vermutung ausgeſprochen, daß Onciul die Stoffwahl der rumäniſchen Balladen entſcheidend beeinflußt haben dürfte, ſeine Mitarbeit bei den Ueberſetzungen der Gedichte Alecſandris ſteht zweifellos feſt, da dem vorerwähnten Manuſkript eine von ihm verfaßte, bis ins einzelne gehende Kritik der ins Deutſche übertragenen Strophen beigelegt iſt. Die zutreffenden, wenn auch in einigen Fällen allzu ſtrengen Bemerkungen Onciuls wurden von Umlauff beherzigt und in den Text, den ein Berufskalligraph angefertigt haben dürfte, mit ſeiner eigenen Handſchrift eingetragen. Aus der kalligraphiſchen Niederſchrift und aus der Skizze einer Biographie Alecſandris, die ebenfalls auf Onciul zurückgehen dürfte, die in gleicher Weiſe in das Manuſkript eingeſchoben iſt, kann man ſchließen, daß der Ueberſetzer daran dachte, ſein Werk drucken zu laſſen, und nur durch irgendwelche uns nicht bekannte Gründe daran gehindert worden war.

Alecſandri wußte von dieſen Beſtrebungen, wie wir aus einem ſeiner an Baron Nicu Hormuzachi gerichteten Briefe vom 2. Jänner 1883 er-

---

22) Vasile Alecsandri, Opere complete, Poesii (Sämtliche Werke, Gedichte) Bucureşti, Socecu & Comp. 1875—1880.

ſehen können.[23]) Dieſem Datum und einer Bemerkung Umlauffs zufolge, die ſich nach einem der überſetzten Gedichte vorfindet und am 11. Mai 1881 niedergeſchrieben wurde, kann man die Sammlung zwiſchen 1881 und 1883 anſetzen.

Derzeit befindet ſich die Handſchrift im Beſitze des hieſigen Sammlers, Herrn Dr. Alexis Zaloziecki, der die Güte hatte, ſie mir zur Verfügung zu ſtellen.

Dafür, wie auch für die Ueberlaſſung verſchiedener Druckſchriften, die das Leben und Werk Victor Umlauffs aufzuhellen geeignet waren, danke ich an dieſer Stelle Herrn Dr. Alexis Zaloziecki auf das herzlichſte. Desgleichen fühle ich mich zu aufrichtigem Danke Herrn Alexander Hormuzachi verpflichtet, der wichtige Daten zur Biographie unſeres Dichters beigeſteuert hat. Meinen Dank an deſſen älteren Bruder, Univ.-Prof. Conſtantin Hormuzachi, kann ich leider nicht mehr abſtatten.[24])

Da ich die Abſicht habe, dieſe Ueberſetzung in einer rumäniſchen Zeitſchrift herauszugeben, will ich mich an dieſer Stelle darauf beſchränken, zu erwähnen, daß Umlauff als Vermittler von Gedichten Alecſandris[25]) zeitlich zwiſchen Ludwig Auguſt Simiginowicz-Staufe[26]) und Carmen Sylva[27]) ſteht. Seine Überſetzungskunſt ſteht höher als die des faſt zwanzig Jahre vor ihm ſchaffenden Staufe und nähert ſich dem gleichzeitigen Werke Carmen Sylvas, an das er nicht ganz hinanreicht, wenn er auch mitunter kräftigere Töne findet.

Als Beiſpiele wollen wir drei Stücke folgen laſſen, die uns in gleicher Weiſe charakteriſtiſch für den rumäniſchen Dichter und den deutſchen Nachdichter zu ſein ſcheinen.

Errate! (Cinel-Cinel)

Zum jungen Mädchen an ſeiner Seite
Der Hirte ſprach: „dies Rätſel deute:

---

[23]) Jl. Chendi, Correspondenţa lui V. Alecsandri cu Bucovineni (Briefwechſel V. Alecſandris mit den Bukowinern), in „Convorbiri Literare“, 40 (1906) 1108/1009.

[24]) Conſtantin Hormuzachi, † 22. Februar 1937.

[25]) Es ſind hier nur die Kunſtgedichte von Alecſandri gemeint, die von ihm geſammelten Volkslieder wurden ſchon früher mehrfach überſetzt (Wilhelm von Kotzebue, Rumäniſche Volkspoeſie. Geſammelt und geordnet von V. Alecſandri. Deutſch von W. v. K. Berlin, 1857. — Johann Karl Schuller, Rumäniſche Volkslieder. Metriſch überſetzt und erläutert. Hermannſtadt, 1859).

[26]) Ludwig Adolf Staufe: Rumäniſche Poeten. In ihren originalen Formen und metriſch überſetzt von L. A. St., Wien, A. Pichler, 1865.

[27]) Carmen Sylva: Rumäniſche Dichtungen. Deutſch von Carmen Sylva. Herausgegeben und mit mehreren Beiträgen verſehen von Mite Kremnitz. Leipzig, (1881); 2. Aufl. (1883). Zur Bibliographie der Ueberſetzungen. Vgl. Gh. Adameſcu, Scrierile lui Vasile Alecsandri, in „Convorbiri literare“ 63 (1930) S. 946—48: Opere ale lui Alecsandri traduse în alte limbi (Die Schriften Alecſandris ... Werke Alecſandris überſetzt in andere Sprachen).

Vom leuchtenden Himmel ſind gefallen
Zwei Stern', die ſtrahlendſten von Allen,
Auf deine Stirn; bei meinem Eide
Errate Liebchen, ſonſt küß ich ſie beide!"

Das holde Mädchen konnt' nicht erraten
Und gleich es büßte:
Der Hirt auf beide ſüße Augen
Das Liebchen küßte.

Zum zarten Mädchen an ſeiner Seite
Der Hirt ſprach wieder: „dies Rätſel deute:
Zwei Roſenknoſpen, noch halb geſchloſſen,
Mein Maienglöckchen, ſind hold entſproſſen
Auf deinem Antlitz; bei meinem Eide,
Errate Liebchen, ſonſt küſſ' ich ſie beide."

Das fröhliche Mädchen konnt' nicht erraten
Und gleich es büßte:
Der Hirt auf beide ſüße Lippen
Das Liebchen küßte.

Zum ſchönen Mädchen an ſeiner Seite
Der Hirt ſprach nochmals: „dies Rätſel deute:
Zwei runde Schwingen gleich weißen Schwänen
Zum Himmel ſtreben, nach Liebe ſich ſehnen;
Du hältſt ſie gefangen; bei meinem Eide
Errate Liebchen, ſonſt küſſ' ich ſie beide."

Das roſige Mädchen konnt' nicht erraten
Und gleich es büßte:
Der Hirt den weißen ſüßen Buſen
Des Liebchens küßte. —

Maiglöckchen (Lăcrimioare)

Viel Blumen ſind zu ſchauen,
Bunt in Wäldern, Hainen, Auen,
Aber ſüß'ren Duft und Namen
Keine hat, ihr wunderſamen,
Weißen, duft'gen Maienglöckchen.

Nachts vom Himmel fallen Tränen,
Die, erfaßt vom Erdenſehnen,
Hingeſchiedne Seelen weinen,
Wenn die hellen Sterne ſcheinen:
Tränen werden Maienglöckchen.

Eure zarten Blütendolden
Gleichen meiner ſüßen Holden,
Mich beglücket ihre Güte,
Wie den Frühling eure Blüte
Lieblich ſchmücket, Maienglöckchen.

Doch es naht der Wind von Norden,
Will euch, Blümchen, vorſchnell morden;
Alles, dem wir zugewendet
Unſer Herz, vergeht und endet:
Ihr auch welket, Maienglöckchen.

Rodika.

Die heit're Rodika, ſchlank wie die Tanne,
Auf weißer rundlicher Schulter die Kanne.
Mit friſchem Waſſer gefüllt, ſich naht
Dem Felde, wo Burſche ſtreuen die Saat.

Laut rufend die Burſche eilen entgegen:
„Rodika, du Lilie, des Himmels Segen,
Der Erde Glück dir werden ſoll,

Zieh hin als Braut, auf blumigen Pfaden.
Dein Haus ſei dein, die Speicher beladen
Und voll deine Schüſſeln und voll dein Schrein,
Dein Buſen ſoll Wiege der Kinder ſein."

Die Burſche beſtreuen ſie mit Körnern ſo golden
und leeren zur Neige die Kanne der Holden —
Sie ſchüttelt von ihrem Haar die Saat,
Zieht fröhlich lachend weiter den Pfad. —

Bibliographie

über Victor von Umlauff.

Wurzbach, Conſtant, Biographiſches Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich. Wien, Bd. 49 (1884), 33/34.

Franzos, Karl Emil, Deutſches Dichterbuch aus Oeſterreich, Leipzig-Wien, 1883, XXXVIII (Kurze Biographie).

Brümmer, Franz, Lexikon der deutſchen Dichter des 19. Jahrhunderts. 6. Auflage. Leipzig, 1913, Bd. VII: 242.

Literaturgeſchichte, Deutſch-öſterreichiſche. Herausgegeben von J. W. Nagl, Jakob Zeidler und Eduard Caſtle, Wien, III. Bd.: 544 ff.

Grün, Anaſtaſius, geſammelte Werke, hg. v. L. A. Frankl, Berlin, G. Grote, 1877 (5 Bde.). —

Seine Werke

Der Bukowiner Wald. Von Viktor Umlauff, in Familienblätter, Jg. I, herausg. von L. A. Staufe-Simiginowicz, Beilage zum Bukowinaer Hauskalender für das Jahr 1857, Czernowitz, Joh. Eckhardt u. Sohn.

Gedichte von Victor Umlauff. Der Bukowiner Wald; An Lenau's Grabe I; An Lenau's Grabe II; in Bukowinaer Volks-Kalender, Jg. I., für das Jahr 1870 55/56. Es wird vermerkt, daß die Gedichte den obenſtehenden Familienblättern, 1857 entnommen wären. (Freundliche Mitteilung von H. Prof. N. Tcaciuc-Albu.) Die zwei letztgenannten Gedichte ſind unter dem Titel „Pilgerung nach Weidling" in den „Heimatklängen", 82/83 enthalten.

Der Bukowiner Wald. Von Viktor Umlauff. Daneben die Überſetzung von T. V. Stefaniu (Stefanelli) in Convorbiri literare, Jaşi, Tipogr. Naţionala, 1873, Nr. 12 v. 1. März 1873, 467/8.

Darüber

Torouţiu, J. E. — Gh. Cardaş. Studii şi documente literare (Literariſche Studien und Dokumente). Bucareſt, 1931. Vol. I. „Junimea", 191/2: Theodor V. Stefanelli an Jacob C. Negruzzi, Briefe vom 2. Dez. 1872 und 11. Febr. 1873, Anmerkungen zu 198/9.

Loghin, Conſtantin, Istoria literaturii române din Bucovina (Geſch. der rumän. Lit. in der Bukowina) 1775—1918. Cernăuţi, 1926, 183, Anm. 4.

Poetiſches Gedenkbuch. Feſtgeſchenk zur . . . Inauguration der Univerſität in Czernowitz. Hg. v. Moritz Amſter und Ludwig Adolf Staufe. Czernowitz, Rudolf Eckhardt, 1875, p. 188/89: Mann und Weib — wird unter dem Titel „Weib und Mann" in der Sammlung „Heimatklänge", 84/85 wiederholt. p. 190: An Marie Geibel, München, 1855, ebendort, ohne Datum, 91 als No. II der „Reiſeerinnerungen".

Heimatsklänge. Gedichte von Victor Ritter Umlauff von Frankwell. Wien, 1880. Wilhelm Braumüller. X + 172 S.

Romaenenlieder von Victor Umlauff von Frankwell. Wien 1881. Wilhelm Braumüller & Sohn. VI + 38 S.

Im Zuſammenhang damit vergleiche:

Bibliografia română (Rumäniſche Bibliographie). Bucareſt, Aleſſandru Degenmann, III, Nr. 9, 1881, Sept., Nr. 2909.

Opreſcu, Anton. La bibliografia Războiului pentru Independenţă (z. Bibliogr. des Unabhängigkeitskrieges), in Revista istorică (Hiſtoriſche Revue), XVIII, 36/7.

Chendi, Il., Corespondenţa lui V. Alecsandri cu Bucovineni, 1906, 1108. Anm. 2 (genauer Titel iſt bei den Überſetzungen Umlauff's zu erſehen).

Onciul, Dimitrie, Din istoria României (Aus der Geſchichte Rumäniens) Bucareſt, 1906. 2. Aufl., 1913.

Derſelbe. Zur Geſchichte der Bukowina, Czernowitz, 1887.

Derſ. Originele principatelor române (Der Urſprung der rumäniſchen Fürſtentümer). Bucareſt, 1899.

Morariu, Victor, Călăuza istorică a oraşului Suceava (Hiſtoriſcher Führer durch die Stadt Suceava). 2. Aufl., Cernăuţi, 1930, 8/9.

Marian, Simeon, *Fl.* Sântul Ioan cel nou dela Suceava (Der heil. Johannes Novi von Suceava). Bucareſt, 1895, 66/67.

Bolintineanu, D., Colecţie din poesiile Domnului D. B. Bucureşti, K. A. Roſetti şi Winterhalder, 1847, 49/52: Ştefan cel Mare şi Maica sa, (ſpäter unter dem Titel): Muma lui Ştefan cel Mare (Auswahl aus den Gedichten des Herrn D. B. . . . Stefan der Große und ſeine Mutter, ſpäter unter dem Titel: Die Mutter Stefan des Großen).

Derſelbe, D., Poesii de D. B. atât cunoscute cât şi inedite. Volumul întâiu, Ediţiunea întâia, Bucureşti, Tipogr. Lucrătorilor asociaţi, 1865, 178/80: Ogogenii; 205/208: Codrul Cosminului; 210/212: Dumbrava roşie. (Gedichte von D. B., ſowohl bekannte als auch unveröffentlichte, Bd. I 1. Ausg. . . . Der Wald von Cosmin . . . Der rote Wald.)

Derſelbe, D., Poesii din tinereţe nepublicate încă de D. B. Bucureşti, C. N. Radulescu, 1869, 101/2: Mihai la Călugăreni. (Noch unveröffentlichte Jugendgedichte von D. B. . . . Michael bei Călugăreni.)

Derſ., Poesii. Culegere ordinată de chiar autorul cu o prefaţă de G. Sion . . . Bucureşti, Socecu u. Co. 1877, vol. II, 296/7: Michaiu şi călăul. (Gedichte. Vom Verfaſſer ſelbſt geordnete Sammlung, mit einem Vorwort von G. Sion . . . Michael und der Henker.)

Jorga, Nicolae, Baronul Nicolae Hurmuzaki = Oameni cari au fost, Ed. nouă, în Scriitorii români contemporani, Buc., Fundaţia p. literatura si artă „Regele Carol II", 1934, Vol. I 349/50. (Baron Nikolaus Hurmuzaki-Leute, die nicht mehr ſind. Neue Ausgabe in „Rumäniſche zeitgenöſſiſche Schriftſteller".)

Brautlieder zur Verlobung unſeres Kronprinzen mit Prinzeſſin Stefanie. Gedichtet von Viktor Ritter Umlauff von Frankwell. Als Manuſkript gedruckt [bei] J. C. Fiſcher & Comp. Wien [1880] 16 S.

Dichterbuch, Deutſches, aus Oeſterreich. Hg. von Karl Emil Franzos. Leipzig, Breitkopf & Haertel, Wien, Manz, 1883. 280: Victor von Umlauff. Der ſchönſte Platz.

Namenlos. Ein Liederkreis von Victor Umlauff von Frankwell. Wien, 1883, Wilhelm Braumüller. X + 146 S.

Im Zuſammenhang damit vergleiche:

Neubauer, Ernſt Rudolf. Lieder der Bukowina. Wien, 1855, I.

Leben und Wirken eines öſterreichiſchen Juſtizmannes. Ein biographiſches Denkmal, zur Erinnerung an den jub. k. k. Oberlandesgerichts-Präſidenten Johann Karl Ritter Umlauff von Frankwell von Victor Ritter Umlauff von Frankwell, Wien, 1861, F. Manz & Comp., VI + 2 + 152 S.

Ueber die Räthlichkeit zur Einführung des Geſchworeneninſtitutes in Galizien und der Bukowina. Aus dem ſchriftlichen Nachlaß des jub. k. k. Oberlandesgerichts-Präſidenten Johann Karl Ritter Umlauff von Frankwell hg. von Victor Umlauff Ritter von Frankwell, Wien, 1861, F. Manz & Comp. VIII + 37 S.

Darüber

Păunel, Eugen J., Filoromânul Carol Umlauff (Der Rumänenfreund Karl Umlauff), (1796—1861), in der Zeitſchr. „Făt frumos", hg. v. Leca Morariu, VII. (1932), 264/267

ferner

Bănescu, N., Corespondenţa Familiei Hurmuzaki cu Gh. Barit (Briefwechſel der Familie Hormuzaki mit Gh. Barit), Vălenii de Munte, 1911, 105: Conſtantin Hurmuzaki an Gh. Barit (Dulceşti, 7/19 Dezember 1851).

Kleine Mitteilungen.

Zur Frage des Aufenthaltes von Awaren in den Sudetenländern.

Der ſudetenländiſchen Frühgeſchichtsforſchung ſind eine Reihe Aufgaben geſtellt, deren Löſung immer dringlicher wird. Dazu gehört in erſter Linie die Frage nach dem Aufenthalt von Awaren in Böhmen und Mähren. Die Beantwortung dieſer Frage iſt jedoch nicht leicht. Einmal bieten die ziemlich ſpärlich fließenden Geſchichtsquellen nur dürftige Nachrichten, die eine eindeutige Stellungnahme kaum zulaſſen, zum andern gewähren aber auch die bis jetzt vorliegenden awariſchen Bodenfunde keine verläßlichen Stützen, weil eine genauere Altersbeſtimmung dieſer Funde zur Zeit noch nicht möglich iſt.

Wenn dennoch der geſamte Fragenkreis hier aufgeworfen werden ſoll, ſo gelten die folgenden Erörterungen mehr einer Ueberprüfung des Forſchungsſtandes als einer endgültigen Stellungnahme.

Bis zur Mitte des 6. nachchriſtlichen Jahrhunderts gehörten die Kulturlandſchaften Böhmens und Mährens zum Machtbereiche der Langobarden. Für dieſen Tatbeſtand laſſen ſich nicht nur geſchichtliche Zeugniſſe ins Treffen führen, ſondern auch eine Reihe Bodenfunde[1]). Ob die Langobarden bereits 546 bei ihrer Beſetzung Weſtungarns oder erſt 568 bei ihrer Abwanderung nach Italien die Sudetenländer aufgegeben haben[2]), iſt nicht ſicher zu entſcheiden. Feſt ſteht nur, daß Böhmen und Mähren erſt nach dem Abzuge der Langobarden und ihrer Gefolgsſtämme Raum für die Niederlaſſung einer fremden Bevölkerung hatten.

Eine andere Frage iſt, ob die Germanen reſtlos die Sudetenländer verlaſſen haben. Das war ſicher nicht der Fall. Die Ueberlieferung germaniſcher Fluß- und Bergnamen macht das Verbleiben einer größeren Zahl von Germanen wahrſcheinlich, auch ſind neueſtens einige Bodenfunde zutage gekommen, die, im Verein mit den Zeugniſſen der Namenkunde, das Zurückbleiben weſentlicher germaniſcher Volksteile ganz unzweifelhaft erſcheinen laſſen. Daß dieſe germaniſchen Volksreſte aber unter der Vorherrſchaft einer fremden Bevölkerung wohl bald ihre völkiſche Eigenart verloren haben werden, bedarf keiner näheren Begründung.

Bevor die Langobarden ihre bisherigen Wohnſitze verließen, um nach Oberitalien überzuſiedeln, ſchloſſen ſie mit den Awaren ein Uebereinkommen, in dem ſie ihnen unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes für den Fall der Rückkehr Pannonien überließen. Möglicherweiſe traten ſie ihnen aber nicht nur Weſtungarn, ſondern das geſamte langobardiſche Herrſchaftsgebiet in Mitteleuropa ab, d. i. das heutige Niederöſterreich, Mähren und Böhmen. Eine Begründung für dieſe ſehr erhebliche Ausdehnung der awariſchen Macht könnte die Verteilung der awariſchen Bodenfunde liefern, die, außer in den ungariſchen Tiefländern, im Nordweſten nur noch in Niederöſterreich, in Mähren und in Böhmen in größerer Zahl zum Vorſchein gekommen ſind (Abb. 1).

Demgegenüber iſt allerdings feſtzuſtellen, daß man zur Zeit das Alter dieſer Bodenfunde noch nicht näher beſtimmen kann. Man iſt zwar in letzter Zeit geneigt,

---

[1]) Vgl. darüber zuletzt H. Preidel, Die germaniſchen Kulturen in Böhmen und ihre Träger, Kaſſel 1930, 2. Bd. S. 177 ff.

[2]) Die Meinungen darüber ſind geteilt. Zuletzt darüber L. Schmidt, Geſchichte der deutſchen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit I, München 1934, S. 580.

dieſe Altſachen eher an das Ende der Awarenzeit als an ihren Anfang zu verlegen[3]), doch fehlt bis jetzt eine ausreichende Begründung für dieſen Anſatz, auch geht es kaum an, die in einem kleinen Arbeitsbereich wahrſcheinlich gemachte Einordnung auf das geſamte nichtungarländiſche awariſche Fundgebiet ohne weiteres zu übertragen.

Die awariſche Kulturhinterlaſſenſchaft iſt an ſich nicht einheitlich. Sie umfaßt nämlich neben den Formen der ſogen. Keſzthely-Gruppe, den ſchweren gegoſſeenn Riemenbeſchlägen, Schnallen u. a., auch aus Blech gearbeitete Beſchläge ſowie einige andere Erſcheinungen, deren Weſen zur Zeit noch nicht hinreichend geklärt iſt. Dieſe Uneinheitlichkeit innerhalb der awariſchen Kulturhinterlaſſenſchaft hat nun Andreas Alföldi[4]) in überzeugender Weiſe begründet und näher erläutert.

Die Blecharbeiten weiſen nämlich auf Südrußland hin, wo der urſprünglich dort herrſchende Tierſtil ſarmatiſch-griechiſchen Einflüſſen unterlegen war, während die Greifendarſtellungen, die Rankenverzierungen und die Tierkampfgruppen auf den gegoſſenen Zierbeſchlägen der Keſzthely-Gruppe auf Oſt- und Innerafien beſonders auf das Flußgebiet des Orchon und Tola hindeuten, wo dieſer Tierſtil bis ins 6. nachchriſtliche Jahrhundert und noch länger fortlebte.

Das Kernvolk der Awaren, die Varchoni oder Varchunni, die Schoan-Schoan der Chineſen, ſtammen aus den innerafiatiſchen Steppen, wo ſie ſeit dem 5. Jahrhundert eine Art Vormachtſtellung innehatten.[4a]) Nach der Vernichtung ihres Reiches durch die Türken flüchteten ſie zu den Chineſen und den Mukri. Erſt nach längeren Wanderungen trafen ſie kurz nach der Mitte des 6. nachchriſtlichen Jh.s im Vorlande des Kaukaſus ein. Den Byzantinern, mit denen ſie bald in Beziehungen traten, fiel auf, daß ſie, die ſonſt wie andere aſiatiſche Steppenvölker ausſahen, lange geflochtene Zöpfe trugen, die mit Bändern geſchmückt waren, und auch die Chineſen nannten die Schoan-Schoan wegen ihrer eigentümlichen Haartracht „Seilkopfbarbaren".

Im Dienſte von Byzanz — ſie erhielten dafür jährlich „Geſchenke" — bekämpften die Awaren die Barſelt, die Onoguren und Sabiren im Gebiete des Schwarzen Meeres und unternahmen ſogar einen Zug gegen die Franken. 567 beteiligten ſie ſich an dem Kampfe der Langobarden gegen die Gepiden, in deren Lande ſie ſich ſchließlich gemeinſam mit den Tarniach und den bulgariſchen Kuturguren aus Südrußland niederließen. Schon im nächſten Jahre — nach der Abwanderung der Langobarden nach Oberitalien — erweiterten ſie ihre urſprünglichen Wohnſitze um ein Beträchtliches, nicht nur die Zöpfe tragenden Varchoni, ſondern auch die aus Südrußland ſtammenden eben genannten bulgariſchen Völkerſchaften.

Das Vorhandenſein zweier verſchiedener Denkmälergruppen innerhalb der awariſchen Kulturhinterlaſſenſchaft der ungariſchen Tiefebenen iſt alſo auch geſchichtlich

---

[3]) E. Beninger, Die Germanenzeit in Niederöſterreich, Wien 1934, S. 142 ff. Derſ. in K. Ginhart, Die bildende Kunſt in Oeſterreich, Baden bei Wien 1936, I, S. 140 f. — Vgl. dazu aber auch die awariſchen Gräberfelder von Jutas, Kom. Weſprim und Öskü, Kom. Weſprim, in denen mehrere rein weſtgermaniſche Beſtattungen zum Vorſchein kamen. In einem dieſer Gräber fand ſich eine Münze des byzantiniſchen Kaiſers Mauritius Tiberius (582—602), auf die das Bild ſeines Nachfolgers Phokas (602—610) aufgeprägt iſt. In die gleiche Zeit etwa, Ende des 6. und Beginn des 7. Jh.s, fallen auch die germaniſchen Altſachen, die in Italien und im weſtlichen Mitteleuropa genaue Entſprechungen haben. Vgl. darüber Rhe und R. Fettich, Jutas und Öskü (Skythika, IV), Prag 1931.

[4]) Der Untergang der Römerherrſchaft in Pannonien II., Berlin 1926, S. 1 ff., derſ., Eurasia Septentrionalis Antiqua (ESA) IX., 1934, S. 285 ff.

[4a]) Vgl. Németh, Gyula, A hontoglaló magyarság kialakulása 1930, S. 101 und 109.

gut zu begründen. Die gegoſſenen Metallſachen ſind den eigentlichen Awaren zuzuſchreiben, während die Blecharbeiten den kuturguriſchen Bulgaren und deren Verwandten, die ſich dieſe Art im Schwarzmeergebiet zu eigen gemacht hatten, zugewieſen werden müſſen. Inwieweit andere Volksgruppen, vor allem Germanen und Slawen, das Kunſtgewerbe im awariſchen Machtbereiche beeinflußten oder ihrerſeits vom awariſchen Kunſtgewerbe beeinflußt wurden, muß erſt noch herausgearbeitet werden.[5]) Für die Erſchließung des Weſens der altſlawiſchen Kultur werden dieſe Unterſuchungen von großer Bedeutung ſein.

Wie zuletzt L. Hauptmann[6]) näher ausgeführt hat, lebten die Slawen während des 6. nachchriſtlichen Jh.s mit den kuturguriſchen Bulgaren in einer Kampfgemeinſchaft, die im zweiten Teile dieſes Jahrhunderts zum weſentlichen im awariſchen Machtbereiche aufging.

Das enge awariſch-ſlawiſche Verhältnis zeigen auch die in dieſe Zeit fallenden kriegeriſchen Unternehmungen auf dem Balkan.[7]) Auch bei den Kriegszügen der Awaren gegen den Weſten ſpielten die Slawen eine hervorragende Rolle, ſo daß man tatſächlich den Eindruck hat, daß die Slawen „nach echt nomadiſcher Sitte als lebender Feſtungsring um das Herrſchervolk“[8]) angeſiedelt waren. Damit ſtimmt die Schilderung einer fränkiſchen Geſchichtsquelle überein, die erzählt, daß die Slawen ſchon von alters her den Awaren als „befulci“ dienten, „ſo daß, wenn die Chunnen gegen irgendein Volk ins Feld zogen, ſie ſelbſt ſich vor dem Lager aufſtellten, die Wenden aber kämpfen mußten“.[9])

Ob die Niederlaſſungen der Slawen in Mitteleuropa mit den Vorſtößen der Awaren gegen den Weſten in Zuſammenhang ſtehen oder nicht, ſoll hier nicht erörtert werden. Für einen Teil der ſlawiſchen Beſiedlung Mitteleuropas dürften die Bewegungen der Awaren aber wohl von entſcheidender Bedeutung geweſen ſein.

Noch bevor die Awaren in den ungariſchen Tiefländern eine neue Heimat gefunden hatten, erſcheinen ſie zu Beginn der 60er Jahre des 6. Jh.s ſchon in Mitteldeutſchland. Sie brechen ins Frankenreich ein, wo ſie König Sigibert in Thüringen angreift und unweit der Elbe beſiegt.[10]) Aber bereits 568, alſo im ſelben Jahre, in dem ſie das einſtige Wohngebiet der Langobarden in Beſitz nehmen, greifen ſie neuerlich die Franken an. Diesmal verlief die Schlacht, die in derſelben Gegend wie früher geſchlagen worden ſein ſoll[11]), für die Franken ungünſtig. Sigiberts Heer floh, er ſelbſt wurde gefangen und konnte ſich nur durch Geſchenke freikaufen.[12])

In den folgenden Jahren richteten ſich die Vorſtöße der Awaren hauptſächlich gegen Byzanz und die Balkanländer, aber vermutlich auch gegen Oberitalien, denn der Langobardenkönig Agilulf ſchloß 591 mit den Awaren Frieden.[13]) Im gleichen Jahre unternahm der Baiernherzog Taſſilo I. einen Einfall in das Gebiet der den Awaren unterſtehenden Alpenſlawen.[14]) Ein neuerlicher Einfall von 2000 Baiern

---

[5]) A. Alföldi, ESA IX., 1934, S. 301.
[6]) Byzantion IV, 1927/28., S. 146 f.
[7]) Theophylakt Sim. I, 7, III, 4, VI, 3—11, VII, 12, VIII, 1—4, Theophannes ed. Boor, S. 254, 268, 270, 277, 281 f., 300 ff. u. a.
[8]) A. Alföldi, ESA IX, 1934, S. 302.
[9]) Fredegar IV, 48.
[10]) Paulus Diak. II, 10, Gregor von Tours IV, 23.
[11]) Paulus II, 10.
[12]) Gregor IV, 29.
[13]) Paulus IV, 4.
[14]) Paulus IV, 7.

endete jedoch 595 mit einer vernichtenden Niederlage, weil die Awaren damals den Slawen zu Hilfe eilten.[15])

Im nächſten Jahre, 596, brechen die Awaren wieder in Thüringen ein. Nach ſchweren Kämpfen mit den Franken gelingt es jedoch der Königin Brunichildis, die Eindringlinge durch Geldzahlungen zum Abzuge zu bewegen.[16])

Mit den Langobarden ſchloſſen die Awaren im gleichen Jahre Frieden[17]) und unterhielten mit ihnen eine Zeitlang freundſchaftliche Beziehungen. Die Langobarden ſtellen nämlich den Awaren Schiffsbaumeiſter und Werkleute zur Verfügung.[18]) 602 ſenden beide Völker Geſandte an den Frankenkönig mit der Aufforderung, nun auch mit den Langobarden Frieden zu halten, wie er es mit den Awaren bereits täte. Inzwiſchen fielen Langobarden, Awaren und Slawen in das Gebiet von Iſtrien ein und verwüſteten alles ſengend und raubend.[19]) Allein, dieſe Waffenbrüderſchaft, die ſich noch in den folgenden Jahren im Kampfe gegen das Exarchat von Ravenna bewährte[20]), war nicht von Dauer. Schon im Jahre 610 fallen Awaren wieder in Venetien ein, erobern mehrere Städte und verwüſten namentlich Friaul.[21]) Im ſelben Jahre wird auch der Baiernherzog Garibald II. bei Agunt (bei Lienz) von den Slawen geſchlagen, doch gelingt es den Baiern, den Feinden die Beute wieder abzujagen.[22])

Wenige Jahre ſpäter kommt es im Awarenreiche ſelbſt zu einem Aufſtande. Um das Jahr 623 erhoben ſich die Slawen, „die man Wenden nennt", gegen ihre Zwingherren. Ein gewiſſer Samo, ein Franke aus dem Gaue von Sens, der mit mehreren Kaufleuten in dieſe Gegend gekommen war, ſteht den Slawen in ihrem Freiheitskampfe bei. Nach der Abſchüttelung des awariſchen Joches wird Samo König und bleibt es bis zu ſeinem um 658 erfolgten Tode.[23])

Trotz dieſer ſicherlich fühlbaren Machteinbuße unternahmen die Awaren im Sommer des Jahres 626 einen großangelegten Angriff gegen Byzanz. 80 000 Mann ſoll der Chagan damals aufgeboten haben, Awaren, Bulgaren, Slawen und Gepiden, und auch die Perſer ſollten von Oſten her angreifen. Der gut vorbereitete Feldzug ſcheiterte trotz der gewaltigen Machtentfaltung an der vortrefflichen Gegenwehr der Byzantiner, an Verpflegungsſchwierigkeiten und nicht zuletzt an den inneren Streitigkeiten im awariſchen Heere, ſodaß die Awaren eine ſchwere Niederlage erlitten.[24]) Von da ab iſt in den griechiſchen Geſchichtsquellen von den Awaren nur noch einmal die Rede, als der Chagan mit dem byzantiniſchen Kaiſer Konſtantin Pogonatos 677 Frieden ſchließt und ihm Geſchenke überſendet.[25])

Wenige Jahre nach dem Zuſammenbruche des Großangriffes auf Byzanz kommt es im Kerngebiete der Awarenmacht zu einem ſchweren Zerwürfnis zwiſchen Kuturguren und Awaren. Beide Völker beanſpruchten nämlich damals die Nachfolge in der Herrſchaft und bekämpften einander gegenſeitig. Schließlich aber obſiegten die

---

[15]) Paulus IV, 10.
[16]) Paulus IV, 11.
[17]) Paulus IV 12.
[18]) Paulus IV, 20.
[19]) Paulus IV, 24.
[20]) Paulus IV, 28.
[21]) Paulus IV, 37.
[22]) Paulus IV, 39.
[23]) Fredegar IV, 48.
[24]) Georgias Piſides 197 und 409, Chronikon paschale ed. Boor 716, Theophanes ed. Boor 315 u. a.
[25]) Nicephorus, Historia ed. Boor 33.

Awaren. Gegen 9000 Bulgaren wurden nun nach ihrer Niederlage mit Weib und Kind aus Ungarn vertrieben. Sie wandten ſich an den Frankenkönig Dagobert und erſuchten ihn, ſie als Siedler ins Frankenreich aufzunehmen. Die Flüchtlinge überwinterten auch bei den Baiern, wurden jedoch auf Befehl Dagoberts in einer Nacht von ihren Gaſtgebern getötet. Nur etwa 700 Männer, Frauen und Kinder konnten in die Windiſche Mark entkommen[26]) und wurden ſpäter im Langobardiſchen Herzogtum Benevent angeſiedelt.[27])

Der Abfall eines Großteils der Slawen unter Samo, die ſchwere Niederlage vor Byzanz und der Bürgerkrieg zwiſchen Awaren und Kuturguren ſchwächten natürlich die Macht des awariſchen Reiches ſehr erheblich, ſo daß die Nachbarſtaaten kaum noch von ſeinem Beſtande Kenntnis erhielten. Erſt um das Jahr 743 iſt wieder von Kämpfen mit dem karantaniſchen Fürſten Boruth die Rede. Die Awaren werden zwar mit bairiſcher Hilfe beſiegt, doch kommt Boruth vom Regen in die Traufe. Kärnten verlor nämlich ſeine Unabhängigkeit und gelangt als Teil des Herzogtums Baiern nun unter die fränkiſche Oberhoheit.[28])

Der endgültige Zuſammenbruch des Awarenreiches erfolgt ein halbes Jahrhundert ſpäter. Noch im Jahre 782 unterhielten die Awaren mit dem Frankenreiche friedliche Beziehungen.[29]) Aber ſchon im nächſten Jahre zeigen ſie ſich von einer anderen Seite und ſechs Jahre ſpäter unternehmen ſie, angeblich nach Verabredung mit dem deswegen gemaßregelten Baiernherzoge Taſſilo II., einen Angriff gegen das Reich Karls des Großen. Eine awariſche Abteilung fiel in die Mark Friaul ein, eine zweite wandte ſich gegen Baiern. Beide Vorſtöße wurden jedoch ſiegreich abgewehrt und die Awaren wieder in ihr Gebiet zurückgedrängt.[30]) 791 holen dann die Franken zum Gegenſchlage aus. Die Awaren werden von mehreren Seiten her angegriffen — ein aus Sachſen und Frieſen beſtehendes Heer durchzieht damals auch Böhmen — und erleiden ſchwere Einbuße. Schließlich erleichtern innere Spannungen und Zerwürfniſſe 795 und 796 den Franken den Endſieg, der die Zerſtörung des Awarenreiches zur Folge hatte. Bis zum Jahre 805 erfolgen zwar noch kleinere Erhebungen, aber ſchon in den nächſten Jahrzehnten verſchwinden die Awaren aus dem weſteuropäiſchen Geſichtskreis. Zum letzten Male werden ſie als Teilnehmer am Frankfurter Reichstage des Jahres 822 genannt.[31])

Das iſt in wenigen Worten die Geſchichte des Awarenreiches im ſüdöſtlichen Mitteleuropa, zu der nur noch kurz die Geſchichte der Herrſchaft Samos zu ergänzen wäre, handelt es ſich doch um ein Gebiet, das urſprünglich ebenfalls den Awaren unterſtand.

Da iſt beſonders anzuführen, daß ſchon wenige Jahre nach der Abſchüttelung des Awarenjoches der fränkiſche König Dagobert einen Anlaß fand, von Samo und ſeinen Slawen die Unterwerfung zu fordern. Nach erfolgloſen Verhandlungen darüber kommt es 631 oder 632 zum Kriege. Dagobert ſetzt drei Heeresſäulen gegen das Reich Samos in Bewegung. Die durch Geld gewonnenen Langobarden[32]) fallen

---

[26]) Fredegar IV, 72.
[27]) Paulus V, 29.
[28]) Conversio Bagoariorum et Carantanorum 4.
[29]) Einhardi Annal.
[30]) Einhardi Annal.
[31]) Annal. regni Francorum.
[32]) Einige Forſcher wollen in ihnen Baiern erblicken, doch heißt es bei Fredegar ausdrücklich Langobardi.

vom Süden her ein, die Alamannen vom Weſten her und erringen beide Siege. Das wahrſcheinlich von Nordweſten einrückende fränkiſche Heer unter Dagobert ſelbſt erleidet dagegen eine ſchwere Niederlage. Denn bei der Belagerung der Wogaſtisburg, in der Samos Hauptmacht lag, werden die Franken vernichtend geſchlagen. Seitdem unternahmen die Wenden Samos oft Plünderungszüge nach Thüringen und anderen Gauen des fränkiſchen Reiches. Auch der Serbenherzog Dervan, der bisher den Franken untertan war, ging mit den Seinen zu Samo über.[33]) Erſt 634 gelang es dem Herzog Radolf von Thüringen, das Land durch einen Sieg vor weiteren Einfällen der Slawen Samos zu bewahren.[34]) Sonſt iſt von Samo nur noch bekannt, daß er 22 Söhne und 15 Töchter hinterließ und daß er 658 oder 659 geſtorben iſt. Sein Reich dürfte ihn nicht lange überlebt haben.

Soweit die Geſchichte.

Wie die beigegebene Karte (Abb. 1) zeigt, lieferten die ungariſchen Tiefebenen, beſonders das Gebiet zwiſchen Donau und mittlerer Theiß ſowie das Komitat Wieſelburg die meiſten awariſchen Bodenfunde.[35]) In dieſen Gegenden muß alſo das Kernland des Awarenreiches gelegen ſein. In den Randgebieten im Südweſten und im Nordweſten liegen die Funde dagegen weſentlich ſchütterer, auch handelt es ſich hier meiſt um kleinere Gräberfelder. Das gilt nicht nur für Kroatien[36]), ſondern auch für Niederöſterreich[37]) und Mähren[38]). Aus allen übrigen Gegenden im Norden und Weſten liegen nur vereinzelte Begräbniſſe vor oder gar Einzelfunde, deren Herkunft im einzelnen nicht mehr zu ermitteln iſt, oder Einzelſtücke in Gräbern mit einem vollſtändig fremden Inhalt. Derartige Funde ſtammen aus Kärnten[39]), aus Steier-

---

[33]) Fredegar IV, 68.

[34]) Fredegar IV, 77.

[35]) Vgl. N. Fettich, Bronzeguß und Nomadenkunſt, Prag 1929, S. 21 ff.

[36]) Velika Gorica (Germania XII., 1928, S. 94), Siſſek (ESA IX., 1934, S. 303); Agram (ESA IX., 1934, S. 303), Preſtowaz, Bez. Poſchega, (Germania XII., 1928, S. 94).

[37]) Wolfsthal, Bez. Bruck a. d. Leitha (Beninger, Niederöſterreich S. 144 f. Abb. 63, 4), Karnuntum, Bez. Bruck a. d. Leitha, (Materialien zur Urgeſchichte Oeſterreichs IV., 1930, S. 39 f.), Margarethen am Moos, Bez. Bruck a. d. Leitha (Mitteilungen der anthropologiſchen Geſellſchaft in Wien (MAG) LXV., 1935, S. 39 ff. Taf. IX), Schwechat, Bez. Bruck a. d. Leitha (Beninger, Niederöſterreich, S. 144 f. Abb. 63, 1—3), Traiskirchen, Bez. Baden (Mitteilungen der Central-Commiſſion 1912, S. 32, MAG LXVII, 1937, S. 196 ff., Wiener Prähiſtoriſche Zeitſchrift XXV, 1938, S. 152 ff. Taf.), Münchendorf, Bez. Mödling (Beninger, Germaniſcher Grenzkampf in der Oſtmark, Wien 1939, Abb. 42), Guntramsdorf, Bez. Mödling (Wiener Prähiſt. Z. XXV, 1938, S. 152 ff. Taf.), Brunn am Steinfelde, Bez. Wiener Neuſtadt, Germania XII, 1928, S. 94), Wien XII Hervicus-Gaſſe (Beninger, Niederöſterreich S. 144), Wien XIII, Unter St. Veit (Beninger, Niederöſterreich S. 143 f. Abb. 64, 8—11), Heidenſtatt, Bez. Oberhollabrunn (Beninger, Niederöſterreich S. 144 f. Abb. 63, 5—7), Miſtelbach, Bez. Oberhollabrunn (Beninger, Niederöſterreich S. 143 ff. Abb. 61, 62).

[38]) Der Fundſtoff iſt bequem zu überſehen bei Joſ. Skutil, Avarské nálezy na Moravě, Littau 1937, S. 8—19. Die Fundſtellen ſind weiter unten im Text genannt.

[39]) St. Peter bei Grafenſtein, Bez. Klagenfurt (MAG) LXVIII, 1938, S. 377, Taf. XIX, 4, Beninger, Germaniſcher Grenzkampf Abb. 42), Malleſtig, Bez. Villach (Germania XII, 1928, S. 94), Bayrdorf—Arndorf, Gem. Hörzendorf, Bez. St. Veit a. d. Glan (Germania XII, 1928 S. 94).

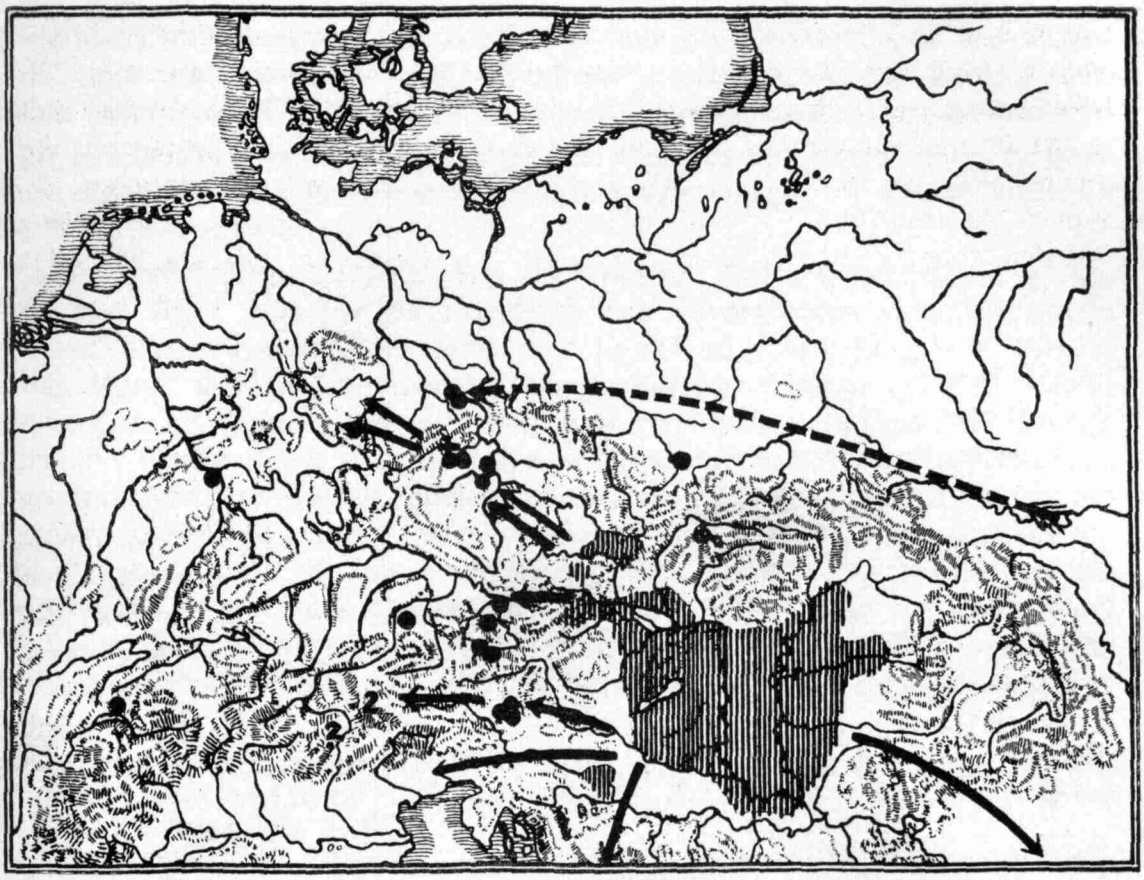


Abb. 1

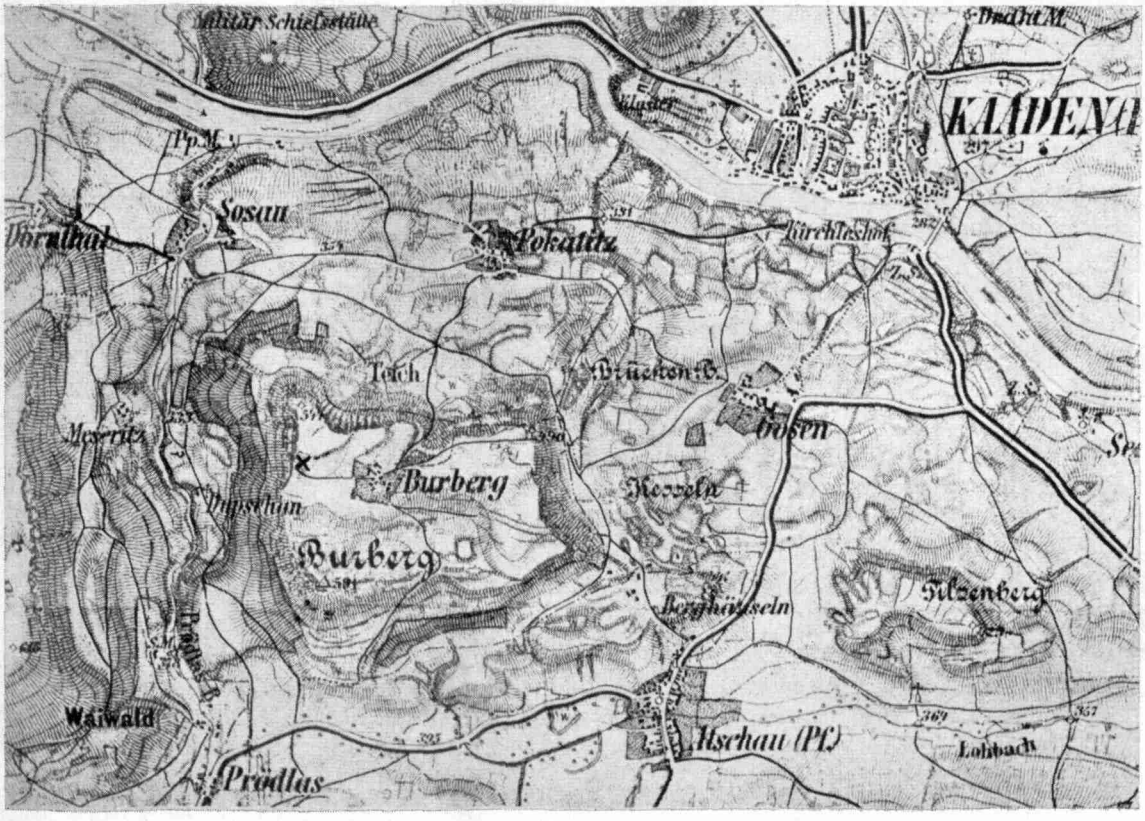
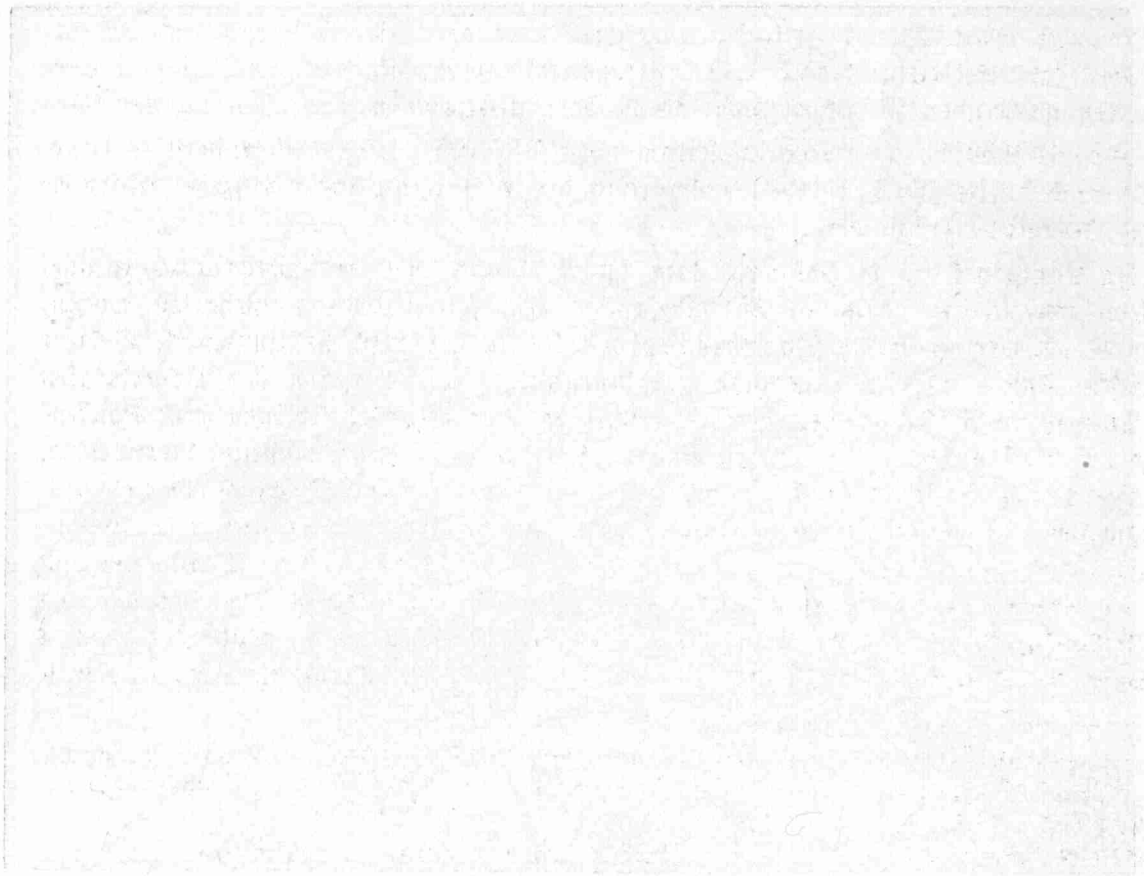


Abb. 2



mark[40]), aus Oberöſterreich[41]), aus Bayern[42]), aus der Schweiz[43]) und aus Rheinheſſen[44]), aus Schleſien[45]) und aus Finnland[46]), während die aus Südtirol vorliegenden awariſchen Altſachen wohl kaum dort gefunden worden ſein dürften.[47])

Die aus Böhmen und Sachſen ſtammenden Altſachen ſind jedoch anders zu beurteilen, auch dürfte ihnen bei der Erörterung der Altersfragen der Keſzthely-Formen einige Bedeutung zukommen.

In Königshof (Bez. Hořowitz) kam im Frühjahr 1930 ein Skelettgrab zutage, in dem zwei kleine bronzene Gürtelbeſchläge mit Hängegliedern enthalten waren, deren Rankenverzierung in Durchbruchsarbeit ſie als awariſch beſtimmen.[48]) Weitere awariſche Funde wurden innerhalb des Burgwalles am Eingang des Scharkatales bei Prag gemacht. Außer den bereits bekannten vier Bronzebeſchlägen mit Rankenverzierung[49]) kann noch auf eine vierſeitige „Spange" mit durchbrochener Verzierung, die irgendein Fabeltier vorſtellt, hingewieſen werden, die vor Jahren im Gebiete des Burgwalles ausgeackert wurde.[50]) Gleichfalls einer Burgwallanlage und dem ihr unmittelbar vorgelagerten Gelände entſtammen ſieben bronzene Gürtelbeſchläge und Riemenzungen, die im Laufe einiger Jahre auf dem Südoſthange des Rubinberges bei Dollanka, Kr. Poderſam, aufgeſammelt wurden.[51]) Auch in der Nähe des Dorfes Liſchwitz, Kr. Poderſam, ſtieß man 1932 auf eine awariſche Bronzeſchnalle, die neben

---

[40]) Hohenberg und Krungl bei Mitterndorf, beide im Bez. Irdning, Nachweiſe bei Riegl-Zimmermann, Die ſpätrömiſche Kunſtinduſtrie in Oeſterreich-Ungarn. Bd. II, Wien 1923, S. 42.

[41]) Micheldorf, Bez. Kirchdorf, Jahrbuch der k. k. Zentralkommiſſion III, 1905, S. 214 ff., Enns (Riegl-Zimmermann, Spätrömiſche Kunſtinduſtrie II, Wien 1923, Taf. XVII, 1).

[42]) Prien, Bez.A. Roſenheim (Mainzer Zeitſchrift XXXIII, 1938, S. 3).

[43]) Lavigny bei Lauſanne, IPEK, Jahrbuch für prähiſtoriſche und ethnographiſche Kunſt XI, 1936/37, S. 143 f. Taf. XXVII, 6.

[44]) Eichloch bei Wörſtadt, Kr. Oppenheim, fränkiſches Grab 54 (ESA VII, 1931, S. 53). — Die Bogenendplatten aus Hirſchgeweih, die in einem germaniſchen Grabe bei Cannſtadt bei Stuttgart gefunden wurden, ſpricht Alföldi, ESA IX, 1934, S. 286, als awariſch an. Dieſe Bogenendplatten können jedoch unmöglich als awariſch gedeutet oder auf awariſchen Einfluß zurückgeführt werden, weil ſie aus einem Grabe ſtammen, das aus der Zeit um 400 n. Chr. ſtammt. Vgl. Veek, Die Alamannen in Württemberg, Berlin-Leipzig 1928, S. 24, 64 und 237 ſowie die Tafelbilder 11 A 1 und 48 B 1.

[45]) Schechowitz, Kr. Gleiwitz (E. Peterſen, Schleſien von der Eiszeit bis ins Mittelalter, Leipzig 1936, S. 201 Abb. 389) und kürzlich eine Riemenzunge im Kreiſe Pleß (Beninger, Germaniſcher Grenzkampf S. 98).

[46]) Tyynelä, Kſp. Perniö (Suomen Museo-Finsk Museum XXXIII, 1926, S. 1 ff. und dazu R. Fettich, ESA V, 1930, S. 52 ff. Abb. 1).

[47]) Nonsberg (Germania XII, 1928, S. 94, IPEK XI, 1936/37, S. 143 f. Taf. XXVII, 5, 8), Sonnenburg bei Bruneck (IPEK XI, 1936/37), S. 144, Taf. XXVII, 7). Zweifel über die Zuverläſſigkeit der Fundortsangaben äußerte Reinecke, Germania XXII, 1938, S. 256 ff.

[48]) Památky archeologické II, 1932, S. 194, Abb. bei Skutil, a. a. O. S. 30.

[49]) J. Schranil, Die Vorgeſchichte Böhmens und Mährens, Berlin 1928, S. 286 Taf. LXIII, 3, 6, 7, 10.

[50]) Časopis společnosti přátel starožitnosti českých v Praze XXII., 1914, S. 162. Weitere 3 bronz. Riemenbeſchläge aus dem Beſitz des Staatskonſervators Fira befinden ſich jetzt im Národní museum in Prag, wie ich kürzlich feſtſtellen konnte.

[51]) Sudeta III, 1927, S. 64 mit Abb. und H. Preidel, in: Ernſtberger, Heimat und Volk, Brünn 1927, S. 70 Taf. V, 9, 10, 12, 13, 16.

mit Wellenlinienbändern verzierten Scherben in einer mit großen Holzkohleresten verſetzten Kulturſchicht angetroffen wurde.[52]) Leider war es infolge der beſonderen örtlichen Verhältniſſe nicht möglich, die Fundumſtände durch eine Nachgrabung zu klären.

In der Umgebung von Dresden fand man wieder dreiflüglige Pfeilſpitzen aus Eiſen, wie ſie den Awaren eigen ſind.[53]) Für die eine von ihnen ſind die Fundumſtände nicht mehr zu ermitteln. Die andere jedoch ſtammt aus einem Brandgrabe, das in Dresden-Stetzſch geborgen wurde. Das handgearbeitete Gefäß, das die Pfeilſpitze enthielt, entſpricht im allgemeinen ganz der urſprünglichen altſlawiſchen Irdenware und auch der Grabbrauch könnte am eheſten in den Rahmen der altſlawiſchen Kultur eingeordnet werden, ſo daß das Grab am eheſten als awariſch-ſlawiſch angeſehen werden kann.

Für die Altersbeſtimmung der böhmiſch-ſächſiſchen Funde mit awariſchen Altſachen bieten dieſe Pfeilſpitzen jedoch keinerlei Anhaltspunkte. Dafür können nur die aus Böhmen vorliegenden Bronzebeſchläge in Betracht gezogen werden. Die meiſten dieſer Gegenſtände ſind nämlich nach aus Holz geſchnitzten Urſtücken gegoſſen worden, wie die Linienführung und Formgebung erkennen laſſen. Nur bei einigen Beſchlägen[54]) kann es ſich auch um Nachahmungen und Nachguß älterer Metallbeſchläge handeln, die im allgemeinen als ſpätere angeſehen werden.

Wenn auch dieſe Beobachtungen für die Zeitbeſtimmung der Funde nur wenig beſagen, ſo gewinnen ſie doch an Bedeutung, wenn man die geſchichtlichen Nachrichten mit heranzieht und wenn man ſich den Umſtand vergegenwärtigt, daß die Fundumſtände wie die verhältnismäßige Anzahl der Gegenſtände nicht darauf hinweiſen, als ſei die Mehrzahl der in Böhmen vorgefundenen awariſchen Altſachen lediglich auf Handelswegen dahin gekommen. Der Nachweis wenigſtens eines awariſchen Grabes, das Vorkommen awariſcher Altſachen im Bereiche altſlawiſcher Burgwalle ſowie die wiederholten Awareneinfälle in Thüringen während der zweiten Hälfte des 6. nachchriſtlichen Jahrhunderts finden durch die Annahme einer wenn auch kaum lange währenden Beſetzung Böhmens als Teil des Awarenreiches eine anſprechende Erklärung, jedenfalls bietet die geſchichtliche Ueberlieferung einen hinreichenden Grund, die aus Böhmen bekannt gewordenen awariſchen Funde eher an den Beginn als an das Ende der Awarenzeit (568—796 n. Chr.) zu verlegen.[55])

Auch im Reiche Samos, das in der erſten Hälfte des 7. Jh.s beſtand und eine weite Ausdehnung gehabt zu haben ſcheint[56]), durfte Böhmen eine gewichtige Rolle geſpielt haben. Dafür zeugen nicht nur die öfteren Einfälle der Slawen Samos in Thüringen, ſondern auch der Anſchluß der in Sachſen anſäſſigen Sorben unter Dervan an Samos Unternehmungen gegen die Franken, von denen Herzog Dervan abgefallen war. Ob auch die Lage der Wogaſtisburg, die man in letzter Zeit wieder

---

[52]) Preidel, in: Ernſtberger, a. a. O. S. 70, Taf. V, 11.

[53]) Bautzener Geſchichtshefte VII, 1929, S. 164 ff. Abb. 3, 6.

[54]) Schránil, a. a. O. Taf. LXIII, 6, Preidel, a. a. O. Taf. V, 12, 16

[55]) Die Behauptung Beningers (in: K. Ginhart, Die bildende Kunſt in Oeſterreich I. Baden bei Wien 1936, S. 140), die Awarenfunde Böhmens ſtammten erſt aus dem 8. Jh., „wahrſcheinlich ſogar aus dem ſpäten 8. Jh.", iſt daher abzulehnen.

[56]) Außer den Berichten Fredegars iſt noch die Conversio Bagoariorum et Carantanorum heranzuziehen.

mit dem Burberg bei Kaaden (Abb. 2) in Verbindung bringen möchte[57]), in dieſem Zuſammenhange mit ins Treffen geführt werden kann, iſt eine andere Frage.

Die Sprachforſcher[58]), die dieſe Wogaſtisburg auf dem Burberge bei Kaaden ſuchen, ſtützen ſich dabei auf den Namen des auf dieſem Berge gelegenen Ortes, deſſen älteſte Form 1401 als Uhosczt dictum Purberg überliefert iſt.[59]) Auch das ſüdöſtlich vom Burberge gelegene Dorf Atſchau wird 1352 Uhoczan und 1375 Ohoczan genannt. Der tſchechiſche Name für Atſchau Uhošt'any bedeutet ſoviel wie „Leute bei Uhošt". Da nun vor dem 12. Jh. im Tſchechiſchen h einem g entſpricht, ſo könnte einer älteren Form Ugosc ein Perſonenname Ogost oder Wogost zugrunde gelegt werden. Aehnliche Perſonennamen, nämlich Ogast und Uagast, ſind auch tatſächlich im 9. Jh. in Salzburg, in Regensburg und in Heſſen nachweisbar. Demnach wäre es ſehr wohl denkbar, vielleicht ſogar ſehr wahrſcheinlich, die 631 genannte Wogaſtisburg, des Wogaſt Burg, auf Grund der vorhandenen Ortsnamen mit dem Burberge bei Kaaden in Zuſammenhang zu bringen.

Allein, ſo anſprechend die gezogenen Schlüſſe auch ſein mögen, ſie finden in den Bodenfunden, denen bei der Klärung dieſer Frage immerhin auch einige Bedeutung zukommen dürfte, keinerlei Stütze. Gemeinſam mit Vertretern des Kaadner Muſeumsvereines unterſuchte ich im Sommer 1936 das geſamte Gelände des Berges und ließ an allen nur irgendwie verdächtigen Stellen Verſuchsgräben ziehen, um Spuren von Befeſtigungsanlagen zu finden, die der Wogaſtisburg Samos zugeſchrieben werden könnten. Alle vorgenommenen Unterſuchungen zeitigten jedoch kein Ergebnis in dieſem Sinne. Weder die ſtellenweiſe um die Hochfläche führenden Steinaufſchüttungen und Steinriegel, die namentlich auf dem Südweſtrande wallartig ausgeprägt ſind, noch die Riegel, die das zur Anlage einer Befeſtigung geradezu herausfordernde ſogen. Soſauer Eck abſchließen, können als Steinwälle angeſprochen werden. In allen Fällen handelt es ſich um aufgehäufte und zu oft recht anſehnlichen Riegeln geſchichtete Leſeſteine, unter denen öfters grün- oder gelbbraunglaſierte Tonſcherben vorgefunden wurden. Mit einer Befeſtigungsanlage haben ſomit dieſe Riegel nichts zu tun.

„Aber vielleicht lag die Wogaſtisburg überhaupt an anderer Stelle auf dem Berge!" meinte zuletzt R. Käubler[60]), dem ich ſeinerzeit ausführlich über die Ergebniſſe meiner Unterſuchungen berichtet hatte.. „Die Flurkarte des Dorfes verzeichnet nämlich für den Südoſten noch die Flurnamen „Altes Schloß" und „Schloßteich", die den anſäſſigen Bauern auch noch durchaus geläufig ſind. Vom Teich iſt zwar nichts mehr auffindbar. Aber eine ungefähr rechteckige, 50×60 m meſſende, ſteil nach allen Seiten abgeſetzte erhöhte Fläche findet ſich dort. Sie kann zwar natürlich be-

---

[57]) Die Lage des Burgberges bei Kaaden iſt auf der Karte Abb. 1 durch ein Kreuz beezichnet.

[58]) J. J. Mikkola, Archiv für ſlawiſche Philologie XLII, 1928, S. 77 ff., E. Schwarz, Sudeta IV, 1928, S. 157 ff.

[59]) Außer dem heute beſtehenden Orte Burberg liegt auf der Hochfläche des Berges eine Wüſtung, die Reſte eines aufgelaſſenen Dorfes, das jedoch nach den den erhaltenen Grundmauerſpuren nur aus wenigen Gebäuden beſtand. Nach den hie und da unter den Mauerreſten geborgenen Tonſcherben dürfte die Anſiedlung im Zuge des 30jährigen Krieges durch Feuer zerſtört worden ſein. Die Lage der Wüſtung an die der Flurname „Tſchegerle" — auf der Flurkarte des Dorfes in „Tſchegerle" verſchrieben —, der „aufgelaſſenes Dorf" bezeichnet, erinnert, iſt auf der Karte (Abb. 2) durch ein liegendes Kreuz bezeichnet.

[60]) Zeitſchrift für ſlawiſche Philologie XIV, 1937, S. 269.

dingt ſein, einen kleinen Baſaltplattenreſt als Unterlage haben, aber in ihrer Form läßt ſie beſtimmt menſchliche Umgeſtaltung erkennen. Bemerkenswert iſt auch, daß dieſe regelmäßige Erhöhung durch einen faſt allſeitig ausgebildeten Steinwall eingefaßt iſt. Und wer auf den umliegenden Feldern beharrlich ſucht, findet wie der Verfaſſer zuweilen auch fauſtgroße runde Kieſel, die nicht vom Berge, der ja aus Baſalt beſteht, ſtammen können. Sie weiſen darauf hin, daß Belagerer den Hang herauf das Schleudermaterial mitbrachten. Hier im Südoſten des Burberges", führt Käubler abſchließend aus, „müßten die von Preidel dankenswerter Weiſe begonnenen Grabungen fortgeſetzt werden, um eine zeitliche Beſtimmung dieſer Anlage zu ermöglichen."

Aber auch dieſer letzte Verſuch, Samos Wogaſtisburg mit irgend einem Bodendenkmale auf der Hochfläche des Burberges bei Kaaden zu verknüpfen, iſt unhaltbar. Meine Grabungen im Sommer 1936 ſchloſſen ſelbſtverſtändlich auch das „Alte Schloß" ein. Um in der Deutung dieſer Anlage jedoch ganz ſicher zu gehen, ließ ich einen kleinen Stichgraben in die von Steinaufſchüttungen umſäumte Unterlage hineintreiben. Dabei konnte feſtgeſtellt werden, daß die Steine ſorgſam aufgeſchlichtet waren, ſo daß eine faſt ſenkrecht abfallende Trockenmauer die aus Erde beſtehende Erhöhung umgeben hat. Dieſer Tatbeſtand ſowie die Geſtaltung der Anlage ſelbſt laſſen klar erkennen, daß es ſich um den Unterbau eines hochmittelalterlichen befeſtigten Herrenhauſes handelt. Der Beſtand der Turmburg iſt zwar von keiner Geſchichtsquelle vermerkt[61]), doch bewahrt der Flurname „Altes Schloß" die Erinnerung an ſie. Aber gerade das Schweigen der geſchichtlichen Ueberlieferung eröffnet für die Deutung der deutſchen und ſlawiſchen Ortsnamen eine Möglichkeit, die geeignet iſt, allen Schlüſſen der Sprachforſcher eine andere Wendung zu geben. Der zuerſt um 1400 nachweisbare Ortsname Uhosczt dictum Purberg kann nämlich auch von dem Burghügel „Altes Schloß" hergeleitet werden, denn unter den gegebenen Umſtänden liegt es immer näher, den vermuteten Perſonennamen Ogoſt, Wogoſt oder Ogaſt, Waggaſt oder ſeine ſpätere Form zunächſt mit der hochmittelalterlichen Turmburg in Zuſammenhang zu bringen als mit einer noch unbekannten Anlage, die aus der Zeit Samos ſtammen ſoll. Schon die bloße Möglichkeit jedoch, die Namensdeutungen auf jene früheſtens im 12. Jh. errichtete Turmburg auf der ſüdöſtlichen Hochfläche des Burberges zu beziehen, entkräftet die Behauptung der Sprachforſchung, den Burberg als Standort der Wogaſtisburg Samos zu betrachten. Da nun weder die Sprachwiſſenſchaft noch die Bodenforſchung eine hinreichend begründete Stütze für die Gleichſtellung des Burberges mit der Wogaſtisburg Samos beibringen können, erſcheint es beſſer, die Annahme überhaupt fallen zu laſſen, auch wenn der Gedanke daran lieb und vertraut geworden iſt.

Damit entfällt zwar ein ſehr gewichtiges Zeugnis für die Beſtimmung des Schwerpunktes im Slawenreiche Samos, doch reichen die in den Geſchichtsquellen gebotenen Hinweiſe völlig aus, die Annahme zu begründen, daß Böhmen im Reiche Samos eine gewichtige Rolle ſpielte. Der Rahmen, in den die awariſchen Bodenfunde Böhmens zeitlich gehören, läßt ſich damit auf die Jahre 561 oder 568 bis etwa 623 genauer beſtimmen. Daß nach dem Tode Samos Böhmen wieder in den Macht-

---

[61]) Das iſt jedoch nichts Befremdliches, denn auch über die ſchleſiſchen und öſterreichiſchen „Hausberge", „Burghügel", oder „Turmhügel" berichtet keine Geſchichtsquelle.

[62]) Zuletzt Skutil, a. a. O. S. 16 f. Abb. 17.

bereich der Awaren geriet, wie das für Mähren wahrſcheinlich zu machen iſt, iſt kaum anzunehmen, weil in Böhmen die Dinge doch ganz anders liegen.

Mähren, das dem Kerngebiete der Awarenmacht weſentlich näher liegt als Böhmen, hat demgemäß auch eine größere Zahl awariſcher Funde aufzuweiſen. Neben Altſachen, deren Fundumſtände heute nicht mehr ſicherzuſtellen ſind, einer prächtigen Riemenzunge aus Pohrlitz (Kr. Nikolsburg)[62]) und einer eiſernen Axt aus Ungariſch Oſtra (Bez. Ung. Brod)[63]), ſtammen viele Fundſtücke auch aus altſlawiſchen Burgwällen, eiſerne dreiflüglige Pfeilſpitzen, Schnallen, Riemen- und Gürtelbeſchläge, Pferdezaumzeug u. a. aus dem Burgwall „Altes Schloß" bei Löſch (Bez. Brünn)[64]), eine eiſerne Pfeilſpitze mit drei Flügeln vom Pöltenberge bei Znaim[65]). Weitere awariſche Funde lieferten einzelne oder in Gruppen beiſammenliegende Skelettgräber, ſo bei Höflein (Kr. Znaim)[66]), bei Neu Schallersdorf (Kr. Znaim)[67]), bei Wlkoſch (Bez. Gaya)[68]), bei Grumwirſch (Bez. Auſpitz)[69]), bei Branowitz (Bez. Auſpitz)[70]), bei Lautſch (Bez. Auſpitz)[71]) und bei Unter Tannowitz (Kr. Nikolsburg)[72]). Viele dieſer Gräber enthalten nicht nur Metallſachen, ſondern auch Tongefäße, die vielfach ſtark an die altſlawiſchen Irdenwaren gemahnen. Für das Nebeneinander- und Zuſammenleben von Awaren und Slawen ſind jedoch die Funde aus Altſtadt (Bez. Ungariſch Hradiſch) von beſonderer Bedeutung, namentlich die awariſchen Begräbniſſe auf dem Friedhofe „Na Valách", der bis in das 10. Jh. hinein benützt worden iſt.[73]).

Nach dieſen Fundverhältniſſen unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß ſich auch während des 7. und 8. Jh.s im ſüdlichen Mähren Awaren aufgehalten haben, wie das auch für das benachbarte Niederöſterreich wahrſcheinlich gemacht werden konnte.[74]) Das ſetzt natürlich voraus, daß dieſe Landſchaften nach dem Zerfall des Reiches König Samos wieder in den Machtbereich der Awaren einbezogen wurden, bis die Kriege Karls des Großen dem ein Ende bereiteten. Erſt damals gerieten Niederöſterreich und Mähren in eine mehr oder weniger enge Abhängigkeit zum Frankenreiche.

Was nach dem Tode Samos in Böhmen vor ſich ging, ob das Land gleich oder erſt ſpäter den Franken untertan wurde, ſei einer beſonderen Arbeit vorbehalten.

---

[63]) Schránil, a. a. O. S. 287 Taf. LXIII, 2, 4.

[64]) Zuſammenfaſſend Skutil, a. a. O. S. 14 Abb. 9, 2, 11, 12.

[65]) Skutil, a. a. O. 13 Abb. 9, 1.

[66]) Skutil, a. a. O. 13, 23 Abb. 21.

[67]) Skutil, a. a. O. 23 Abb. 22. — Beninger-Freiſing, Die germaniſchen Bodenfunde in Mähren, Reichenberg 1933, S. 48 geben nach dem Vorbilde von A. Rzehak, Südmähriſches Heimatbuch, Nikolsburg 1923, S. 285 als Fundort die Nachbargemeinde Edelſpitz an. Vgl. dazu auch J. L. Červinka, Germáni na Moravě, Anthropologie XIV (1936), S. 135, wo die Abb. 26 auch die übrigen Altſachen des Gräberfeldes wiedergegeben ſind.

[68]) Skutil, a. a. O. S. 17 f.

[69]) Schránil, a. a. O. S. 286 Taf. LXIII, 9, Skutil, a. a. O. S, 13 f,

[70]) Skutil, a. a. O. S. 18 f. Abb. 18, 19.

[71]) Skutil, a. a. O. S. 8 f. Abb. 1—3.

[72]) Skutil, a. a. O. S. 9 ff. Abb. 4—8.

[73]) Vgl. Skutil, a. a. O. S. 15 f. Abb. 14—16, Germania XXIII (1939), S. 119 ff Abb. 1.

[74]) Vgl. die Note 3.

Die Tatſache jedoch, daß eine fränkiſche Heeresabteilung im Jahre 791 zweimal ungehindert Böhmen durchziehen konnte, läßt ſchon erkennen, daß das Land mindeſtens zur Zeit Karls des Großen bereits zum fränkiſchen Machtbereiche gehörte.

Zuſammenfaſſend läßt ſich ſagen, daß man nach dem derzeitigen Stande der Forſchung die Frage, ob ſich Awaren längere Zeit in den Sudetenländern aufgehalten haben, grundſätzlich bejahen muß. Wenn auch die geſchichtlichen Nachrichten ziemlich deutliche Hinweiſe dafür boten, ſo ließen ſie doch verſchiedenen Bedenken einen genügend breiten Spielraum. Wenn nunmehr aber zur Stütze dieſer Geſchichtsquellen im zunehmenden Maße auch awariſche Bodenfunde mit herangezogen werden können, gewinnt die Annahme immer mehr an Wahrſcheinlichkeit, daß den Awaren in der Geſchichte der Sudetenländer eine weſentlich bedeutſamere Rolle zukommt, als man ſie ihnen bis jetzt gemeinhin zubilligen konnte. Nach dem heutigen Forſchungsſtande wird man die zeitweiſe Zugehörigkeit der Sudetenländer zum Herrſchaftsgebiete des Awarenreiches nicht mehr in Zweifel ziehen können. Das gilt vor allem für die Zeit vor dem Slawenaufſtand unter Samo, in deſſen Staate die Sudetenländer ſicherlich einen hervorragenden Platz einnahmen. Die Tatſache, daß es trotz ſcharfſinniger Begründungen noch immer nicht gelungen iſt, den Standort der Wogaſtisburg Samos zu ermitteln, kann der Annahme von der Ausdehnung des Samoſchen Reiches von Steiermark bis Böhmen keinen Abbruch tun, weil ſonſt die vorliegenden geſchichtlichen Nachrichten nicht in Uebereinſtimmung gebracht werden können. Zum weiteren iſt aber auch kaum zu bezweifeln, daß das Slawenreich Samos ſeinen Begründer lange überlebt haben wird, denn die aus den Verbindungsländern Niederöſterreich und Mähren herſtammenden awariſchen Bodenfunde laſſen es vielmehr höchſt wahrſcheinlich erſcheinen, daß die Gebiete wohl bald wieder unter die awariſche Oberhoheit zurückkehren mußten. Erſt die Kriege Karls des Großen beſeitigten die awariſche Vorherrſchaft und gliederten Niederöſterreich und Mähren in das Frankenreich ein, dem Böhmen, wenn auch vielleicht zunächſt nur loſe, ſchon früher angeſchloſſen war. Die Gründe darzulegen, die zu einer derartigen Annahme führen, ſind einer eigenen Arbeit vorbehalten.

Saaz. Helmut Preidel.

Nachtrag zu Franjo Bučar: Über die Fundſtellen der alten kroatiſchen Drucke aus der Zeit der Reformation in den Bibliotheken Deutſchlands.

Die Aufſtellung der Fundſtellen der alten kroatiſchen Drucke aus der Zeit der Reformation in den deutſchen Bibliotheken von Franjo Bučar (SODF III [1938], 701—15) enthält die Aufforderung, nach dem Vorhandenſein weiterer Exemplare kroatiſcher Drucke der Reformationszeit zu forſchen und bringt zugleich einen Hinweis auf die Möglichkeit neuer Funde durch die Aufzählung derjenigen fürſtlichen Perſönlichkeiten und ſtädtiſchen Magiſtrate der Reformationszeit, an welche nachweislich von den Herausgebern und Leitern des kroatiſchen Druckwerkes ſolche Drucke verſandt wurden. Unter den Fürſten, welche das „Werk" des Hans von Ungnad moraliſch und finanziell gefördert haben, befindet ſich auch Landgraf Philipp von Heſſen. Bučar vermutet in dem genannten Aufſatz richtig, daß die ihm von Hans von Ungnad zugeſandten Exemplare ſich in der Landesbibliothek von Kaſſel befinden, und zählt auch S. 708 die in Kaſſel befindlichen Drucke, 11 an der Zahl, auf. Nun iſt aber nur ein Teil der Bibliothek des Landgrafen Philipp in den Beſitz der Lan-

desbibliothek in Kaſſel gelangt. Ein anderer Teil befindet ſich im Beſitz des Preußiſchen Staatsarchivs in Marburg (Lahn). Unter den Akten des Landgrafen Philipp findet ſich nun ein bisher unbearbeiteter Briefwechſel Hans von Ungnads mit Philipp von Heſſen, der nicht nur zahlreiche wertvolle Angaben über das Schickſal Hans von Ungnads, ſondern eine Reihe von Berichten über die Uracher ſlowениſchen und kroatiſchen Drucke enthält, über die ich demnächſt Weiteres berichten werde. Dieſen Akten ſind auch zwei Druckſchriften aus der Ungnadſchen Druckerei in Urach beigefügt. Es handelt ſich 1) um einen Probezettel des zyrilliſchen Alphabets in Folioformat, der außerdem das kroatiſche Vater-Unſer in zyrilliſchen Buchſtaben ſowie das Datum TVBYNGAE 1561 enthält und einem Schreiben Ungnads an Philipp vom 14. Sept. 1561 beigelegt iſt, in dem dieſer über die Ueberſetzung des lutheriſchen Katechismus und des Neuen Teſtaments in die windiſche Sprache berichtet;

2) um einen glagolitiſchen Druck: Der Cathechismus (mit kurtzen auß-legungen) Symbolum Athanasii, vnnd ein Predig von der Krafft vnd würck-ung des rechten chriſtlichen Glau-bens / in der Crobatiſchen Sprach (glagolitiſ), Tübingen 1561. Die Signatur der Akten iſt: Polit. Arch. des Landgr. Philipp Nr. 1423 Akten des Landgrafen Philipp 1541—1565.

In der Univerſitätsbibliothek Marburg befinden ſich folgende kroatiſche Drucke aus der Uracher Druckerei Hans von Ungnads, die alle in der nachfolgenden Reihenfolge in einem einzigen Band (Sig. XIX b 338 b) mit zahlreichen anderen ſeltenen Drucken, z. B. von Valentin Weigel, zuſammengebunden ſind.

1) Kurtze außlegung über die Sontags / vnd der fürnembſten Feſt Euangelia / durch das gantz jar / jetzt erſtlich in Crobatiſcher Sprach mit Ciruliſchen Buchſtaben getruckt Tübingen 1563. Von dieſem Druck iſt erhalten lediglich das Titelblatt, das als Eigentümer Johannes Vultejus verzeichnet, und die deutſche Vorrede an Herzog Albrecht von Preußen, insgeſamt 6 Blätter.

2) Der ander halb theil des newen Teſtaments / jetz zum erſten in die Crobatiſche Sprach verdolmetſcht / vnd mit Glago liſchen Buchſtaben getruckt. Tübingen 1563 Von dieſem Druck iſt erhalten das Titelblatt und die kroatiſche Vorrede in glagolitiſchen Buchſtaben, insgeſamt 4 Blätter.

3) der erſt halb Theil des newen Teſtaments / darinn ſein die vier Euangeliſten / vnd der Apoſtel Geſchicht / jetzt zum erſten mal in die Crobatiſche Sprach verdolmetſcht / vnd mit Glagoliſchen Buchſtaben getruckt. Tübingen 1562. Von dieſem Druck iſt nur vorhanden das Titelblatt und die deutſche Vorrede an König Maximilian von Böhmen, insgeſamt 16 Blätter.

4) Die kroatiſche Poſtille in glagolitiſchen Buchſtaben: Kurtze außlegung über die Sontags / vnnd der fürnembſten Feſt Euangelia / durch das gantz Jar / jetzt erſtlich in Crobatiſcher Sprach mit Crobatiſchen Buchſtaben getruckt, Tübingen 1562. Dieſer Druck iſt als einziger in dieſem Sammelband ganz erhalten und umfaßt 144 Blätter.

Marburg (Lahn). Ernſt Benz.

Carl Uhlig †.

Am 12. September 1938 ſtarb in Tübingen, der Stätte ſeines langjährigen Wirkens, der Profeſſor der Geographie an der dortigen Univerſität, Carl Uhlig. Nach zweierlei Richtung verdient ſein Name in der Erinnerung der Zeitgenoſſen und der Nachwelt feſtgehalten zu werden: als einer der tätigſten wiſſenſchaftlichen

Pioniere an der Erforſchung Deutſch-Oſtafrikas und, in ſpäteren Jahren, als einer der erſten akademiſchen Vertreter einer ſyſtematiſchen Pflege der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des Auslandsdeutſchtums.

Carl Uhlig wurde am 29. Auguſt 1872 zu Heidelberg als Sohn eines bekannten Schulmannes geboren, ſtudierte in Halle, Göttingen, Heidelberg und Freiburg Geographie und Naturwiſſenſchaften, arbeitete nach ſeiner Promotion (1897) und größeren Reiſen (beſonders in Rußland) bei E. v. Richthofen in Berlin. 1900 trat er in den Dienſt der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und war nun bis 1906 vorwiegend als Meteorologe, aber auf ausgedehnten Forſchungsreiſen auch auf allen geographiſchen Gebieten mit großem Erfolg tätig, wovon hier nicht näher zu reden ſein ſoll. 1908 habilitierte er ſich an der Univerſität Berlin und erhielt 1910 eine Berufung an die Univerſität Tübingen, der er bis zu ſeiner Emeritierung i. J. 1937 treu blieb.

Der Verluſt der deutſchen Kolonien verwies C. Uhlig auf ein neues Arbeitsfeld, zu dem den ſtets leidenſchaftlich deutſch fühlenden Mann die Lage der vom Reich abgetrennten und auch kulturell und ſeeliſch von ihm gelöſten deutſchen Volksgruppen führte. Schon 1917 wurde er Vorſtandsmitglied des Deutſchen Auslandsinſtituts in Stuttgart und wirkte hier als Mitglied des wiſſenſchaftlichen Beirats; ſeit 1930 war er Leiter des Heims auslandsdeutſcher Studierender der deutſchen Burſe Tübingen. Viel wertvoller aber noch wurde auf dieſem Gebiete ſeine Lehrtätigkeit. Durch eigene Reiſen 1923—26 und durch Reiſen mit ſeinen Schülern mit vielen Gebieten des Südoſtens, insbeſondere mit Ungarn, Rumänien, Beſſarabien und der Dobrudſcha vertraut, denen er eine Reihe von grundlegenden Aufſätzen widmete, hat er als erſter akademiſcher Lehrer der Geographie viele ſeiner Schüler zur wiſſenſchaftlichen Behandlung auslands- und volksdeutſcher Themen angeregt. Zahlreiche einſchlägige Arbeiten (von denen viele auch in dieſen Blättern gewürdigt wurden) ſind aus ſeiner Schule hervorgegangen, von denen namentlich die von J. Schewitz (Preßburg und Umgebung [1935]), O. Faas (Deutſches Bauernland im Bergland der Schwäbiſchen Türkei [1936]), G. Schuon (Die nordöſtliche Schwäbiſche Türkei [1936]) genannt ſeien; er hat aber auch verſtanden, die im Reich ſtudierenden Angehörigen der deutſchen Volksgruppen heranzuziehen und auf ihre Deutſchtumsarbeit in der Heimat vorzubereiten. Vor allem iſt es C. Uhlig zu danken, daß die Univerſität Tübingen in beſonders engen Beziehungen zum Deutſchtum des nahen Südoſtens ſtand; ſein früher Tod bedeutet auch von dieſem Geſichtspunkt einen ſchmerzlich empfundenen Verluſt.

München. Fritz Machatſchek.

Erklärungen ſiebenbürgiſcher Ortsnamen

Berichtigungen zu dem Artikel von R. Huß in den SODF III (1938), 827—833.

Sarmizegetusa < Sarmatagetae, eine Variation aus einer Inſchrift, welche die Bedeutung „Stadt der Sarmaten" (S. 828) haben könnte. — A. Philippide, Originea Romînilor, Jaſſy 1925, I, S. 445, und J. J. Ruſſu, Sarmizegetusa, Klauſenburg 1936, S. 4–5, ſchreiben nach den Quellen: *Ζαρμιζεγέδουσα, Ζαρμεζεγέδουσα, Ζαρμιγέδουσα, Σαρμισεγέδουσα, Σαρμισεγέδοῦσα,* Zarmizeget(h)usa, Zermiz . . ., Sermis . . .- Sarmizegetusa. Der wahre Name dieſes Ortes hätte ſein müſſen: Zermizegetusa < Zermiz- (vgl. Zermízara), + -egetusa, das noch zu erklären bleibt.

Germisera, Germisara aus dem thrak. germi- „warm", indogerman. sar-a „Waſſer" (S. 830 Anm.). — A. Philippide, Orig. Rom. I, S. 445—447, und J. J. Ruſſu, Sarmizegetusa, S. 5–6, ſchreiben nach den Quellen: *Γερμίζερα, Γερμίζιργα, Ζερμίζεργα, Ζερμίζιργα,* Germisara. Nach A. Philippide kommt das Wort von germ = „warm" + thrak. *zera „Waſſer", wovon zăr und zară < *zeară bleiben. Zară dagegen (in der Bedeutung von Magermilch, die bei der Bereitung der Butter übrig bleibt) käme aus dem thrak. *zala = albaniſch ʃałă, aus dem das mazedorumän. ʃală und zală ſtammt (vgl. G. Paſcu, Dictionnaire étymologique macédorumain, VI 109). Der wahre Name der Stadt hätte ſein müſſen Zermízara, Zermízera < thrak. *zermízo „warm ſein", das einem griechiſchen **θερμίζω* = *θερμάζω* und dem alban. zjarm „Wärme" = griech. *θερμή* entſprechen würde. Die Ortſchaft Zermízara (= Germisara), Zermízera (= Germizera) entſpricht gerade dem heutigen Dorf Feredö-Gyógy, im Oſten von Deva, etwas nördlich von Broos, wo warme Mineralquellen ſind. (A. Philippide, a. a. O.) Die Schlußſilbe '-ara, '-era iſt ein dem Suffix '-ara und '-era entſprechendes Suffix, das auf keltiſchem Boden den Namen der Flüſſe bildet. (Vgl. Meyer-Lübke, Die Betonung im Galliſchen, Wien 1901, S. 49—51), dann das Suffix '—aris, das den Flußnamen auf thrak. Boden bildet, wie Naparis, Sagaris (A. Philippide, Orig. Rom. I, 460), und der rumäniſche Name des Fluſſes Donau < don-, das ſich in Don und D(o)nistru—Nistru findet, Name eines Fluſſes in Rußland (vgl. G. Paſcu, Viaţa Romînească, Sept. 1913, eine von Philippide, a. a. O. I 460, übernommene Ableitung).

Cărpiniş: älter Cărpeniş (fälſchlich Cîrpeniş) (S. 832, Anm. 27), belegt in einer Anzahl von Ortsnamen in den Komitaten Gorj, Vîlcea, Dîmboviţa, Rîmnicu Sarat, Bacău, Dorohoiu, Suceava (vgl. Marele Dictionar geografic al Romîniei) = cărpiniş, cărpeniş, „lieu planté de charmes, charmaie" < carpăn, -en < latein. carpinus + Suffix -iş, das Worte mit der Bedeutung einer Pflanzungsſtätte bildet. (Vgl. G. Paſcu, Sufixele Romîneşti, S. 353.) Demnach iſt das madjariſche Karpennyes ſowie auch das griech. *Καρπενίσιον* im Pindusgebirge (vgl. G. Paſcu, Archivum Romanicum, 6/1922, S. 226) von den Rumänen entlehnt.

Härina (S. 831, Anm. 23) = gărînă (Dicţionarul Academiei) 1.) „geholzter Wald", 2.) „junger Wald" < ruſſ. garj „die im Walde ausgebrannte Stelle", rom. arsură (d. h. „brûlure" < arde „brûler") + Suffix -ină, vgl. das mazedorumäniſche cupîcină „forêt de jeunes chênes" < cupaciu „chêne". Da das Suffix -ină in dieſem Zuſammenhang ſlaw. Herkunft iſt (vgl. G. Paſcu, Suf. Rom. 206–212), iſt ſehr wahrſcheinlich, daß härînă aus dem ukrainiſchen und ruſſ. *garina (ſprich garína und harína) ſtammt.

Jaſſy. G. Paſcu.

Bücher- und Zeitſchriftenſchau.

Überſetzte Titel von Zeitſchriftenaufſätzen ſind mit * verſehen. Mit R gezeichnete Notizen ſind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Beſprechungen hintereinander vom gleichen Verfaſſer, ſo iſt nur die letzte gezeichnet. Die Verfaſſer einſchlägiger Veröffentlichungen und Aufſätze werden um Einſendung von Beſprechungsſtücken gebeten.

I. Allgemeines.

Sippenkunde des Deutſchtums im Ausland. Jahrbuch, herausgeg. vom Deutſchen Ausland-Inſtitut, Hauptſtelle für die Sippenkunde des Deutſchtums im Ausland (Leiter: M. Griſebach). 3. Jahrg. Stuttgart: In Komm. Kurier-Verlag G.m.b.H. 1938. 199 und 60 S. RM. 4.—.

Aufſätze, die das Deutſchtum im Südoſten (Jugoſlawien, Rumänien) und Oſten (Polen, Rußland), ſowie ſüdoſtdeutſche Sekundärſiedler in Amerika (aus dem Banat, der Bukowina, Dobrudſcha, Siebenbürgen uſw.) betreffen, füllen dieſen Band etwa zur Hälfte. Dazu werden in einer Bibliographie für die Sippenkunde des Deutſchtums im Auslande 1936 und 1937 zahlreiche Arbeiten über die Südoſtländer aufgeführt. Was den Ergebniſſen beſonderen Wert verleiht, iſt, daß die intenſive Gemeinſchaftsarbeit zwiſchen der Hauptſtelle für Sippenkunde und allen intereſſierten Privatperſonen, Forſchern und Inſtituten vielfach weit über die Erfaſſung einer einzelnen Sippe oder einer einzelnen Ortſchaft hinausführen konnte. So behandelt die „Forſchungsſtelle Schwaben im Ausland" (K. Stumpp) das geſamte Beſſarabiendeutſchtum nach Herkunftsorten — beſonders eingehend und kartographiſch dargeſtellt die württembergiſchen — und Auswanderungsdaten, oder ein ganzes rußlanddeutſches Kirchſpiel (kath. Dörfer Blumental, Heidelberg, Hochheim und Waldorf im Molotſchnaer Koloniſtenbezirk) wird in ſeiner Bewohnerſchaft rekonſtruiert (W. Bräuer). Es iſt möglich, die Ergebniſſe der Auswandererherkunftsforſchung für die jugoſlawiſche Batſchka kritiſch zu überſchauen (J. G. Boeckh) und Anregungen zu ihrer Verbeſſerung und Vertiefung zu geben. A. Cſallner muß man für die Vorſchläge danken, die er zum Ausbau der genealogiſchen Aufzeichnungen in der ſiebenbürgiſchen Kirchenbuchführung zu machen hat (Schaffung eines „Erbarchivs" durch Zuſammenarbeit von Pfarrer und Arzt). Ueberhaupt wird an mehreren Stellen klar ausgeſprochen, daß die Sippenkunde eine Hilfswiſſenſchaft ſein will — unentbehrlich freilich für die erbbiologiſche und volkstumsgeſchichtliche Forſchung, deren Vertretern auch in dem letzten Band ein Hilfsmittel von hohem Wert in die Hand gegeben wird.

Breslau. H. Grimm.

Pietſchmann, Viktor: Die Donau. Deutſchlands anderer Schickſalsſtrom. Jena: Eugen Diederichs (Oſtmark-Schriften) 1939. 60 S.

Obwohl die Zahl der in den letzten Monaten über den Donauraum geſchriebenen Abhandlungen nicht gerade gering iſt, verdient die Schrift P.s doch aus verſchiedenen Gründen beſondere Beachtung. Vor allem gewinnt man bei der Lektüre des Buches bald den Eindruck, daß es nicht am Schreibtiſch entſtanden iſt, ſondern daß der Verf. die verſchiedenen Donaulandſchaften aus eigener Anſchauung kennt und daß er über die Lebensbedingungen der Bewohner wohl unterrichtet iſt. So gelingen ihm auch am beſten die — durch die dichteriſche Sprache beſonders reizvollen — Schilderungen des Fluſſes und der von ihm durchſtrömten Landſchaften. Die Geſchloſſenheit des Werkes tritt vor allem darin hervor, daß er die Beziehungen der Landſchaften und ihrer Bewohner zu einander aufweiſt, wobei ſich ſeine Ausführungen beiſpielsweiſe ſogar auf die Verwandtſchaft zwiſchen Wiener und ſchwäbiſcher Küche erſtrecken. Den Städten und Ortſchaften, welche die Donau berührt, widmet P. ausführliche Betrachtungen, ſowohl nach ihrer geſchichtlichen Bedeutung wie nach ihrer Bedeutung als Mittelpunkte von Handel und Induſtrie. So wird neben den Städten des Altreichs beſonders Linz in ſeiner mannigfachen Bedeutung aufgezeigt. Bei der Behandlung Wiens ſcheint uns dagegen die Bedeutung, die dieſe Stadt in den letzten zwei Jahrhunderten als Vermittlerin deutſcher Kultur nach dem Südoſten gehabt hat, nicht genügend gewürdigt. Auch bei der Schilderung der vom Unterlauf des Stromes berührten nichtdeutſchen Städte (z. B. Budapeſt) hätte auf die mannigfachen Berührungen zwiſchen fremder und deutſcher Kultur

noch mehr eingegangen werden können. Die geſchichtlichen Teile hätten im übrigen gewonnen, wenn der Verf. ſich vor manchen Ueberſpitzungen gehütet hätte, z. B. daß die Aufteilung der alten Monarchie vor allem durch die Donauſchiffahrt verurſacht worden ſei, da England die Donau als Anfangsſtrecke des Weges nach Indien betrachtet hätte!

Recht gut gelungen erſcheinen uns die dem Hauptteil folgenden Abſchnitte „Was die Donau birgt und bietet" und „Wie das Geltungsgebiet der Donau erweitert werden ſoll". Weden.

Lück, Kurt: Der Mythos vom Deutſchen in der polniſchen Volksüberlieferung und Kultur. Forſchungen zur deutſch-polniſchen Nachbarſchaft im oſtmitteleuropäiſchen Raum. Poſen: S. Hirzel/Leipzig 1938. X + 518 S. 12 Taf. RM. 13.50.

Das Verhältnis des deutſchen Volkes zu ſeinen Nachbarn im Oſten und Südoſten, deren Unterſuchung in der letzten Zeit mit Recht mehr und mehr in den Vordergrund gerückt iſt, kann in ſeinem vollen Umfang nur dann richtig erfaßt werden, wenn wir auch die pſychologiſche Seite entſprechend berückſichtigen. Gerade für die Formen der oſtmitteleuropäiſchen „Nachbarſchaft" ſind oft nicht ſo ſehr die „objektiven" Gegebenheiten, ſondern die rein pſychologiſchen Triebkräfte entſcheidend. L. bietet uns mit ſeiner vorliegenden Unterſuchung gerade nach dieſer Seite Aufſchlüſſe und Ergebniſſe, die nicht nur zum Verſtehen der deutſch-polniſchen Beziehungen von größter Wichtigkeit ſind, ſondern auch wertvolle Anhaltspunkte und Vergleichspunkte für ähnliche Frageſtellungen bieten, die ſich auf den Südoſten beziehen. Im Rahmen dieſes Hinweiſes kann auf den Inhalt dieſer Arbeit leider nicht im einzelnen eingegangen werden. Von beſ. Wichtigkeit iſt, daß L. bei ſeinen Unterſuchungen die polniſche Volksüberlieferung weitgehend berückſichtigt und ihr den 1. Teil ſeines Werkes (S. 17—269) einräumt. Dadurch gelingt es, vor allem die inſtinktive Reaktion der Nachbarſchaft und des Zuſammenlebens weitgehend zu veranſchaulichen. Im 2. Teil behandelt L. die deutſch-polniſchen Beziehungen im Lichte der ſchöngeiſtigen Literatur (S. 273—476), wobei allerdings auch Dinge angeſchnitten werden, die in andere Bereiche gehören (vgl. z. B. S. 426 ff.). Das Buch L.s, das keine leichte Lektüre darſtellt, iſt jedenfalls auch für die deutſche Südoſtforſchung wertvoll, da es eine Fülle wichtiger Anhaltspunkte und Vergleichsmöglichkeiten bietet. R.

Harris, David: A Diplomatic History of the Balkan Crisis of 1875—1878 (Geſchichte der Diplomatie während der Balkankriſe 1875—1878). The first year. (Hoover War Library Publications Nr. 11.) Stanford: University Press. 1936. 474 S.

Themen aus der politiſchen Geſchichte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts zu behandeln dürfte für den Hiſtoriker der Gegenwart von beſonderem Reiz ſein. Handelt es ſich doch um eine Epoche, zu der zwar nur die wenigſten der Lebenden noch perſönliche Beziehungen haben, die aber andererſeits ſo viele Keime zu den geſchichtlichen Ereigniſſen unſeres Jahrhunderts in ſich birgt, daß man dieſe Zeit kaum ſchon als „Geſchichte" im engeren Sinne dieſes Wortes bezeichnen kann. Daher dürfte es einem guten Geſchichtsſchreiber nicht ſchwer fallen, dieſe Jahre auch für den Fernerſtehenden zu verlebendigen. Harris iſt dies jedenfalls vollauf gelungen. Er vermittelt auch dem hiſtoriſch weniger geſchulten Leſer Verſtändnis für die ſo kompliziert ſcheinenden Vorgänge der Orientkriſis dadurch, daß er die Unabhängigkeitsbeſtrebungen der Balkanvölker auf ihre ideologiſchen Urſprünge zurückführt und auf ihre hiſtoriſche Berechtigung prüft. Er unternimmt hierbei geſchichtliche Exkurſe bis ins 17. Jh. zurück, verweiſt auf die Aufforderung des Bosniaken George Križanič an den Zaren, die fünf Zweige der großen ſlawiſchen Familie, die unter fremder Herrſchaft ſchmachteten, unter ſeinem Zepter zu vereinigen, und läßt dabei nicht unerwähnt, daß im Gegenſatz zu Kr., der den Streit zwiſchen griechiſchen und lateiniſchen Chriſten begraben wiſſen wollte, die meiſten Serben einer Verſtändigung mit der römiſchen Kirche innerlich ablehnend gegenüberſtanden.

Beſonders ausführlich geht H. auf die erſte eigentliche „panſlawiſtiſche" Literatur im 19. Jh. ein, die teils auf engere, teils auf loſere Zuſammenfaſſung der Slawen, teils nur politiſch gegen Oeſterreich, teils gegen die weſtliche Kultur überhaupt gerichtet iſt. Da Vf. insbeſondere dem 1871 erſchienenen Werke Danilevskis „Russia and Europe" eine überragende Bedeutung für die Entwicklung des panſla-

wiſtiſchen Gedankens (veritable Bible of the movement") zuſchreibt, ſeien die Leſer unſerer Zeitſchrift, die ſich näher mit den Anfängen dieſer Bewegung befaſſen möchten, auch an dieſer Stelle auf die Lektüre dieſes Buches, deſſen Inhalt H. eingehend erörtert, verwieſen.

Auch bei der Schilderung der Einwirkungen der allſlawiſchen Ideen auf die Politik der Großmächte, insbeſondere Rußlands, geht Verf. zeitlich ſehr weit zurück. Er verweiſt auf erſte Anzeichen dieſer Ideen in politiſchen Plänen Peters d. Gr. und Katharinas II., bei denen es ſich aber nur um Gemeinſamkeiten des Glaubens handelte, während das Raſſenbekenntnis in Rußland erſt im 19. Jh. zur Geltung kam, was ſich damals vor allem in der Belebung der ſlawiſchen Studien in dieſem Lande kundtat. Offen begünſtigt wird die Bewegung aber erſt durch den Zaren Nikolaus II., nachdem ſie noch von Nikolaus I., der in ihr nur eine Verwandte des Liberalismus ſah, unterdrückt worden war. Den größten Auftrieb gab den allſlawiſchen Bewegungen naturgemäß der Krimkrieg und die mit dem Friedensſchluß verbundene politiſche Demütigung der ruſſiſchen Großmacht. Die Ideen der Schwärmer und die Pläne der Politiker bekommen jetzt feſte Konturen, wobei feſtzuſtellen iſt, daß die Hauptträger der Ideen damals keineswegs übertriebenen chauviniſtiſchen Gedankengängen huldigten. Danilevski z. B., deſſen grundlegendes Werk wir oben erwähnten, fordert für Rußland nur geringen Gebietszuwachs, im übrigen vor allem die Herſtellung autonomer Staaten (Südſlawiens, der Tſchecho-Slowakei, Bulgariens, Großgriechenlands und eines madjariſchen Ungarn („an exclusively Magyar Hungary").

In dem einleitenden Teil, der die bezeichnende Ueberſchrift „The broth and the cooks" trägt, geht H. auch auf die Geſchichte der Türkei und der beiden Länder Bosnien und Herzegowina ausführlich ein, vor allem auf die konfeſſionellen Verhältniſſe in dieſen beiden Provinzen. Ebenſo geht er auch anläßlich der Kennzeichnung der Stellungnahme Oeſterreichs zu dem Orientproblem auf die Geſchichte dieſes Reiches der vorangehenden $1^1/_2$ Jahrhunderte ein, wobei er die Außenpolitik der öſterreichiſchen Regierung in dieſem Zeitraum aufs ſchärfſte kritiſiert.

Nachdem der Verf. ſo im Leſer das Verſtändnis für die politiſchen und völkiſchen Gegebenheiten im Südoſtraum geweckt hat, geht er in ausführlichen, durch ſehr zahlreiche Fußnoten und Quellenangaben erhärteten Ausführungen auf die allgemeine Lage ein, wie ſie ſich zu Beginn der 70er Jahre des vorigen Jh.s entwickelt hatte. Kennzeichnend für die Verſchiedenartigkeit dieſer Lage gegenüber der vom Beginn des 20. Jh.s iſt, daß das öſterreichiſche Außenminiſterium damals zunächſt in Bezug auf Bosnien und die Herzegowina keine Annexionsabſichten hatte, daß dieſe vielmehr von den Slawen Oeſterreich-Ungarns ſelbſt ausgingen, da dieſe hofften, dann größere Chancen auf eine Autonomie zu haben. Anſprüche auf die genannten Länder wurden zuerſt von Belgrad und Cetinje, von den Serben und Kroaten, erhoben.

Vorzüglich belichtet H. die Perſönlichkeit und das Wollen Andrássys, der einerſeits durchaus abgeneigt war, ſein Heimatland Ungarn mit noch mehr Slawen zu belaſten („He had the common view of his nation that the number of Slaws in the empire was already to great"), der aber andererſeits empört war, daß man Oeſterreich, das am meiſten Blut in der Abwehr der Türken vergoſſen hatte, jetzt bei der Behandlung der türkiſchen Frage zu übergehen verſuchte. So trat er den Annexionsplänen der öſterreichiſchen Militärpartei nur zögernd näher, obwohl die Bismarckſche Außenpolitik durchaus und bewußt Oeſterreich einen Ausgleich für den Verluſt ſeiner deutſchen Poſition bieten wollte und deſſen Staatsmänner auf Expanſionsmöglichkeiten im Südoſten verwies, und obwohl die Bosnier und Herzegowenen, vor die Wahl zwiſchen Rußland, Türkei und Oeſterreich geſtellt, ſich für das letztgenannte Reich entſchieden, ſei es auch nur aus praktiſchen Erwägungen heraus, da es den beiden Provinzen am nächſten lag. Den Wechſelbeziehungen zwiſchen Bosnien und Herzegowina einerſeits, Oeſterreich-Ungarn andererſeits widmet H. ein beſonderes Kapitel „The most interested neighbor" (S. 25—33).

Es muß dem Autor unbedingt als hohes Verdienſt angerechnet werden, daß er die Bedeutung Oeſterreich-Ungarns für die Löſung der Balkankriſis ins rechte Licht rückt und in den Mittelpunkt ſeiner Betrachtungen ſtellt. Auch in den Kapiteln III—V, die die Andrássy-Note, ihre Urſprünge, ihr Schickſal und die Urſachen ihres Mißerfolgs behandeln, ſteht die Perſon des Lenkers der Außenpolitik der Donau-

monarchie ſtets im Vordergrund. Beſonders werden die ſteten Bemühungen A.s um eine friedliche Beilegung der Kriſe gewürdigt. Indem er die Staatsmänner der übrigen europäiſchen Mächte — an Hand ihrer Stellungnahme zur Andrássy-Note — an uns vorüberziehen läßt, zeigt der Verf. zugleich die innere Lage dieſer Mächte — vor allem Englands und Frankreichs — und ihre außenpolitiſchen Ziele und Intereſſen auf.

Die beiden letzten Abſchnitte des Buches ſtellen dann ſozuſagen die beiden letzten Szenen des erſten Aktes eines ſpannenden hiſtoriſchen Dramas dar. Die verſchiedenen Spieler treten, nachdem wir in der Expoſition über ihre Kräfte, Ziele und Möglichkeiten hinreichend unterrichtet ſind, vor unſerem geiſtigen Auge auf die Bühne der Hohen Politik. Da es uns Raummangels halber nicht möglich iſt, auf Einzelheiten des Verlaufs der Kriſe an Hand des beſprochenen Buches näher einzugehen, wollen wir uns damit begnügen, hervorzuheben, daß der Verf. in dieſen beiden letzten Abſchnitten („The Berlin Memorandum“ und „The first Year“) ſeine Ausführungen außer durch einen großen Fußnotenapparat durch Abdruck von Teilen diplomatiſcher Schriftſtücke belegt und belebt. Die Darſtellung endet mit der Begegnung von Zar Alexander und Kaiſer Franz Joſef in Reichſtadt und der Kriegserklärung Serbiens und Montenegros an die Türkei im Sommer des Jahres 1876.

Am Schluſſe jedes Hauptabſchnitts bringt H. eine kurze zuſammenfaſſende Wiederholung des Gebrachten („Summary“), die man auch als kurze Ueberſicht des betreffenden Kapitels auswerten mag. In der Summary des Schlußkapitels zieht folgender Satz die „Summe“ der Ereigniſſe des ſpannungsreichen Jahres: „Europa looked back over a year's failure in the attempts of sovereign states to cope with a disturbance begun by a small band of Hercegovinians . . .“

Weden.

II. Binnendeutſche Grenzgebiete.

Stolz, Otto: Geſchichte und Beſtände des ſtaatlichen Archives (jetzt Landesregierungsarchives) zu Innsbruck (Inventare öſterreichiſcher ſtaatlicher Archive VI.). Wien: Adolf Holzhauſens Nachfolger 1938. IX + 165 S.

Verf. gliedert ſein Werk in zwei Teile: in die Geſchichte des Archivs und in die Ueberſichten der Archivbeſtände. Es ſcheint, daß das große, unter L. Bittners Führung herausgegebene Geſamtinventar des Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien in grundlegendem Sinne als Muſter gedient hat. Das Buch zeichnet ſich durch überſichtliche klare Darſtellung aus und geht inhaltlich weit über die früheren Beſtandsüberſichten und Darlegungen zur Geſchichte des Innsbrucker Archivs (insbeſonders aus der Feder M. Mayrs) hinaus. Der Hauptzweck ſolcher Inventare, den Forſcher auf die Möglichkeiten, die ſich für die Stoffſammlung für ein beſtimmtes Thema ergeben, hinzuweiſen, iſt ſicher erreicht. Eine Anleitung für die praktiſche Benützung der einſchlägigen Beſtände zu vermitteln, wird immer Sache des betreuenden Archivars ſein müſſen.

Die Bedeutung des Innsbrucker Archivs für die landesgeſchichtliche Forſchung beſchränkt ſich nicht auf Tirol, ſondern geht räumlich und ſachlich darüber hinaus: Räumlich deswegen, weil die Innsbrucker Behörden auch die öſterreichiſchen Vorlande (zeitweiſe auch Kärnten) regierten, und ſachlich infolge der hervorragenden Stellung Tirols, die in der Bezeichnung als „Herz Deutſchlands“ durch Kaiſer Maximilian I. einen wenn auch ſtark zeitgebundenen Ausdruck gefunden hat.

Wenn wir an Hand des Inventars einen Ueberblick über den Stoff gewinnen wollen, geſchieht das wohl am beſten mit behördengeſchichtlichen Strichen. Das Innsbrucker Archiv hat zum Kern das ſogenannte Schatzgewölbe, d. i. das Urkundenarchiv der alten Tiroler Grafen (ausgeſt. 1253), der Tiroler Linie der Görzer Grafen (ausgeſt. 1365) und der leopoldiniſchen Linie der Habsburger bis auf Maximilian I. Dazu kommt dann eine zweite Schicht: das Archiv der oberöſterreichiſchen Länderſtelle für Tirol und die Vorlande, wie es unter Ferdinand I. eingerichtet worden iſt und dann bis zu den Reformen Maria Thereſias beſtanden hat. Auch hat durch 100 Jahre eine habsburgiſche Linie in Innsbruck Hof gehalten (1565—1665). Außerdem war das Archiv unter Kaiſer Maximilian I. durch Urkunden aus dem kaiſerlichen Archiv zu Wien bereichert worden,

die dann bei der Gründung des Wiener Hausarchivs freilich wieder verloren gegangen sind (1751). Für diese beiden ersten Schichten ist besonders der ansehnliche Bestand an Kopial- und Rechnungsbüchern bemerkenswert, während andererseits in der ersten Schicht natürlich die Urkunden, in der zweiten aber die Akten überwiegen. Die dritte Schicht ist dann das Archiv der tirolisch-vorarlbergischen Länderstelle von der Mitte des 18. Jh.s bis zur Katastrophe von 1918 (Gubernium bis 1848, Statthalterei bis 1918). Dazu kommen ferner die Sonderarchive der Landesfinanz-, Montan- und Jagdverwaltung, die wie das Salinenamt Hall und das Oberstjägermeisteramt (aufgehoben 1783) bis ins 16. Jh. (ersteres mit Büchern sogar ins 14. Jh.) zurückreichen. Auch die Landesverteidigungsakten (1796—1809) können allgemeineres Interesse beanspruchen. Als letzte Schicht darf man die Archive der Kreisämter, d. i. der 1754 eingerichteten Zwischenstellen zwischen dem Landesgubernium und den Landgerichten, und die Archive der einzelnen tirolischen Landgerichte, die vielfach mit ihren Verfachbüchern und Gerichtsprotokollen, aber auch mit Akten und Urkunden bis ins 16. Jh. zurückgreifen, bezeichnen. Zur selben Gruppe gehören die Archive der jüngeren Gerichts- und Verwaltungsorganisation, nämlich der Bezirkshauptmannschaften und Bezirksgerichte. Als besonders wertvoll verdienen die Sonderbestände der Rent- und Steuerämter (mit Steuerkatastern seit dem 17. Jh.) und Bergämter und Berggerichte eigens Erwähnung. Spärlich ist der Bestand an Kloster- und Schloßarchiven (nennenswert das Archiv des Benediktinerklosters Sonnenburg im Pustertale und das Archiv des Haller Damenstifts). Erst seit kurzem ist das staatl. Archivwesen im Lande Tirol durch die Einbeziehung des ständischen Landesarchivs vereinheitlicht. Dieses Archiv wird daher von St. mitbehandelt. Es enthält das für das Landesverteidigungs- und Steuerwesen wichtige Archiv der Landstände und zahlreiche eingezogene Gemeindearchive. Anhangsweise macht St. einige Angaben über die buntgewürfelte Archivaliensammlung des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum und die geschichtlichen Teile der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek Innsbruck.

Wien. Fr. Huter.

III. Sudetendeutsche Gebiete, Böhmen — Mähren, Slowakei.

Braun, Hermann: Wortgeographie des historischen Egerlandes. (Mitteldeutsche Studien, Heft 12 = Zeitschrift für Mundartforschung, Beiheft 16), Halle: M. Niemeyer 1938. XXVI + 228 S. + Wortatlas. RM. 24.—.

Keine der Arbeiten zur Mundartforschung, die in den letzten Jahren erschienen, scheint nach einer flüchtigen Durchsicht mit so viel Liebe gearbeitet worden zu sein. Da und dort schlägt immer wieder die enge, natürliche Verbundenheit des Verf.s mit der Heimat und ihrer Mundart durch. Weitschichtig holt B. im nichtsprachlichen Teil aus und unterstützt ihn mit einer stattlichen Zahl von Kartenskizzen; sehr anschaulich sind seine Wortkarten gezeichnet.

Ueber die Möglichkeiten der Wortgeographie im Vergleich zur Lautgeographie scheint noch lange keine Klarheit zu bestehen. Jüngst hat H. Rosenkranz, „Mda. und Siedlung im Gebiet der oberen Saale und des nördlichen Frankenwaldes" (1938), S. 20, behauptet, daß die Wortgeographie nie die Bedeutung der Lautgeographie erreichen kann. Das ist nicht recht einzusehen; ich glaube vielmehr mit B. Schier (Germanoslavica 4, S. 181) an die großen Möglichkeiten der Wortgeographie, insonderheit, wenn es sich um sachgebundene Ausdrücke handelt und der Vergleich mit der Sachgeographie durchführbar ist. Natürlich muß erst einmal ein den ganzen deutschen Volksraum und alle Volksinseln umfassender Wortatlas vorliegen, der inzwischen von Marburg aus auch vorbereitet wird. — B. nimmt zu diesen Problemen keine Stellung.

Der untersuchte Raum ist das historische Egerland, die Grenze legt B. dafür „zur Zeit seiner größten Ausdehnung" fest. Dann hat er aber übersehen, daß auch Königsberg und sein Weichbild einzubeziehen gewesen wären, von denen inzwischen R. Fischer (Sudetendeutsches Ortsnamenbuch 4, S. 27 f.) klar bewiesen hat, daß sie einst zum historischen Egerland zählten. Es ist in der letzten Zeit üblich geworden, zu behaupten, im Egerland habe sich über die Slawenzeit Germanentum halten

können. B. ſchließt ſich dieſer Meinung „aus ſprach- und kulturgeographiſchen Gründen" an, man ſucht indeſſen vergeblich im ganzen Buch auch nur den Schein einer Beweisführung, Verf. gibt vielmehr zu, daß für den Fortgang ſeiner Arbeit die Löſung des Problems weiter keine Rolle ſpielt. Zur Steuer der Wahrheit muß geſagt werden, daß niemand, auch kein tſchechiſcher Gelehrter, die Meinung vertritt, die Germanen hätten die Sudetenländer „mit Kind und Kegel, Mann und Maus" verlaſſen. Die aus einem ganz veralteten Aufſatz ſtammende Angabe, die Rundlinge Roſall, Wondreb und Mugl ſeien germaniſchen Urſprungs, iſt kein Argument. Mir fällt auf, daß B. alle Ortsnamenarbeiten R. Fiſchers, die Gleiches mit weſentlich größerer Sachkenntnis — wenn auch m. E. letztlich nicht überzeugend — zu beweiſen verſuchen, vor allem ſeinen großen Aufſatz über die ſlawiſchen Ortsnamen des Egerlandes (Germanoslavica 4, 5), überſehen hat.

B. arbeitet im geographiſch-geſchichtlichen 1. Teil überzeugend Eger als Knotenpunkt von Gebirgen und Flüſſen und damit des Verkehrs heraus und legt dann dar, daß übereinſtimmend damit in Eger auch vier politiſche Kräfte aufeinanderſtoßen: von Oſten die böhmiſche Kraftlinie, von Norden die ſächſiſche, von Weſten die fränkiſche und von Süden die bairiſche, die freilich in zahlreiche Einzelglieder aufzulöſen ſind. Im einzelnen iſt manches zur Darſtellung zu bemerken. Die Pfeildarſtellung der Burgenkarte Abb. 10 überzeugt nicht. Eger iſt doch die älteſte Burg des Gebietes. Die Jahreszahl 1179 auf der Karte, die ſich auf die Pfalz bezieht, wäre zu vermeiden geweſen, denn Eger war ſicher ſchon 1125 Burg im engeren Sinn; daß aber der „Schwarze Turm" ſchon 1061 geſtanden haben ſoll (S. 27), ſtimmt ganz und gar nicht. Die Burgengründungen ſind wohl nicht vom Süden nach Norden vorgerückt, ſondern Eger iſt ein früher Vorpoſten. Die Karte Abb. 23 „Geltungsbereich des Egerer Rechtes" zeigt große Abweichungen von der W. Weizſäckers in „Das Sudetendeutſchtum" (1937/38), nach S. 136; ſie iſt nach dieſer zu berichtigen. Großen Wert legt B. auf die gleichen Ortsnamen ſüdl. und nördl. von Eger, doch wären hier urſprüngliche Flurnamen, die ſich auch an anderen Stellen wiederholen, auszuſchalten und mit Lokatorennamen zuſammengeſetzte Ortsnamen mit größerer Vorſicht auszuwerten. Das grundlegende Werk von E. Schwarz, „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geſchichtsquelle" (1931), iſt nicht genügend herangezogen worden, denn ſonſt wäre auch eine Ableitung des Ortsnamens Trogau von tſchech. dráha(!) — B. ſchreibt irrtümlich draha — nicht unterlaufen. S. 42 macht B. aus dem Lützelburger Johann von Böhmen einen Przemysliden.

Doch das ſind letzten Endes Einzelheiten. Wichtiger iſt, daß der Verf. immer wieder betont, daß die Beſiedlung des geſamten Egerlandes ein einheitlicher Vorgang iſt, daß ein Stamm, und zwar die Baiern, die Siedler ſtellte und daß daher auch „eine einheitliche Sprache, das Egerländiſche", das Ergebnis ſei. Das iſt reichlich befremdend angeſichts der geſicherten Ergebniſſe der großen lautgeographiſchen Arbeiten von Schwarz und Frings, die an einer oſtfränkiſchen Beteiligung an der Erſchließung des Egerlandes keinen Zweifel laſſen. Vom mainfränkiſchen Vormarſch auf der Straße Bamberg—Nürnberg—Eger weiß B. nichts. Die Grundlage der geſamten Volkskultur iſt nach ihm bairiſch; dem kann man ebenſowenig zuſtimmen wie der gegenſätzlichen Anſicht R. Fiſchers (Zeitſchrift für Mundartforſchung 12, S. 153 f.), daß die Egerländer vorwiegend Franken ſeien. Sichtlich unter dem Eindruck der territorialen Kraftfelder ſieht B. auch einen entſprechenden Aufbau der Worträume: von Süden ſtößt bair. Wortgut vor, von Norden ſächſiſches, von Weſten fränkiſches und von Oſten böhmiſches oder „böhmiſch-öſterreichiſches", die Staffeln ſollen deutlich Etappen des Vorrückens der einzelnen territorialen Mächte widerſpiegeln. Der unterſuchte Raum iſt verhältnismäßig klein, und B. wagt dieſe weitreichenden Schlüſſe nur aus dieſem Gebiet. Es liegen wohl ſchon einige Wortkarten für anſchließende größere Gebiete vor, beſonders in den „Kulturräumen und Kulturſtrömungen im mitteldeutſchen Oſten" (1935), auf die B. aber jeden Hinweis verſchmäht, immer wieder in dem Beſtreben, alles aus ſeinem Material zu deuten. Iſt es aber angeſichts des Fehlens eines Wortatlanten möglich, die Worträume des kleinen hiſtoriſchen Egerlandes dem Bairiſchen, Fränkiſchen uſw. zuzuordnen, alſo ohne Kenntnis der dahinter ſtehenden Großlandſchaften? Selbſtverſtändlich nicht, und die von B. konſtruierte Bedingtheit der wortgeographiſchen Gliederung durch das territoriale Werden überträgt eine dem deutſchen Weſten zukommende Methode auf den erſt durch die Wiederbeſiedlung ge-

wonnenen Osten. Für die Nachbarschaft hat eben G. Glück, („Der Thüringisch-Vogtländische Sprachraum" (1938), S. 120), wieder festgestellt, daß die sprachraumbildende Wirkung von Territorialgrenzen gegenüber den Siedlungsgrenzen sekundär ist. Bei B. aber fehlt bezeichnenderweise jeder Abschnitt, der die Besiedlung zu den Wortgrenzen in Beziehung setzt, außer der zur vorgefaßten Meinung einer einheitlichen bairischen Besiedlung stimmenden Abb. 29, die vom 10.—13. Jh. nur einen bairischen Wortstrom kennt, die anderen Wortfelder aber den territorialen Veränderungen zuordnet (Abb. 30).

Eine Analyse der Wortfelder, bei der mir die zahlreichen Karten des „Sudetendeutschen Sprachatlasses" der Prager Wörterbuchkanzlei zu Hilfe kommen, unterstreicht wirkungsvoll die vorgebrachten Bedenken. B. hätte vor allem neuzeitliche Wörter streichen müssen, denn „Socken", „Gartenhäusel" und „Stiefelschenkel", die doch in den Bauernmundarten jung sind, können z. B. nicht für den fränkischen Vorstoß von 1285—1414 (!) zeugen. So scheiden auch zahlreiche Wörter aus dem bair. Keil als jung in der Mda. aus, andere wieder sind eben nicht typisch bair., sondern entstammen oberpfälzischen Kleinräumen, die B. in seinem Arbeitsgebiet anschneidet. So ist z. B. „Kutscherpferdlein" = Siebenpunkt in keinem der konservativen sudetendeutschen Randgebiete des bair. Raumes belegt, nur im mittleren und südl. Egerland tauchen ein paar Streubelege auf. „Zeker" = Tasche, Korb ist so verbreitet im Schlesischen, daß es kein bair. Wort ist, usf. Am besten läßt sich mit den sudetendeutschen Karten der Vorstoß „böhmisch-österreichischen" Wortgutes prüfen. Der Begriff setzt, wenn auch keinen böhmisch-österreichischen, so doch einen einheitlichen böhmischen Wortraum voraus, den es aber gar nicht gibt; vgl. meine „Untersuchungen zur landwirtschaftlichen Wortgeographie in den Sudetenländern" (1938). So ist „Richtscheitlein" das Wort des Nordegerlandes und des Jechnitzer Gebietes, „Sprengkrug" das auch anderen bair. Gebieten geläufige des Egerlandes, es stehen hinter dem sogenannten böhmischen Vorstoß entweder bezeichnende Egerländer Wörter oder solche, die im Norden wie im Süden des Sudetenraumes und darüber hinaus zu finden sind. Bei „Milbering" handelt es sich, was B. übersehen hat, nur um eine entstellte Form von „Milchrahm". Das Wort soll von Osten her ins Egerland eingedrungen sein und das Rahmgebiet arg angekeilt haben. Die Karte des größeren Gebietes (siehe meine „Untersuchungen", Karte 2), zeigt indes deutlich, daß es sich um ein Rückzugsgebiet handelt, das mit dem Milchrahm-Gebiet im nördl. Böhmerwald einst in Zusammenhang gestanden haben dürfte. „Rahm" und „Milchrahm" werden von „Schmetten" hier sehr zurückgedrängt, das im Egerland durchaus volkstümlich ist (anders B.) und in diesem Zusammenhang nicht mit „Sahne" verglichen werden kann.

Einen „böhmischen Wortraum" gibt es nicht, auch keinen dem territorialen Ausgreifen der böhmischen Krone folgenden Wortvorstoß, denn hier liegt kein volkliches Vorrücken vor, das Gefüge der Volkskultur ist dadurch nicht beeinflußt worden. Die deutsche Besiedlung des ganzen Großraumes hätte hier allein Aufschluß gegeben. Das Endergebnis des B.schen Buches, die Territorialgeschichte allein für den Aufbau der Worträume verantwortlich zu machen, ist schon durch die früheren lautgeographischen Arbeiten überholt. — Soweit sich vom Sudetenraum die wortgeographische Stellung des Egerlandes überblicken läßt, zeigt es sich, daß Wörter, die wir nach ihrem Vorkommen im Schönhengstgau — bei gleichzeitigem Fehlen in der Iglauer Volksinsel — als mutmaßlich ostfränkisch bezeichnen dürfen, weit über das Egerland nach Nordwestböhmen hineinreichen, während solche, die nicht im Schönhengst, wohl aber in der Iglauer Volksinsel gelten, daher augenscheinlich nordbair. sind, nicht einmal im Norden des Egerlandes gelten. Vgl. meine „Untersuchungen" S. 140; ähnlich hat sich R. Schreiber in einem Vortrag auf der Böhm.-Leipaer Hochschulwoche 1937 geäußert. Wenn W. Friemel (Zeitschrift d. Ver. f. Geschichte Schles. 72, S. 482) in der ja nur mit Vorsicht vorgetragenen Ansicht einen methodischen Fehler sieht, weil der Schönhengst nicht rein ostfränkisch, die Iglauer Volksinsel nicht rein nordbair. ist, dann hat er übersehen, daß auch die Verbreitung im Egerland und in Nordwestböhmen maßgeblich sind für die Zuordnung; das Bild ist nicht, wie aus seiner Darstellung zu schließen wäre, nur aus dem Vorkommen in den Volksinseln gewonnen.

Beim Sprachlichen vermißt man bei schwierigen Wörtern des öfteren die Etymologie. Für die Ansetzung von Stichwörtern wie „fern" = voriges Jahr, „afer" = after, „Balter" = Behälter auf Grund der Mda-formen ergibt sich keine

Notwendigkeit. Statt „Schlohe" mhd. slâwe wäre beſſer „Schlau", ſtatt „Schneiztuch" ſelbſtverſtändlich „Schneuztuch" anzuſetzen geweſen. Bei „Kainzel" hätte die verbreitete Mda-form keintsl die Herkunft aus küenzelîn erwieſen. — Bei Karte 50 fällt auf, daß ſie im ſudetendeutſchen Anteil mit der R. Riegers (Natur und Heimat 7, Heft 1/2) überhaupt nicht übereinſtimmt. Im übrigen beſtehen auch zahlreiche Unſtimmigkeiten zwiſchen B.s eigenem Wortlaut und ſeinen Karten. Recht beſcheiden iſt im allgemeinen auch die Zahl der angeführten mda. Lautungen.

Prag. Herbert Weinelt.

Weiſer, Franz: **Lautgeographie der ſchleſiſchen Mundart des nördlichen Nordmähren und des Adlergebirges.** (Erſtes Heft der Arbeiten zur ſprachlichen Volksforſchung in den Sudetenländern). Brünn, Prag, Leipzig, Wien: Rohrer 1937, 126 S., 24 Kartenſkizzen.

Der Verfaſſer gibt einen vollſtändigen Ueberblick über die Lautverhältniſſe des bisher zur Tſchechoſlowakei gehörenden deutſchen Sprachgebietes, das die alte Grafſchaft Glatz umrandet. Unter den zahlreichen Beiſpielen, die die einzelnen Lautentſprechungen verdeutlichen, finden ſich in dankenswerter Weiſe auch Flurnamen angegeben. Sehr intereſſant iſt der Hinweis auf die alten deutſchen Orts- und Flurnamen in dem ſchmalen tſchechiſchen Streifen, der ſich zwiſchen dieſem Gebiet und dem Schönhengſtgau einſchiebt und der den ehemals deutſchen Charakter dieſes nun ebenfalls zum Reich geſchlagenen Landſtriches veranſchaulicht.

Die Mundart iſt ein Teil des Schleſiſchen mit den für die Beſiedlungsfrage aufſchlußreichen rhöniſchen und mainfränkiſchen Einſchlägen. Auf Koſten dieſer Einſchläge und nicht des bairiſchen Einfluſſes hat man dann auch die vom Verf. erwähnte Verdumpfung des a zu ſetzen. Wirklich greifbarer bairiſcher Einſchlag liegt in dem benachbarten von Rieger unterſuchten Gebiet von Römerſtadt und Sternberg (und Freudenthal) vor bei Lautungen mit vokaliſiertem l wie in wǫet Wald. Dieſe Lautungen, die ein Charakteriſtikum des Mittelbairiſchen bilden, treten hier ſchon in einem Gebiet auf, das der offenſichtlich mittelbairiſch beeinflußten Olmützer Sprachinſel auch räumlich am nächſten liegt.

W.s Arbeit ſchließt wieder eine Lücke in dem an guten Mundartarbeiten reichen ſudetendeutſchen Gau. W. Schönberger.

Nowak, Robert: **Der künſtliche Staat.** Oſtprobleme der Tſchecho-Slowakei. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Karl Haushofer. Oldenburg-Berlin: G. Stalling. 324 S. mit 12 Karten. Geb. RM. 6.80.

Das vorliegende Buch eines ſüdmähriſchen Inſeldeutſchen der Frontkämpfergeneration iſt kurz nach den Märztagen 1938 vollendet worden und wenige Monate vor den Oktoberereigniſſen erſchienen. Es iſt alſo bereits als ein hiſtoriſches Werk zu betrachten, aber darum nicht minder wertvoll. Denn mit außerordentlicher Sachkenntnis und unter Benutzung eines umfangreichen, vorwiegend ſlawiſchen, der europäiſchen Oeffentlichkeit bisher unbekannt gebliebenen Quellenmaterials werden hier zum erſten Male in ausführlicher, zuſammenhängender Form die volkspolitiſchen Probleme der öſtlichen Ländergruppe der Tſchecho-Slowakei und Karpatoukraine unterſucht, wird die Geſchichte des Zuſammenſchluſſes dieſer mit den ſog. hiſtoriſchen Ländern, das Verhältnis der Tſchechen einerſeits zu den Nachbarſtaaten des ſlowakiſchen Raumes, anderſeits zu den einzelnen Völkern und Volksgruppen (Slowaken, Deutſchen, Madjaren, Ruthenen, Juden) dargeſtellt und die innerpolitiſche Entwicklung ſowie die wirtſchaftlichen Auswirkungen dieſes Zuſammenſchluſſes behandelt. Beſondere Kapitel ſind der militäriſchen Beſetzung der Slowakei 1918/19 und dem tſchechiſch-ungariſchen Feldzug von Mai bis Juni 1919, ſchließlich der tſchechiſchen Regierungspropaganda in Bezug auf die ſlowakiſche Frage und den politiſchen Aktionen der ſlowakiſchen Emigration in Amerika und Europa gewidmet. Dieſe Betrachtungen führen in die unmittelbare Gegenwart hinein. Denn während die im Oktober 1938 gefundene Löſung der Slowakei die von der Mehrheit ihrer nationalen Führer und auch von der amerikaniſchen Auswanderung in Uebereinſtimmung mit dem Pittsburger Vertrag geforderte ſehr weitgehende Autonomie im Rahmen eines tſchecho-ſlowakiſch-ukrainiſchen Bundesſtaates gebracht hat, verlangte die unter Führung von Jehlicka und Dwortchak ſtehende Gruppe ſlo-

wakiſcher Emigranten die unbedingte Trennung der Slowakei von den Tſchechen und eine autonome Slowakei im Rahmen des ungariſchen Staatsverbandes. Auch der Verfaſſer ſcheint dieſer Löſung den Vorzug zu geben, wenn er S. 55 ſchreibt: „Das Vorhandenſein eines Keiles zwiſchen der polniſchen und der ungariſchen Nation bedeutet eine Schwächung und Bedrohung dieſer beiden Volkskörper ... Ungarn muß aus Gründen der Sicherheit ſeine natürliche Grenze, den Kamm der Karpaten, zu erreichen ſuchen, eine Grenze, die ſich durch Jahrhunderte bewährte ...“ Aber es bedarf kaum einer beſonderen Betonung, daß die gegenwärtige Löſung der ſlowakiſchen Frage dem Willen der großen Mehrheit des ſlowakiſchen Volkes entſpricht und daher als die naturgemäße zu bezeichnen iſt.

München Fritz Machatſchek.

Winter, Eduard: Tauſend Jahre Geiſteskampf im Sudetenraum. Salzburg-Leipzig: O. Müller 1938. 442 S.

Das Buch behandelt die religiöſen, weltanſchaulichen und politiſchen Kämpfe, die von den Bewohnern des böhmiſch-mähriſchen Raumes und ihren Führern ausgefochten wurden, und zwar behandelt der Verf. das ſog. „chriſtliche Jahrtauſend“ vom Jahre 845 an, nachdem er auch über das vorangehende halbe Jahrtauſend einen kurzen Ueberblick gegeben hat. Das genannte Jahr bildet für W. aus dem Grunde den Beginn eines neuen Milleniums, weil ſich damals mehrere böhmiſche Fürſten in Regensburg, von wo aus das Chriſtentum (außer vom ſächſiſchen Corvey aus) nach Böhmen gelangte, taufen ließen. Aus der Periode der erſten Chriſtianiſierung verdient beſonders die lebensvolle Darſtellung der Begegnung zwiſchen Weſt- und Oſtkirche (oder um eine Bezeichnung des Autors zu gebrauchen, zwiſchen „lateiniſcher Reichs- und altſlawiſcher Volkskirche“) hervorgehoben zu werden. Das Wirken der beiden von Byzanz kommenden Miſſionare Zyrill und Method, die durch Papſt Nikolaus I. in enge Verbindung mit der römiſch-katholiſchen Kirche gebracht wurden, wird eingehend geſchildert, vor allem ihre Bedeutung um die Bibelüberſetzung ins Slawiſche hervorgehoben. Im übrigen hat ſich Verf. beſonders bemüht, die kirchliche und politiſche Ausrichtung der Fürſten des böhmiſch-mähriſchen Raumes in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten herauszuarbeiten, wobei er ſtets das Verhältnis Böhmens zum Deutſchen Reich bevorzugt behandelt, daneben aber auch das Verhältnis des Landes und ſeiner Fürſten zu ſeinen anderen — weſtlichen und öſtlichen — Nachbarn und zu entfernteren Ländern berückſichtigt.

Es iſt eine Selbſtverſtändlichkeit, daß W. hier wie auch ſpäter den Berührungen zwiſchen Politik und Religion nachſpürt. Beſonders ziehen ſich zwei Tendenzen wie ſeidene Fäden durch die das Mittelalter beſchreibenden Kapitel: Die Beſtrebungen der deutſchen Kaiſer, den Oſten durch die Chriſtianiſierung in den Einflußbereich des Deutſchen Reiches zu bringen, und auf der anderen Seite die Beſtrebungen der böhmiſchen Fürſten, durch Förderung des byzantiniſch-ſlawiſchen Kirchenweſens ſich dem Kaiſertum gegenüber unabhängiger zu machen. Eine neue zeitliche Zäſur bildet die Jahrhundertwende um 1100, an der die endgültige Einordnung Böhmens in die lateiniſche Reichskirche erfolgt.

Daß die Darſtellung der von den verſchiedenen chriſtlichen Orden und Klöſtern ausgehenden Reformideen einen breiten Raum einnimmt, wird niemand tadeln, der weiß, welche Erfolge die chriſtlichen Erneuerungsbewegungen in Böhmen zu verzeichnen hatten. W. geht dabei auch auf die kulturellen Leiſtungen, die die Ordensbrüder auf nichtreligiöſen Gebieten vollbrachten, ein, z. B. auf die Verbreitung des Garten- und Feldbaus durch die Ziſterzienſer. Wer Einzelheiten über Arbeit und Kämpfe der Orden erfahren will, wird in dem Buche Vieles finden, über Reformideen der Orden und des Weltklerus, über die Wirkſamkeit der Wanderprediger (Prag wird vom Verf. als ein „zweites Aſſiſi“ bezeichnet) und — u. a. — über die im Ausgang des Mittelalters als neues Moment hinzutretende Stadtſeelſorge. Dabei geht W. überall auf die Anfänge und Urſprünge der verſchiedenen Entwicklungen und Strömungen zurück, ſodaß dem Buche weder einerſeits allgemeinverſtändliche Anſchaulichkeit fehlt noch anderſeits der Charakter des Lokalgeſchichtlichen (im beſchränkten Sinne des Wortes) anhaftet. Beſonders gut belichtet erſcheint die religiöſe und politiſche Entwicklung im eigentlichen Sudetenraum im 12. und 13. Jh. zur Zeit des gemeinſamen Wirkens von Tſchechen und Deutſchen für die Ausbreitung der chriſtlichen Lehre.

An dieſe Periode, in der ſich nach den Worten des Verf.s „der fruchtſchwere Herbſt" (des Spätmittelalters) mit dem beginnenden „Frühling" (des Humanismus) vermählt, ſchließt ſich die Darſtellung der — um das vom Verf. gewählte Bild fortzuſetzen — Frühlingsſtürme der beiden folgenden Jahrhunderte, die nicht nur den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Weltprieſtertum und Minoriten, ſondern auch den Beginn der Nationalitätenkämpfe ſehen. Das große Zeitalter Karls IV., der die beiden nationalen Kulturen zur Zeit ihrer Hochblüte noch einmal zu harmoniſchem Wirken zuſammenfaßt, ehe ſie endgültig auseinanderfallen, wird eingehend behandelt, die künſtleriſche Auswirkung des böhmiſch-chriſtlichen Frühhumanismus liebevoll berückſichtigt.

Auch in der Darſtellung der Geſchichte des Huſſitismus geht W. auf die Urſprünge der Bewegung, insbeſondere auf die Lehren Wiklifs und auf die Lebensentwicklung Jan Hus' ein, Wir erſehen aus dieſem durch die Darſtellung der ſich überſchneidenden religiöſen und Nationalitätenkämpfe beſonders intereſſanten Kapitel u. a., daß Hus die Lehren Wiklifs von vornherein als der herrſchenden deutſchen Philoſophie feindlich gegenüberſtehend empfand, und ahnen die hiſtoriſche Bedeutung der Verbrennung des tſchechiſchen Reformators auch ohne die entſprechenden Hinweiſe des Verfaſſers. Wir entnehmen dem Werk W.s, wie nach dem äußeren Ende des Huſſitismus das Gedankengut des Reformators weiterwirkte, beſonders in Böhmen, während ſich in Mähren zur gleichen Zeit die humaniſtiſchen Lehren verbreiteten.

Raummangels halber iſt es leider unmöglich, auf die die Neuzeit behandelnden Abſchnitte ausführlich einzugehen. Wir müſſen uns mit der kurzen Feſtſtellung begnügen, daß uns als beſonders gut gelungen erſcheinen: In dem Abſchnitt „Barock" der Verſuch, in der Darſtellung des böhmiſch-mähriſchen Geiſteslebens die Geſamtkultur des Barock (beſonders Philoſophie, Dichtkunſt, Schauſpiel und Baukunſt) widerzuſpiegeln; im Kapitel „Aufklärung" die Ausführungen über die Auswirkungen der Joſefiniſchen Reformen auf die Entwicklung von Schule und kirchlichem Leben in Böhmen und Mähren; im Abſchnitt „Biedermeier" die Kapitel, die die Beeinfluſſung des geiſtigen Lebens im Sudetenraum durch die deutſche klaſſiſche und romantiſche Dichtung und Philoſophie einerſeits und die ſpezifiſch wieneriſche und öſterreichiſche Kultur andererſeits ſchildern; im (letzten) Abſchnitt „Liberalismus und Nationalismus" die Darſtellung der Revolutionszeit (von 1848), in der ſich wieder politiſche mit religiöſen Kämpfen überſchneiden, und die Darſtellung der konfeſſionellen Kämpfe des 20. Jh.s, insbeſondere des gegenwärtigen Dezenniums.

Außer einem — leider nicht genug eingehenden — Quellen- und Literaturverzeichnis enthält das Buch ein umfaſſendes „Perſonen-, Orts- und Sachverzeichnis", das uns in dieſer Form für Werke ähnlichen Inhalts als beſonders geeignet und nach der techniſchen wie geiſtigen Seite als vorbildlich erſcheint.

Weden.

Zipſer Jahrbuch mit Kalender, 1939. Käsmark: Arbeitsgemeinſchaft „Zipſer Heimat". 151 Seiten.

Das „Zipſer Jahrbuch" ſetzt die Arbeit, die es im erſten Jahrgang taſtend begonnen hat, im zweiten Jahrgang mit größerer Sicherheit fort. Ein Aufſatz „20 Jahre Zipſer Deutſchtum" gibt eine Ueberſicht über die kulturelle Arbeit, die von den Zipſer Deutſchen in den neuen Verhältniſſen nach dem Weltkrieg geleiſtet iſt, und die einzelnen Arbeitsſtellen, welche die Träger dieſer Arbeit ſind; eine ſehr wichtige Arbeit, die ſich in aller Stille vollzogen hat. — Wiederum wird eine Erzählung aus dem Nachlaß von Arthur Weber mitgeteilt; ein ausführlicher Aufſatz iſt der Geſamtheit von Webers Erzählungen gewidmet. Verf. kommt zu dem Ergebnis: weder an den Geſtalten noch an der Sprache dieſer Erzählungen iſt etwas Zipſeriſches. Was die Sprache betrifft, ſo ergibt ſich das bis zu einem gewiſſen Grade aus Webers hiſtoriſcher Aufgabe; ſeine Aufgabe war es nämlich, die Zipſer Dichtung von der einſeitigen Herrſchaft des Dialekts zu befreien und ſie wieder hochdeutſch ſprechen zu laſſen. Für die Geſtalten iſt das vielleicht etwas übers Ziel hinausgeſchoſſen; hier ſcheint das letzte Wort noch nicht geſprochen zu ſein.

Iſt wirklich garnichts Zipſeriſches in Webers Geſtalten? „Ein charakteriſtiſches Wort findet ſich beiläufig bei ihm. In Webers Erzählung „Rebellion" begeht Samuel Lanyi ſeiner Angebeteten zu Ehren eine auffallende Tat, die ihn ſogar mit den Strafgeſetzen in Konflikt bringt; aber weder ihr noch ſonſt einer Menſchenſeele

teilt er das wahre Motiv ſeiner Tat mit. Von dieſem in ſich verſchloſſenen Menſchen nun heißt es, er ſei ein echter Zipſer, einer von denen nämlich, die „ſich niemandem zu geſtehen getrauen, was in ihrer Seele vorgeht" (Seite 159). Dies Wort verbreitet manches Licht auch über andere Perſonen. Auch der Landsknecht Joſias, der ſich nach der Heimat, der zwanzig Jahre lang gemiedenen, innerlichſt ſehnt, vermag doch nicht, davon zu ſprechen; nur ein ſeliges Lächeln um den Mund des Toten verkündet ſeine Freude darüber, daß es der Heimatboden war, auf dem er den Tod fand, und verrät wenigſtens nachträglich, was in ſeinem Innern vorging. Auch ſonſt muß man in den Erzählungen oft mehr ahnen, was in den Seelen vorgeht, als daß es deutlich geſagt würde. Und mehr als das, der Zipſer hat damit wohl wirklich einen Zug ſeiner Heimat getroffen.

Dieſe Scheu, die ſich am liebſten in ſich ſelbſt zurückzieht, iſt wohl begreiflich. Der Zipſer lebt unter Völkern, die anderen Weſens ſind als er — wie ſollten ſie ihn verſtehen? Im Zuſammenleben mit den anderen Völkern gewinnt aber doch manches aus deren Kulturwelt, beſonders aus der ungariſchen, Einfluß auf ihn — wie ſollten ihn da die eigenen Volksgenoſſen, die von dieſen Einflüſſen nichts geſpürt haben, verſtehen? „Ganz er ſelbſt iſt er nur in der inneren Welt des Gemüts"(Fittbogen, Die Dichtung der Zipſer Deutſchen. „Karpathenland" 1932, S. 15).

Auf dieſe Dinge wird man alſo zurückkommen müſſen — ſpäter, wenn gewiſſe Spannungen überwunden ſind und eine unbefangene Erörterung möglich iſt.

Ein kunſthiſtoriſcher Aufſatz (von J. A. Hefty) führt bereits die Arbeit, die in dem grundlegenden Werk von Oskar Schürer und Erich Wieſer „Deutſche Kunſt in der Zips" (1938) geleiſtet iſt, weiter, und zwar auf einem für die Zips beſonders charakteriſtiſchen Gebiet: er behandelt die Renaiſſance-Glockentürme der Zips.

Ein Aufſatz verfolgt den Schüleraustauſch zwiſchen der Zips und Debrezin (im 18. Jh.); auf dieſe Weiſe lernten die deutſchen Kinder madjariſch, die madjariſchen deutſch. Zwei Aufſätze über Volkstrachten, einer über die Fauna der Felſenregion folgen. Dazu geſellen ſich mancherlei kleinere Beiträge.

Ein Gedicht iſt dem Zipſer Brinſe-Kuchen gewidmet (Brinſe = Schafkäſe), und in dem Aufſatz über die römiſch-katholiſche Aſſiſtenbrüderſchaft Bela (S. 99) iſt von Geſelligkeit bei Brinſebrot und Bier die Rede.Das führt auf die Frage: welche Rolle ſpielt die Schafzucht, die im Mittelalter ſehr bedeutend war, heute noch in der Zips, beſonders in der Oberzips? Vielleicht ſchenkt uns eines der kommenden Jahrbücher einen Aufſatz über die Geſchichte der Schafzucht und des Schafkäſes in der Gegend von Käsmark.

Berlin. G. Fittbogen.

Opočenská-Jeršová, Maria: Inventár archívu Slovenského Narodného Muzea v Turčianskom sv. Martine (Archivinventar des Slow. Nationalmuſeums in T. ſv. M.), Teil 1. Prag: Melantrich 1938. 76 S.

Unter den Veröffentlichungen der Slowakiſchen Muſeumsgeſellſchaft vermittelt das „Archivinventar" in ſeinem vorliegenden, von der Archivarin des Slow. Nationalmuſeums in St. Martin, Dr. Maria Opočenská-Jeršová zuſammengeſtellten 1. Teile ein eindrucksvolles Bild von der geleiſteten Sammlertätigkeit auf dieſem Gebiet, denn das Muſeum beſitzt in ſeiner Handſchriftenſammlung wohl bald alles, was ſich an Urkundenmaterial ſeit dem 13. Jh. in der Slowakei vorfand und nun der Geſchichtsforſchung gute Dienſte leiſten wird. Der erſte Teil gibt ein Verzeichnis von im Muſeum hinterlegten Archivalien verſchiedenſter Herkunft und enthält für den deutſchen Forſcher wichtiges Material vor allem zur Geſchichte der deutſchen Städte der Slowakei und ihres Zunftweſens.

München. Emmerling.

Weinelt, Herbert: Entdeutſchter ſchleſiſcher Siedlungsboden in der Slowakei. Schleſiſches Jahrbuch. 11. Jg. (1939), S. 167—76.

Ein gedrängter, aber vorzüglich unterrichtender Ueberblick über den Anteil des ſchleſiſchen Neuſtammes an der deutſchen Siedlung der Slowakei, der auch mit den notwendigen Literaturbelegen verſehen iſt. Hoffentlich entſchließt ſich W. zu einer weitläufigeren Bearbeitung dieſes Fragenbereiches, für die er wie kein anderer geeignet erſcheint. — Es bedarf noch einer Klärung, warum W. Preſchau ſtatt

Eperies ſchreibt. Vielleicht kann dieſe Frage in einer der nächſten Folgen der SODF behandelt werden. Der Name Eperies iſt ſeit vielen Jahrhunderten im deutſchen Sprachgebrauch eingebürgert, eine Vertauſchung mit Preſchau müßte daher zwingende Gründe haben. Jedenfalls wäre eine Erörterung dieſer Angelegenheit notwendig und erwünſcht. F. V.

Pišút, Milan: Počiatky básnickej školy Štúrove (Die Anfänge der Štürſchen Dichterſchule). Preßburg: Šafařík-Geſellſchaft 1938. 267 S.

Die vorliegende Arbeit iſt nicht nur eine Unterſuchung der Anfänge einer Dichterſchule, ſie iſt vielmehr genau beſehen die Schilderung des Einſetzens der ſlowakiſchen Literatur überhaupt. Erſt die wenigen Männer um Ludwig Štúr begründeten mit ihm zuſammen die ſlowakiſche Schriftſprache und führten damit das Slowakiſche in die Literatur ein, in der es bis ins erſte Drittel des 19. Jh.s kaum vertreten war. Als Gegengewicht zur einſetzenden Madjariſierung wählten Štúr und ſein Kreis die Sprache des ſlowakiſchen Dorfes zu ihren Dichtungen und ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen, um dem einfachen Volke erſt das Bewußtſein, eine verwendbare Mutterſprache zu haben, nahe zu bringen. Wenn auch das Buch leugnet, daß dieſe Bildung einer eigenen ſlowakiſchen Schriftſprache die Trennung der Slowaken von den Tſchechen angebahnt habe, ſo iſt das unſeres Erachtens doch der Fall geweſen, denn die gebildeten evangeliſchen Oberſchichten des ſlowakiſchen Volkes hatten ſich bis dahin an Prag und ſeine kulturelle Entwicklung angelehnt und ausſchließlich das Tſchechiſche als Schriftſprache benützt. Die Sprache der Volksmaſſen galt als oſttſchechiſche Mundart. Nun wollte man durch die Schaffung einer ſlowakiſchen Schriftſprache das Nationalbewußtſein gegenüber den Madjaren erwecken, ohne dabei natürlich vorausahnen zu können, daß ſich dieſe Entwicklung ſpäter ſogar gegen das tſchechiſche Brudervolk kehren würde, wie das von Prager Patrioten ſchon damals befürchtet wurde und nun auch eingetreten iſt. Die von den ſlowakiſchen Romantikern zerſtörte literariſche Einheit hat damit die tſchecho-ſlowakiſche Trennung eingeleitet. Unter dieſen Geſichtspunkten iſt das Werk P.s ein unbeabſichtigter Beitrag zu den Problemen, die in jüngſter Zeit im Gefolge der tſchechoſlowakiſchen Frage aufgetaucht ſind. Fachlich wird es beſonders Slawiſten mancherlei Neues bieten, da die Anfangsperiode der Štürſchen Dichterſchule bisher nur wenig behandelt wurde.

München. Emmerling.

Lipták, Johann: Geſchichte des evang. Diſtriktual-Lyzeums A.B. in Kesmark. Kesmark: Lyzealpatronat 1933. 237 S. 10 Bildbeil.

Obſchon vorliegende Schrift bereits vor mehreren Jahren erſchienen iſt, an dieſer Stelle alſo verhältnismäßig ſpät zur Anzeige gelangt, kann dieſe dennoch nicht unterlaſſen werden, da es ſich um ein Werk handelt, das für die Bildungsgeſchichte der Zips, aber auch die Stadtgeſchichte Käsmarks als bahnbrechend bezeichnet werden muß. Mit ſicherer Beherrſchung des geſamten Stoffes, unter Heranziehung und gewiſſenhafter Verwertung auch der handſchriftlichen und archivaliſchen Quellen, bietet uns L. über die Entwicklung des Lyzeums, die kulturellen Verhältniſſe und über den allgemein-geſchichtlichen Rahmen eine Darſtellung, die von bleibendem großem Wert iſt. Es iſt uns leider nicht möglich, auf die reiche Fülle des Gebotenen im einzelnen einzugehen (eine Studie G. Fittbogens hat an einem Einzelbeiſpiel gezeigt, wie viel ſich aus dem Band an Anregungen herausholen läßt).[1]) Wir müſſen uns daher auf die Hervorhebung einiger wichtiger Punkte beſchränken. Ganz neu iſt das Bild, das L. vom Schulweſen der Stadt in der vorreformatoriſchen Zeit entwirft, das ſich bis ins 14. Jh., alſo außerordentlich weit, zurückverfolgen läßt (S. 4 ff.). Aber auch die Entwicklung der Schule im 16. und 17. Jh. wird in ein teilweiſe vollkommen neues, an wichtigen Einzelheiten reiches Licht gerückt. Ueberhaupt darf man ſagen, daß erſt L. eine Geſchichte dieſer Anſtalt bietet, die der Bedeutung des Gegenſtandes vollauf entſpricht. — Die Beanſtandung von Einzelheiten wäre angeſichts gerade der Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die die Arbeit auszeichnet, kleinlich. Es ſei daher lediglich erwähnt, daß etwa die Bedeutung des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts nicht genügend gewürdigt wurde (S. 144 ff.). F. V.

[1]) Die Unterrichtsſprache des evangeliſchen Lyzeums zu Käsmark: UJb. XIV (1934), 256—61.

Pražák, Vilém: Slovenské lidové výšivky (Slowakiſche Volksſtickereien). Preßburg: Städt. wiſſenſchaftl. Anſtalten 1936. 368 S. 28 Taf.

Das Buch iſt ein weiteres Beiſpiel jener von der hiſtoriſchen Schule geprägten Auffaſſung der Volkskunſt, die in der bäuerlichen Kunſt ein Derivat der ſtädtiſchen Kunſt ſieht („verſunkenes Kulturgut"). In dieſem Sinne analyſiert P. den Motivenſchatz der ſlowakiſchen Volksſtickereien und gelangt zu intereſſanten Feſtſtellungen, indem er auf den Entwicklungsgang in artgeſchichtlichem Sinne hinweiſt. Es ſei betont, daß der Autor nur die Stickereien der Bettücher (plachta) einer eingehenden Unterſuchung unterwirft, da ſeiner Anſicht nach gerade in dieſen Arbeiten das älteſte Erbgut des Motivenſchatzes erhalten blieb, weil die Bettücher den allgemeinen Modeſtrömungen weniger ausgeſetzt waren als die Tracht. Die eigentliche Aufgabe des Buches iſt die eingehende Unterſuchung des Stickornamentes. Da bei der Bildung des Ornamentes die Technik, alſo das durch Materie und Arbeitsweiſe beſtimmte Bildungsmoment die Entſtehung des rein künſtleriſchen Momentes weitgehend beeinflußt hat, erachtet es P. als unumgänglich, die Stickereien in techniſcher Hinſicht einzeln zu beſprechen. Wir finden in den einzelnen Abſchnitten des Buches aufſchlußreiches Material über die Netz- und Durchbrucharbeiten, über Kreuzſticharbeiten und Flachſtickereien. Nach Anſicht des Autors ſind die beiden erſten Stickereiarten die älteſten, da ſie eine präziſe und ſtreng durchdachte Vorlage benötigen und eine Abänderung der alten Muſter infolge der techniſchen Schwierigkeiten nicht leicht zulaſſen. Erſt die Flachſtickerei, die der Autor als jüngſte Art annimmt, bereicherte die Volkskunſt mit jener Fülle an Motiven und Farben, die an keinerlei feſtgefügte Muſter gebunden ſind und eine ſpieleriſche Improviſierung ermöglichen. Die Flachſtickerei, die das ſlowakiſche Volk ſehr treffend „gemalt" nennt, gibt eine weite Möglichkeit der individuellen Auffaſſung und verurſacht — nach P. — das Abſterben des alten kollektiven Ornamentſchatzes. Nicht minder intereſſant iſt die ſtilkritiſche Betrachtung des Autors über die Entſtehung und den Zuſammenhang einzelner lokaler Gruppen und ihre Abſtammung von der ſtädtiſchen Kunſt. Durch viele Einzelunterſuchungen und an Hand treffender Vergleiche gelangt der Autor zur Anſicht, daß die ſlowakiſche Volksſtickerei ihren älteſten Motivenſchatz aus der bürgerlichen Mode der Renaiſſance übernahm.

Für das Gebiet der Slowakei iſt die Verweltlichung der gotiſchen Kunſt im 15. Jh. von ausſchlaggebender Bedeutung. Ein gewiſſer Luxus, der bisher als Vorrecht der Kirche und des Adels galt, macht ſich nun auch in den Bürgerkreiſen bemerkbar und bereichert das Inventar des bürgerlichen Heimes. Dieſe von der Spätgotik ausgehende weltliche Richtung wird im zweiten Drittel des 16. Jh.s durch Infiltrierung „welſcher" Modeneuheiten noch intenſiver. Die italieniſche Renaiſſance hat in der Slowakei im Kunſtgewerbe viel mehr mitgewirkt als in der hohen Kunſt und beeinflußte insbeſondere das Interieur und die Tracht. Um dieſe Zeit entſtehen ſowohl auf den adeligen Landſitzen als auch in wohlhabenderen Bürgerhäuſern hausinduſtrielle Werkſtätten, die für die Brautausſtattung der Haustochter aufkamen. Welche Stickereien hier in Anwendung kamen, führt der Autor an Hand alter Inventare an, die ſich im adeligen und kirchlichen Beſitz erhalten haben. In dieſer Frage ſtützt ſich ſeine Arbeit auf Forſchungen älterer Autoren, wie Hrubý, Radvánſzky und Sochań. Wichtig iſt ferner der Hinweis P.s auf die Muſterbücher von Quentl (1527—29), Vavaſore (1532) und Sibmacher (1597), durch welche ſehr viele Motive in die ſlowakiſchen Stickereien gelangten. Neben dieſen faktiſchen Zuſammenhängen klingt die weitere Beweisführung P.s, die ſich auf fremde, durch den Handel bedingte Einflüſſe mit Rußland, Böhmen und den ſüdſlawiſchen Gebieten ſtützt, rein hypothetiſch. Dasſelbe gilt auch über ähnliche Zuſammenhänge im Märchenſchatz.

Die Blütezeit dieſer Renaiſſanceornamentik ſetzt in der Volkskunſt als konſervatives Erbgut erſt im 18. Jh. ein und wird durch den damaligen Wohlſtand des Bauernſtandes bedingt. Der Archaismus dieſer im 18. Jh. entſtandenen Volksſtickereien iſt auch die Urſache ihrer verhältnismäßig häufigen ungenauen Beſtimmung. Erſt Ende des 18. und noch mehr im Laufe des 19. Jh.s iſt eine präziſe Datierung ermöglicht, als durch die neuere Flachſtichtechnik ſowohl der barocke Ornamentſchatz als auch der größere bäuerliche Individualismus zu Worte kommen. Für das volkskundliche Studium iſt gerade dieſe Zeit am wertvollſten, weil ſie intereſſante Aufſchlüſſe über die bei der Uebernahme und Anpaſſung fremden Kulturgutes zutage kommenden Raſ-

ſennerkmale des ſlowakiſchen Volkes geben kann. Leider läßt der Autor dieſes dankbare Thema unausgenützt.

Die ausführliche deutſche Zuſammenfaſſung (Reſumé) läßt in ſprachlicher Hinſicht zu wünſchen übrig. Demgegenüber verdient die geſchmackvolle graphiſche Ausſtattung des Buches volles Lob.

Bogatyrev, Peter: Funkcie kroja na moravskom Slovensku (Funktion der mähriſch-ſlowakiſchen Tracht). Spisy Národopisného odboru Matice slovenskej, Heft 1. T. St. Martin: Matica slovenská, 1937. 76 S.

Die vorliegende Arbeit iſt ein ſprechender Beweis für die dankbare Verwertung der modernen ſtruktuellen Auffaſſung in der volkskundlichen Diſziplin. Der Autor verſucht hier in der Slowakei zum erſten Male — im Sinne des ruſſiſchen Forſchers D. K. Zelenin — die funktionelle und ſtruktuale Methode bei der Beurteilung der Volkstracht anzuwenden. Dieſer Verſuch gibt ihm eine vielſeitige Möglichkeit, die Anſichten der älteren hiſtoriſchen Schule der ethnographiſchen Forſchung zu ergänzen. Im Mittelpunkte der Forſchung ſteht hier nicht mehr die alleinige Feſtſtellung des Urſprungs der einzelnen volkskundlichen Fakten, ſondern die Verfolgung der Anpaſſung und Eingliederung dieſer Fakten in das Brauchtum des Volkes. In dieſem Sinne bekommt das Studium der mähriſch-ſlowakiſchen Volkstracht bei B. eine ganz neue wiſſenſchaftliche Beleuchtung. Mit viel Verſtändnis verfolgt der Autor die verſchiedenen Arten der Bauerntracht (Werktagkleid, Sonntagsanzug, Feſtkleid, Hochzeitskleid, Trauerkleid uſw.) und betont die funktionelle Bedeutung der unter den einzelnen Abarten beſtehenden Unterſchiede. So iſt z. B. beim Werktagkleid die praktiſche Funktion ausſchlaggebend, hingegen tritt beim Feſtkleid die äſthetiſche Funktion in den Vordergrund. Die Tracht läßt aber auch die ſoziale Stellung des Einzelnen erkennen, indem beſtimmte Abweichungen der Tracht auf den materiellen Wohlſtand, Familienſtand, moraliſche Stellung und Religion des Trägers hinweiſen (Frauen-, Jungfern-, Mädchentracht, Ledigentracht, Tracht der unehelichen Mutter, evangeliſche und katholiſche Tracht uſw.). Gewiſſe Einzelheiten in der Tracht haben ferner erotiſche, ſexualſoziologiſche und magiſche Bedeutung. Auf dieſen funktionellen Beobachtungen baut B. ſeine ſtruktuelle Auffaſſung der Volkstracht auf und weiſt auf das Geſamtſyſtem der Normen hin, die das ländliche Leben beſtimmen. Mit dieſer Einverleibung der Tracht in das Dorfkollektiv wird uns klar, daß die Tracht bei der Dorfbevölkerung nicht nur als Ding, ſondern als Symbol gilt, d. h. neben dem realen Wert auch eine geiſtige Bewertung erfährt. Intereſſant ſind auch die Anſichten des Autors über die Zuſammenhänge und Bedingtheit zwiſchen Form und Funktion und über das emotionelle Verhältnis des Kollektivums zur Tracht („unſere Tracht").

Es iſt unmöglich, auf die vielen intereſſanten Anregungen dieſes Buches im Rahmen eines kurzen Referates einzugehen; wir begnügen uns mit der Feſtſtellung, daß die grundlegenden Probleme dieſes Werkes keinesfalls in dem ausführlichen Erſchöpfen der mähriſch-ſlowakiſchen Tracht liegen, ſondern in den Problemen der modernen Methodologie der Volkskunde überhaupt.

Cincik, Joſef: Barokové freská Jeana Josepha Chamanta a Antona Fr. Maulbertscha na Slovensku. Príspevok k slovenskému výtvarnému baroku (Barockfresken des J. J. Chamant und A. F. Maulbertſch in der Slowakei. Ein Beitrag zum ſlowakiſchen Barock). T. St. Martin: Matica slovenská, 1938. 120 S., 58 Bilderbeilagen.

Das Zeitalter des Barock in der Slowakei iſt zu wenig erforſcht, um ein klares Bild von der großen Bedeutung dieſer Kunſtrichtung für das ſlowakiſche Gebiet bekommen zu können. Es fehlt gewiß nicht an kleineren Beiträgen und an älteren — hauptſächlich madjariſchen — Forſchungsergebniſſen, doch iſt eine einheitliche entwicklungsgeſchichtliche Zuſammenfaſſung des Gebietes bisher noch nicht unternommen worden. Auch C. befaßt ſich eigentlich nur mit Teilfragen, doch berührt er in ſeiner Arbeit Fragen, die für die allgemeine Entwicklung des Barock im geweſenen Oeſterreich-Ungarn von Wichtigkeit ſind.

Beide Künſtler, über deren Tätigkeit in der Slowakei das Buch Auskunft gibt, kamen aus Wien und vermittelten den Einfluß der ſpätbarocken öſterreichiſchen Freskomalerei im Gebiete der heutigen Slowakei. J. J. Chamant ſtand im Dienſte des Hofes und ſtammte aus der Heimat ſeines großen Gönners Franz

von Lothringen. Seine Arbeiten in der Slowakei — die ſich auf die Umgebung der kaiſerlichen Beſitzung in Hollitſch beſchränken — entſtanden ausnahmslos im Auftrage ſeines Herrn und gewinnen dadurch eine weitgehende Bedeutung, da ſie die einzigen erhaltenen Werke dieſes in der Fachliteratur weniger bekannten Künſtlers ſind. Die Tätigkeit des J. J. Chamant konnte C. für Hollitſch, Kopčany und Šaštin (Maria Schoßberg) nachweiſen. Seine Forſchungen über Maulbertſch, die hauptſächlich aus bereits bekannten Quellen ſchöpfen, ergänzen durch die Feſtſtellung des heutigen Zuſtandes der Fresken in Preßburg, Bohuslavice und Komorn und durch den Hinweis auf ihre vorhandenen Skizzen die bisherige Literatur über dieſen bedeutenden Künſtler des öſterreichiſchen Spätbarocks.

Eine reichhaltige Auswahl guter Abbildungen, verſchiedene Pläne und eine deutſche, franzöſiſche und italieniſche Ueberſetzung der Zuſammenfaſſung ergänzen das mit Regiſter und Literaturnachweis verſehene Werk, deſſen geſchmackvolle graphiſche Ausſtattung die Leiſtungsfähigkeit der ſlowakiſchen Buchdruckereien beweiſt.

Mencl, Václav und Dobroslava: Bratislava. Stavební obraz města a hradu (Preßburg. Das Baubild der Stadt und der Burg). Prag: J. Štenc, 1936. 278. S., mit Abbildungen.

Mit glänzender Diktion und gediegenem Können wird in dieſer Arbeit ein farbenprächtiges, mit viel Verſtändnis gezeichnetes Bild der Geſchichte und baulichen Entwicklung Preßburgs gegeben, das durch ſeine Unmittelbarkeit beſonders ſympathiſch anmutet. Von den Anfängen bis zur Gegenwart ſchildern die Autoren im Rahmen der hiſtoriſchen Geſchehniſſe die Entwicklung des Stadtbildes, deſſen im Laufe der Jahrhunderte unter wechſelſeitiger Beeinfluſſung verſchiedener Völker gebildeter Charakter im Weſentlichen Züge deutſcher Kultur trägt. Die Stärke des Buches liegt in der überlegenen ſtilkritiſchen Beherrſchung des Materials. Leider iſt die hiſtoriſche Interpretierung ſtellenweiſe tendenziös, obzwar der Wunſch nach Objektivität den Autoren nicht abzuſprechen iſt. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wird der mittelalterlichen Baugeſchichte der Burg und der durch die geographiſche Lage und die Hauptkommunikationen bedingten Bauentwicklung der Stadt gewidmet. Viele der von Ortvay und Franz aufgeſtellten Hypotheſen werden kritiſch überprüft und richtiggeſtellt, dies gilt hauptſächlich für die endgültige Datierung der Kapelle der böhmiſchen Königin, für die einwandfreie Feſtſtelllung der Architekten der Preßburger Burg (Feraboſco, Carlone, Holl, Alberthal, Jadot, Pacaſſi, Hillebrandt), für den Hinweis auf den direkten Einfluß der Wiener Dombauhütte Puchsbaum beim Bau der Preßburger Domkirche zu St. Martin, für die richtige Datierung des kleinen Probſthofes, für die Feſtſetzung der von F. A. Hillebrandt ausgeführten Paläſte uſw. Bei der Bearbeitung der Barockzeit ſtützen ſich die Autoren hauptſächlich auf die, teilweiſe bereits publizierten, Forſchungsergebniſſe G. Weydes, L. Keménys und E. Mayers. Neu iſt hingegen die Bearbeitung des bürgerlichen Empire und der Bautätigkeit der Neuzeit vor und nach dem Umſturze, die einen kurzen Ueberblick über die bauliche Entwicklung der Stadt im 19. und 20. Jh. bietet.

Der Literaturnachweis befindet ſich in den einzelnen am Ende des Buches zuſammengeſtellten Anmerkungen. Sach- und Namensregiſter ergänzen das Werk. Die Einteilung der Abbildungen iſt klar durchdacht: alte Stiche, Pläne und Zeichnungen befinden ſich im Textteil, die photographiſchen Neuaufnahmen hingegen in chronologiſcher Folge am Schluſſe des Buches. Schade, daß dieſes gediegene, in tſchechiſcher Sprache geſchriebene Werk überhaupt keine fremdſprachige Zuſammenfaſſung beſitzt und ſo für das weitere Ausland vermutlich unbekannt bleibt.

Preßburg. E. Günther-Mayer.

IV. Ungarn.

Irodalomtörténeti Közlemények (Literaturgeſchichtliche Mitteilungen). Budapeſt: Ung. Akad. d. Wiſſ. Jahrg. XLVI (1936), XLVII (1937). XI + 496; XII + 444 S. Geleitet von Elemér Császár.

Eine zuſammenfaſſende Kennzeichnung dieſer wichtigſten ungariſchen literaturgeſchichtlichen Zeitſchrift kann an dieſer Stelle nicht einmal verſucht werden. Es muß der Hinweis genügen, daß es ſich um ein Organ handelt, das im Laufe ſeiner nun-

mehr faſt fünfzigjährigen Geſchichte auf die Entwicklung der ungariſchen Literaturwiſſenſchaft, aber auch Bildungsgeſchichte von entſcheidender Bedeutung war und geblieben iſt.

Die vorliegenden zwei Jahrgänge ſind von einer Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhaltes, die uns unter der Leitung eines ſo hervorragenden Kenners wie E. Cſáſzár ſchon geradezu als Selbſtverſtändlichkeit erſcheint. Aus dem Jg. 1936 wären folgende Aufſätze hervorzuheben: Friedrich Briſits, *Michael Vörösmarthy und die Akademie (S. 1—28, 151—70, 261—75, 379—97 [wichtige, auch für ſich erſchienene Arbeit des bekannten V.-Forſchers, die nicht nur das Verhältnis des Dichters zur Akademie klärt, ſondern auch zur geſamten Bildungsgeſchichte der Zeit wertvolles Material bietet]); Emerich Varga, *Die Echtheit der Kuruzendichtung (S. 29—45, 171—87, 276—292 [Abſchließende Unterſuchung über die Fälſchungen Thalys, die deren außerordentlich hohe Zahl erweiſt]); Ladislaus Szabó, *A „Szilágyi és Hajmási“ monda és tótnyelvű forditâsa (S. 419—30 [vertritt entgegen der ſlowakiſchen Forſchung die Meinung, daß die ſlowakiſche Verſion „Siládi a Hadmáži“ eine Ueberſetzung aus dem madjariſchen ſei]). Bemerkenswert ſind ferner zwei Studien von Ladislaus Rajka (* Jókai und der Pitaval, S. 46—60; *Der letzte Paſcha von Ofen, S. 293—304), die auf deutſche Vorlagen des großen ungariſchen Romanſchriftſtellers hinweiſen.

Aus dem Jg. 1937 erheben u .a. folgende Aufſätze Anſpruch auf unſer Intereſſe: Joſeph Bajza, *Der Held von Szigetvár (Nikolaus Zrinyi) in der kroatiſchen Volksepik (S. 10—21 [Zuſammenſtellung und Inhaltsangabe der kroatiſchen Lieder über Z., der in der kroatiſchen Dichtung mehr Widerhall fand als in der madjariſchen]); Koloman Timár, *Der Geſchichtsſchreiber Stephan Katona als Verfaſſer von Jeſuitendramen (S. 30—37 [K. ſchrieb auch Schuldramen in madjariſcher Sprache. — 1757 verfaßte er auch ein latein. Gelegenheitsſtück „Borussiae Rex“, anläßlich eines Sieges über Friedrich d. Gr.]). Beſ. hervorzuheben ſind jedoch die Studien von Joſ. Waldapfel, *Balaſſi, Credulus und die italieniſche Literatur (S. 142—54, 260—72, 354—65) und Franz Szinnyei, *Das [ung.] literar. Leben während der Bachzeit (S. 245—259, 341—53). W. weiſt nach, daß B. doch gewiſſe geiſtige Beziehungen zur ital. Kultur der Zeit beſaß und wahrſcheinlich doch italieniſch konnte. Das ihm zugeſchriebene Schauſpiel „Credulus und Julia“ fußt auf einem ital. Schäferſpiel Criſtoforo Caſtelettis („Amirilli“). Da wir aber nicht einmal mit annähernder Sicherheit die Verfaſſerſchaft B.s bei „C. u. J.“ zu erhärten imſtande ſind, beſagt der Nachweis W.s, ſo wichtig er auch an ſich für die Geſchichte der italieniſch-ungariſchen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s iſt, für die Zuſammenhänge B.s mit Italien doch nur recht wenig. — Die ſehr gründliche Studie Sz.s iſt nicht nur literaturgeſchichtlich wichtig, ſondern bedeutet vor allem auch einen wertvollen Beitrag zur Geſchichte des ungariſchen Geiſteslebens im neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnt. Dabei iſt für uns die Feſtſtellung Sz.s wichtig, daß die literariſche Produktion an Umfang und bis zu einem gewiſſen Grad auch an innerem Wert die Zeit vor 1848 bei weitem übertraf (Vgl. S. 349). Von einer Behinderung des ungariſchen Geiſteslebens (ſoweit politiſche Nebenabſichten nicht hineinſpielten). war nach Wiederherſtellung geordneter Zuſtände nicht mehr die Rede. Sz. ſagt übrigens ſelbſt: „Es iſt übrigens auch überraſchend, wieviel Novellen die Zenſur am Anfang der 50er Jahre genehmigte, die vom Freiheitskrieg oder von der Bachzeit handelten“ (S. 248) und — können wir hinzufügen — Sticheleien enthielten, ſoweit dies eben unter der „Ungunſt“ der Verhältniſſe ging! Sz.s Studie iſt in ruhigem Tone gehalten. Er vermeidet das falſche Pathos, in das immer noch manche, die über dieſe Zeit ſchreiben, verfallen zu müſſen glauben. Jedenfalls dürfen wir hoffen, daß uns das ungariſche Geiſtesleben der Bachzeit bald klarer und richtiger vor Augen ſtehen wird, wenn darüber mehr Arbeiten wie die Sz.s erſcheinen würden, die mit ausgeglichener Methode arbeiten und es dank ihres wiſſenſchaftlichen Wertes nicht nötig haben, den Leſer für ſonſtige Mängel durch „ſtimmungsvolle“ Ausſchmückungen zu entſchädigen. Die „Bachzeit“ liegt ſchon ſo weit zurück, daß man von jedem wirklichen Forſcher verlangen kann, an ſie sine ira et studio heranzutreten. Es iſt geradezu ein Prüfſtein echter Wiſſenſchaftlichkeit, inwieweit das dem einzelnen Forſcher bei der Behandlung der neoabſolutiſtiſchen Zeit auch wirklich gelingt.

Zum Schluß der Anzeige iſt noch auf die „Datenſammlung“ (Adattár) mit beſonderem Nachdruck hinzuweiſen, die in jedem Heft eine große Anzahl wichtigſter

Quellen (Briefe, Tagebücher, ſonſtige Aufzeichnungen uſw.) zur ungariſchen Geiſtes- und Literaturgeſchichte zum Abdruck bringt. Aus eigener Erfahrung heraus darf ich bekennen, daß dieſer Teil der Zeitſchrift, wie kein anderer Literaturbehelf, imſtande iſt, einen wirklich lebensvollen, ſtoffreichen, aber verläßlichen und — wahrhaftigen Querſchnitt durch die ungariſche Geiſtesgeſchichte zu bieten. Nicht nur für die politiſche, auch für die Kultur- und Geiſtesgeſchichte iſt das Verhältnis zu den Quellen entſcheidend. Wer dieſen vielleicht unbequemen, jedenfalls aber fruchtbaren Standpunkt vertritt, wird wiſſen, welche hohe wiſſenſchaftliche Bedeutung gerade auch dieſer Abteilung der Zeitſchrift zukommt. Valjavec.

Ungariſche Jahrbücher, hrsgg. von Jul. v. Farkas. Bd. XVII., Berlin und Leipzig: W. de Gruyter 1937. 438 S.

Aus den Heften 1—3 des Jahrgangs, die zu einer „Feſtſchrift 20 Jahre Ungariſches Inſtitut Berlin" zuſammengefaßt ſind, ſei zunächſt der ſchwache Aufſatz von H. Réz, „Die geiſtigen Strömungen in den ungariſchen und deutſchen Zeitſchriften 1800—1820" (S. 139—153) erwähnt, der den geiſtigen Anſprüchen des wichtigen und intereſſanten Themas leider nicht gewachſen iſt.

Aus den „Kleinen Mitteilungen und Anzeigen" dürfte der Aufſatz „Der Pietismus in Ungarn" von Béla v. Szent-Iványi (S. 252—267) aus dem Grunde allgemeineres Intereſſe beanſpruchen, weil von den vom Vf. als „Bewegungen der Gefühlsreligioſität" bezeichneten pietiſtiſchen Lehren alle Richtungen, ſowohl die von proteſtantiſcher wie die von katholiſcher Seite ausgehenden, nach Ungarn gelangten. Die bedeutende Rolle, die A. H. Francke und die Univerſität Halle für die Entwicklung des ungariſchen Pietismus ſpielten, wird gebührend hervorgehoben. Durch Schilderung der Wechſelwirkungen zwiſchen religiöſen Lehren und politiſchem und ſozialem Leben iſt es Sz.-I. gelungen, ſeine kleine Abhandlung zu einem farbenreichen Bilde des ungariſchen Kulturlebens von etwa 1640 bis 1740 zu geſtalten.

In Heft 4 befaßt ſich V. Tomori in dem Aufſatz „Zur Pſychologie der ungariſchen Volksbräuche" (S. 293—316) mit den großen Triebkräften des ungariſchen Bauernlebens. Einer anſchaulichen Schilderung alter madjariſcher Volksbräuche folgt eine Unterſuchung ihrer Urſprünge und der Gründe ihrer Wandlungen.

Das hundertjährige Jubiläum des Ungariſchen Nationaltheaters in Budapeſt nimmt Béla v. Szent-Iványi zum Anlaß, über die Geſchichte dieſes Theaters und ſeine kulturelle Bedeutung für Ungarn in den „Kleinen Mitteilungen und Anzeigen" intereſſante Angaben zu machen (S. 317/318). Sz.-I. betont, daß ſogar in der Zeit der Abwendung von der deutſchen Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s der Einfluß des Wiener Burgtheaters auf Schauſpielerſtil und Repertoire nicht zu verkennen geweſen ſei. R

Budapesti Szemle (Budapeſter Rundſchau). Im Auftrag der Ung. Akademie d. Wiſſ. hrsg. von Géza Voinovich. Budapeſt: Franklin 1938. Nr. 732, 733 (Nov.-, Dez.-Heft). S. 129—384.

Man darf gewiß ſagen, daß „B. Sz." eine der älteſten und angeſehenſten ungar. Zeitſchriften iſt, die aber durch ausgeglichene Vielſeitigkeit und Friſche des Inhalts beweiſt, daß ſie immer noch innerhalb des ungariſchen Zeitſchriftenweſens eine führende Rolle zu ſpielen berufen iſt. Aus dem reichen Inhalt greifen wir an für uns Intereſſantem folgendes heraus: D. Angyal, *Die Regierung Franz Joſephs I. in den Jahren des Freiheitskrieges (S. 129—56, 270—305 [mit ſehr viel neuem Material, vor allem aus Wiener Archiven]); Joſef Östör, *Die Tagebücher der Gräfin Johanna Keglevich, geb. Adele Zichy (S. 179—212, 344—69 [Forts. — Auszüge aus deutſchgeſchriebenen Tagebüchern, die wertvollle Einblicke in das Leben und Denken der ariſtokratiſchen Geſellſchaft Ungarns jener Zeit bieten, das — wie es auch aus dieſen Aufzeichnungen hervorgeht — von Wien weitgehend beſtimmt war. Wichtige Quelle, die auch von der deutſchen Forſchung heranzuziehen wäre]); Alexander Bonkáló, *Bilder aus der karpatenruſſiſchen Literatur (S. 213—27 [nach einer kurzen Einleitung gibt B. eine Auswahl von

Gedichten und Erzählungen in Ueberſetzung, die aber nur eine beſtimmte Richtung berückſichtigen]); Jolanthe Pukánszky—Kádár, *Das Nationaltheater in der ungariſchen Geſetzgebung (S. 320—43 [gründliche, ſtoffreiche Zuſammenfaſſung]). F. V.

Gombocz, Zoltán: Összegyűjtött művei (Geſammelte Werke). Budapeſt: Ung. Akademie d. Wiſſ. 1938. I. Bd. 156 S. 1 Abb.

Der vorliegende 1. Bd. des 1935 geſtorbenen ungariſchen Sprachforſchers Zoltán G. enthält eine Reihe ſprachwiſſenſchaftlicher Aufſätze, die in Aufſätzen oder Feſtſchriften erſchienen, heute ſchon ſelten ſind. Ein 2. Band ſoll weitere Aufſätze ſowie die Univerſitätsvorleſungen G.s zum Abdruck bringen, ohne daß aus dem von J. Melich gezeichneten Vorwort (3—4) hervorginge, ob damit die Sammlung der Arbeiten abgeſchloſſen iſt oder nicht. Der Abdruck der Aufſätze iſt, ſoviel ich ſehen konnte, ſehr gewiſſenhaft. Sie ſind übrigens z. gr. T. in deutſcher Sprache abgefaßt, alſo auch allgemeiner zugänglich. Der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften gebührt für die Herausgabe dieſes Werkes, deſſen zweiter Band dem erſten hoffentlich bald folgt, aufrichtiger Dank auch ſeitens der ausländiſchen Forſchung. F. V.

Gróf Klebelsberg Kunó emlékezete. A. Gr. Klebelsberg Kunóról szóló emlékbeszédek és megemlékezések (Das Gedächtnis an Graf Kuno K. — Die Gedenkreden und Erinnerungen an Gr. K. K.), 1932—1938. Budapeſt: Egyetemi Nyomda 1938. 358 S.

Anläßlich der Errichtung eines Denkmals für K. in Budapeſt wurde vorliegende Sammlung von Gedenkreden und Nachrufen herausgebracht, die aufſchlußreiche Einblicke in die Tätigkeit K.s und ihre Beurteilung durch die Zeitgenoſſen gewährt. Der Sammelband bedeutet einen wichtigen Beitrag zur Geſchichte der ungariſchen Kulturpolitik in der Nachkriegszeit, deren Seele K. als Kultusminiſter viele Jahre hindurch geweſen iſt. R

Gerő, József: A m. kir. Belügyminiszter által igazolt nemesek (Die durch den königl. ung. Miniſter des Innern anerkannten Adeligen), 1867—1937. Budapeſt, 1938. 406 S.

Der Verf., Verwalter und Referent für Adelsangelegenheiten des königl. Ungar. Staatsarchivs Budapeſt, hat in langwieriger und ſehr mühſamer Arbeit den Katalog der ung. Adeligen zuſammengeſtellt, die ſeitens des königl. Ung. Miniſteriums des Innern als oberſtes Adelsamt anerkannt wurden.

Verf. ſchildert im einleitenden Teil ſeines Werkes das Weſen, die Kategorien uſw. des ungariſchen Adels, ferner den Vorgang, wie man den Adelsſtand vor dem oberſten Adelsamt — deſſen gutachtendes Organ das k. ung. Staatsarchiv iſt — beſtätigen muß.

Nach dieſem mehr praktiſchen Teil folgt der vortreffliche Katalog des ungariſchen (dazwiſchen auch ausländiſchen) Adelſtandes, unter welchem wir auch zahlreiche deutſche Familiennamen finden, deren Träger größtenteils einſtige Offiziere der geweſenen öſterreichiſch-ungariſchen Armee waren, die ſeinerzeit nach vollendeter Dienſtzeit das Recht hatten, als Anerkennung für ihre Verdienſte den ungariſchen Adelsſtand zu erbitten, teils aber auch reiche Juden, die mit ihrer „wirtſchaftlichen Tätigkeit" den ungariſchen Adelsſtand auf ihre Art und Weiſe erwerben konnten. Das Werk G.s iſt nicht nur in Adelsangelegenheiten ein ſehr brauchbares praktiſches Buch, auch die Genealogen des In- und Auslandes können es vorteilhaft gebrauchen.

Die im Katalog unter etwa 10 000 Namen vorkommenden deutſchen (darunter auch deutſche Namen führende jüdiſche) Familien ſind folgende:

Abendorf, Abt, Adler, Aichelburg, Aigner, Aleman, Alſter, Alth, Anker, Arentſchild, Artner, Aſt, Attems, Aulinger, Auſpitz.

Bachruch, Baiersdorf, Balczer, Balley, Bamberger, Baruch, Bauer, Baur, Beckh-Widmannſtetter, Beer, Behr, Benz, Berchtold, Berg, Berger, Bernrieder, Biedermann, Bien, Biſſingen-Nippenburg, Blancz, Blankenſtein, Boemelburg, Brandenſtein, Breuer, Bruckentheis, Brückler, Bründl, Buttler, Büben.

Chriſtian, Cloſius, Conrad-Hauer, Craus, Czigler, Czogler.

Daun, Darner, Degenfeld-Schomburg, Detrich, Ditfurth, Dobeneck, Dobner, Dollhoff, Dorner, Döller.

Eckensberger, Eckert, Eger, Egerer, Ehmann, Ehrenhöfer, Elischer, Ellrichshausen, Engel, Entz, Erreth, Erggelet, Erhhart.

Faust, Fehrentheil-Gruppenberg, Feichtinger, Feilitsch, Fellner, Ferbert, Feenbach, Fest, Fiedler, Fischer, Flandorffer, Flatt, Fleischhacker, Flittner, Floch, Fluck, Forster, Francke, Frankl, Freisaisen, Freund, Frey, Fricke, Friebeisz, Friedrich, Fritsch, Frits, Fritz, Frommer, Fuchs, Fürst.

Gallen, Ganczaugh, Gans, Gartner, Gaszner, Gatterburg, Gebhardt, Geist, Genzinger, Gerhardt, Gesell, Glatz, Glatzinger, Gleim, Glósz, Goldberger, Comperz, Gottesmann, Goumöeus, Gössinger, Göttlicher, Graefl, Grallert, Gregerssen, Grimm, Grob, Groisz, Groß (Grosz), Großschmidt, Gruben, Grünblatt, Gschwindt, Gudenus, Gueth, Gulner, Gundelfinger, Guoth, Gutmann, Günther.

Haader, Habermayer, Hager, Hackenschmidt, Haller, Hann, Hahne, Harling, Haugwitz, Haupt, Hausser, Hausner, Händel, Heil, Heim, Heinrich, Hell, Helbig, Heldt, Hellenbach, Hellebranth (-bronth), Hellner, Hencz, Hennel, Hensch, Henter, Herber, Herberstein, Herdt, Heringh, Herritz, Herman, Herzog, Hessenstein, Hild, Hyemer, Hirsch, Hirschler, Hoch, Hochenburger, Hofbauer, Hoffmann, Hahenlohe-Waldenburg-Schillingfürst, Holitscher, Holtzer, Hönsch, Hörnig, Hutschenreiter, Hübner.

Inselt, Jakobs, Johny (Jony), Justh.

Kaas, Kanitz, Karpe, Kaunz, Kégl, Kelcz, Kéler, Kern, Kherndl, Kerner, Keßler, Klebelsberg, Klein, Kleinrath, Klingsspor, Knapp, Kneusel-Herdliczka, Koller, Kollmann, Komposcht, Kohner, Kornfeld, Kornhaber, Köhler, Königsegg-Rottenfels, Krajner, Kramer, Krausz, Kreith, Krieger, Kuffner, Kuhl, Kulmer, Kuhn, Kurz, Kürschner, Küttel.

Laffert, Lalaing, Landauer, Lang, Laßner, Lederer, Leeniczer, Légman, Lehrer, Leidenfrost, Leidl, Leitner, Leitschaft, Lers, Liebenberg, Liebermann, Lichtenberg, Lichtenberg-Mordax-Schneeberg, Lingel, Linkner, Lorberer, Lorx, Ludmann, Lühe.

Maier (Mayer, Mayr), Maller, Marschall, Maschek, Mauchs, Maurer, Mauthner, Meczner, Mechwart, Melczer, Mengele, Mensdorf-Pouilly-Ditrichstein, Meutler, Mercz, Merwalt, Metz, Mindel, Mitterbacher, Moesz, Moll, Montagh, Montbach, Morgenstern, Müller, Münnich.

Najmajer, Neppel, Nettelhorst, Neugebauer, Neuhold, Neumann, Nickl, Nimsee, Norman-Audenhove.

Obauer, Oberaigner, Ohrenstein, Ortenburg, Osvald.

Pach, Pachner, Panz, Pappenheim, Parcher, Pauer, Peinlich, Pelczer, Pergen, Perl, Pfalz, Pfannschmidt, Pfeiffer, Piller, Pirkner, Plechl, Pletzger, Plossek, Pollermann, Pösch, Pöschl, Praunsperger, Prikkel, Proff, Prugberger, Puchner, Pyber.

Quittner.

Rainprecht, Raisz, Raizner, Rauscher, Redl, Reischl, Reiszig, Reitzes, Riedel, Riedesel, Rihmer, Riszner, Romeiser, Rohr, Rohrer, Rosen, Rosenberg, Rosenzweig, Roszner, Roth, Röck, Römer, Rötth, Rupprecht, Rust, Rüdt.

Sahhausen, Sajler, Sallér, Satzger, Schaffgotsch, Scheffer, Scheidl, Schell, Scherr-Thoß, Schiller, Schluch, Schmertzing, Schmidegg, Schmidt, Schmoczer, Schneider, Schnörch, Schobeln, Scholtz, Schopf, Schoßberger, Schott, Schönborn-Wiesentheid, Schönner, Schreiber, Schubert, Schulpe, Schultheisz, Schuster, Schwartner, Schwartz, Schwarzenberg, Schwertner, Seidl, Seszler, Sey, Siegler, Singer, Sommer, Spillenberg, Spóner, Sréter, Stadler, Staudach, Stein, Steinbach, Steiner, Steinitz, Stelzer, Steer, Sternberg, Stettner, Stierling, Stillfried, Stoll, Stalendorf, Stráner, Stummer, Stürmer, Sumichrast, Svaiczer, Szegner, Szevald, Szontagh.

Tache, Taller, Telbisz, Terner, Than, Thellmann, Thron, Tichtl, Toperczer, Tost, Traiber, Trajtler, Trausch, Trauttemberg, Träger, Trompler, Trux, Tschandl, Tschögl, Tuczentaller, Tunkl, Tutschner.

Ullmann, Ungár, Unger.

Vangel, Venter, Vest.

Wachsmann, Wagner, Wallandt, Waldbott, Waldeck, Waldstätter, Waltherr, Wanckel, Waxmann, Weiler, Weingärtner, Weinmann, Weisz, Wenckheim, Werthheim, Weszternayer, Wieland, Wildburg, Wildner, Wimpffen, Windisch-Grätz, Wundt, Winckhler, Wiplinger, Wirkner, Wittdorf, Wodianer, Wohlmuth, Wolff, Wolfner, Wolnhoffer, Wurmb, Würtzler.

Zauner, Zech, Zedtwitz, Zimmermann.

Vashegy-Vonyarc. Béla Iványi.

Schlegl, Johann: Az alsógallai német nyelvjárás mondatszerkezete (Der Satzbau der deutſchen Mundart von Unter-Galla). Budapeſt: Ferdinand Pfeifer 1935. 75 S. (Arbeiten zur deutſchen Philologie, 62).

Das ſyntaktiſche Gebiet iſt wohl das ſchwierigſte in der Sprachwiſſenſchaft, insbeſondere deshalb, weil es bis heute ja nicht feſtſteht, was unter den Begriff Syntax fällt.

Man hat ſich nun ſo ziemlich damit abgefunden, insbeſondere in der Mundartbehandlung neben eine Lautlehre und eventuell Formenlehre auch eine Satzbildungslehre zu ſtellen. Vom grammatikaliſchen Standpunkt aus iſt damit entſchieden alles für die Klarlegung der Eigenart einer Mundart (oder Sprache) getan. Und ſo ſchreibt auch Sch. einen „Satzbau" ſeiner Untergallaer Mundart.

Zu einer richtigen Syntax als einer Lehre von der Wortſetzung und Verbindung des Wortes im Sprachgebilde, im Satz, würde freilich noch viel anderes auch gehören: vor allem die entſcheidende Bedeutung des pſychologiſchen und logiſchen Weſens einer Sprache ſowie die Rolle des ſeeliſchen Zuſtandes (Affektes) beim Sprechen und deſſen Auswirkung auf die Wort- und Satzordnung.

Verf. geht natürlich kaum ſo weit. Der Hauptteil ſeiner Arbeit iſt den einzelnen Wortarten als Baumaterial ſozuſagen des Satzes gewidmet (I. Zeitwort, II. Hauptwort, III. Eigenſchaftswort, IV. Fürwort, V. Beſtimmungswort). Das (S. 12—46) wäre aber eigentlich nur eine Wortlehre vom Gebrauch der Wortart im Satze. Meiſtens tritt auch dieſer Geſichtspunkt nicht als Hauptſache hervor. Erſt mit dem VI. Kapitel ſetzt in einem kurzen Abſchnitt von 3 Seiten (46—48) über die Wortfolge das eigentliche Syntaktiſche ein. Dann folgt das Hauptkapitel (VII): „Der Satz" (S. 53 bis 61), in dem die einzelnen Arten vom Haupt- und Nebenſatz behandelt werden. Schließlich „Die Satzfolge" (VIII. Kap.: S. 64) auf einer Seite, u. z. 1. Wortfolge mit Nebenſatzcharakter im Hauptſatz, 2. Umgekehrte Wortfolge. Immerhin betrachtet Verf. von dieſen Geſichtspunkten aus den ganzen Satz.

Die Arbeit beſchließt der Literaturnachweis, ſowie ein „Deutſcher Auszug".

Am Anfang ſetzt ſich Verf. mit der Ortsgeſchichte dieſer Mundart des Schildgebirges, die bisher ſehr vernachläſſigt wurde, auseinander und gibt einen kurzen Ueberblick über die Natur dieſer Mundart.

Sprachlich iſt Unter-Galla eine mittelbairiſche ua-Mundart, wie die deutſchen Mundarten des (Vértes-) Schildgebirges überhaupt, wo ſich aber auch ui-Mundarten finden. Doch trägt die Mundart auch öſterreichiſchen Charakter, iſt alſo eine Miſchmundart. Lautlich und formell gehört die Mundart mit den Mundarten von Béb und Budaörs näher zuſammen.

Verf. hat zur urheimatlichen Feſtſtellung auch erfolgreiche Archivſtudien in Darmſtadt und Heilbronn getrieben, wonach man auch mit heſſiſchen und württembergiſchen Siedlern zu rechnen hat. Schilling dachte auf Grund der Nachricht (1754) von Eſterházy's Werbung (1733) auch an Alemannen und Franken aus Straßburg und Würzburg. Andere (Mohl) wollen von Siedlern aus Hannover und Weſtfalen wiſſen. Isbert wieder denkt (auch auf Grund von Eſterházy) an Zuzug von Heidebauern aus Weſtungarn, im Beſonderen von Wieſelburg.

Natürlich müſſen die Beſonderheiten dieſer verſchiedenen Siedler und Zuzügler ſprachlich in dem bairiſch-öſterreichiſchen Charakter der Mundart aufgegangen ſein. So iſt das Verſchwinden der fränkiſch-alemanniſchen Unterlagerung zu verſtehen.

Die Siedlung iſt rein deutſch.

Dennoch zeigt ſich gerade ſyntaktiſch und grammatikaliſch manche madjariſche Eigenart, die vielleicht durch die madjariſche Schule veranlaßt ſein mag.

Das Paſſiv wird ſelten gebracht, nur in einzelnen Fällen. Für das Paſſiv tritt, wie im Madjariſchen, die 3. Perſon Pl. ein: si háūm in kšlōn = „er wurde geſchlagen" (meg-verték).

Die Struktur der Sprache iſt alſo im Begriff, ſich madjariſch zu geſtalten. Dennoch würde ich den Satz „ti rauvər haūm in aufkhęiŋgkt" nicht paſſiviſch deuten: „er wurde aufgehängt". Dazu müßte ja das Subjekt wenigſtens fehlen. Das iſt doch nicht anders, als wenn geſagt wird: — to tansə (= dann tun ſie) ti fruxt hām fiən. (Wichtig iſt hier auch die Anwendung des Hilfsverbums „tun" im Praeſens, aus dem man die ſchwache Praeteritalform erklären wollte, was aber unangängig iſt. Die Umſchreibung mit tā iſt überhaupt ſtereotyp, wie auch męin „mögen" für conj. imp. (§ 8).

Die paſſive 3. Perſon im Aufforderungsſinne (ɪɐts vēɐts fuɐt kfōɐn) erklärt ſich wohl über das Futurum und weil kein Subjekt da iſt.

Die rückbezüglichen Verben ſind in der Mdart beliebt. Aber ɪɐts faũɳt si aũ tər šnitt iſt durch die Wortfolge leicht ein Einbruchstor im Sinne von magy. „ma kezdődik“ gegenüber ɪɐts faũɳt si ter snitt aũ (3 5).

Es iſt nicht nur bäueriſche Schwerfälligkeit, das Objekt wegzulaſſen, wenn es ſich von ſelbſt zum Verb hinzudenken läßt: ī hop šau kətrɛiɳkt (Wen ſonſt als das Vieh?).

Die 1. p. pl. für die 2. sing. (§ 7) iſt Höflichkeitsart. Ebenſo die Mehrzahl mit Beziehung auf Einzahl in der Menge lāft ānə . . . Man vgl. Schiller im Tell: Gehn einige und zünden Reisholz an.

Schön und wurzelecht iſt das erzählende Praeſens (§ 9): tō khũm ī am okɐ unt siχ. Es zeigt recht deutlich das pſychologiſche Erleben in der Sprache.

Dies iſt auch bei der Anwendung des Modus der Fall. Es wird der wahrheitsentſprechende Indicativ, nicht der zweifelhafte Conjunktiv herausgeſtellt: ēɐ hot si fovkštöült, tos ēɐ tər šɛintsti is.

vū kɛĩma tɛĩn moɐriɳ hī? iſt einfacher, nicht zweifelnder Frageſatz.

„šau, šau!“ (§ 14) iſt wohl verwunderlich, uſw. — hēəst klɛi auf tsən rēin, pist klɛi ruihik ſind der Vorſtellung nach Imperative aus der Frage heraus.

Die participiale Redeweiſe iſt der Mundart eigen, Part. praeſ. wird aber zur Hervorhebung des Artweſentlichen im Satz und ſtatt des Nebenſatzes gebraucht. Die Participialbildung in der Mdart erfolgt durch — ət = „-end“. Der n-Schwund iſt merkwürdig, könnte aber im Zuſammenhang mit dem alten metathetiſchen Conj. Imperf. z. B. meiχət < „möchte“ erfolgt ſein. Anders iſt die Bildung mit — les. (§ 16; haukeles, štērələs). Es ſcheinen iterative Zeitwortbildungen wie hocke-l-en stehe-s-en kombiniert zu ſein, wobei die Infinitivwendung -en ſchwand. So kamen Nomenbildungen zuſtande: z. B „wir machen ein Trinkes (ſbbürg. ə drāɳkes).

In: tes vetɐ is aus iſt das Hilfszeitwort „ſein“ nicht mit lokativer Beſtimmung verbunden, ſondern bereits temporal: vgl. „das Feuer iſt ausgegangen“.

„Wollen“ in futuralem Sinne (§ 21) iſt anſcheinend Ingväonismus wie im Engliſchen. Dem paßt ſich auch der Conjunktiv in Bedingungsſätzen mit „tun“ und „mögen“ an. Die Satzarten mit Hilfszeitwörtern ſind nach deren Natur ſonſt richtig charakteriſiert. Das iſt aber von keiner Bedeutung für den Satzbau.

Die Geſchlechtsbeſtimmung und der Geſchlechtswandel gehören nicht in eine Satzbildungslehre. — Einige Irrtümer ſeien richtig geſtellt: šloppm m. „Pantoffel“ iſt nicht mhd. sleipfe „Schleife“, ſondern gehört zu ndd. slappe (zu slaff „ſchlaff“). šēl „Schädel“ iſt nicht mhd. scheitel f., ſondern schedel m. und gehört nicht hierher. Mhd. eimber iſt nur masc. Mhd urloup (nicht — laup!“) iſt nur masc. und neutr., nie fem, poultsɐ < mhd. bolster (§ 27, 1 c) iſt grundlos angeführt. prāl m. iſt nicht mhd. brate, ſondern dem. dazu.

Unter „Pluralia tantum“ (§ 30) werden nomina aufgeführt, die keine ſind.

Die bisherigen §§ des Hauptwortgebrauches ſind rein überflüſſig.

Auch die Fallbezeichnung iſt inbezug auf den Satzbau bei mehreren Fällen nebenſächlich. In § 32 liegt in dem Satz ɐɐ lēɐnt šneidɐr nicht Nominativbezeichnung vor. Verf. ſelbſt ſagt, daß Fallbezeichnung höchſt ſelten vorkomme. Alſo kann er nicht ſagen: Nom. ſtehe für Gen. part. in tuɐt štēt ā klās foul vousɐ. Eher iſt „voll mit Waſſer“ empfunden. — In § 33 ſind zunächſt Wortzuſammenſetzungen dargeſtellt, z. B. „Menſchenskind“.“ ti hɐɐmaũnišɐ khindɐ iſt doch adjektiviſch! Ebenſo: üɳgarišɐr houtɐr iſt eben „ung. H.“ nicht „Hotter der Ungarn“.

In § 74 handelt es ſich nicht um Erſatz des Genitivs durch Praepoſition, wenn geſagt wird: ti fiχɐr in tɛĩn haus sānt olə krēpiɐt, ſondern es will mehr heißen! Man denke an Fluchſagen.

Das Ordnen nach Abwandlungsfällen des Hauptwortes genügt alſo nicht. Es handelt ſich auch um den pſychologiſchen Ausdruckswert und das Ausdrucksmittel im Satze. Der Dativus poſſ. iſt nicht die Sprachnorm, von der aus das Beſitzverhältnis zu beurteilen wäre. „Meiner Mutter ihr Tuch“ iſt ſo gut wie „das Tuch meiner Mutter“. Statt miɐ təpōɐmt tēər oɐmi kheəl kann es auch heißen: tēɐr oɐmi kheəl tepōɐmt mi; und darauf kommt es an, nicht, ob es ſich um Dativ oder Accuſativ handle. Von des Verfaſſers Standpunkt müßte der īvə tein fuɐs tɛĩnɐ švēistɐ(r) is unsɐn noxpɐ sei voɳ kfoɐn ja nach dem Charakter der Mundart heißen: ivə tɛĩnɐ švēist(ɐ)r irɐ fuɐs . . . .

ɐr hot mi mā klēɐnt heißt nicht „er hat mich gelernt", ſondern „gelehrt".

„Als Hauptwörter gebrauchte Eigenſchaftswörter" (§ 38) ſind nicht Sache der Satzbaulehre. Ebenſowenig die Darſtellung von maskulin, feminin, oder neutral gebrauchten Eigenſchaftswörtern (§§ 39—41). Das Hauptwort kann nach dem Eigenſchaftswort ausbleiben, wenn der Satzſinn es erlaubt. Darum handelt es ſich (ſ. o.).

In dem Satz ī praux teĕn noxpɐ seĕ fölt net (§ 42) iſt kein Eigenſchaftswort umſchrieben. Und tēər past auf vī ā haftlmoxɐr iſt eben etwas anderes als „der iſt ſehr pfiffig". Auch pſychologiſch iſt das etwas anderes.

Die Erklärung des Wortes liŋkstotšɐ (§ 43) gehört nicht her. Ob vor das Adjektiv „ſehr" oder „ſchrecklich" geſetzt wird, um ſeinen Ausdruckswert zu erhöhen, iſt als Frage der Steigerung des Adjektivs ſyntaktiſch nebenſächlich (§ 44).

Die Verkürzung des Perſonalpronomens in Frageſätzen uſw. iſt Affektſprache; ſein Ausfall erſt recht, und nicht vom imperativen Infinitiv abhängig (iɐts is khā tseit, vōšn kšvint), ſondern dieſer tritt affektiſch ein. Auch hier könnte irgendwie fremdes Sprachempfinden hereinwirken, was immer zu Primitivität führt. Aber auch Affekt und noch kindliches Sprechen haben die gleiche Ausdrucksweiſe.

Im perſönlichen Fürwort zeigen ſich gotiſche Reſte: ēis (jus) „ihr"; eĕiŋk (igqis) als Dat. u. Acc. erklärt ſich deutlich aus dem gotiſchen Dual. Auch das iſt keine Frage des Satzbaues. (§ 46)

Der Erſatz des allgemeinen Subjekts (§ 47: mɐ = ‚man') durch die 3. Perſon plur. (sī klą̄um tąs .. „man glaubt, daß . .") entſpricht dem ungariſchen: azt hiszik, hogy ..

Der Geſchlechtswechſel (§ 49): „das Mädchen" als „ſie" zu nehmen, iſt nichts Syntaktiſches.

Madjariſcher Einfluß ſchlägt deutlichſt durch beim Gebrauch des Beſitzfürwortes (§ 50): „tēər rouk is meinɐr = az a kabát az enyém". Solches verrät ſich auch bei dem beſitzanzeigenden Verbum „gehören" durch die Unſchlüſſigkeit zwiſchen Perſonalpronomen (Dat.) und Poſſeſſivpronomen (Dat.), wie Verf. meint: tēər rouk khēət ĕəm oder seĕ. In Wahrheit handelt es ſich aber um das ſchon gotiſch bedingte ungeſchlechtige Perſonalpronomen reflxivum (Dat. sis) und das Pronomen der 3. Perſon (Dat. imma).

Auch das Kapitel über das Fragepronomen (wenn auch beſchreibend gut § 51) hat mehr Wortartgebrauch im Auge: vōs ſtatt „warum" in Frageſätzen, was auch ſonſt in der allgemeinen Umgangsſprache der Fall iſt und nicht ſyntaktiſche Bedeutung hat: z. B. „was kommſt du her?" im einfachen Gefühl von etwa „was machſt du da?" oder „was geht's dich an?"

In dem Satz „teĕn okɐr, vu tər vāts olɐ joɐr tsukrunt kaŭŋə is, iſt kein rückbezügliches Fürwort („deſſen Weizen") erſetzt, ſondern es handelt ſich tatſächlich um lokale Bezeichnung; anders wäre das ja zu perſönlich ausgedrückt.

Auch im Kap. „Hinweiſendes Fürwort" iſt meiſt ſyntaktiſch Bedeutungsloſes aufgeführt. — In: souliχs fölt is təs ōken net vēət in kein „ein" (ſolches Feld) unterdrückt und heißt nicht „des Ackerns", ſondern „das Ackern nicht wert".

Den madjariſchen Einfluß hebt Verf. nicht beſonders hervor, wenn er (§ 54, a 2) die Verbindung von pron. „welcher, — e, — es" mit dem madjariſchen „akár" (welcher immer") anführt: akārvöüli tu vülst, tu kriəgst ājeidi „welche immer du willſt, du kriegſt eine jede". Wichtig für den Satzbau iſt das nicht.

Ebenſo iſt nur lexikaliſch wichtig, wenn khā męintš für „niemand" geſagt wird.

Das Kapitel über das Beſtimmungswort (V, § 55—95) bringt auch kaum Syntaktiſches zur Satzbildungslehre. sunst (§ 55) mag aus so + einst entſtanden ſein (Kluge, Etym. Wb. ſagt anders). Verf. weiß aber nichts über die ſyntaktiſche Wertung zu ſagen (ſo auch in den folgenden §§), — ī kē nō heißt „ich gehe (hi)nab" nicht „hinunter".

noxtrum, das als dativiſches Zeitbeſtimmungswort gefaßt wird, reimt auf vidrum „wiederum" und ſcheint auf (nach + achter (got. aftra „wiederum") zu beruhen, bezw. von jenem „adoptiert" zu ſein. So zeigt auch der Satz: mōɐriŋ kē i fuɐt, noxtrum khūm i vidrum nur die Anwendung dieſer Wörter, ſie ſelbſt ſind nicht ſatzbildungsbeſtimmend.

nōtsuasiχ (= „nach zu ſich"), tsrucktsuasiχ ſind auch Wortbildungsformen und nur richtungsanzeigend, ſyntaktiſch aber nicht von Bedeutung.

In § 58 erſcheinen Zeitbeſtimmungswörter wie in dem Satz tí šul is aus, die ſchon behandelt ſind (ſ. o.).

So enden dieſe langen Abſchnitte vorwiegend mit einem Gewinn für die Wortbildung und Wortbedeutung, kaum aber für die Satzbildung, höchſtens aber für deren Vorkommen, ihren Gebrauch in Sätzen, die ſelbſt erſt Material für eine Syntax ſind.

Erſt von Abſchnitt VI ab haben wir es mit eigentlicher Syntax im Kapitel „Wortfolge" und „Der Satz" (VII) zu tun.

Warum anſcheinend als Typus der Wortfolge der uns bezüglich der Stellung des Infinitivs vom Schriftdeutſchen abweichende Satz ī hop kęistən ā krōs rous ksęŋ lāfm gebracht wird, iſt unbegreiflich. Vergleich mit dem Schriftdeutſchen hat keinen Zweck.

Ebenſo hat es wenig Zweck, nun abermals die einzelnen „Wortarten", wie ſie in den einzelnen Fällen" in der Wortfolge ſtehen, zu unterſuchen.

Beim Genitiv müßte um kouts vüln (um Gottes willen!) als Ausruf oder affektiſche Rede behandelt werden. Der Genitiv bildet hier eine ſyntaktiſche Einheit mit dem von um abhängigen Accuſativ, und dieſe iſt keineswegs vergleichbar mit „Heu genug" in der franzöſierend anmutenden und zweckloſen Gleichſetzung mit „genügend vom Heu". Die Wortzuſammenſetzung wie kōšiŋktōx und kōšiŋknōvm hat mit der Satzbildung und Wortfolge gar nichts zu tun: am tritn kōšiŋktōx kəiŋerum ti košiŋknōvn. — Die Buxleitər puv ſind ſyntaktiſch einfach „die Buchleiter Buben" und es iſt ſinnlos, über deſſen Bedeutung als „aus der Familie B." inbezug auf die Wortfolge des Satzes herumzuklügeln, da das ja ein zuſammengehöriger Komplex iſt, ganz abgeſehen von der Art des Satzes überhaupt (§ 61).

Die Stellung des Eigenſchaftswortes zum Hauptwort (§ 62) iſt pſychologiſch nicht erfaßt. Die Wiederholung bezw. Ausſetzung des Artikels (oder Demonſtrativpron. oder Perſonalpronomen) vor dem nachgeſtellten Eigenſchaftswort (oder näheren Beſtimmung) — was pſychologiſch gewertet ſein will — (tēər teifl, tēər krōuvi) iſt ſchon gotiſch (althochdeutſch) und griechiſch da: *πατερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς* Atta unsar þu in himinam: Fater unsêr, thû in himilom bist (Weißenbg. Cat.): Fater unsêr, dû pist in himilum (Freiſing).

Auch bei der Fürwortſtellung (§ 63) iſt alles pſychologiſch von der Stimmung und Augenblickslage abhängig. „Wenn du ankommſt, losmən šei kriən" bedeutet wohl urſprünglich: „... laſſen wir ihn grüßen" und ward erſt ſpäter als „laß mir ihn grüßen" empfunden.

Daß Beſtimmungsſätze (uſw.) vorangeſetzt werden können, iſt richtig: tes ēv veit kwēst is, hot ə ksoxt ..., aber dann folgt ja noch die Einſchränkung des Erzählers, die mit „aber" etwa weitergeht. Der Satz iſt alſo nicht zu Ende.

In: ī hop khęinv fuətkē (oder nachdrücklicher:) ī hop fuətkē khęinv), tō khąust tu ā kē bedeutet tō nicht „dann" ſondern „da" = „ſo, ſomit". Bei der Voranſtellung des „auch": ā hostn āmol ąūkšmiət iſt nicht erſichtlich, auf welchen „Begriff" es ſich beziehen ſoll. Und es bedeutet nicht: „auch ihn haſt ...", ſondern dem ā geht noch etwas voraus, oder bedeutet es bei anderer Betonung unter Weglaſſung des „du": „auch du".

Verf. macht mit Recht einen Unterſchied zwiſchen der Wortſtellung des Schreibers und des Sprechers: weil jener mehr Zeit habe zur Anordnung der Wortfolge, dieſer aber dem Augenblicksaffekt folge (S. 50 f.). Natürlicher iſt entſchieden das Letztere, nicht umgekehrt! Wirre Wortfolge iſt Affektsſache, logiſche Wortfolge Ueberlegungsſache. — Bei ſchwerfälliger Rückerinnerung, Erzählung, wird natürlich Nebenſächliches vorangeſtellt, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen. Darin zeigt ſich doch wohl kaum eigentliche Mundarteigenheit. Iſt Zeit zur Ueberlegung da, ſo tritt natürlich das Beſtimmte voran, aber in dem Satz um hundət Pengö tēi khua het ə siχər khafm khęinv will doch ausgedrückt ſein, daß „um 100 p. dieſe Kuh ſicher zu haben war".

Weiterhin beobachtet man beſſere pſychologiſche Einfühlung. Aber das imperativiſche fuət kē! (S. 52 j) entſpricht dem madjariſchen el-menni! uſw. in nichtmadjariſchem Munde.

In: tēər vęət-er nox ā pōər tōx vōs fetsęüln (S. 52, k.) könnte das enklitiſche „dir" gar nicht an anderer Stelle ſtehn.

Im VII. Abſchnitt wird nur der zuſammengeſetzte Satz behandelt, da Verf. meint, den einfachen Satz im Zuſammenhang mit den Satzteilen erledigt zu haben, was kaum ſtimmt, wie wir geſehen.

Im übrigen werden auch hier nur die beiordnenden und unterordnenden Bindewörter behandelt.

Unter C) folgen schließlich auf 2 Seiten die Nebensatzarten. Daß (§ 71) im abhängigen Fragesatz statt „warum" auch tsəvōs gebraucht werden kann, ist syntaktisch nebensächlich. In objektiven Nebensätzen ist Bindeglied nicht nur tas, sondern „aber daß" (§ 74).

Um den Nichtgebrauch von um zu + inf. darzutun, sind die freien Satzbildungen z. B. nach „denken" schlecht gewählt. ī tęĩŋk, əs veɐt šlχxt ausfōln. Das ist kein Finalsatz, sondern ein Möglichkeitssatz. Auch eɐ is khũmɐ um sęi költ ist kein Zwecknebensatz, sondern um steht im Sinne von „nach".

Kapitel VIII umfaßt die Satzordnung (Unterbrechung, Schachtelung usw.; Nebensatzwortfolge im Hauptsatz, verkehrte Wortfolge). Auf zwei Seiten wird dieser wichtigste Abschnitt erledigt. Hier hätte die psychologische Untersuchung viel Stoff und Gesichtspunkte bieten können.

Freilich so weit ist auch die offizielle Syntax noch nicht gelangt. Das Prinzipielle der Syntax ist noch nicht geklärt.

Verf. hat zwar auch keine richtige Satzbildungslehre, sondern hauptsächlich eine Darstellung von der Anwendung der Wortformen im Satz geboten, aber an praktischer Stoffsammlung liegt doch so viel vor, daß man Einblick in die Natur der Mundart gewinnen kann, wenn auch die Gesichtspunkte der einzelnen Kapitel an den Mängeln der Auffassung der Syntax überhaupt kranken.

Unter der aufgeführten Literatur vermißt man insbesondere H. Wunderlichs Deutschen Satzbau (I—II, 1901), von dem ausgehend Verf. leichtere Arbeit gehabt hätte.

R. Huß.

Dugonics, F.: Lautlehre der Fuldaer Siedlung Himesháza. Germanistische Hefte. Hg. von Heinrich Schmidt. Reihe B. Heft 1. Szegedin, 1938. 45 S.

Vorliegende Arbeit ist die erste deutsch geschriebene germanistische Dissertation an der Universität Szegedin. Nach einer kurzen madj. Einleitung behandelt sie die ältere und neuere Geschichte des Dorfes Himesháza (nördl. von Mohács), seinen gesellschaftlichen Aufbau und — in ziemlich knapper Form — die Sprachgeschichte (Lautlehre und Dialektographie) des Dorfes. Himesháza war schon im 14. Jh. besiedelt, es wurde aber während der Türkenzeit verwüstet, erhielt dann wahrscheinlich raitzische Bewohner und im Jahre 1722 durch den Bischof von Fünfkirchen, den Freiherrn von Nesselrode, 120 deutsche Kolonistenfamilien aus dem Bistum Fulda. Die Kerneinwohnerschaft bilden kath. deutsche Bauern (94,8 v. H.), in denen die Erinnerung an ihre Fuldaer Urheimat auch heute noch lebt. Sie nennen sich auch heute noch mit Stolz štifuolər. Stift Fuldaer gibt es übrigens auch in den Tolnauer Dörfern Mucsi und Závod und in fast allen Ortschaften der unteren Baranya, denn die wichtigsten Fuldaer Sprachmerkmale (endungsloser Inf. und unverschobenes p im Anlaut und in der Gemination) sind in den meisten Dörfern der östl. Baranya bekannt, wie ich das schon vor Jahren in den DUHBl. IV (1932), S. 33 ff., nachgewiesen habe. Die sprachlichen Erscheinungen und die Angaben der Trauungsmatrikel, die im Anhang veröffentlicht sind, führen zu einem gemeinsamen Endresultat: die Himesházaer stammen aus der Umgebung der Stadt Fulda. Sie sind fast ausnahmslos aus einer geographisch und sprachlich geschlossenen Gegend gekommen und haben diese Geschlossenheit bis heute bewahrt. Hier haben wir es also wieder mit einer unverfälschten Mundart zu tun, wie ja in sehr vielen Dörfern der Schwäbischen Türkei ungemischte Dialekte gesprochen werden.

Szarvas. Johann Weidlein.

Klenner, Franz: Csokonai és a preromantika (Csokonai und die Präromantik). Fünfkirchen: 1938. 45 S. (Pannonia-Bücherei 51).

Seitdem Fünfkirchen, Stätte der ältesten ungarischen Universität von 1367, in den Nachkriegsjahren wieder zur Universitätsstadt wurde, entwickelte sich hier ein reges literaturwissenschaftliches Leben. Die Universität wurde zum Horte der modernen, geistesgeschichtlichen Literaturbetrachtung. Hier wirkte Theodor Thienemann, einer der bedeutendsten Vorkämpfer dieser Richtung, die auch mit deutscher Wissenschaft in engster Fühlungnahme stand, hier erschien seine Zeitschrift Minerva. Diese Tradition wurde nach seiner Budapester Berufung von Johann Koszó, seinem Nachfolger am germanistischen Lehrstuhl, fortgeführt, befruchtete aber auch die Vertreter anderer Fachrichtungen.

Aus dem Koszó-Kreis, der ſich ſeit 1937 um die Zeitſchrift Mühely ſchart, ſtammt auch dieſe vortreffliche Studie. Sie iſt zwar eine ungarkundliche Diſſertation und verwendet eine literaturwiſſenſchaftliche Kategorie, die aus der franzöſiſchen Wiſſenſchaft (préromantisme) ſtammt, verdankt jedoch viel der gründlichen und vielſeitigen germaniſtiſchen Schulung des Verf.s Mit ſtaunenswerter Beleſenheit, mit deutſchkundlichen und romaniſchen Kenntniſſen, und mit ausgezeichneter Beherrſchung des ungariſchen Materials geht Verf. ans Werk. Sein Zweck iſt die Feſtſtellung präromantiſcher Züge im dichteriſchen Weltbild Michael Csokonais, der bislang allzu einſeitig als Vertreter des literariſchen Rokoko galt. Dieſe einſeitige Einſtellung war umſo bedenklicher, als zu ſeiner Zeit, alſo zur Wende des 19. Jh.s, das Rokoko ſo gut wie keine Rolle mehr ſpielte.

Nach methodiſchen Einleitungsbemerkungen überblickt K. die Ergebniſſe der bisherigen Vorromantikforſchung, gibt dann eine Phänomenologie der Präromantik und zeichnet ihren europäiſchen Entwicklungsgang und ihre Vorgeſchichte, die bis ins zweite Jahrzehnt des 18. Jh.s zurückreicht. Hinzuzufügen wäre aber, daß K. auch ganz ruhig ins 17. Jh. hätte zurückgehen können, denn vieles Präromantiſche iſt letzten Endes barock. Den bezeichnenden Sentimentalismus finden wir etwa ſchon bei Gryphius. Der Pietismus ſelbſt, aus dem die deutſche Präromantik (Sturm und Drang) entſpringt, iſt nur ein Ausläufer barocker Religioſität. Auch beim ſchleſiſchen Hochbarockdichter Hallmann finden wir ſchon die Grabes- und Todespoeſie. Ferner wäre ein Hinweis auf den italieniſchen Spätbarockmaler Magnaſco, einen Zeit- und Geſinnungsgenoſſen von Gray, Parnell, Ralph und Broome, erſprießlich geweſen.

Nach einer zuſammenfaſſenden Begriffsbeſtimmung der Präromantik ſchildert K. nun im zweiten Teil ſeiner Arbeit Csokonais präromantiſche Züge: ſein Verhältnis zu Rouſſeau, ſeinen Kulturpeſſimismus, ſeinen Sentimentalismus, ſeine Nacht- und Grabesdichtung, ſeine Liebe zu Natur und Volk, den präromantiſchen Charakter ſeiner Sprachpflege, ſein Verlangen nach Freiheit des Gefühls. Nicht präromantiſch möchten wir jedoch, im Gegenſatz zu K., den Polyhiſtorismus, das vielſeitige literariſch-wiſſenſchaftliche Intereſſe Csokonais nennen. Unſeres Erachtens walten in dieſem Punkt nicht Kräfte des präromantiſchen Subjektivismus, ſondern Traditionen barock-enzyklopädiſcher Univerſalität.

Der vorletzte Abſchnitt der Arbeit iſt dem Wechſelverhältnis von Rokoko und Präromantik in Csokonais Dichtung gewidmet, er ſtellt den Dichter entſchieden als Vertreter der letzten Richtung hin, der das Rokoko höchſtens nur als Form und Motiv geſtaltet. Die Präromantik iſt, nach K.s eigenen Worten, der Gipfel, von dem aus die geſamte Csokonai'ſche Dichtung als Einheit erſcheint, und das Prinzip, das uns das wahre Antlitz dieſes Dichters zeigt, das durch die Theorien verſchiedener „Einflüſſe" bislang auf eine ſo unglückliche Weiſe verſteckt blieb.*)

Wir können dem Verf. dankbar ſein, daß er uns dieſes Prinzip gab und durch ſeine gewandte und intereſſante Arbeit dieſen großen Vertreter des ungariſchen Schrifttums ins Licht moderner Literaturbetrachtung ſtellte.

München. Andreas Angyal.

Péterfy, Jenő: Magyar irodalmi bírálatai (Ung. literar. Kritiken). Budapeſt: Egyetemi Nyomda 1938. 152 S. (Magyar irodalmi ritkaságok [Ung. lit. Seltenheiten], 41).

Noch nahezu 40 Jahre nach ſeinem Tode ſteht der Ruhm Eugen P.s als einer der größten ung. Literaturkritiker da. Ja, man könnte faſt ſagen, daß er ſich in den letzten Jahren noch gefeſtigt hat, was in der Sammlung ſeiner vielſeitigen, in Zeitſchriften und Zeitungen verſtreuten Beſprechungen und Aufſätze zum Ausdruck kommt. Der vorliegende Sammelband vermag mit ſeinem Stoff am Péterfy-Bild der Forſchung nichts zu ändern, bereichert es aber immerhin um einige anziehende wertvolle Züge. Darüber hinaus gewährt er dankenswerte Einblicke in die ungariſche Literatur — aber auch Zeitgeſchichte jener Jahre. — Der Abdruck iſt genau und mit den notwendigen Erläuterungen verſehen. Auf S. 143 iſt Zeile 17 zu ſtreichen. F.V.

*) Obwohl gerade anderſeits — was nicht außer Acht gelaſſen werden darf — die Erforſchung der Beeinfluſſungen die Grundlage zur Herausarbeitung der Perſönlichkeit als Einheit darſtellt. F. V.

Némedi, Ludwig: Adalék a XVIII. század magyar stílustörténetéhez. Péczeli és Szilágyi Henriade-fordítása (Ein Beitrag zur ungariſchen Stilgeſchichte des 18. Jh.s Die Henriade-Ueberſetzungen von Péczeli und Szilágyi). Debrezin: 1936. S.-Abdruck aus Bd. 13 der Acta Instituti Paedagogici Collegii Debreciniensis. 28 S.

Vorliegende Arbeit macht den intereſſanten und beachtenswerten Verſuch, die madjariſche Sprache des ausgehenden 18. Jh.s in ihrem Weſenscharakter an Hand zweier Ueberſetzungen der Voltaireſchen „Henriade" zu erfaſſen. Als Muſter dienen die kulturgeſchichtlichen Sprachunterſuchungen Voßlers und Brunots. Nach einem Vergleich der franzöſiſchen und madjariſchen Sprach- und Kulturentwicklung im 17. und 18. Jh. folgt eine eingehende Stilanalyſe, eine Unterſuchung mit vielen Zitaten, die uns die ſprachlichen Mittel zeigt, mit denen Péczeli und Szilágyi die Ueberſetzung bewältigten. Es zeigt ſich, daß die madjariſche Sprache des 18. Jh.s viel konkreter, realiſtiſcher, körperlicher iſt als das elegante, zur Abſtraktion neigende Franzöſiſche einer Hof- und Salonwelt. Das Madjariſche iſt damals noch minder differenziert und beſitzt eher einen volkstümlichen Charakter, wobei die Terminologie der Bibel noch immer eine große Rolle ſpielt.

Zur Ergänzung von N.s wertvollen und muſtergültigen Unterſuchungen möchten wir noch eins hervorheben, nämlich eine gewiſſe Doppelſtellung der beiden Überſetzer zum Barock. Voltaire iſt mit ſeiner eleganten Ironie und höfiſchen Nobleſſe noch ein Kind dieſer Barockkultur. Deshalb iſt auch bei ihm die Theatermetapher ſo beliebt. Die beiden ungariſchen Kalviniſtenprieſter ſtehen jedoch mit ihrem Puritanismus in einem gewiſſen Abſtand zu dieſer Barockwelt. Zwar mußte auch der Kalvinismus gelegentlich Konzeſſionen angeſichts der barocken Theaterwut machen, doch ging er nie völlig in dieſer Welt auf. Wahrſcheinlich liegt hier der Grund, warum die beiden Madjaren das Wort théâtre mit anderen Begriffen wiedergeben. War ja das Theater im Ungarn des 18. Jh.s durchaus nicht unbekannt, und beſaß ja die Sprache in den Termini szin—játszás, játszo—hely oder im lateiniſchen Lehnwort theatrum adäquate Ausdrucksformen für die theatraliſche Sphäre (vgl. das deutſche: Schauplatz, Schauſpiel). Anderſeits ſind aber Péczeli und Szilágyi durch die epiſche Tradition Gyöngyöſis mit der Barockwelt verbunden. N. ſelbſt bringt Stilparallelen aus Gyöngyöſi. Und hier liegt der Grund, warum die Ueberſetzer die Eleganz Voltaires mit oft naturaliſtiſchen Mitteln wiedergeben und vor kraſſer, blutrünſtiger Ausmalung der im Franzöſiſchen bloß angedeuteten Ereigniſſe nicht zurückſchrecken. Voltaires Text wird hier gewiſſermaßen „gyöngyöſiſiert", das höfiſch-aufgeklärte Rokoko zu ungariſchem Spätbarock umgeformt.

München. Andreas Angyal.

Rabb, László: Schiller und Debrecen. Ein kulturgeſchichtlicher Ueberblick. Im Anhang eine in Hajdunánás entdeckte „Räuber"-Ueberſetzung. Mit einem Geleitwort von Prof. Richard Huß. Debrezin, 1936. S. 66 (Swemmel: Deutſche philologiſche Arbeiten aus dem Germaniſtiſchen Seminar der Univerſität Debrecen, hrg. von Richard Huß. II. 4).

Die Germaniſten in Ungarn haben von jeher eine ihrer Hauptaufgaben darin geſehen, die deutſch-ungariſchen geiſtigen Beziehungen zu erforſchen. Das ganze Gebiet, das viele Wiſſenſchaftszweige umfaßt, iſt trotz vielen ausgezeichneten Einzelunterſuchungen noch immer nicht eingehend genug erforſcht. Jeder, der ſich an die Arbeit ſetzt, hat noch Hoffnung, neue, bisher unbekannte Tatſachen zu entdecken, die unſeren Blick erweitern und das Profil der Probleme verſchärfen.

Ueber das Thema: Schiller und Ungarn hat vor allem Joſef Bayer äußerſt wertvolles und reiches Material zu Tage gefördert. Daß er aber damals noch nicht alles erfaſſen konnte, zeigt gerade die vorliegende Diſſertation von Ladislaus R., die insbeſondere die Beziehungen zwiſchen dem deutſchen Geiſteshelden Schiller und der vielleicht madjariſchſten Stadt der ungariſchen Tiefebene, Debrezin, ins Auge faſſen möchte. — Debrezins Stolz, die alte reformierte Hochſchule, hat bereits 1802 das Deutſche in ihren Lehrplan aufgenommen. Doch werden in der Schule Schillers Gedichte erſt Mitte des vorigen Jh.s behandelt. Von einem intenſiven Schillerkult zeugt das Werk eines Profeſſors der Hochſchule, Dr. S. Nagy, über Schillers „Räuber" (1893). In unſeren Tagen wird der Schillerkult an der Univerſität Debrezin, dem Rechtsnachfolger der Hochſchule, von Profeſſor Dr.

Richard Huß weitergepflegt. Er, ein begeisterter Verkünder der Ideologie des Weimarer Zeitalters, wird nicht müde, den idealistischen Schwung Schillers in seinen Vorlesungen für die Erziehung der Studenten wirksam werden zu lassen. — Das Debreziner Publikum hat Schiller durch seine Dramen kennen gelernt, die überraschend früh, anfangs von einer Siebenbürgischen Wandertruppe, später aber im Stadttheater gespielt worden sind. (Erstaufführung von „Räuber": 1806, „Kabale und Liebe": 1810). R. gibt interessante Zusammenstellungen von den Aufführungen der Schillerschen Dramen in Debrezin, die im Vergleich mit den Bayerschen Arbeiten viel Neues enthalten. R. ist es sogar gelungen, in Hajdunánás bei Debrezin die Abschrift einer „Räuber"-Uebersetzung von F. Schedel (Toldy) zu entdecken, die nachweisbar oft und in verschiedenen Städten gespielt wurde (im Anhang wird der erste und der fünfte Aufzug abgedruckt). Somit ist ein theatergeschichtlicher Irrtum berichtigt, daß nämlich die übrigens recht mittelmäßige Uebersetzung von Schedel nie aufgeführt worden wäre. — Gleichzeitig mit der „Räuber"-Handschrift fielen R. 7 andere Handschriften verschiedener Uebersetzungen deutscher Dramen in die Hände, die im Geleitwort von Prof. Rich. Huß einzeln eingehend besprochen und der weiteren Forschung zugänglich gemacht werden sollen.

Das ist also der Ertrag der Dissertation von R.: Einige neue Angaben, im Ganzen aber recht wenig. Die primitive und unwissenschaftliche Art der Behandlung des Materials (um die Intensität des Schillerkultes zu beweisen, zählt R. z. B. die Werke Schillers einzeln, seitenweise auf, die in den verschiedenen Bibliotheken Debrezins zu finden sind; dabei unterlaufen ihm grobe Fehler, er führt z. B. als Werke Schillers Veröffentlichungen an, in denen nur über Schiller berichtet wird) macht aber auch das Wenige wertlos, was in einem kleinen Aufsatz viel bescheidener, weniger pompös aufgemacht (Rabb gibt auch zwei Photokopien), aber mit mehr Durchschlagskraft hätte vorgetragen werden können. Für die Nachlässigkeit der Arbeit sprechen auch die vielen Druckfehler, die trotz der beigefügten Errata corrigenda manche Stellen des Textes im Dunkel lassen. — Wir vermissen überall den Hintergrund, die Berücksichtigung der Zeit. Die neuen Angaben werden nicht zu den alten, bekannten gesellt, sondern hängen gleichsam in der Luft und lassen keine weiteren Zusammenhänge, die sich hier aus der Natur der Sache leicht ergeben würden, erkennen. Es fehlt also gerade das, was der Titel so anmaßend verspricht: der kulturgeschichtliche Ueberblick.

Debrecen. Ludwig Némedi.

v. Farkas, Julius: Az asszimiláció kora a magyar irodalomban (Das Zeitalter der Assimilation im ungarischen Schrifttum), 1867—1914. Budapest, o. J. [1938]. 304 S.

Das neue Buch des bekannten Berliner Hungarologen und Literaturwissenschaftlers ist eine völkisch-politische Tat im edelsten Sinne. Von deutscher Seite wurde den Ungarn wiederholt vorgeworfen, daß in ihrem Lande in den Vorkriegsjahrzehnten eine starke Umvolkung zuungunsten des Deutschtums sich abspielte. Von vielen Ungarn wurde jedoch dieser Prozeß wenn nicht überhaupt geleugnet, so doch für notwendig und nützlich hingestellt, von Renegaten des deutschen Volkstums, die sich nun als hunderfünfzigprozentige Madjaren gebärdeten, sogar gefördert und propagiert. In unseren Tagen wird aber immer heller die Einsicht, daß eine solche Assimilation für das Ungartum garnicht fördernd war, sondern im Gegenteil eine eigenständige, blut- und bodenbestimmte völkische Entwicklung hinderte und zurückwarf. F.s Buch gehört in diese Reihe völkisch-ungarischer Selbstbekenntnisse und will eine klare Linie ziehen zwischen Eigenem und Assimiliert-Aeußerlichem auf dem Gebiete des Geistes. Seine eigene Lage gibt ihm dazu den notwendigen klaren Blick. Deutschland, wo F. wirkt, wird zwar viel im Ausland als freiheitsfeindliches Land gescholten, aber in Wahrheit besteht erst hier eine richtige Freiheit zur Erforschung völkischer Belange und Notwendigkeiten: Die nationale Dynamik des Dritten Reiches gibt Abbild und Folie dazu. Ein Klüngel liberaler Intellektueller könnte von sich aus garnicht eine so aufgefaßte Freiheit gestalten und machte die brennenden Nöte des ungarischen Geistes am liebsten garnicht merken oder sie verschweigen. F. aber steht diesen Kreisen ferne und hat als Stammesmadjare den Blick von innen, aber als einer, der im Ausland lebt, also doch einen gewissen Abstand besitzt, auch den Blick von außen.

Das Buch ist eine einzige Anklage gegen den Geist des ungarischen Liberalismus, der sozusagen alle wichtigen Posten des ungarischen Literaturlebens mit entvolkten Deutschen und Juden besetzte und die volksverwurzelten ungarischen Talente immer mehr in den Hintergrund verdrängte. Freilich ergab diese Lage durchaus eine Verfälschung des Geistesbildes der Zeit, eine völkische Ueberfremdung, aus der erst das 20. Jh., die Generation Ady, einen Weg zur volkhaft-ungarischen Selbstbesinnung fand. Freilich waren die Schwierigkeiten auch da noch groß, und der Zusammenbruch 1918/19 wurde durch die verworrene geistige Situation nur noch beschleunigt. Es bestand und besteht jedoch die Gelegenheit, auf den Ruinen ein neues, tradition- und volksgebundenes ungarisches Schrifttum aufzubauen: dies ist das Erbe der schon zu Vorkriegszeiten begonnenen ungarischen Regeneration, und dieses Erbe will auch die Arbeit von F. hüten, pflegen und erwecken.

In diesen Rahmen stellt Verf. dann das packend und fesselnd geschilderte Bild des wogenden literarisch-geistigen Lebens zwischen 1867 und 1914. Diese Schilderung liest sich in ihrer Bewegtheit wie ein spannender Roman. Farkas stellt in diesem Buch eine bislang von ihm, aber auch von anderen ungarischen Literaturforschern kaum erreichte Kraft und einen belebten Schwung der Darstellung zur Schau. Filmartig rollen vor uns die Bilder ab; die Entwicklung des christlich-ungarischen gebildeten Mittelstandes, das Sichentfalten des jüdischen Intellektualismus, das Entstehen Groß-Budapests als kulturellen Mittelpunktes, das literarische Leben erst vor 1900 in seinen Generationen und Gruppen, seinen Vermittlern, seinen Lesern, in seinen Richtungen und seinem literarischen Bewußtsein, seinem Geschichtsbild und seiner Gesellschaftsauffassung, seinem Nationalgefühl und seiner Weltanschauung, und dann der Beginn einer ungarischen Regeneration im Schrifttum der Vorkriegsjahre unseres Jahrhunderts: die Generation um Ady und ihre Umwelt, der Kampf der Jungen, die alten und neuen Organe schrifttümlichen Lebens, die Dichtung der Ady-Generation im Spiegel der Zeit, und das Ungarnbild Adys. Ein prophetisch-mahnendes Nachwort schließt das Buch, die edelsten Kräfte des völkischen Ungartums rufend.

Diese glänzende Darstellung des ungarischen Schrifttums der fünfzig Vorkriegsjahre ist als Literaturgeschichte dieses Zeitraums wirklich bahnbrechend. Sie gibt den Hintergrund für weitere noch zu vollziehende Forschungen ab, die nun den eigentlich stilgeschichtlichen Entwicklungsgang vom Biedermeier zur Eindruckskunst, ja vielfach auch zur beginnenden Ausdruckskunst untersuchen müssen. Geistesgeschichtlich wird eine solche Weiterführung der Ansätze die Linie des romantischen Idealismus aufdecken, die, verborgen zwar, auch in dem marktschreierischen und oft hahnebüchenen Materialismus nicht untergeht, sondern in Vajdas, Komjáthys Werken weiterlebt, um dann unserer Zeit übergeben zu werden. Komjáthy bedarf in seiner verkannten, tiefen dichterischen Größe in dieser Hinsicht einer Rehabilitierung. Auch wäre es z. B. eine interessante philologisch-philosophische Frage, festzustellen, inwieweit Johann Vajda durch Vermittlung seines Schülers Melchior Palágyi auf Ludwig Klages einwirkte. Es laufen gewiß Fäden vom spätromantischen Seelentum Vajdas zum Vitalismus Klages'scher Artung! So gestaltete Untersuchungen könnten dann zeigen, daß die seelische Krise des 19. Jh.s nicht nur eine ungarische, sondern gleichzeitig eine europäische Erscheinung war, im tollen Durcheinander von völkischen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Entwicklungsläuften. Anderseits darf man auch im ungarischen Regenerationsprozeß ausländische, insbesondere deutsche Einflüsse (Nietzsche!) nicht übersehen. Stand ja Babits der deutschen Kultur in seiner Jugend durchaus nicht so ferne, wie das F. darlegt! Er übersetzte und verehrte Nietzsche, und dies taten auch J. Juhász und D. Kosztolányi. Und Ady schwärmte zwar für Paris, besuchte jedoch wiederholt Deutschland, besonders München. Auch sprach er wiederholt von seinen Beziehungen zu Nietzsches Denken, das ja in ihm auf einen wahlverwandten Geist stieß.

Freilich um das alles ausführlich darzulegen, bedürfte es weiterer Bände. Und F. beabsichtigte ja nicht eine Enzyklopädie zu geben, sondern er wollte die großen Linien und Grundsätze der völkisch bedingten Schrifttumsentwicklung im Vorkriegsungarn aufzeichnen. Und dies erreichte er in einer völlig einwandfreien und mustergültigen Art. Mit Spannung erwarten wir nun die angekündigte Fortsetzung, die an ein noch aktuelleres, aber auch heikleres Thema heranführen wird, an das Schrifttum der Gegenwart nach 1914.

München. Andreas Anghal.

Kirilović, Dimitrije: Pomadjarivanje u bivšoj Ugarskoj (Die Madjariſierung im einſtigen Ungarn). Neuſatz: 1935, 144 S.

K.s Studie beſchäftigt ſich vor allem mit den Schulverhältniſſen, wobei naturgemäß das ſerbiſche Element in erſter Linie berückſichtigt wird. Einen breiten Raum nehmen die Ausführungen über das Apponyiſche Schulgeſetz v. J. 1907 ein. Auszüge aus den Schulgeſetzen A.s finden ſich in madjariſcher Originalfaſſung (S. 60—62) als Anmerkungen. Durch dieſe Geſetze wurde u. a. das ſerbiſche autonome Schulweſen, das durch Geſetze aus den Jahren 1868 und 1872 garantiert war, aufgehoben (S. 63). Die ſerbiſchen Schulen waren bis dahin den eigenen Schulbehörden unterſtellt. Es fängt nun ein Kampf um die bedrohte nationale Bildung vor dem Budapeſter Parlament an. Der Kampf, der von M. Polit Deſančić eingeleitet wurde (S. 62), findet in J. Tomić ſeinen eigentlichen Führer. Die unter ſeinem Vorſitz zuſtandegekommenen Reſolutionen auf der Volksverſammlung am 31. März 1907 in Groß-Betſchkerek geben einen lebendigen Begriff von der Stimmung der ſerbiſchen Bevölkerung (S. 66, Originalreſolution S. 67—71, nach „Zastava" 1907). Weder das Unterbreiten dieſer Reſolution vor dem Parlament noch andere Verteidigungsmittel der völkiſchen Sonderanſprüche haben die Annahme der Apponyi-Geſetze verhindern können. Unter Tiſza wurden im Jahre 1913 noch weitere Geſetzesartikel ins Leben gerufen, die die ganze Kindergartenerziehung der nichtmadjariſchen Völker in den Dienſt „der Entwicklung des Bewußtſeins der Zugehörigkeit zum magyariſchen Volk", insbeſondere mittels Einführung der madjariſchen Sprache als Pflichtſprache ſtellen ſollten. Der Madjariſierung der Volksſchule iſt Kapitel 5 (S. 74—94), der Mittelſchule Kapitel 6 (S. 75—108) gewidmet. Eine Reihe von Kulturvereinen wurde zur Förderung der ungariſchen Schul- und Kulturpolitik im nichtmadjariſchen Sprachgebiet gegründet (S. 111 ff.). Ein ſolcher ſüdungariſcher Verein in Szegedin ergriff die Idee der Bildung einer madjariſchen orthodoxen Kirche (S. 112). Das Theater ſtand im Dienſt der Madjariſierung. Das Zeitungsweſen unterſtützte dieſe Arbeit. Das Geſetz über ſtaatliche Bevormundung illegitimer Kinder (etwa 10% aller Geborenen) brachte dieſe Kinder in ausſchließlich madjariſche Gebiete und Familien (S. 113).

Die Banken von Peſt verhinderten die Organiſation des Kapitals bei nichtmadjariſchen Volksgruppen (S. 114). In der Kirche wurde madjariſche Predigt eingeführt. Die ſlawiſche Lithurgie und der ſlawiſche Katechismus wurden ins Madjariſche übertragen, und nur der Weltkrieg verhinderte die Madjariſierung der orthodoxen Kirchen S. 114). Die Madjariſierung der Eigennamen wurde gleichfalls vorwärtsgetrieben; ſo wurde z. B. der in dieſer Richtung wirkende Budapeſter Verein Központi Névmagyarosíto Társaság von den Behörden eifrig gefördert. Parallel damit ging die Madjariſierung der Ortsnamen (S. 121 ff.), eine umfangreiche Proteſtſchrift aus dem Jahre 1897 gegen dieſe Politik der Namensänderungen iſt im Originalabdruck auf S. 122—128 wiedergegeben.

Der letzte (8.) Abſchnitt geht auf die ungariſche Auslandspropaganda nach dem Kriege ein. Das Hauptargument der Madjaren ſei, daß die Madjariſierung kein Ergebnis einer Zwangspolitik, ſondern als natürlicher Anſchluß an die höhere madjariſche Kultur zu werten ſei. Demgegenüber wird vorgehalten, daß die Madjaren in Bezug auf Schulbeſuch, verglichen mit den anderen Volksgruppen, im allgemeinen höchſtens an dritter, in einzelnen Fällen an letzter Stelle ſtehen. Graf Apponyi klagte, daß in den madjariſcheſten Landſchaften die Schule am wenigſten beſucht würde. Das madjariſche Landvolk befände ſich in bedauernswertem Zuſtand (S. 132). Die Stadtkultur ſei von der Magnatenklaſſe und von Juden repräſentiert. Buchweſen, Kunſt, Wiſſenſchaft, Zeitungsweſen, Handel, Induſtrie, Bankweſen befänden ſich in erſter Linie in Händen der Juden. In fremden Volksgruppen, wo Ungarn den Gang der natürlichen Aſſimilation freigelaſſen hatte, verloren die Madjaren ihren Glauben und ihre Sprache (S. 133).

Recht zahlreiche Fußnoten vermitteln für jede Sonderfrage vorzugsweiſe ungariſches Material, das vor allem durch die Heranziehung amtlicher Akten aus der Zeit vor 1918 einen großen Wert erhält.

München. M. Hocij.

Benda, Kálmán: A magyar nemzeti hivatástudat története (a XV—XVII. században). Die Geſchichte des ungariſchen nationalen Berufungsbewußtſeins (Im 15.—17. Jh.). Budapeſt: Selbſtverlag 1937. 122 S. mit einem deutſchen Auszug).

Die Erſchütterung des Weltkrieges und die darauf folgende Kataſtrophe haben in Ungarn, ähnlich wie in anderen Staaten, eine weſentliche Vertiefung und ein Bewußtwerden des nationalen Gedankens erwirkt. Nach 400 Jahren endlich wieder ganz ſelbſtändig geworden, begnügt man ſich nicht mehr mit den Formen des nationalen und völkiſchen Bewußtſeins, die aus dem 19. Jh. ſtammen; man ſtellt Unterſuchungen an, durchforſcht die tauſendjährige Geſchichte und fördert ältere, ſicherlich ungariſchere Formen des nationalen Lebens ans Tageslicht. Man unterſucht den Mythos des Urſprungs, die mythiſchen Wurzeln der nationalen Seele, die Entwicklung, die ſie durch die ſchickſalsſchweren Jahrhunderte genommen hat, und das Sendungsbewußtſein, das ſich aus dieſen Komponenten geſtaltet. Es ſeien hier nur die Namen L. Prohászka, J. Szekfű, J. Deér erwähnt, denen man das meiſte auf dieſem Gebiete zu verdanken hat.

An die bahnbrechenden Arbeiten von Joſef Deér[1]) ſchließt ſich die (Budapeſter) Diſſertation Kálmán B.s an. — Wir folgen nun B.s Gedankengängen. Zur Zeit der Bekehrung der Ungarn hat nur das Herrſcherhaus der Arpáden Abſtammungsbewußtſein, geſtützt auf den Glauben an die Abſtammung von Attila. Ende des 13. Jh.s übernimmt es auch die Nation und erweitert dasſelbe zu einer hunniſch-ungariſchen Gleichſetzung. Bis zum 15. Jh. entwickelt ſich daraus in dem erſtarkenden Landadel ein „ſkythiſches" kriegeriſches Ethos, den bürgerlichen Kulturgütern ziemlich abhold, antiintellektuell und bäuerlich. Dieſes Ungartum fühlt ſich aber aufs innigſte mit dem chriſtlichen Weſten verbunden und fühlt in ſich die Sendung, ſich und damit als „athleta Christi" das ganze Chriſtentum gegen die Stürme der öſtlichen, urſprünglich verwandten Völker, Petſchenegen, Kumanen, Tataren und Türken zu ſchützen. Auch dieſes Berufungsbewußtſein erſcheint zuerſt bei dem König (Béla IV. 1245) und durchdringt langſam die ganze Nation. Angeſichts der Türkengefahr verſchmilzt es mit dem Stolz des „ſkythiſchen" Kriegerethos und findet ſeine ſchönſte Entfaltung in dem Feldherrn Johann Hunyadi und dem Renaiſſanceherrſcher Matthias Corvinus. Die ſchwere Miſſion der jahrhundertelangen Kämpfe konnte nur ein ſolches Kriegertum übernehmen und aufrechterhalten: jede bürgerliche Form wäre bald aufgerieben worden. Die ehrenvolle Sendung erfüllt das Ungartum auf der Höhe ſeiner Macht mit Stolz.

Die Tragik dieſes Berufungsbewußtſeins iſt aber die Teilnahmsloſigkeit des Weſtens geweſen. Trotz Verſprechungen aller Art, trotz Sympathien kämpft der Ungar allein gegen die türkiſche Uebermacht. Der Stolz wird langſam gebeugt, der Kampf gegen die Türken allmählich als eine Strafe Gottes für die Sünden des Volkes empfunden. Der neuerwachte gläubige Sinn ſieht im 16. Jh. darin eine Buße, die das auserwählte Volk Gottes durchzumachen hat.

Der Leidensweg war lang, das Volk ſiechte dahin. Der Weſten, das Deutſchtum, eigentlich Habsburg, das man zu Hilfe gerufen, iſt nicht ſtark genug, den Erbfeind zu vertreiben. Unter der habsburgiſchen Herrſchaft verliert das Land ſeine Freiheiten. Fremde Söldner, womöglich noch grauſamer als der Türke, durchqueren Ungarn, bald mehr gegen die ſchlecht behandelten und daher unzufriedenen Ungarn als gegen den Feind eingeſetzt. Der Fremdenhaß (Deutſchenhaß) lodert empor. Anfang des 17. Jh.s wird das Ungartum von der erdrückenden Politik des Königs Rudolf ſelbſt dazu geführt, einzuſehen: ſeine nationale Exiſtenz fordere die Aufgabe des alten Sendungsbewußtſeins. Zwiſchen zwei Feinden ſtehend und blutend muß es ein neues Gleichgewicht und einen neuen modus vivendi ſuchen. So erklärt ſich, daß der athleta Christi 1604 ſich mit dem Türken verband. Nur die äußerſte Not konnte das Stiefkind des Weſtens dazu bringen, nie war es aber Herzensſache. Die Fürſten Siebenbürgens (das die Grundlage des neuen Gleichgewichts darſtellt) denken und kämpfen im Schatten der Türkenmacht für das ganze ungariſche Volk. So ſind königstreue und türkenverbundene Ungarn ſtets vollkommen einig in ihrem Ungartum.

Die letzte höchſte Not trat aber ein, als auch Siebenbürgen fiel, dieſe letzte Baſtei der ungariſchen Freiheit, die Türkenmacht nicht nachgab und die Wiener

[1]) „Die Entſtehung des ungariſchen Nationalbewußtſeins" (madj.) und — „Gemeinſchaftsgefühl und Nationalbewußtſein in Ungarn des 11.—13. Jahrhunderts" (madj.).

Tyrannei nur noch ſchwerer wurde. Die Hoffnungsloſigkeit greift um ſich und wächſt aus der Ausſichtsloſigkeit jeden Kampfes. Einzig der große Dichter und Feldherr N. Zrinyi ſucht noch einen Ausweg. Seine Pläne mußten aber ſcheitern. Das Ende des 17. Jh.s iſt von Aufſtänden erfüllt, die von einem blinden Deutſchenhaß und einer wachſenden Erbitterung und Verzweiflung geführt werden. Der ermattete und reſignierte Ungar findet überall nur Schutt, Brand in ſeiner Heimat. Aus der ſchmachvollen Gegenwart flieht er ſo zu den Bildern vergangener nationaler Größe.

Drei Jahrhunderte ungariſchen Schickſals ziehen an uns vorbei in Bendas wertvoller Arbeit. Mit großem Fleiß wird Beleg an Beleg gereiht, damit eine Vollſtändigkeit erreicht würde. Weil das aber an und für ſich unerreichbar iſt, ſo wünſchte man eher eine gültige Auswahl und Sichtung als dieſe Häufung des Stoffes, zumal es ſich bei dieſer Arbeit keineswegs um Neuland handelt. Die vielen Einzelheiten verdichten ſich letzten Endes zu keinem feſtumriſſenen Bild. Die großen Geiſtesſtrömungen der Zeit (Renaiſſance—Reformation—Barock) bleiben zwar nicht unberückſichtigt, werden aber nicht immer mit dem Material in eine glückliche Uebereinſtimmung gebracht (Jeremiaden und Reformation, Zrinyi und Barock).

Debrecen. Ludwig Némedi.

Nyakas, Sarolta: Az első pecsi nyomda története (Die Geſchichte der erſten Fünfkirchner Druckerei), 1773—1836. Fünfkirchen: 1934. 87 S. Specimina dissertationum facultatis philosophicae . . . universitatis . . . Quinqueecclesiensis, 59).

Ein ſehr aufſchlußreicher Beitrag zur ungariſchen Bildungsgeſchichte dieſer Zeit. Die Bücherei, 1773 von Johann Joſeph Engel begründet, friſtete jahrzehntelang ein kümmerliches Daſein und hing in erſter Linie von den Aufträgen der Geiſtlichkeit ab. Nach dem Tode Engels (1769) führte ſeine Witwe das Geſchäft weiter, bis es 1815 ihr Schwiegerſohn Stephan Knézevich übernahm. Obwohl die Druckerei unter ſeiner Leitung eine etwas ſtärkere Tätigkeit entfaltete, konnte er ſich nicht mehr in der Stadt behaupten, als Biſchof Szepeſy eine biſchöfliche Druckerei errichtete (1834). Einige Jahre ſpäter wurde die Druckerei nach Kapoſvár verlegt, wo ſie ſein Sohn Ludwig noch bis 1848 aufrechtzuerhalten vermochte. Die Studie, der ein wertvolles Verzeichnis der zwiſchen 1773—1836 erſchienenen Druckereierzeugniſſe beigegeben iſt (S. 58—76), iſt gründlich gearbeitet und hat die archivaliſchen Quellen gewiſſenhaft verwertet. R

Zoltai, Lajos: Ötvösök és ötvösművek Debrecenben (Goldſchmiede und Goldſchmiedearbeiten in D.). Debrezin: 1937. 84 S. 10 Abb. (Acta classis I. Societas scientiarum Debrecinensis de Stephano Tisza nominatae, vol. VII, fasc. 5).

Eine ſehr gründliche Studie des bekannten Debreziner Lokalforſchers, die uns nicht nur eine gut belegte Zuſammenfaſſung über den Gegenſtand bietet, ſondern gleichzeitig wichtige Beiträge zur ungariſchen Kunſtgeſchichte wie auch der Geſchichte Debrezins gewährt. Bedauerlich iſt das Fehlen eines deutſchſprachigen Auszugs. Im 19. Jh. treffen wir in der Stadt auch deutſche bezw. deutſchſtämmige Goldſchmiede an (Ginda [Kinda], Herz, Johnsdorfer, Szauf[S. 27]). R

Malán, M.: Zur Augen- und Haarfarbe der Ungarn. Verh. Dtſch. Geſ. Raſſenforſch. IX, (1938). 99/105.

In Noſzvai (Komitat Borſchod, Oberungarn) unterſuchte Verf. 392 und in Dudar (Kom. Weſprim, Transdanubien) 506 erwachſene Einwohner auf Haar- und Augenfarbe. Es handelt ſich jeweils um rund 60% der alteingeſeſſenen madjariſchen Bevölkerung. Die Augenfarbe iſt größtenteils meliert (am meiſten bei den Männern von Noſzvai, 44,3%) oder braun (36,0% bei den Männern von Dudar), höchſtens zu etwa einem Drittel (Noſzvai, Männer: 36,1%) blau. Ferner iſt in beiden Dörfern die Haarfarbe überwiegend dunkel (bis zu 87,5% braunhaarige Männer in Dudar!). Die Angaben ergänzen das von Bartucz, Jankó u. a. früher geſammelte Material und weiſen auf intereſſante landſchaftliche Unterſchiede hin (Jankó fand in der Gegend des Plattenſees bis zu 53,5% Helläugige!). 315 Einwohner des deutſchen Dorfes Bakonynána weiſen demgegenüber mehr als dreimal ſoviel blonde Elemente (31,5% bei den Männern) und viel

mehr Blauäugige auf (45,0% unter den Männern), trotz räumlicher Nähe von Dudar. Bei den Madjaren möchte Verf. die Helläugigen (viele graue Komponenten) und Hellhaarige (vorzugsweise aschblond) den Osteuropiden („Ostbaltischen") zurechnen. Mit dem Hinweis darauf, daß Körpergröße, Kopfindex und Gesichtsindex dazu passen, verrät er uns zugleich, daß über diese Merkmale weitere Veröffentlichungen zu erwarten sind, die hoffentlich auch den Vergleich mit der deutschen Volksgruppe in Ungarn weiter durchführen.

Breslau. Hans Grimm.

V. Südslawien.

B. Ž. Milojević: Les hautes montagnes dans le royaume de Yougoslavie (Die Hochgebirge im Königreich Jugoslawien). 286 S. mit 63 Fig. u. K. im Text, 12 Photos, 6 K. auf 3 Taf. Belgrad: Geograph. Gesellschaft 1939, Pr. 100 Din.

Auf Grund vorzüglicher Ortskenntnis und eigener Beobachtungen und unter Heranziehung der einschlägigen Literatur gibt der Verf. eine geographische Charakterisierung der Hochgebirge von Südslawien, gegliedert nicht nach ihrem regionalen Auftreten in drei Gruppen, nämlich ihrem Anteil an den Alpen, an dem dinarischen Gebirge und in Mazedonien (Szar-Planina, Perister), sondern nach allen ihren geographischen Erscheinungen: geologischer Bau, präglaziales Relief und Karstformen, glaziale und fluvioglaziale Ablagerungen, Klima und Entwässerung, pflanzengeographische Höhenzonen, wirtschaftliche Auswertung, nämlich Waldwirtschaft, Almwirtschaft mit interessanten Mitteilungen über den Gegensatz zwischen dem mediterranen und dem Gebirgshirtentum, Fremdenverkehr und Industrie, ferner Stellung der Hochgebirge im Verkehrsleben und ihre Beziehungen zu den pannonischen und mediterranen Gebieten, permanente und temporäre Siedlungen, endlich ihre Bevölkerung, Einwanderung von Hirten und Flüchtlingen, Bedeutung der Hochgebirge als Gebiete der Auswanderung, als Rückzugsgebiete einer alten Bevölkerung, als Völkergrenzen und für die politisch-geographische Entwicklung der betreffenden Länder. Die bibliographischen Anlagen sind recht spärlich und berücksichtigen fast nur südslawische Veröffentlichungen.

München. H. Machatschek.

Burchard, W. (Hrsg.): Volkheitskundliche Untersuchungen im deutschen Siedlungsgebiet in der südslawischen Batschka. Reichssiegerarbeit der Sparte „Rasse und Gesundheitswesen" im Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten 1936/37. München-Berlin: Lehmann 1938. 188 S. („Junge Wissenschaft" Bd. 3).

Biologie- und Medizinstudenten der Universität Halle/S. untersuchten unter wissenschaftlicher Leitung des Ref. i. J. 1934 Kleinkeer und 1936 Bukin nach Gesichtspunkten, wie sie etwa durch die von H. Zeiß zusammengestellten „Aufgaben einer Volkskunde" (Arch. f. Bevölk.-wiss. [1933/35]) gegeben sind. Es schreiben in der Gemeinschaftsarbeit W. Burchard (Mannschaftsführer) über Anthropologie und Sippenkunde der Bewohner beider Gemeinden und über die Todesursachen während des Jahrzehnts 1925/1935 in Bukin; H. Grimm über die Bevölkerungsbewegung in den zwei Dörfern und über Heilmittel und Heilsprüche in Bukin; E. Handschug über Jahreslauf und über Lebenslauf in Kleinkeer; A. Klose über die Familiengröße und über den Altersaufbau in Bukin; U. Krebs über das Brauchtum in dieser Gemeinde; endlich G. Wülker-Weymann über die Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung Bukins und über das Früheheproblem in Bukin.

In der geographischen Arbeit erfährt die im Jahre 1912 erschienene kleine Ortschronik von Winkler manche notwendige Ergänzung. Der Flurbesitz wird bodenkundlich charakterisiert und die Sonderstellung des Dorfes (keine Kommassierung durchgeführt, fast keine Sallaschwirtschaft) herausgearbeitet. Auf die Aenderungen des Flußlaufs in den letzten Jahren (die Donau schwemmt ihrem nördlichsten Arm zu, seit mehreren Jahren mußte der Schiffsverkehr mit Palanka aufgegeben werden, und der Donauarm wird zum Altwasser) wird hingewiesen. Die mögliche epidemiologische Bedeutung (Anopheles-Brutplätze!) hätte evtl. hier erörtert werden sollen. Ein Ortsplan, auf dem der Stand der Einwohner mittels Symbolen eingetragen ist (Bauern, Kleinbauern, Handwerker, Kaufleute, Tagelöhner, Beamte), zeugt, wie die

ſpäter zu erwähnenden Altersphramiden, von der gewiſſenhaften und ausnahmsloſen Aufnahme eines jeden Hauſes.

Obwohl betont wird, daß das katholiſche Bukin arm an Ueberlieferungen iſt, finden ſich in dem Bericht über das Brauchtum intereſſante Hinweiſe, ſo z. B. auf die wilden Burſchentänze. Reichhaltiger ſind die Mitteilungen über das evangeliſche Kleinkeer vom Neujahrslärm über Pfingſtquack und „Kerwei" zum winterlichen Tanzvergnügen, und von den bunten, handgemalten „Göttelbriefen" für das Neugeborene bis zur Beerdigung unter der ſchwarzen Fahne des „Leichenvereins". Im ganzen handelt es ſich um ſchlichte Materialdarbietungen, da eine ſtändige Bezugnahme auf Parallelen in der Urheimat der Anſiedler den Umfang zu ſehr erhöht hätte. Gelegentliche Bemerkungen über verwandte Züge in den Herkunftsgemeinden laſſen jedoch erkennen, daß den Verfaſſern der geiſtige Zuſammenhang bewußt war.

Auf dem ſyſtematiſchen Abfragen von rund 700 Hausnummern beruhen die Unterſuchungen über die Familiengröße. Den Altersaufbau der Gemeinde hätte man vielleicht lieber mit dem der Gemeinden Torſchau (N. Haas 1934) oder Buljkes (Sander 1934) verglichen geſehen, als mit dem eines mitteldeutſchen Induſtriedorfes, mit dem freilich eigene Forſchungsarbeit den Verf. verbindet. Die Parallelentwicklung mit dem Geburtenrückgang im Reich iſt auffällig.

Die Studie zur Bevölkerungsbiologie geht im Gegenſatz zu den meiſten anderen Unterſuchungen über ſüdoſtdeutſche Gemeinden bis faſt zum Beginn der Siedlung zurück. Sie verſucht mit Darſtellungen der Altersſchichtung der Sterbefälle, des Jahrgangs der Geburten, Todesfälle, Eheſchließungen und Conzeptionen, des Heiratsraums uſw. über jene übliche Gegeneinanderſtellung von Geburten und Sterbefällen unter dem Titel „Biologiſche Verhältniſſe" hinauszugelangen. Es bedarf eigentlich keines Hinweiſes, daß zu einer „Standortsbiologie des Auslandsdeutſchtums" noch mehr gehört, beſonders die Berückſichtigung der Verknüpfung des Menſchen mit ſeiner lebendigen Umwelt (Haustiere, Nutzpflanzen, Schädlinge, Paraſiten u. a.).

Zum erſtenmal wird in der Literatur über das Südoſtdeutſchtum auch die wiederholt gemachte Feſtſtellung, daß Heiraten in ſehr frühem Alter vorkommen, zu einem Spezialthema gemacht und genaue Zahlenangaben über das durchſchnittliche Heiratsalter der Männer und Frauen ſeit 1830 gebracht. Auch die ſtändiſche Gliederung iſt dabei berückſichtigt (größte Zahl der „Frühehen" bei den meiſtbegüterten Bauern, geringſte bei den Taglöhnern). Verfn. kommt zu der Feſtſtellung, daß phyſiologiſche Gründe (Frühreife) keine Erkl.rung liefern. Was ihre Angaben über die Menarche bei den ſerbiſchen Mädchen anbelangt, ſo weiſen dieſelben mit 11 bis 12 Jahren einen großen Unterſchied gegenüber den Angaben von Maleš und Ivanić auf, die zu rund $13^1/_2$ (Stadtbevölkerung) bis $15^3/_4$ (Landbevölkerung) kamen. Entſprechend dürfte die Menarche deutſcher Mädchen eher noch ſpäter liegen! Ueberhaupt verlangen dieſe ſchönen ſtatiſtiſchen Studien noch eine Ergänzung nach der ſomatiſchen Seite. Wir wiſſen leider faſt nichts über körperliche und wachstumsmäßige Eigentümlichkeiten der ſüdoſtdeutſchen Frau.

Auf die Merkmalſtatiſtiken von den beiden Dorfbevölkerungen hat der Ref. bereits in ſeinen Arbeiten „Beitrag zur Anthropologie der Deutſchen an der unteren Donau" (SODF. III [1938], 402/411) und „Anthropologie in der Volksforſchung" (Z. f. auslandsdtſch. Volksforſch. II, 396/414, 1938) hingewieſen und gezeigt, daß wegen des ſehr ſtarken Nachdunkelns der Haare die Angaben über Haarfarbe einer Korrektur bedürfen, im übrigen aber die beiden Gemeinden wirklich dem Geſamtdurchſchnitt der deutſchen Bevölkerung der Wojwodina, ſoweit er ſich durch eine „Zählung am Wege" überblicken ließ, ſehr nahekommen. Der Verf. macht einige vergleichende Bemerkungen über Serben, die aus der Šumadija ſtammen. Eine Aufgabe der Zukunft bleibt der Vergleich mit den Volkstümern, die als Nachbarn der Deutſchen die Batſchka bewohnen, und das Studium der gelegentlichen Miſchehen vom anthropologiſchen Standpunkt. Außerordentlich intereſſant und wichtig ſind die der Arbeit beigegebenen bebilderten Nachfahrentafeln, z. T. über 4 Generationen reichend — leider haben die Bilder durch den Druck etwas an Schärfe verloren, ſo daß die Möglichkeit, an dieſem Material die Vererbung normaler Merkmale des Kopfes und Geſichtes zu ſtudieren, vom Leſer nicht ausgeſchöpft werden kann. 666 Bukiner Sterbefälle in den Jahren 1925/35 ſind ſchließlich nach Todesurſachen aufgegliedert und werden für die Zukunft manchen intereſſanten Vergleich ermöglichen.

Wenn hier der Meinung widerſprochen wird, daß als die einzige Urſache des Geburtenrückgangs die willkürliche Geburtenbeſchränkung anzuſehen iſt, ſo iſt damit

ein neuer Geſichtspunkt in die Diskuſſion getragen, der in der Folgezeit ernſteſte Prüfung verdient, zumal auch aus einem anderen Dorfbericht (Maenner 1937 über Saderlach im rumäniſchen Banat) der Satz aufklingt: „Gewollte Kinderloſigkeit gibt es zwar nicht, aber viele unfruchtbare Ehen"...

An den Heilpflanzen und Heilſprüchen (welche für Kleinkeer übrigens die Behauptung von H. Réz widerlegen, daß das Brauchen in proteſtantiſchen Gemeinden „kaum mehr zu finden iſt") iſt dem Zuſammenhang mit einem Ausſchnitt aus dem Herkunftsgebiet genauer nachgegangen worden. Ein Sechſtel bis ein Drittel des Heilpflanzenſchatzes haben die beiden ſüdoſtdeutſchen Dörfer mit dem Saargebiet gemein, ein Sechſtel auch unter ſich. Im Falle der beim „Brauchen" angewandten Sprüche iſt ein Drittel aller den Sammlern bekannt gewordenen Segen in einem reichsdeutſchen Gebiet — meiſtens dem Herkunftsgebiet — ebenfalls vertreten, dagegen haben die zwei Gemeinden nur 2 Sprüche gemeinſam. Es iſt alſo der Zuſammenhang mit dem binnendeutſchen Herkunftsgebiet ſogar ſtärker als die Verwandtſchaft zwiſchen zwei verſchiedenen Batſchkagemeinden. Die Vermutung, daß gleiche Segen bei Pfälzern in ganz anderen Gebieten, z. B. in Ueberſee, ſich nachweiſen laſſen würden, konnte der Ref. inzwiſchen beſtätigen (verwandte Heilſegen unter der indianiſchen Bezeichnung „Powwow" bei Pennſylvaniadeutſchen, n. Memming, vgl. H. Grimm: Eine Segensſammlung aus der Batſchka, „Unſere Heimat" ,1937/1938, 423/425).

Neigung, Fähigkeit, Ausbildung und Zeit der wenigen Mitarbeiter beſtimmten die Wahl der Themen. So mag an der ganzheitlichen Erfaſſung eines ſüdoſtdeutſchen Dorfes noch manches fehlen. Immerhin umfaßt das Verzeichnis der Sonderveröffentlichungen des gleichen Arbeitskreiſes, die nicht in die Preisarbeit aufgenommen wurden, weitere 18 Nummern: Bauſteine, wie wir hoffen, zu einer mediziniſchen Topographie der Batſchka!

Breslau. H. Grimm.

Dr. **Stanglica, Franz: Klein-Betſchkerek und St. Andraſch, zwei ſaarpfälziſche Siedlungen im Banat.** Sonderdruck aus „Saarpfälziſche Abhandlungen zur Landes- und Volksforſchung", Bd. 2, Lieferung 1, Kaiſerslautern 1938, S. 116—46.

Die Herkunftsfrage iſt grundlegend für die ganze auslanddeutſche Volksforſchung. Iſt die Abſtammungsheimat der einzelnen Siedlerfamilien ermittelt, ſo haben wir nicht nur zur Siedlungskunde, ſondern auch zur Familien-, Mundart-, Raſſen- und vergleichenden Volkstumsforſchung eine ſichere Grundlage gewonnen. Daher leiſtet die vorliegende Veröffentlichung der Banater Heimatforſchung einen überaus guten Dienſt. Die Arbeit, die den Herkunftsort von 202 joſefiniſchen Siedlern (105 Klein-Betſchkereker und 97 St. Andraſcher) erfaßt, zeigt, daß in Hinſicht der Herkunft die Koloniſten überaus buntgemiſcht waren. So ein buntes Volkstreffen gab es faſt in allen Anſiedlungsdörfern des Südoſtens, und in der Regel ſtellten die Rhein- und Moſelfranken (Saarpfälzer, Rheinländer, Luxemburger, Lothringer, Rheinheſſen) im Banat die überwiegende Mehrheit der Siedler. Verf. zählt die Familiennamen alphabetiſch geordnet auf und gibt auf Grund der Quellen des Wiener Hofkammerarchivs folgende wertvolle Angaben: Beruf des Siedlers, Zahl der Köpfe, Herkunftsort und -land, Zeit der Auswanderung (richtiger: Tag der Anmeldung in Wien), Zeit und Ort der Einquartierung, Zeit der Anſiedlung und mitunter auch das Geburts- und Sterbedatum. Die Banater Heimatforſchung ſchuldet St. für dieſe wertvolle Arbeit großen Dank.

Neuſatz. Friedrich Lotz.

Dr. **Dušan J. Popović: Gradja za istoriju Beograda od 1711—1739 god (Quellen zur Geſchichte Belgrads von 1711 bis 1739). Bd. LXXVIII der „Spomeniki". Belgrad: Kgl. Serbiſche Akademie, 1935. 252 S.**

Es dürfte wenige Orte des Erdkreiſes geben, die ſeit Jahrtauſenden ſo heiß umſtritten waren, in deren Gemarkung jede Scholle mit ſo viel Blut getränkt wurde, wie die alte „Weißenburg" Belgrad (ſerbiſch Beograd). Merkwürdig reiche Funde der Steinzeit an den nahen Süduſern der Donau zeugen von jäh wechſelnden Kulturen, deren Zuſammenhänge bald aus mitteleuropäiſchen, bald aus Inſelfunden des Ägäiſchen Meeres erkennbar ſind. Die Schriftſteller des Altertums wiſſen gar

manches von den Kämpfen um die Uebergänge an der Savemündung bei Singidunum, und wenn der Rhetor Priskos erzählt, daß er den Spuren Attilas ſchon bei Naissus begegnete, denn die ganze Gegend war von menſchlichen Knochen und Skeletten überſät, ſo wird es etwas weiter nördlich nicht weniger furchtbar zugegangen ſein. Nach den Stürmen der Völkerwanderung kamen die politiſchen Ränkeſpiele der byzantiniſchen Herrſcher, die dieſen Stützpunkt nicht entbehren wollten, bald die Südoſtfahrten der Kreuzzüge, bis dann das Vordringen der osmaniſchen Heerſcharen faſt ein halbes Jahrtauſend hindurch um dieſe Schlüſſelſtellung Kämpfe von unerhörtem Ausmaß entfachte.

Nach der kurzen Beſitznahme der mit gewaltigen Kraftanſtrengungen ſchwungvoll vordringenden vereinigten Heere im Jahre 1688 kam der Rückſchlag, bis im Auguſt 1717 durch eine der kühnſten Heldentaten der Weltgeſchichte Prinz Eugen „Stadt und Feſtung" wieder eroberte. Der energiſch vorgeſchobene Grenzwall ſchien dem Hauſe Habsburg für alle Zeiten geſichert. Doch nach dem Tode Eugens erhob der Türke wieder das Haupt, das Banner Oeſterreichs ſank dahin. 1738 begann die letzte Epoche der osmaniſchen Herrſchaft, um dann der neuen Freiheit eines durch unfaßbares und unbeſchreibliches Leid hart geſtählten, glanzvoll aufſtrebenden jungen Volkes den Platz zu räumen.

Es iſt erfreulich, daß ſich die Gelehrten Serbiens auf das eifrigſte bemühen, die Geſchichte dieſer vielumſtrittenen Stadt zu erhellen und ihr wechſelvolles, oft ſo erſchütterndes Schickſal den Zeitgenoſſen zu ſchildern.

In einem reich ausgeſtatteten und gediegenen Bande der Veröffentlichungen der Belgrader Kgl. Akademie der Wiſſenſchaften ſchenkt uns Prof. Dr. Dušan J. Popović eine Reihe von Beiträgen und Dokumenten, die ein helles Licht ſowohl auf Zuſtände, Verhältniſſe, wie auf Menſchen und Schickſale nicht nur Belgrads, ſondern des ganzen nordſerbiſchen Volkstums vom Anfange des 18. Jh.s werfen. Die Reihe wird nach einer weitausblickenden Einleitung eröffnet durch die Aufzeichnungen des Karlowitzer Metropoliten Moſſije Petrović, der zwiſchen 1710 und 1720 in ſeine, neuerdings nach türkiſchem Sprachgebrauch „Tefter" genannten Hausbücher nicht nur Einnahmen und Ausgaben, ſondern auch zahlreiche kulturgeſchichtlich, ſiedlungsgeſchichtlich und kirchengeſchichtlich wichtige Bemerkungen eingetragen hat. Liſten der Steuerzahler der Belgrader Serbenſtadt und ein Kaſſenbuch der Saborkirche aus den Jahren 1777—1739 ergänzen die ſo wertvollen Quellen.

Doch auch aus der unerſchöpflichen Fundgrube ſüdoſteuropäiſcher Geſchichte, aus den Beſtänden des Wiener Hofkammerarchivs hat der Verfaſſer und Herausgeber ſehr glücklich geſchöpft. In der erſten kurzen Beherrſchungszeit iſt am 7. Okt. 1689 eine Liſte der Bürger zuſammengeſchrieben worden, die hier zum erſtenmal veröffentlicht wird. Es folgen noch drei „Conſcriptionen": Eine Liſte der Einwohner der „Donau- oder Deutſchenſtadt" vom 17. Sept. 1718, eine ausführliche Häuſerbeſchreibung vom 28. Sept. 1728 und eine tabellariſche Ueberſicht der Häuſer Nr. 1 bis 1375, mit Benennung der Eigentümer und deren Beruf, ſowie mit Bezeichnung der bürgerlichen oder militäriſchen Beſtimmung der Häuſer. 820 Bauten dienten kirchlichen und bürgerlichen Zwecken, merkwürdig viele, und zwar wurden 555 als militäriſche Quartiere, Kaſernen, Krankenhäuſer und Depotgebäude verwendet.

Am intereſſanteſten und wertvollſten iſt die Häuſerbeſchreibung v. J. 1728. Sie berichtet nicht nur über den Stand der Gebäude, den, oft ſehr häufigen, Wechſel ihrer Inhaber, den Kaufpreis bei einem ſolchen Wechſel, ſondern gibt uns hierdurch unwillkürlich ein höchſt buntes Bild von dem Leben und Treiben einer ſoeben eroberten Grenzfeſtung, mit ſeinen vielerlei Beamten, Gewerbetreibenden, Kaufleuten, Händlern, Soldaten, Offizieren.

Die muſtergültige Veröffentlichung gehört zu den wichtigſten Quellen der neueren Geſchichte Südoſteuropas.

Ujſzeged. Heinrich Schmidt.

Leh, Jakob: Filipovo. Bilder aus meiner Heimat. Neuſatz: Selbſtverlag 1937, 268 S.

An dem Buch, das L. ſeinen Filipowoer Landsleuten gewidmet hat, iſt die gute Stoffgliederung und vor allem die gute quellenmäßige Fundierung hervorzuheben. L. bringt u. a. die Anſiedlungsliſten ſeiner Heimatſtadt aus den Jahren 1762—67, mit Angaben über Herkunft der Koloniſten und die Art ihrer Anſiedlung. Ferner enthält das Buch Auszüge aus Tauf-, Trauungs- und Totenmatrikeln, Verzeichniſſe

der Pfarrer, Kaplane, Lehrer, Richter, Geſchworenen, Gemeindevorſteher, Poſt- und Eiſenbahnvorſtände, Aerzte uſw. Vielleicht iſt in der Namhaftmachung von Perſönlichkeiten (die ſich auch auf die Mitglieder von Vereinen, Körperſchaften, Genoſſenſchaften uſw. erſtreckt) des Guten zuviel getan. Davon abgeſehen muß aber betont werden, daß der geſchichtliche Teil ſehr gut aufgebaut wurde: Wir erfahren alles Wiſſenswerte über die geſchichtliche und wirtſchaftliche Entwicklung der Gemeinde, Dorfgeiſt, Dorfleben und Schickſale einzelner Filipowoer Familien, auch in der Fremde. Zu dieſem geſchichtlichen Teil gehören auch Mitteilungen über Pilger- und Wallfahrten von Filipowoern und der Abdruck eines Verzeichniſſes der vor dem 20. Mai 1803 von Regensburg nach Wien zur Anſiedlung in Ungarn fortgezogenen Reichskoloniſten.

Der literariſche Teil bringt u. a. Gedichte von Filipowoern und ſehr intereſſante Angaben über die Mundarten und Heimatdialekte der Einwohner der Stadt. Von originellem Wert iſt die Art, wie L. die Heimatdialekte der verſchiedenen Koloniſten an Hand einer Leſſingſchen Fabel erforſchte, die er an Perſönlichkeiten in den Heimatgemeinden der Filipowoer Einwohner verſandte mit der Bitte, die Fabel in dem Dialekt der betreffenden Gemeinde wiederzugeben. Die in dem Buch veröffentlichten Ergebniſſe dieſer Rundfrage werden nicht nur die Landsleute des Verfaſſers, ſondern viele deutſche Sprach- und insbeſondere Mundartforſcher intereſſieren. W e d e n.

Meder, Heinrich: Ein vergeſſener Führer. Der Grenzpfarrer Andreas Weber. — Proteſtantenkalender. Jg. 1937. Neu Werbas: Heinrich Pleeß 1938, S. 42—47.

Ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte des Slawoniendeutſchtums im 19. Jh. — Andreas Weber, 1799 in Bulkeß geboren, wurde 1827 zum (ev.) Pfarrer von Neu-Paſua gewählt, wo er ein halbes Jahrhundert wirkte und eine für das dortige Deutſchtum äußerſt ſegensreiche Tätigkeit entfaltete. Abgeſehen von ſeinen Verdienſten um die Sicherung des deutſchen Schulweſens, iſt es W. zu verdanken, daß er 1842 die Abſchaffung der ſeit 1838 zugezogenen Proteſtanten aus dem Gebiet der Peterwardeiner Militärgrenze zu verhindern wußte, durch die 600 Deutſche betroffen worden wären. Der Aufſatz fußt auf Materialien (vor allem der Gemeindechronik) des Neu-Paſuaer Pfarrarchivs ſowie mündlichen Mitteilungen. Bedauerlich iſt, daß W.s Todesjahr nicht angegeben wird. F. V.

Koſtić, Mita: Temišvarski episkop Petar Petrović po knjigama njegove biblioteke (Der Temeſchburger Biſchof P. P. nach den Büchern ſeiner Bibl.) Karlowitz 1935. 12 S. (S.-A. aus Glasnik Istoriskog Društva u Novom Sadu, VIII [1935]).

K. bietet einen kurzen Lebensabriß dieſes griech.-orth. Biſchofs († 1801), der einer der geiſtig aufgeſchloſſenſten Serben ſeiner Zeit war. Am wichtigſten iſt der Abdruck und die Analyſe des Verzeichniſſes ſeiner Bücherei, in der der deutſche Anteil ſtark überwog (125 deutſche Werke in 377 Bänden bei einer Geſamtzahl von 389 bzw. 910, unter denen aber [bei den 72 lat. Werken vor allem] auch noch ſehr viele deutſche Drucke ſind). Der Abdruck iſt im großen Ganzen genau. Die Druckfehler, die z. T. auf ſchwierige Leſungen des Originalmanuſkripts zurückgehen mögen, laſſen ſich vom Leſer mühelos berichtigen. Jedenfalls iſt dieſer Bibliothekskatalog ein wichtiges kulturgeſchichtliches Denkmal des ſerbiſchen Volkes zu jener Zeit. F. V.

Polec, Janko: Svobodniki na Kranjskem (Die Freiſaſſen in Krain) Glasnik Muzejskega Društva za Slovenijo. Laibach 1936, S. 5–142 (mit deutſcher Zuſammenfaſſung).

Die Arbeit von P. über die Freiſaſſen in Krain nimmt faſt den ganzen 17. Jahrgang der Zeitſchrift ein. Nur noch 7 weitere Seiten füllen 2 Miſzellen von C o r g n a l i (Udine) über die Kapellenweihe in Slowenien im Jahre 1523 und von Rudolf A n d r e j k a über die „Feuerſchwamm(Zunder)fabrik" von K a n t z in Laibach. Der Reſt des Doppelheftes wird von Literaturbeſprechungen eingenommen.

P. hat mit ſeiner auf ſorgfältige Quellenſtudien geſtützten Arbeit einen wertvollen Beitrag zur Rechts- und Wirtſchaftsgeſchichte der früheren inneröſterreichiſchen Länder geliefert. Erfreulicherweiſe werden wir durch ihn auch mit den krainiſchen Gültbüchern bekannt, welche eine wichtige Quelle zur Wirtſchafts- und Herrſchaftsgeſchichte von Krain ſind. Bei der Schilderung der Entſtehung des Gültbuches

und des ihm zugrunde liegenden Steuersystems zeigt sich so recht die Einheitlichkeit in der Verwaltung und Entwicklung der drei inneröſterreichischen Länder Steiermark, Kärnten und Krain. Das krainische Steuerwesen zeigt vollkommen parallele Entwicklungszüge mit dem steirischen, das ja seine klassische Darstellung durch Franz von Mensi erhalten hat (über das kärntnische Gültbuch weiß man eigentlich kaum etwas; sein Verbleib ist unbekannt).

Bei der Behandlung der Entstehung der Freisassen erwähnt Verf. ausdrücklich, daß die Freisassen keineswegs die Reste alter freier Slowenen „von der altslawischen Zeit her" gewesen sind und daß nichts in den benutzten Quellen darauf hinweise (S. 34). Vielmehr unterscheiden sich die Freisassen sowohl von den Edlingern, als auch von den sogenannten „Freileuten". Nach L. Hauptmann gab es in Slowenien um die Mitte des 13. Jh.s noch eine Menge freier Edlinger, darunter allerdings auch schon solche, die sich unter fremde Oberhoheit bezw. in die Leibeigenschaft begaben. Im 14. und 15. Jh. erwähnt H. bereits nur noch Beispiele von untertänigen Edlingern, die wegen ihrer besonderen Dienste (Wach- und Gerichtsdienst) in örtlich verteilten Edeltümern lebten und hinsichtlich ihrer Abgaben nur Untertanen der einzelnen Herrschaften waren. Gegen die Auffassung, daß die Freisassen Nachfolger der Edlinger seien, spricht auch die Tatsache, daß man in Orten, deren Namen auf früher geschlossene Edlingersiedlungen (Koseze-Orte) deuten, keine Freisassen findet (z. B. in Koseze bei Moräutsch, bei Vodice, bei Laibach und auch in Sagor). Ferner sind die Freisassen in allen uns bekannten Zeiten nie so zahlreich gewesen wie die früheren Edlinger (S. 95). Ein Beispiel von Edlingern erwähnt Hauptmann noch aus dem Möttlinger Urbar von 1610. Diese Edlinger waren von der Robot befreit und brauchten nur beim Aufgebot jeder der Herrschaft ein Saumroß zu liefern, beim Bau des Schlosses zu helfen und Getreide einzufahren. Der Unterschied zwischen den Freisassen und den „Freileuten" des Mittelalters ist offensichtlich. Die Letztgenannten sind oft nur Leibeigene, auch in Hinsicht auf ihre „Freihube", während die Freisassen in ihrer Beziehung zum Freisassenland völlig Freie sind. Sie können sich nicht aus den Freileuten entwickelt haben (S. 94). Der deutsche Name der Freisassen („Landschaftlicher Freysaß" nach Valvasor, „Freisaß" oder „Bauer" in Oberkrain, verschiedentlich „Freisaß" oder „krajzasar", S. 56) steht nach P. in Verbindung mit dem zwischenstaatlichen Charakter der Steuerveranschlagung aus der ersten Hälfte des 16. Jh.s und ihrer sichtbarsten Rechtsgründung, dem Gültbuche. Der Begriff der Bezeichnung Freisassen unterliegt nach den vom Verf. vorgenommenen rechtsvergleichenden Untersuchungen von Böhmen-Mähren und den österreichischen Alpenländern der zeitlichen und räumlichen Wandelbarkeit. Als Freisassen bezeichnete man vor dem 16. Jh. in Steiermark und vielleicht auch in Krain jene Bauern, welche ein besseres Recht als die gewöhnlichen untertänigen Bauern hatten. Unter dem Einfluß der Türkenkriege und der durch sie zustande gekommenen Steuereinrichtungen scheint in den inneröſterreichischen Ländern eine Bedeutungsänderung des Freisassenbegriffes eingetreten zu sein. Die wichtige Frage nach der Entstehung des freien Grundbesitzes der Freisassen wird dahin beantwortet, daß er sich durch Lehensverleihung, Kauf von Herrenland und Teilung schon bestehenden Freisassenlandes bildete (S. 38). Bis ins 18. Jh. war der Kauf von Herrschaftsland, abgesehen vom Freikaufen der untertänigen Bauern von der Herrschaft, eine Hauptquelle für die Entstehung von Freisassenbesitz. Diese Käufe von Herrschaftsland, welche beweisen, daß die soziale und wirtschaftliche Lage der Bauern in Krain im Zeitalter der Leibeigenschaft keineswegs so gedrückt gewesen ist, wie gewöhnlich dargestellt wird (S. 43), nahmen einen solchen Umfang an, daß im 17. Jh. (1622), wenn auch nur mit geringem Erfolg, dagegen eingeschritten wurde. Freisassen fanden sich dort am meisten, wo die größten Besitzungen lagen. Jedoch überragte ihr Besitz öfters denjenigen der ziemlich kleinen und zersplitterten adligen Herrschaften. Verbreitungsgebiete der Freisassen waren die Umgebung von Watsch, die Kanzianer Nachbarschaft der Pfarre Aich (Dob) bei Domschale und Gocě bei Wippach. In vielen Beispielen erhielt sich das Freisassenland durch Vererbung durch Jahrhunderte in derselben Familie. Die Entstehung solchen Freisassenbesitzes schildert P. an Hand von Urkundenmaterial und den Gültbüchern für einige der größten Freisassenfamilien Krains, nämlich den Besitz des Jeraj in Lokarje bei Woditz unter dem Kahlenberg, des Burgar in Repne bei Woditz, des Petrič in Ober-Fernig und des Lukančič in Bischoflack für Oberkrain; ferner den Besitz des Zavrl in St. Georg unterm Kum(berg), und des Jakuš bei Branſko bei St. Johann für Unterkrain. Die meisten dieser großen Frei-

ſaſſengüter beſtanden aus Lehen. Großenteils lagen dieſe Beſitzungen in der Krainburg—Steiner Ebene bei Salog, Glinach, Oberfernig bei Zirklach uſw.

Alles, was der Veranlagung der Landſteuer im Gültbuch unterlag, war Gegenſtand des Freiſaſſeneigentums, alſo ganze Huben (ſlow. zemlja, grunt, hube), oder auch mehrere Huben bezw. nur Teile einer Hube, beſonders halbe Huben, Drittel- und Viertelhuben. Am häufigſten gehörten aber nur einzelne Grundbeſitzteile zum Freiſaſſeneigentum, wie Acker, Wieſen, Weinberge („Pergrecht"), Hofſtätten, Keuſchen, („Häuſel"), Mühlen ſowie auch „ein Oertel Grund". Auch Zehentrechte und Zehenthuben waren Freiſaſſeneigentum (S. 45, 46). Die meiſten Freiſaſſen hatten nur einzelne Freiſaſſengrundſtücke und konnten mit dieſen Landſtücken und Zehnten nicht auskommen. Daher kam es öfters vor, daß ſie mit ihrem übrigen Land Untertanen verſchiedener Herrſchaften waren. So war das Freiſaſſentum nicht mit der Perſon verbunden, ſondern haftete als Realeigentum auf den Gütern. Durch Verkauf ſeines freien Landes unterſtellte ſich der bisherige Freiſaß einer Herrſchaft als Untertan und konnte die Grundſtücke zu Miet- oder Kaufrecht wieder empfangen. Andererſeits konnten in Krain Freiſaſſen auch als Grundherren mit eigenen Untertanen auftreten. So verkaufte z. B. der Mathias Purger in Woditz von ſeinem Freiſaſſenland dem Thomas Omerza ein Stückchen Land („Örthel"), damit er ſich ein Häuschen darauf bauen könne. Dafür ſollten Omerza und ſeine Erben für den Verkäufer und deſſen Erben 15 Tage im Jahr roboten. Weiter konnte ein Freiſaſſe Robotverpflichteter eines anderen Freiſaſſen ſein. Ja, im 18. Jh. kam es ſogar vor, daß ein Freiſaſſe ſeine 4 Keuſchler an zwei Filialkirchen verpfändete! (S. 50).

Verwaltungsmäßig und auch hinſichtlich der Gerichtsbarkeit unterſtanden die Freiſaſſen ſeit dem 17. Jh. der landſchaftlichen Buchhalterei, welche auch die Gültbücher führte. Bis 1755 brauchten ſie keine Rekruten zu ſtellen, z. T. brauchten ſie auch keine Straßenrobot zu leiſten. Alle Abgaben, welche die Freiſaſſen zu leiſten hatten, erhielten bis ins 19. Jh. die Freiſaſſenämter. (S. 53—55). Als Hilfskräfte der Freiſaſſenämter, beſonders zur Eintreibung der Landſteuer, fungierten die Freiſaſſen-Supane", deren Wirkſamkeit ſich auf das ganze Land erſtreckte. Ein ſolcher Supan amtierte in Wippach, ein anderer in Woditz in Oberkrain. In Watſch, wo die meiſten Freiſaſſen waren, wie auch in ganz Unterkrain, finden wir keinen Freiſaſſen-Supan. (S. 55—57).

Infolge der Unterſtellung unter die landſchaftliche Buchhalterei bekamen die Freiſaſſen die Bezeichnung „landſchaftliche Freiſaſſen". Sie waren bäuerliche Eigentümer freier Gründe und Zehenten, welche im Gültbuch verſteuert waren, und brauchten außer der allgemeinen Landſteuer keinerlei Abgaben oder Roboten zu leiſten. Wie die übrigen freien, nichtadligen Grundbeſitzer mußten die Freiſaſſen jedoch die doppelte Steueranlage zahlen. In Verbindung mit den Steuerreformen Maria Thereſias ſtellte daher 1747 eine kaiſerl. Kommiſſion Erhebungen über das Weſen der Freiſaſſen an und erſtrebte den Verkauf ihrer Grundſtücke. Die ſtändiſche Verwaltung ſollte dazu angeben, wieviel Freiſaſſen das Land Krain zählte und wieviel etwa eine Hube mehr an Kontribution und Steuer zahlte als die anderen. Als feſtgeſtellt wurde, daß die Freiſaſſen unbeſchränktes Eigentum an ihren Grundſtücken hatten, verzichtete die Regierung auf Weiterverfolgung ihrer Pläne. Etwa 30 Jahre ſpäter ſollten die arg zerſplitterten Untertanenländereien in Krain zuſammengelegt werden, um die Schwierigkeiten in der Gerichtsbarkeit und bei Grenzſtreitigkeiten zu vermindern. Dabei wollten die Stände auch die Frage der Freiſaſſen regeln, d. h. dieſe durch Aufteilung auf die einzelnen Herrſchaften verſchwinden laſſen (S. 61—64). Nun mußten Liſten der Freiſaſſen angelegt werden, welche über das ganze Land verteilt faſt in jedem zweiten Dorfe lebten. Hinſichtlich ihrer Verteilung auf die Privatherrſchaften entſchied die kaiſerl. Entſchließung vom 11. Mai 1776, welche rektifizierte von nichtrektifizierten Freiſaſſen trennte. Erſtgenannte konnten gegen ihren Willen nicht dem landſchaftlichen Schutz entzogen und einer privaten Herrſchaft unterſtellt werden, wohl aber die letztgenannten, da deren Abkaufung patentwidrig erfolgt ſei. Sie mußten aber bei ihrem derzeitigen Beſitz und Abgaben ohne Steigerung belaſſen werden (S. 66). Zur Durchführung des Hofdekrets wurde eine Landeskommiſſion gebildet, welche 1776 in Krain 499 Freiſaſſen feſtſtellte. Die große Mehrzahl von dieſen, 325, wohnte im Laibacher Kreiſe, 85 im Rudolfswerther und 89 im Adelsberger Kreiſe. Von der Geſamtzahl waren 360 Rektifizierte und 139 Nichtrektifizierte. Die Kommiſſion verteilte insgeſamt 227 Freiſaſſen auf die einzelnen Herrſchaften. Von dieſen waren nur 51 Nichtrektifizierte, aber 176 Rektifizierte. Im

Laibacher Kreis wurden sie z. B. an folgende Herrschaften verteilt: je einer an Egg bei Krainburg, Cekinov Grad in Schischka bei Laibach, Tschemschenik, Habach, Pod-w(e)in, Ponowitsch. Selo, Stemarje, an das Bischoflacker Nonnenkloster und Neumarktl, je zwei an Belnek, Grimschitz, Sonnegg (Zonek), je drei an Heimannsburg (Ajmanov grad), Egg bei Podpetsch und Kolovec; fünf an Stein, 8 an Medija, 14 an Tufstein, 19 an Kreuz und 22 an Krumperk. Uebrig blieben nach der Verteilungsaktion von 1776 nur noch 265 landschaftliche Freisassen (S. 67), deren überwiegende Mehrzahl im Laibacher Kreise saß. Neuerliche Bemühungen der krainischen Stände und der innerösterreichischen Regierung zur gänzlichen Aufteilung der Freisassen scheiterten jedoch an der kaiserlichen Entscheidung von 1784. In der folgenden Zeit (Anfang des 19. Jh.s) wurde ein eigenes Freisassengrundbuch errichtet, welches aus einem alten Urbar, einem „Grundvormerkbuch der landsch. Freisassen in Krain" und einem „Verbriefungsprotokoll der landsch. Freisassen in Krain" bestand. (S. 87, 88). In der Franzosenzeit (1812) verloren die nun zu Illyrien gehörigen Freisassen ihre eigene Gerichtsbarkeit, und endlich entzog ihnen die Aufhebung der bäuerlichen Untertänigkeit (1848) vollends ihre Existenzmöglichkeit. Das Freisassengrundbuch erreichte 1851 durch Verteilung an die einzelnen Bezirksgerichte sein Ende. Ein genaues Namensverzeichnis sämtlicher Freisassen nach Pfarren, Landgerichten und nach der Art des Grundbesitzes vom Jahre 1784 gibt Polec am Ende seiner Arbeit (S. 129 bis 134). Von diesen Freisassennamen sind rund $^1/_6$ deutscher Herkunft (z. B. Šmalc, Šenk, Zorn, Schiffrer, Kern, Lavter, Mohr, Oberlender, Trošt, Stibel usw.).

Ein sehr wesentlicher Teil der Arbeit beschäftigt sich mit Quellen zur Geschichte der Freisassen und besonders mit der Entstehung und Entwicklung des krainischen Gültbuches, mit welchem das Aufkommen der Freisassen eng verknüpft ist. Seine genaue Beschreibung wird allen Siedlungsforschern willkommen sein. Die Entstehung des Gültbuches ist weitgehend mit der Entwicklung der Grundsteuern verknüpft. Eine wirklich entsprechende slowenische Bezeichnung für diesen Grundsteuerkataster des freien Grundbesitzes gibt es nicht (S. 17). Im Jahre 1536 ist das Gültbuch erstmalig für Krain nachweisbar (S. 20), ein stabiles Gültbuch besteht seit 1546. Vor dem Wiener Vergleich von 1543, der das Steuerwesen und damit die Entwicklung des Gültbuches maßgebend beeinflußte, ist in Krain nur ein Fassionssummarium v. 1539 erhalten. Danach (von 1546—1758) sind 46 Gültbücher in lückenloser Reihe vorhanden. Davon gehören 6 der Zeit vor der Theresianischen Steuerrektifikation von 1747 an. Grundcharakter und Gliederung der Gültbücher sind dieselben wie bei den ober- und niederösterreichischen. Beispielsweise ist der zweite Band des „Alten Gültbuches" von 1546—1549 eingeteilt: 1. „Praelaettern", 2. „Herrnstand", 3. „Ritterschaft und Adell", 4. „Pharherrn", 5. „Caplann", 6. „Kirchengült", 7. „Bruderschaft", 8. „Stett und Märkt", 9. „B.V. und Gemain". Vom 4. Buch an heißen die Gültbücher auch „Landbücher" bzw. „Gült- und Einschreibbücher". Die Freisassen erscheinen noch nicht unter der ihnen eigenen Bezeichnung, sondern unter der Rubrik „Gmain" bezw. „Bürger und gemain Leut" in alphabetischer Reihenfolge der Pfarren oder Landgerichte (S. 24). Erst von 1662 an werden sie als „Freisassen" in einem eigenen (7.) Gültbuch geführt. Im 5. Buch findet sich auch die Einteilung nach der Hubenzahl und den Kulturarten wie „Wiese", „Acker", „stückhl gmain". Die Theresianische Steuerreform stellte das Steuersystem auf eine einheitliche Basis. Herrschaften, Städte und Untertanen wurden mit ihrem Land gesondert besteuert (S. 69). Nach dieser Rektifikation tragen die Gültbücher die Bezeichnungen „Rectifiziertes Gültbuch", „Rectifiziertes Hauptvormerkbuch" bezw. „Hauptgültbuch". Das 8. Buch führt z. B. die Aufschrift „Geistlichkeit, Stifte und Klöster in Oberkrain", das 9. „Adel, Gemeine Parteien, Städte, Weingärten in Oberkrain". Die krainischen Gültbücher bis zur Rektifikation sind häufig einheitlich eingeteilt und nicht, wie die steirischen, nieder- und oberösterreichischen nach Vierteln, sondern nur nach den verschiedenen Ständen (S. 27). Die Bevölkerung ist darin nur nach den vorjosefinischen Pfarren und Landgerichten angeordnet (S. 29). — Bis vor wenigen Jahren lagerten die Gültbücher im Archiv des Landes(Kreis-)gerichts in Laibach und sind erst kürzlich in den Bestand des Nationalmuseums übergegangen.

Ueberblicken wir die Ergebnisse der gediegenen, auf bisher meist unbenutzten, nur deutschgeschriebenen Quellen gestützten Untersuchung, so erscheinen die Freisassen zum ersten Mal in den Gültbüchern des 16. Jh.s als Besitzer freien, nicht untertänigen Grundbesitzes. Gefördert durch eigene Verwaltung, eigenes Gericht und besonderes

Abgabenſyſtem, werden ſie allmählich zu einem rechtlich und ſozial höherſtehenden Teil der Bauernſchaft. Freie Verfügung über ihren Grundbeſitz ſtellt ſie über die Maſſe der Leibeigenen in die gleiche Reihe mit dem landbeſitzenden Adel, und es iſt kein Zufall, daß aus ihnen eine Anzahl von Adligen hervorgegangen iſt, wie die Barone Wolkenſperg (früher Oblak), die Barone Hertenfels (früher Lukančič), die Ritter von Premerſtein (früher Premrov) uſw. (S. 93). Dieſe gingen dabei allerdings im deutſchen Element auf. Privat- und prozeßrechtlich galten für die Freiſaſſen beſtimmte Sonderverfahren, und auch im Geldweſen gab es Beſonderheiten. Hervorzuheben iſt, daß faſt alle mit dem Steuer- und Gerichtsweſen, ſowie den Freiſaſſen in Verbindung ſtehenden Ausdrücke wie „Freiſaß" bezw. „frajzasar", „Gültbuch", „Herrenanſchlag", „Pfundtherrengült", „Hube" bzw. "Grunt", „voštatar" = Hofſtätter, „funtnina" = doppelte Abgabe bezw. doppelte Gült uſw. in deutſcher Form oder als deutſche Lehnwörter auftreten.

München. Günter Glauert.

Böſendorfer, Joſip: Kako je Osijek postao kraljevski i slobodni grad (Wie Eſſeg eine kgl. Freiſtadt wurde). Narodna Starina 1936, Nr. 18, S. 33—40 (mit deutſchem Auszug).

Eine knappe, verläßliche Darſtellung der Entwicklung Eſſegs, das 1690 durch Kommiſſ;r Miglaſch die erſte proviſoriſche Stadtverfaſſung, 1697 das erſte eigene Munizipalſtatut erhielt. 1786 wurden die drei bis dahin von einander unabhängigen Kameralgemeinden (Feſtung, Ober- und Unterſtadt) zu einer Stadtgemeinde vereinigt, 1809 erfolgte dann die Erhebung Eſſegs zur kgl. Freiſtadt. R.

Böſendorfer, Joſip: Isusovci, osnivači Zupâ i školâ u Osijeku (Die Jeſuiten als Gründer der Eſſeger Pfarre und Schule): Prilozi XVI/1—2 (1935), 106—12.

Sofort nach der Eroberung Eſſegs durch die kaiſerlichen Truppen (1687) übernahmen die Jeſuiten die Seelſorge der Stadt, die ſie fortan bis 1773 ausübten. Der Elementarſchulunterricht wurde in der Feſtung ſchon 1690, in der Unterſtadt 1712, in der Oberſtadt 1722 aufgenommen. Es ſcheint ſich um Schulen mit deutſcher Unterrichtsſprache gehandelt zu haben. Aus dem im Anhang beigegebenen Namensverzeichnis der Eſſeger Jeſuiten (S. 110—12) geht der ſtarke Anteil des deutſchen Elementes hervor. R.

Böſendorfer, Joſip: Urbar osječkih Isusovaca (Das Urbarium der Eſſeger Jeſuiten) (1746/1747). „Vrela i Prinosi" (Sarajewo) Heft 5 (1935), 62—78.

Textabdruck mit eingehender Erläuterung. Die Studie gewährt aufſchlußreiche Einblicke in den Beſitzſtand der Eſſeger Jeſuiten, die Abgaben und die wirtſchaftlichen Verhältniſſe der Zeit überhaupt. R.

Štedimlija, S. M.: Crnogorske Štamparije u petnaestom vijeku (Buchdruckereien in Montenegro im 15. Jh.). Agram 1938. 48 S. (Sonderdruck aus „Grafička Revija" 1937).

Die vorliegende Abhandlung will die wichtige kulturgeſchichtliche Tatſache des ſo frühen Buchdrucks in Montenegro im 15. Jh. vor Augen führen. Das erſte kirchenſlawiſche Buch entſtand in Venedig im Jahre 1483 (gedruckt mit glagolitiſchen Lettern). Um dieſe Zeit verweilte in Venedig der montenegriniſche Machthaber Iwan Crnojević (wohl die Hilfe gegen Türken ſuchend) und brachte nach ſeiner Hauptſtadt Obod bei ſeiner Rückkehr eine Druckerei mit. Der erſte Drucker war ein Mönchspriester Makarij (S. 11). Aus dem von ihm gedruckten „Oktoich" aus dem Jahre 1493/94 gibt der Verf. eine gute zweifarbige Reproduktion wieder (bei S. 17). Das Drucken dieſer erſten cyrilliſchen Bücher auf dem Balkan mußte wegen kriegeriſcher Vorfälle eingeſtellt werden. Trotz mancher kritiſcher Unterſuchungen iſt es nicht möglich, die Rolle der Stadt Obod in Bezug auf die Druckereitätigkeit näher zu beſtimmen. Die erhaltenen Drucke ſtammen ſchon aus Cetinje, wohin die Druckerei überführt wurde. Die Gründung der Druckerei in Obod wird zwiſchen die Jahre 1483 und 1490 (das letzte als Datum des Todesjahres ihres Gründers Crnojević) geſetzt.

In Kürze werden die hiſtoriſchen Ereigniſſe um die Gründungsjahre der Druckerei und insbeſondere die Lage zwiſchen der türkiſchen und venetianiſchen Macht geſtreift (S. 12 ff.). Mit Recht wird auf die bedeutungvolle Tragweite einer ſo frühen Druckereigründung als auf eine große Kulturleiſtung hingewieſen. Eine Liſte gibt die Reihenfolge der erſten Druckereigründungen auf verſchiedenen Stellen der Welt an. Obod folgt hier nach Mainz, Straßburg, Köln, Subiaco, Rom, Krakau, Venedig, Beromünſter, Paris, Veſtmünſter, Utrecht, Ofen, Pilſen, Barcelona, Prag, Genf, London, Liſſabon, Leipzig und Wien. Eine Liſte (S. 11) gibt eine wahrſcheinliche Reihenfolge anderer ſüdſlawiſcher Druckereiſtiftungen wieder: Obod (1483—1490), Senj (1494), Goražda (1519), Rijeka (1500?, 1530), Manaſtir Rujan (1537), Gračanica (1539), Mileževo (1544), Belgrad (1552), Mrkšina Crkva (1562), Skadar (1563), Nedelišće (1574), Laibach (1575), Warasdin (1586), Agram (1694), Eſſeg (1770), Raguſa (1783).

Einen verhältnismäßig großen Platz nimmt das Auswerten der Nachrichten, die ſich auf die Gründung der Obober Druckerei beziehen, ein (S. 14 ff., S. 18 ff.). Man erſieht daraus, daß die diesbezügliche Arbeit trotz mehrerer Vorarbeiten noch immer gewiſſermaßen in den Anfängen ſteht. Die Sichtung und kritiſche Ueberprüfung des überlieferten Materials dürfte noch größere Mühe erfordern, um möglicherweiſe zu feſteren Ergebniſſen auf Grundlage des ſpärlich überlieferten Materials zu gelangen. Ganz beſonders bezieht ſich das auf das erwähnte Verhältnis von Obod und Cetinje, das folgendermaßen dargeſtellt wird: Die Druckerei gelangte unter Crnojević nach Obod. Sein Sohn Georg hat höchſtwahrſcheinlich die Druckerei für den Druck umfangreicherer Werke weiter ausgebaut. Es iſt möglich, daß die Druckerei im Jahre 1485, nachdem die Biſchofsmetropole nach Cetinje übergeführt war, dorthin wandern mußte. Wahrſcheinlicher jedoch ſcheint es St., daß die Druckerei nach dem Tode des Ivan nach Cetinje kam (S. 24). Sie blieb dort in Betrieb bis zum Jahre 1496, alſo bis zum Jahre, in dem Georg und ſein Hauptdrucker, der Mönch Makarij, das Land verlaſſen mußten, um nach Italien auszuwandern. Das Schickſal der 8 Mitarbeiter des Makarij iſt unbekannt. Er ſelbſt wird dagegen mit dem ſpäteren Metropoliten der Walachei, Makarij, der hier im J. 1508 die erſte cyrilliſche Druckerei gründete, identifiziert (auf Grund der Ergebniſſe von Šafařik, Karatajev, Jorga [S. 28]). Es wäre wünſchenswert, bei einer eventuellen Neubearbeitung des Themas, daß in Anbetracht der engeren Verbundenheit verſchiedener Gebiete des oſtrömiſchen Chriſtentums auch die weiter im Norden liegenden Buchdruckverhältniſſe wenigſtens in einer ſchematiſchen Zuſammenſtellung berückſichtigt würden. Insbeſondere müßte man dann alſo neben der Berückſichtigung von Druckereigründungen in London, Liſſabon, Madrid, Mexiko, Cambridge, Neu York u. a. (S. 10) auch die erſten kirchenſlawiſchen Drucke des Fiol in Krakau 1491, weiterhin cyrilliſche Drucke von Skorina im Jahre 1517—1519 in Prag, ferner die Drucke in Wilno im Jahre 1525 wie auch wenigſtens wichtigere Druckereigründungen auf dem ukrainiſch-weißruthenischen Gebiet im 16. u. 17. Jh., wie etwa in Zabludov, Neſviž, Lemberg, Supraſl, Derhowyšča, Minsk, Kliros, Kyjiv, Ostroh, Strjatyn, Univ u. a. erwähnen.

Aus der Cetinjer Buchdruckperiode ſind insgeſamt 4 Bücher, und zwar zumeiſt in der Form von wenigen loſen Blättern, bekannt geworden: 1) Oktoich, 1—4 Tonus, 1493—1494; 2) Oktoich, 5—6 Tonus; 3) Pſalter 1495 und 4) ein Gebetbuch. (S. 31). Außerdem wird von St. ein Zbornik, der bis jetzt für einen venezianiſchen Druck aus dem Jahre 1495 gehalten wurde, möglicherweiſe als ein Cetinjer Druck angeſehen (S. 32). Aus dem muntenischen Gebiet werden (nach J. Ruvarac) drei weitere Bücher aus der Druckerei von Makarij angeführt: 1) Liturgiar, 1508; 2) Oktoich, 1510 und 3) Evangeliar, 1512. Nach Novaković dürften dieſe Bücher in der Hauptſtadt Trgoviſte gedruckt worden ſein (S. 33). Wünſchenswert wäre die Angabe der Aufbewahrungsorte aller dieſer ſeltenen Drucke!

Der ſchön ausgeſtatteten kleinen Broſchüre liegen mehr national-ideologiſche Geſichtspunkte zu Grunde als die Abſicht einer allzu weitläufigen Ueberprüfung der hiſtoriſchen Tatſachen. Dafür ſprechen insbeſondere auch die 15 verſchiedenen neuzeitlichen Volksanekdoten, die ſich auf die Montenegro-Drucke beziehen (S. 37—47). Die intereſſante Zuſammenſtellung jedoch der Forſchungsergebniſſe und eine Syſtematiſierung der Nachrichten, die ſich auf dieſe Druckereien beziehen, müſſen mit allem Nachdruck als eine dankenswerte, ſchöne Löſung der geſtellten Aufgabe bezeichnet werden.

München. M. Hocij.

Rieger, Vilko: Das landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsweſen in den kroatiſchen Ländern. Berlin: Rudolf Pfau 1939. 116 S. 1 Karte.

Mehr als in anderen Staaten war das landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsweſen in Kroatien von ſeinem Entſtehen an ein politiſches Kampfelement, das in jüngſter Zeit die Maček bewegung durch die Gründung der Gospodarska Sloga (Wirtſchaftliche Eintracht), ausnützte, die eine wahre Bauernbewegung zu verkörpern ſchien, indem ſie ſich zum Sprecher des kroatiſchen Landvolkes erhob.

R., ein Diplomvolkswirt aus Agram, der ſelbſt im Genoſſenſchaftsweſen tätig war, unterſucht vor allem an Hand von Jahresberichten, eigenen Erfahrungen ſowie Zeitungs- und Zeitſchriftenartikeln allgemeine Grundlagen, geſchichtliche Entwicklung und gegenwärtige Lage des landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaftsweſens in den kroatiſchen Ländern und will damit zugleich politiſche Fragen aufrollen, indem er zu klären verſucht, inwiefern die heutige Kriſis der kroatiſchen Genoſſenſchaften von wirtſchaftlichen, ſozialen und politiſchen Urſachen beſtimmt iſt. Wie R. im Vorwort (S. 11) ſagt, vertritt er die Anſicht, „daß ein geſundes Genoſſenſchaftsweſen in den kroatiſchen Ländern erſt dann geſchaffen werden kann, wenn die unnatürliche ſtaatsrechtliche Lage, in der ſich dieſe Länder heute befinden, zu Gunſten des kroatiſchen Volkes revidiert wird." In dieſem Zuſammenhang iſt die kroatiſche Auffaſſung der „kroatiſchen Länder" intereſſant, zumal die von der Partei Mačeks und ſeiner Preſſe erhobenen Forderungen einer weitgehenden Autonomie unter Anerkennung des hiſtoriſchen Staatsrechts und der Eigenvolklichkeit bisher nur wenig auf die territoriale Abgrenzung eingehen. Wenn auch nicht unmittelbar zum Thema gehörig, ſo verſucht R. doch die Zuſammengehörigkeit eines ſolchen Gebietes zu begründen, das er als eine „unteilbare Einheit" (S. 5) bezeichnet und auf einer beigegebenen Karte darſtellt.

Danach gehören zu den „kroatiſchen Ländern" nicht nur das ganze Gebiet der Königreiche Kroatien, Slawonien und Dalmatien ſowie Bosnien und die Herzegowina, ſondern ſelbſt Iſtrien und die ſüdſlawiſchen Teile der Baranja und Batſchka. Uns ſcheint, als ſei in den letzteren Fällen trotz Anwendung optimalen hiſtoriſchen Staatsrechts und völkiſcher Zugehörigkeit etwas zu weit gegriffen.

Von dieſer politiſchen Zielſetzung abgeſehen, verſchafft die Arbeit einen umfaſſenden Ueberblick über das Weſen und die Tätigkeit der Kredit-, der Ein- und Verkaufs- und der Produktionsgenoſſenſchaften und darüber hinaus einen Einblick in die Verhältniſſe der kroatiſchen Landwirtſchaft insbeſondere der Nachkriegszeit. Zwang doch gerade die wirtſchaftliche Kriſis des letzten Jahrzehnts zur Selbſthilfe und damit zu genoſſenſchaftlichem Zuſammenſchluß. Mit der Gospodarska Sloga, einer gewaltigen Organiſation mit den vielſeitigſten Aufgaben, deren Mitgliederzahl im Laufe von 2 Jahren auf über 150 000 ſtieg, wurde auf breiter kroatiſch-nationaler Grundlage eine neue Form genoſſenſchaftlicher Arbeit aufgebaut, die in den kroatiſchen Ländern — wohlgemerkt ohne Schutz der Regierung, ſondern vielfach in Oppoſition zu ihr — gleichſam als Erſatz einer ſtaatlichen Macht die Intereſſen des kroatiſchen Landvolkes wahren und durch Feſtpreiſe für Vieh, Milch und Getreide ſowie geſchickte Lohnpolitik bisher ſchon beachtliche Erfolge erzielen konnte.

Das Buch von R. verdient größte Beachtung und iſt unentbehrlich für jeden, der ſich mit landwirtſchaftlichen Fragen der kroatiſchen Länder und mit dem wirtſchaftlichen Sektor der kroatiſchen Politik beſchäftigt.

München. Wilhelm Sattler.

VI. Rumänien.

Buletin Eugenic şi Biopolitik (Ed. de Subsecţia Eugenică şi Biopolitik a „Astrei" şi de Institutul de Igienă şi Igienă Socială). Klauſenburg: 1938. Bd. IX. [Zeitſchrift für Eugenik und Biopolitik (hrsg. von der Unterabteilung für Eugenik und Biopolitik der „Astra" und des Inſtituts für Hygiene und Sozialhygiene)]. 6 Doppelhefte zu insgeſ. 384 S.

Neben zahlreichen Aufſätzen, die ganz allgemein die biologiſchen und hygieniſchen Fragen in rumäniſchen Gebieten betreffen — ſo die Mütterſterblichkeit auf dem Lande (P. Râmneanţu), Differenzierte Fortpflanzung in Rumänien (vom gleichen Verfaſſer), Biologiſche Faktoren in der Geſchichte des alten Rumänien (D. Comşia), Scharlach-Schutzimpfung in Temeſchburg (L. Munteanu) u. a. —

findet man eine Reihe Mitteilungen, die auf das Südoſtdeutſchtum Bezug nehmen oder erkennen laſſen, daß ſie ſich an neueren deutſchen Forſchungsrichtungen orientieren. So z. B. J. Făcăoarus „Beitrag zum Studium der Raſſenzuſammenſetzung der Minderheitsſtudenten in Rumänien" (H. 1/2). Verf. unterſuchte 487 rumäniſche, 295 madjariſche, 63 deutſche und 102 jüdiſche Studenten. Es werden vor allem die Raſſendiagnoſen mitgeteilt: unter den Rumänen ſtehen Mediterrane, bei den Madjaren Nordiſche und Mediterrane, unter den — leider in unzureichender Anzahl unterſuchten — Deutſchen Nordiſche an erſter Stelle. Im übrigen ſcheint die Gruppe der Deutſchen raſſiſch am wenigſten einheitlich. Unter den rumäniſchen Studenten ſind Mediterrane, Nordiſche und Dinarier gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung häufiger. L. Prodan beſpricht im gleichen Heft die „Berufsordnung für die deutſchen Aerzte" von 1937. J. Moldavan begründet die Notwendigkeit einer Fakultät für Ethnologie und Biopolitik (H. 3/4). Der Text läßt erkennen, daß mit Ethnologie nicht „Völkerkunde", ſondern etwa „Volkslehre" gemeint iſt. „Biopolitik" iſt „Politik auf lebensgeſetzlicher Baſis". J. Făcăoaru zeigt in Ausführungen über „Anthropologie als Wiſſenſchaft und Unterrichtsgegenſtand" (H. 5/6), wie die Anthropologie das zentrale Fach einer ſolchen „Fakultät" ſein könnte, und wie vielfaltig ihre Beziehungen zu anderen Gebieten, beſonders zur Medizin, ſind. Der Bericht über den gegenwärtigen Stand der Anthropologie in Rumänien vergißt nicht, V. Lebzelters (Wien) Arbeiten zu erwähnen. Gewiſſermaßen eine Fortſetzung dieſer Ausführungen iſt das Sammelreferat „Die Anthropologie in den Kulturländern" des gleichen Verf. in H. 7/8, in dem Deutſchland an erſter Stelle genannt wird und unter den Südoſtländern die Tſchechoſlowakei, Ungarn, Südſlawien, Rumänien (wo die erſten raſſediagnoſtiſchen und ſozialanthropologiſchen Forſchungen am Hygieniſchen Inſtitut Klauſenburg durchgeführt wurden) und Bulgarien Erwähnung finden. Wichtig iſt der Bericht über die Blutgruppenunterſuchungen in Tranſylvanien von P. Râmneanţu im gleichen Heft, der zeigt, wie die Siebenbürger Sachſen von Zoğăr die gleiche Verteilung der Blutgruppenſubſtanzen O, A, B, AB aufweiſen wie die Deutſchen in der alten Heimat, dagegen von den Rumänen ſich durch einen geringeren Anteil von B und AB deutlich abheben. Auch die Verteilung der Faktoren M und N bezw. MN iſt je nach der völkiſchen Herkunft (auch die Szekler ſind in den Vergleich einbezogen) verſchieden. Wenn man in H. 9/10 bei O. Comşias Ausführungen über hiſtoriſche Vorgänge in biologiſcher Sicht (la biologie dans l'interpretation de l'histoire), M. H. Boehm, Hellpach, Leers, Schottky u. a. zitiert findet, ſo ſpricht daraus wohl ein ſtarkes Intereſſe an dem Bemühen deutſcher Wiſſenſchaft um eine biologiſche Volkstumsgeſchichte. Noch ſtärker werden aber deren Anregungen ſpürbar, wenn J. Făcăoaru über „Völker und Raſſenmiſchung in Rumänien" ſchreibt. Verf. ſagt: „Die Erkenntnis der Ungleichheit verſchiedener Völker und Raſſen auch innerhalb unſerer Staatsgrenzen fordert die Feſtſtellung der tatſächlichen biologiſchen Hierarchie und die entſprechende ſoziale und politiſche Regelung des Minderheitenproblems bei uns". Damit gewinnen natürlich die volkswiſſenſchaftlichen (insbeſondere bevölkerungsbiologiſchen und anthropologiſchen Unterſuchungen über die deutſche Volksgruppe in Rumänien, wie ſie von Bredt, Csallner, Lebzelter und vor allem A. Hermann begonnen worden ſind, ganz beſondere Bedeutung. Das letzte Heft (11/12) dieſes Jahrgangs beſtärkt den Leſer in dieſem Eindruck mit Făcăoarus Artikel „Die Sozialanthropologie als pragmatiſche Wiſſenſchaft". „Die Anſiedlungen ſowie die Agrarreform betreffend die im In- und Ausland lebenden Volksgenoſſen", heißt es dort, „müſſen auf Grund des biologiſchen Wertes derſelben durchgeführt werden, nachdem man vorerſt die entſprechenden ſelektiven Methoden ausgearbeitet hat". Die Mitarbeit deutſcher Forſcher wird Verf. willkommen ſein. Wenn er die in zahlreichen weſteuropäiſchen Schriften verbreiteten „Irrtümer hinſichtlich der raſſiſchen Zuſammenſetzung und der Herkunft des rumäniſchen Volkes" ſcharf ablehnt, ſo läßt uns das hoffen, daß er die erwähnten Selbſtdarſtellungen des deutſchen Volkstums in Rumänien verſtändnisvoll zu würdigen weiß und daß das „Buletin" einſt das Organ eines anregenden wiſſenſchaftlichen Austauſches werden wird.

Breslau. H. Grimm.

Buletinul Societăţii Regale Române de Geografie (Zeitſchrift der kgl. rum. geogr. Geſ.). Bukareſt: Geogr. Geſ. Tomul LIV. (1935), LV. (1936), LVI. (1937). 384; 338, 478 S.

Die vorliegenden drei Bände der rumäniſchen Geographiſchen Geſellſchaft bieten einen guten Querſchnitt durch die fachliche Arbeit der Jahre 1935—1937. Ein ſehr breiter Raum iſt morphologiſchen Unterſuchungen gewidmet, die ſich vor allem auf Karpaten und Karpatenvorland, das ſiebenbürgiſche Becken und ſeine weſtlichen Randgebirge ſowie auf die Schwarzmeerküſte erſtrecken. Ein näheres Eingehen auf dieſe Arbeiten im Rahmen dieſer Zeitſchrift iſt nicht möglich.

Einen beſonderen Charakter erhalten die drei Jahrgänge durch die Veröffentlichung des wiſſenſchaftlichen Nachlaſſes des Klauſenburger Geographen George Vâlſan, deſſen frühzeitiger Tod die rumäniſche Geographie eines ihrer begabteſten und über Rumänien hinaus bekannten Vertreter beraubte. V. war neben ſeinen Pariſer Studien auch Schüler der deutſchen Geographie durch ſeinen Studienaufenthalt in Berlin. Dieſe Tatſache hat ihn davor bewahrt, ein einſeitiger Vertreter der franzöſiſchen Schule zu werden, wenngleich auch bei ihm, wie bei vielen ſeiner rumäniſchen Fachgenoſſen, die wiſſenſchaftliche Ausrichtung nach Frankreich ſtärker war als die nach Deutſchland.

Unter den anthropogeographiſchen Arbeiten ſei vor allem auf zwei ſiedlungsgeographiſche Studien V. Mihailescus verwieſen (O harta aşezarilor rurale din România [Eine Karte der bäuerlichen Siedlungen Rumäniens], Buk. 1930, und L'évolution de l'habitat rural dans les collines de la Valachie entre 1790—1900, Buk. 1930). Zunächſt gibt der Verf. eine Darſtellung der bäuerlichen Siedlungstypen Rumäniens am Ende des 18. Jh.s und zwar auf Grund der Joſephiniſchen Aufnahme. Er unterſcheidet Einzelſiedlungen, Crîng-Siedlungen (2—5 Höfe), Weiler, Großweiler (Sat resfirat), entſtanden aus dem Zuſammenwachſen mehrerer Weiler — und ſchließlich Haufen — und Streudörfer. Dabei kommt er zu der bemerkenswerten Feſtſtellung, daß die Weilerſiedlung und ihre Erweiterung zum Großweiler (Sat resfirat) den eigentlichen urtümlichen Siedlungstyp des rumäniſchen Bauerntums darſtellt, demgegenüber die anderen Formen ſtark zurücktreten. Planmäßige Dorfformen ſind dem rumäniſchen Bauerntum an ſich fremd und gehen, wo immer ſie vorkommen, ſtets auf fremdes Volkstum oder obrigkeitliche Koloniſation zurück. Der Vergleich mit dem heutigen Siedlungsbild zeigt überall die Tendenz zur Verdichtung und zugleich zu planvollerer Organiſation der Siedlungen.

Starke Beachtung finden auch Fragen des rumäniſchen Hirtenlebens. Dabei ſei beſonders auf die Arbeit von Mara N. Popp verwieſen (Urme Românești în viaţa pastorală a Carpaţilor Polonezi [Rum. Spuren im Hirtenleben der poln. Karpaten], Bul. 1935). Die Verf.n weiſt darin unter Benützung ortsnamenkundlichen und volkskundlichen Vergleichsmaterials die ſtarke Einflußnahme des rumäniſchen Hirtentums auf die Karpatenſlawen nach. Die Beweisführung kann zweifellos im Weſentlichen als geglückt angeſehen werden, auch wenn man der Verf.n nicht bis zu gewiſſen, wohl ſtark überſteigerten Schlußfolgerungen folgen kann, wie es etwa die Annahme einer alten, vom Pindus bis Schleſien reichenden „karpatiſchen Raſſe" iſt, die die Trägerin einer arteigenen Hirtenkultur geweſen ſein ſoll. Für derartige Schlußfolgerungen reichen weder das in der Arbeit gebrachte Beweismaterial, noch auch überhaupt die bisher darüber bekannt gewordenen Tatſachen aus. Vor allem iſt zu ſagen, daß Behauptungen über das Beſtehen von Raſſen nicht aus volkskundlichen oder ähnlichen, ſondern lediglich aus raſſenbiologiſchen Tatſachen bewieſen werden können. Frei von derartigen zu weit gehenden Folgerungen und ſehr gründlich in der Unterſuchung iſt die Arbeit von V. Kubijovyč: Paştoritul în Maramureş ([Hirtenweſen in Marmaroſch], Bul. 1936).

Einen beſonderen Hinweis verdienen noch zwei politiſch-geographiſche Studien aus dem wiſſenſchaftlichen Nachlaß George Vâlſans. Die eine (Evolutia statului Român în cadrul său geographic [Die Entwicklung des rum. Volkes innerhalb ſeines geographiſchen Rahmens], Bul. 1937) behandelt ausführlich und mit hiſtoriſcher Tiefe die räumlichen und völkiſchen Grundlagen des heutigen rumäniſchen Staates. Daß der Verf. dabei die Einheit des rumäniſchen Volkstums diesſeits und jenſeits der Karpaten in ihrer politiſchen Auswirkung höher einſchätzt als die trennende Kraft des Gebirges, geſchieht unſerer Meinung nach zu Recht. Die zweite Unterſuchung (Românii din Serbia [Rum. in Serbien], Bul. 1937) behandelt die Fragen der in Serbien ſiedelnden rumäniſchen Minderheiten, vornehmlich die der in

Nordoſtſerbien und im Banat. Damit wird eine Frage angeſchnitten, die bis in die Gegenwart immer wieder ſtörend auf das rumäniſch-ſüdſlawiſche Verhältnis eingewirkt hat und deren Löſung noch weit in der Zukunft liegt.

Bei der Ueberſchau über den Inhalt der vorliegenden drei Bände fällt auf, daß nicht eine einzige Arbeit Fragen der in Rumänien anſäſſigen Minderheitsvölker auch nur berührt. Vor allem gilt das für Siebenbürgen. Zunächſt iſt dieſe Tatſache erklärlich aus der Jugend des Staates und den Spannungen, die innerhalb des Staatsvolkes zu beiden Seiten der Karpaten beſtanden und noch beſtehen. Aus dieſen Gründen war der Blick zunächſt faſt ausſchließlich auf die Behandlung der in dieſem Fragenkreis gelegenen Probleme gerichtet. Es ſind darüber, vor allem was die verbindende Kraft des rumäniſchen Hirtentums anlangt, eine Reihe wichtiger und neuer Ergebniſſe gezeitigt worden. Trotzdem muß geſagt werden, daß vor allem anthropogeographiſche Unterſuchungen in Siebenbürgen, die das Werden der dortigen Kulturlandſchaft behandeln, zu keinen befriedigenden Ergebniſſen führen können, wenn nicht der Anteil der nichtrumäniſchen Volksgruppen, vor allem der der Deutſchen, entſprechend gewertet wird.

München. A. Malaſchofsky.

Mitteilungen des Burzenländiſchen Muſeums. 3. Jg. Kronſtadt: Selbſtverlag 1938. 213 S.

Hans Liehn macht uns mit der Geſchichte der Gemeinde Rothbach bekannt („Aus der Vergangenheit der Gemeinde Rothbach", S. 11—15). L. führt die verſchiedenen Anſichten an, die über die Entſtehung des Namens im Umlauf ſind, macht den Leſer mit der Geſchichte der Gründung und der Entwicklung der Gemeinde vertraut, führt u. a. Ergebniſſe einer Volkszählung aus dem 16. Jh. an und verbreitet ſich über die Anlage des Ortes und beſonders ausführlich über die vielen Schickſalsſchläge, von denen die Gemeinde heimgeſucht wurde. Es wäre zu begrüßen, wenn zukünftig ſolchen dankenswerten Ueberblicken über die Geſchichte einer Gemeinde als Ergänzung ein Ortsplan beigegeben würde.

A. Scheiner würdigt in ſeinem Aufſatz „Der Kronſtädter Dialekt" (S. 1—6) die Anſtrengungen der Heimatkundler, das Siebenbürgerdeutſch zu reinigen, und verweiſt insbeſondere auf die Verdienſte der beiden Sprachforſcher Johannes Tröſter und Markus Fronius, die den „Eifer deutſcher Sprachgeſellſchaften für Schönheit und Reinheit der deutſchen Haupt- und Heldenſprache .... ins Siebenbürgiſche überſetzt haben". Die Abhandlung befaßt ſich hauptſächlich mit dem Kampf, den Fronius für die Reinerhaltung der ſiebenbürgiſchen Mutterſprache gegen das verfälſchte Schul- und Kirchendeutſch geführt hat. Verf. berichtigt dabei einen Irrtum, dem Fr. verfiel, nämlich daß Johannes Honterus den Kronſtädter Dialekt in den Gottesdienſt eingeführt habe.

Nach Sch. gliedert ſich das Kronſtädter Siebenbürgiſch in drei Mundarten: den Hermannſtädter, Biſtritzer und Kronſtädter Dialekt. An Hand von 116 Stichwörtern ergeben ſich folgende Kombinationen: 21 haben in allen 3 Mundarten denſelben Tonſilbenklang; in 32 Punkten geht Kronſtadt mit Hermannſtadt zuſammen, in 16 Punkten Kronſtadt mit Biſtritz; in 14 Punkten ſteht Kronſtadt allein Hermannſtadt und Biſtritz gegenüber, und in 33 Punkten gehen alle drei Mundarten eigene Wege.

„Die baugeſchichtlichen Ergebniſſe der Grabungen in der Schwarzen Kirche" ſind Gegenſtand einer ausführlichen Erörterung (S. 93—101). Im J. 1937 wurde von der Kronſtädter Sächſiſchen Kirchengemeinde gleichzeitig mit dem Bau einer Heizungsanlage für die Schwarze Kirche eine Aktion zu deren baulicher Sicherung eingeleitet, wobei dem Burzenländer Sächſiſchen Muſeum die wiſſenſchaftliche Aufſicht übertragen wurde mit der Maßgabe, daß die bei den Arbeiten gemachten Funde im Muſeum aufbewahrt werden ſollten. Durch den Bau der Heizungsanlage wurde der Untergrund des Kircheninnern erſchloſſen, außerdem wurden bei den Sicherungsarbeiten fallweiſe kleinere Grabungen vorgenommen, wo Nachforſchungen erwünſcht erſchienen.

Hierbei wurden außer Grüften, die bei Renovierungsarbeiten im 19. Jh. teilweiſe zerſtört worden waren, die Fundamente eines früheren Kirchenbaus gefunden. Der — ungenannte — Verfaſſer macht genaue Zahlenangaben über die Tiefe der Fundamentſohlen uſw. und legt die Ergebniſſe der Grabungen dar, die ſich kurz dahin zuſammenfaſſen laſſen, daß in der 1. Hälfte des 13. Jh.s mit dem Bau

einer Kirche begonnen worden ist, die i. J. 1421 zerstört und bald darauf durch einen Neubau ersetzt wurde.

Die Grabungen haben nicht nur die Rekonstruktion des alten Kirchenbaues ermöglicht, sondern die wissenschaftlichen Mitarbeiter an den Grabungen auch instandgesetzt, über die einzelnen Bauperioden dieser alten Kirche genauere Angaben zu machen. Der Plan der rekonstruierten Kirche ist abgebildet. Wie in der Abhandlung mitgeteilt wird, weichen die Ansichten Sebestyéns, der als ständiger Beobachter für die Zeit der Grabungen angestellt war, in manchen Punkten von den in dem Aufsatz entwickelten Ansichten ab. Dieser als Mitarbeiter der „Mitteilungen des Burzenländischen Sächsischen Museums" wohlbekannte Forscher hat eine Schrift angekündigt, in welcher er seine abweichenden Ansichten darlegen wird.

Noch ein zweiter Aufsatz (W. Horwath, „Die Turmanlage der Schwarzen Kirche", S. 103—127) befaßt sich mit dieser spätgotischen Kirche, deren Westportal heute von zwei Türmen, einem ausgebauten und einem nur bis zur Dachhöhe reichenden, flankiert wird. H. versucht in seiner Abhandlung das alte Bild der beiden Türme zu entwerfen, wobei er auch seine Ansichten über die Verwendung der Turmgeschosse mitteilt. Die beiden Aufsätze über die Schwarze Kirche ergänzen sich vorzüglich, wie überhaupt die Redaktion der „Mitteilungen" auf eine fruchtbare Zusammenarbeit ihrer Mitarbeiter offenbar großen Wert legt.

Der rumänische Forscher Clinciu hat in einer polemischen Schrift bestritten, daß „die fünf starken Burgen" im Burzenlande während der Herrschaft des Deutschen Ritterordens (1211—1225) entstanden seien, und vor allem Walter Horwath angegriffen, der diese Angriffe in der Monographie „Die Dörfer des Burzenlandes" zurückgewiesen hat. Nunmehr assistiert der Historiker Fritz Schuster dem Archäologen Horwath („Geschichtskritische Bemerkungen zu J. Clinciu Ausführunen über Dorf und Burg Marienburg im Burzenland", S. 101—127). Sch. begnügt sich nicht mit dem Hinweis auf die zahlreichen einschlägigen Geschichtswerke, die das strittige Thema behandelt und die Frage bereits zu Gunsten der These der Erbauung durch den Orden entschieden haben, sondern hat mit emsigem Fleiß das Urkundenmaterial erneut bearbeitet. Danach ergeben sich — um nur einen Beweispunkt Sch.s herauszugreifen — folgende urkundliche Namen und Daten für das Dorf Marienburg: 1240: „Castrum Sanctae Mariae" (Auch die spätere Marienburg in Preußen wurde so bezeichnet!); 1371: „Castrum Mariae", „Merenburch", „Merenberch" (inzwischen hatte der Mongolensturm die Burg zerstört, und man übersetzte den deutschen Namen); 1379 „Fewlduar"; 1384 „Fulduar". — Die Schrift befaßt sich auch mit den anderen Burgen und den geschichtlichen Verhältnissen des Landes vor dem Erscheinen der Deutschen Ritter. Sch. führt zahlreiche Urkunden an, die zwar in ihrer Gesamtheit nicht den Beweis erbringen, es aber doch wahrscheinlich machen, daß alle 13 sächsischen Ortschaften des Burzenlandes Gründungen des Deutschen Ritterordens sind (für vier derselben kann der urkundliche Beweis erbracht werden).

J. v. Sebestyén behandelt Wappenbriefe aus dem 17. Jh. („Die Wappendenkmäler des Burzenländer Sächsischen Museums", S. 35—55 u. 157—180). Außer den Wappenbriefen bringt S. auch urkundliche Beschreibungen der Wappen zum Abdruck. Die Abhandlung ist durch vorzügliche Abbildungen von Wappen illustriert.

Den Historiker dürften noch die Mitteilungen „Ueber einige alte Kronstädter Familien" (S. 181—189) interessieren. Der Aufsatz befaßt sich hauptsächlich mit den Ursprüngen Kronstädter Familien.

Weden.

Crăciun, I. — Breazu, I.: Bio-bibliografia lui Gheorghe Bogdan-Duică (Bio-Bibliographie Georg B.-D.s), 1866—1934. Klausenburg 1936. 44 S. (Bibliotheca Bibliologică, 5).

C.—B. bieten eine knappe, aber doch in großen Zügen unterrichtende Lebensbeschreibung des bedeutenden Klausenburger Literaturforschers (S. I—VI) sowie ein Verzeichnis seiner Werke und Aufsätze, das 685 Nummern umfaßt und das fruchtbare Wirken B.—D.s veranschaulicht. An dieser Stelle muß übrigens auch vermerkt werden, daß B.—D. bemerkenswert enge Beziehungen zum deutschen Geistesleben unterhielt, die mit seinen Studien an verschiedenen Universitäten Deutschlands beginnen. In Wien hörte er bei Ottokar Lorenz und — nach eigener Angabe — auch noch bei Ranke in Berlin (S. II), was aber angesichts seines Alters (*1866)

nicht ſtimmen kann. Auch ſpäter, als Schulmann wie als Forſcher, unterſuchte er die deutſch-rumäniſchen Kulturbeziehungen in der Vergangenheit, berückſichtigte aber auch durch verſchiedene Aufſätze und Arbeiten die Gegenwart, in denen er das geiſtige Leben Deutſchlands unter den Rumänen bekannter machte (Als einer der erſten Rumänen wies er z. B. 1898 auf Gerhart Hauptmann hin [S. 7]). Auch deutſcherſeits hat man alſo mehrfache Veranlaſſung, B.—D. ein ehrendes Gedächtnis zu bewahren. F. B.

Crăciun, I.: Contribuţii româneşti privitoare la istoriografia universală. Bibliografia (Rumän. Beiträge für allg. Geſchichtsſchreibung. Bibliographia). (1927—1936). Bukareſt: 1938. 46 S. (Bibliotheca Bibliologica, 13).

Eine gründliche Zuſammenſtellung, die gerade für die Südoſtforſchung von großem Wert iſt, da ſie die Werke und Aufſätze rumäniſcher Forſcher über Fragen enthält, die ſich mit den Geſchichtsproblemen anderer (nichtrumän.) Länder des Südoſtens auseinanderſetzen. Es iſt erſtaunlich und verdient eigens hervorgehoben zu werden, daß die rumäniſche Forſchung die ſie angehenden Themenkreiſe der ſüdoſteuropäiſchen Nachbarſchaft mit erfreulichem Nachdruck behandelt, der auch in vorliegendem Verzeichnis ſichtbar wird. Ein franzöſ. Vorwort und die Ueberſetzung der einzelnen Titel ins Franzöſiſche, die hinter jeder Nummer in Klammer beigefügt wird, macht die dankenswerte Arbeit auch dem nichtrumäniſchen Forſcher mühelos zugänglich. R

Daicoviciu, Conſtantin: La Transylvanie dans l'antiquité (Siebenbürgen im Altertum). S.-A. aus „La Transylvanie". Bukareſt: Imprimeria naţională. 1938. 95 S. 1 Abb. 8 Taf. Gr. 8°.

Der von dem Klauſenburger Univerſitätsinſtitut für nationale Geſchichte (Institut de istorie naţională) veröffentlichte Sammelband „La Transylvanie" gibt, in einheitlicher Blickrichtung angelegt, einen Querſchnitt durch den Forſchungsſtand der rumäniſchen Wiſſenſchaft im ſiebenbürgiſchen Raum. D., der Inhaber des Lehrſtuhls für klaſſiſche Altertümer in Klauſenburg, faßt in der Reihe dieſer Unterſuchungen knapp und überſichtlich die Vor- und Frühgeſchichte Siebenbürgens vom Paläolithikum bis zum Eindringen der Slawen zuſammen. Der Schwerpunkt der Unterſuchung wird auf die Latiniſierung Siebenbürgens und das Nachwirken dakiſcher Einflüſſe gelegt, die nach der herrſchenden Auffaſſung die ethniſchen Grundkomponenten der Rumänen bilden. Die Darſtellung der Vorgeſchichte fußt im weſentlichen auf den grundlegenden Arbeiten von Neſtor, Schroller und Pârvan und verwertet auch die neueſten Veröffentlichungen und Unterſuchungen. Verf. weiſt dabei auf die von Roska und Neſtor angeſchnittene Frage des Altpaläolithikums in Siebenbürgen hin, auf die ungeklärte Zeitſtellung der Wietenbergkultur, auf die ſpätbronzezeitlichen Funde aus Moigrad und Boarta und auf die neueren ſkythiſchen Fundzuſammenſtellungen. Die richtunggebenden Ausführungen über Siebenbürgen als römiſche Provinz nehmen entſprechend der Fachrichtung des Verf.s den größten Raum ein. Nach zahlreichen Einzelunterſuchungen und einer umfaſſenden Grabungstätigkeit erörtert der beſte Sachkenner dieſer Zeit die wichtigſten Frageſtellungen, die ſich aus der römiſchen Herrſchaft über Siebenbürgen ergeben. Einige ſind ſchon vorher vom Verf. eingehend behandelt worden, ſo der Zeitpunkt der Zweiteilung Daziens, das Fehlen einer Limesanlage im Nordweſten Siebenbürgens, der Synkretismus und die Anfänge des Chriſtentums und ſchließlich die Unhaltbarkeit der Annahme einer jahrzehntelangen, ſtufenweiſen Beſetzung und Eroberung Daziens. Hier werden im Rahmen der Darlegung der geſchichtlichen Entwicklung, des verwaltungsmäßigen Aufbaues, der kulturellen und wirtſchaftlichen Lebensform und der religiöſen Glaubenshaltung Umfang und Ausmaß der Latiniſierung Daziens und der Anteil des Weſtens und Oſtens an dieſer Durchdringung geklärt. Häufig iſt das Vorherrſchen oſtrömiſcher Einflüſſe mehr auf den allgemein gültigen Zeitgeiſt zurückzuführen und nicht auf eine beſondere Hinwendung der Provinz nach dem Oſten. Fördernd iſt auch die Trennung der Fragengebiete um die Preisgabe Daziens, ihre Gründe und zeitliche Anſetzung von der einſt umkämpften Kontinuitätstheorie. Durch eine Klärung der Einzelprobleme ſind damit auch Anſatzpunkte zur Löſung des Ganzen gegeben. Es wird eine ſtufenweiſe Preisgabe Daziens von der Mitte des dritten Jh.s bis zu Aurelian angenommen, bei der nur die regulären Truppen

und der Beamtenkörper die Provinz verließen und die bodenständige Bevölkerung im Lande blieb. Für die Darlegung des frühgeschichtlichen Teiles werden hauptsächlich die Arbeiten von Patsch und L. Schmidt und daneben auch von Alföldi, Beninger und Diculescu herangezogen. Ueber die Kontinuitätsfrage äußert sich Verf. abschließend: „Wir glauben, daß man die Existenz und Fortdauer einer römischen Bevölkerung bis zum Eindringen der Slawen nicht mehr bestreiten kann" "S. 95). Die Arbeit stelllt den gelungenen Versuch dar, die Vor- und Frühgeschichte einer Landschaft des rumänischen Raumes monographisch in ihren kennzeichnenden Hauptzügen zu behandeln. Hervorzuheben ist die gemäßigte und sachliche Auseinandersetzung mit Anschauungen des Auslands, deren Verfechtung durch politische Motive mitbedingt ist.

Hermannstadt. K. Horedt.

Bußhoff, Lotte, Wandlungen im Landschafts- und Siedlungsbild der Banater Schwäbischen Heide (Erschienen in den von Fritz Machatschek herausgegebenen Veröffentlichungen des Instituts zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München, 17). München: Max Schick. 1938. 139 S. 8 Abb. 10 Karten.

Der Begriff „Schwäbische Heide" ist insofern unzutreffend, als die meisten Kolonisten rhein- und moselfränkischer Herkunft waren.

Die Verfasserin hat sich als Ziel gestellt, die Veränderung des Landschaft- und Siedlungsbildes der „Banater Schwäbischen Heide" im Zusammenhang mit der Bevölkerungsentwicklung zu untersuchen; im Wesentlichsten ist ihr ihre Aufgabe geglückt. Wenn auch die madjarischen Quellen nicht restlos ausgenützt werden konnten, so hat doch das gründliche Studium des vorliegenden Schrifttums, unterstützt durch eigene Anschauungen, die Lösung der Aufgabe ermöglicht. Bis jetzt war die „Banater Schwäbische Heide" für sich überhaupt noch nicht behandelt worden, sondern nur im Zusammenhang mit der Niederungarischen Tiefebene als solcher. Die „Banater Schwäbische Heide" ist eine kulturell und wirtschaftlich besonders ausgeprägte Landschaft des Banats, zu 67 v. H. mit Deutschen besiedelt, die nur in sieben von 35 Dörfern in der Minderheit sind. Die Verf.n schildert zunächst den einfachen geologischen und morphologischen Aufbau, sowie das Klima, das Gewässernetz, Boden und Pflanzenwelt, wobei sie sich wesentlich auf das Schrifttum stützt und Bekanntes knapp zusammenfaßt. Wichtig ist vor allem der Abschnitt über die Wandlungen der Landschaft unter dem Einflusse des Menschen, die von der vor- und frühgeschichtlichen Waldsteppenlandschaft über die Verödungen und Verwüstungen in der Türkenzeit bis zur Neubesiedlung im 18. Jh. geschildert werden, wobei die Verf.n vor allem die Besonderheiten der deutschen Kolonisation untersucht und herausschält. Klar wird herausgestellt, daß heute die Unterschiede in der Kulturlandschaft nicht mehr natürlichen Gegebenheiten des Bodens entsprechen, sondern der verschiedenen Landschaftsgestaltung und Betriebsführung der einzelnen Nationalitäten, also der Deutschen, Serben, Rumänen, Bulgaren und Madjaren zu verdanken sind. Der extensiven madjarischen Bewirtschaftung entspricht vor allem die intensive Wirtschaft der Deutschen, die durch ihre Wirtschaftsart und durch den Bevölkerungsdruck im Laufe der Zeit in Mischgebieten weiter an Boden gewonnen haben. Die nichtdeutschen Gruppen, und besonders die Serben, gaben bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts dem deutschen Bevölkerungsdruck nach, weil sie der deutschen Wirtschaft nicht gewachsen waren, und wanderten in großer Zahl aus.

Dagegen hat die Zahl des nichtdeutschen Gesindes bis in die Gegenwart zugenommen; wenn dieses nichtdeutsche Gesinde auch, da im allgemeinen nicht bodenständig, das Landschaftsbild nicht mitprägt, so besteht doch die Gefahr, daß mit der Zeit eine Bodenständigkeit dieser Fremden erzielt wird und die deutschen Gemeinden stärker unterwandert werden. Eine weitere Vergrößerung der Kulturfläche ist heute kaum mehr möglich; den größten Anteil an der Kulturfläche hat der Acker mit einem Hundertsatz von 80 bis 86. Wald spielt als landschaftsbildender Faktor überhaupt keine Rolle mehr,. Wiesen sind nur da und dort vertreten, Weidegebiete gibt es nur mehr in nächster Umgebung der Dörfer. Als das wesentlichste Ergebnis ist festzustellen, daß durch die deutsche Kolonisation im 18. Jh. in der Heide ein deutsches Landschafts- und Siedlungsbild entstand, das sich von der madjarischen Land-

ſchaft des weſtlichen Alföld unterſcheidet und in das ſich auch die anderen Nationalitäten eingefügt haben.

München. G. Fochler-Hauke.

Szabó, Attila: Nireş-Szásznyíres-, népiség-, népesedés-és helynévtörténeti viszonyai a XIII.—XX. században (Die Volkstums-, Siedlungs- und ortsnamengeſchichtlichen Verhältniſſe von N.-Sz. vom 13.—20. Jh.). Klauſenburg 1937. 74 S. 3 Pläne, 1 Karte u. 1 Bevölkerungsdiagramm (Tudományos füzetek, Nr. 91).

Die Arbeit Sz.s, die auf ethniſcher und toponymiſcher Grundlage aufgebaut iſt, behandelt die Geſchichte eines Dorfes im nordweſtlichen Teil Siebenbürgens.

Die Aufgabe der Arbeit iſt nach der eigenen Angabe des Verf.s, hiſtoriſche und toponymiſche Einzelheiten als Grundlage für eine geſchichtliche Zuſammenſchau zu liefern.

Der Name Nyires taucht zum erſtenmal 1330 auf und bleibt in dieſer Form bis 1456 erhalten. Dann erſcheint er in der Form „Záznyres" und bleibt in dieſer Geſtalt erhalten, bis auf kleine Aenderungen, die durch die Entwicklung der madjariſchen Orthographie bedingt waren.

Madjariſch wird der Name „Nyires" ausgeſprochen, während die Rumänen ihn Niriş ausſprechen. Die Meinung des Verfaſſers iſt, daß der Name von alter madjariſcher Abſtammung ſei und etwa die Bedeutung „ſumpfiges Gebiet" habe. Sz. verlegt die Entſtehung der Gemeinde in die Zeit der Arpáden und führt ſie auf die in der Nachbarſchaft (bei Dej) vorhandenen Salzvorkommen zurück.

Die geſchichtlichen Quellen nennen 1291 dieſes Gebiet als einen Beſtandteil des Königsbodens in Siebenbürgen, auf dem im Laufe des 12—13. Jh.s Deutſche angeſiedelt wurden, deren Spuren jedoch nur noch in den Namen der Gemeinden und in einigen toponymiſchen Bezeichnungen an der Grenze der Ortſchaft, ſowie in der Siedlungsform erhalten ſind.

Um die geſchichtliche Entwicklung des Dorfes analyſieren zu können, benützt Verf. den Plan des Dorfes, der nach den Daten der Konſkription v. J. 1784 aufgeſtellt wurde.

Den älteſten Teil des Dorfes glaubt Verf. gerade in dem für die Koloniſten charakteriſtiſchen Teil des Dorfes gefunden zu haben, in dem allerdings das deutſche Element verſchwunden iſt und den Raum den Rumänen und Madjaren, welche aus den Großgrundbeſitzungen herbeigeholt wurden, freigaben.

Im Jahre 1602 kommt die Gemeinde in den Beſitz der Familie Kornis, der ſpäter eine für die ethniſche Zuſammenſetzung und Entwicklung bedeutende Rolle zufallen ſollte. Verf. ſtellt dann feſt, daß das rumäniſche Element durch dieſe großgrundbeſitzenden Familien hier angeſiedelt worden iſt. S. 10—11 gibt Verf. eine Skizze an, auf der er die Zentren einzeichnet, aus denen die rumäniſche Bevölkerung gekommen iſt, und gleichzeitig die Richtung der Auswanderung der Leibeigenen, die von dieſer Ortſchaft wegzogen.

Was das Alter der hier befindlichen Anſiedlungen betrifft, beſonders der rumäniſchen, geben (nach der Meinung des Verf.s) die toponymiſchen Benennungen ein negatives Reſultat.

Eine Liſte der Immobilienbeſitzer aus dem Jahre 1784 (S. 15—16) beweiſt, daß das Dorf ſchätzungsweiſe 225 rumäniſche Einwohner hatte, 210 madjariſche und 10 zigeuneriſche. Verf. bemüht ſich auch die Rolle aufzuweiſen, welche der madjariſche Adel bei der Unterſtützung der Rumänen geſpielt hat.

Im Folgenden ſtellt der Verf. feſt, daß viele Leibeigene bei Verlaſſen des Gutes den Weg nach Weſten wählten, zu den königlichen Beſitzungen, wo ſie vor den Verfolgungen der Herren ſicher waren. Die Interpretation des Verf.s ſcheint aber unklar zu bleiben, da der größte Beſtandteil der von den Gütern der Adeligen Fliehenden gerade Rumänen waren.

Ein Kapitel iſt der demografiſchen Wellenbewegung des rumäniſchen und madjariſchen Elements gewidmet, erſteres im Wachstum begriffen bis um 1857, von da ab iſt jedoch ein Anwachſen des madjariſchen Elements feſtzuſtellen.

Im letzten Teil der Arbeit werden die toponymiſchen Bezeichnungen ſtudiert, von denen der Verf. verſichert, daß ſie die Grundlage dieſer Arbeit bilden.

Eine bis ins Einzelne gehende Unterſuchung dieſer Probleme konnte jedoch nur bis zum Beginn des 18. Jh.s zurück durchgeführt werden, in Ermangelung hiſtoriſcher Quellen.

Zum Abſchluß fügt der Verfaſſer 459 toponymiſche Bezeichnungen aus dem Gebiet an und ſucht dieſe zu erklären.

Unſere Bemerkungen zu der Arbeit ſind folgende: Vom wiſſenſchaftlichen Standpunkt betrachtet, ſtellt das geſammelte Material einen bedeutenden Wert für die madjariſche Toponymik dar, aber gleichzeitig müſſen wir feſtſtellen, daß die Arbeit einige Mängel aufweiſt. Vor allem fehlt die genaue Angabe der geographiſchen Lage des Dorfes, ein weſentlicher Punkt in der Beſchreibung eines ſo kleinen Ortes.

Für die rumäniſche Bevölkerung hat der Verfaſſer den Namen „Rumén" geſchaffen, den es weder im Volksmund noch in der Wiſſenſchaft gibt.

Was die Erklärung der Entſtehung des Dorfes anbelangt und das Alter der verſchiedenen Volkselemente, iſt feſtzuſtellen, daß nicht einmal Verf. ſelbſt ſich darüber im klaren iſt. Während er auf S. 5 feſtſtellt, daß die Ortſchaft den Charakter einer ſächſiſchen Siedlung gerade in ihren älteſten Teilen trägt, und daß das Dorf in Nichts Aehnlichkeit mit den Siedlungen im ungariſchen Tiefland aufweiſt, ſtellt er auf S. 12—13 feſt, daß es eine Gründung aus der Zeit der Arpáden ſei. Der Zweck der Arbeit iſt, auf toponymiſcher Grundlage die Priorität des Madjarentums zu beweiſen. Da aber Sz. auf dem Gebiet der rumäniſchen Toponymik nicht Spezialiſt iſt, müſſen ſeine Feſtſtellungen mit einer gewiſſen Vorſicht aufgenommen werden.

Obwohl Verf. beweiſen möchte, daß die rumäniſche Einwanderung in dieſes Gebiet erſt verhältnismäßig ſpät erfolgt ſei, führt das von ihm benützte Dokument von 1784 neben der rumäniſchen Mehrheit, die zu dieſer Zeit hier war, neben den verlaſſenen Beſitzungen einen Namen „A' régi olá templomnál" an (S. 16, 65). Wenn dabei von einer alten rumäniſchen Kirche die Rede iſt, iſt ſchwerlich anzunehmen, daß das rumäniſche Element erſt von der Familie Kornis angeſiedelt worden ſein ſollte, die übrigens ſelbſt einen rumäniſchen Namen trägt.

Die toponymiſchen Bezeichnungen von S. 32—33 ſcheinen viel älter, da ſie allgemein für ganz Siebenbürgen, auch in jenen Gegenden ſind, in die das madjariſche Element garnicht eingedrungen iſt.

München. Laurean Someşan.

Schobel, Walter: Lista morţilor din matriculele bisericii evangelice luterane din Cluj (Totenliſte aus den Matrikeln der evang. Kirchengemeinde A. B. in Klauſenburg), 1793 bis 1812. Klauſenburg: Selbſtverlag 1938. 37 S. (Klauſenburger Diſſ.).

Eine ſehr wichtige, von Prof. v. Bologa-Klauſenburg angeſetzte Arbeit, die nicht nur medizingeſchichtlich von Intereſſe iſt, ſondern vor allem auch in volkswiſſenſchaftlicher Hinſicht Anſpruch auf Beachtung fordern darf. Sch., der die Eintragungen ihrem genauen Wortlaut nach wiedergibt, bietet dadurch wertvolles Namensmaterial, aus dem hervorgeht, daß die luth. Kirchengemeinde Klauſenburgs, von verſchwindenden Ausnahmen abgeſehen, deutſch war (bemerkenswert hoher Anteil ſiebenbürgiſch-ſächſiſcher Namen). Die Zahlen der Todesfälle in ihrem Jahresmittel geben auch gewiſſe Anhaltspunkte über die zahlenmäßige Stärke dieſer ſeltſamen Sprachinſel innerhalb einer fremdvölkiſchen Stadt. — Sehr groß war die Kindersterblichkeit. Von 561 Todesfällen zwiſchen 1793—1812 ſtarben 93 vor Erreichung des 1. und 134 vor Erreichung des 10. Lebensjahres. F. V.

Satmar, Schwabenfahrt nach dem Südoſten. Zuſammengeſtellt von Dr. Hermann Maurer. Sonderdruck aus Nr. 12/1936 der „Württembergiſchen Schulwarte", 64 S., 2 Karten und 69 Lichtbilder.

Es iſt zunächſt gar nicht Aufgabe dieſes Reiſeberichtes, Ergebniſſe wiſſenſchaftlicher Art zu bringen. Daß trotzdem eine reiche Fülle vor allem volkskundlichen Materials vermittelt wird, zeigt, mit welchem Ernſt und welcher Hingabe die an dieſer Südoſtfahrt teilnehmenden Eßlinger Studenten an die Löſung ihrer Aufgabe herangingen. Der Geiſt volksdeutſcher Kameradſchaft, der durch alle Aufſätze weht, und das Bewußtſein davon, daß eine große Aufgabe erfüllt werde, wenn durch deutſche Studenten aus dem Reich den Satmarer Schwaben ein lebensvolles Bild des neuen Reiches vermittelt werde, macht den Hauptwert des Heftes aus. Gerade im

Satmarer Gebiet, wo die Angleichungen an das Madjarentum in beſonders hohem Maße fortgeſchritten waren und wo die innere Bindung an das Deutſchtum vielfach ſchwächer iſt als in anderen deutſchen Volkstumsinſeln des Südoſtens, iſt übergenug Platz für ſolchen Einſatz. Man gewinnt beim Leſen des Heftes durchaus den Eindruck, daß dieſes Ziel weitgehend erreicht wurde. Ganz beſonders hervorhebenswert iſt aber das mehr als einmal ausgeſprochene Bekenntnis, daß die ſchwäbiſchen Studenten nicht nur Gebende, ſondern auch Nehmende waren. Die Tatſache, daß die Fahrtteilnehmer innerlich ſo ſehr bereichert heimkehrten, wie es an mehreren Stellen des Heftes ausgeſprochen wird, ſpricht für den Erfolg ihrer Arbeit — und ſpricht für ſie ſelbſt.

Auf eines ſei noch hingewieſen: Das Heft zeigt deutlich die Aufgaben, die auf wiſſenſchaftlichem Gebiet im Bereich der Satmarer Sprachinſel noch immer zu löſen ſind.

A. Malaſchofſky.

Panaiteſcu, Petre P.: Documente slavo-română din Sibiu (Slawiſch-rumäniſche Urkunden aus Hermannſtadt). 1470—1653. Bukareſt: Academia Română 1938. 44 S. 2 Taf. (Studii şi cercetări, XXXII).

Die Veröffentlichung P.s umfaßt 29 ſlawo-rumäniſche Urkunden, die aus dem Sächſiſchen Nationalarchiv zu Hermannſtadt ſtammen. Die Edition iſt von einer Gewiſſenhaftigkeit, die angenehm berührt. P. ſtellt jeder Urkunde ein Regeſt voran, gibt dann den ſlawiſchen Text und fügt dieſem eine rumäniſche Ueberſetzung bei, der knappe Erläuterungen beigegeben ſind. Die Urkunden, von denen ein bedeutender Teil aus dem 15. Jh. ſtammt, bieten wertvolle Beiträge zur politiſchen, wirtſchaftlichen und kulturellen Geſchichte und zeigen, daß ſorgfältige Archivſtudien immer noch neue Quellen auch zur mittelalterlichen Geſchichte der Fürſtentümer zu erſchließen imſtande ſind. F. V.

Panaiteſcu, P. P.: O istorie a Ardealului, tradusă de Miron Costin (Eine Geſchichte Siebenbürgens, überſetzt von M. C.). Bukareſt: Academia Română 1938. 13 S. (Memoriile Secţiunii Istorice, Serie III, Band XVII).

Die auch in methodiſcher Hinſicht vorzügliche Studie bringt den Nachweis, daß 1. die Istoria Craii Ungureşti von Miron Coſtin, dem bekannten moldauiſchen Chroniſten, verfaßt iſt, was ſeit V. A. Urechia beſtritten worden war, und 2. daß die Arbeit eine Ueberſetzung aus Toppeltins Origines et occasus Transsylvanorum (Lyon 1667) darſtellt. Der Aufſatz iſt ein wertvoller neuer Hinweis auf den deutſchen geiſtigen Einfluß in Rumänien während des 17. Jh.s und zeigt andererſeits das Intereſſe, das Coſtin den ſiebenbürgiſchen Angelegenheiten entgegenbrachte. F. V.

Göllner, C.: Anul revoluţionar 1848 în principatele Române. O contribuţie bibliografică (Das Revolutionsjahr 1848 in den rumän. Fürſtentümern. Ein bibliograph. Beitrag). Klauſenburg: 1934. 17 S. (Bibliotheca Bibliologica, 2).

Eine gewiſſenhafte, von großer Sachkenntnis zeugende Zuſammenſtellung der Quellen und Fachliteratur, die zwar nicht ganz vollſtändig iſt (was im Weſen der Sache begründet iſt), trotzdem aber einen wichtigen Behelf für die weitere Erforſchung der Revolution v. J. 1848 bietet. Auch die Ereigniſſe in Ungarn und Siebenbürgen rücken durch die von G. gebotene Zuſammenſtellung, die 209 Nummern umfaßt, in eine beſſere Beleuchtung. R.

Petranu, Coriolan: L'art roumain de Transylvanie (Die rumän. Kunſt in Siebenbürgen) Vol. I. Texte. Bukareſt 1938. 98 S.

Der bekannte rumäniſche Kunſthiſtoriker P. gibt einleitend eine Ueberſicht über die Entwicklung und den Stand der Hiſtoriographie der rumäniſchen Kunſt in Siebenbürgen. Die einſchlägigen Vorkriegswerke kritiſiert P. hinſichtlich ihrer falſchen Einſtellung gegenüber der rumäniſchen Kunſt und des Meſſens mit falſchen Maßſtäben. Wenn es auch etwas überſpitzt ſein mag, zu ſagen, daß die Hauptquelle für den Fremden einige Seiten aus dem Sammelwerk „Die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in Wort und Bild" gebildet hätten, ſo iſt der Verf.

doch vollkommen im Recht, wenn er ſchreibt, daß die Zahl der vor dem Weltkriege erſchienenen einſchlägigen Bücher und Artikel nur ſehr gering und ihr Inhalt meiſt nicht vollwertig, im allgemeinen auch nur ſynthetiſcher Art war. Demgegenüber verweiſt P. auf die Anſtrengungen, die der rumäniſche Staat ſeit 1918 gemacht hat, das Verſäumte nachzuholen und Kenntniſſe von der rumäniſchen Kunſt im In- und Ausland zu verbreiten, und zählt ſodann die Fortſchritte auf, die die kunſtgeſchichtliche Forſchung in Rumänien in den letzten zwei Jahrzehnten gemacht hat.

In dem einleitenden Teil unterſucht P. auch den Einfluß der Geſchichte auf die Entwicklung der rumäniſchen Kunſt, ihre hiſtoriſchen Beziehungen zum ungariſchen Staat und die Beziehungen zwiſchen den herrſchenden Religionen und der rumäniſchen. Als beſonders verhängnisvolle Einflüſſe auf die Entwicklung der rumäniſchen Kunſt führt der Verf. an: Verbot des Kirchenbaues für Rumänen, Verſchließung der Künſtlerkorporationen für rumäniſche Künſtler und die Entnationaliſierung der vornehmen rumäniſchen Klaſſen, deren Angehörige teilweiſe zu Mäzenen der ungariſchen Kunſt wurden.

Als (unbeabſichtigte) gute Folgen der nationalen Unterdrückung führt P. an: Entſtehung einer bäuerlichen, dörflichen Kunſt (als Folge des Verbots der Niederlaſſung in Städten) und Entſtehung einer „Volkskunſt" im eigentlichſten Wortſinne als Folge der Entnationaliſierung der begüterten Klaſſen. Wenn P. betont, daß die bäuerliche Kunſt ebenſo wie die Kunſt der oberen Klaſſen in den Bereich der Kunſtgeſchichte fällt, ſo ſtimmen wir ihm darin ſelbſtverſtändlich vollinhaltlich zu.

In ſeiner geſchichtlichen Einleitung beſchränkt ſich P. im übrigen keineswegs darauf, die Entwicklung der rumäniſchen Kunſt lediglich aus den hiſtoriſchen Vorausſetzungen abzuleiten. Das Vorherrſchen der Holzkirchen ſieht er beiſpielsweiſe nicht nur lediglich als nationalbedingt an (bedingt durch mangelnde Unterſtützung durch die entnationaliſierte bürgerliche Klaſſe), ſondern er führt auch als einen weiteren Grund den großen Holzreichtum des Landes an.

Durch die vielen Aufſchlüſſe, die der Verf. über die Rolle gibt, die Oſteuropa als Mittler zwiſchen aſiatiſcher und abendländiſcher Kultur ſpielte, macht er ſein Buch für den Hiſtoriker faſt ebenſo wertvoll wie für den Kunſtgeſchichtsforſcher. Seine geſchichtlichen Exkurſe reichen bis in die Völkerwanderungszeit zurück, lenken aber niemals vom Thema ab, ſondern vertiefen das Verſtändnis des Leſers für die Entwicklung der rumäniſchen Kunſt.

Die Rolle, die Rumänien als Mittler zwiſchen orientaliſcher und abendländiſcher Kultur zufiel, wird beſonders an den Steinkirchen erſichtlich, die z. T. byzantinorumäniſchen, zum andern Teil abendländiſchen und auch eklektiſchen Stil aufweiſen. Die Urſprünge der (an Hand vieler Beiſpiele aufgezeigten) byzantiniſchen Elemente im Steinkirchenbau ſieht P. in der Kunſt der Moldau und Walachei. Dafür ſpricht u. a., daß die von den Wojwoden dieſer Länder in Siebenbürgen erbauten Kirchen byzantiniſchen, die von den Einheimiſchen erbauten abendländiſchen Charakter tragen oder den Miſchſtil zeigen, wobei im allgemeinen die Einflüſſe der byzantiniſchen Kunſt im Innern ſpürbarer ſind als am Aeußern. P. zählt im einzelnen alle Merkmale der byzantiniſchen und abendländiſchen Kunſt auf und glaubt ſich auf Grund ſeiner Forſchungen zu der Behauptung berechtigt, daß die von den Wojwoden der Moldau und Walachei erbauten Kirchen künſtleriſch wertvoller ſeien als die den abendländiſchen oder Miſchſtil verkörpernden Gotteshäuſer.

Eingehender noch als die Steinkirchen behandelt P. die Holzkirchen des Landes, da ſie, wie er wiederholt hervorhebt, primär ſind und die Seele des rumäniſchen Bauern ausdrücken. (Obwohl um 1900 in erheblichem Ausmaß durch Steinkirchen erſetzt, bilden ſie auch heute noch die Mehrheit im Lande). Sehr intereſſante Streiflichter fallen hier auf die Beſiedlungsgeſchichte Siebenbürgens, die Entwicklung der Dörfer betreffend: Jede Dorfkirche wurde auf der höchſten Stelle des Orts errichtet, bei Ausdehnung der Ortſchaft demoliert und an anderer Stelle wiedererrichtet, oder auch an ärmere Gemeinden verkauft und durch beſſere erſetzt. Auch hier geht P. wieder, wie bei den Steinkirchen, auf Einzelheiten des Kirchenbaus im Innern und Aeußern ein und führt überdies viele Urteile über den künſtleriſchen Wert der Holzkirchen Transſylvaniens aus Artikeln und Büchern an.

Im Anſchluß an die Behandlung der Holzkirchen verbreitet ſich der Verf. über die Entwicklung der religiöſen Malerei. Auch hier nimmt er eine Dreiteilung vor: Der erſte Teil der Kunſtwerke zeigt byzantinorumäniſchen, der zweite abendländiſchen,

der dritte Miſchſtil. P. zählt die bedeutendſten Wandgemälde und Ikonen auf und macht auch über die Perſönlichkeiten der Künſtler ausführliche Angaben. Bei Behandlung der liturgiſchen Gegenſtände unterſcheidet er — wie auch bei anderen Gelegenheiten — ſcharf zwiſchen gelehrter und bäuerlicher Kunſt. Gerade auch bei Behandlung der Kunſt der neueren Zeit zieht er dieſen Trennungsſtrich und widmet der „Art Profane savant“ und der „Art paysan“ je ein Sonderkapitel.

Auch die Kunſt der Neuzeit ſieht P. von zwei parallelen Strömen durchfloſſen: Hier — Fortführung der alten Tradition auf byzantiniſcher Grundlage; dort — Entwicklung des abendländiſchen Stils, als deſſen Mittler er vor allem die Sachſen anſieht. In der zweiten Hälfte des 19. Jh.s wird die zweite Strömung vorherrſchend, doch konſtruiert man auch weiterhin Holzkirchen im alten Stil, ja P. führt auch Beiſpiele dafür an, daß man auch beim Bau von Steinkirchen ſtellenweiſe bewußt zum alten Stil zurückkehrt.

Wenn auch die Ausführungen über die Kirchenbaukunſt den größten Teil des Buches einnehmen, ſo läßt P. doch auch kein anderes Gebiet unberückſichtigt, das der Erwähnung in einem rumäniſchen Kunſtgeſchichtswerk wert iſt. In zwei Schlußkapiteln („Rayonnement de l'art roumain de Transylvanie“ und „Importance de l'art roumain de Transylvanie“) faßt P. noch einmal die Hauptergebniſſe ſeiner Arbeiten (am Schluſſe des Buches findet ſich ein Verzeichnis der einſchlägigen Schriften des Verf.s) zuſammen, wobei er wieder die Hauptlinien, die die rumäniſche Kunſt kennzeichnen, ſtark hervortreten läßt.

Weden.

Elătineanu, B.: Ceramica Românească (Die rumäniſche Keramik). Bukareſt 1938. 196 S., 74 Textabbildungen, 54 Tafeln, 5 farbige Tafeln, 3 Landkarten (S. 197—201 Bibliographie, 202—21 Erklärung der Tafeln).

Der Verfaſſer (Artillerieoberſt) iſt als Sammler und Liebhaber der Töpferei bekannt, er hat ſich diesmal durch mühſames Zuſammentragen des Materials, deſſen Beſchreibung und Wiedergabe in Bildform ſowie durch Aufſtellen der Probleme rumäniſcher Töpferkunſt Verdienſte erworben. Eine ſo ausführliche Behandlung des Gegenſtandes erſchien bisher noch nicht. Da es aber an entſprechender Vorarbeit mangelte, mußte der Verf. mit einer Anzahl von Hypotheſen arbeiten. Einige Behauptungen ſind noch zu beweiſen. In manchen Fragen iſt er zu kategoriſch, andere müſſen als irrtümlich abgewieſen werden (z. B. das, was er über das Alter der ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Töpferei behauptet). Die Bibliographie, die reich genug iſt, aber an Schreib- oder Druckfehlern leidet (auch im Text iſt die fehlerhafte Wiedergabe der Eigennamen peinlich), iſt durch den Aufſatz von B. Pósta über die orientaliſchen Einflüſſe (erſchienen in der Zeitſchrift „Turán“) und mit dem Aufſatze über das Tulpenmotiv in „Székely Nemzeti Múzeum Emlékkönyv“ (Sft. Gheorghe, 1929) zu ergänzen. Die Zwiebelform der Kirchenturmhelme iſt kein ſlawiſcher, ſondern ein Barockeinfluß in Siebenbürgen. Der Verf. vermeidet überall, die Beſitzer der abgebildeten Gegenſtände anzugeben, was nicht immer begreiflich iſt, da eine Anzahl in feſten Händen ſich befindet. Die Bauerntöpferei von Oltenien und Maramureş „kann zu den ſchönſten von Mitteleuropa gezählt werden, ſie iſt mit den prächtigen Töpfereien des Orients durchaus vergleichbar“, ſagt der Verf. im Schlußwort. Er bezieht ſich auch auf den Handel, auf die Sprichworte und auf den Volksglauben in bezug auf die Töpferei.

„Mitteilungen aus dem Baron Bruckenthaliſchen Muſeum“ VII. Sibiu-Hermannſtadt, 1938 (33 S. 4° mit 24 Abbildungen).

Die Veröffentlichungen des Bruckenthaliſchen Muſeums gehören zu den beſten Muſeumsveröffentlichungen Rumäniens. Im vorliegenden Heft VII. ſind die nachfolgenden Aufſätze erſchienen: Niels von Holſt-Berlin: Deutſche Barockmalerei in den mittel-, nord- und oſteuropäiſchen Sammlungen des 18. Jh.s; J. Bielz: Kunſttiſchler Johann Bauernfeind und ſeine Arbeiten. Zum Schluß ſind ein Tätigkeitsbericht des Muſeums und der Geſellſchaft der Freunde des Muſeums für das Jahr 1937 veröffentlicht.

Fabritius, Aug.: Führer durch die evang. Stadtpfarrkirche A. B. in Kronstadt-Braşov. 3°. Kronstadt 1938. 41 S. Text, mit 5 Tafeln und einem Grundriß. (Beigelegt eine vierseitige Zusammenfassung in rumänischer Sprache).

Ein nützlicher, klarer Wegweiser des pens. Primariusarztes der Stadt, der über die Geschichte und die künstlerischen Einzelheiten der Schwarzen Kirche unterrichtet.

Klausenburg. Petranu.

VII. Uebriger Südosten.

Jurdan, Jurdanov: Istorija na bülgarskata türgovija (Gesch. des bulg. Handels). Sofija 1938. 264 S. RM. 1.65.

Die Geschichte des bulgarischen Handels bis zur Befreiung (1878) zu schreiben, ist eine sehr verdienstvolle Aufgabe. Sie harrt aber trotz Erscheinen dieses Buches noch immer ihrer Lösung; denn sie erfordert eine systematischere Gliederung des Stoffes und der Gedanken sowie einen tieferen Einblick in die Hintergründe des Geschehens, als wir sie J. zuzusprechen in der Lage sind.

Zum ersten Mangel: Wenn man sich wie J. bei der Einteilung der Handelsgeschichte in Zeitabschnitte an die politischen Epochen des Staatslebens hält, dann kann es nicht gelingen, die großen Etappen zu erkennen, in denen die Entwicklung des Handels sich vollzogen hat. Den Beweis hierfür haben wir bereits in den Forschungen im Rahmen einer besonderen Studie über die Grundlinien der Außenhandelsgeschichte Bulgariens (SODF III, Heft 4) angetreten, sodaß wir hier bei der Besprechung vorliegender Neuerscheinung auf die Wiederholung der Begründung verzichten dürfen.

Zum zweiten Mangel: J. ist es nicht gelungen, die Grundzüge der Entwicklung in prinzipieller Durcharbeitung herauszustellen. Er registriert lediglich Tatsachen und stützt sich bei seinen Behauptungen auf Unterlagen, die er derart mangelhaft zitiert, daß nur Eingeweihte die Möglichkeit einer Nachprüfung haben. Den „bulgarischen Handel" faßt er als „Handel der Bulgaren" auf, aber nicht im Volkstums-, sondern im staatsrechtlichem Sinne, wovon die selbstverständliche Folge ist, daß er zu Fehlschlüssen kommt, wie z. B. daß das Auftreten von Kaufleuten bulgarischen Blutes um Jahrhunderte früher eingesetzt habe, als wir es in vorerwähnter Arbeit festgestellt haben. Speziell für die Türkenzeit — also immerhin für 500 Jahre — läßt sich eine volkliche Aufstellung der Wirtschaftsfunktionen nachweisen, auf Grund deren wir den Anteil der einzelnen Völker und Volksgruppen des Balkans an Produktion und Verteilung festzulegen vermögen. Weiterhin wird bei der Darstellung dieses Zeitabschnittes nicht mit genügender Klarheit die Bedeutung der Bazare und der Jahresmärkte als Grundlage aller damaligen innen- und außenhändlerischen Unternehmungen hervorgehoben.

Unsere Kritik richtet sich vornehmlich gegen diese zwei Mängel des Buches, weil wir in ihnen die entscheidenden sehen, welche J. daran gehindert haben, seine Aufgabe in befriedigender Weise zu lösen. Freilich müssen wir ihm zu gute halten, daß er nur den verfehlten Versuch von Sakäzov, aber kaum eine geeignete Gesamtabhandlung über die Wirtschaftsgeschichte seines Landes zur Hand gehabt hat. Dieser Mangel an Literatur ist es gerade, der uns berechtigt, trotz unseres ungünstigen Urteiles auf das Erscheinen dieses Buches aufmerksam zu machen. Durch diesen Mangel an Literatur fühlt sich ein Jeder, der wirtschaftshistorisch arbeitet, stark gehemmt; seinetwegen sieht er sich gezwungen, auch den bescheidensten Anfängen, welche zur Ausfüllung dieser Lücke in der Literatur gemacht werden, seine Beachtung zu schenken.

Arno Mehlan.

Fuchs, Siegfried: Die griechischen Fundgruben der frühen Bronzezeit und ihre auswärtigen Beziehungen. Ein Beitrag zur Frage der Indogermanisierung Griechenlands. Berlin: Neue Deutsche Forschungen Bd. 144, Abt. Archäologie, Bd. 1. Junker und Dünnhaupt Verlag. 1937. 157 S., 15 Abb., 12 Taf. Gr.-8°.

Die Tatsache einer in der frühen Bronzezeit stattfindenden Einwanderung nordischer Scharen aus Mitteleuropa in Griechenland ist schon seit langem als Beginn der Indogermanisierung der Balkanhalbinsel gedeutet worden. Es ist Schuchardts

bekannter „nordiſcher" Zug zum Balkan. F. geht dieſen Vorgängen im einzelnen nach und erſchließt auf Grund eingehender Vergleiche der Form- und Verzierungsweiſe und des ſich daraus ergebenden verſchiedenartigen künſtleriſchen Geſtaltungswillens der einzelnen Kulturkreiſe folgendes Bild dieſer indogermaniſchen Südoſtbewegung:

Um 2000 v. Chr. erſcheinen auf griechiſchem Boden zahlreiche donauländiſche Kultur- und Stilelemente, als deren Träger bandkeramiſche Bauernvölker anzuſprechen ſind, und treten im Süden mit dem dort wirkenden vorderaſiatiſch-oſtmediterranen Kreis in gegenſeitigen Austauſch der Form- und Dekorationsgeſtaltung. Der vorderaſiatiſch-oſtmediterrane Kreis umfaßt die Stadtkultur ſeefahrender Händler mit der Schnabeltaſſe und dem Askos als keramiſcher Leitform. Seine künſtleriſche Geſchmacksrichtung iſt gekennzeichnet durch das Streben nach Verlebendigung der flächenbedeckenden, üppig-beweglichen Gefäßmuſter und durch die Umdeutung keramiſcher Zweckformen in die Geſtalt von Lebeweſen. Die Südabwanderung eines Teiles der donauländiſchen Bandkeramiker wurde hervorgerufen durch indogermaniſche Kriegsvölker, die kurz darauf ſelbſt im griechiſchen Raum nachweisbar ſind. Dieſe kennzeichnet als Kulturgut die ſchnurkeramiſche Amphore, die nordiſche Streitaxt und in der Dekorationsweiſe eine nüchterne, lineare Betonung des tektoniſchen Gefüges des Schmuckträgers. Aus dem Zuſammenſtrömen dieſer beiden Fundgruppen entſteht die griechiſche bronzezeitliche Kultur. „Als Ganzes ſtellt die frühhelladiſche Kultur ſich ſomit als das Ergebnis einer ſtarken Durchdringung vorderaſiatiſch-oſtmediterraner und nordiſch-mitteleuropäiſcher Kultur- und Bevölkerungsſchichten dar ..." (S. 142). Für die Vorgeſchichtsforſchung des rumäniſchen Raumes iſt die Arbeit bemerkenswert, da in ihr weitgehend Vergleichs- und Belegfunde, vor allem aus Siebenbürgen, zum Nachweis der Wanderungen und Beziehungen angeführt werden. Es ſind dieſes die Wietenbergkultur und die Funde „nordiſcher" Kulturen (Schneckenbergſtufe, Furchenſtich- und Linſenkeramik, die Amphore von Cacova-Vladhaza, ſchnurverzierte Scherben). Die Wietenbergkultur wird in der von Schroller vertretenen zeitlichen Anſetzung der Kultur in die Steinzeit verwendet und mit ihren Schmuckbeſtandteilen, Dreieckſtempelverzierung, kreuzſchraffierten Bändern, Spiralband und Spiralhaken in enge Beziehung zu der griechiſchen Kykladenware geſetzt. Die zeitliche Zuweiſung der Wietenbergkultur in die Bronzezeit iſt übereinſtimmend ſichergeſtellt (Gallus, Menghin, Neſtor, Reinecke, Roſetti, Tompa), und die anſprechendſte Erklärung für die feſtgeſtellte Aehnlichkeit wäre die Annahme einer zeitlich ſpäteren, in umgekehrtem Sinn, von Süden nach Norden vor ſich gegangenen Beeinfluſſung. Der Nachweis der Belegfunde und die zeitliche Klärung dieſes Vorganges dürfte Schwierigkeiten bereiten. Die „nordiſchen" Kulturelemente in Siebenbürgen vom Ausgang der Steinzeit, im beſonderen die Furchenſtich- und Linſenkeramik Schrollers (Reinerths ältere und jüngere Stufe der Aichbühler Kultur), ſind in letzter Zeit in ihrer Herkunft angezweifelt und in ihrem Umfang eingeſchränkt worden. Neſtor reiht ſie in die Cotofenikultur ein und ſtellt ſie, dem Ausdruck Childes folgend, zu den „danordiſchen" Erſcheinungen. Er vermutet auch ſüdlich-ägäiſche Beziehungen. Es iſt ein Verdienſt von F., zu der in ihrer Herkunft noch unklaren Kultur einen beachtenswerten Hinweis gegeben zu haben.

Hermannſtadt. K. Horedt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. habil. Fritz Valjavec, München, Schellingſtr. 2, Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königſtraße 2, Druck: Max Schick, München, Thereſienſtraße 51. Printed in Germany.

Quellen zu den Anfängen der deutschen Bewegung in Ungarn.

Von Fritz Valjavec (München).

Kein Fragenbereich des Südostdeutschtums ist so ungeklärt, voll scheinbarer Widersprüche und dabei so reich an den vielfältigsten Problemen, wie das der deutschen Bewegung in Ungarn vor 1918. Die Ursache dafür läßt sich unschwer bestimmen. Die Ansätze des volksdeutschen Erwachens im alten Königreich Ungarn liegen kaum länger als sieben Jahrzehnte zurück und mußten ihrem ganzen Charakter nach als heftig umstrittene Strömung schwer deutbar und leicht falsch beurteilbar sein. So kommt es, daß wir bis heute über die Geschichte dieser Bewegung sehr wenig wissen. Die treibenden Kräfte, die führenden Persönlichkeiten, das Schrifttum, aber auch das rein zeitliche Nacheinander ist uns bis heute zum großen Teil nur unzulänglich bekannt geworden. Das meiste, was wir heute über die Geschichte dieser Bewegung wissen, verdanken wir autobiographischen Aufzeichnungen Edmund Steinackers, den wir mit Fug und Recht als die eigentliche Seele dieser volksdeutschen Arbeit etwa von 1874 bis 1918 bezeichnen müssen. So willkommen uns auch diese sind, reichen sie aber doch nicht aus, um über den Ablauf der Ereignisse ein lückenloses, wissenschaftlich-methodisch einwandfreies Bild zu geben. Nicht daß damit die Glaubwürdigkeit der Aufzeichnungen Steinackers angezweifelt werden sollte. Sie zeichnen sich ganz im Gegenteil, soweit sich das bis jetzt feststellen ließ, durch Verläßlichkeit und sachliche, unbefangene Betrachtung aus und heben sich vorteilhaft aus der Menge der Autobiographien aus der dualistischen Zeit ab. Sie sind aber — naturgemäß — nicht erschöpfend und bedürfen überdies einer strengen wissenschaftlichen Ueberprüfung — gerade um ihren Verläßlichkeitswert einwandfrei darzustellen. Nur auf diese Weise kann die notwendige Klarheit über die deutsche Bewegung vor 1918 gewonnen werden. Wie wichtig das ist, geht schon daraus hervor, wenn man die zeitgenössischen ungarischen Stimmen zu dieser Strömung verfolgt, die mehr oder weniger ausnahmslos in ihr das Ergebnis einer von außen hereingetragenen Propaganda sahen, die nur auf dem Wirken landfremder Agitatoren beruht hätte. Man braucht beispielsweise nur die Arbeit über die deutsche Frage in Ungarn aus der Feder des Dichters Franz Herczeg anzusehen, um zu erkennen, wie viel damals völlig verzerrt beurteilt wurde.

Wie hat aber eine derartige Richtigstellung zu erfolgen? Hierbei muß man sich vor Augen halten, daß die bisherige Literatur, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, unmittelbar politischen Bedürfnissen diente, naturgemäß propagandistisch zurecht gemacht ist, in Zeitungen und Zeitschriften erschien, die keinen kritischen Maßstab anlegen konnten und durften.

Manches von dieſen Aufzeichnungen und Mitteilungen iſt als „Rohſtoff" gewiß von halbem Wert, ohne daß jedoch die Frage ihrer Verläßlichkeit allgemein entſcheidbar wäre. Aber wenn auch durch eingehendere Unterſuchungen dieſe Angelegenheit einigermaßen geklärt würde — ein erſter Schritt dazu iſt durch die Anfertigung einer Bibliographie bereits erfolgt, ſo würde dieſe allein die Schaffung eines genauen Bildes über die tatſächlichen Ereigniſſe nicht ermöglichen. Nicht ermöglichen deshalb, weil dieſe Literatur ohne zeitlichen und gefühlsmäßigen Abſtand entſtanden war, ſodaß ihr mit Recht der notwendige Wahrheitsgehalt in Abrede geſtellt werden konnte, ſolange nicht die in ihr vertretenen Anſchauungen und Behauptungen auch durch andere Zeugniſſe geſtützt würden. Derartige Quellen gilt es alſo zu erſchließen. Am naheliegendſten wäre dabei, an die Heranziehung von Archivalien zu denken. Das dürfte aber in abſehbarer Zeit noch nicht möglich ſein, da derartiges Material ſich der Hauptſache nach nur in Beſtänden ungariſcher Archive befindet, die für dieſen Zeitraum noch nicht der Benützung zugänglich ſind. Eine Ausnahme bilden lediglich die Archive jener Gebiete, die nach dem Ausgang des Weltkrieges in tſchecho-ſlowakiſchen, rumäniſchen und ſüdſlawiſchen Beſitz kamen. Obwohl daraus in einigen Fällen ſchon Intereſſantes veröffentlicht worden iſt, ſind ſie nur von geringer Bedeutung, da es ſich um Archive untergeordneter Dienſtſtellen und Behörden handelt. Außerdem wäre mit der Herausgabe ſolcher Akten ungariſcher Herkunft nicht alles getan, da damit letzten Endes nur die eine Seite zu Worte kommen würde. Es bleibt ſomit nur übrig, die zeitgenöſſiſchen ſchriftlichen Zeugniſſe aus dem Kreiſe der Perſönlichkeiten zu ſammeln, die in der Zeit vor 1918 Träger der deutſchen Bewegung waren. Auch dies iſt keineswegs einfach. Wie ich mich im Laufe der letzten Jahre bereits zu wiederholten Malen überzeugen mußte, ſind die Briefſchaften dieſer in den meiſten Fällen bereits verſtorbenen Perſönlichkeiten eigentlich nur in Ausnahmefällen erhalten geblieben. Es war unter den gegebenen Umſtänden naheliegend, mit Rückſicht auf mögliche Hausdurchſuchungen uſw. die Briefe und ſonſtigen Schriftſtücke nicht gerade mit beſonderer Sorgfalt aufzuheben. Von umſo größerer wiſſenſchaftlicher Tragweite iſt es, daß der Nachlaß der Perſönlichkeit, dem die deutſche Bewegung im Vorkriegsungarn das meiſte verdankt, uns ſo gut wie vollſtändig überliefert iſt. Edmund Steinackers Nachlaß, der ſich ſeit 1937 als Leihgabe der Familie in der Handſchriftenabteilung des Münchner Südoſtinſtituts befindet, bietet mit ſeinen Akten und Briefen ein Bild über die deutſche Bewegung in Ungarn, wie man es ſich nicht beſſer wünſchen könnte. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn ich die Anſchauung vertrete, daß dieſer Nachlaß geradezu das Archiv der deutſchen Bewegung vor 1918 darſtellt.

Aus dieſem Nachlaß vor allem, aber auch unter Heranziehung anderer Quellen, ſollen nun laufend Beiträge zur Klärung der vorhin angedeuteten Fragen geboten werden. Ich bin mir darüber im klaren, daß auch damit kein letztes Wort geſagt werden kann, hoffe aber immerhin die Klärung dieſer Fragen um einen nicht eben unweſentlichen Schritt vorwärts bringen zu können. Daneben glaube ich auch gerade damit das Verſtändnis „der anderen Seite" für dieſe Fragen und Erſcheinungen auf ſtreng wiſſenſchaftlicher Grundlage fördern zu können. Es wird ſich aus jenen zeitgenöſſiſchen Berichten zeigen, daß die deutſche Bewegung, wie man zu ihr politiſch auch ſtehen mag, unbeſtritten aus den Kräften des heimatlichen Bodens herausgewachſen iſt. Es wird ſich zeigen, wie ſehr dieſe Bewegung durch ernſte Sorge, durch tiefes ſittliches Bewußtſein und politiſches Verantwortungsgeühl getragen worden iſt. Es wäre müßig, dabei die Grenzen politiſchen Verſtehens überſchätzen zu wollen. Soviel ſcheint mir aber doch klar zu ſein, daß die Zurkenntnisnahme völkiſcher Beſtrebungen auch für den Menſchen anderen Volkstums die Brücke zum beſſeren Verſtändnis ſein kann. Jedenfalls ſetzt ſich unſere Arbeit nicht zur Aufgabe, alte Wunden aufzureißen und neue zu vertiefen, ſondern der Kenntnis der Wirklichkeit, alſo der Wahrheit, zu dienen, die ſich immer noch als verſöhnende und verbindende Macht gezeigt hat.

I.

Eine deutſche Flugſchrift aus dem Jahre 1861.

Die Flugſchriften zum ungariſchen Nationalitätenproblem ſind bisher im Hinblick auf die Geſchichte der deutſchen Bewegung in Ungarn viel zu wenig ausgewertet worden.[1]) Vor allem über die Entwicklung der 50-er und 60-er Jahre des 19. Jh.s — über die ſonſt andere Quellen bisher wenigſtens noch nicht erſchloſſen ſind — müßte die Flugſchriftenliteratur ſyſtematiſche Berückſichtigung finden.

Im Nachſtehenden veröffentliche ich eine kleine Broſchüre eines ungenannten „Deutſch-Ungarn", die bisher, m. W. wenigſtens, nicht bekannt war und von mir als unbeachtete Kleinigkeit in einem Buchladen erſtanden wurde.[2]) Der Verfaſſer iſt ungenannt und wird wohl auch

[1]) Einen Anſatzpunkt bietet Béla Pukánszky, „Deutſch-Ungar": DUhBl. III (1931), 81—91.

[2]) Leipzig 1861. 12°, 24 S. Auf der Titelſeite befindet ſich — wohl von der Hand des Verfaſſers — der Vermerk „Recenſionsexemplar". Die Broſchüre war, als ich ſie erwarb, überhaupt noch nicht aufgeſchnitten. Und das nach 78 Jahren der Veröffentlichung! Auch wieder ein, obſchon geringfügiges Zeichen für die jahrzehntelange Intereſſeloſigkeit gegenüber derartigen Fragen.

nicht mehr zu ermitteln ſein. Er dürfte während des neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnts als Beamter gedient haben,[3]) der wahrſcheinlich 1860, als es zur Liquidierung des zentraliſtiſchen Kurſes kam, ſeines Poſtens enthoben wurde. Bemerkenswert ſcheint mir zu ſein, daß der Verfaſſer in Peſt-Ofen gewirkt zu haben ſcheint.[4]) Dadurch gerade gewinnt ſeine Broſchüre ungemein an Wert, da ſie auf dieſe Weiſe zu einer wichtigen Quelle für die Verhältniſſe des deutſchen Elementes in Peſt-Ofen zwiſchen 1849/1867 wird, über die wir ſonſt nur denkbar kümmerlich unterrichtet ſind.

Der Verfaſſer bezeichnet ſich als „Deutſch-Ungar", wird alſo wohl Einheimiſcher geweſen ſein, der möglicherweiſe auch nach dem innerpolitiſchen Kurswechſel von 1860 im Lande verblieben ſein mochte, da er auch auf Ereigniſſe der Folgezeit noch Bezug nimmt.[5]) Er kennt auch die Ereigniſſe der Zeit vor 1849 ziemlich gut, bezieht ſich aber für dieſen Zeitraum ſo gut wie ausſchließlich auf Peſt-Ofen, was wiederum erweiſt, daß er ſich hier am beſten auskennt, vielleicht ſogar in einer der beiden Schweſterſtädte beheimatet war.

Der Wert der Flugſchrift beruht aber nicht nur auf äußerlichen Gründen. Sie iſt ideenmäßig geſehen nicht minder bedeutſam, da ihr Verf. ein entſchiedenes deutſches Bewußtſein in einer reinen Form bekundet, wie es damals in Ungarn noch nicht von vielen geäußert worden ſein mochte. Weſentlich erſcheint mir dabei, daß er ein ruhiges klares Volksbewußtſein äußert, das bei ihm vielleicht zum erſten Mal in dieſer Form zutage tritt. Er iſt nicht kaiſerlich geſinnt, auch nicht „ſchwarzgelb", ohne jedoch den Bachkurs anzugreifen. Zwiſchen den Zeilen liegt vielmehr die Auffaſſung, daß dieſer durchaus richtig geweſen ſei.[6])

Die Angaben der Flugſchrift ſind, ſoweit ſie von mir überprüft werden können, gemäß der temperamentvollen Darſtellung in den geſchichtlichen Partien zum Teil etwas ſchief. Wiſſentliche Entſtellungen laſſen ſich jedoch nicht nachweiſen. Die Broſchüre iſt ſomit als Quelle für die zeitgenöſſiſchen Ereigniſſe, vor allem für eine Rekonſtruierung der ſtimmungsmäßigen Gegebenheiten in Peſt-Ofen, von bedeutendem Quellen-

---

[3]) „Der Verfaſſer dieſer Schrift war vermöge ſeiner öffentlichen Stelle im Lande . . ." (S. 8).

[4]) „. . . wo der Verfaſſer vorzüglich ſeine Beobachtungen anzuſtellen Gelegenheit hatte, . . ." (S. 9).

[5]) So, wenn er auf eine Wählerverſammlung in Peſt vom 16. Februar 1861 zu ſprechen kommt (S. 21*).

[6]) S. 7: „Man glaube ja nicht, daß das Deutſchthum durch die mißliebige deutſche Regierung verhaßt wurde, gerade umgekehrt, die deutſche Regierung wurde, weil ſie deutſch iſt, mißliebig."

wert. Darüber hinaus dürfen wir in der Flugschrift einen Protest des deutschen Bürgertums der innerungarischen Städte sehen, das auch damit bewies, nicht bar jeden völkischen Empfindens zu sein.[7])

Eine Stimme aus und über Ungarn.

Gelegenheitsschrift von einem Deutsch-Ungar.[8])

In neuester Zeit haben sich allenthalben Sympathien für wirklich und angeblich unterdrückte Nationalitäten kundgegeben und außer der Teilnahme für Italien, diesen klassischen, allerdings von einer einzigen großen Nation bevölkerten Himmelsstrich, hat man auch der Sache der Magyaren, einer ungleich kleineren, auf einer weit bescheideneren Kulturstufe stehenden, unter anderen Nationen zerstreut lebenden Völkerschaft, viele Zärtlichkeit bewiesen.

Magyaren nennen wir jenen, etwa vier Milllionen zählenden Volksstamm in Ungarn, dem es gelang, sich in diesem von zwölf Millionen Menschen bewohnten Lande die Herrschaft anzueignen. Jeder in Ungarn geborene Mensch ist natürlich Ungar, aber nicht Magyare, so wie jeder in Böhmen geborene Mensch Böhme, aber nicht Czeche ist. Aber die Magyaren allein sind es nicht, gegen welche wir in diesen Blättern geharnischt auftreten: es gibt unter den anderen Nationalitäten des Landes auch eine große Anzahl Fanatiker, welche sich magyarischer als die Magyaren geberden, welche man im Lande „Magyaronen" nennt und deren Wirken schon deßhalb weit verwerflicher ist, weil es sich nicht einmal durch angeborenes Nationalitätsgefühl und Vorliebe für eine Muttersprache, wie bei den Vollblut-Magyaren, entschuldigen läßt.

Die Ungarn hatten vor der Märzrevolution 1848 ihre achthundertjährige Verfassung und so mangelhaft, barbarisch und veraltet dieselbe auch war, so wurde sie doch von der Regierung gewissenhaft aufrecht erhalten und nicht verletzt. Der Adel und die sonstigen privilegierten Klassen lebten in jeder Hinsicht in unbeschränkter Freiheit, sie trugen keinen Heller zum Staatshaushalte bei, waren nicht militärpflichtig und genossen gegen andere Menschenkinder alle erdenklichen Vorrechte bis zur „Unverletzlichkeit ihrer geheiligten Person", während die steuerzahlende Masse des Volkes, die misera contribuens plebs, unter dem unerträglichen Drucke der Herrscher seufzte und von dem Adel und der Geistlichkeit konstitutionsmäßig mißhandelt und geschunden wurde. Und dennoch ging die Revolution von 1848 nicht von den Unterdrückten, sondern von den Unterdrückern aus, von jenen Menschen, welche im Lande die Freiheit in der vollsten Ausdehnung für sich allein in Anspruch genommen hatten.

Die Motive zu dieser Empörung hatten aber keineswegs, wie man hie und da etwa annehmen wollte, liberale Prinzipien zur Grundlage, sie gingen vielmehr aus den stets schärfer ausgesprochenen Sondergelüsten dieser Race hervor, aus der immer mehr wachsenden Neigung, das Band zu zerreißen, das sie an ein deutsches Herscherhaus knüpft, kurz aus dem zur Gewohnheit gewordenen Hasse gegen das deutsche Element. Wären die Magyaren und ihre Anhänger von wahrhaft freisinnigen Ideen durchdrungen gewesen, so hätte unter Anderem kein Wahlgesetz zu Stande kommen können, wie es ihr Reichstag von 1847/48 geschaffen hatte,

---

[7]) Ueber eine andere Stimme gegen die Madjarisierung vgl. Pukánszky, a. a. O. 89—90.

[8]) Verlag von Christian Ernst Kollmann, Leipzig.

aus welchem wir nur die Punkte hervorheben, daß jeder Edelmann weiter keine Qualifikation als seine Geburt braucht, daß nur „rezipierte" Religionen (folglich keine Israeliten) wahlfähig und wählbar sind, daß die Kenntnis der magyarischen Sprache (folglich mit Ausschluß mehrerer Millionen Staatsbürger) zur Wählbarkeit unerläßlich sei. Sind das nicht Punkte, welche den Begriffen von Liberalität schnurstraks entgegen sind?

Wenn nun gleichwohl bei mehr ferne stehenden Nationen noch eine Teilnahme für die ungarische Sache besteht, so läßt sich dies durch Unkenntnis der Sachlage einigermaßen erklären; auch haben Franzosen, Engländer, Italiener keinen besonderen Grund, einem Volke zu grollen, mit dem sie in keinem näheren Verkehr stehen, und von dem sie nichts Uebles erfahren haben. Aber unwillkürlich lächeln muß man, wenn man sieht, wie in Deutschland und überdies sogar in Wien bei gewissen Schichten der Bevölkerung eine Vorliebe für die Magyaren Wurzel fassen konnte. In der Tat, entweder wissen diese guten Leute nicht, was sie tun, oder es ist ihnen einerlei, ob ihnen zur Ausführung gewisser Pläne ein schützender Engel oder ein böser Dämon zur Seite steht; denn einem gründlicheren Erzfeind kann sich der Deutsche und insbesondere der Oesterreicher nicht in die Arme werfen, als eben dem Ultramagyaren; und es läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß die revolutionären Bewegungen in Ungarn, sowohl in den Jahren 1848 und 1849, als auch in neuester Zeit, den Haß gegen alles Deutsche zur Hauptbasis haben. Seitdem im Jahre 1844 die magyarische Sprache (statt der lateinischen) mit Hintansetzung aller anderen Landessprachen zur amtlichen erhoben wurde, bediente man sich dieser Anordnung, um den Deutschen die tief gewurzelte Antipathie gegen sie noch drückender empfinden zu lassen, und die Gelegenheit bot sich nur zu reichlich dazu. Die Regierung war schwach genug, durch Nachgiebigkeit und sogar durch unterstützende Maßnahmen die Hand dazu zu bieten, — ein Fehler, den sie nur zu sehr zu bereuen hatte und der vielleicht nie wieder wird ausgebessert werden können.

Wenn der Magyare, der radikale wie der konservative, seine Nationalität für die erste, seine Sprache für die allein seligmachende hält, so mag dies zwar eine übertriebene, aber gewissermaßen zu entschuldigende Regung einer Nationaleitelkeit sein, welche in ähnlicher Weise zuweilen auch bei anderen Völkerschaften vorkommt, aber unter den zivilisierten Nationen steht der Magyare in seinem Hasse und seiner Verachtung der anderen ihn umgebenden Nationalitäten einzig und allein da. Hierin ist er wahrhaft groß und unerreichbar. Wenn er jedoch den Slaven, den Wallachen, den Kroaten verachtet und für sie die Worte hat: „Tót nem ember!" (Der Slawe ist kein Mensch!)[9]), so haßt er aus dem Grunde des Herzens den Schwaben (so bezeichnet man in Ungarn jeden Deutschen: den Sachsen, den Preußen, so wie den Oesterreicher und den Württemberger), den zu verachten er sich übrigens, freilich vergebens, alle nur erdenkliche Mühe gibt.

Und wahrlich, der Deutsche in Ungarn verdient das von dieser Seite am Allerwenigsten; denn einen willfährigeren, den Anmaßungen des Magyarismus ergebeneren, allen ihren Anforderungen entsprechenderen Wohldiener könnten die Magyaren sich nicht wünschen, als eben ihren deutschen Mitbürger, der sich hierin von allen anderen Völkerschaften des Landes gar auffallend auszeichnet. Der Deutsche verleugnet seinen angestammten Familiennamen, indem er ihn magyarisiert, er nimmt seinen Kindern gewaltsam die Sprache ihrer Mütter, sie zwingend, bloß magyarisch, gut oder schlecht, zu sprechen; der deutsche Kaufmann und Industrielle vertilgte seine deutschen Firmen, seine deutschen Etiquetten, Adressen, Vignetten

[9]) Unrichtig übersetzt. Tót = Slowake.

und Rechnungen, um sie durch unverständliche magyarische zu ersetzen. Der deutsche Bürger ließ die Benennungen der Straßen seiner durch ihn emporgeblühten Städte ungehindert verwischen, um magyarischen Platz zu machen; kurz der Deutsche legte alles, was an deutsche Herkunft, deutsche Gesittung, deutsche Kultur erinnern konnte, bereitwilligst ab; in neuester Zeit nahm er sogar mit großem Eifer die halbbarbarische Tracht an, von dem befederten Schweinehirtenhut bis zu den bespornten Csismen. Alles das, um sich vor dem herrschsüchtigen Willen magyarischer Schreihälse knechtisch zu beugen. Wie läßt sich nun bei dem Allem und trotz dem Allem dieser Haß erklären, da eine solche schmähliche Servilität eher Verachtung verdient haben würde?

Nun, dieser Haß mag wohl einzig und allein ein Ergebnis tief eingewurzelten Neides sein. Die Ueberlegenheit an Kultur und geistiger Befähigung des deutschen Stammes trat in Ungarn gar zu schlagend hervor, um nicht entschiedene Mißgunst zu erzeugen.

Der Deutsche brachte Civilisation in das Land; er verlieh den Gewerben Aufschwung und Gedeihen, belebte Handel und Industrie, machte Künste und Wissenschaften blühend und zog große und schöne Städte auf. Welch ein mächtiger Abstand gegen den Magyaren, der in asiatischer Untätigkeit behaglich zusah, wie der Deutsche dem Lande eine europäische Kultur zu geben sich bemühte. Am deutlichsten überzeugt man sich von dem Kontraste zwischen deutschem und magyarischem Wesen, wenn man das Land bereist.

Man vergleiche unter Anderem die Städte, deren Bewohner in überwiegender Zahl Deutsche sind, wie Pesth, Ofen, Preßburg, Temesvar, Oedenburg usw. mit jenen, welche größtenteils magyarische Insassen haben, wie Debreczin, Szegedin, Ketskemet usw., welchen ungeheuren Abstand wird man da finden! Um Jahrhunderte stehen die Letzteren hinter den Ersteren an Gesittung und Bildung zurück! Wenn der Reisende auf seiner Wanderung in ein Dorf kommt, das sich durch Wohlhabenheit und Reinlichkeit auszeichnet, so kann er mit Gewißheit annehmen, daß die Bewohner deutscher Zunge sind; trifft er aber einen Ort voll Zerlumptheit, Elend und Schmutz, so sind sicher die darin Hausenden echte Magyaren. So konnte es auch nicht fehlen, daß der Deutsche einen geistigen Einfluß erlangte, der ihm, trotz Adelsprärogative und feudalistischen Einrichtungen, eine gewisse Superiorität sicherte, von der sich der Magyare nicht so leicht emanzipieren konnte. Alle seine desfallsigen Abmühungen waren vergebens; er versuchte, die Verdienste der Deutschen zu verringern, zuletzt ganz abzuleugnen, und je mehr ihm diese Bestrebungen mißglückten, desto mehr wuchs die finstere Leidenschaft des Neides, die zuletzt in unüberwindlichen Haß ausartete, einen Haß, den, wie gesagt, der Deutsche mit all seiner Wohldienerei nicht zu tilgen vermochte; einen Haß, der bei dem deutschen willfährigen Mitbürger anhub und sich bald bis auf die oft nicht minder willfährige Regierung ausdehnte. Man glaube ja nicht, daß das Deutschtum durch die mißliebige deutsche Regierung verhaßt wurde, gerade umgekehrt, die deutsche Regierung wurde, weil sie deutsch ist, mißliebig.

Die deutsche Regierung suchte man vor Allem auf jede mögliche Weise zu bekämpfen, — um die Wahl der Waffen zu diesem Kampfe war man nicht lange verlegen. Da Oesterreich eine absolutistische Regierung hatte, so wählte man radikale Umtriebe dazu; wäre Oesterreich zufällig modern konstitutionell gewesen, so hätte man zuverlässig sich nicht gescheut, es mit konservativen oder antiliberalen Mitteln zu befehden, so wie es notorisch ist, daß die magyarischen Mächte es vorziehen würden, sich dem Despotismus der Osmanen zu unterwerfen, als unter

einem konſtitutionellen Oeſterreich zu leben; ſie würden ſich lieber türkiſch tyranniſieren, als deutſch regieren laſſen. Als im Jahre 1849 die magyariſchen Häuptlinge bei Vilagos ſich unterwarfen, zogen ſie es vor, ſich den abſolutiſtiſchen Ruſſen, welche doch den Polen ihre nationale Verfaſſung nahmen, auf Gnade und Ungnade zu ergeben, als der damals konſtitutionell geweſenen öſterreichiſchen Regierung. Will man weitere Belege aus der allerneueſten Zeit, ſo diene unter anderem der im Februar 1861 von der Stadt Peſth gefaßte Beſchluß, vermöge welchem das in ganz Europa als freiſinnig anerkannte öſterreichiſche Gewerbegeſetz beſeitigt und dafür der alte Zunftzwang wieder eingeführt wurde. Das öſterreichiſche Wechſelrecht, das dem Lande Kredit und Wohlſtand verlieh, wurde abgeſchafft, nicht beachtet, daß dieſe Maßregel dem Handel und der Induſtrie einen Todesſtoß verleihen muß. So wurde auch im Lande allenthalben die humanere deutſche Rechtspflege aufgehoben und die berüchtigte ungariſche Stockprügel-Juſtiz wieder zur Geltung gebracht; ja die mittelalterliche Tortur kam hier und da wieder zur Anwendung. Kurz, über Alles, was man deutſchen Urſprungs hält — ob gut oder ſchlecht, ob vorzüglich oder verwerflich — wird unnachſichtlich der Stab gebrochen, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn man in Ungarn noch auf die geniale Idee kommt, die Eiſenbahnen, als eine deutſche Beſcheerung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Und der gute deutſche Michel brüſtet ſich ordentlich mit ſeiner Sympathie für die faule Sache dieſer Magyaren! Fürwahr eine größere Schmach kann er ſich ſelber nicht antun!

Der Verfaſſer dieſer Schrift war vermöge ſeiner öffentlichen Stellung im Lande durch eine Reihe von Jahren in der Lage, dieſes deutſchfeindliche Treiben der Magyaren genau zu beobachten und ſelbſt ſchmerzlich zu empfinden. Man erlaube ihm alſo einige Tatſachen anzuführen, die vielleicht teilweiſe ſchon bekannt ſein mögen, die er aber verbürgen kann, und die jedenfalls den bündigſten Beleg für das Geſagte bieten werden.

Der tiefgewurzelte Haß gegen deutſche Mitbürger und deutſche Geſinnung gab ſich vorzüglich durch den Fanatismus kund, mit welchem die magyariſche Sprache als die allein ſeligmachende überall eingeführt und überall aufgedrungen wurde, und zwar in Orten und Gegenden, wo andere Sprachen nicht nur überwiegend, ſondern ganz ausſchließlich geſprochen und verſtanden wurden, und vorzüglich war es die deutſche Sprache, auf deren Ausmerzung es abgeſehen war. Wenn die Amts- und Geſchäftsſprache in Wien und Berlin deutſch, in Paris franzöſiſch, in London engliſch, in Madrid ſpaniſch, in Turin italieniſch iſt, ſo liegt dies in der Natur der Sache und es wäre lächerlich, wenn man in den genannten Hauptſtädten erſt vorſchreiben wollte, welche Sprache die herrſchende ſein ſollte. Aber Städten, wie Peſth, Ofen, Preßburg, Oedenburg uſw., deren Bewohner in großer überwiegender Mehrheit Deutſche ſind, das magyariſche Idiom als Amts-, Geſchäfts- und Unterrichtsſprache aufdringen, iſt ein unerträglicher Zwang, iſt Tyrannei! Peſth und Ofen, wo der Verfaſſer vorzüglich ſeine Beobachtungen anzuſtellen Gelegenheit hatte, im Vormärz noch durch und durch deutſche Städte, ſollten par force magyariſiert werden; kein noch ſo verwerfliches Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes blieb unverſucht. Der öffentliche Schulunterricht wurde bloß magyariſch erteilt, ſo daß die deutſche Jugend gar keinen, oder nur einen ſehr mangelhaften Gebrauch davon machen konnte. Die Geſchäftsführung, ſowie die Verhandlungen der Magiſtrate, Communitäten und ſonſtigen Behörden mußten magyariſch ſein, ſo daß ein deutſcher Gemeinderat (dort Wahlbürger genannt), Bürger und ſonſtiger Bewohner der Stadt, welcher der ſchwer zu erlernenden magyariſchen Sprache gar nicht, oder nur mangel-

haft kundig war, ſeine Pflichten nicht erfüllen und in ſeinen dringendſten Angelegenheiten ſich nur durch einen Dritten vertreten laſſen konnte.

Ließ ein ſogenannter Wahlbürger in einer Gemeindeverſammlung ein deutſches Wort hören, ward er ſofort durch Hohn und Spott zum Schweigen gebracht. Hatte jemand ein Anliegen bei einem höheren Beamten und konnte dieſen nicht magyariſch anſprechen, ſo bedurfte es einer devoten Entſchuldigung, daß er ſich der deutſchen Sprache bediene, wenn auch ſelbſt der Beamte dieſe beſſer als die magyariſche verſtand. Der Bittſteller bekam nicht ſelten noch obendrein als Verweis den in Ungarn ſo üblichen Gemeinſatz zu hören: „Wer in Ungarn ungariſch Brot eſſen kann, muß auch ungariſch ſprechen können!“ Als wenn jemand in Ungarn Brod umſonſt erhalten würde, und als wenn der Deutſche es nicht wäre, der vor allen Andern in Ungarn gutes Brot zu verſchaffen verſteht!

Päſſe,[10]) Poſtſcheine, Steuerzettel, Vorladungen, amtliche Quittungen und Zeugniſſe wurden und werden jetzt wieder blos in magyariſcher Sprache ausgeſtellt, ſo daß die deutſchen Empfänger ſich von Sprachkundigen erklären laſſen mußten, um was es ſich handelt. Da die Aufſchriften über den öffentlichen Aemtern, Büreaux etc. magyariſch waren, ſo konnte ein deutſcher Einwohner, der auf das Rathaus kam, um ſeine Steuer zu zahlen, das betreffende Amt nicht finden. Fragte er einen ihm zufällig Begegnenden in deutſcher Sprache darnach, erhielt er entweder gar keine oder eine unwirſche Antwort. Nicht ſelten kamen in Ungarn Fälle vor, daß zwiſchen zwei ſtreitenden Parteien der Richter derjenigen a priori Unrecht gab, welche nicht magyariſch verſtand. Ueberdieß waren alle amtlichen Erläſſe, Beſchlüſſe, Ankündigungen uſw. blos magyariſch und für den deutſchen Bürger ſo gut wie nicht vorhanden, ja, man ging ſo weit, in manchen Gegenden die deutſchen und ſlaviſchen Predigten abzuſchaffen und die deutſchen und ſlaviſchen Gläubigen zur Anhörung der von ihnen nicht verſtandenen magyariſchen Predigten mittelſt Stockſtreichen zu zwingen.

Bei Vereins- und Privatanſtalten tritt dieſer tyranniſche Sprachenzwang noch greller hervor. Die Peſther Sparkaſſe z. B. führt ihr Geſchäft in magyariſcher Sprache. Ihre Bücher ſind magyariſch, die Sparbüchlein magyariſch, die Angeſtellten verſtehen nicht deutſch — oder ſtellen ſich vielmehr, als verſtünden ſie es nicht, ſo daß die Mehrheit derjenigen, welche ſich dieſes Inſtituts bedienen, niemals wußte, wie es eigentlich mit ihren Angelegenheiten ſtehe. Man denke ſich eine ſo populäre Anſtalt, wie eine Sparkaſſe ſein ſoll, welche mit ihren Theilnehmern in einer ihnen unbekannten Sprache verhandelt! Der Verfaſſer war einmal ſelbſt Zeuge, wie ein armer deutſcher Handwerker, welcher einen Beamten dieſer Sparkaſſe deutſch anredete, und ihn wegen Einlage einiger erſparter Gulden um Auskunft bat, die rohe Antwort erhielt: „Er möge ſich fortpacken und bevor er in ein ungariſches Amt gehe, ungariſch lernen, oder in ſein Schwabenland zurückkehren und Krumbirn (Kartoffeln) freſſen!“ — Die Ofner Sparkaſſe, welche den Muth hatte, die Sparkaſſebüchelchen in magyariſcher und deutſcher Sprache auszugeben, mußte deshalb manche bittere Bemerkung, manchen Spott öffentlicher Blätter ſich gefallen laſſen.

Der berüchtigte „Schutzverein“, eines der unſterblichen Werke des großen, auch von den Deutſchen hin und wieder ſo hochgefeierten Koſſuth, dieſer Schutzverein, der, wie allbekannt, den Ruin der öſterreichiſchen Induſtrie zum Hauptzweck hatte,

[10]) In neueſter Zeit haben einige Comitate die von der öſterr. Regierung aufgehobene intolerante Rubrik: „Religion“ wieder in die Päſſe eingeführt. Abermals ein Beweis, daß es den Magyaren nicht um Liberalität, ſondern nur um Oppoſition zu thun iſt.

was allein ſchon hätte hinreichen ſollen, die Magyarenſympathie gewiſſer Wiener Vorſtädte abzukühlen, dieſer Schutzverein, lächerlichen Andenkens, hatte noch den Nebenzweck, der Verbreitung der magyariſchen und der Verdrängung der deutſchen Sprache förderlich zu ſein. So mußten alle vaterländiſchen Produkte, Fabriks- und Induſtrie-Erzeugniſſe magyariſche Benennungen annehmen und die darauf befindlichen Etiquetten, Firmen, Zahlen uſw. in magyariſcher Sprache abgefaßt ſein; ja, die Numerirung mußte auf magyariſche Weiſe geſchehen, nämlich ſtatt des üblichen „No.", das die Deutſchen, ſo wie jede andere europäiſche Nation, vor der Zahl ſetzten, mußte das magyariſche „Sz." (Szám, Zahl) nach der Zahl geſetzt werden; wenn in etwas gegen dieſe kleinliche Vorſchrift verſtoßen wurde, hatte die Waare keine Gültigkeit, d. h. ſie wurde nicht als „honi" (vaterländiſch) betrachtet. Ein iſraelitiſcher Fabrikant in Preßburg, der dem Schutzverein ſeine Waare zum Verkaufe einſandte, die Etiquette und alles Andere magyariſch machte, nur jene minutiöſe Nummervorſchrift nicht beobachtete, erhielt ſeine Waare deßhalb unberückſichtigt zurück.

Dieſes unpraktiſche „Sz." hintenan, ſtatt „Nr." voran, wurde auch zu Ende der 40ger Jahre bei allen Hausnummern Peſth.s und Ofen's angewendet; irgend ein ſubalterner Beamter letzterer Stadt war der Erfinder dieſes magyariſchen Gebrauches (in dieſer Anwendung) und mag ſich viel zu Gute darauf gethan haben. Nach Bezwingung der Revolution wurde wieder das „No." eingeführt.

Bei den Muſik-, Kunſt- und Induſtrie-Vereinen war, wie ſich von ſelbſt verſteht, die magyariſche Geſchäftsſprache. So viel Mühe es auch koſtete, wurden alle techniſchen Ausdrücke magyariſiert (denn alle eingebürgerten Wörter, griechiſchen, franzöſiſchen uſw. Urſprungs hielt man für „ſchwäbiſch"), und zwar ſo, daß ſie ſelbſt kein Magyare verſtand. Die deutſchen Künſtler und Induſtriellen (magyariſche gab es ſehr wenig) mußten ihre Erzeugniſſe mit Namen getauft ſehen, welche für ſie böhmiſche Dörfer waren. In der mit dem Muſikverein verbundenen Muſikſchule hatten die Lehrer den gemeſſenen Auftrag, den Unterricht in magyariſcher Sprache zu ertheilen, indem, wie ausdrücklich bemerkt wurde, es mehr um Ungariſch als um Muſik dabei zu thun ſei. Die guten Leute hatten auch einen ſonderbaren Begriff von dem, was man in der Muſikwelt italieniſche, franzöſiſche und deutſche Schule nennt, indem einige der Vorſteher dieſer Anſtalt ſich nicht entblödeten zu äußern, ſie hätten nichts dagegen, wenn die Zöglinge, außer in der ungariſchen Muſik (darunter verſtanden ſie den „Rakotzi", den „Eſardas" etc.), auch in der franzöſiſchen und italieniſchen unterrichtet würden, nur die deutſche Muſik (Mozart, Hayden [sic!], Weber, wie ſeid Ihr zu bedauern!) wäre durchaus nicht nothwendig!!

Auf den Bällen, welche die Juriſten, der „Kör" und andere magyariſche Geſellſchaften veranſtalteten, (in neueſter Zeit überall ohne Ausnahme) wurden alle europäiſchen Tänze, die Quadrille, die Polka, die Polonaiſe etc. neben den rohen magyariſchen geſtattet, nur der deutſche Walzer wurde ſtrengſtens verpönt. Eben ſo wurde bei ſolchen Geſellſchaften jedes deutſche Wort vermieden und Niemand durfte im Frack, in letzterer Zeit auch nicht mit einem Cylinderhut erſcheinen; denn dieſe gelehrten Herren hielten Cylinder und Frack nicht für eine franzöſiſche, ſondern für eine ſpecifiſch deutſche Mode!

Dieſes Abmühen gegen Alles, was deutſch iſt oder eine deutſche Färbung hat, Oppoſition zu machen, offenbarte ſich bei jeder Gelegenheit. Selbſt bei der Anlegung der Eiſenbahnen konnte man ſich füglich nicht davon losmachen. Man wollte eine Eiſenbahn nach Fiume, nach Debrezin, nach Ketſkemet, ja man hätte eine nach der

Tartarei gewünſcht, nur jene nach Wien und Deutſchland fand viele magyariſche Widerſacher. Man ſcheuete es, mit Deutſchland in nähere Berührung zu kommen, und als die Sache nicht leicht mehr abzuändern war, geſtattete man den Unternehmern der Centralbahn die Strecke von Peſth nach Wien nur unter der erſchwerenden Bedingung, daß zu gleicher Zeit jene nach Debreczin in Angriff genommen werden ſolle.

Die Geſellſchaft mußte ſich zu dem letzteren, wenig Gewinn in Ausſicht ſtellenden Werke bequemen, denn ſo wie alles Andere wollte man in Ungarn Eiſenbahnen, nicht wegen des materiellen Nutzens, ſondern gewiſſer Principien zu Liebe. Hat doch erſt vor einigen Wochen ein Peſther magyariſches Journal zur Bildung einer neuen Donaudampfſchiffahrtsgeſellſchaft aufgefordert, und zwar vorzüglich aus dem Grunde, damit die darauf Angeſtellten Magyaren ſein und magariſch ſprechen ſollen!

Ich brauche nicht erſt zu bemerken, daß gleich beim Entſtehen der ungariſchen Eiſenbahnen die Geſchäftsſprache die magyariſche war, daß Fahrordnungen, Aufnahmskarten, Affichen etc. in derſelben Sprache abgefaßt waren; auch das famoſe „Sz." ſtatt „Nro" fehlte nicht; die Conducteure mußten Ungarn ſein uſw.

So wie bei allen öffentlichen Anſtalten, in welche die magyariſchen Behörden Einfluß hatten, der magyariſchen Sprache alle andern Intereſſen untergeordnet waren, ſo war dies auch bei dem Peſter Blindeninſtitute der Fall. Dem Peſther Comitat war dieſes Inſtitut viel zu wenig magyariſch; es umfaßte zu viel deutſche und mitunter auch ſlaviſche Elemente. Der damalige Director, der auch durch ſeine muſikaliſche Bildung bekannte Hr. Doleczalek (ein Böhme) hatte ſeine liebe Noth mit dieſen Herren. Die armen Blinden ſollten vor allem Magyaren werden und dann erſt als nützliche Bürger erzogen werden, und die hochweiſen Comitatsherren gingen bald noch weiter; ſie verlangten faſt unverhohlen, daß kein Zögling in dem Inſtitute aufgenommen werde, der nicht ſchon der magyariſchen Sprache kundig wäre. Vergebens waren die Gegenvorſtellungen des geplagten Directors, der — ſelbſt ein Slave, für ſeine hintangeſetzten Stammesgenoſſen, ſo wie für die Deutſchen das Wort nahm. „Blindheit" ſagte einer dieſer philantropiſchen Herren, „iſt nur Nebenſache, ungariſche Sprache iſt Hauptſache!" — „Mein lieber Herr", gab Doleczalek zur Antwort, „ich ſehe, bei Ihnen iſt Blindheit die Hauptſache." — Und die Herren ruheten nicht eher, bis der nichtmagyariſche Director ſeines Amtes entſetzt wurde!

Unter ſolchen Verhältniſſen konnte natürlich die deutſche Literatur in Ungarn auf keinen grünen Zweig kommen; das Wenige, das ſich davon zeigte, wurde noch durch alle möglichen Ränke verfolgt und unterdrückt. Nur einige deutſche Zeitungen und Journale wußten ſich zu behaupten, obgleich auch gegen dieſe alle Hebel in Bewegung geſetzt wurden. So durften manche Frauen keine deutſchen Modejournale halten; viele Damen konnten allerdings der Verſuchung nicht widerſtehen, es ins Geheim zu thun, dafür kamen ſie auch bei der Entdeckung übel weg. Deutſchgeſchriebene Journale aber, welche, wie noch heutzutage einige in Wien erſcheinende,[11])

[11]) Erſt in der allerletzten Zeit entblödet ſich nicht ein Wiener deutſches Blatt, dem abgetretenen Peſther Gemeinderat ſeine gränzenloſe Entrüſtung zu bezeigen, weil dieſer den ungeheuren Frevel begangen habe, in einer Stadt mit 80 bis 100 000 Bewohnern deutſcher Zunge, ein deutſches Theater mit einigen tauſend Gulden zu ſubventionieren. Dem Wiener deutſchen Blatte wollte wegen dieſer „Germaniſierung" deutſcher Bewohner ſchier das Herz zerplatzen, während es, allem Anſcheine nach, einen Aufwand von hunderttauſenden zu deren Magyariſirung freudig begrüßt haben würde. Es geht nichts über Geſinnungstüchtigkeit!

niedrig und gesinnungslos genug waren, als Speichellecker des Magyarismus zu figuriren und dessen halbbarbarische Sprache auf Kosten der deutschen zu erheben, erhielten Gnade in den Augen der Ultras und was auffallend ist: die Censur begünstigte dieses Verfahren.

Ein großer deutscher epischer Dichter, der berühmte Erzbischof Ladislaus Pyrker, erhielt im Lande deßhalb nicht die verdiente Würdigung und mußte sich sogar manche herbe Angriffe gefallen lassen, weil er deutsch dichtete. Vergebens betheuerte er, daß er eine deutsche Erziehung genossen und nicht magyarisch dichten könne — seine Gegner waren nicht zu besänftigen. Ein ungarischer Erzbischof und deutsch dichten, das war in ihren Augen eine Entweihung des Vaterlandes, die nicht verziehen werden konnte — und das Vaterland steht „höher als Alles, höher als Gott, als die Freiheit", sagt Graf Zay, und — als der gesunde Menschenverstand!!

Ein magyarischer Epiker, der in neuester Zeit viel genannte Vörösmarty stand hingegen bei seinen Landsleuten in hohen Ehren. Wenngleich Europa eben so wenig von seinem poetischen Genius ergriffen ist, wie ihm sein Name fremdartig klingen mag, so schrieb er doch in magyarischer Sprache und das genügt schon so ziemlich, um ihm in Ungarn Geltung zu verschaffen. Sein Hauptverdienst bestand aber unstreitig in seiner ächt magyarischen Natur. Dieser Mann rechnete es sich zum Ruhme an, nie ein deutsches Wort zu sprechen; kam er in eine deutsche Gesellschaft, so blieb er lieber stumm, als daß er sein heiliges Gelübde gebrochen hätte, und dennoch hatte er sein Bischen Bildung, so wie alle ungarischen Literaten ohne Ausnahme, sich nur mittelst der deutschen Sprache angeeignet! —

Bei dem Allen aber lag die ungarische Literatur, mit Ausnahme der politischen Journale, welche von der damaligen Censur (im Vormärz nämlich) auf die ungerechteste Weise gegen die deutsche begünstigt wurden, sehr im Argen. Geschrieben wurde zwar viel, aber wenig gelesen und noch weniger gekauft. In neuester Zeit mag sich dies vielleicht etwas, aber gewiß nicht viel gebessert haben. Die Pesther Buchhändler können bezeugen, welch' ungeheurer Unterschied zwischen dem Debit deutscher und ungarischer Bücher herrschte und gewiß jetzt noch herrscht. Nichtsdestoweniger wird von magyarischer Seite ihre Literatur auf die arroganteste und lächerlichste Weise überschätzt, und dabei verächtlich auf die deutsche herabgesehen. Bei Gelegenheit der Schillerfeier im November 1859 z. B. machte sich der magyarische Ingrimm auf mancherlei Weise Luft. In vielen großtentheils von Deutschen bewohnten Orten verhinderte man jede das Andenken des großen deutschen Dichters ehrende Kundgebung. Mehrere magyarische Beamte in Raab wollten einem Wiener Blatte (dem „Fremdenblatt") einen Injurienproceß an den Hals werfen, weil es sich erkühnt hatte zu schreiben, daß sie, die magyarischen Beamten, Theil an einem Schillerfest genommen hätten. Welcher Schimpf! Welch' eine Entweihung des geheiligten Vaterlandes! — Ein anderer magyarischer Patriot schrieb in ein Wiener Blatt, daß Ungarn mehrere Dichter, die eben so groß wie Schiller sind, und auch noch größere aufzuweisen habe. Und das Wiener Blatt gab seine Spalten zu diesem Wahnwitze her!

Von ihrer glänzendsten Seite aber zeigte sich die Magyaromanie in der Theilnahme, die sie ihrem Theater angedeihen ließ. Es gab eine Zeit, in der das magyarische Theater eine der wichtigsten, wo nicht die wichtigste Frage der ungarischen Statasangelegenheiten bildete, und diese Theatermanie dauerte ziemlich ungeschwächt bis in die neueste Zeit fort. Das magyarische Theater, für das der Reichstag einen Fond von 400,000 Gulden C. M. bewilligte, ward gewissermaßen als ein Palladium ungarischer Nationalität, als das Allerheiligste vaterländischer Interessen ge-

halten, zugleich aber mußte es dazu dienen, durch allen möglichen Kraftaufwand, durch alle ihm ſo reichlich zu Gebote ſtehenden Mittel dem deutſchen Elemente und der bei weitem höher ſtehenden deutſchen Kunſt in Ungarn den Garaus zu machen. Die Direktion des magyariſchen Theaters hatte eine bedeutende Geldunterſtützung zur Verfügung, welche ſie größtenteils dazu verwendete, um das auf ſeine eigene Kraft angewieſene deutſche Muſenhaus auf jede tunliche Weiſe zu überflügeln und zu beeinträchtigen. Es wäre viel zu weitläufig, alle die niedrigen Winkelzüge und Intriguen anzuführen, welche gegen das deutſche Theater ins Werk geſetzt wurden, es genüge zu erwähnen, daß man alle fremden Künſtler, welche dort gaſtieren wollten und lukrativen Erfolg verſprachen, durch Honorar-Ueberbietungen abwendig zu machen und für die Nationalbühne zu gewinnen ſuchte, mochten ſie hier geeignete Beſchäftigung erhalten können oder nicht. Die urſprüngliche Tendenz einer Nationalbühne: die vaterländiſche Sprache und Kunſt zu heben und zu veredeln, wurde ganz aus dem Auge gelaſſen, indem man es vorzüglich auf Opern, italieniſche Gurgeleien, Tänze uſw. abſah, und ſelbſt nicht Taſchenſpieler, Gaukler und Luftſpringer verſchmähte, wenn es galt, das Publikum vom deutſchen Theater ab- und dem magyariſchen zuzuwenden. Außerdem mußte das deutſche Theater auf vielfache Weiſe verleumdet und in dem Auge des Publikums herabgeſetzt werden, wozu ſämtliche ungariſche und auch einige geſinnungsloſe deutſche Journale freudig die Hand boten. Selbſt die Zenſur unterſtützte dieſes ſchmähliche Vorhaben, indem ſie nicht nur die gröbſten Invektive zuließ, ſondern auch gar manche Stimme der Verteidigung unterdrückte. Man ging auch ſo weit, abſichtlich Exzeſſe im deutſchen Theater anzuſtiften, um es in Verruf zu bringen und den Beſuch zu ſchmälern, gegen welche Skandale die Direktion ſich nicht zu ſchützen vermochte, da keine Stadtbehörde es wagte einen energiſchen Schritt gegen ſolche magyariſche Uebergriffe zu unternehmen.

Wir erinnern uns des Vorfalls mit dem Violinvirtuoſen Vieuxtemps, welcher, nachdem er ſeiner gegen die ungariſche Theaterdirektion eingegangenen Verpflichtung vollkommen nachgekommen war, auch im deutſchen Theater ſich hören laſſen wollte, wegen dieſes „frevelhaften Vorhabens“ aber ſchändlich inſultiert wurde. Als nämlich Vieuxtemps vor einem vollen Hauſe im deutſchen Theater erſchien und eben den Bogen zu ſeinem meiſterhaften Spiele anſetzen wollte, erhoben einige magyariſche Jünglinge oder vielmehr Buben ein ſo lärmendes Toben und gellendes Pfeifen, daß das Haus erdröhnte, worauf der Künſtler ganz gelaſſen den Bogen in die Violine ſteckte und augenblicklich das Haus und Peſth verließ. Die Einnahme überließ Vieuxtemps wohltätigen Zwecken, der Welt aber mag er wohl eine Monographie der magyariſchen Begriffe von Freiheit und Ziviliſation mitgeteilt haben. Bei dieſer ſchimpflichen Behandlung von Seiten dieſer „Magyaren“ muckſte das große deutſche Publikum nicht; ebenſo wenig die ohnmächtige Behörde, man ließ ſich dieſelbe, ſo wie vieles andere, ohne Ahndung gefallen.

Das deutſche Theater mußte noch ſo manche Demütigung von Seiten des magyariſchen ertragen. Gab jenes zufällig an dem Tage eine Oper, an dem der magyariſche Muſentempel auch eine gab, ſo erhoben alle Journale ein Zetergeſchrei über dieſe Impertinenz und noch mehr war dies der Fall, wenn ſich das deutſche Theater vermeſſen wollte, ein Stück zu geben, das mit einem auf dem magyariſchen Repertoire befindlichen etwa einen ähnlichen Inhalt oder eine gleiche Tendenz hatte. Der lächerliche Prozeß, den der magyariſche Kramerfabrikant Szigligeti wegen ſeines Machwerkes: „Der Deſerteur“ hatte, machte viel von ſich reden. So ungerecht

Szigligeti's Anmaßungen auch waren, so gewann er doch seinen Prozeß. Das deutsche Stück: „Der Deserteur" durfte auf dem deutschen Theater nicht gegeben werden, weil Szigligeti (fälschlich) behauptete, es wäre eine Uebersetzung seines Stückes und keine deutsche Bühne wäre würdig, seine Werke zur Aufführung zu bringen. (Soll wirklich seine Aeßerung gewesen sein.)

Obwohl, wie leicht begreiflich, die magyarischen Theateraffichen an allen Ecken und Enden der Stadt Pesth angeschlagen werden durften und sich sogar auf dem deutschen Theaterhause breit machten, so erfreute sich doch das deutsche Theater keineswegs eines solchen Rechtes. Wehe Dem, der sich unterfangen haben würde, deutsche Theaterzettel auf dem magyarischen Tempel Thaliens anzuheften, er wäre mindestens gesteinigt worden — ja in dem ganzen Rayon dieses Theaters, in dem ganzen dortigen Stadtbezirk, durfte sich kein deutscher Theaterzettel blicken lassen. Alles, was deutsch war, wurde aus dieser geweihten Gegend verbannt. In dem magyarischen Theater durfte kein deutsches Wort gehört werden, jeder, dem zufälllig ein solches entschlüpfte, war in Gefahr beleidigt oder gar hinausbugsiert zu werden. Gar oft wurde in den Journalen diese oder jene Loge denunziert, aus welcher man eine deutsche Konversation gehört hatte und die Inhaber der Logen konnten bei ihrem Wiedererscheinen auf Insulten gefaßt sein. Fast ebensowenig durfte es ein ächter Magyare wagen, das deutsche Theater zu besuchen. Daß es eine Gesellschaft gab, welche sich auf Ehrenwort verpflichtete, nie in das deutsche Theater zu gehen, war eine bekannte Sache, allerdings ein Umstand, welcher dem deutschen Theater eher vorteilhaft als nachteilig war, denn es ward dadurch einen großen Teil seiner Lärmmacher und Stänkerer los.

Was Wunder nun, daß bei solcher feindseligen Stimmung zur Zeit, als das große deutsche Theater in Pesth ein Raub der Flammen wurde (2. Febr. 1847), man allgemein der Meinung war, die ultramagyarische Partei habe es angezündet, um mit einem Schlage dieses verhaßten Institutes ledig zu sein. Wir unsererseits wollen sie keineswegs einer so verwerflichen Handlung zeihen, oder auch nur fähig halten; gewiß aber ist es, daß die meisten von ihnen unverholen ihre Freude über dieses unglückliche Ereigniß an den Tag legten; ja die Nachricht davon wurde in dem berüchtigten Café Pilvax, dem damaligen Sammelplatze der magyarischen Jugend, mit einer gewissen Jubel-Demonstration aufgenommen und man rief laut aus: „Nun hat es mit dem lumpigen deutschen Theater in Pesth für immer ein Ende!"

Als jedoch bald darauf eine Gesellschaft deutscher Bürger ein Aktienkapital von 20.000 Gulden C. M. zusammenschoß um ein deutsches Interimstheater zu bauen, da hätte man sehen sollen, wie erschreckt diese magyarischen Herren alle waren; doch kamen sie überein, sich diesem Vorhaben mit allen nur erdenklichen Mitteln zu widersetzen. In der Tat waren es auch fast unübersteigliche Hindernisse, welche man den Unternehmern von allen Seiten, von unten und oben, entgegen setzte und nur der besonderen Geduld, Energie und Ausdauer des damaligen deutschen Theaterdirektors, Herrn Horst (gegenwärtig Oberregisseur des k. k. Theaters in Josephstadt zu Wien) war es zuzuschreiben, daß die Sache, wenn auch unter sehr drückenden Bedingnissen, durchgesetzt wurde, d. h. man war endlich so gnädig, den deutschen Bewohnern (welche die überaus große Mehrheit der Stadt bildeten) zu erlauben, für ihr Geld sich ein deutsches Theater zu bauen! Aber selbst dann noch ruhten die Gegner der Anstalt nicht. Sie suchten ihr vorzüglich dadurch zu schaden, daß sie mittels aller ihrer Organe, die falsche Nachricht verbreiten ließen (ein deutsches Schandjournal war dabei am meisten tätig), daß das neue Haus baufällig und für die Besucher gefährlich wäre, so daß in der ersten Zeit das Publikum wirklch von dem Besuche abgeschreckt wurde.

Wir haben ſchon erwähnt, daß es als eine Profanierung des geheiligten magyariſchen Theaters galt, wenn darin ein deutſches Wort geſprochen wurde. Eher würde man hottentottiſch oder kalmückiſch darin geduldet haben als deutſch. Daher entſtanden die Lächerlichkeiten, daß deutſche Künſtlerinnen, wie eine Haſſelt, eine Lutzer uſw., welche man auf dieſer Bühne nur deshalb gaſtieren ließ, um ſie der deutſchen zu entziehen, in italieniſcher Sprache ſingen mußten, während die heimiſchen Mitglieder ihre Parthieen magyariſch vortrugen. Doch am amüſanteſten war die Hiſtorie mit Liſzt. Liſzt, der berühmte Pianiſt iſt bekanntlich, wenn auch kein Magyare doch ein Ungar, nämlich ein in Ungarn geborener Deutſcher. Zur Zeit als ſein Ruf im Zenitpunkte ſtand, beſchloß er auch ſein Vaterland zu beſuchen, um auch dort Proben ſeiner Virtuoſität abzulegen. Das ſchmeichelte dem Nationalſtolze der Magyaren und man nahm ſich vor, dem berühmten Landsmann in Peſth große Ovationen zu bereiten. Ein Ungar von europäiſcher Berühmtheit, eine ſeltene Erſcheinung! mußte ein willkommener Gegenſtand für den ſtets überſprudelnden Nationalitätsenthuſiasmus dieſer Söhne Arpads ſein. Die Anſtalten zu ſeinem Empfange waren großartig, eine glänzende Deputation wurde ihm entgegengeſchickt. Aber Liſzt kam nach Peſth und ach! welche traurige, niederſchlagende und demütigende Ueberraſchung: Liſzt, der geborene Ungar, von dem der Magyarismus ſo viele ſchöne Erwartungen hegte, Liſzt verſtand kein Wort magyariſch! Liſzt, den man ſchon im Voraus durch irgend eine aufgefundene oder neugeſchaffene Urkunde zum ungariſchen Edelmann ſtempelte — denn der Nichtadelige galt bei allen Parteien in Ungarn als ein halber Menſch, zur misera contribuens plebs gehörend — Liſzt vermochte ſich in magyariſcher Sprache nicht auszudrücken. Das wirkte wie ein Donnerſchlag auf die magyariſchen Enthuſiaſten und in der Tat, hätte man früher Kenntnis davon gehabt, der große Virtuoſe wäre ſicher desavouiert worden, man hätte ihn nicht als Ungar anerkannt, ſein Talent, ſein Genie nicht im Voraus ſo maßlos angeprieſen und in den Himmel erhoben. Allein die Sache war einmal fait accompli, Liſzt war da und man konnte die ſeinethalben ausgeſtoßenen Poſaunentöne nicht mehr zurücknehmen. — Die Vergötterung, welche Liſzt in Peſth zu Teil wurde, iſt bekannt; die famoſe Ehrenſäbelgeſchichte europäiſch berühmt; es waren ſchöne Beiträge zur Erſchütterung des Zwerchfells. Aber das war nicht alles, die Magyaren lieben Demonſtrationen bis zur Komödienſpielerei und Liſzt iſt bekanntlich ein nicht minder großer Komödiant; hierin iſt er ganz Magyare.

Bei der Ceremonie der Säbelverleihung, die öffentlich auf dem Theater vor ſich ging (es war am 6. Mai 1846), ſollte Liſzt eine Rede halten. Das war beſchloſſene Sache. Aber in welcher Sprache, da Liſzt kein ſterbendes Wörtchen magyariſch verſtand? — Deutſch? Behüte der Himmel! Das wäre ja eine Entheiligung des Hauſes geweſen, wenn auch zugegeben werden mußte, daß ſowohl Liſzt, als das ganze Publikum dieſer Sprache vollkommen mächtig waren. Liſzt mußte eine Rede in franzöſiſcher Sprache halten, welche außer dem Redner vielleicht kaum ein Dutzend der Anweſenden verſtanden haben mag. Alſo Liſzt, den gewaltigen Säbel an der Seite (Kalpag, Dolmany, Stiefelhoſen und Spornſtiefel waren damals noch nicht ſo unerläßlich wie heutzutage), haranguirte das Publikum in franzöſiſcher Sprache mit dem Pathos eines Julius Cäſar oder eines Napoleon I. nach einer gewonnenen Schlacht. Ihm zur Seite ſaß ein Dolmetſch, welcher den franzöſiſchen Sermon ſofort in magyariſche Worte übertrug und zu Papier brachte, worauf das Ciceroniſche Werk zum Jubel und zur Erbauung des ungeduldig harrenden Publikums im magyariſchen Idiom — das wenigſtens zwei Dritteile der Anweſenden auch nicht verſtanden — verleſen wurde.

Nach dem Theater Fackelzug, Pferdeausſpannen, Bankett uſw., wobei der gefeierte Virtuoſe magyariſch angeredet und magyariſch betoaſtet, was von ihm aber franzöſiſch beantwortet wurde. Er zeigte ſich auch auf dem Balkone „dem Volke". Magyariſche Akklamationen und franzöſiſcher Dank. Da ſich beide Parteien nicht verſtanden, ſo entſtand aus den Quiproquos für den Kundigen beider Sprachen eine recht poſſierliche Unterhaltung.[12])

Bei ſeiner Abreiſe von Peſth verſprach Liſzt ſeinen magyariſchen Bewohnern, ſich ihre Sprache anzueignen, und zum Zeichen daß es ſein Ernſt iſt, nahm er auch einen magyariſchen Sprachmeiſter mit ſich, allein ſchon einige Tagereiſen von Peſth entließ er denſelben. (In neuerer Zeit hat ſich Liſzt bei ſeinen magyariſchen Verehrern deßhalb Gunſt und Anſehen verwirkt, weil er mit Recht behauptete, daß die ſogenannte ungariſche Muſik ein Werk der Zigeuner wäre; die ungariſche Muſik verleumden iſt aber crimen laesae majestatis).

Ein noch ergötzlicheres Seitenſtück zu dieſer Liſztiade gewährte der bekannte Taſchenſpieler Bosco, das wir hier zum Schluſſe mitteilen wollen.

Bosco kam nach Peſth, in der Abſicht, ſeine Vorſtellungen im deutſchen Theater zu geben, von dem aus ihm vorteilhafte Anträge gemacht wurden.

Kaum hatte die magyariſche Theaterdirektion davon Kenntnis erhalten, als ſie dieſen Eskamoteur, welcher bedeutende Einnahmen in Ausſicht ſtellte, der deutſchen Bühne à tout prix abwendig zu machen ſuchte. Sie überbot bedeutend das Honorar des deutſchen Theaters und Bosco willigte ein. Aber da kam nun wieder die alte Schwierigkeit: in welcher Sprache ſollte Bosco ſeine Zauberkünſte erklären? Magyariſch war ja doch dem Italiener fremd und von Deutſch durfte ja beileibe keine Rede ſein. Der Direktor ſchlug ihm daher vor in italieniſcher oder franzöſiſcher Sprache mit dem Publikum zu konverſiren.

„Aber per dio!" wandte der Taſchenſpieler ein, „verſtehen ja Publiko nix italieniſch, nix franzöſiſch, wie ſollen dann verſtehen meine Kunſt?

„Ja," verſetzte der Direktor, „da kann ich Ihnen nicht helfen. Sie verſtehen nicht ungariſch, und deutſch dürfen Sie einmal auf dieſer Bühne nicht ſprechen; lieber gebe ich Sie ganz auf."

„Ma, mein lieber Erre," erwiderte der ſchlaue Italiener „ſprecken ick ja nit deutſe Sprachen, ſprecken ick a Bisl franzöſiſch, a Bisl italieniſch, a Bisl deutſch, Alles durcheinander, das is ja nit deutſe Sprachen, das is nur kauderwelſche Sprach."

Dieſes Argument hatte Gewicht; man geſtattete dem Magier kauderwelſch, aber ja nicht rein deutſch zu ſprechen!

---

[12]) Etwas ähnliches ereignete ſich in jüngſter Zeit. Am 16. Febr. 1861 fand in Peſth eine Wählerverſammlung ſtatt, wobei ein ſogenannter Volksredner, Beſze Janos (sic!), eine fulminante Rede in magyariſcher Sprache gegen die Regierung hielt. Die anmaßenden deutſchen Michels, obwohl ſie kaum das zehnte Wort verſtanden, brüllten das unvermeidliche Eljen (sic!). — Der Redner aber, welcher wohl eingeſehen haben mochte, daß dieſer Beifall nur auf guten Glauben ſich äußerte, ließ ſich herab, ſein magyariſches Meiſterwerk in deutſche Worte zu übertragen. Als Stil- und Geiſtprobe mag folgende Stelle dienen: „Müßt um Gotteswillen kan wählen, der nit ungriſch kann. Wär große Schandfleck, wenn Deputierte der Peſther Stadt auf Landtag deutſch reden möcht!" (Eljen [sic!], dem Schandfleck!). Zum Schluß ſagte der neue Demoſthenes: „Jetzt haßt's ſein oder nit ſein, wie es in an Theaterſtuck ſteht!" — Davon waren die deutſchen Wähler ſo entzückt, daß ſie mit den Worten: „Der kahns!" den Saal verließen.

Nachtrag.

Ein Wiener Blatt brachte am 26. Januar d. J. einen aus einer in Glasgow erſcheinenden Monatsſchrift „The Sybil" entlehnten Artikel, überſchrieben: „Etwas über den magyariſchen Stolz", welcher einen ungariſchen Flüchtling zum Verfaſſer haben ſoll. Das Wiener Blatt wurde ſchnell vergriffen und der Redakteur verſichert, daß er noch eine dreifache Auflage davon hätte abſetzen können. Dies mag zum Beweiſe dienen, daß die neueſten Vorgänge in Ungarn, die wieder auferſtandene Komitatswirtſchaft mit obligaten Stockprügeln, und die dort fort und fort ſich kundgebende maßloſe Feindſeligkeit gegen alles, was deutſch und deutſchen Urſprungs iſt, die Sympathie, welche man früher in Wien für die Magyaren hegte, mächtig abſchwächten. Der Artikel lautet folgendermaßen:

„Auf was haben die Magyaren Urſache ſtolz zu ſein? Iſt es eine glorreiche Geſchichte, eine glänzende Vergangenheit? Ihre Geſchichte zeigt faſt nichts als räuberiſche Ueberfälle und demütige Unterwerfung. Haben ſie Erhebliches im Gebiete der Wiſſenſchaften, der Künſte, der Literatur geleiſtet? Hat die Welt ihnen in irgend einem Fache gemeinnützige Erfindungen und Entdeckungen zu verdanken? Man nenne uns etwas dergleichen. Künſtler oder auch nur Feldherren, welche ſich einen Weltruhm erworben haben, aufzuweiſen? Wie heißen ſie, wo waren ſie, wo ſind ſie? — Haben oder hatten ſie eine freiſinnige Verfaſſung? Mit Nichten! War doch ihre Geſetzgebung gerade der Gegenſatz von einer Konſtitution, wie ſie ſein ſoll, das miſera contribuens plebs an der Stirne tragen [sic!].

Und doch ſind ſie ſtolz, unbändig ſtolz, ſtolzer als irgend eines der ziviliſierten Völker Europas, auf welche ſie meiſt mit Verachtung herabſehen; ſtolzer als jene Völker, in deren Mitte die Buchdruckerpreſſe und das Schießpulver, das Geſetz der Schwere und der Planetenlauf, die Voltaiſche Säule und der Blitzableiter, Dampfmaſchine und der elektriſche Telegraph, der Jacquardſtuhl und das Daguerrotyp erfunden wurden; ſtolzer als jene Nationen, aus welchen ein Newton und ein Herſchel, ein Columbus und ein Vasco da Gama, ein Montesquieu und ein Rouſſeau, ein Leibnitz und ein Humboldt, ein Goethe und ein Schiller, ein Shakeſpeare und ein Byron, ein Racine und ein Voltaire, ein Dante und ein Taſſo, ein Cervantes und ein Calderon, ein Waſhington und ein Franklin, ein Mozart und ein Haydn, ein Raphael und ein Tizian, ein Rubens und ein Albrecht Dürer und unzählige andere Berühmtheiten hervorgegangen, gegen welche die ſogenannten „großen Magyaren" wahrhafte Pygmäen zu nennen ſind.

Aber ſie ſind ſtolz auf alles was Ungariſch iſt, ſtolz auf ihre halbbarbariſche Sprache, ſtolz auf ihre öden, verwahrloſten Pußten, auf ihre nackten Heiden, auf ihre unwegſamen Landſtraßen, auf ihre zerlumpten Dörfer, auf ihre Sümpfe und Moräſte; ſtolz auf ihre eckeligen Zigeuner und deren kreiſchendes ohrenzerreißendes Gefiedel, ſtolz auf ihre ſchmierigen Roß- und Schweinehirten; ſtolz auf ihre tartariſche, von jeder der ziviliſierten Welt abweichende Tracht; auf ihre Canaß- (Sauhirten-) Hüte, ihre ſpeckigen Schnürröcke, Sporenſtiefel und Stiefelfetzen; ſtolz auf ihre gewaltigen von Fett triefenden Schnurbärte; ſtolz auf ihre Roheit, auf ihr Uebermaß im Fluchen und auf ihr Eljen [sic!]-Heulen; ſtolz auf ihre Nemes-ember-Vorrechte und ihre Stockprügel-Juſtiz; ſtolz endlich auf ihren Stolz, — das Einzige auf das ſie wirklich [handſchriftlich am Rand ergänzt: ſtolz zu ſein] Urſache hätten; denn darin ſtehen ſie unübertroffen da!"[13])

[13]) Am Schluß der Broſchüre der Buchvermerk: „Druck von C. G. Naumann in Leipzig."

II.

Ein Proteſtſchritt des Budapeſter Deutſchtums aus dem Jahre 1874.

Wir wiſſen, daß das Peſt-Ofener Deutſchtum ſchon in der Zeit des Vormärz weitgehend innerlich ausgehöhlt war, ſeine innere Stärke auch während der neoabſolutiſtiſchen Periode von 1849—1860 nicht wiederzugewinnen imſtande war und ſeit Beginn der ſechziger Jahre, vor allem aber ſeit 1867 raſch der Madjariſierung anheim fiel. Dabei wäre es irrig, zu glauben, daß das deutſche Element keinerlei Verſuche gemacht hätte, ſeine Stellung zu feſtigen. Die Zahl derer, die mit der Entwicklung unzufrieden waren, muß die ganze Zeit hindurch ſogar außerordentlich groß ſein. Vor allem ein Teil des aufgeſchloſſeneren, wohlhabenderen Bürgertums ſcheint ſich mit dem Untergang des deutſchen Elementes nicht abgefunden haben zu können.[14]) Die Lage des deutſchen Bürgertums in Budapeſt war deswegen ſo ſchwierig, weil es in keinerlei Form zuſammengeſchloſſen war, auch auf eine Unzahl von „Salons" und ſonſtige Kreiſe zerſplitterte, keine Möglichkeit politiſcher Willensbildung beſaß. Erſt in den 70-er Jahren wurde das anders. Edmund Steinacker, und auch einige andere einſichtsvolle deutſche Bürger unternahmen damals den Verſuch einer politiſchen Sammlung. Als Anſatz nach dieſer Richtung darf auch der nachſtehend veröffentlichte Entwurf einer Eingabe an das ungariſche Abgeordnetenhaus aus dem Jahre 1874 gelten. Es handelt ſich um eine Eingabe, für die wahrſcheinlich eine Unterſchriftenſammlung eingeleitet worden war, der allerdings nicht viel Erfolg zuteil geworden ſein wird. Immerhin waren hektographierte Unterzeichnungsbögen im Umlauf, was auf eine größere Aktion ſchließen läßt. Ein Hauptbetreiber dieſes beabſichtigten Schrittes war wohl Edmund Steinacker.

Die Tonart der Denkſchrift iſt zurückhaltend, maßvoll, aber zugleich entſchieden. Die ſprachlichen Rechte des ungarländiſchen Deutſchtums werden betont. Gefordert wird namentlich eine Berückſichtigung des deutſchen Bevölkerungsteiles in der Hauptſtadt Budapeſt, der durch Geſetzartikel XXXVI der Hauptſtadt Budapeſt vom Jahre 1872 auf das ſchwerſte getroffen worden ſei. Die Denkſchrift erhebt dieſe Forderung unter mehrfachem Hinweis auf Geſetzartikel XLVI des Nationalitätengeſetzes vom Jahre 1868, das „als Minimum der Conceſſionen an die

---

[14]) Edmund Steinacker berichtet ſo z. B. in ſeinen Lebenserinnerungen (München 1937) von ſeinem Peſter Großonkel Chriſtian Malvieux, daß dieſer wegen ſeiner „ſchwarz-gelben kaiſerlichen Geſinnung in ungariſchen Patriotenkreiſen" verfehmt geweſen ſei (S. 11). Vgl. auch Pukánſzky, a. a. O. 89—90.

Landesbürger nichtmagyariſcher Zunge, bis zu deſſen allfälliger Aenderung auch für die Hauptſtadt wieder in Kraft und Geltung treten" müſſe.

Zweifellos hängt dieſer Schritt mit dem von Steinacker und ſeinen Geſinnungsfreunden etwa ſeit 1873 unternommenen Verſuch zuſammen, das ungarländiſche deutſche Bürgertum politiſch zu aktivieren,[15]) um es dadurch vor dem drohenden Untergang zu retten.

Sehr geehrtes Abgeordnetenhaus![16])

Im Bewußtſein patriotiſcher Geſinnung und aufrichtiger Sympathie für unſern ungariſchen Bruderſtamm, anerkennen wir unterzeichneten deutſchen Bürger Budapeſt's, daß unerſchütterliches Feſthalten an Sprache und Nationalität nicht nur zu deſſen hervorragendſten, ſondern auch für den Beſtand unſeres gemeinſamen Vaterlandes hochwichtigſten Eigenſchaften gehören. So ſehr wir jedoch dieſe glühende und zu jedem Opfer bereite Liebe des eigenen Volkstums zu ſchätzen wiſſen, ſind wir doch von begreiflicher Unruhe erfüllt, ſeit dieſe Eigenſchaft bis zu dem alles Andere überbietenden Beſtreben geſteigert worden iſt, die ungariſche Sprache zur allein herrſchenden im Lande machen zu wollen. Dieſer durch zahlreiche Erfahrungen der letzten Jahre erwieſenen Tatſache gegenüber, ſehen wir uns genötigt, dem hohen Abgeordnetenhaus rückhaltlos unſere patriotiſche Beſorgnis zum Ausdruck zu bringen.

Wegen der Untrennbarkeit von Sprache und Nationalität müßte ein ſolcher Zuſtand wie er angeſtrebt wird, wenn er überhaupt erreicht würde, ſo viel bedeuten, als die Herrſchaft des einen vaterländiſchen Volksſtammes über die anderen.— Naturgemäß iſt es daher, daß öffentliche Anordnungen, welche dieſe Richtung verfolgen, auf der anderen Seite geeignet ſind, das in jedem Volke ſchlummernde nationale Selbſtgefühl auch in den Herzen der nicht magyariſchen Bürger des Landes zu größerer Lebendigkeit zu erwecken. Je weiter alſo die ausſchließliche Herrſchaft der magyariſchen Sprache als allein berechtigte Staatsſprache ausgedehnt zu werden geſucht wird, daſto mehr müſſen auch den nichtmagyariſchen Staatsbürgern ihre Pflichten gegen die eigene Nationalität zum Bewußtſein kommen, und deſto mehr muß ihr Verlangen ſich ſteigern, nicht nur den Beſtand und die freie Entwicklung ihrer Mutterſprache, ſondern auch deren, ſeit dem tauſendjährigen Zuſammenfinden auf dieſem Boden, bis vor kurzem von keiner Mitnation und von keiner Regierung des gemeinſamen Vaterlandes angetaſtete Berechtigung im öffentlichen Leben durch das Geſetz geſichert zu ſehen.

Wir vermeiden es an dieſer Stelle zu erörtern, ob und in wie weit der über die Gleichberechtigung der Nationalitäten im Jahre 1868 beſchloſſene Geſetzartikel dieſem berechtigten Wunſche entſprochen habe. Gleichwohl mag es uns geſtattet ſein, auf die zahlreichen und aus den verſchiedenſten Teilen des Landes ausgegangenen Bittgeſuche hinzuweiſen, welche auch ſchon gegen die engen Schranken dieſes Geſetzes Klage führen. Um ſo ſchwerer mußten die nichtmagyariſchen Bürger Budapeſts durch jene Beſtimmung des über die Gründung und Organiſierung der Hauptſtadt im Jahre 1872 geſchaffenen Geſetzartikels betroffen werden, welche dem

[15]) Valjavec, Das deutſche Bürgertum und die Anfänge der deutſchen Bewegung in Ungarn: SODF III (1938), 376 ff.

[16]) Von Steinackers Hand über die Aufſchrift mit Blauſtift geſchrieben: 1874.

Gebrauche der Mutterſprache hier noch viel engere Schranken ſetzt, und durch welche man aus dem öffentlichen Leben dieſer Stadt die Anwendung jeder andern als der magyariſchen Sprache ausſchließen will.

Es wird niemand behaupten, daß die nichtmagyariſchen und daß namentlich die deutſchen Bürger der Hauptſtadt in der Liebe zum Vaterlande überhaupt und ſpeziell auch in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen den Staat hinter den magyariſchen Bürgern zurückbleiben. In dieſem Bewußtſein kann die deutſche Majorität der hauptſtädtiſchen Bevölkerung die Ausſchließung der im Geſchäftsverkehr ohnehin unentbehrlichen deutſchen Sprache aus dem öffentlichen Leben der Hauptſtadt nicht anders empfinden, denn als unverdiente Zurückſetzung und ungerechtfertigte Bedrückung.

Denn die ſtrenge Durchführung jenes Geſetzes und die noch über den Buchſtaben desſelben weit hinausgehende Interpretation mancher Beſtimmungen desſelben, inſonderheit die Verordnung ausſchließlich magyariſcher und deshalb für einen ſehr beträchtlichen Teil der Bevölkerung unverſtändlicher, amtlicher, Zuſtellungen und Verlautbarungen hat auf allen Gebieten der ſtädtiſchen Adminiſtration ſehr drückende Hemmungen und ſogar Beſchädigungen des privaten und öffentlichen Intereſſes zur Folge gehabt. Dieſer Geſetzes-Beſtimmung mußten ferner nicht nur mehrere hochverdiente Mitglieder der früheren Repräſentanz bloß wegen ihrer Unkenntnis der magyariſchen Sprache zum Opfer fallen, ſondern es wird auch für die Zukunft einer der intelligenteſten Teile der Bevölkerung von der Wirkſamkeit am munizipalen Leben ganz ausgeſchloſſen oder wird ihm eine ſolche Teilnahme verleidet. Derſelben Richtung müſſen wir es auch zuſchreiben, daß der ausdrücklichen Anordnung des 17 § des 1868 XLVI Geſetzartikels zuwieder, für die beiläufig 170000 Seelen betragende deutſche Bevölkerung der Hauptſtadt und der im Bannkreis weniger Meilen um dieſelbe herumliegenden 34 deutſchen Ortſchaften kein einziges Obergymnaſium mit deutſcher Unterrichtsſprache beſteht, wogegen es in Budapeſt allein 5 Obergymnaſien, worunter 2 Staatsgymnaſien mit magyariſcher Lehrſprache gibt. Wer wollte demnach leugnen, daß die Ausdehnung jener Richtung auch auf das Unterrichtsweſen und namentlich auf die Mittelſchulen, die ja die Beſtimmung haben, dem Volke die leitenden Kräfte der Intelligenz zuzuführen, bereits ſolche Intereſſen zu gefährden begonnen hat, welche kein Volksſtamm ohne Schmerzgefühl und Widerſtand beeinträchtigen läßt.

Die Unterzeichneten anerkennen aufrichtig und ohne Hintergedanken, daß die magyariſche Sprache nicht nur auf Grund des beſtehenden allgemeinen Geſetzes, ſondern auch nach den realen Verhältniſſen, von Jedermann bei allen Aemtern des Landes muß gebraucht werden können. Weder für billig noch für zweckmäßig vermögen ſie es jedoch zu halten, daß die Forderung ausſchließlich magyariſcher Amtsſprache weiter ausgedehnt werde als auf die Geſchäftsführung jener Landes-Central-Aemter und Anſtalten, deren Wirkungskreis ſich auf das ganze Land erſtreckt. Am allerwenigſten gerechtfertigt aber iſt die Ausdehnung derſelben auf ſtädtiſche Repräſentantenverſammlungen und Behörden, ſowie auf deren Verkehr mit dem Publikum.—

Ein ſolches Begehren iſt unzweckmäßig, weil es Schwierigkeiten bereitet, die an vielen Orten nicht zu beheben ſind und geradezu gemeinſchädlich wirken; wie es denn mit Bezug auf die Hauptſtadt insbeſondere Selbſttäuſchung wäre, nicht einſehen zu wollen, daß die unleugbare Stockung ihres in ſehr großem Maße begonnenen Aufſchwunges nicht nur als zeitweiliges Ergebnis der vorjährigen Börſen-

kriſis zu betrachten ſei. Die ſchon jetzt ſchwer empfindliche Schädigung der kommerziellen und induſtriellen Intereſſen entſtammt vielmehr zum großen Teil der forcierten Ausdehnung der magyariſchen Sprache auf Gebiete, wo ſie bisher ſehr wenig heimiſch war und nur durch ſtufenmäßige Entwicklung mit der Zeit dahin gelangen kann, die Konkurrenz beſtehen zu können. Das Begehren nach künſtlicher Magyariſierung iſt unbillig und ſchädlich, weil es das Rechtsgefühl der nichtmagyariſchen Landesbürger verletzt und dieſelben dem beſtehenden politiſchen Syſtem entfremdet.

Die Erfahrung hat dieſe Auffaſſung außer Zweifel geſtellt. Wir haben daher alle Urſache zu bedauern, daß die Meinung unſeres großen Patrioten Franz Deák nicht beherzigt worden iſt, der nicht nur wiederholt von dem Eifer gegen die nichtmagyariſchen Landesſprachen abgeraten, ſondern bekanntlich auch jene bedrückende Beſtimmung des hauptſtädtiſchen Geſetzes mit prophetiſchem Blicke als unnötige und ſchädliche Herausforderung der nichtmagyariſchen Bevölkerung erkannt und ernſtlich widerraten hat.

Mit patriotiſcher Ueberwindung der Gefühle der Bitterkeit, die naturgemäß diejenigen beſchleichen, an welche die Zumutung geſtellt werd, Rechte entbehren zu ſollen, die allen anderen Bürgern des Landes gewährleiſtet ſind, und im Bewußtſein, daß wir Bürger der Landeshauptſtadt an den Laſten des Staates einen hervorragenden und ſtets gewiſſenhaft erfüllten Anteil zu tragen haben, faſſen wir unſer billiges Begehren zum Schluſſe in Folgendem zuſammen.

Wir wünſchen:

In den Verhandlungen der ſtädtiſchen Beratungskörper jene Sprachen — alſo hier neben der magyariſchen vorzugsweiſe auch die deutſche — gebrauchen zu können, welche in der Bevölkerung die verbreitetſten ſind;

alle Publikationen und Zuſtellungen der ſtädtiſchen Aemter nicht nur in magyariſcher ſondern auch in deutſcher Sprache zu erhalten;

bezüglich der Unterrichtsſprache in den Volks- und Mittelſchulen die gerechten Anſprüche der in der Hauptſtadt lebenden Nationalitäten in entſprechendem Maße berückſichtigt zu finden. —

Im Sinne dieſer unſerer vollberechtigten und billigen Wünſche fühlen ſich die Unterzeichneten, geleitet von dem patriotiſchen Streben, ebenſo ſehr das Wohl des Vaterlandes als das Gedeihen der Landeshauptſtadt durch Befriedigung ihrer Bürger zu fördern, zu der Bitte beſtimmt und ermutigt — das ſehr geehrte Abgeordnetenhaus möge geruhen, unter Aufhebung des 89 § des über die Gründung und Organiſierung der Hauptſtadt im Jahre 1872 geſchaffenen XXXVI Geſetzartikels, zu veranlaſſen, daß der über die Gleichberechtigung der Nationalitäten im Jahre 1868 geſchaffene XLVI Geſetzartikel, als Minimum der Konzeſſionen an die Landesbürger nichtmagyariſcher Zunge, bis zu deſſen allfälliger Aenderung auch für die Hauptſtadt wieder in Kraft und Geltung trete.

(Hektographiert, 12 Seiten, die letzten 2 unbeſchrieben. Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München.)

III.

Neue Quellen zu den Sammelbeſtrebungen des ungarländiſchen Bürgertums um 1875.

Bereits in einem anderen Aufſatz habe ich die Beſtrebungen unterſucht, die von Edmund Steinacker und einem Kreis gleichgeſinnter Männer etwa ſeit 1874 unternommen wurden, um durch die Gründung einer deutſchen Tageszeitung ſowie durch die Schaffung einer politiſchen Organiſation des ungarländiſchen Bürgertums Vorbedingungen zur Bildung einer deutſchen Bewegung zu ſchaffen.[17]) Seither habe ich unter dem reichhaltigen Material des Steinackernachlaſſes neue Schriftſtücke über dieſen Fragenbereich entdeckt, die im Nachſtehenden ihre Auswertung erfahren ſollen.

Im nachſtehenden veröffentliche ich zwei neu entdeckte Programme der Zeitung, denen Subſkriptionsbögen beigegeben waren. Die Liſten ſtammen wahrſcheinlich noch aus dem Jahre 1874, was aus dem Inhalt des unter 1 und 2 abgedruckten Schreibens hervorgeht. Der Wert dieſer beiden Programme beſteht darin, daß ſie aufſchlußreiche Einblicke in die politiſchen Hintergründe der ganzen Beſtrebungen gewähren. Während nämlich das eine Programm (1), das beſtimmt aus dem Jahre 1874 ſtammt[18]), eine ſehr deutliche Sprache in volkspolitiſcher Hinſicht führt, iſt in der anderen Denkſchrift (2) vom deutſchen Element keine Rede: alles iſt vielmehr auf volkswirtſchaftliche Erwägungen abgeſtimmt, die die Wichtigkeit des „bürgerlichen Mittelſtandes" ſowie der „bisher nicht gehörig beachteten Intereſſen der productiven Arbeit, der Induſtrie, des Handels, der Gewerbe" betonen. Nur flüchtig werden die Nationalitätenprobleme des Landes geſtreift. „Dieß Blatt ſoll, . . . für eine gleichmäßige Beachtung und Pflege der Intereſſen aller Landesbewohner, ohne Unterſchied des Standes, der Sprache und Abſtammung wirken, . . ."

Hinſichtlich des Zeitpunktes der Entſtehung dieſes Rundſchreibens beſitzen wir einen ſicheren Anhaltspunkt. Am Schluß wird davon geſprochen, daß man am „Vorabend der Wahlen" ſtehe. Damit können nur die Parlamentswahlen des Jahres 1875 gemeint ſein. Das Schriftſtück iſt alſo ein Jahr nach dem erſten Rundſchreiben entſtanden. Es beweiſt, daß man noch 1875 beſtrebt war, nicht nur auf volkspolitiſcher Grundlage die Partei zu organiſieren. Dieſen Beſtrebungen freilich war wenig Erfolg beſchieden. Zukunft hatte nur die Arbeit auf völkiſcher Ebene. Erklären läßt ſich dieſe Selbſtbeſtimmung daraus, daß ſich im Laufe der Monate eine fort-

---

[17]) Valjavec, a. a. O.

[18]) Vgl. Anm. 1.

ſchreitend größere Klarheit über die Notwendigkeiten und Ziele einſtellte, die dazu führte, daß alle zwitterartigen Naturen abſchwenkten und nur die Gruppe zurückblieb, die einigermaßen klar und entſchieden deutſch zu denken imſtande war. Dieſe war umſo wichtiger, weil mit dieſem verhältnismäßig kleinen Kreis deutſchgeſinnter Männer um die Mitte der ſiebziger Jahre die erſte praktiſche Grundlage für eine politiſche Aktivierung des ungarländiſchen Deutſchtums (vom Siebenbürger Sachſentum abgeſehen) gegeben war. Es hatte ſich vor allem herausgeſtellt, daß 1. nahezu in allen Städten des Landes ein deutſchbewußtes Element vertreten war und daß 2. dieſe Kreiſe einer politiſchen Sammlung zugänglich waren. Es war damit vor allem ein lähmendes pſychologiſches Moment gewichen, das wir nicht hoch genug für die vorangehende Zeit anſchlagen können und das im Bewußtſein deutſch denkender Menſchen darin beſtand, daß man glaubte, irgendwie iſoliert zu ſein, gar keine Möglichkeit zum Zuſammenſchluß gleichgeſinnter Kräfte zu beſitzen, woraus ſich von ſelbſt die ſcheinbar zwingende Notwendigkeit ergab, paſſiv zu bleiben und den Unwillen über die Entwicklung nur innerhalb der vier Wände zu äußern.

Durch die vor allem von Steinacker eingeleitete Bewegung ſeit 1874 war jedoch das Eis gebrochen. Die Möglichkeit einer Organiſation war hiermit wenigſtens theoretiſch erwieſen und der Weg für die Zukunft bereitet.

Aber nicht nur das. Bereits früher hatte ich darauf verwieſen, daß die Beſtrebungen zur Sammlung des deutſchen Bürgertums als „erſte politiſche Willensäußerung des deutſchen Bürgertums in Ungarn" anzuſprechen ſeien.[19]) Auf Grund der von mir aufgefundenen Subſkriptionsbögen läßt ſich aber ein Schluß ziehen, der noch viel weiter geht. Es läßt ſich nämlich feſtſtellen, daß die ſeit 1874 einſetzende Werbetätigkeit ſich nicht nur auf Budapeſt und das ſtädtiſche Deutſchtum des Weſtkarpatengebietes beſchränkte, ſondern — und das iſt ein geradezu entſcheidender Wendepunkt — bereits auch auf das Banat, ja ſogar auf die Schwäbiſche Türkei übergegriffen hatte.

Wir können ſagen, daß damit bereits der Anfang und Ausgangspunkt der deutſchen Bewegung im damaligen Südungarn geſchaffen war, woraus ſich bekanntlich die Wendung in der Haltung des ungarländiſchen Deutſchtums herleitete. Deutlich geht das aus den Namenliſten hervor, die in den Subſkriptionsliſten enthalten ſind[20]) und über die Träger der deutſchen Bewegung und ihrer geographiſchen Verbreitung Aufſchluß gewähren.

---

[19]) Valjavec, a. a. O. 383.

[20]) Steinacker-Nachlaß.

In Budapeſt zeichneten auf Grund des unter 1 veröffentlichten Programms:

Edmund Steinacker, die bedeutenden Zipſer Heimatdichter Ernſt Lindner[21]) und Rudolf Weber,[22]) der berühmte Goetheſammler Balthaſar Eliſcher,[23]) der Schwiegerſohn Eduard Glatzens, Auguſt Imendörffer uſw. In der Zips und den Bergſtädten zeichneten 19 Perſonen insgeſamt 1195 Gulden. Unter den Subſkribenten befand ſich auch Samuel Weber, damals Pfarrer in Bela, und der Heimatforſcher Alexander Münnich in Deutſchendorf.

Aus Preßburg iſt nur eine unvollſtändig ausgefüllte Liſte erhalten, die 14 Zeichner enthält (davon trugen ſich allein 5 nur mit Chiffren ein!) und 1120 Gulden ausmacht.

Dabei handelte es ſich wohlgemerkt um die Zeichner von Anteilſcheinen. Geſondert lief die Werbung von Beziehern. Die geographiſche Verbreitung der Bezieher geſtaltet ſich folgendermaßen (unter Außerachtlaſſung der Siebenbürger Sachſen und der innerungariſchen Städte):

Weſtungarn, Preßburg 3;
Zips,Bergſtädte (mit Kaſchau) 36;
Schomodei 1;
Satmar 1;
Banat, Batſchka 13.

Berückſichtigt man, daß es ſich um eine Werbung von Beziehern für eine Zeitung handelt, die noch gar nicht erſchien, ſo ſind das immerhin beachtliche Zahlen. Faſt noch wichtiger iſt aber der Umſtand, daß die Bezieher ſich über das geſamte deutſche Siedlungsgebiet des damaligen Ungarns erſtreckten. Mochte die Aktion auch an ſich geſcheitert ſein, ſo hatte ſie doch wertvolle Anknüpfungspunkte für die Zukunft ergeben.

1. Programm.

Die ungarländiſchen Deutſchen nehmen als ſolche in ihrem Vaterlande heute eine in vieler Beziehung unklare, und im Verhältnis zu ihrer Zahl und Bedeutung auf die Dauer nicht genügende Stellung ein.

Durch ihren aufrichtigen patriotiſchen Anſchluß an die neue politiſche Geſtaltung Ungarns, durch ihre traditionelle und während Jahrhunderten tatſächlich bewährte Sympathie für den zur politiſchen Führerrolle berufenen magyariſchen Stamm haben die ungarländiſchen Deutſchen bisher wohl ihren Pflichten als treue Bürger des ungariſchen Staates genügt und an dem politiſchen Leben desſelben individuell zum Teil in hervorragender Weiſe teilgenommen, allein vielleicht gerade aus dieſem Grunde haben ſie der Pflege ihres engeren Volkstums,

---

21) (1826—1902) Julius Gréb, Zipſer Volkskunde 194—97.

22) (1843—1915) Ebda. 201—04.

23) Pukánſky, Balthaſar Eliſcher und ſeine Goethe-Sammlung: DUHBl. IV (1932), 182 ff.

ihrer Sprache und Nationalität nicht jene Aufmerksamkeit zugewendet, ohne welche sie nicht Aussicht haben, ihre bisher behauptete, wenn auch teilweise noch unklare, aber jedenfalls bedeutende Stellung im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben ihres Vaterlandes auch für die Zukunft zu bewahren, geschweige denn zu befestigen und zu sichern.

Falsch verstandener Patriotismus auf der einen, ungerechtfertigte Nachgiebigkeit oder übertriebene Starrheit auf der anderen Seite haben das Deutschtum in Ungarn in letzter Zeit sogar in eine schiefe Stellung gebracht, welche im Interesse sowohl der deutschen als der magyarischen Nationalität, jedenfalls aber im Interesse des Landes baldigste Klärung erfordert. —

Die ungarländischen Deutschen bedürfen deshalb eines Bandes, welches sie unter sich enger verknüpfen und zu klarem Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit bringen soll, als es bisher vorhanden ist. Es muß ihr gemeinsamer Standpunkt im Staatsleben Ungarns genau formuliert, es müssen ihre Pflichten gegen das Vaterland schärfer hervorgehoben werden, als von mancher Seite heute geschieht, es müssen aber auch ihre Rechte, welche ihnen als namhaftem Teil der ganzen politischen Nation, sowohl dem Ganzen als den übrigen Teilen gegenüber, zustehen, deren Wahrung jedoch in neuerer Zeit vernachlässigt worden ist, klar gestellt und mit Entschiedenheit, wenn auch mit Mäßigung verfochten werden. —

Dieser Pflicht hat der deutschsprachige Teil der Presse Ungarns bisher durchaus nicht in genügendem Maße entsprochen. Obwohl nun aber die Tagespresse nach dieser Richtung mehr zu leisten im Stande gewesen wäre, so muß doch auch anerkannt werden, daß sie zur vollen und alleinigen Erfüllung der vorstehend angedeuteten Aufgabe weder ganz geeignet, noch auch in erster Linie hierzu berufen ist.

Während also den in der Hauptstadt wie in der Provinz erscheinenden deutschen Zeitungen die rege Teilnahme am politischen Leben der ungarischen Gesamtnation in seinen Einzelheiten, sowie die Vertretung der verschiedenen lokalen und speziellen Interessen einzelner Landesgegenden überlassen bleiben mag, erscheint es unabweislich notwendig, eine publizistische Vertretung der gesamten deutschungarischen Interessen zu schaffen. Eine solche wollen wir in Gestalt einer Wochenschrift ins Leben rufen, welche über den lokalen Verhältnissen der einzelnen Gegenden des Landes, und über den schnell verrauschenden Fragen der Tagespolitik stehend, die allgemeinen wirtschaftlichen, sozialen und nationalen Verhältnisse aller in Ungarn einheimischen Deutschen in die Sphäre seiner Betrachtung ziehen, ihre gemeinsamen Interessen nach jeder Richtung fördern, ihr patriotisches Pflichtgefühl rege halten, und als Vorkämpfer ihrer natürlichen und gesetzlichen Rechte auftreten soll.

Eine derartige deutschungarische Zeitung wäre insbesondere berufen, die Interessen des deutschen Bürgertums in Ungarn in solcher Weise zu vertreten, daß das Blatt einen Vergleich mit guten Wochenschriften des Auslandes nicht zu scheuen brauchte. Es würde außer Artikeln politischen Inhalts und Korrespondenzen aus allen Gegenden Ungarns, wo Deutsche wohnen, auch wissenschaftlich gehaltene Aufsätze anerkannter Autoritäten über historische, ökonomische und handelspolitische Fragen enthalten. — Diese Aufsätze von bleibendem Wert würden, neben ihrer belehrenden und befruchtenden Wirkung auf die einheimischen Leser, das Ansehen des Blattes auch in weiteren Kreisen nach jeder Richtung heben, und dem politischen Teile des Blattes zur Folie dienen.

Zur Gründung eines solchen Blattes soll ein Gesellschaftskapital in Anteilscheinen zu 100 fl. im Subskriptionswege aufgebracht werden. Eine rege Beteiligung

an der Subskription dürfte wohl von allen jenen Bewohnern Ungarns deutscher Zunge erwartet werden, die am öffentlichen Leben, sei es in politischer, munizipaler oder wirtschaftlicher Beziehung, Interesse haben.

Um jedoch auch weniger bemittelten Patrioten und Anhängern der Sache die Teilnahme zu ermöglichen, ist auch die Zeichnung von halben, viertels oder endlich gar zehntels Anteilscheinteilen oder deren Mehrfachem zulässig.

Die Einzahlung der subskribierten Beträge erfolgt in zwei Raten, deren erste 14 Tage nach der Beitrittserklärung, resp. nach erfolgter Zeichnung der zum Zustandekommen des Blattes genügenden Anzahl von Anteilscheinen und daraufhin erfolgenden Abhaltung der konstituierenden Versammlung der Subskribenten und ihrer Vertreter geleistet wird, während die zweite Rate unmittelbar nach Erscheinen der ersten Nummer des Blattes zu zahlen ist. Die Anteilscheine dürften im Laufe der nächsten drei Jahre keine Verzinsung genießen, doch soll von dem Zeitpunkt an, wo das Unternehmen einen Reingewinn abwerfen wird, eine successive Rückzahlung der Einlagen in Amortisationsquoten, die einer 5%igen Verzinsung entsprechen, Platz greifen. Die Reihenfolge der Rückzahlungen wird durch das Los bestimmt. Obwohl die Namen der Unterzeichner nicht an die Oeffentlichkeit zu gelangen bestimmt sind, so können doch solche, die ohne Nennung ihres Namens sich zu beteiligen wünschen, mittels einer Chiffre subskribieren und einen Vertreter bezeichnen.

Alle Zeichner von Anteilscheinen oder die Vertreter eines aus kleinen Beträgen bestehenden Anteils, bilden zusammen eine Gesellschaft, deren Vollzugsorgan ein aus ihrer Mitte und von der Gesamtheit freigewählter Ausschuß bildet. Dieser ist für die Verwaltung des Gesellschaftsvermögens nach den von der Versammlung der Subskribenten festzustellenden Bestimmungen verantwortlich und trifft bezüglich der Einrichtung, Haltung und Leitung des Blattes mit dem Redakteur die erforderlichen Vereinbarungen.

Die Subskribenten werden nach Ablauf einer gewissen Zeitperiode zusammen berufen, um über die Resultate der Wirksamkeit des Blattes Kenntnis zu nehmen und die erforderlichen Beschlüsse zu fassen. —

(Foliobogen. Steinacker-Nachlaß. Südostinstitut München)[24]).

2. Programm.

Die Lage, in welcher Ungarn sich heute befindet, hat nachgerade in allen Schichten der Bevölkerung die Erkenntnis geweckt, daß eine baldige und gründliche Besserung aller Verhältnisse herbeigeführt werden muß. Das ganze Staatswesen ebenso wie der einzelne Bürger leiden schwer unter dem Druck der heutigen Zustände, deren schädigende Wirkung auf allen Lebensgebieten in empfindlichster Weise sich fühlbar macht und welche am wenigsten schwer der bürgerliche Mittelstand empfindet.

Soll es in Wahrheit besser werden mit alldem, was heute die Bewohner Ungarns drückt und schädigt und in der freien und gesunden Entwicklung hemmt, so müssen alle Gesellschaftsklassen rüstig und entschlossen die Hand ans Werk legen, dann muß insbesondere auch der bürgerliche Mittelstand, dieser wichtige Faktor im Staatsleben, aus seiner bisherigen Zurückhaltung heraustreten und diejenige Stel-

---

[24]) Papier, Schrift und Art der Hektographentinte stimmt ganz mit der Eingabe an das ungarische Abgeordnetenhaus v. J. 1874 überein (Vgl. S. 493). Wahrscheinlich stammt also auch vorliegendes Schriftstück aus dem gleichen Zeitraum.

lung im öffentlichen Leben unſeres Vaterlandes ſelbſtbewußt einnehmen, die ihm nach ſeinem Wert und ſeiner Bedeutung im Staate der Gegenwart gebührt und die er in allen ziviliſierten Ländern einnimmt. Mehr, als es bisher geſchehen, muß er lebendigen und werktätigen Anteil nehmen an der Beſſergeſtaltung der Zukunft des Landes und muß zu dem Ende die Vertretung ſeiner Intereſſen, die identiſch ſind mit den Bedingungen eines geſunden Staatslebens, ſelbſt in die Hand nehmen. Dies zu tun iſt nicht nur ein Recht, das ihm zuſteht, ſondern iſt zugleich eine Pflicht, die er ſich ſelbſt und dem Lande gegenüber zu erfüllen hat und der er ſich nicht entziehen darf, ohne ſchwere Schuld auf ſich zu laden.

Fragen von der größten Bedeutung und Tragweite für die geſunde volkswirtſchaftliche Entwicklung des Landes harren ihrer Löſung in der allernächſten Zukunft: Die Regelung des Staatshaushaltes, die nicht auf dem Wege immerfort ſich ſteigernden, die nachhaltige Leiſtungsfähigkeit der Staatsbürger gefährdenden Steuerdruckes, ſondern nur durch beſonnene Einſchränkungen an den unproduktiven Ausgaben, durch ſorgſame Kräftigung der Steuerfähigkeit, durch Inaugurierung und vorurteilsfreie Durchführung einer geſunden volkswirtſchaftlichen Politik angeſtrebt und erreicht werden kann; die Reviſion des Zoll- und Handelsbündniſſes, wobei im Hinblick auf die Zukunft des Landes die Vorteile des einheitlichen Zoll- und Handelsgebietes nicht ausſchließlich fiskaliſchen Vorteilen geopfert werden dürfen, ſondern die wirtſchaftlichen Intereſſen beider Hälften der Monarchie in gleicher Weiſe berückſichtigt und miteinander in Einklang gebracht werden müſſen.

Von welch einſchneidender Wichtigkeit die mehr oder minder glückliche Löſung dieſer Fragen und der damit im engſten Zuſammenhang ſtehenden Fragen der Reform der geſamten Verwaltung, insbeſondere für den bürgerlichen Mittelſtand ſind, bedarf keines weiteren Nachweiſes. Bei der Löſung derſelben muß daher, in ſeinem eigenen Intereſſe, wie im Intereſſe des Landes, auch der bürgerliche Mittelſtand ſeiner Stimme Gehör und Geltung verſchaffen.

In dieſer Richtung macht ſich eine erfreuliche Bewegung bereits in allen Städten des Landes bemerkbar und gibt Kunde von dem erwachenden Verſtändnis für das, was die Zeit und die Verhältniſſe von dem bürgerlichen Mittelſtande fordern: rüſtige Mitwirkung an der Geſtaltung der Zukunft des Landes.

Dieſe Bewegung zu fördern, zu unterſtützen, in immer weiteren Kreiſen zu wecken, die Ziele derſelben klarzuſtellen und zu vollem Bewußtſein aller Landesbürger zu bringen, dazu bedarf es unabweislich und in erſter Reihe eines geeigneten journaliſtiſchen Organes. Dieſem dringenden Bedürfnis zu entſprechen, ſoll ein unabhängiges deutſches Blatt in dem Brennpunkte des öffentlichen Lebens, in der Hauptſtadt Ungarns, in das Leben gerufen werden. Dies Blatt ſoll, bei unverrücktem Feſthalten an dem Jahrhunderte alten Verbande mit Oeſterreich, für eine wahrhafte, dauerverheißende Geſundung unſerer Innerzuſtände, für eine gleichmäßige Beachtung und Pflege der Intereſſen aller Landesbewohner, ohne Unterſchied des Standes, der Sprache und Abſtammung wirken, damit Ungarn eine für alle ſeine Landeskinder gleich wohnliche Heimſtätte werde. Dasſelbe ſoll als Organ des bürgerlichen Mittelſtandes im Lande insbeſondere die bisher nicht gehörig beachteten Intereſſen der produktiven Arbeit, der Induſtrie, des Handels, der Gewerbe mit richtigem Verſtändnis und unbefangenem Freimut nachdrücklich und würdig vertreten. Das Mittel zur Erreichung des Zieles iſt das unter allen Umſtänden ſicherſte: die Selbſthilfe. Zur Erwerbung oder Gründung eines ſolchen Blattes wird ein Geſellſchaftskapital in Anteilſcheinen zu 100 fl. im Wege der Subſkription aufgebracht, welches den Beſtand und die Unabhängigkeit des Blattes ſichern ſoll.

An die Ausführung rüſtig die Hand anzulegen, mahnt ernſt und dringend der Augenblick. Wir ſtehen am Vorabend der Wahlen für die Beſchickung des nächſten Reichstages, in dem der bürgerliche Mittelſtand entſprechend vertreten ſein ſoll und muß.

Das proviſoriſche Comité.

Auf Grund obigen Programmes ſubſkribiert:

Subſkriptionsbogen No. . . .

Poſt Zahl	Name, Charakter und genaue Adreſſe		Subſkribirter Betrag		Ergibt		Bemerkung über ganz und /: an wen :/ geleiſtete Zahlung
	eventuell Chiffre des Subſkribenten	des eventuellen Vertreters	in Ziffern	in Buchſtaben	Ganze Antheilſcheine	Theile von Antheilſcheinen	

(Foliobogen. Hektographiert. Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München).

IV.

Anſätze einer deutſchen Bewegung in Kaſchau 1876.

Im Steinacker-Nachlaß fand ſich ein an Edmund Steinacker gerichtetes Schreiben eines gewiſſen Anton v. Quaglio (17. Juni 1876), welches in mehrfacher Hinſicht bedeutſam iſt und daher eine Veröffentlichung verdient. Aus dem Schreiben geht nämlich hervor, daß Edmund Steinacker mit ſeinen Beſtrebungen, das deutſche Bürgertum Ungarns politiſch zu aktivieren, auch in Kaſchau Fuß gefaßt hatte, ferner daß noch in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Kaſchauer deutſche Bürgertum trotz ſtarken zahlenmäßigen Rückganges immer noch eine gewiſſe Einheit darſtellte, was von der Widerſtandsfähigkeit derartiger ſtädtiſcher Sprachinſeln im 19. Jh. zeugt. Ebenſo wichtig iſt der Umſtand, daß — wie es aus dem Schreiben mit Deutlichkeit hervorgeht — die ganzen Beſtrebungen zur Schaffung einer „Bürgerpartei" nach außen hin die deutſchen Zielſetzungen weniger herausſtellten, nichtsdeſtoweniger aber einen durchaus deutſchen Charakter trugen. Beachtlich zu ſein ſcheint mir auch die Tatſache, daß aus dem Briefe das Vorhandenſein eines deutſchen Theaters in Kaſchau noch für das Jahr 1876 hervorgeht.

Kaschau, 17. Juni 1876.

Lieber Freund Steinacker!

Gestern, 2 Uhr Mittags, habe Ihre Sendung: 4 mit den Unterschriften des Comites versehene Einladungen, 20 Programme, 24 Subskriptionsscheine u. 10 Prän.-Scheine erhalten. —

Je nach der Kenntniß jener Personen, von denen ich die meisten Subscripenten und Pränumeranten hoffen konte, habe ich die einzelnen Schriften vertheilt. — Herr Kraft von 1. Dampfmühl-Spiritus- und Preßhefe-Fabrik, einer meiner beßten Freunde u. als geborener Wiener, wenn auch keineswegs gegen die Ungarn auftretend — einer derjenigen, welcher auf die anderen in Kaschau wohnenden Deutschen einen großen Einfluß übt, hat allein die Hälfte der Prän.-Scheine u. anderen Schriften — natürlich nur 1 Einladung — genommen, um selbe unter seinen Freunden zirkulieren zu lassen.

Ich selbst habe einer hiesigen „Gesellschaft" durch einen Freund von mir 3 Subskriptionsscheine, 6 Programme u. 2 Prämienscheine gegeben.

Elischer, auch ein ergebener Freund von mir u. als geborener Eperieser seit Jahren einer der reichsten und angesehensten deutschen Bürger in Kaschau, ist gestern Vormittags in die Umgebung gefahren — denn er hat sich den Grund seines Vermögens als Fleischselcher gelegt, welches Geschäft er auch jetzt noch im Großen betreibt. — Er wird erst Montag zurückkommen.

Einem mir sehr befreundeten Herrn Kemor [?] (aus Oedenb[ur]g gebürtig, sein Bruder nebenbei ein hoher General), habe ich eine größere Anzahl von allen Schriften gegeben, damit er als Casinomitglied die bezügl. Schriften vertheile — aber in einem besonders zu wählenden Locale, damit der ung. Präs. des Casinos u. die anderen Ungarn von der Angelegenheit nichts erfahren. —

Ueberhaupt zirkulieren die Schriften unter größter Verschwiegenheit von Freund zu Freund. Wer gezeichnet hat — u. wären es auch kleine Beiträge — geht damit zu einem nächsten Freunde, bis Alles wieder in die Hände des H. Kraft gelangt, der mich betrauen wird, dieselben Ihnen zu überschicken.

Dem Theaterdirektor habe ich blos einen Subscriptionsschein u. mehrere Programe gegeben. Braucht er, wie ich hoffe, mehr, so habe ich immer noch Einige zu vergeben!

Auch habe ich Hoffnung, ½jährige Abonnements zu erzielen. —

Möge der Himmel uns nur unterstützen in dem Erzielen eines Erfolges, daß dieß Blatt für das Bürgerthum Ungarns bald in's Leben trete, durch vereinte Kräfte!

Ihr

ergebener Freund

Anton von Quaglio

Selbstverständlich bleiben die Namen derjenigen, welche a[non]ym und pseud[on]y[m] schreiben, nur für jene Genannten kein Geheimniß, welche die Liste sameln, gleichwohl bin ich überzeugt, daß beinahe kein deutscher Bürger Kaschau's oder nur wenige von dem Recht der Anonymität Gebrauch machen!

D. O.

(Oktavbogen, Original. Steinacker-Nachlaß. Südostinstitut München).

V.

Der Streit um den Deutſchen Schulverein in Budapeſt.

Wir wiſſen, daß der im Jahre 1882 entbrannte Streit um den Deutſchen Schulverein in Ungarn bis zu einem gewiſſen Grade den Wendepunkt in der volkspolitiſchen Entwicklung des ungarländiſchen Deutſchtums darſtellt. Während bis dahin die madjariſche Oeffentlichkeit vom Vorhandenſein einer deutſchen Frage nichts wußte, ſtellte ſich jetzt auf einmal die Tatſache heraus, daß im Reich für die deutſche Volksgruppe ein gewiſſes Intereſſe wenigſtens beſtand und daß auch in Ungarn Deutſche vorhanden waren, deren Haltung ſich von der der öffentlichen Meinung des Madjarentums ganz weſentlich unterſchied.

Rufen wir uns den Tatbeſtand ins Gedächtnis. Der Deutſche Schulverein erließ unmittelbar nach ſeiner Gründung eine Kundmachung, in der er auch auf die bedrohte Lage des ungarländiſchen Deutſchtums hinwies und in Ausſicht ſtellte, das deutſche Schulweſen Ungarns zu unterſtützen. Darauf ſetzte in Ungarn madjariſcherſeits eine heftige Gegenbewegung ein. Abgeſehen von Debatten im ungariſchen Abgeordnetenhaus fanden in mehreren Städten des Landes ſog. Proteſtkundgebungen gegen die „Einmiſchung" des Schulvereins in innerungariſche Angelegenheiten ſtatt, die im Namen der deutſchen Bevölkerung erlaſſen wurden. Derartige Entſchließungen wurden in der Zips, in Budapeſt und Südungarn durchgedrückt.[25]) Auffällig war aber, daß die Sache an mehreren Stellen auf beachtliche Widerſtände ſtieß. Während die Widerſtände in Preßburg ſich mehr verſteckt äußerten,[26]) endete die Verſammlung in Werſchetz, die eine gegen den Schulverein gerichtete „Reſolution" erlaſſen ſollte, mit einem offenen Mißerfolg, da die in der Verſammlung anweſenden Deutſchen lärmend ihren Standpunkt geltend machten, ſodaß „die Verſammlung reſultatlos auseinandergehen mußte".[27]) Nicht minder ſchwer fiel es in die Wagſchale, daß das Siebenbürger Sachſentum in einer Welle von Verſammlungen ſich für den Deutſchen Schulverein erklärte.[28])

Immerhin mußte man bisher der Anſicht ſein, daß in den innerungariſchen Städten das deutſche Element ſich völlig paſſiv verhielt, ohne für den Schulverein einzutreten. Umſo wichtiger iſt es, daß durch die Auffindung von Akten im Steinacker-Nachlaß das Vorhandenſein einer deutſchen Gegenbewegung in Budapeſt für das Jahr 1882 hervorgeht, deren

---

[25]) Vergl. über den geſamten Fragenbereich: Die Deutſchen in Ungarn und Siebenbürgen und der „Deutſche Schulverein". Hermannſtadt 1882.

[26]) Ebda., 22 ff.

[27]) Ebda., 60—61.

[28]) Ebda., 70 ff.

Seele Edmund Steinacker gewesen ist. Wir veröffentlichen nachstehend einige Schriftstücke, aus denen dies unzweifelhaft hervorgeht.

Steinacker versandte bereits am 1. April 1882 ein Rundschreiben, in dem er einen kleineren Kreis von Freunden über die Lage aufklärte und zur Stellungnahme gegen die wider den Schulverein gerichtete Hetze aufmunterte (1). Er verfaßte ferner eine Entschließung, die er im Kreise volksbewußter Budapester Deutscher zirkulieren ließ (2). Wie weit diese „Erklärung" auch tatsächlich unterzeichnet wurde, läßt sich — augenblicklich wenigstens — noch nicht feststellen. Es ist jedoch sicher, daß in dieser Angelegenheit eine Aktion eingeleitet war, da hektographierte Unterschriftsbögen sich im Umlauf befanden. Für einen gewissen Anfang der von Steinacker eingeleiteten Aktion spricht auch der Umstand, daß in dieser Angelegenheit aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Versammlung volksbewußter Deutscher abgehalten wurde, in der Steinacker eine Rede hielt, von der wir durch eine zufällig erhaltene Aufzeichnung einiger Stichworte (3) unterrichtet sind. Aus dem erschließbaren Inhalt dieser Rede geht hervor, daß sie nach der gegen den Schulverein gerichteten „Resolution" der „Bürger deutscher Zunge der Kgl. Frei- und Landeshauptstadt Budapest" (30. April 1882) gehalten wurde.[29]) Steinacker hatte auch den Versuch unternommen, das Zustandekommen dieser Entschließung zu verhindern, um die sich vor allem ein gewisser Eugen Heinrich, Beamter einer Budapester Versicherungsgesellschaft, bemühte. In einem Schreiben an Eugen Heinrich vom 7. April 1882 (4) erklärte Steinacker sich bereit, sich an einer Vorbesprechung zu beteiligen, die Heinrich für den 9. April in der Angelegenheit des Deutschen Schulvereins einberufen hatte. Es ist ganz klar, daß Steinacker sich zur Teilnahme deswegen entschloß, da er auf diese Weise die Winkelzüge deutschfeindlicher Kreise doch noch verhindern zu können glaubte. Er hat damit allerdings keinen Erfolg gehabt. Immerhin ist es wesentlich, daß noch im Jahre 1882 ein Kreis volksbewußter Deutscher in Budapest vorhanden war, der die gegen die Rechte des ungarländischen Deutschtums gerichtete Hetze keineswegs schweigend hinnahm, sondern einen Widerstand versuchte, dem eine geschichtliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann.

---

[29]) Es kann sich aber auch um den Entwurf einer Rede handeln, die Steinacker am 9. April 1882 zu halten beabsichtigte. Manche Einzelheiten der erhaltenen Aufzeichnung weisen darauf hin.

1.

Budapeſt, 1. April 1882.

Verehrteſter Herr und Freund!

Sie ſehen, wie nach dem Beiſpiele Pancſova's der deutſche Michel in Ungarn ſich allerorten beeilt, die Berichtigung der Beſtrebungen des Deutſchen Schulvereins, der unläugbar einige Ungeſchicklichkeiten begangen, zu dasavouiren, ganz unnöthiger Weiſe ſeinen genügſam bekannten Patriotismus zu betheuern, ſich ſelbſt Zufriedenheit mit den heutigen Verhältniſſen vorzulügen und ſeinen Schatz, ſein Deutſchthum, zu verläugnen oder zu verſtecken. Ohne Zweifel wird bei Ihnen das Gleiche verſucht werden, es werden ſich gewiß Streber auch bei Ihnen finden, welche ſich billige Lorbeeren werden ſammeln wollen, und genug Blöde und Feiglinge, welche auf den Leim gehn und den Triumphwagen des Chauvinismus nachziehen helfen werden. Sollte ſich denn hiegegen gar nichts thun laſſen? Daß eine Gegenbewegung unmöglich iſt, ſehe ich ein; auch eine einmal von liebedieneriſchen Acteuren eingeleitete Bewegung dürfte ſich kaum mit Erfolg aufhalten laſſen. Aber ich ſollte doch meinen, daß es möglich wäre, die etwaigen Reſolutionen ſo zu faſſen, daß neben dem Ungariſchen Staatsbürger Bewußtſein das damit vollkommen vereinbare deutſche Volksbewußtſein, daß neben der Sympathie für das Magyarenthum das Feſthalten am Deutſchthum zum Ausdruck komme. Wer ein Herz für deutſche Mutterſprache, deutſche Kultur hat, wird ſchon die richtige Formulierung dafür finden.

Uibrigens hat die Sache auch ihre materielle Seite. Die an Oeſterreich gränzenden deutſchungariſchen Gebietstheile werden ſich doch nicht in Gegenſatz zu ihren Stammesgenoſſen jenſeits der Leitha ſtellen, ihre vielfachen Beziehungen nicht verderben wollen, was eine unabwendbare Folge ſolcher Reſolutionen wäre. Die Zipſer, deren Wohlſtand hauptſächlich auf dem, doch vornehmlich aus Deutſchland kommenden, Fremdenzufluße baſirt iſt, reſp. baſirt werden ſoll, würden die Faſſung ſolcher Beſchlüſſe ſehr empfindlich an der von Seiten deutſcher Touriſten ſicherlich eintretenden Abwendung von den herrlichen Karpathen ſpüren, wo man die deutſche Abſtammung auch verläugnen zu wollen ſcheint. Sobald Sie von einer ſolchen Bewegung bei ſich hören, ſuchen Sie dieſelben doch wenigſtens in das von mir angedeutete Bett zu leiten nöthigen falls im letzten Augenblick auf die ſpäteren Folgen ſolcher Beſchlüſſe hinzuweiſen und die erforderlichen Amendements zur Annahme zu bringen. Ich wünſchte nur, daß jeder Deutſchungar die verachtungsvollen Enuntiationen der „Frankfurter Preſſe", die im Ab. Bl. des Peſter Lloyd vom 29. 3. abgedruckt ſind, ſich zu Gemüthe führen möchte[30]).
Heute werden natürlich die deutſchſprechenden Landesbürger gelobt, um in kürzeſter Zeit wieder allen Vexationen und Schmähungen ausgeſetzt zu ſein, wenn ſie die geringſte deutſche Lebensäußerung wagen. Sie verdienen natürlich wirklich von den Magyaren mit Füßen getreten zu werden, wie in Peſt, was diejenigen freilich nicht fühlen, welche man als Karte gegen Slovaken, Serben oder Rumänen braucht und darum proviſoriſch in Ruhe läßt.

(Hektographierter Oktavbogen. Steinacker-Nachlaß, Südoſtinſtitut München).

---

[30]) Der Aufſatz kam mir nicht zu Geſicht. Es wäre möglich, daß er von Steinacker ſtammt.

2

Erklärung.

Angeſichts der verſchiedenen Kundgebungen ungariſcher Landesbürger deutſcher Zunge gegen den deutſchen Schulverein, die vieler Orten und ſo auch in Budapeſt von Perſonen eingeleitet worden ſind, denen wir die Berechtigung im Namen ihrer deutſchſprechenden Mitbürger aufzutreten nicht zuerkennen können;

Angeſichts der einſeitigen, übertriebenen und ſelbſt wahrheitswiedrigen Angaben, welche über das Auftreten und namentlich über die Zwecke und Ziele des offenbar von Sympathien für die Deutſchen Ungarns geleiteten Deutſchen Schulvereines verbreitet worden ſind;

Angeſichts der falſchen Darſtellung der Geſinnung zum mindeſten einer großen Zahl ungariſcher Landesbürger deutſcher Zunge durch Aeußerungen der ungarländiſchen Preſſe und die erwähnten Reſolutionen von ſogenannten Volksverſammlungen;

Angeſichts endlich der außerordentlichen Schwierigkeit, die Nichtübereinſtimmung mit dem Inhalte der in der Hauptſtadt Budapeſt von einem kleinen unberufenen Kreiſe verfaßten und von durchaus unorientirten und keineswegs die Anſchauungen der Bürgerſchaft repräſentirenden Verſammlungen angenommenen Reſolutionen durch öffentliche Gegendemonſtrationen darzuthun,

erklären die Gefertigten,

(Unter dem Vorbehalte, daß ihre Namen nicht an die Oeffentlichkeit gebracht, ſondern nur gleichgeſinnten Kreiſen mitgeteilt werden ſollen):

1. Als treue Bürger des ungariſchen Staates wünſchen wir deutſchen Landesbewohner mit unſeren Mitbürgern ebenſo magyariſcher wie welch' anderer immer Zunge auf Grund der Gleichberechtigung wie bisher in Frieden und Freundſchaft zu leben und ſind entſchloſſen jede etwaige politiſche Einmiſchung in unſere Angelegenheiten, woher ſie auch immer kommen mögen, mit Entſchiedenheit zurückzuweiſen.

2. Wir anerkennen nicht bloß bereitwillig die Anſprüche auf Geltung der magyariſchen Staatsſprache an, inſoweit ſie die durch die Staatseinheit gebotenen Grenzen nicht überſchreiten, ſondern ſind im eigenen Intereſſe beſtrebt, die Kenntniß derſelben uns und unſeren Kindern, ſoweit wir dieſelbe nicht ſchon verſtehen, zugänglich zu machen.

3. Dabei aber ſind wir entſchloſſen, an unſerer deutſchen Mutterſprache und an der deutſchen Bildung feſtzuhalten, die Rechte, welche uns bezüglich des Gebrauches der deutſchen Sprache noch geſetzlich zuſtehen, mit allen geſetzlichen Mitteln zu vertheidigen und den geiſtigen Zuſammenhang mit unſeren deutſchen Stammesgenoſſen nach Möglichkeit zu pflegen.

4. Den leiſer oder lauter auftretenden Beſtrebungen nach allmähliger Verdrängung unſerer Sprache aus dem öffentlichen und Verkehrsleben wie aus Kirche und Schule, welche von unduldſamen Elementen aus der Mitte unſerer magyariſchen Mitbürger, von einem Theile der magyariſchen Preſſe und ſogar der Behörden bethätigt werden, und die wir trotz aller Abläugnungen ſchmerzlich empfinden, ſind wir entſchloſſen, auf den [sic!] Boden der beſtehenden Geſetze entgegenzutreten.

5. Wir ſehen die Erhaltung beziehungsweiſe die Errichtung von Schulen deutſcher Unterrichtsſprache dort, wo ſie — wie in unſerer Stadt — nicht mehr beſtehen, als unerläßlich für die Bewahrung, Pflege und Entwicklung unſerer deutſchen Mutterſprache und Bildung und dabei als wohl vereinbar mit der

wünſchenswerten Aneignung magyariſcher Sprachkenntniße an. Wir beklagen den Mangel an Rückſicht auf die deutſchſprachigen Bürger der Landeshauptſtadt, welchen das hauptſtädtiſche Municipium auch auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens bethätigt und können in dem keine politiſchen Hintergedanken bergenden Beſtreben von Stammesgenoſſen, uns zur Errichtung ſolcher Schulen behilflich zu ſein, keinerlei Verletzung unſerer patriotiſchen Gefühle und keinen Angriff auf unſere Staatstreue erblicken.

Name	Stand	Wohnung

(Hektographierter Oktavbogen. Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München.)

3.

Deutſcher Zunge. Nicht ausländiſche Deutſche. — Nicht Magy. Mutt.ſpr. Bekant? Veranlaſſung? Nicht Provinzſtadt.

In Oeſtr.Czech.Aufkom. Deutſch Schulverein. Filiale im Reich. Selbſtändig Berlin München. Univerſell f. all[e] Deutſche. Früher religiöſ. Gefühl. Chriſt gegen Türke. Judenverfolg. Catholiken geg. Proteſtanten. Bekehrungsſucht. Jetzt Toleranz, Alliance israelite, Guſtav Ad. Verein. Kath. Propaganda Sz. László. Eötvös über Nationalitäten = früher Confeſſionalismus 1861 er Adreſſe; Berückſicht. d[er] National. ſoweit Einheit d. Staates Nationalitätengeſetz. Befriedigend? Zur Ausführung?

Deutſche zufrieden, Slawen, Romänen, Sachſen nicht.

Siebenbürg[en] and. Verhält. Entwicklg. Kampf Städteburg. g. Adel Deutſche Patrioten: Jahrhundt. Kämpfe; Fleiß Arbeit Wie kommt es daß Schulverein auftritt?

Zeitungen. leſen Ereigniſſe; Schlüſſe ziehen Auch falſch Generaliſieren ſächſiſchen Verhältniſſe.

Woher Unterdrückung? Bulgaren Türkei? Juden, Polen Rußland? Nein. Einzelne Erſcheinungen Theoretiſche Berechtigung. Deutſche Theaterfrage, Repräſentanz. Gegen Germaniſation. Vereinig. Ofen Peſt; Deutſch in Repräſentanz. Kundmachung Straßennamen. Vorladungen warum nicht zweiſprachig? Schulen Nachtheil nicht ungariſch können. Gern lernen zwei. Kinder können nicht deutſch mehr. Chineſiſch Mauer Ausland Handel, Gewerbe; Erſt vergeſſen, dann neu lernen. Höhere Schulen ohnehin lern. — Strafen wen[n] deutſch, Verachten Eltern weil Schwaben.

Antrag alle Firmentafeln; Geſchäftsbücher 80 Abgeord. In kath. Kirchen. Stadt Patron wird magyariſch.

Im Leben u. Tode. Friedhof. I Claſſe Nur magy[ariſche] Aufſchr.

Einzelne, nicht ungariſches Volk. Aber nicht Widerſtand; magy[ariſche] Mitbürg. geſchehen laſſ[en]; Deutſche indolent Nachrichten ins Ausland; Wiener Preſſe.

Heißſporne in magy. Journaliſtik. Germaniſation Schulverein verallgemeinert: Aufruf verletzender übertriebene Ausdrücke, mehr für Sachſen, weil ausgeprägtes

Nationalbewußtſein, erſt Deutſche, dann Ungarn. Hier umgekehrt: Reichstag Interpellat. Politiſche Ziele nein!! Nur deutſch erhalten. Erlaubt Vortheilhaft für Ungarn. Széchényi[sic!]. Deák, Eötvös, Koſſuth Nicht Alles magyariſiren, allerdings lernen, nützlich Patriotismus nicht Sprache abhängig. Wie bisher Gut und Blut, Eintracht. Gute Ungarn werd. gute deutſch bleib. gegen Heinrich'ſche Reſolution. Sak[sic] ſchlägt m.[an] Eſel meint [man]. Schulverein aber ganz Deutſchland Frkſt. Journal. Verfeinden mit Volk? Allianz Monarchie u. Deutſch[land] feſten Baſis, Sympathie: Alles Verletzende weglaſſen.

(Quartblatt, Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München).

4.

Budapeſt, den 7. Apr. [18]82.

Seiner Wohlgeboren

Herrn Eugen Heinrich

Hier.

In Beantwortung der von Ew. Wohlgeboren an mich gerichteten Einladung, an der am 9. d. M. in Angelegenheit des deutſchen Schulvereines ſtattfindenden Beſprechung theilzunehmen, und der daran geknüpften Anfrage beehre ich mich Ew. Wohlgeboren gewünſchter Maßen mitzutheilen, daß ich, mit Vorbehalt triftiger Abhaltung, zu der Beſprechung erſcheinen, und unter Umſtänden eine etwaige Wahl in ein Comité annehmen werde.

Hochachtungsvoll

Edmund Steinacker.

(Oktavblatt. Kopierabzug vom Original. Steinacker-Nachlaß. Südoſtinſtitut München).

VI.

Zuſammenarbeitsbeſtrebungen aller nichtmadjariſchen Volksgruppen Ungarns aus dem Jahre 1882.

Schon bisher wußten wir, daß die nichtmadjariſche Volksgruppe Ungarns ſeit den 90-er Jahren vor allem eine gemeinſame Abwehrfront geſchaffen hatte, die ſich beſonders in der parlamentariſchen Zuſammenarbeit aller Minderheitenabgeordneten des ungariſchen Parlaments (mit Ausnahme der Sachſen) äußerte. Wir wiſſen ferner, daß Steinacker vom Anfang an den Standpunkt vertrat, daß das ungarländiſche Deutſchtum die Zuſammenarbeit mit den übrigen nichtmadjariſchen Volksgruppen des Landes ſuchen und finden müſſe.

Völlig neu iſt aber, daß Steinacker bereits im Jahre 1882 an der Schaffung einer derartigen Einheitsfront tätig geweſen iſt. Ich fand im Steinackernachlaß ein hektographiertes Rundſchreiben, deſſen Schrift und Papier[31]) eindeutig auf das Jahr 1882 hinweiſt, worin Steinacker ſich

[31]) Auf Grund eines Vergleiches mit anderen Schriftſtücken aus dem Steinacker-Nachlaß.

in dieſem Sinne ausſpricht und im Intereſſe der gemeinſamen Abwehr die Herausgabe eines Sammelwerkes unter dem Titel „Recht, Beſchwerden und Forderungen der nichtmagyariſchen Bewohner Ungarns“ in Anregung bringt und aus dieſem Anlaß zur Materialſammlung aufruft. Dem Rundſchreiben iſt ein Fragebogen beigegeben, der außerordentlich geſchickt zuſammengeſtellt iſt und mit großem Scharfblick die Geſamtentwicklung bei den einzelnen Volksgruppen ſeit dem Vormärz zu erſchließen ſucht.

Es iſt mir nicht bekannt, daß Steinacker mit ſeinem Rundſchreiben Erfolg gehabt hätte. Ich konnte weder Brief oder Schriftſtücke im Steinacker-Nachlaß auffinden, die darauf hinwieſen, daß Steinacker mit ſeiner Aktion Wirkung erzielt hätte, noch ein Buch oder eine Broſchüre ausfindig machen, die mit jener wenigſtens beabſichtigten Materialſammlung in Verbindung gebracht werden könnte.

Die Urſache des Mißerfolgs iſt wohl darin zu ſehen, daß die Entwicklung damals noch nicht ſoweit gediehen war. Trotzdem iſt dieſer Verſuch Steinackers von größter grundſätzlicher Wichtigkeit, weil er den erſten Schritt nach dieſer Richtung hin darſtellt. Es kommt Steinacker alſo auch nach dieſer Richtung hin der Verdienſt zu, eine Wirkungsmöglichkeit wahrgenommen zu haben, die ſich in der Folgezeit als außerordentlich folgenſchwer erwieſen hat.

Manche Ereigniſſe der letzten Zeit, vornehmlich die vom deutſchen Schulverein hervorgerufenen Bewegungen und Manifeſtationen, dann die Publicierung des Memorandums der in Hermannſtadt verſammelt geweſenen Vertreter der romäniſchen Wähler, zuletzt die kroatiſchen Wirren haben neuerdings wieder die Aufmerkſamkeit auch weit über die Gränzen Ungarns hinaus reichender Kreiſe auf die unbefriedigende Stellung der nichtmagyariſchen Bewohner Ungarns gelenkt.

Jetzt dürfte es an der Zeit ſein, mit allen zuläſſigen Mitteln das Intereſſe ganz Europa's für die unhaltbaren Verhältniſſe zu erwecken, welche die an und für ſich nur in ganz beſtimmten Gränzen berechtigte, gegenwärtig aber falſch aufgefaßte und unrichtig angewendete Idee der magyariſchen Suprematie den Stammverwandten der benachbarten germaniſchen, romaniſchen und ſlaviſchen Elemente in Ungarn bereitet hat und zu deren mit allen geſetzmäßigen Mitteln zu verſuchenden Abänderung die Sympathie und moraliſche Unterſtützung des ganzen gebildeten Europa ein nicht hoch genug zu ſchätzendes Moment wäre.

Die Verhältniſſe, unter denen die nichtmagyariſchen Bewohner Ungarns /: und Siebenbürgens :/ zu leiden haben, die Anſprüche, welche ſie nach Geſetz und natürlichem Recht zu erheben berechtigt ſind, und tatſächlich erheben, ſind aber außerhalb der Gränzen Ungarns bei weitem nicht bekannt, die in der Hauptſache gemeinſamen reſſp. identiſchen Poſtulate ſind nicht erſchöpfend und allgemein genug formulirt, die Berührungspunkte zwiſchen den einzelnen Nationalitäten ſind nicht klar genug feſtgeſtellt, um von Andern in großen Lügen erfaßt werden zu können und den ſämmtlichen Nichtmagyaren unbeſchadet ihrer ſpeciellen Rechte und Beſtrebungen eine Baſis zu gemeinſamem Handeln zu gewähren. Zur Anbahnung dieſes

Zieles ist ein Werk bestimmt, welches zunächst in deutscher, dann eventuell in französischer Sprache, etwa unter dem Titel:

Rechte, Beschwerden und Forderungen der nichtmagyarischen Bewohner Ungarns

erscheinen soll, und dessen Werth und Bedeutung um so größer werden muß, je eifriger von maßgebenden Persönlichkeiten der nichtmagyarischen Nationalitäten dessen Zustandekommen gefördert, je reicheres Material dem Verfasser zur Verfügung gestellt, je prägnanter demselben dasjenige bezeichnet wird, wonach jede einzelne Nationalität zu ringen angewiesen ist.

Der Plan des Werkes dürfte sich klar aus den Abtheilungen erkennen lassen, in die es der Verfasser zu theilen gedenkt.

Die erste Abtheilung würde eine möglichst präcise, vornehmlich auf Gesetzesstellen: historische Documente und Mittheilungen der besten Geschichtswerke basirte Darstellung der Rechte der nichtmagyarischen Landesbewohner enthalten, wie sie sich etwa bis zur Abschaffung der lateinischen Sprache als amtlicher Sprache gestaltet und in eine gesetzliche Praxis ausgebildet hatten.

Die zweite Abtheilung hätte die Entnationalisierungs- resp. Magyarisirungsversuche der Vierziger Jahre, die in der Revolution zu Tage getretenen Consequenzen, die Verhältnisse unter der absoluten Aera bis zum Inslebentreten des Dualismus zu schildern.

Die dritte Abtheilung wäre einer Darstellung der Werbungen des Magyarenthums um die Bundesgenossenschaft der Nationalitäten behufs Wiedererringung der Staatlichkeit, der den Nichtmagyaren in den 60er Jahren gemachten Versprechungen, der nach dem Ausgleich etwa bis zur Fusion (:1875:) gebrachten Gesetze, soweit sie nationale und sprachliche Verhältnisse betreffen, und des Zustandes gewidmet, in welchem sich die nichtmagyarischen Landesbürger bezüglich ihrer culturellen Entwicklung befinden würden, wenn diese Gesetze thatsächlich gehalten worden wären resp. gehalten würden.

Die vierte Abtheilung hätte zu enthalten den Nachweis aller auf legislatorischem Wege und auf dem Wege der Verwaltungs-, Gerichts- oder sonstigen Regierungspraxis gemachten Versuche und in der Presse und sonst zu Tage tretenden Bestrebungen, die zum Schutze der nichtmagyarischen Nationalitäten gebrachten Gesetze direct oder indirect aufzuheben, illusorisch zu machen, oder sonst in einer Weise die Staatsgewalt zur mehr oder minder energischen Magyarisirung aller Bewohner Ungarns zu veranlassen.

In der fünften Abtheilung wären aus der Anführung der erwähnten Thatsachen die logischen Consequenzen zu ziehen, betreffs der Stimmung, welche durch sie bei den Nichtmagyaren hervorgerufen wird, und wären die positiven Wünsche einerseits bezüglich der Abschaffung gravaminäser, und andererseits betreffs der stricten Einhaltung der zum Schutze der Nationalitäten dienenden gesetzlichen Bestimmungen unter möglichster Beziehung auf die bestehenden Gesetze genau zu formuliren.

In der sechsten Abtheilung würde der Verfasser die verschiedenen historischen Momente, die Klagen und Forderungen zusammen fassen und in einem Gesammtbilde, unter stetem Bezuge auf die vorausgegangenen Einzelausführungen, die Situation aller Nichtmagyaren darlegen und ihre nächsten, wichtigsten und identischen Anforderungen an den ungarischen Staat bezüglich durchgreifender Aenderung der Gesetzgebung principiell darstellen.

Eine freilich nur schwer zu erreichende aber doch möglichst anzustrebende Gleichartigkeit des von den Vertretern der verschiedenen Nationalitäten zu beschaffenden Materials ist für die Gruppirung desselben nur in der Weise annähernd zu erzielen, daß bestimmte Fragen gestellt und vom Standpunkte jeder einzelnen Nationalität resp. der von ihr erhobenen Beschwerden und Ansprüche möglichst gleichartig beantwortet werden.

Die beiliegenden Fragebogen sollen diesem Zwecke dienen, denen nur mit der Bitte um möglichst allgemeine Beachtung folgende nothwendige Bemerkung vorausgeschickt sei.

Die Berührung des staatsrechtlichen, politischen Momentes ist bei Mittheilung der erbetenen Daten möglichst zu vermeiden resp. nur in soweit als absolut nothwendig zum historischen Verständnis und zum Nachweis der nationalen Individualität zu erwähnen. Das Hauptgewicht ist auf Schilderung der sprachlichen und culturellen Verhältnisse oder Entwicklungen zu legen, soweit sich solche neben der lateinischen Sprache wenigstens in den letzten 2—3 Jahrhunderten nachweisen lassen.

Von den Beziehungen zu den übrigen nichtmagyarischen Nationalitäten sind nach Möglichkeit nur gemeinsame Berührungspunkte hervorzuheben, dagegen alle trennenden Momente — soweit nicht zur Klarlegung der Verhältnisse unbedingt nöthig — unberührt zu lassen.

Vorschläge zur Erweiterung, Abänderung oder Vermehrung der beigeschlossenen Fragepunkte sind willkommen ja sogar erwünscht und werden, wenn in Bälde mitgetheilt, behufs Erzielung einer möglichst einheitlichen Darstellungsweise nach Möglichkeit berücksichtigt und in diesem Falle den übrigen Befragten ebenfalls mitgetheilt werden.

In der Ausarbeitung der sechsten Abtheilung wird naturgemäß die individuelle Anschauung des Verfassers vorwalten, und ihrer Natur nach ist für diese Abtheilung die Aufstellung positiver Fragepunkte nicht wohl durchführbar. Je mehr es aber dem Verfasser gelingen würde, die unzweifelhaft vorhandenen Berührungspunkte in den Bestrebungen der Nichtmagyaren Ungarns zu fixiren, ihre ganz oder nahe übereinstimmenden Wünsche in einer nach Möglichkeit Alle bis zu einem gewissen Grade befriedigenden Weise zu formulieren, desto vollständiger würde auch der angestrebte practisch-politische Zweck des Werkes erreicht werden. Deshalb ist der Verfasser gerne bereit, Vorschläge auch bezüglich der sechsten Abtheilung von jeder Seite entgegenzunehmen und wird dieselben gewissenhaft prüfen und soweit als nur möglich benützen.

Auch ist es seine Absicht, vor der Publizirung des Werkes namentlich in Bezug auf die letzte Abtheilung desselben noch die Meinung der maßgebenden Männer nichtmagyarischer Nationalität einzuholen, resp. im Manuskript und eventuell auch noch in den Aushängebogen die Bemerkungen derselben zu berücksichtigen. — Der Erfolg des Werkes ist indessen wesentlich davon abhängig, daß die Vorbereitung desselben nicht im Vorhinein ruchbar werde, sondern daß es möglichst vermuthet erscheine, nicht schon im Vorhinein von gegnerischer Seite contrecarrirt werde. Prospect und Fragebogen sollen darum möglichst wenig, und nur an ganz vertrauenswürdige Personen aus den Händen gegeben und auch vom Erscheinen eines solchen Werkes soll nur mit größter Vorsicht gesprochen werden. — Ebenso soll auch der Name des Verfassers von den Vertrauensmännern der Nationalitäten, an die er sich direct wendet und die in seiner Persönlichkeit gewiß die volle Garantie für die befriedigende Richtung des projectirten Werkes finden, vorläufig nicht mitgetheilt werden. Nach der erfolgten Publicirung des Werkes wird kein

Grund mehr vorliegen, den Namen des Verfassers vor Freund und Feind nicht zu nennen.

Bezüglich des Modus procedendi in der Ausfüllung und Einsendung der Fragebogen macht der Verfasser zur möglichst rationellen Durchführung der Theilung der Arbeit folgende Vorschläge:

a) Je ein Fragebogen wird von demjenigen Vertreter der betreffenden Nationalität, an den sich der Verfasser wendet, zur Beantwortung der geeignetsten Persönlichkeit unter seinen Nationsgenossen zugetheilt, welche den Termin, bis zu welchem sie ihn, eventuell unter Hinzuziehung dritter competenter Nationsgenossen entsprechend ausgefüllt, resp. instruirt, an den Vertrauensmann des Verfassers einsenden zu können glaubt, letzterem bekannt gibt. Innerhalb eines Termines von 6—8 Wochen dürfte eine gründliche Beantwortung der Fragepunkte je eines Bogens wohl möglich sein, da sich ja auch mehrere zu einer im Interesse ihres Volkes liegenden Arbeit vereinigen können.

Wer über erhaltene Aufforderung eine solche Beantwortung nicht übernehmen kann oder will, gibt hievon unter Retournirung des Fragebogens als bald Nachricht, damit ein anderer Nationsgenosse den betreffenden Theil der Arbeit übernehmen könne.

Natürlich ist jedem Mitarbeiter der gesammte Prospect resp. sämtliche Fragebögen auszustellen, damit er Zweck und Character des Werkes, zu dem er einen Theil der Materialien beizuschaffen berufen wird, in seiner Gänze genau kennen zu lernen in der Lage sei.

b) Der in erster Linie vermittelnde Vertreter jeder Nationalität sammelt sämmtliche Fragebogen ein, urgirt die nicht rechtzeitig einlaufenden, sieht das gesammte Material (eventuell unter Zuziehung maßgebender Nationsgenossen) durch, sorgt für nachträgliche Ausfüllung etwaiger Lücken, macht etwa noch Bemerkungen zu scheinbar wiedersprechenden Momenten der einzelnen Fragebogeneinsender, bezeichnet das Wichtigste sowie minder Belangreiche in den zur Mittheilung bestimmten actenmäßigen Belegen, Texten, Artickeln, und sendet das so präparirte Material dem Verfasser ein.

c) Bezüglich ungenügend aufgeklärter oder strittiger, oder von verschiedenen Seiten beleuchteter Momente behält sich der Verfasser die Bitte um Einholung näherer Auskunft aus erster und zweiter Quelle vor. Darum sind alle Beantworter eines Fragebogens, eventuell auch nur einer Frage ersucht, ihre Namen mit genauer Angabe ihrer Adresse beizufügen, soweit sie nicht Gründe haben, selbst dem Verfasser unbekannt bleiben zu wollen.

d) Mit Rücksicht auf die Größe der Aufgabe, die die Ausarbeitung des projectirten Werkes in sich schließt, glaubt der Verfasser jeden ihm bekannten oder unbekannten Mitarbeiter ersuchen zu dürfen, ihm seine Arbeit auch technisch zu erleichtern. Alles eingesendete Materiale, das mit oder ohne Durcharbeitung zum Drucke kommen soll, ist deshalb zunächst nur auf eine Seite des Papieres leserlich zu schreiben, (eventuell zu kleben). Neben dem beschriebenen Papier ist ein Rand zu lassen.

Slavische und romänische Texte sind unter allen Umständen und auch magyarische nach Möglichkeit in deutscher Uibersetzung zu liefern, und wo dies vom Beantworter eines Fragebogens slavischer oder romänischerseits nicht geschehen sein sollte, vom Sammler zu übersetzen oder übersetzen zu lassen. In lateinischen Texten sind Abkürzungen zu vermeiden.

Alle Quellen (:Büchertitel, Seitenzahlen, Datum und Nr. von Zeitungen, Geſetzartikel, Paragraphe, ebenſo Namen und Ziffern:) ſind mit möglichſter Genauigkeit anzugeben.

Vor Augen iſt zu halten, daß für die weitern Kreiſe auf welche das Werk einzuwirken beſtimmt iſt, manche Details, die für eine Nationalität wichtig ſind, kein allgemeines Intereſſe haben, wenn ſie nicht zur ſcharfen Illuſtration der erörterten Verhältniſſe nöthig oder geeignet ſind.

Möglichſte Prägnanz im Ausdruck, Weglaſſung alles Unweſentlichen und die genaue Bezeichnung der auf eine Frage gegebenen Antwort durch die Nr' der erſtern (: z. B. III. f.:) iſt von jedem Mitarbeiter vor Augen zu halten.

Soweit ſich Antworten auf die einzelnen Punkte der Fragebogen in bereits publicirten deutſchen oder magyariſchen Werken, Broſchüren, Memoranden vorfinden und deren Abſchrift zu umſtändlich erſcheint, oder der Bezug auf ſie ihrer allgemeinen Natur nach von mehreren Seiten erwartet werden kann, ſind die betreffenden Stellen (:Seitenzahl, Anfangs- und Schlußworte:) genau anzugeben und würde die leihweiſe Uiberlaſſung ſolcher nicht leicht zu beſchaffender Quellen zur Benützung erbeten werden.

Wird auch die Beantwortung der Fragebogen getrennt für jede einzelne Nationalität von Angehörigen und vom ſpeciellen Standpunkte derſelben erwartet, ſo ſoll dieſer Geſichtspunkt weder davon abhalten, auf allen oder mehreren Nationalitäten gemeinſame Momente hinzuweiſen oder auch einen Hinweis auf ſpezielle Verhältniſſe, Erfahrungen, Anſprüche, Klagen einer anderen Nationalität vorzubringen, wenn nicht mit Sicherheit angenommen werden kann, daß dieſe Momente von der Betreffenden ſelbſt berührt werden.

Vorſtehende vielleicht allzu minutiös erſcheinenden Wünſche mögen mit dem Beſtreben entſchuldigt werden, ein, dem Standpunkt aller nichtmagyariſchen Nationalitäten unſeres gemeinſamen Vaterlandes möglichſt entſprechendes, alle gemeinſamen Intereſſen möglichſt gleichartig und im gleichen Maße zur Darſtellung bringendes Werk zu ſchaffen. Da Werth und Wirkung desſelben dem Eifer proportional ſein muß, mit welchem alle Mitarbeiter dasſelbe erſchöpfend zu geſtalten beſtrebt ſein werden, ſo ſei zum Schluß die Hoffnung ausgeſprochen, daß vorſtehendem Apell durch alle geehrten Herrn, an die er direct oder indirect gerichtet iſt, bereitwillig und erfolgreich Folge geleiſtet wird.

Fragebogen für die I. Abtheilung.

I. Welches ſind die poſitiven geſchichtlichen Thatſachen

a) welche das Vorhandenſein der Slovaken, Ruthenen, Romänen, Deutſchen, Sachſen, Serben auf dem Gebiete der jetzigen Länder der ungariſchen Krone zur Zeit der Eroberung Ungarns durch die Magyaren beweiſen?

b) die Einwanderung derſelben nach Ungarn (:Siebenbürgen:), die Zeit und Modalität derſelben beſtimmen?

c) welche Traditionen exiſtiren diesbezüglich noch im Volke?

II. Welches ſind die geſchichtlichen Dokumente, (:Verträge, Privilegien, Geſetzartikel, Verordnungen:) aus denen diesbezügliche Evidenz geſchöpft werden kann und welche im Wortlaute mitzutheilende Stellen ſind diesbezüglich die markanteſten?

Bezeichnung der Stellen (:hiſtoriſche Werke, genaue Bezeichnung der Stellen durch Seitenzahl, Bibliotheken, wo ſolche, wenn ſelten, zu finden:) und wenn möglich wörtliche Citirung wichtiger Geſetzestexte und entſcheidender Stellen ſchwer zu-

gänglicher Werke. Lateiniſche, deutſche oder magyariſche Dokumente oder Citate ſind in der Originalſprache, ſolche in anderen Sprachen womöglich in ſorgfältiger deutſcher eventuell magyariſcher Uiberſetzung erbeten.

III. Welche bemerkenswerthere Veränderungen in der politiſchen, culturellen und ſocialen Lage, in den Wohnſitzen, in der Verbreitung der obbezeichneten Nationalitäten ſind bis in den Anfang unſeres Jahrhunderts zu verzeichnen?

IV. Welche vor 1830-er Geſetze oder geſchichtliche Documente beweiſen das Recht auf den Gebrauch der nationalen Sprache, auf nationale Culturentwicklung, oder bekunden die thatſächliche Ausübung dieſes Rechtes, insbeſondere die Benützung der Volksſprache im öffentlichen Leben in Kirche und Schule?

V. Kurze Schilderung des nationalen Culturſtandes, der nationalen Literatur zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts (:bis zu den 30er Jahren:)?

Fragebogen für die II. Abtheilung.

a. 2.) Welches ſind die wichtigſten Thatſachen aus den dreißiger und vierziger Jahren dieſes Jahrhunderts, welche in Verbindung mit dem Beſtreben, ſtatt der lateiniſchen die magyariſche Sprache zur diplomatiſchen in Ungarn zu machen, als directe oder indirecte Verſuche zur Verdrängung der romäniſchen, deutſchen, ſlovakiſchen, ruthen iſchen, ſerbiſchen Sprache aus dem öffentlichen Leben, aus Kirche und Schule qualificirt werden können?

b. 2.) Welches ſind die wichtigſten diesbezüglichen Geſetzartikel reſp. §§ derſelben?

c. 2.) Welche Debatten der Magnatentafel aber der untern Tafel ſind diesbezüglich am evidenteſten?

d. 2.) Sind diesbezügliche Verhandlungen von Comitatscongregationen oder ſtädtiſchen Municipien bekannt?

e. 2.) Welches ſind beſonders markante Aeußerungen der damaligen Journaliſtik ſowohl magyariſcher — wie gegneriſcherſeits?

f. 2.) Welche Broſchüren oder größere Werke beleuchten die damaligen Kämpfe? Welches ſind deren markanteſte Stellen?

g. 2.) Sind Fälle directer adminiſtrativer Vergewaltigung in Betreff des Gebrauches der Mutterſprache aus jener Zeit aufzählbar?

h. 2.) Exiſtiren damals formulirte Poſtulate für den Gebrauch der Mutterſprache, oder für Beibehaltung des Lateiniſchen und gegen die Einführung des Magyariſchen?

i. 2.) Welche directe Verbindung zwiſchen den Magyariſirungsbeſtrebungen der dreißiger und vierziger Jahre und der gegen den Magyarismus in den Jahren 1848 und 1849 bei Kroaten, Slovaken, Serben, Romänen und Sachſen ausgebrochenen Bewegung kann aus Enuntiationen der betreffenden Nationalitäten nachgewieſen werden?

k. 2.) Welche geſetzliche und adminiſtrative Verfügungen der abſoluten Aera reſp. der den Ausgleich von 1867 vorangehenden Jahre ſind dem Nationalitätsprincip günſtig geweſen?

l. 2.) Welche weitergehende Anforderungen ſind zwiſchen 1850 und 1867 ſpeciell im Intereſſe der magyariſchen, ſlovakiſchen, ruthen iſchen, romäniſchen, ſerbiſchen Sprache /: ſei es durch amtliche Vorſtellungen oder Aeußerungen der Preſſe:/ etwa formulirt worden?

m. 2.) Welche Verbindlichkeiten hat das vordualiſtiſche Regime bezüglich Wahrung der Rechte der nichtmagyariſchen Bewohner der Monarchie auf den freien Gebrauch ihrer Mutterſprache und auf eventuelle Entwicklung übernommen?

Fragebogen für die III. Abtheilung.

a. 3.) Welches ſind die bemerkenswertheſten journaliſtiſchen, oder durch beſondere Werke magyariſcherſeits unternommenen Verſuche (:Artikelſtellen mit Datumangabe:), die Nichtmagyaren zu politiſcher Solidarität gegen den öſterreichiſchen Abſolutismus zu gewinnen, und welches die Verſprechungen, welche bezüglich Achtung der nationalen Individualität und Cultur-Entwicklung denſelben gemacht worden ſind?

b. 3.) Welche Gegenäußerungen (:entgegenkommend oder abweiſend:) liegen von Seiten der nichtmagyariſchen Preſſe Ungarns, oder municipaler oder communaler Vertretungskörper, kirchlicher Behörden oder competenter nationaler Verſammlungen, Congreſſe oder hervorragender Parteimänner der romäniſchen, deutſchen, ſlovakiſchen, ruthemiſchen, ſerbiſchen, ſächſiſchen Nationalität vor?

c. 3.) Welche Aeußerungen des 1861 er oder 1865 er ungariſchen, des 1863 er oder 1865 er ſiebenbürgiſchen und des kroatiſchen Landtages von 1861 mit 1866 liegen diesbezüglich vor?

d. 3.) Welche Beſtrebungen der Wiener Regierung können während den 1866/7 er Ausgleichsverhandlungen als die Wahrung der berechtigten Anſprüche der nichtmagyariſchen Bewohner Ungarn's bezweckend angeführt werden?

e. 3.) Welche Geſetze ſind zwiſchen 1867 und 1875 im ungariſchen Reichstage behufs theilweiſer Befriedigung der Nationalitäten-Anſprüche gemacht, nach welcher Richtung, in welcher Debatte des Abgeordnetenhauſes ſind die betreffenden Beſtimmungen von Nationalitäten-Vertretern erörtert, angegriffen, vertheidigt worden?

f. 3.) Auf welche beſtehenden Einrichtungen oder Anſtalten haben die betreffenden Geſetzesbeſtimmungen einen conſervirenden, befördernden, deſtructiven Einfluß ausgeübt? Welche Berufsclaſſen ſind von denſelben fühlbar berührt worden?

g. 3.) Welches wäre die vorausſichtliche Entwicklung der betreffenden Verhältniſſe geweſen, wenn dieſe Geſetze nicht gebracht, ſondern die frühere Praxis fortgeſetzt worden wäre, und welche in dem Falle, wenn die neuen Geſetze nach ihrem Sinne und Geiſte zur Durchführung gelangt ſein würden und weder in legislativem, noch in adminiſtrativem Wege eine offene oder geheime Ausſpielung derſelben eingetreten wäre?

Fragebogen für die IV. Abtheilung.

a. 4.) Welche im ungariſchen Reichstage ſeit Beginn der 70 er Jahre gebrachten Geſetze (wichtigſte §§?) laſſen die Tendenz erkennen, die im Nationalitätengeſetze umſchriebene angebliche Gleichberechtigung der Bürger Ungarns, beziehungsweiſe die den Nichtmagyaren günſtigen Beſtimmungen desſelben bezüglich des Gebrauches ihrer Mutterſprache im öffentlichen Leben illuſoriſch zu machen?

b. 4.) Welche im ungariſchen Reichstage bei Verhandlung ſolcher Geſetze oder bei anderer Gelegenheit gemachte Aeußerungen von magyariſchen Abgeordneten oder von Miniſtern laſſen die wahren Abſichten der beherrſchenden Raſſe bezüglich der übrigen Nationalitäten unwiederleglich erkennen. /:Womöglich vollſtändiges Citat mit genauer Bezeichnung der Zeit oder Gelegenheit der Abhaltung der Rede oder wenigſtens mit Angabe der Anfangsworte:/.

c. 4.) Welche positiven Maßnahmen sind seit etwa 1870 auf Grund solcher neuerer, den Nichtmagyaren ungünstiger Bestimmungen von der Regierung, von Regierungsbehörden, von Gerichten, von kirchlichen Behörden, von Comitaten getroffen worden, deren rechtsverletzender Character und deren den Nichtmagyaren abträgliche Wirkung sich nachweisen läßt?

d. 4.) Die Nichteinhaltung oder ungenügende Ausführung welcher noch zu Recht bestehenden Gesetze oder Regierungsverordnungen, die den Nichtmagyaren Schutz zu gewähren geeignet wären, läßt sich am klarsten nachweisen, erweist sich der wirklichen politischen Gleichberechtigung und culturellen Entwicklung der romänischen, deutschen, slovakischen, ruthenischen, serbischen, sächsischen Nationalität am nachtheiligsten und verletzt am meisten das Nationalgefühl derselben?

e. 4.) Welches Vorgehen wird bei den Reichstagswahlen gegen die Nichtmagyaren beobachtet? Sind Fälle flagranter Vergewaltigung nachweisbar? In wieweit sind im Bezug auf Preßfreiheit und Versammlungsfreiheit die Nichtmagyaren anders behandelt worden, als die Magyaren?

f. 4.) Welche Bestrebungen der magyarischen Gesellschaft, der magyarischen Vereine gehen über die zulässigen Ziele der Hebung und Förderung der nationalmagyarischen Cultur und Sprache hinaus und zielen auf Entnationalisierung der Nichtmagyaren direct oder indirect ab?

g. 4.) Welche Beweise des moralischen und des weitergehenden physischen Zwanges, der zu Zwecken der Magyarisierung ausgeübt wird, liegen vor? Welchen Benachtheiligungen und Zurücksetzungen sind diejenigen Angehörigen der romänischen, deutschen, slovakischen, ruthenischen, serbischen, sächsischen Nationalität, die an derselben festhalten und sich nicht den Magyarisirungsbestrebungen anschließen oder unterwerfen, im öffentlichen (:auch kirchlichen:) Leben und bei Anstellungen im Staats- oder Municipaldienst ausgesetzt?

h. 4.) Welche Aeußerungen der magyarischen Presse aus dem letzten Jahrzehnt, in der Unzahl der im letzten Dezennium erschienenen Artikel. erscheinen am geeignetsten, über ungarische Verhältnisse nicht orientierten Personen das offene Bestreben nach Magyarisierung aller Bewohner Ungarns in einer von Jahr zu Jahr stufenweise schärfer hervortretenden Exclusivität und Rücksichtslosigkeit klar vor die Augen zu führen und den Beweis zu liefern, daß die magyarischerseits vielfach behauptete nationale Toleranz und Achtung der natürlichen und gesetzlichen Rechte der Nichtmagyaren in Ungarn nicht besteht?

i. 4.) Welchen Einfluß hat überhaupt die Einführung der magyarischen Staatssprache auf die politische und culturelle Lage der slovakischen, ruthenischen, romänischen, sächsischen, deutschen, serbischen Nationalität in Ungarn gehabt?

Fragebogen der V. Abtheilung.

a. 5.) Welches ist gegenwärtig die innerhalb der römischen, deutschen, slovakischen, ruthenischen, serbischen, sächsischen Nationalität in Folge der schlechten Verwaltung und der Magyarisirungspolitik der seit 1867 bestandenen Regierungen herrschende Stimmung?

b. 5.) Welche Befürchtungen bezüglich weiterer Beeinträchtigung der Rechte und Lebensbedingungen der Nichtmagyaren werden gehegt?

c. 5.) Welche Hoffnungen bezüglich einer Veränderung resp. Verbesserung der gegenwärtigen Nationalitätsverhältnisse bestehen?

d. 5.) Wird eine Verbeſſerung von einem einfachen Wechſel der Regierung oder nur von einem Wechſel des herrſchenden Syſtems reſp. Staatsrechts erwartet?

e. 5.) Welches ſind die geſetzlichen Beſtimmungen (:möglichſt genaue Angabe von Geſetzartikeln eventuell §§:), deren Abänderung am allerdringendſten erſcheint, wenn ſich die nichtmagyariſchen Bewohner Ungarns vom Standpunkt ihrer Nationalität für halbwegs befriedigt erklären ſollen, ua. zw.

Welche auf dem Gebiete der Verwaltung
der Juſtiz
der Kirche
des Unterrichtsweſens
der wirthſchaftlichen Intereſſen

f. 5.) Und in welchem Sinne, nach welcher Richtung (:Verſuch möglichſt poſitiver Formulierung:) wären dieſe Abänderungen vorzunehmen?

g. 5.) Bezüglich welcher geſetzlichen Beſtimmungen würde eine ſtricte Einhaltung ſeitens der Regierung und den Behörden, beziehungsweiſe eine milde und gerechte Praxis den Wünſchen der Nichtmagyaren genügen?

h. 5.) Welche Wünſche werden im allgemeinen bezüglich der Herſtellung eines guten Einvernehmens zwiſchen der magyariſchen Raſſe und der romäniſchen, deutſchen, ſlovakiſchen, ruthenischen, ſerbiſchen, ſächſiſchen Nationalität ſonſt noch gehegt, welche weitere Mittel etwa ſonſt noch zur Erreichung dieſes Zieles vorgeſchlagen, welche Conceſſionen der ungariſchen Staatsidee, der magyariſchen Amtsſprache gebracht?

i. 5.) Welche gegenſeitigen praktiſchen Bethätigungen des Princips der nationalen Gleichberechtigung glauben die nichtmagyariſchen Nationalitäten im Verkehr unter einander als Minoritäten fordern zu dürfen, als Majoritäten gewähren zu können?

k. 5.) Welche Vorſchläge ſcheinen geeignet, eine möglichſte Solidarität derſelben herbeizuführen?

(Hektographiertes Rundſchreiben, Steinacker-Nachlaß, Südoſtinſtitut).

Die weſtlichen Grundlagen des glagolitiſchen Alphabets.

Von Michael Hocij (München).

Einführung.

Die Frage nach dem Urſprung der glagolitiſchen Schrift bildet eines der wichtigſten und gleichzeitig ſchwierigſten Probleme der ſlawiſtiſchen Forſchung.[1]) Es gibt gegen vierzig verſchiedene Auffaſſungen über die Entſtehung des glagolitiſchen Alphabets.[2]) Der unſichere Boden, auf dem die meiſten dieſer Meinungen beruhen, ermahnte mit Recht zur Vorſicht und Zurückhaltung beim Auftauchen diesbezüglicher neuer Erklärungsverſuche. Und doch ſetzte ſich mit der Zeit eine Auffaſſung durch, die die meiſten übrigen Meinungen, Hypotheſen, Hinweiſe und Vermutungen zu verdrängen ſchien, um in der Geſtalt der ſog. griechiſchen Minuskeltheorie die meiſten Anhänger zu gewinnen. Der erſte, der einen ſyſtematiſchen Verſuch unternommen hatte, die glagolitiſchen Buchſtaben aus den griechiſchen Kurſivſchriften des 5.—6. Jh.s abzuleiten, war J. Taylor.[3]) Vor ihm hat man ſchon öfter bei der Umſchau nach den Belegen für das glagolitiſche Alphabet unter vielem anderen auch auf griechiſche Verwandtſchaften hingewieſen. So z. B. Wattenbach, in der erſten Auflage ſeiner griechiſchen

---

[1]) Die ganze Problematik der glagolitiſchen Schrift und die Geſchichte ihrer wiſſenſchaftlichen Auswertung vermitteln folgende drei Bücher:

J. V. Jagić, Glagoličeskoe pišmo (glagolitiſche Schrift) in Enciklopedija slavjanskoj filologii (Enzyklopädie der ſlawiſchen Philologie) Lieferung 3. St. Petersburg 1911. In dieſer von der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften beſorgten Ausgabe bildet der Aufſatz von Jagić auf den S. 51 bis 262 die Zuſammenfaſſung der bis dahin geleiſteten Forſchung des Problems. Auf 36 Tafeln kamen 88 Fakſimilereproduktionen von 75 verſchiedenen glagolitiſchen Schriftdenkmälern zum Abdruck.

Joſef Vajs, Rukověť hlaholské paleografie (Handbuch der glagolitiſchen Paläographie). Prag 1932, 178 S. + 54 Tafeln mit Fakſimilereproduktionen. Syſtematiſche Zuſammenfaſſung, mit Berückſichtigung neuerer Forſchung und wertvollem Fakſimilematerial.

J. Ohienko, Povstannja azbuky j literaturnoji movy v slov'jan (Entſtehung des Alphabets und der Literaturſprache bei den Slaven) Žovkva 1937, Teil II, S. 80—171, mit guten chronologiſch angeordneten Literaturverzeichniſſen, insbeſondere auch zur Geſchichte der glagolitiſchen Forſchung, S. 91—95.

[2]) G. A. Il'inskij, Opyt systematičeskoj Kirillo-Mefod'evskoj bibliografii pod redakciej i s dopolnenijami M. G. Popruženka i St. M. Romanskogo (Verſuch einer ſyſtematiſchen Cyrillo-Methodianiſchen Bibliografie unter der Redaktion und mit Ergänzung von M. G. Popruženko und St. M. Romanskij), Sofia 1934. § 90—127, S. 104—112, bietet die Literatur zu den meiſten dieſer Hypotheſen.

[3]) J. Taylor, Ueber den Urſprung des glagolitiſchen Alphabets. Archiv für ſlaviſche Philologie V, S. 191—192. Grundgedanken auch in ſeinem „The Alphabet. An Account of the Origin and Development of Letters". London 1883. Bd. II. S. 201—207

Paläographie,[4]) wo er ein kreuzartiges griechiſches α-Zeichen aus dem 2. Jh. n. Chr. mit dem glagolitiſchen a in Verbindung brachte. Dieſer mehr zufällige Hinweis veranlaßte Taylor zu ſeiner Unterſuchung, die zur Achſe für die weitere Erforſchung des glagolitiſchen Problems werden ſollte.[5])

Der Erfolg dieſer Theorie war entſchieden und autoritativ geſichert, als ſich ihrer bald darauf zwei der maßgebendſten Slawiſten angenommen hatten. V. Jagić lieferte in Anſchluß vor allem an eine Kritik des Werkes von Geitler über albaneſiſche und ſlawiſche Schriften[6]) einen größeren paläographiſchen Beitrag zu dem Problem, in dem er den Zuſammenhang zwiſchen dem glagolitiſchen Alphabet und der griechiſchen Minuskel des 8.—10. Jh.s ähnlich wie vor ihm Taylor in ſyſtematiſcher Anordnung vorführte.[7]) Leskien dagegen brachte allerdings in Bezug auf das glagolitiſche Schriftproblem nur einen ſchriftlichen Aufſatz im Sinne Jagić' ohne paläographiſche Auswertungen.[8]) Die Bedeutung ſeiner Stellungnahme für die Verbreitung der griechiſchen Minuskeltheorie geht jedoch weit über das Ausmaß und die Tragweite des von ihm gelieferten Beitrags hinaus. Sie liegt in den vielen Auflagen ſeines Handbuchs und ſeiner Grammatik der altkirchenſlawiſchen Sprache[9]), denen es beſchieden war, die ganze deutſchſprachige und teilweiſe auch ruſſiſche ſlawiſtiſche Bildung als Lehrbuch für ein halbes Jahrhundert zu beherſchen. Die von ihm vertretene griechiſche Minuskeltheorie fand dadurch als feſtſtehendes Ergebnis den ſicherſten Zugang zu einem Jeden, der mit der Slawiſtik überhaupt nur zu tun hatte. Da dieſe Theorie als Gegenſtand näherer Unterſuchung auch

---

[4]) W. Wattenbach, Anleitung zur griechiſchen Palaeographie. Leipzig 1867. Litogr. Teil S. 2. „Wie im Glagolitiſchen aus a ſpäter ⊣ wird, ſo finde ich in Curſive saec. II p. c. ⊣ für α." 2. Aufl. Leipzig 1877.

3. Aufl. 1895 weder auf S. 87—88 bei A noch bei Abkürzungen mit A auf S 111—112, ähnlich wie in anderen Auflagen hat W. das kreuzförmige griechiſche α angegeben.

[5]) Vgl. den von mir im Heft 4 des Jg. III der Südoſtdeutſchen Forſchungen (Februar 1939 S. 837—838) veröffentlichten Brief des J. Taylor an Wattenbach.

[6]) Leopold Geitler: Die albaneſiſchen und ſlaviſchen Schriften mit 25 phototypiſchen Tafeln. Wien 1883.

[7]) J. V. Jagić, Četyre kritiko-paleografičeskija stat'i, priloženie k otčetu o prisuždenii Lomonosovskoj premii za 1883. god. (Vier kritiſch-paläographiſche Abhandlungen, Beilage zur Lomonoſovprämie für das Jahr 1883). St. Petersburg 1884. Abt. IV S. 103—191, Taf. I—III.

[8]) A. Leskien: Zur glagolitiſchen Schrift. AſlPh. 27, Berlin 1905. S. 161 bis 168.

[9]) A. Leskien: Handbuch der altbulgariſchen (altkirchenſlaviſchen) Sprache Weimar 1871, 2. Aufl. 1886, 3. 1898, 4. 1905, 5. 1910, 6. Heidelberg 1922. Ruſſiſche Ueberſetzung mit Ergänzungen aus dem Evangeliar von Oſtromir unter Redaktion von E. Ščepkin und A. Šachmatov, Moskau 1890. A. Leskien, Grammatik der altbulgariſchen (altkirchenſlaviſchen) Sprache, Heidelberg 1909, 2. u. 3. Aufl. 1919. Ruſſ. Ueberſ. von N. Petrovskij, Kazan' 1915.

bei anderen Verfaſſern einen Widerhall, vor allem auch in Form von paläographiſchen Tafeln gefunden hatte[10]), wurde ſie in den meiſten Fällen als verpflichtend angenommen und innerhalb der widerſpruchsvollen Flut von anderen Meinungen zu einer Art klaſſiſcher Lehre erhoben. Die Möglichkeit eines Zuſammenhangs der älteſten ſlawiſchen Schriftart mit der griechiſchen Minuskel fand immerhin eine gute Stütze in der unmittelbaren Zugehörigkeit der Balkanſlawen zu dem byzantiniſchen Kulturkreis. Die paläographiſchen Gegenüberſtellungen haben gezeigt, daß in der Tat bei einigen Buchſtaben eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen der griechiſchen Minuskelſchrift und dem glagolitiſchen Alphabet beſteht. Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Ableitung liegt jedoch nicht minder klar zu Tage, insbeſondere wenn man recht viele griechiſche Buchſtaben in dem glagolitiſchen Alphabet mit guten Gründen aufweiſen wollte. Am ſchärfſten ging bis jetzt A. Rahlfs mit dieſer Theorie ins Gericht. „... ſelbſt bei den Buchſtaben, welche Leskien ausdrücklich nennt, vermag ich, — meint er — abgeſehen von d, keine Aehnlichkeit zu entdecken. Eine einzige Aehnlichkeit beweiſt aber bei einem Alphabet, das aus ſo vielen Buchſtaben beſteht, abſolut nichts. Die Herkunft der glagolitiſchen Schrift aus der griechiſchen Minuskel iſt alſo nichts weniger als bewieſen, ja ſie ſcheint mir ſogar völlig ausgeſchloſſen".[11]) Das Urteil iſt zu ſcharf. Die griechiſche Minuskel beſitzt in der Tat viel mehr Anklänge an das glagolitiſche Alphabet als dieſe, freilich nicht ganz unrichtige Meinung zugeben möchte.[12]) Unſeren Ergebniſſen vorgreifend, kann man ſagen: glagolitiſche Buchſtaben haben inſofern Aehnlichkeiten mit griechiſchen, als es Verwandt-

[10]) Archimandrit Amfilochij, Dopolnenija k Galičskomu sličitelnomu Četveroevangeliju (Ergänzungen zu dem Galič:r vergleichenden Vier-Evangeliar). Moskau 1883. Abhandlung Nr. 6. — Ueber die Unechtheit der Fragmente des ſogenannten Evangeliars von Reims, das von ſlaviſchen Archäologen in das XII. Jahrhundert geſetzt wird und über den Schlüſſel zur glagolitiſchen Schrift (S. 145—181) mit einer Tafel. — D. F. Běljaev, Istorija alfavita i novoe mněnie o proischoždenii glagolicy (Geſchichte des Alphabets und neue Meinung über den Urſprung der glagolitiſchen Schrift) Kazan', 1886, mit 2 Tafeln. — B. Conev, Istorija na Bŭlgarskij ezik (Geſchichte der bulgariſchen Sprache). Bd. I, Sofia 1919. 2 Tafeln S. 128—129. Offenbar auf grund von Tafeln Taylors u. Jagićs mit einigen Umwandlungen der dortigen Buchſtaben zuſammengeſtellt. Arbeiten von Fortunatov, Kul'bakin, Margulies u. a. werden an entſprechenden Stellen im Laufe der Unterſuchung herangezogen.

[11]) A. Rahlfs, Zur Frage nach der Herkunft des glagolitiſchen Alphabets. Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung (A. Kuhn) Göttingen 1913. S. 285—287. Wir wollen an dieſer Stelle auf weitere Einwände Rahlfs und auf ſeine Kritik der Arbeitsweiſe Taylors und Jagićs nicht eingehen.

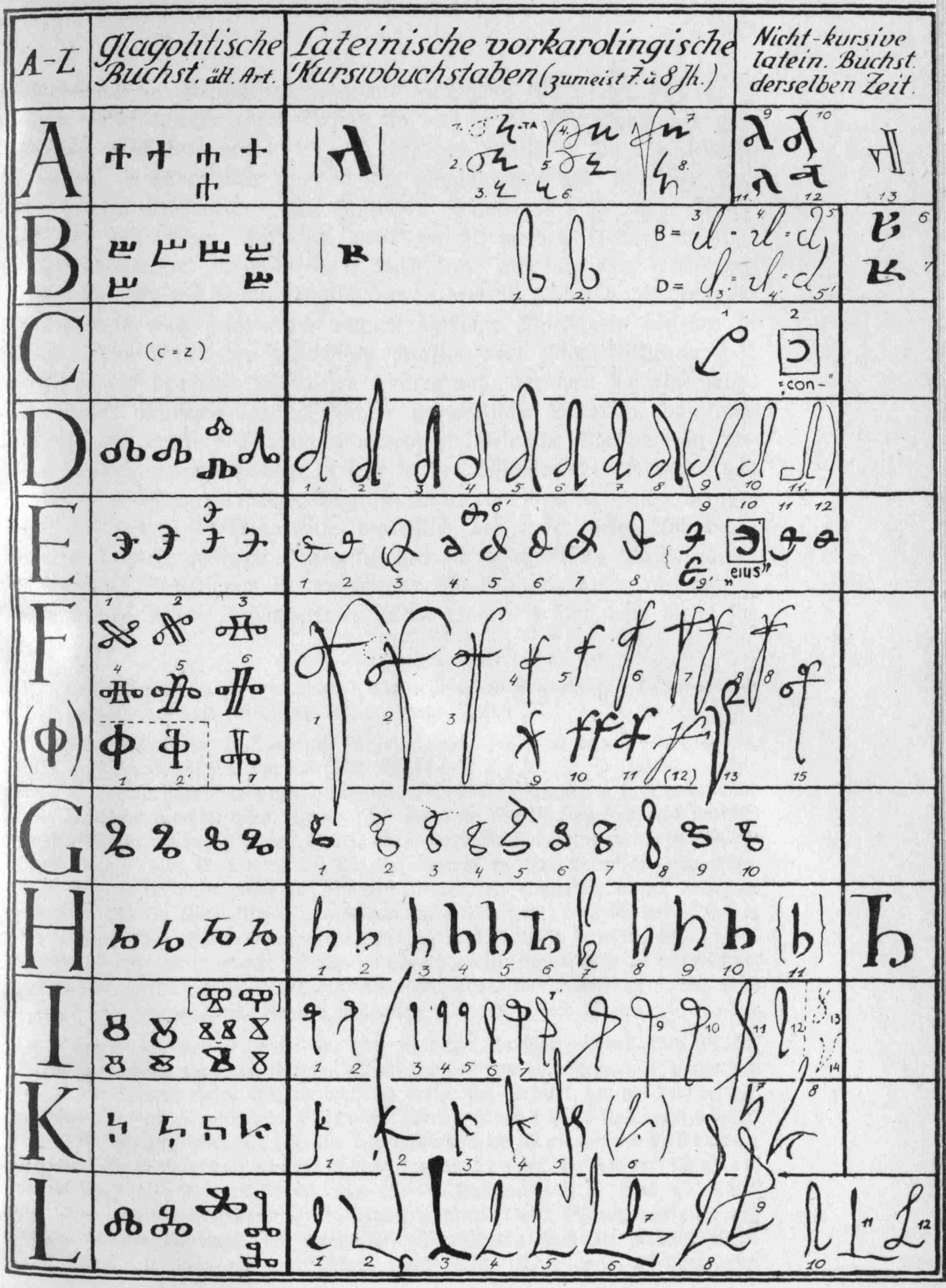
[12]) Verſchiedenartiges Material gegen die griechiſche Minuskeltheorie hat am vollſtändigſten J. Ohienko, Povstannja azbuky a. a. O. S. 114—134, zuſammengebracht.

ſchaften zwiſchen einzelnen griechiſchen und lateiniſchen Buchſtabenzeichen gibt. Denn es zeigt ſich, daß beim Heranziehen der lateiniſchen Schriftarten des vorkarolingiſchen Zeitalters bei jedem einzelnen Buchſtaben die Aehnlichkeit zwiſchen Glagolitiſch und Lateiniſch viel größer iſt als zwiſchen Glagolitiſch und Griechiſch. Es ergibt ſich ferner, daß es auch lautlich beſſere Entſprechungen zwiſchen Glagolitiſch und Lateiniſch als zwiſchen Glagolitiſch und Griechiſch gibt (b, v, z). Wir begegnen lateiniſchen Buchſtaben, an denen die Anhänger der griechiſchen Theorie mit Not vorübergehen mußten, um ſich hinter viel unzulänglichere griechiſche Zeichen als Vorbilder zurückzuziehen (h, o, p). Hier wird man auf eine große Anzahl der beſten Verknüpfungsmöglichkeiten zwiſchen glagolitiſchem und lateiniſchem Alphabet hinweiſen können, die überhaupt in der Art noch nie vermutet wurden (b, e, f, g, n, r, s, t, y, z). Der beſte Beleg der griechiſch-glagolitiſchen Verbindung, der Buchſtabe d, hat eine genau ſo gute, wenn nicht beſſere Entſprechung auf der lateiniſchen Seite. Es gibt freilich auch gelegentliche Schwierigkeiten bei der Ableitung des glagolitiſchen Alphabets von dem lateiniſchen. Jedoch keine dieſer Schwierigkeiten kann durch Heranholen griechiſcher Kurſivzeichen gelöſt werden (i, m, s [z]). Wenn bei einigen Buchſtaben bis jetzt nicht die eindeutige Klarheit in dem Maße wie bei anderen Zeichen erreicht werden konnte, ſo laſſen ſich hier doch mit dem lateiniſchen Material ſo gute und hinlängliche Aehnlichkeiten zwiſchen beiden Reihen aufweiſen, daß auch dieſe Fälle keine Lücken im Alphabet verurſachen. Bei dieſer Sachlage iſt es auch nicht verwunderlich, daß die Verwandtſchaft zwiſchen dem lateiniſchen und dem glagolitiſchen Alphabet der bisherigen weitausgreifenden Forſchung nicht entgehen konnte. Die Anknüpfung des glagolitiſchen Alphabets an den weſtlichen Kulturkreis konnte jedoch keinen durchdringenden Erfolg erzielen, weil die Art und Weiſe, in der es geſchah, wie auch die hiſtoriſchen Vorausſetzungen, an die man den Tatbeſtand anknüpfen wollte, kritiſch unhaltbar waren. Geitler hat im Verhältnis zu dem Material, das ihm zur Verfügung ſtand, große Arbeit hinſichtlich dieſer lateiniſch-glagolitiſchen Verwandtſchaften geleiſtet.[13]) Er benutzte jedoch das Poſitive ſeiner paläographiſchen Funde, um eine vollſtändig irreführende albaniſch-ſlawiſche Theorie aufzubauen, die von Jagić leicht widerlegt werden konnte, ja ſpäter erwies ſich ſogar dieſe albaniſche Schrift, von der Geitler ſich nicht loslöſen konnte, als ein Produkt des 18. Jh.s.[14]) Dieſer

---

[13]) L. Geitler, a. a. O.

[14]) Dieſe albaneſiſche Schrift wurde im J. 1854 von Hahn ans Licht gebracht. A. Leskien, Grammatik der altbulgariſchen Sprache, Heidelberg 1904. S. XXXIV. Die Angaben zu dieſer Schrift des Mönches Todor bei R. Nahtigal, Ueber die Elbaſaner Schrift im Arh. z. arb. star. 1 (1923) 160—195 [vgl. Indogerman. Jahrbuch, Bd. X. Jg. 1924—25. Berlin-Leipzig 1926, S. 178].


A–L
Glagolitische Buchst. ält. Art.
Lateinische vorkarolingische Kursivbuchstaben (zumeist 7. u. 8. Jh.)
Nicht-kursive latein. Buchst. derselben Zeit.
A
B
B = D =
C
(c = z)
con-
D
E
eius"
F
(Φ)
G
H
I
K
L

Fall verdarb der lateiniſch-glagolitiſchen Forſchung den Kredit. Weſſely dagegen veröffentlichte einen Aufſatz, in dem er die Entſtehung des glagolitiſchen Alphabets ins 4.—5. Jh. verlegen wollte.[15]) Dazu verleiteten ihn gewiſſe Aehnlichkeiten zwiſchen den glagolitiſchen und römiſchen kurſiven Zeichen des ausgehenden klaſſiſchen Zeitalters. Daß ſolche Ableitung den hiſtoriſchen Tatſachen nicht gerecht werden konnte, erübrigt ſich hier beſonders auszuführen.[16]) Auch ſeine altertümlichen lateiniſchen Formen ſind oft viel zu unzulänglich, um in dem Wettbewerb mit den griechiſchen, wenn auch gelegentlich weniger ähnlichen Vorbildern beſtehen zu können. Denn hinter der griechiſchen Kurſiv- oder Minuskeltheorie ſteht wenigſtens ein durchaus hiſtoriſcher Hintergrund, vor dem ſich eine ſolche Uebernahme abſpielen konnte. Andere gelegentliche Stimmen, daß man für beſtimmte einzelne Buchſtaben unbedingt lateiniſche Vorbilder in Anſpruch nehmen müſſe, tauchten zu ſehr in den diſſonierenden Klängen von anderen Vorſchlägen derſelben Verfaſſer unter, um deutlich genug herausgehört zu werden. Es iſt durchaus begreiflich, daß unter dieſen Umſtänden bei einer äußerſt geringen Intereſſiertheit für glagolitiſche Paläographie als ſolche die Anſicht von der lateiniſchen Abhängigkeit dieſer rätſelhaften Schriftformen keinen Anhängerkreis finden konnte.[17]) Und doch bietet ſich

---

[15]) Carl Weſſely, Glagolitiſch-lateiniſche Studien [Studien zur Palaeographie und Papyruskunde, Heft 13] S. 41—43, 20 litogr. Tafeln.

[16]) Den hiſtoriſchen Hintergrund für eine ſolche frühe Ableitung der glagolit. Schrift aus der römiſchen Kurſive ſtellt Weſſely a. a. O. S. 42 folgendermaßen dar. „Die Slawen ſaßen nach dem Zeugnis der Tabula Peutingeriana 8, 4, was nicht immer genügend beachtet wird, ſicherlich bereits Ende des IV. Jahrhunderts nördlich über die Donaumündung, hatten alſo ſchon damals Berührungen mit den Römern (Hermes XLV, 1910, S. 216, N. 3). Die Erinnerung an das Kalenden- und Roſalienfeſt, das Eindringen eines ſo ſeltenen Wortes wie compater, deſſen entlehnte Form noch jetzt im Slowakiſchen und Tſchechiſchen lebt, ſowie was ich Herrn Hofrat Jagić verdanke im Sloveniſchen, mögen für meine Hypotheſe ſprechen, daß in der römiſchen Curſive jener Epoche die Wurzeln der glagolitiſchen Schrift zu ſuchen ſind. Die römiſche Curſive hatte ſeit Diocletian einen Charakter angenommen, der z. B. im V. Jh. Formen aufweiſt, die der Glagolica zugrunde liegen können."

[17]) Weſſely, a. a. O. Seite 42, hat, ſtatt der Forſchung einen Weg zu öffnen der womöglich zu einer klareren Erfaſſung der von ihm geſehenen Verwandtſchaft führen konnte, dieſen Weg vielmehr zu verſperren verſucht, um auf dem eigenen Standpunkt verbleiben zu können. Er ſchreibt: „Meine Nachweiſe ſind negativ aufzufaſſen, daß nämlich nicht die Kurſive der Kaiſerzeit noch auch die ſpäteren lateiniſchen Nationalſchriften in Betracht kommen können, ſondern nur die gedachte Epoche von IV.—VI. Jahrhundert..." Was W. unter lateiniſchen „Nationalſchriften" verſteht, kann man aus dieſer Behauptung nicht entnehmen. Meinte er damit die lateiniſchen Schriftarten nach der Karolingiſchen Schriftreform, ſo mag er recht haben. Der Satz jedoch will offenbar eher

hier, wie wir ſehen werden, ein gerader Weg, auf dem man möglicherweiſe zu noch viel eindeutigeren Ergebniſſen kommen würde, wenn man in der in dieſer Abhandlung eingeſchlagenen Richtung mit Entſchloſſenheit weiterginge. Meine Unterſuchung, die mit der Behandlung einzelner Buchſtaben beginnt, will ein Beitrag zu der Löſung der verwickelten, nicht nur ſchriftkundlichen, ſondern in erſter Linie auch hiſtoriſchen und kulturellen Beziehungen in einer noch lange nicht entſprechend gewürdigten Epoche des Mittelalters ſein. Sie iſt keine Zuſammenfaſſung etwa beſtehender Erkenntniſſe, ſondern ein Hineinarbeiten in mehrere auseinanderliegende Gebiete und Abzweigungen des überlieferten Sachmaterials, mit dem Ziel, die ſich in den Schriftformen der glagolitiſchen Buchſtaben darbietenden Beziehungen auf ihren geſchichtlichen Lebensinhalt zu überprüfen. Das Gelingen eines ſolchen Unternehmens kann manche neue geſchichtliche Ausblicke eröffnen.

Dementſprechend ſoll dem paläographiſchen Teil, aus dem ſich vor allem ergeben dürfte, daß das ganze lateiniſche Alphabet in dem glagolitiſchen enthalten iſt, eine ornamentale Analyſe der Schrift folgen, wobei insbeſondere die Struktur einzelner Buchſtaben in Beziehung zu der Ornamentik des Frühmittelalters gebracht wird. Wir werden uns kaum des Eindrucks erwehren können, daß die typiſch ornamental bedingten Formen der glagolitiſchen Buchſtaben keine ſpieleriſche Zufallsleiſtung ſind, ſondern daß dieſe Ornamentformen, wie alles ernſte Handeln, im Walten der Zeit verwurzelt zu ſein ſcheinen. Die Gegenüberſtellung der glagolitiſchen Buchſtaben mit hiſtoriſcher Ornamentik kann uns einen Hinweis zur Beantwortung der Frage liefern, warum gerade reichere, ornamentartigere lateiniſche Buchſtabenformen zu glagolitiſchen Buchſtaben werden konnten. Denn die glagolitiſchen Buchſtaben entſtanden ohne jeden Zweifel in künſtleriſch-geſtalteriſchem Vorgang, und eine ſolche Geſtaltung nahm mit Vorliebe die „ſchöner" vorgebildeten Formen auf. Wir werden die beiden Teile der Unterſuchung, den paläographiſchen und ornamentalen, jedoch methodiſch auseinanderhalten müſſen, um nicht die Ausblicke auf die letzten Ziele der

---

die geſamten lateiniſchen Schriftformen — außer den von ihm akzeptierten frühen Jahrhunderten — von einer näheren Verwandtſchaft mit dem glagolitiſchen Alphabet, alſo auch die Schriftarten, die der Karolingiſchen Reform vorangehen, ausſchließen. Da W. ein verdienſtvoller Palaeograf iſt, dürfte eine ſolch autoritativ geſprochene „Nachweis"-Erklärung das Vertrauen des Leſers beanſpruchen. Dieſer Satz gehört jedoch, wie auf Grund der hieſigen Unterſuchung und beigelegten Tafeln zu erſehen ſein wird, offenbar zu jenen ſehr oft vorkommenden Verallgemeinerungen, die, das eigentliche Arbeitsgebiet ſprengend, alles übrige mit der Frageſtellung (im näheren oder weiteren Sinne) Zuſammenhängende, den erarbeiteten Begriffen unterſtellen. Denn es iſt nicht denkbar, daß Weſſely dieſen Satz ſo formulieren würde, wenn ſeine meiſten Forſchungsarbeiten ſich nicht auf frühe römiſche Kurſivſchrift beziehen würden.

Forſchung zu verdunkeln. Die hier als vorläufig zu bezeichnenden Ergebniſſe der Anknüpfung des glagolitiſchen Alphabets an lateiniſche Vorbilder des römiſch-germaniſchen Bereiches für ſich, wie auch die Anknüpfung der Formenwelt dieſer Schrift an die Ornamentik derſelben Gebiete, verpflichten uns zu einer Umſchau in den geſchichtlichen Verhältniſſen dieſer Zeit. Deshalb müſſen die hiſtoriſchen, längſt bekannten, ſyſtematiſch leider nicht genügend behandelten Nachrichten über jahrhundertelange Beziehungen von Balkanſlawen zur germaniſch-römiſchen Welt herangezogen werden, um wenigſtens in Kürze zu zeigen, wie natürlich es iſt, von einer Möglichkeit der altſlawiſchen Schriftbeeinfluſſung ſeitens des Weſtens zu reden. Für den Zeitabſchnitt von etwa 250 Jahren vor dem Auftreten des Zyrill und Method beſitzen wir eine Reihe von Nachrichten über Verſuche der Chriſtianiſierung oder über tatſächliche Einführung des Chriſtentums bei den Südſlawen von Weſten oder Nordweſten her. Vielfache Anzeichen weiſen jedoch darauf hin, daß ein Teil der älteſten glagolitiſchen Denkmäler in die bulgariſch-mazedoniſche Landſchaft gehört. So vor allem die Fundorte einiger dieſer Denkmäler, dann gewiſſe Spracheigentümlichkeiten alter glagolitiſcher Texte und nicht minder die zur Herrſchaft gelangte Erkenntnis, daß die glagolitiſche Schrift älter als die „zyrilliſche" iſt, wobei man das zuletzt erwähnte wiſſenſchaftliche Ergebnis in dem Sinne verwertet, daß man das glagolitiſche Schrifttum mit der Tätigkeit Zyrills und Methods verknüpft. Will man diesbezügliche wiſſenſchaftliche Forſchungen und Ergebniſſe mit unſeren paläographiſchen Feſtſtellungen in Einklang bringen, ſo kann es nur unter der Bedingung geſchehen, daß man gewiſſe Stellen in den maßgebenden Quellen zur Geſchichte Zyrills und Methods beim Worte nimmt und nicht beſtrebt iſt, dieſe Stellen auf Grund einer voreingenommenen Einſtellung umzudeuten oder ſie ganz zu verſchweigen.

Im 14. Kapitel der Lebensbeſchreibung Zyrills wird erzählt, daß Z. den Vorſchlag des Kaiſers Michael, er möchte eine Miſſionsreiſe nach Mähren zwecks Chriſtianiſierung dieſes Volkes antreten, nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß ſich etwas Schriftliches in ſlawiſcher Sprache vorfinden ſollte. Schließlich hat der Kaiſer dem Zyrill einen Rat gegeben, er möge nur Gott bitten, ſo werde er beſtimmt erhört werden. Nachdem Zyrill mit ſeinem Begleitern ſich dem Gebete gewidmet hatte, „erſchien ihm Gott, und bald darauf konnte Zyrill die Schrift zuſammenſtellen". Die in den Anführungszeichen angegebene Stelle iſt für das Textverſtändnis von äußerſter Wichtigkeit. Sie heißt „sę jemu Bog javi"[18]). Es

[18]) Fr. Paſtrnek, Dějiny slovanských apoštolů Cyrilla a Methoda (Geſchichte der Slavenapoſtel Zyrill und Method). Prag 1902, S. 200. Mit lateiniſcher Ueberſetzung „mox autem ei deus apparuit".

braucht jedoch nur ſtatt „sę“ ein „se“ in dieſem Text zu ſtehen, damit der Sinn des Inhalts ein vollſtändig anderer wird. Dann bedeutet der Satz nicht „erſchien ihm Gott“, ſondern „offenbarte ihm Gott dieſes“. Weil aber vorher von den „Büchern“ die Rede war, könnte ein ſolcher Satz kaum einen anderen Sinn haben als daß Zyrill das, worauf es ihm ſo dringend ankam, letzten Endes durch Beiſtand Gottes bekommen hatte. Handſchriften mit ſolchen Textſtellen ſind häufig überliefert. Sie wurden aber, ſoweit ich ſehen kann, nie für eine ſolche Interpretation herangezogen.[19])

Daß wir mit einer ſolchen Auffaſſung bei der Vita Cyrilli nicht vereinzelt daſtehen, beweiſt beſonders deutlich das fünfte Kapitel der Vita Methodii, in der dieſelbe Begebenheit folgendermaßen erzählt wird: ...„ſie widmeten ſich dem Gebete. Und nun offenbarte Gott dem Philoſophen ſlawiſche Bücher und bald nachdem er (Zyrill) die Schrift und die Rede zuſammengeſtellt hatte, begab er ſich, den Method mit ſich nehmend, auf den mähriſchen Weg“. Wir werden uns mit dieſen Texten noch gelegentlich befaſſen, deshalb müſſen wir hier von vielfachen Literaturangaben und Interpretationen einzelner Worte, beſonders auch bezüglich der Buchterminologie Abſtand nehmen. Denn das Wort „Bücher“ der zitierten Stelle wird von manchen Forſchern lieber als „Buchſtaben“ (orig. knigi) angeſehen. Für unſeren Hinweis iſt es nicht ſo ſehr ausſchlaggebend, ob die Stelle „Bücher“, „Buchſtaben“ oder eine andere verwandte Bedeutung hatte. Die Hauptſache dabei iſt, daß die Stelle auch, wie aus dem Vergleich der Vita Methodii mit der Vita Cyrilli ganz klar hervorgeht, bedeuten kann, daß Gott dem Zyrill gewiſſe, ihm bis dahin unbekannte, Schriftmaterialien

---

[19]) J. V. Jagić, Razsuždenija stariny o zerkovno-slavjanskom jazyke. (Die Abhandlungen der Vergangenheit über die kirchenſlaviſche Sprache) [Izslědovanija po russkomu jazyku. (Unterſuchungen über ruſſiſche Sprache.)] Bd. I. Petersburg 1895, S. 290, Anm. 17. Man erſieht aus der Anm. 17, daß die meiſten Handſchriften überhaupt kein „sę“ haben, auf dem die Auslegungen dieſer Stelle in neuen Büchern beruhen. Auf 10 angeführte Belege kommt nur ein einziges Mal „sę“ in der Bedeutung „ſich“ im Sinne „zeigte ſich“ d. h. erſchien (Gott), vor. Andere Lesarten ergeben den Textſinn: „Gott hat ſie ihm geoffenbart“, „Gott hat dies ihm geoffenbart“, „Gott hat ihm alles geoffenbart“ oder auch „Gott hat ihm geoffenbart“ ohne entſprechendes Fürwort. Alle dieſe Fürworte können auf die vorangehenden „Bücher“, nach denen Zyrill fragte, bezogen werden, ohne Rückſicht darauf, wie wir uns zu dieſer Nachricht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit ſtellen. Denn einer Interpretation dieſer Stelle, es handle ſich hier um den inneren Beiſtand Gottes, um eine Art Eingebung, kann eine andere gegenübergeſtellt werden, daß es ſich um eine Hilfe Gottes bei der Verſchaffung der geſuchten Schriften handle. Die letzte Deutung entſpricht natürlich auch dem vorhergehenden Text. Den Beweis zu erbringen, welche unter allen Lesarten die urſprüngliche ſein ſollte, liegt nicht im Rahmen dieſes Aufſatzes.

in die Hand gab, die er als Vorlagen benutzen konnte.[20]) Noch deutlicher jedoch als diese beiden Lebensbeschreibungen spricht von einem Vorlage-Material, welches Zyrill zu der Zeit des Schriftenentwurfs zur Verfügung hatte, die sogenannte Legende von Thessalonik. Diese Schriftquelle ist allerdings durch ihre phantastische Schilderungsart für eine vorbehaltlose Benutzung weniger geeignet. Man darf ihr aber trotzdem nicht jeglichen wahren Kern absprechen. Sie bietet sich als eine persönliche Bekenntnisform des Zyrill selbst an. Die uns angehende Stelle lautet: „... Eines Tages, am heiligen Sonntag, kam ich aus der Kirche und setzte mich sinnend und trauernd auf einen Marmor. Da erblickte ich eine Taube die sprach und in dem Schnabel hielt sie [ein Bündel mit ...?[21])]. Sie warf es mir zu auf die Schultern auf den Flügel, und nachdem ich sie durchgesehen habe, fand ich ihrer 35. Ich verbarg es in der Brustfalte des Kleides und trug es zum Metropoliten, sie aber versteckten sich in meinem Körper und ich vergaß die griechische Sprache. Und als der Metropolit nach mir schickte, um mich zu Tische einzuladen, verstand ich nicht mehr griechisch. Da kamen, sich wundernd, alle Thessalonier und suchten mich. Und ich hörte: Ueber mich redeten die Bulgaren, — der große Fürst Desimir von Mähren, Radivoj der Fürst von Preslav und alle bulgarischen Fürsten sammelten sich um Thessalonik und kämpften mit Thessalonik drei Jahre, indem sie Blut vergossen und forderten: gebt uns jenen, den uns Gott schickte. Und ich wurde freigegeben. Mich nahmen dann die Bulgaren mit großer Freude an, brachten mich in die Stadt Raven auf dem Flusse Bregalnica. Ich schrieb ihnen 35 Worte. Ich lehrte sie wenig, aber sie selbst nahmen viel auf ....“ An dieser Schilderung interessiert uns nur das „Geschenk“ der Taube, aus dem Zyrill die 35 Buchstaben entnahm.[22]) In fantastischem

[20]) Obwohl es sich im Text der Vita Cyrilli um zwei ganz verschiedene Begriffe handelt: 1. Gott habe dem Zyrill „Knigy“ geoffenbart und 2. bald darauf stellte Zyrill „pismena“ her — („da tu javi bog filosofu slověnsky knigy, i abyje ustroiv pismena ...“) — wird den Tatsachen aus dem Weg gegangen, indem man bei der Uebersetzung ins Lateinische beide Begriffe in einem Wort „litterae“ zusammenfaßt, wodurch der Inhalt dieser Stelle an Ausdruck und Bedeutung verliert. — „Ibique manifestavit deus philosopho Slovenicas litteras et illico litteris formatis et sermone composito, iter agressus est Moravicum ...“. Pastrnek a. a. O. S. 226. Diese lateinische Uebersetzung von Pastrnek ist grundlegend für die Forschung geworden!

[21]) Die [eingeklammerte] Stelle des Originals ist ganz rätselhaft. „vъ ustěch nošaše sbork s čicis kokine so ugoul svezanu“ (im Munde trug sbork mit čicis kokine mit ugoul gebunden). J. Ohienko, Kostjantyn i Mefodij, jich žyttja ta dijalnist (Konstantin und Method, ihr Leben und Wirken) Teil I [Istorija cerkovnoslovjanśkoji movy] (Geschichte der kirchenslavischen Sprache) Bd. I. Warschau 1927. S. 312.

[22]) Nach Chrabrs Apologie hat Zyrill sein Alphabet aus 38 Buchstaben zusammengestellt.

Gewande ein Inhalt, der den anderen Nachrichten durchaus entſpricht.[23]) Neben dieſen ausführlichen Nachrichten über die Entſtehung der altkirchenſlawiſchen Schrift, fallen andere knappe einſilbige Erwägungen über die „Erfindung" dieſer Schrift durch Zyrill weniger ins Gewicht, da ſich ſolche Quellen mit näheren Umſtänden dieſer Erfindung nicht befaſſen. Die oben angeführten drei Quellen, von denen wenigſtens die Vita Methodii (in der ausdrücklich von „Büchern" die Rede iſt) im Lichte der hiſtoriſchen Kritik einen hohen Objektivitätswert bewieſen hat,[24]) laſſen die Anknüpfung der glagolitiſchen Schrift an lateiniſche vorkarolingiſche Schriftarten einerſeits und an die Perſon Zyrills anderſeits als möglich erſcheinen. Dieſe Zeugniſſe dürften gleichzeitig auch darauf hinweiſen, daß es durchaus nicht kritiſch ſein muß, alles, was mit der glagolitiſchen Schrift zu tun hat, von der Perſon Zyrills als erſte Quelle abzuleiten. Denn ſollte Zyrill in der Tat etwas ſchon Vorhandenes, Schriftliches bei ſeiner Redaktion des altkirchenſlawiſchen Alphabets als Unterlage gehabt haben, ſo dürften dieſe Vorlageelemente im fertigen Schriftprodukt Zyrills nachweisbar ſein. Es iſt möglich, daß manches, was man auf der Projektionsfläche der Zyrillo-methodianiſchen Zeit zu ſehen gewohnt iſt, ein Abbild tieferer zeitlicher Schichten darſtellt. Man hat in den älteſten glagolitiſchen Denkmälern lateiniſche Vulgata-Stellen entdeckt, die man jedoch ſo zu erklären verſucht, als ob die Ueberſetzung griechiſcher Texte (wohlbemerkt in griechiſcher Kulturſphäre!) auf Grund lateiniſcher Vorlagen ausgebeſſert wären.[25]) Können es nicht vielmehr die nicht ganz ausgetilgten Stellen

---

[23]) Gelegentlich wurde dieſe Legende auch für ein tatſächliches Werk Zyrills-Konſtantins gehalten. (Bilbaſov). Literatur: Ohienko, Kostjantyn i Mefodij I, a. a. O. S. 313.

[24]) Die Glaubwürdigkeit der Nachrichten dieſer Quelle wurde durch die Entdeckung der päpſtlichen Regeſten in England (Brit. Muſ. Nr. 8873) beſtätigt. Literatur der Frage bei J. Ohienko, Kostjantyn i Mefodij jich žyttja ta dijalnist'. (Konſtantin und Method, ihr Leben und Wirken) Teil II. [Studien zur ukrainiſchen Grammatik Buch IV] Warſchau 1928 S. 295 ff. (296–298).

[25]) Zu der Frage der lat. Elemente in altſlaviſchen Evangelien. W. Pogorělov, Iz nabludenij v oblasti drevneslavjanskoj perevodnoj literatury. I. Latinskoe vlianie v perevodě Evangelija. (Aus den Beobachtungen auf dem Gebiete altſlawiſcher Ueberſetzungsliteratur. I. Lateiniſche Einflüſſe in der Ueberſetzung des Evangeliums) [Sborník Filosofické Fakulty univ. Komenského v Bratislavě] III. (1925), S. 207—216 gibt weit über 100 Stellen an, die er als nicht erſchöpfend betrachtet.

J. Vajs, Jaký vliv měla latinská Vulgáta na staroslovanský překlad evangelní (Welchen Einfluß die Vulgata auf altkirchenſlaviſche Evangeliumüberſetzung hatte) [Slavia V, 1926—27] S. 158—162. Verſuch einer Widerlegung der Reſultate von Pogorělov.

J. Vajs, Byzantská recense a evangelijni kodexy staroslověnské (Byzantiniſche Texte und altſlaviſche Evangeliumcodices). [Byzantinoslavica I, 1929, S. 1—9; IV, 1932, S. 1—10]. V. läßt hier nur wenige lat. Stellen gelten.

gewiſſer früherer lateiniſch-ſlawiſcher Ueberſetzungen ſein, die trotz der Ueberarbeitung auf Grund griechiſcher Texte auf dem neuen griechiſch-ſlawiſchen Boden übrig geblieben ſind? Von hier aus dürfte die Verſtändlichkeit der Tatſache, warum ſich dieſe „griechiſch"-ſlawiſchen Texte ſprachlich ſo ſehr an die lateiniſch-kroatiſchen Texte des römiſch-katholiſchen Ritus anſchließen, gerade nicht erſchwert werden. Man begegnet in den älteſten glagolitiſchen Texten mehreren germaniſchen Sprachelementen.[26]) Für ſie eine ſchriftliche Vorlage zu fordern wäre wenig ausſichtsreich. Jedoch die Beichtordnung des glagolitiſchen Euchologium Sinaiticum geht eine ſo innige Verbindung mit der zur Zeit Karls des Großen beliebten Literatur ein, daß man, ob mit oder gegen Ueberzeugung, an die Möglichkeit einer frühen weſtlichen, auch ſchriftlichen Beeinfluſſung des glagolitiſchen Schrifttums denken muß. Wie weit ſolche weſtliche Grundlagen ſchon die erſten Schritte der glagolitiſchen Schrift beſtimmt haben, wird man lediglich auf Grund ſolcher Verbindungen zwiſchen glagolitiſchen und weſtlichen Texten nicht leicht entſcheiden können.

Die Analyſe des Euchologium Sinaiticum zeigt aber z. B., daß zwiſchen ihm und den Freiſinger Denkmälern (den älteſten lateiniſch geſchriebenen ſlawiſchen Texten), wie auch zwiſchen den Sankt-Emmeraner altbayriſchen Beichtformeln ein Zuſammenhang beſteht.[27]) Dieſer ganze althochdeutſch-altſlawiſche Komplex von Gebetsformeln geht letzten Endes auf lateiniſche

---

[25]) ff. N. van Wijk, Eine Vulgatalesart im ſlaviſchen Evangelium (Mat. XIII, 48)? [Byzantinoslavica III, 1931, S. 89—91. Ein weiterer Hinweis.

St. Słoński, O rzekomym wpływie łacińskiej Vulgaty na starosłowiański przekład ewangelji. (Ueber den vermeintlichen Einfluß der lateiniſchen Vugata auf altſlawiſche Ueberſetzung des Evangelium). [Slavia VI, 1927], S. 246—264. „ „ſcheint mir — daß die Uebereinſtimmungen mit lateiniſcher Vulgata als verhältnismäßig unzahlreich nichts beweiſen. . ." (S. 264) — Sonſtige Literatur bei G. A. Iljinskij — Bibliographie a. a. O. § 132. S. 119 ff.

[26]) Neuerdings diesbezügliche Worterklärungen von R. Nahtigal, Starocerkvenoslovanske Študije. (Altkirchenſlaviſche Studien) [Razprave znanstv. Društva v Ljubljani 15. Filol.-lingv. odsek 3]. Laibach 1936.

A. Stender-Peterſen, Slaviſch-germaniſche Lehnwortkunde [Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets- Samhälles Handlingar], 4. Fg. Bd. 31, 4. Göteborg 1927. S-P. zieht erſtaunlicherweiſe in ſeinem großen Werke (XXIV + 573 S.) bei arianiſchen Anknüpfungen, die ganze Frage der arianiſchen langobardiſch-ſlaviſchen Nachbarſchaft nicht in Betracht.

[27]) Die Analyſe, die zumeiſt auf Unterſuchungen von V. Vondrák, Frisinské Památky (Freiſinger Denkmäler) Prag 1896 beruht, wurde in der letzten Zeit eingehend einer neuen Bearbeitung durch J. Grafenauer Karolinška Katehesa ter izvor brižinskih spomenikov in čina nadъ ispovědająštim sę (Karolingiſche Katecheſe und Urſprung der Freiſinger Denkmäler und der glagolitiſchen Beichtformel), [Razpr. Znanstv. Društva v Ljubljani 13. Filol.-lingv odsek 2] Ljubljana 1936, unterzogen Vgl. auch V. Jagić, Entſtehungsgeſchichte a. a. O. S. 422 ff.

Vorbilder[28]) des Egbert von York († 766) und Alkuin zurück.[29]) Die ursprüngliche Form diesbezüglicher deutscher Gebete verknüpft man mit der Abtei von Lorsch. Uns liefert aber eine wohl zu Lorsch gehörige lateinische Unzialschrift des 8. Jh.s den besten bis jetzt gefundenen Beleg für die Verknüpfung des schwer deutbaren glagolitischen b-Zeichens mit dem lateinischen B. Wenn auch solchen gelegentlichen, dazu nicht ganz gesicherten geographischen Verbindungen kein allzu großer Wert beigelegt werden dürfte, so kann sich doch in einem solchen losen Gliede einer großen verlorengegangenen Kette von ineinandergreifenden Schriftschulen des Frühmittelalters unter Umständen bzw. im weiteren Sinne, auch ein geografischer Hinweis verbergen. Die meisten anderen paläographischen Merkmale weisen auf Norditalien oder den Fränkischen Kulturkreis hin.[30]) Es fragt sich, wie die Kursiv-Schriften im slawisch besiedelten Sprengel der Aquilejer Einflußsphäre und den benachbarten Gebieten aussehen konnten, bevor Karl der Große im Feldlager nach der Unterwerfung der Avaren die Einflußsphäre zwischen Aquileja und Salzburg regelte. War nicht die Christianisierung der Slawen um diese Zeit vom Westen her schon längst im Gange? Hat man um jeden Preis vermeiden wollen, eine Beichtformel, ein Glaubensbekenntnis, ein Gebet oder einen Teil des Evangeliums wenigstens für den Gebrauch des Priesters selbst mit lateinischen Buchstaben in slawischer Sprache zu schreiben? Mit gewisser Vorsicht könnte man natürlich getrost eine solche Tatsache als diskutierbar annehmen, wie auch mit einer Möglichkeit rechnen, daß solche Schriftstücke in den Besitz der sich vorbereitenden slawischen Mission in Griechenland gelangen konnten. Wir besitzen jedoch vor allem die Apologie Chrabrs, eine weitere, äußerst wichtige Quelle zur Erkenntnis der Schriftanfänge bei den Slawen, in der der Verfasser ausdrücklich betont, daß die Slawen vor Zyrill und Method nach dem Uebertritt zum Christentum sich der römischen und griechischen Schrift ohne ein besonders gut ausgebildetes Schriftsystem („bez ustroenia") bedienten.[31]) Die Reihenfolge römisch—griechisch stammt von Chrabr selbst. Faßt man diese „römische Schrift" Chrabrs ins Auge, verlegt man sie in die geschichtliche Zeit der westlichen Christianisierung der Slawen vor

---

[28]) Außer der Beichtformel gibt es im Euchologium andere Texte, die auf lateinische Quelle zurückgehen. Z. B. Blatt 102 a bis 105 b: Zapovědi svętyχъ otьcь o pokaanьi razboě i o v'semь grěsě (Die Gebote der heiligen Väter über Buße, Räuberei und über jede Sünde). R. van Wijk, Zur Vorgeschichte zweier altkirchenslavischer Sprachdenkmäler; II Euchologium Sinaiticum, ArchPh 40, 1925—1926, S. 272.

[29]) J. Grafenauer, a. a. O. S. 16—17, 113.

[30]) Belege bei Besprechung einzelner Buchstaben.

[31]) „krъstivše že sę, rimskami i grъdь'skymi pismeny nъždaachǫ sę slověnsky rěč' bez' ustroenia" nach bulgarischer Handschrift aus d. J. 1348. Herausg. v. V. Jagić in Razsuždenija a. a. O. S. 297.


M–Z
Glagolitische Buchst. ält. Art:
Lateinische vorkarolingische Kursivbuchstaben (zumeist 7. u 8. Jh.)
Nicht-kursive latein. Buchst. derselben Zeit.
M
N
O
P
Q
R
S
S(Z)
Dz
T
V
X
Y
Z

dem Hineinbeziehen der südwestslawischen Welt in den imperialen Aufbau Karls des Großen, so wird man auf die lateinische Schriftwelt zurückgeführt, dieselbe, aus der wir letzten Endes unsere Belege für glagolitische Angleichungen schöpfen. Denn erst die karolingische Epoche hat eine neue klare Formenwelt in den lateinischen Schriften durchgesetzt. Wenn auch die Fragen und Hinweise keine Erkenntnisse sind, so darf man kaum außer Acht lassen, daß durch besonders orientierte Fragen ganze Jahrzehnte der wissenschaftlichen Forschung, wie etwa beim Erforschen des glagolitischen Problems im Anschluß an die griechische Minuskelschrift, bestimmt wurden. Allerdings darf auch bei unserer Fragestellung die schicksalsmäßige Gebundenheit des glagolitischen Schrifttums an die griechische Welt nicht außer Acht gelassen werden. Die Frage des Fortlebens des glagolitischen Schrifttums wie auch ihres anfänglichen Verbreitungsgebietes ist jedoch mit der Frage nach dem Ursprung dieser Schrift nicht identisch. Nicht außer Acht darf ferner gelassen werden, daß sich in kroatischen Ländern in der lateinischen kirchlichen Tradition glagolitische Schrift in ununterbrochener nationaler Pflege bis heute erhält und daß päpstliche Schreiben aus dem 13. Jh. uns überliefern, daß damals der Glaube bei den Kroaten vorhanden war, daß diese Schrift sogar auf den hl. Hieronymus zurückgeht.[32]) Diese Nachricht als unbrauchbar über Bord zu werfen ist genau so wenig kritisch, als zu glauben, daß tatsächlich der hl. Hieronymus selbst der Verfasser der Glagolica ist.

Ein Komplex von weiteren Fragen will in den Rahmen dieser Untersuchung hineingearbeitet werden. Vor zehn Jahren hat z. B. C. Mohlberg in einer groß angelegten Arbeit den Nachweis erbracht, daß die „Kiever Blätter" (paläographisch das altertümlichste glagolitische Denkmal) die ursprünglichste Form des Missale des Papstes Gregor des Großen darstellen.[33]) Wir wollen die Fragen auf sich beruhen lassen, ob es das richtigste ist, wenn man das Erscheinen dieser altertümlichsten Gestalt des gregorianischen Meßbuches aus der Wende des 6. und 7. Jh.s als slawische Uebersetzung, erst rund 250 Jahre nach dem Fertigstellen des ursprünglichen lateinischen Originals, also in der Zyrillo-methodianischen Zeit gelten läßt, oder ob man diese lateinisch-slawische Messe als die Messe des Zyrill auf dem mährischen

[32]) Tabularium Vaticanum, Regesta Innocentii IV Nr. 22 S. 124; Anno IX ep. 96. Cfr. Theiner, Monumenta Slav. Meridion. I, 79. Potthast, Reg. Pont. Roman. sc. 14485. Lucas Jelić, Fontes historici liturgiae glagolitoromanae a XIII ad XIX saeculum. Vegliae 1896, S. 9.

[33]) C. Mohlberg, Il messale glagolitico di Kiew (Sec. IX) ed il suo prototipo romano del sec. VI—VII (Das glagolitische Missale von Kiew [IX. Jh.] und sein römischer Prototyp des 6.—7. Jh.) [Atti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia (Serie III). Memorie, volume II] Rom, 1928 S. 207—322. Taf. XXXII—XL.

Boden ansehen kann.[34]) Da solche Annahmen, wenn auch unter Umständen möglich, so doch keine evident bewiesene Wahrheiten sind, soll die Frage der Herkunft der Kiever Blätter am besten offen gelassen werden, um den nach Westen weisenden Weg nicht unbedingt über den konstantinopolitanisch-mazedonischen umleiten zu müssen. Auch von anderen Seiten tauchen aus dem Hintergrund des geschichtlichen Lebens Anzeichen auf, die mit großer Beredsamkeit die Möglichkeit einer Anknüpfung der ältesten slawischen Schrift an den westlichen Kulturkreis glaubhaft und berechtigt erscheinen lassen.[35]) Es ist unbedingt notwendig, sich die jahrhundertelangen Berührungspunkte der Slawen mit der westlichen kontinentalen germanisch-lateinischen Welt, sogar mit Hineinbeziehung der irisch-angelsächsischen Missionstätigkeit, zu vergegenwärtigen, um den uns begegnenden Tatsachen gerecht zu werden. Daß die Fragen dadurch unter Umständen komplizierter vor uns dastehen müssen, als wenn man sie auf Grund von aprioristisch vereinfachten Geschichtsbildern vor sich hätte, liegt nicht am Gefallen, das Komplizierte heraufzubeschwören, sondern an den mannigfaltigen Wegen des geschichtlichen Lebens selbst.

Diese Arbeit will nicht so sehr im weiteren Sinne auf „Lösungen" oder Berichtigungen verschiedener Stellungnahmen hinausgehen, als vielmehr einen Beitrag zu der Klärung kultureller Zusammenhänge liefern, dessen Ergebnis auf der Beobachtung und dem Vertrauen zu dem Beobachteten beruhen soll. Die Hauptaufmerksamkeit wird, wie schon erwähnt, sich zuerst dem paläographischen Tatbestand zuwenden müssen. Die paläographischen Ergebnisse sind als vorläufig gebotenes Material zu werten. Es hatten sich im Laufe der Untersuchung Wege angebahnt, auf denen man voraussichtlich zu noch besseren Belegen und Verknüpfungen gelangen könnte. Bedauerlicherweise konnte ich manche für die Fragestellung dringend notwendige Handschriften und Sammlungen nicht zu Gesicht bekommen.

Das hier angeschnittene glagolitische Problem muß vielleicht zwangsläufig auch die zyrillisch geschriebenen altslawischen Quellen in seinen Bann-

---

[34]) C. Mohlberg, Il messale a. a. O. S. 282. Sonst im Werk von Mohlberg zahlreiche Literaturangaben.

[35]) Unter anderem die merkwürdige Tatsache, daß eine größere Anzahl von lateinischen kirchlichen Ausdrücken das östliche slawische Christentum beherrschen. Als ein anderes bezeichnendes Merkmal sei z. B. erwähnt, daß alle slawischen Völker mit östlich-byzantinischem Ritus das „Vaterunser"-Gebet nach lateinischer hieronymischer Vulgata-Lesart bis auf den heutigen Tag beten. Statt „Unser tägliches Brot gib uns heute" wird „unser übernatürliches (nasušĕnij) Brot gib uns heute" gesprochen. Dieselbe Lesart befindet sich z. B. auch in der Prachthandschrift Karls des Kahlen, in dem sog. Codex aureus des IX. Jh.s, jetzt in München früher in Regensburg, also in einem der Vorposten des westlichen Christentums gegen den slawischen Osten aufbewahrt.

kreis hineinziehen. Denn in zyrilliſchen Denkmälern ſind Texte überliefert, die urſprünglich glagolitiſch geſchrieben ſein müſſen und als ſolche verlorengegangen ſind. Ich denke z. B. an verſchiedene lateiniſche Grundlagen der altteſtamentlichen Bücher der byzantinoſlawiſchen Kirche. Ganze Teile des Alten Teſtaments beruhen ganz oder teilweiſe auf lateiniſchen Grundlagen.[35a]) Angenommen, man hält die Behauptung, Method habe in Mähren während ſeiner Miſſionstätigkeit gewiſſe lateiniſche oder deutſche Sprachelemente von deutſchen Predigern auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in die ſlawiſche Liturgieſprache eingeführt, für richtig[35b]): Iſt es in einem ſolchen Fall nicht minder folgerichtig, von einer ſprachlichen Schulung irgendwo auf der lateiniſch-ſlawiſch-germaniſchen Berührungsfläche zu reden, indem man vor allem an eine Art von klöſterlicher Miſſionsvorbildung zu denken hätte? Wir können die verwehten Spuren des damaligen Miſſionslebens diesbezüglich nicht mehr ans Licht bringen. Aber können nicht etwa die Nachrichten, die uns die „Conversio" von einer weitausgreifenden Miſſionstätigkeit des Salzburger Sprengels unter den Slawen übermittelt und die tief in das 8. Jh. zurückreicht (alſo lange bevor vom Balkan her Method ſeine griechiſch-ſlawiſche Glaubensbotſchaft brachte), die berechtigte Schlußfolgerung geſtatten, daß nicht unbedingt alles, was in dieſer weſtlichen Miſſion bei den Slawen als mitteilungswürdig erſchien, nur auf Grund mündlicher Ueberlieferung geſchehen mußte? Uns geht es wirklich nicht darum, gewiſſe Tatſachen wie etwa die der in lateiniſchen Buchſtaben aufgeſchriebenen ſlawiſchen Texte in die Lücken der geſchichtlichen Ueberlieferung hineinzupoſtulieren — obwohl uns Chrabr darüber unterrichtet — uns kommt es darauf an, weniger beachtete Zuſammenhänge aufzuzeigen, die umſo wichtiger ſind, als ſie bisher vielleicht zu wenig Beachtung fanden.

I.

Glagolitiſche Buchſtaben in ihrem Verhältnis zu dem lateiniſchen A B C.

Wir wollen uns der Betrachtung einzelner Buchſtaben zuwenden. Zur Grundlage wurde die Reihenfolge des lateiniſchen Alphabets genommen. Das lateiniſche Alphabet enthält um etwa 14—16 Buchſtaben weniger als

[35a]) V. Jagić, Entſtehungsgeſchichte a. a. O. z. B. S. 466. „Der Tobiastext beruht ganz auf lateiniſcher Vorlage und iſt eben darum ſehr belehrend, nach der ſprachlichen Seite" .... „Vom Buche Judith gilt dasſelbe, es iſt Ueberſetzung aus dem lateiniſchen . . ."; Analyſe der lateiniſchen Elemente im Pſalter S. 248 ff., anderer Teile des alten Teſtaments S. 422 ff.

[35b]) V. Jagić, Entſtehungsgeſchichte S. 249 (betreffs der lateiniſchen Stellen im Pſalter insbeſondere im glagolitiſchen Psalt. Sinait.). In ſpäteren zyrilliſchen Handſchriften werden dieſe lateiniſchen Stellen immer ſeltener!

das glagolitiſche. Es wird zunächſt zu zeigen ſein, wie ſich die lateiniſchen Buchſtabenformen zu den ihnen lautlich entſprechenden Zeichen des glagolitiſchen Alphabets verhalten. Jeder lateiniſche Beleg auf der Tafel I und II iſt mit genauen Stellenangaben verſehen, um von vornherein der Unkontrollierbarkeit dieſer Belege entgegenzuwirken. Der Ueberſichtlichkeit halber wurden dieſe Angaben in einer beſonderen Abteilung zuſammengefaßt.

A. Am Anfang des glagolitiſchen Alphabets ſteht dieſer Buchſtabe als ein ſchwer zu klärendes Zeichen, gleichſam als Sinnbild des Rätſelhaften, das ſich über das ganze Alphabet gelagert hatte. Die Form iſt wenig veränderlich. Sie beſteht grundſätzlich aus zwei kreuzförmig angeordneten Strichen. An den Enden des Querbalkens befinden ſich zwei, ſei es kürzere, ſei es längere Striche. Der Strich am linken Arm iſt oft länger als der am rechten. Dieſe herabhängenden Striche ſind in den altertümlicheren Formen, wie etwa in den Kiever Blättern, kurz, ſodaß der Buchſtabe hier eine entſchiedene Kreuzform aufweiſt. Auch fehlt hier gelegentlich der herabhängende Anſatz am rechten Arm überhaupt (Taf. I glagol. A Nr. 2). Die drei letzten glagolitiſchen a-Zeichen der Tafel I mögen den Umfang der Veränderungen andeuten.[36]) Man verſuchte das Zeichen aus verſchiedenſten Quellen abzuleiten. An Runenzeichen dachte Šafařik, an griechiſche Gemmenzeichen oder an ein phöniziſches a-Zeichen Šafařik, Rački, Placentini. Insbeſondere wurde auch ein verwandtes Zeichen auf den Gemmen der Baſilidianer[37]) aus dem 2. Jh. n. Chr. herangezogen. Aus dem Georgiſchen verſuchte die Ableitung Abicht[38]) und vor ihm ſchon Gaſter.[39]) Die hier als Vergleich in Frage kommenden zwei georgiſchen a und k, die eine geringe Aehnlichkeit mit entſprechenden glagolitiſchen Buchſtaben haben, erſchienen Jagić[40]) unzulänglich, um eine Vorſtellung von der Abhängigkeit des glagolitiſchen Alphabets vom georgiſchen auf-

---

[36]) Paläographiſche Zuſammenſtellung des glagolitiſchen a bei Jagić, Enciklopedija III. S. 183; Vajs, Rukověť, S. 77.

[37]) Baſilides, um 120 in Alexandria Begründer einer gnoſtiſchen Sekte. Lit. bei Pauly-Wiſſowa RE, Neue Bearb. III. S. 46, 47. Grigorovič und Šafařik verglichen vor allem nur das von Montfaucon in ſeiner Palaeographia graeca auf Seite 336 Abb. 11. (nicht auf S. 366 wie bei Geitler — Alban. u. Slav. Schr. S. 91 angegeben wird!) abgebildete Zeichen. Vgl. auch daſelbſt Tafel auf der Seite 180.

[38]) R. Abicht, Iſt die Aehnlichkeit des glagolitiſchen mit dem gruſiniſchen Alphabet Zufall? Leipzig 1895.

[39]) M. Gaſter, Greeko-Slavonic. Ilchester lectures on gr.-slav. Literature. London 1887.

[40]) Enciklopedija III. S. 102.

kommen zu lassen.[41]) Taylor zog die von Wattenbach[42]) hervorgehobene Kreuzform eines griechischen kursiven a heraus. Diese Form verschwand aber aus den weiteren Ausgaben des Wattenbachschen Werkes und überhaupt aus der Diskussion auch jener Slawisten, die auf Taylor weiterbauten und eine Abhängigkeit des glagolitischen Alphabets vom griechischen vertraten. Als Ersatz für Taylors griechische Kursivzeichen kam der geschwungene Duktus eines a der griechischen Minuskel des 8.—10. Jh.s (Taf. I bei A). Nur Věljaev hat noch einmal im Anschluß an Taylor ein kreuzförmiges α in seine, übrigens primitiv gezeichnete, Tafel eingefügt. Mit runden Vorformen ließ sich bei unserem Buchstaben wenig anfangen. Darum schwebte auch Jagić die Möglichkeit vor, das glagolitische a könnte seine Entstehung dem griechischen Kürzungszeichen für a, welches aus einem waagerechten Strich zwischen zwei übereinanderliegenden Punkten besteht (÷), verdanken.[43]) Vor allem aber gibt es weder im 9. noch auch in früheren Jahrhunderten irgendein griechisches kreuzartiges kursives a. Letzten Endes nimmt man für die Grundlage des glagolitischen a-Buchstabens ein richtiges Kreuzzeichen an. Solche Kreuze lassen sich auch überall in den Handschriften christlichen Inhalts in großer Fülle aufweisen (Grunskij, v. Miller, Vajs u. a.).[44]) Dem glagolitischen a als Kreuzzeichen wurde zuletzt von D. Gerhardt im vorigen Heft der vorliegenden Zeitschrift eine Sonderabhandlung (S. 180 ff.) gewidmet.

Aus lateinischen Schriftformen des 5. Jh.s brachte Wessely mehrere a-Formen (Taf. III 1, unter Wessely), die einer gewissen Aehnlichkeit mit dem glagolitischen a nicht entbehren, jedoch infolge des gesamten, aus späteren Jahrhunderten hier herangezogenen Materials nicht als unmittelbar in Frage kommende Zeichen angesehen werden dürfen. Die kursiven a-Buchstaben der jüngeren lateinischen Alphabete sind aber nicht von einer kreuzesähnlichen Form. Das einzige Merkmal, welches das kursive a etwa des langobardischen Gebietes aus dem 8. Jh. mit dem glagolitischen a teilen könnte, ist die Eckigkeit dieser Buchstaben. Die lateinischen

---

[41]) Ich habe den Eindruck, daß die „Aehnlichkeit" des georgischen Buchstabens k darauf beruht, daß der Buchstabe k seit Urzeiten in verschiedenen Alphabeten die ihren Ursprung letzten Endes in der Kulturwelt des altorientalischen Geschichtsraumes haben, eine Verwandtschaft der Formen aufweist. In den alten südarabischen Steininschriften, wie auch in klassischen, vor- und nachklassischen Schriftarten vermochte sich das k mit einer bemerkenswerten Beharrlichkeit im Bereich gewisser Formverwandtschaft zu behaupten.

[42]) Einleitung in die griech. Paläographie. I. Aufl. Vgl. Anm. 3, 4.

[43]) Jagić. Enciklopedija III. S. 96. Diese Kürzung für α dachte sich Wattenbach (a. a. O. Lithogr. S. 2) als aus dem „kreuzartigen" α entstanden.

[44]) Vajs, Rukověť S. 61.

a-Buchstaben dieses Zeitalters sind die eckigsten Gebilde des ganzen Alphabets (Taf. I, A, Nr. 1—8). Nichtsdestoweniger greifen wir einige lateinische Majuskelbuchstaben heraus, um eine immerhin mögliche Verwandtschaft zwischen diesen lateinischen Großbuchstaben und den glagolitischen a-Zeichen vor Augen zu führen. Es wäre vorstellbar, daß diese Formen den Ausgangspunkt bei dem Entwurf des glagolitischen a gebildet haben. (Taf. I, A das erste Zeichen in der lateinischen Abteilung). Man muß einen solchen Großbuchstaben nur durch einen Strich nach rechts in der Richtung des schon vorhandenen linken Querstrichs ergänzen, um zum glagolitischen Buchstaben zu gelangen. Der Vergleich solcher lateinischer Buchstaben (Taf. I, A 11, 13) mit glagolitischen a-Formen ohne rechten Strichansatz (Taf. I, A glagolitischer Buchstabe Nr. 2) bekräftigt im besonderen Maße diese Verwandtschaft.

Das wesentliche am glagolitischen a-Buchstaben ist jedoch die Kreuzesform. Durch unsere lateinischen A-Buchstaben haben wir eine Möglichkeit gefunden, die lautliche Entsprechung und die kreuzartige Form in einen nahen Abstand zu bringen. Daß der glagolitische a-Buchstabe als ein Kreuzzeichen gedacht wurde, scheint nicht nur der Umstand zu erweisen, daß man ein solches Kreuz an der Spitze des Alphabets als Bekenntnis-Symbol sehen wollte (vgl. Anm. 44), sondern es gibt noch einen greifbareren Grund, der eine solche Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit bekräftigt. Auf Schritt und Tritt begegnet man in frühmittelalterlichen Urkunden sowohl einzelnen Namen wie auch langen Reihen von Unterschriften, die durch Kreuzeszeichen begleitet werden, denen erst der eigentliche Namenszug folgt. Solchen Unterschriften geht des öfteren das Fürwort „ich" — lateinisch ego — voran. Merkwürdigerweise heißt aber auch der uns hier angehende glagolitische a-Buchstabe „az", was in der Sprache der glagolitischen Denkmäler „ich" bedeutet. Die Kreuzzeichen, geknüpft an das Wort ego = ich, finden sich in den lateinischen Dokumenten als unzertrennliche Bekenntnisform hundertfach. Das Wort az = ich bildet als Kreuzzeichen das glagolitische a. Man muß daher die Möglichkeit, daß der glagolitische Buchstabe ein beabsichtigtes Kreuzzeichen ist, auf alle Fälle zulassen, umsomehr als eine solche Verwendung des ich-bezogenen Kreuzzeichens gerade unter den Mönchen und Geistlichen des frühen Mittelalters, als verbreitete Sitte nachweisbar ist, wie dies z. B. die Profeßlisten beweisen. Die Kreuzformen bei solchen ego-Unterschriften sind öfter dem glagolitischen a-Buchstaben sehr nahe verwandt.[45]) Insbesondere werden auch die herabhängenden Ansätze an dem Querbalken des Kreuzzeichens bei den Unterschriftskreuzen gelegentlich sehr ähnlich wie bei dem glagolitischen

[45]) Paul M. Krieg, Das Profeßbuch der Abtei St. Gallen. Augsburg 1931. Profeßliste von Andomarus (720—759).

a gebildet.[46]) Nicht nur in der lateiniſchen Sprache;[47]) auch die Goten pflegten ihre Unterſchriften mit einem Kreuz anzufangen, um gleich darauf ein „ïk“ zu ſetzen, wie es uns die Neapolitaner Urkunde mit gotiſchen Unterſchriften aus der gotiſchen Anaſtaſia-Kirche in Ravenna beweiſt.[48]) Eine Kreuzform in der Art des glagolitiſchen Buchſtabens weiſt auch die gewöhnlich in das Jahr 980 geſetzte und gelegentlich als älteſtes zyrilliſches Schriftdenkmal angeſehene Unterſchrift des Jeromonach Makarij, Igumen des Kloſters Zographos auf dem Berg Athos, auf.[49]) Falls alſo die Kreuzesform als ſolche dem glagolitiſchen Buchſtaben eigen ſein ſollte, brauchte man — ſo könnte es ſcheinen — in einem ſolchen Fall die Anlehnung an eine Buchſtabenvorlage kaum in Erwägung ziehen. Aber gerade darum muß uns der ſo nah an Kreuzesform gemahnende lateiniſche A-Buchſtabe als ein wichtiger Vermittler erſcheinen, mit deſſen Hilfe man auf den Gedanken einer ſolchen Buchſtabengeſtaltung verfallen könnte. In dieſem Sinne hat der paläographiſche Zuſammenhang zwiſchen dem glagolitiſchen und lateiniſchen A-Zeichen ſeinen Wert. Vielleicht braucht man in unſerem Fall nicht unbedingt zu einem Majuskelbuchſtaben zu greifen. Einen kurſiven Buchſtaben hat L. Geitler[50]) aufgezeigt.[51]) Uebrigens nahm er ähnlich wie nach ihm Weſſely (a. a. O.) eine alte kreuzartige römiſche Form an. Unſere Beiſpiele gehören in dieſelbe Zeit, aus der wir die meiſten anderen lateiniſchen Buchſtaben als beſte Vergleichsbelege herangezogen haben. Schließlich ſei noch erwähnt, daß auf einem rätſelhaften Alphabet des Cod. Vatican. 266 fol. membr. der Buchſtabe a auch die Form eines, allerdings zweiarmigen, Kreuzes hat.[52]) Ein Buchſtabe dieſes Alphabets wird uns weiter unten in einem anderen Zuſammenhang begegnen.

---

[46]) „Studi e Testi“ 36, Taf. I,1. (8. Jh.).

[47]) Z. B. auf einem Synodalbeſchluß, Urkunde aus Canterbury a. d. J. 803. Steffens, 100 Tafeln. . . Freiburg-Stuttgart 1905. Taf. 41.

[48]) H. F. Maßmann. Die Gotiſchen Urkunden von Neapel und Arezzo, Wien 1838. Zeilen: 89, 95, 138. desgl. latein. Zeilen 99, 109, 121.

[49]) J. Ohienko, Povstvannja azbuky j literaturnoji movy v slov'jan. Žovkva 1938. S. 190 Abb. 49. Hier folgt allerdings kein „az“ hinter dem Kreuzzeichen.

[50]) Die Albaneſiſchen und Slaviſchen Schriften. S. 91.

[51]) Bibel aus d. J. 750—850. In der Unterſchrift des Biſchofs Victor von Capua nach Maßmann, Libellus aurarius. S. 51.

[52]) J. H. Galle, Altſächſiſche Sprachdenkmäler, Taf. XI, b. Leiden 1895. Ein Kreuzzeichen, welches am Anfange der mittelalterlichen ABC ſtehen ſollte und auf welches Prof. Vajs in ſeinem Rukověť S. 59, Anmerkg. 7 hinweiſt, iſt kein Kreuzzeichen an „der Spitze des Alphabets“, ſondern ein ſolches vor einem Text. Das ABC wird hier wohl in übertragenem Sinne zu verſtehen ſein. Das Kreuzzeichen vor dem Text und in derſelben Zeile kommt oft vor. Vgl. z. B. Homilien, Rom. Vat. lat 3835 + 3836, bei Zimmermann, Vorkarolingiſche Miniaturen I. Taf. 33.

B. Die lateiniſchen kurſiven Formen, die ſonſt leicht an den größten Teil der anderen glagolitiſchen Buchſtaben als ihre Vorlage herangezogen werden können, widerſprechen auch bei dem Buchſtaben b auf das entſchiedenſte. Bei näherer Betrachtung wird allerdings der Grund für ein ſolches Verhalten erſichtlich. Der lateiniſche kurſive Buchſtabe b, (Taf. I, B Nr. 1, 2) hat eine merkwürdig verwandte Form mit dem kurſiven d (Taf. I, D Nr. 1—10). Da man den glagol. Buchſtaben d aus einem kurſiven lateiniſchen d-Buchſtaben — wie weiter unten gezeigt wird — durch eine Hinzufügung der zweiten Rundung herſtellte, konnte dasſelbe Verfahren nicht auch beim lat. kurſiven b zur Anwendung gebracht werden, da man ſonſt zum identiſchen Zeichen für b und d gelangt wäre. Die lateiniſche kurſive Form für b mußte alſo höchſtwahrſcheinlich wegen dieſer Aehnlichkeit mit dem d ausſcheiden. Die beiden lat. kurſiven Buchſtaben b und d wurden nicht nur im 8. Jh. ſo auffallend ſymmetriſch verwandt, ſie waren noch viel identiſcher etwa im 6. Jh., wie die Beiſpiele der Taf. I, B. Nr. 3, 4, 5 und 3', 4', 5' beweiſen. Wenn alſo die Schriftſchule der zuletzt genannten Buchſtaben im 8. Jh. noch ihre Ausläufer gehabt hätte, würde man in einem ſolchen Falle auch höchſtwahrſcheinlich bei eindeutiger Neuformung der Buchſtaben auf eines dieſer beiden Zeichen verzichten müſſen. Die eigenartige Form des glagolitiſchen b (Taf. I, B) widerſetzte ſich bis jetzt der Einordnung und Klärung. Die beſte Möglichkeit der Klärung des Urſprungs dieſes Buchſtabens ſchien Jagić vorgeſchwebt zu haben. Er dachte an eine Ligatur eines kurſiven griechiſchen μ mit β. Da die Griechen keinen b-Laut beſitzen, bedienten ſie ſich einer Verbindung $\mu\pi$ oder $\mu\beta$, um das fremde b auszudrücken.[53]) Allerdings iſt bei ſeinem griechiſchen Vorbild der zweite Beſtandteil der Ligatur graphiſch faſt überflüſſig, denn das μ ſelbſt gibt eine ſchönere Anpaſſung an das glagolitiſche b. Dabei aber ſollte der zweite Beſtandteil lautlich die Hauptrolle ſpielen. Das ſcheint auch bei Jagić der Grund zu ſeiner Skepſis gegenüber dieſer ſeiner eigenen Ableitung geweſen zu ſein, wenn er 27 Jahre ſpäter in der Polemik mit Věljaev (der auch ein Anhänger der griechiſchen Abſtammungstheorie war, aber dieſer Ableitung wenig Glauben ſchenkte) ſich äußerte, daß auch er froh ſein würde, wenn man das glagol. b vom griech. β allein ableiten könnte. Den Verſuch Taylors (Taf. III, $_2$ unter Taylor), das griechiſche β allein zur Grundlage des glagolitiſchen Zeichens zu nehmen, lehnte jedoch Jagić mit Recht ab.[54])

---

[53]) J. V. Jagić, Četyre kritiko-paleografičeskija stat'i. S. Petersburg 1884. S. 150. ἐμβαίνω = (ε)μπαίνω = beno. Jagić kommt zu der Ableitung durch die Anregung Geitlers, Albaneſ. u. Slav. Schriften. S. 107, 110.

[54]) V. Jagić, Enciklopedija III. S. 96. Dieſe Angleichung entſpricht weder lautlich noch als Bild. β iſt grundſätzlich ein w-Laut.

		Glagolitische Buchstaben (nach Taylor und Jagić)	Griechische Kursive u. Minuskel					Latein. Buchstaben		Glagolitische Buchstaben
			Taylor	Jagić	Bělaev	Kulbakin	Conev	Wessely	Hocij	
1. a	α									
2. b	β									
3. c	γ									
4. d	δ									
5. e	ε									
6. z	ς									
7. z	ζ									
8. i	η									
9 th	ϑ									
10 i	ι									
11 k	κ									
12 l	λ									
13 m	μ									
14 n	ν									
15	ξ									
16 o	ο									
17 p	π									
18 r	ρ									
19 s	σ									
20 t	τ									
21 u	υ									
22 f	φ									
23 ch	χ									
24	ψ									
25 o	ω									

Eine andere vielfach anerkannte Ableitung des glagolitiſchen b bezieht ſich auf ein ſamaritaniſches, im weiteren Sinne ein ſemitiſches Zeichen überhaupt. Es handelt ſich wiederum um ein Bild eines labialen m-Lautes mîn (mim), der mit anderen Labiallauten p (ph), b (bh), w gelegentlich vertauſchbar iſt.[55]) Dieſe von Vondrák herangezogene Erklärung entbehrt auch nicht eines gewiſſen Grundes, da das graphiſche Bild dieſes m-Lautes dem glagolitiſchen b-Buchſtaben zwar nur ſpiegelbildlich, im übrigen aber vollkommen entſpricht.[56]) Sonſt dachte man an ein palmyriſches Beth (Rački), an phöniziſche, hebräiſche, aramäiſche und allgemein orientaliſche Vorbilder, ſei es im Sinne Vondráks, ſei es als Annäherung an eigentliche b-Zeichen dieſer Alphabete (Šafařik, Amfilochij, Grigorovič, Vondrák, Nahtigal, Grunskij, Kul'bakin). Auch eine Kombination des ſemitiſchen Zeichens mit einer griechiſchen μπ-Verbindung wurde vorgeſchlagen (Nahtigal)[57]). Der Verſuch von Weſſely (Taf. III, 2), den glagolitiſchen Buchſtaben aus dem lateiniſchen b des 5. Jh.s abzuleiten, iſt graphiſch unhaltbar.

In Anbetracht der Schwierigkeit, die ſich bei der Ableitung des glagolitiſchen b-Buchſtabens vom lateiniſchen kurſiven b ergab, ſchien für dieſen Buchſtaben keine einleuchtende Ableitungsmöglichkeit vorhanden zu ſein. Es hat ſich jedoch unerwartet ein Weg eröffnet, der dieſes glagolitiſche b-Zeichen in eine große Nähe zum lateiniſchen Unzialen B desſelben 8. Jh.s bringt, aus dem unſere meiſten kurſiven Belege ſtammen (Taf. I, B Nr. 7 und das Zeichen vorne). Es gibt gewiſſe lateiniſche unziale B-Formen, die unter Vernachläſſigung des klaſſiſchen, kalligraphiſchen Formgefüges ſich in einer beſonderen Richtung entfalten, wodurch ſie die Struktur des glagolitiſchen Buchſtabens bis auf eine Einzelheit vorwegnehmen. Man muß dieſe lateiniſchen Buchſtaben auf ihren formalen Aufbau genauer anſchauen, um zu ſehen, daß bei ihnen nur die Biegung am Ende des mittleren Querſtrichs nach oben zu richten iſt, um das ſonderbare Gebilde des glagolitiſchen b-Buchſtabens vollkommen fertig vor ſich zu haben. Wenn aber der erwähnte Mittelſtrich, ſtatt in die Biegung einzulenken, zu einer faſt geraden Linie ausgeartet iſt, muß man an ſeinem Ende nur einen Strich nach oben hinzuſetzen, um zu dem glagolitiſchen Buchſtaben zu gelangen. Sonſt entſprechen ſich beide Zeichen Strich für Strich. Vor allem aber iſt es ſehr wichtig, daß die ſchreibtechniſche Handhabung in beiden

---

[55]) W. Vondrák, Zur Frage nach Herkunft des glagolitiſchen Alphabets. Archiv für Slaviſche Philologie. Bd. 19. Berlin 1897. S. 173.

[56]) In Septuaginta häufig m für das hebr. b (bh), Genesis S. 127 — 128. Vondrák Ebda.

[57]) Lit. Angaben bei Vajs, Rukověť S. 61, 62; Jagić, Enciklopedija III. S. 183.

Fällen dieſelbe iſt. Um den Buchſtaben ſchreiben zu können, muß man genau ſo im glagolitiſchen wie im lateiniſchen zuerſt ein Winkelfeld aufzeichnen, das aus einem Abſtrich als linkem Rand des Buchſtabens und dem daran angeſchloſſen nach rechts auslaufenden Seitenſtrich als unterer Abgrenzung des Buchſtabens beſteht. Auch der Anſchluß des mittleren, nach rechts verlaufenden Seitenſtrichs erfolgt in beiden Fällen von derſelben Stelle in der Mitte des ſenkrechten Grundſtrichs und verläuft in der gleichen Richtung. Der kurze mittlere, ſenkrechte Strich kommt auch aus demſelben Schriftraum und fällt verwandt auf den mittleren Querſtrich herab. Nur das letzte Element, der letzte kurze Abſtrich des glagolitiſchen Buchſtabens iſt an dem Buchſtaben neu. Dieſe neugeſchaffene Form iſt ſo einprägſam und individuell, daß es nicht verwunderlich iſt, wenn man an die Möglichkeit einer Abſtammung des glagolitiſchen b von einer derartigen Vorlage nicht dachte. Unſere Beiſpiele dieſes flottgeſchriebenen Unzialbuchſtabens des 8. Jh.s liefern uns jedoch nicht nur ein lautlich vollkommenes und graphiſch faſt identiſches Abbild des entſprechenden glagolitiſchen Buchſtabens, ſondern das Zeichen gehört — wie geſagt — vollkommen in dieſelbe Zeit hinein, aus der wir die meiſten kurſiven Belege für andere Buchſtaben anführen können. Wenn man bedenkt, daß auch hiſtoriſche und geographiſche Geſichtspunkte keinen Zweifel an der Möglichkeit einer ſolchen Verbindung aufkommen laſſen,[58]) bleibt kaum etwas übrig, als die Abſtammung des glagolitiſchen b-Buchſtabens von einem lateiniſchen für ſehr wahrſcheinlich zu halten. Daß man ein unziales und nicht ein kurſives lat. b als Vorbild benutzte, mag die oben erwähnte Vertauſchbarkeit des kurſiven b mit anderen Buchſtaben verurſacht haben. Im übrigen kommen ſo oft kurſive Texte mit unzialen Teilen vermiſcht vor, daß der Herſteller des glagolitiſchen Alphabets unſchwer auf den Gedanken kommen konnte, in beſonderen Fällen die Zuflucht bei unzialen Buchſtaben zu ſuchen.

C. Der lateiniſche Buchſtabe c kam, offenbar wegen Mehrdeutigkeit ſeiner Ausſprache, im glagolitiſchen Alphabet nicht zur Anwendung. Dem Lautwert c=k ordnete man im glagolitiſchen Alphabet das Buchſtabenzeichen k zu. Der Laut c = ts (deutſches z, ſlaw. transkr. c) wurde im Glagolitiſchen mit dem letzten Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets z umſchrieben. Die nach links geöffnete Kürzung für „con“ ſoll als Beiſpiel für die „Linksläufigkeit“ der lateiniſchen Schriftzeichen gelten.[59]) Betreffs der Möglichkeit, daß das c zur Grundlage des glagolitiſchen s (z) werden konnte, vgl. S. 576.

---

[58]) Vgl. die Einführung.

[59]) Zu vergleichen Taf. I E, Taf. II, O.

D. An der Abſtammung des glagolitiſchen d vom griechiſchen Minuskelbuchſtaben zweifelte faſt niemand. Auch die entſchiedenſten Gegner der griechiſchen Minuskeltheorie ſahen noch im griechiſchen d das einzige Zeichen, das dem glagolitiſchen zugrunde liegen konnte. (Vgl. Tafel III, 4).[60] Bevor die griechiſche Minuskeltheorie herrſchend wurde, dachte einſt Šafařik[61], der jedes ähnliche Zeichen zum Vergleich heranzog, an ein lateiniſches, unten offenes d. Nur Weſſely brachte recht gelungene lateiniſche Beiſpiele aus dem 5. Jh. (Tafel III, 4, unter Weſſely). Jedoch ſind die unteren Krümmungen jener Beiſpiele noch lange keine Kreiſe, die uns beim griechiſchen oder glagolitiſchen d entgegentreten. Unſere Beiſpiele der Tafel II D, die zumeiſt den langobardiſchen lateiniſchen Urkunden entnommen ſind, beweiſen zur Genüge, daß es im 8. Jh. lateiniſche kurſive d-Buchſtaben gab, deren Aehnlichkeit in keiner Weiſe den griechiſchen kurſiven Formen nachſteht. Im Gegenteil, es gibt an den lateiniſchen Buchſtaben ein Merkmal, kraft deſſen ſie den Vorrang vor den griechiſchen einnehmen dürften. Das iſt der ſcharfe Knick am unteren Ende des rechten Buchſtabenſtieles bei gleichzeitiger Verlängerung dieſes rechten Teiles unter die Anſatzhöhe des linken Teiles des Buchſtabens (Taf. I, D lat. 6, 7, 1). Das iſt die Eigenſchaft, die den altertümlichſten glagolitiſchen d-Formen der Kiewer Blätter eigen iſt. Man darf von einer großen Regelmäßigkeit der Bildung dieſer Buchſtaben in den Kiewer Blättern in dem Sinne ſprechen, daß bei der Beibehaltung der Rundung am linken Ende das rechte Ende des Buchſtabens nicht durch einen Kreis, ſondern in einer am Anſatz ſcharf geknickt auslaufenden Krümmung endet. Auch der rechte Schaft iſt nach unten länger als der linke. Falls dieſes keine nachträgliche, unabhängig vom Vorbild erfolgte Eigenſchaft der glagolitiſchen Buchſtaben ſein ſollte, ſo hat man in dieſem Merkmal auch einen der Ausweiſe für die Zuſammengehörigkeit der lateiniſchen und glagolitiſchen Buchſtabenformen (Taf. I D, der zweite glagolitiſche Buchſtabe).[62] Auf jeden Fall hält der lateiniſche Buchſtabe zunächſt als Gegengewicht dem beſten Trumpf der griechiſchen Minuskeltheorie die Waage, wenn man nicht außerdem noch in Erwägung ziehen wollte, daß der lateiniſche, genau ſo wie der glagolitiſche Buchſtabe regelmäßig ſelbſtändig zu ſtehen pflegt, wogegen der griechiſche viel inniger in das kontinuierliche Geflecht mit anderen benachbarten Buchſtaben eingeht.

E. Das glagolitiſche e iſt im Grunde von gleicher Art, wie es auch der griechiſche oder lateiniſche e-Buchſtabe iſt, nur daß es nach links gewendet, „linksläufig", iſt. Im Jahre 1836 hat J. Grimm in den Göttingiſchen

[60]) Rahlfs, Zeitſchrift für vergleichende Sprachforſchung XLV, 285.

[61]) Památky hlaholského písemnictví. Prag 1853. 12.

[62]) Zu vgl. Kiever Blätter 2v, Zeile 18, 19; 3r, Z. 14, 15 und letzte Zeile; 3v, Z. 6, 10, 18; 4r, Z. 7, 10, 12, 20; 5v, Z. 9, 14 uſw.

Gelehrten-Anzeigen dieſe Linksläufigkeit als einen Ausdruck hoher Altertümlichkeit hervorgehoben. Derartige, auf vermeintlicher Archaik fußende Vermutungen erſetzte man ſpäter durch zwei Geſichtspunkte: Die Annahme einer orientaliſchen phöniziſch-hebräiſch-ſamaritaniſchen (Šafařik, Rački, Vondrák, neuerdings Nahtigal) Vorlage einerſeits und einer griechiſch-kurſiven (Amfilochij, Taylor, Jagić, Věljaev u. a.) andererſeits.[63]) Auch Gemmenzeichen zog man heran (Grigorovič); ſonſt aber ließ man das Dunkel über dem Zeichen beſtehen (Grunſkij, Kul'bakin).[64]) Im Gegenſatz zum Buchſtaben d, wo man den griechiſchen Urſprung als geſichertes Ergebnis anſah, blieb die „Löſung" bei dem Buchſtaben e aus. Die lateiniſchen Formen, die Weſſely aus dem 5. Jh. n. Chr. brachte (Taf. III, 5 unter Weſſely), ſind nicht überzeugend. Vor ihm war es ebenſowenig Geitler möglich geweſen, durch ſeine verwickelten lateiniſch-albaniſchen Irrgänge den Weg einer Klärung zu bereiten.[65]) Man braucht aber nur den Blick auf die Taf. II, E zu richten, um gleich an den angeführten lateiniſchen Beiſpielen eine Abhängigkeit des glagolitiſchen e-Zeichens von jenen wahrzunehmen. Die langobardiſch-lateiniſchen e-Zeichen der erſten Hälfte des 8. Jh.s (Nr. 1, 2, 11) laſſen ſchon an und für ſich keinen Zweifel an einer Verwandtſchaft etwa mit dem glagolitiſchen e des Euchologium sinaiticum (Taf. I, glag. Buchſtabe, auf der dritten Stelle, oben). Nimmt man die eigenartige Schrift des Kodex aus der Reliquienkammer des Eskorial, ſo findet man darin andere, aber vielleicht noch entſchiedener ihre Linksläufigkeit betonende e-Buchſtaben, wie ſie auf der Tafel I, E unter Nr. 5, 6, 6' und 7 dargeſtellt ſind. Ob etwa der herunterhängende Anſatz an dem Querſtrich des Buchſtabens Nr. 6' mit ſolchen Anſätzen bei den glagolitiſchen e-Zeichen urſprünglich im Zuſammenhang ſteht, braucht nicht zu ſehr ins Gewicht fallen, da es ſich dabei um ein vereinzeltes Moment handelt. Im allgemeinen ſpricht das ganze hier vorgebrachte Material von 14 Belegen (die ſich unſchwer vermehren ließen) mit einer genügenden Deutlichkeit zugunſten der Zugehörigkeit des glagolitiſchen e zum weſtlichen Schriftkreis.

Im Archiv für ſlawiſche Philologie (Bd. 18, S. 554 ff.) brachte Vondrák ein Paar J-Buchſtaben ſamaritaniſcher Herkunft, die ihrerſeits dem althebräiſchen He entſprechen und welche „vermutlich als ein Vokalzeichen e...." in die glagolitiſche Schrift aufgenommen ſein ſollten. Beſonders wird dabei die Linksläufigkeit dieſes Zeichens hervorgehoben. Der Hauptgrund für dieſe Annahme ſcheint im doppelten Querſtrich bei dem glago-

---

[63]) Vgl. Tafel III, Zeile 5, Verſuche von Taylor, Jagić, Věljaev.

[64]) Lit. bei Jagić, Enciklopedija III, S. 187, Vajs, Rukověť S. 63—65.

[65]) Alban. und Slav. Schriften, S. 66 und bei dem Naſal ę.

litiſchen e zu liegen.[66]) Man iſt öfter der Meinung, daß das urſprüngliche glagolitiſche e über 2 Querſtriche verfügte. Es iſt jedoch durchaus möglich, daß urſprünglich nur ein Strich da war und daß man recht früh den zweiten Strich aus irgendeinem Grunde eingeführt hatte. Die wahrſcheinlichſte Veranlaſſung für die Einführung des zweiten Strichs ſcheint im Folgenden zu liegen: Man ſchrieb mit einer breiten Feder. Alle Querſtriche, im Gegenſatz zu den ſenkrechten Strichen, als in der Richtung der Federkante gezogen, waren ſehr dünn. So dünn, daß man die weſentlichen Querſtriche überall mit irgendwelchen kurzen, ſenkrechten, dick gezogenen Strichen verdeutlichte. Eine ſolche Verdickung erfolgte auch gelegentlich bei den e-Strichen hinter dem Rücken des Buchſtabens. Sonſt aber ließ man den Querſtrich gerade verlaufen. In dieſem Falle war oft dieſer Strich ſo dünn und undeutlich, daß man unwillkürlich noch einmal die Feder anlegen mußte, um ihn zu verbeſſern. Da die Feder nicht genau in dieſelbe haardünne Linie bei dem Nachziehen geraten mußte, entſtand ein Doppelſtrich, der bei noch ſo dünner Schreibweiſe eine deutliche Spur hinterließ. Zu dieſer Ueberlegung verleitet mich ein glagolitiſcher e-Buchſtabe in den Prager Fragmenten (I [B]), wo in der letzten Zeile der Rückſeite ein ſolches e mit zwei dünnen Parallelſtrichen als zweiter Buchſtabe im Wort nebesa vorhanden iſt. Sonſt ſind in dieſem glagolitiſchen Fragment alle e-Buchſtaben nur mit einem Strich verſehen. Ein ähnlicher zufälliger Doppelſtrich mag in den Anfängen der Verbreitung der glagolitiſchen Schrift einen Schreiber veranlaßt haben, von dieſem Verdeutlichungsmittel regelmäßig Gebrauch zu machen, was im Laufe der Zeit breiteren Anklang fand. Daß wir heute die überlieferten glagolitiſchen Denkmäler nicht nach dem Vorhanden- oder Nichtvorhandenſein eines Doppelſtrichs bei e einteilen dürfen, ergibt ſich aus dem vermutlich größeren Durcheinander der ſpäteren Abſchriften und Beeinfluſſungen und der individuellen Vorliebe der Schreiber für die eine oder andere Form. Auf jeden Fall muß man nicht für das glagolitiſche e gerade das ſamaritaniſche j ſuchen, wenn mehrere glagolitiſche Denkmäler nur einen Querſtrich beſitzen[67]) und darüber hinaus lateiniſche e-Buchſtaben in jeder Hinſicht dieſen

---

[66]) Für orientaliſche „Beziehungen" dieſes linksläufigen e-Buchſtabens mit zwei Querſtrichen empfehle ich indo-griechiſche Zeichen bei B. v. Head, Historia Numorum, 2. Aufl. Oxford 1911, S. 824. Dabei auch Zeichen wie das zyrilliſche je (ähnlich dem glagolitiſchen ě).

[67]) Man muß vor allem vor Augen halten, daß die glagolitiſche Schrift eine konſtruktive Schrift iſt. Andere Schriftarten wie die griechiſche Minuskel, vor allem aber die lateiniſche Kurſive ſind viel ſchwungvoller, wodurch die Linienführung mittels entſprechender Ausbiegung viel einfacher mit undeutlichen Stellen fertig wird. Die Hilfsrolle des zweiten Striches am glagolitiſchen e wird durch die konſtruktive Feſtlegung der Wagerechten leicht verſtändlich. Vgl. ſehr dünne Querſtriche bei

glagolitiſchen e-Zeichen entſprechen. Auch konnten alle bis jetzt gebotenen griechiſchen Ableitungen nicht annähernd ſo gute Belege liefern,[68]) wie wir ſie in den lateiniſchen Formen des e auf der Tafel I (beſ. Nr. 5, 6, 9, 11, 12) vor uns haben.

Die unter Nr. 10 auf der Tafel I abgebildete Kürzung für „eius" ſoll die Vertrautheit des weſteuropäiſchen Schreibers mit der „Linksläufigkeit" von einem anderen Standpunkt aus erhellen.[69])

F. Jagić hielt es für unnötig, ſich über das glagolitiſche f länger zu verbreiten, da es einen fremden Beſtandteil im Slawiſchen bilde.[70]) Eigentlich zu unrecht. Denn gerade fremde Beſtandteile ſtellen z. B. in der Sprachforſchung, wenn es ſich um Klärung von Beziehungen handelt, eines der intereſſanteſten Forſchungsobjekte dar. Er gab ſich damit zufrieden, daß ſchon Dobrovsky den Buchſtaben für griechiſch hielt, und da ein ſolches Ergebnis ſeiner Einſtellung durchaus entſprach, ging er über den Buchſtaben zur Tagesordnung über. Auch ſonſt befaßte man ſich wenig mit dem Buchſtaben. Tatſächlich beſitzt das glagolitiſche Alphabet zwei ganz verſchiedene Zeichen für f (Taf. I, F, glagolitiſche Abteilung 1—7 und 1', 2'). Eines dieſer Zeichen (1', 2') iſt nichts anderes als das griechiſche unziale F. Im Grunde alſo handelt es ſich nicht um einen Beſtandteil der Minuskelkurſive, von der man gewöhnlich das Glagolitiſche abgeleitet hatte. Dieſe Tatſache iſt aber von geringer Bedeutung für unſere Unterſuchung. Viel wichtiger iſt die Tatſache, daß der eigentliche glagolitiſche Buchſtabe für den Lautwert f ein vollkommen von jenem griechiſchen Φ verſchiedenes Zeichen darſtellt. Dieſe offenſichtliche Verſchiedenheit beider Zeichen iſt nur wenig beachtet worden, oder man glaubte wenigſtens, daß trotz der Verſchiedenheit eine Verwandtſchaft beſtehe. Man führte alſo nicht nur das richtig „griechiſche" glagolitiſche F, ſondern auch das andere „ungriechiſche" glagolitiſche f auf ein griechiſches großes oder kleines f zurück (Taf. III, Zeile 22). Wo man aber dieſe offenſichtliche Verſchiedenheit des „ungriechiſchen" glagolitiſchen und des griechiſchen f-Buchſtaben ins Auge faßte, verſuchte man das eigentliche glagolitiſche (ungriechiſche) f auf das griechiſche theta zurückzuführen (Taf. III, Zeile 9). Es ſchien zu dieſer Ableitung leidlich auch der Lautwert zu paſſen, denn die Ausſprache des griechiſchen th könnte man zur Not mit der Ausſprache

---

gleichzeitiger großer Breite der Feder in den Prager Fragmenten I. Vajs, Rukověť Taf. V, Fol. Iv Zeile 6, 7, 11, 18 u. a. wo alle e-Buchſtaben nur einen ſehr dünnen Querſtrich aufweiſen, dagegen in der letzten Zeile derſelben Seite im erwähnten Wort „nebesa" das erſte e über zwei eng aneinander liegenden Parallelſtriche verfügt.

[68]) Siehe Tafel III Zeile 5.

[69]) Vgl. das e des Ochridaer Evang. bei Vajs, Rukověť, S. 80, Nr. 7.

[70]) Enciklopedija III, S. 202.

des f in Verbindung ſetzen. Dieſe von Taylor vorgeſchlagene Löſung fand aber wenig Anklang; zum Schaden, denn man hätte noch viel größere graphiſche Entſprechungen aus den griechiſchen Handſchriften, die Taylor nicht benutzte, ſchöpfen können. Jagić wollte aber dieſe Ableitung nicht anerkennen, da er das griechiſche th für das glagolitiſche s in Anſpruch nahm. Erſt neuerdings verſuchte Nahtigal in einer breit angelegten Unterſuchung den Beweis zu erbringen, daß dieſes glagolitiſche f urſprünglich nicht ein f, ſondern einen verſchollenen „pe"-Laut wiedergeben ſollte.[71]) Wir werden allerdings auf Grund einiger paläographiſcher und lautlicher Merkmale anderswo zu ganz-anderen Ergebniſſen betreffs des „pe"-Lautes gelangen.

Ein Blick auf lateiniſche f-Formen, zumeiſt des langobardiſchen Gebietes des 8. Jh.s (Taf. I, F latein. Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 8), bringt uns in eine ſo große Nähe zu dem glagolitiſchen Buchſtaben, daß jeder Zweifel am Zuſammenhang beider Schriftarten weichen müßte. Zu einer noch größeren Anſchaulichkeit gelangt man, wenn man bedenkt, daß andere Buchſtaben, die ſich an lateiniſche f-Formen anſchließen, gewiſſermaßen an dem Querſtrich des f angehängt werden. Dadurch entſteht öfter ein Gebilde, deſſen Querſtrich in kreisartige herabhängende Schlingen auf beiden Enden ausläuft. So ſchließt ſich z. B. in der Originalurkunde dem f (Tafel I) unmittelbar ein o an, welches hier durch leichte Punktierung angedeutet wurde. So ein „fo" iſt eigentlich ohne eingreifendere Stiliſierung gewiſſermaßen ein glagolitiſches f. In dieſem Zuſammenhang iſt es ſehr merkwürdig, daß im Eucholog. Sinait. Formen des glagolitiſchen f vorkommen, bei denen der gewöhnliche gleichlaufende ſenkrechte Doppelſtrich des Buchſtabens ſpitz nach unten verläuft (Taf. I, F, glagolit. Nr. 7). Wir ſehen an lateiniſchen Gegenbeiſpielen, daß dies die Eigenſchaft der hier abgebildeten Buchſtaben iſt, obwohl wir auch am lateiniſchen Buchſtaben Nr. 3 ein ſchönes Beiſpiel mit gleichlaufenden Strichen vor uns haben, wodurch auch eine unmittelbare Verbindung mit den glagolitiſchen Formen 1—6 gewährleiſtet wird. Der glagolitiſche f-Buchſtabe iſt mithin keine ſpieleriſche, unmotivierte Umwandlung eines griechiſchen f-Zeichens, ſondern er fußt auf einem paläographiſch gut zu faſſenden lateiniſchen Vorbild des 8. Jh.s.

Man muß ſich von dem Standpunkt dieſes neuen Ergebniſſes die Frage vorlegen, auf welche Weiſe oder warum das glagolitiſche Alphabet noch zu einem anderen, einem „griechiſchen" f-Zeichen gelangen konnte. Betrachtet man auf der Tafel I das lateiniſche Beiſpiel 4 und 8, ſo kann man faſt annehmen, daß ſich die andere „griechiſche" Form aus lateiniſchen

[71]) R. Nahtigal, Doneski k vprašanju o postanku glagolice, in Razprave znanstv. Društva v Ljubljani, I. 1932.

Vorlagen parallel mit der Hauptform entwickelte. Jedoch ist es nicht ohne weiteres einleuchtend, warum die Entwicklung auf ein so typisches griechisches Zeichen ohne Zuhilfenahme des griechischen Buchstabens selbst hinauslaufen konnte. Es bleibt daher nur die Möglichkeit, daß das griechische Φ nachträglich in die glagolitische Schrift hineinkam. Im Grunde spielt dieser griechische Buchstabe gewissermaßen im glagolitischen Alphabet eine Gastrolle, denn das tatsächlich herrschende f im glagolitischen Schrifttum ist nicht der „griechische" sondern der eigentlich glagolitische Buchstabe. Denn fast alle ältesten glagolitischen Denkmäler haben das „ungriechische" f. Eine Ausnahme stellt nur der Codex Assem. dar. Die Kiever Blätter sind das andere Denkmal, in dem insgesamt zweimal das „griechische" f vorkommt. Die Ursache, daß ein neues f-Zeichen in die Glagolica hineindrang, erklärt sich am ehesten aus dem Fehlen des f in den slawischen Sprachen. Der f-Buchstabe war aber wegen mehrerer fremdsprachiger liturgischer Worte, die ein f enthielten, im slawischen Alphabete notwendig. Darum wurde er auch bei der Zusammenstellung des glagolitischen Alphabets geschaffen. Aber schon die erste Umgestaltung kursiver Formen führte zu einer Entfernung von den Ausgangsvorlagen. Eine solche umgeformte Glagolica war vielleicht für einen Mann, der sich der Ursprungsschrift bediente, noch irgendwie leserlich. Aber beim Verpflanzen des glagolitischen Alphabets in ein Land mit anderen Schriftgepflogenheiten (ohne die typischen lokalen Merkmale, welche der Glagolica zugrunde lagen), war jede Erinnerung an die einstige Schrift ausgelöscht. Wem konnte z. B. etwa im 10. Jh. in den Sinn kommen, unseren glagolitischen f-Buchstaben für ein f zu halten? Selbstverständlich war es möglich, seinen Sinn zu erlernen. An welchen Sprachausdrücken konnten aber die Slawen ein f kennen lernen, wenn sie keinen solchen Laut besaßen? Die Einführung des griechischen f-Buchstabens muß einen erklärenden Sinn gehabt haben. Denn im griechischen (aber auch im westlichen) Kulturkreis ist eine Kenntnis des griechischen Buchstabensystems ohne weiteres voraussetzbar. Die gelegentliche Verwendung des griechischen f-Zeichens im glagolitischen Alphabet ist von diesem Standpunkt aus ein Hilfsmittel zum richtigen Lesen des betreffenden fremden Lautes. Daß ein solcher Einschub sich nur gelegentlich im glagolitischen Schrifttum bemerkbar macht, beweist, daß es nicht immer angebracht und nötig schien, zu einer solchen Verdeutlichung zu greifen. Am besten scheint seine erklärende Aufgabe der Schreiber der Kiever Blätter gelöst zu haben. Der griechische f-Buchstabe hat in dieser Hs. oben am Mittelstiel einen kleinen Zusatz, der den oberen Teil des Buchstabens zu einem spiegelbildlichen p macht (Tafel I, F. 2′). Der Laut p ist vielfach der beste Umschreibungslaut für das fremde f. Wollte damit nicht der Schreiber auch den sprachlichen Sinn gleichzeitig

klären und indem er bei der richtigen Schreibweiſe verblieb, dem Leſer auch durch dieſe Andeutung ein Hilfsmittel für die richtigſte Ausſprache des Fremdwortes in die Hand geben? Die Möglichkeit einer ſolchen Klärung des zweiten k-Buchſtabens ſcheint nicht auf Widerſprüche zu ſtoßen. Die in den Kiever Blättern nur angedeutete Erſetzung eines Φ-Buchſtabens durch den der ſlawiſchen Sprache angemeſſenen p-Laut ſcheint Schule gemacht zu haben, denn ſpätere kroatiſche glagolitiſche Texte erſetzen glattweg den Buchſtaben f durch ein p.[72]) An eine kontinuierliche Ueberlieferung braucht aber nicht unbedingt gedacht zu werden, obwohl anderſeits das Verhältnis der Kiewer Blätter zur frühen „kroatiſchen" Glagolica noch einer Klärung bedarf.

G. Das glagolitiſche g blieb in allen alten Denkmälern grundſätzlich unverändert, wobei der rechte Teil ſich nie vom Fußteil des linken in die Höhe gehoben hatte. Trotz dieſer Eigenſchaft gehörte dieſer Buchſtabe zum eiſernen Beſtand der griechiſchen Minuskeltheorie. Amfilochij, Taylor, Jagić, Běljaev, ſowie andere Vertreter dieſer Richtung[73]) leiteten dieſen Buchſtaben von einem griechiſchen Minuskel-γ ab (Taf. III, Zeile 3). Zuletzt ſchloß ſich auch Kul'bakin dieſer Meinung an,[74]) und auch Vajs[75]) hält dieſe Löſung für die richtigſte. Die Tatſache bleibt jedoch beſtehen, daß kein glagolitiſches g, ſondern ein w entſtehen würde, wenn man im Sinne dieſer Ableitung das griechiſche g an beiden Enden mit Kreiſen ausſtattete. Im übrigen bekämpfte Rahlfs[76]) das von Jagić angeführte einzige Beiſpiel eines γ mit anfänglicher Krümmung (Taf. I, Zeile 3, unter Jagić, Beiſpiel 4). Ausſchlaggebend für dieſe Theorie war dieſes Beiſpiel nie geweſen, denn man ſtellte beim Vergleich dem γ ein omikron voraus ſowie eines nach — und das glagolitiſche g war faſt fertig, bis auf den erwähnten Umſtand, daß der zweite Kreis ganz anderswo liegen müßte. Šafařik dachte einſt an armeniſche (Ghad) oder ſamaritaniſche (Ghimel) Beziehungen[77]), Rački

---

[72]) Vajs, Rukověť S. 93.

[73]) Literatur: Vajs, Rukověť S. 62—63; Jagić, Enciklopedija III. S. 185.

[74]) S. M. Kul'bakin, Možno li sčitat' dokazannoj grečeskuju osnovu glagolicy. (Kann man die griechiſche Grundlage der glagolica als bewieſen anerkennen [Sbornik Russk. Archeolog. Obščestva v korolevstve S. H. S.]'. Belgrad 1927. S. 37.

[75]) Vajs, Rukověť.

[76]) Rahlfs, a. a. O. S. 287. „... bei Jagić finden ſich direkte Fehler, z. B. erſcheint bei γ eine Form mit einem kleinen Kreis am Anfang, und gerade dieſer Kreis bildet die Hauptähnlichkeit mit dem glagol. Zeichen, aber er iſt mir in der Minuſkel des 9./10. Jahrh. nie begegnet, obwohl ich viele Handſchriften jener Zeit in natura und in guten Reproduktionen geſehen habe."

[77]) Šafařik, Památky, a. a. O., 12.

an phönizische Vorlagen,[78]) neuerdings Nahtigal an hebräisch-samaritanische Einflüsse[79]). Ein Blick auf die auf der Tafel I, G vorgelegten merowingischen (Nr. 1, 7, 9) oder norditalienisch-lombardischen (Nr. 2, 3, 4, 5, 10) kursiven lateinischen Formen, die zumeist aus dem 8. Jh. (Nr. 2, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10), in 2 Beispielen auch aus dem 7. Jh. (Nr. 1, 6) stammen, dürften zur Genüge beweisen, daß das glagolitische g grundsätzlich als ein recht nah verwandtes Mitglied in dieselbe Schriftfamilie gehören muß. Es erübrigt sich, jene Merkmale aufzuzählen, durch die sie sich gegenseitig ähneln, denn alles paßt trefflich zueinander. Die Formen sind identisch. Die Buchstabengruppen unterscheiden sich von einander nur durch die Technik der Federführung. Die lateinischen Buchstaben entstanden durch flotte, schwungvolle Federzüge, die allen damaligen lateinischen Schriftschulen ein so sonderbares unruhiges Gepräge verliehen hatten, die glagolitischen Buchstaben bilden dagegen jene Formen in einer ruhigen, ornamentalen und statischen Art nach. Der lateinische Buchstabe entstand zumeist aus dem Zusammenleben mit benachbarten Buchstaben, der glagolitische als ein auf sich selbst bezogenes graphisches Zeichen. Das glagolitische Zeichen ist nichts anderes als eine möglichst getreue Nachbildung jener westeuropäischen g-Formen im Sinne der abrundenden und zeichnerisch-konstruierenden Art, die dieser Schrift so eigen ist. Wessely, der in seinem Aufsatz[80]) einige Beispiele des lateinischen g aus dem 5. Jh. den glagolitischen Formen zugrunde legen wollte, war auf dem richtigen Wege. Ihm konnte aber diese Angleichung nicht überzeugend gelingen, weil im 5. Jh. das lateinische kursive g noch nicht zu diesen Formen herangereift war, als welche sie uns in den Schriften des 7. und 8. Jh.s entgegentreten. Auch Grunskij[81]) hielt es für möglich, daß das glagolitische g vom lateinischen stammen könnte. Jagić allerdings, für den das griechische Minuskel-gamma einen erstklassigen Beleg für die griechische Herkunft des glagolitischen Alphabets bedeutete, weist diese von Grunskij vorgeschlagene Möglichkeit zurück, indem er folgende Frage aufwirft: „Man möchte doch eigentlich wissen ... inwiefern es leichter sein sollte, das glagolitische g vom lateinischen und nicht vom griechischen g ableiten zu wollen?“[82]) Jagić ging weiter auf diese Frage nicht ein und gute paläographische Belege blieben bis auf weiteres aus. Die Gegenüberstellung der

[78]) Franjo Rački, Pismo slovjensko, Zagreb 1861.

[79]) R. Nahtigal, Doneski, a. a. O. S. 175.

[80]) Carl Wessely Glagolitisch-lateinische Studien, a. a. O.

[81]) N. K. Grunskij, Kievskije glagoličeskie listki. Dorpat 1901, S. 11.

[82]) Jagić, Enciklopedija III. S. 112. Aehnlicher Meinung, daß das glagolitische g dem griechischen näher sei als dem lateinischen, war schon Dobrovsky obwohl er gelegentlich auch an lateinische Ableitung mancher Buchstaben dachte. Z. B. n, s — bei Jagić, Enciklopedija III. S. 56.

griechiſchen Belege, wie ſie hier auf der Tafel III (von Jagić und anderen Verfaſſern) in der Zeile 3 vor uns daſtehen, mit lateiniſchen Formen der vorletzten Abteilung derſelben Zeile, oder mit den lateiniſchen Belegen der Tafel I, G, dürfte die Frage von Jagić mit großer Deutlichkeit und zur Genüge beantworten. Man hat gelegentlich dieſen glagolitiſchen Buchſtaben auch mit dem nächſtfolgenden glagolitiſchen h (ch)-Buchſtaben in Verbindung bringen wollen. Immerhin entſprechen ſich lautlich in den ſlawiſchen Sprachen das h und das g öfter (wie z. B. das ukrainiſche, weißruthenische, ſlowakiſche, tſchechiſche — h und das ruſſiſche, polniſche und balkanſlawiſche — g). Auch eine gewiſſe graphiſche Verwandtſchaft zwiſchen beiden glagolitiſchen Zeichen iſt vorhanden (Vgl. Taf. I, G und H, glagolitiſche Spalte). Deſſen ungeachtet haben dieſe beiden Zeichen miteinander genetiſch nichts zu tun, denn erſtens beſteht eine Entſprechung beider glagolitiſcher Buchſtaben zu ihren lateiniſchen Vorbildern, und zweitens iſt das glagolitiſche h-Zeichen ein „ch"-Buchſtabe und als ein ſolcher iſt er durch das g nicht zu vertreten.[83]) Die von Šafařik, Rački[84]), ſowie auch Jagić[85]) hervorgehobene Aehnlichkeit beider Zeichen iſt zufällig.

H. als CH. Das lateiniſche kurſive h wurde, nach dem Ausweis paläographiſcher Uebereinſtimmung, zum glagolitiſchen ch durch eine geringe Veränderung des unteren halbkreisförmigen Hakens im Sinne der dem glagolitiſchen Alphabete eigentümlichen Vorliebe zum kreisförmigen Schließen der Linienzüge, hergeſtellt. Der lateiniſche Buchſtabe h wurde ſeit dem erſten Aufkommen ſüdſlawiſcher Texte mit lateiniſchen Buchſtaben (Freiſinger Denkmäler) bis auf den heutigen Tag zur Bezeichnung des ch-Lautes verwendet. Das h iſt für die Südſlawen ein ch-Laut und wird auch zyrilliſch (etwa ſerbiſch) durch ein x, alſo ein ch-Zeichen wiedergegeben.[86]) Es iſt demnach etwas durchaus Natürliches, daß ein lateiniſches h-Zeichen auch für das ſüdſlawiſche glagolitiſche Alphabet in demſelben Sinne zur Wiedergabe des ch aufgenommen wurde. Auch Jagić ſchwebte einmal der Gedanke vor, dieſes glagolitiſche Zeichen vom Lateiniſchen abzuleiten, indem ihn das griechiſche χ (chi) „viel zu wenig an den glagolitiſchen ch-Buchſtaben erinnerte".[87]) Er umging aber die Gefahr des Zugeſtändniſſes, indem er ſich hinter die Aehnlichkeit des glagolitiſchen ch mit dem glagoli-

[83]) Jagić, Četyre kritiko-paleografičeskija stat'i, S. 159 dachte an eine Möglichkeit einer Angleichung zuerſt des ch an h und dann des h an g auf dem pannoniſchen Gebiet.

[84]) Vajs, Rukověť S. 62.

[85]) Jagić, Četyre Kritiko-paleografičeskija stat'i. S. 159.

[86]) In lateiniſchen Alphabeten der Tſchechen, Polen u. a. wird dagegen der lateiniſche Buchſtabe h im ähnlichen Sinne wie ein deutſches h gebraucht.

[87]) Četyre krit-paleogr. stat'i. S. 159.

tiſchen g flüchtete.[88]) Auf ſeinen Vergleichstafeln zog er trotzdem das griechiſche chi (χ) heran (Vgl. Taf. I, Zeile 23).[89]) Geitler[90]) und Weſſely[91]) (Taf. III,$_{23}$ unter Weſſely) nahmen lateiniſche Vorlagen, Geitler durch das Medium albaniſcher Beziehungen, Weſſely aus einer viel zu frühen Zeit (4. und 5. Jh.) an. Aber weder die unähnlichen Vorbilder eines griechiſchen χ, die Jagić, Taylor, Běljaev und andere (Taf. III, Zeile 23) herangezogen, noch die Hinweiſe von Grunſkij und Fortunatov auf das koptiſche bzw. demotiſche chet[92]) vermögen die greifbare Verwandtſchaft und Nähe zum lateiniſchen Zeichen aus der Welt zu ſchaffen. Der Großbuchſtabe (Unziale) des lat. h mag vielleicht auch einen geringen Anteil an der Geſtaltung des glagolitiſchen Zeichens gehabt haben (Vgl. Taf. I, H letztes Zeichen hinter dem Strich). An ſich war es kaum notwendig geweſen, da die kurſiven Formen des 7. und 8. Jh.s (Taf. I, H lat. Nr. 1, 6, 7 und Nr. 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10) innerhalb des merowingiſchen und langobardiſchen Staatsgebietes ohne Mühe in ein glagolitiſches Zeichen verwandelt werden konnten.[93]) Uebrigens ſei noch auf die Meinung Dobrovſkys hingewieſen, daß das glag. ch dem zyrilliſchen verwandt ſei, was paläographiſch mit der griechiſchen Ableitung identiſch iſt, und auf den Hinweis Šafařiks, der unſeren Buchſtaben mit einer armeniſchen Vorlage in Verbindung bringen wollte.[94])

X. Ein intereſſantes Problem bei dem Buchſtaben ch, knüpft ſich aber an das Vorhandenſein eines anderen graphiſchen Zeichens für denſelben Lautwert. Dieſer rätſelhafte „ſpinnenartige" ch-Buchſtabe (Taf. II, X) hätte den Vertretern der griechiſchen Minuskeltheorie viel mehr Sorgen machen, auch viel mehr Zweifel an der Richtigkeit der Ableitung aller beiden Zeichen vom griechiſchen Alphabet aufkommen laſſen müſſen, als diesbezügliche ſchriftliche Aeußerungen uns dies verraten. Denn dieſes zweite Zeichen hat in der Tat eine offenſichtliche Verwandtſchaft mit einem griechiſchen chi-

---

88) Jagić, a. a. O. S. 159. In ſeinem ſpäteren Werk (Glagoličeskoje Pismo in Enciklopedija III. S. 97) gibt er das Recht jenen, die gegen ſeine Verknüpfung des g mit h ſich geäußert haben, und gibt zu, daß er immer noch nicht imſtande iſt, das glagolitiſche h (ch)-Zeichen aus dem griechiſchen χ abzuleiten.

89) Jagić, a. a. O. Taf. II.; Enciklopedija III. S. 88.

90) Geitler, Slav. und Alb. Schriften.

91) Carl Weſſely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde, Leipzig 1913 Heft 13.

92) Vgl. Vajs, Rukověť. S. 72.

93) Der lateiniſche h-Buchſtabe hatte auch an und für ſich die Tendenz zur Abrundung des unteren Halbkreiſes, ſo daß es gelegentlich in der ausgebildeten ſpäteren lat. Minuskel zur Verwechslung mit b führte. Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateiniſchen Palaeographie, IV. Aufl. Leipzig 1886, S. 51.

94) Jagić, Enciklopedija III. S. 203, 56, 63.

Buchſtaben. Im lateiniſchen entſpricht es alſo dem Buchſtaben x. Hier iſt nun mit der lateiniſchen Ableitung nichts anzufangen. Zunächſt wenigſtens. Für die griechiſche Minuskeltheorie bildet er aber trotz dieſer Verwandtſchaft mit dem griechiſchen Buchſtaben kaum eine erwünſchte Angelegenheit. Denn man müßte zunächſt irgendeinen Ausweg aus der Ungereimtheit ſuchen, wie es geſchehen konnte, daß ein griechiſches χ-Zeichen zwei ſo ganz verſchiedene glagolitiſche Buchſtaben ergab (Vgl. Taf. I, H und Taf. II, χ) Dabei iſt das zweite glagolitiſche ch, das dem griechiſchen ch weitaus ähnlichere, ein im ganzen glagolitiſchen Schrifttum kaum fünfmal vorkommender Buchſtabe.[95]) Bei angemeſſener Berückſichtigung der zeitlichen Abfolge könnte man das Zeichen mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit als ſpäteres Einſchiebſel betrachten, aber man neigte bisher eher zur umgekehrten Schlußfolge, nämlich daß dieſes Zeichen das ältere ſei.[96]) Jagić geht in ſeinem letzten zuſammenfaſſenden Werk[97]) (außer der Feſtſtellung des Vorhandenſeins eines ſolchen Buchſtabens) auf die Angelegenheit nicht ein; Prof. Vajs ſtellt in ſeinem Handbuch der glagolitiſchen Paläographie[98]) auch nur feſt, daß „die Schreiber des Evang. Assemani, des Sinait. Pſalters und des Pariſer ABC Bulgaricum eine wunderliche „ſpinnenartige Doublette des betreffenden Buchſtabens herausgebildet haben." Uns ſchien zunächſt der Buchſtabe als eine ſpätere, womöglich ſehr ſchnell nach der Fertigſtellung des glagolitiſchen Alphabets hineingekommene Neuerung, die dann bald in Vergeſſenheit geriet. Aber das Vorhandenſein in ſo verſchiedenen weit auseinanderliegenden Denkmälern mahnte doch zur Vorſicht. Die Erklärung des Problems ergibt ſich aber unerwartet gerade aus der Abhängigkeit des glagolitiſchen Alphabets von lateiniſchen Vorbildern. Es ſtellt ſich heraus, daß die lateiniſchen heiligen Texte auf Schritt und Tritt den eigentlichen griechiſchen Buchſtaben χ in allen Worten, die mit dem Wort Chriſtus zuſammenhängen, ſehr häufig zur Anwendung bringen. Und zwar erſcheint dieſer Buchſtabe in Verbindung mit dem griechiſchen Buchſtaben ϱ (rho), der auch die Form eines lateiniſchen p beſitzt. Das griechiſche χ, das dem lateiniſchen x entſpricht, und das griechiſche ϱ als lateiniſches p werden immer ſo gebildet, wie die üblichen lateiniſchen x und p geſtaltet ſind. Der uns hier intereſſierende Buchſtabe ch läßt ſein Vorhandenſein im glagolitiſchen Schrifttum auf folgende Weiſe glaubwürdig erſcheinen: Falls man den urſprünglichen Zuſtand des glagolitiſchen Schrifttums ſich in Abhängigkeit von lateiniſchen Schriftgepflogenheiten

[95]) Der Buchſtabe kommt dreimal im Psalt. sinait. S. 155 u. 298 (vergl. Taf. II. bei X) einmal im Cod. Assem. Fol. 138, verſtümmelt im Münchener glagol. ABC, unter fremder Bezeichnung (als ot) im Pariſer „Abecedarium Bulgaricum" vor.

[96]) V. Vondrák, Archiv für Slav. Philol. 19, 1897, S. 184.

[97]) Enciklopedija III. S. 204; Taf.

[98]) Vajs, Rukovět', 1932, S. 95.

vorſtellt bzw. für erwieſen hält, iſt es leicht einzuſehen, daß auch das Nomen Sacrum als Monogramm Xp, genau ſo wie es in der Mutterſchrift ſeinen Platz behauptete, ſo auch in das neue Schrifttum eingeführt wurde. Da wir aber außerdem wiſſen, daß die Fortdauer der glagolitiſchen Ueberlieferung an den griechiſchen Kultur- und Religionskreis gebunden war, hat ſich bald, vielleicht ſchon in der erſten Generation, die Gepflogenheit, vorzugsweiſe den Namen Chriſtus mit beſonderen Buchſtaben zu ſchreiben, allmählich eingeſtellt, da es bei den Griechen nicht üblich war, dieſen oder die davon abgeleiteten Namen durch beſondere Zeichen hervorzuheben. Nur die frühen Texte müßten dieſe Buchſtaben in richtiger Bedeutung, ſo wie ſie in der lateiniſchen Welt angewendet wurden, benützen. Später wußte man immer noch um den Lautwert der Buchſtaben, denn ſie waren, an bekannteſte Namen der chriſtlichen Religion geknüpft, immer an alten Texten leicht zu entziffern. Solche griechiſche Buchſtaben, die allerdings auch der ornamentalen Stiliſierung der glagolitiſchen Schrift nicht ausweichen konnten (man denke, daß auch in lateiniſchen Texten immer typiſche lateiniſche Buchſtaben, trotz anderer Buchſtabenbedeutung, geſchrieben wurden[99]), gingen, durch das Abſchreiben der Handſchriften bedingt, in die ſpäteren Texte über, bis ſie durch Zufall und Schickſal jener ſpäteren Abſchriften auch zu unſerer Kenntnis gelangen konnten.[100]) Die Frage bei dieſem Buchſtaben iſt allerdings noch die, inwiefern die näheren Umſtände, die an das Vorkommen dieſes „χ" geknüpft ſind, uns ein weiteres Urteil über den Buchſtaben ſelbſt imſtande ſind zu übermitteln. Nahtigal befaßt ſich insbeſondere mit der merkwürdigen Tatſache, daß unſer zweites ch (χ) nur im Wort χl'm' (Cod. Assem. Bl. 139) oder χl'mi (Psalt. sinat. S. 155 einmal u. S. 298 zweimal) vorkommt.[101]) Dieſes Wort ch'lm', ch'lmi (*οἱ βουνοί*) wird mit einer Buchſtabenbezeichnung des Chrabr[102]) zuſammengebracht und daraus der

---

[99]) Zu vergleichen die griechiſchen Buchſtaben χ ϱ aus den lateiniſchen Texten auf der Tafel II bei den Buchſtaben x.

[100]) Um dieſe Zeit war ſchon in dieſen ſpäten Glagolica-Texten das in griechiſcher Umgebung entliehene neue Zeichen für Omega im Gebrauch, ſo daß beide Zeichen auch irrtümlich bei nicht beſonders Eingeweihten für verwandt angeſehen werden mußten, vor allem weil ihr Ausſehen tatſächlich durch einen großen Mittelkreis und die Anhängehaken (wenn auch in anderer Anordnung) ſie gegenſeitig verſchwiſterte.

[101]) Sergěj Sever'janov, Sinajskaja Psaltyr', (Pamjatki staroslavjanskago jazyka T. IV.). Petrograd 1922, gibt auch S. 78 und 149 in Anmerkungen zu den Fol. 78a und 149b zwei verſchiedene Nachbildungen dieſes „ſpinnenartigen" ch-Buchſtabens. Das auf der S. 88, Anm. 88b in glagolitiſchen Drucklettern wiedergegebene Wort χlmi, verhilft zur Anſchauung, wie der Buchſtabe ch mit dem Omega-Buchſtaben bis zur Verwechſlung zuſammenfallen konnte.

[102]) Nach der Handſchrift der Moskauer geiſtl. Akademie. Abgedr. bei V. Jagić, Razsuždenija stariny o cerkovno-slavjanskom jazykě a. a. O. T. I. St. Petersburg 1895, S. 300—302.

Schluß gezogen, daß der Name des uns hier angehenden ch-Buchſtabens durch das Wort ch'lm ſelbſt zum Ausdruck gebracht werde. Der betreffende Buchſtabenname in der Apologie Chrabrs lautet *XAb*, und gehört in eine Gruppe von drei Buchſtabennamen pĕ, chl', t', die allerdings ſehr rätſelhaft ſind. Dieſe Gruppe bildet den Schluß jener 24 ſlawiſchen Buchſtaben, die nach Chrabrs Verſicherung den griechiſchen Lautzeichen entſprechen ſollten. Da aber ſchon vorher ein p, ein t und ein ch bei Chrabr aufgezählt wurden, ordnete man dieſe drei letzten Buchſtabennamen den griechiſchen ψ, ξ und ϑ zu,[103]) wobei man die „Phantaſie und Unwiſſenheit" des Kopiſten dafür verantwortlich machte, daß man die griechiſchen Buchſtaben auf ſolche irrtümliche Art tranſkribierte.[104]) Das nähere Eingehen auf dieſe Frage würde über den Rahmen dieſes Abſchnitts zu weit herausgehen. Bemerkt ſei nur, daß die Zuordnung dieſer ſlawiſchen Buchſtaben zu den vermeintlichen griechiſchen Prototypen darum auf große Schwierigkeiten ſtoßen mußte, weil vor allem dieſe griechiſchen Laute ψ, ξ, ϑ im Slawiſchen als ſolche nicht vorhanden ſind und zumeiſt mittels p-s, k-s und t wiedergegeben werden (wenn man von gelegentlichen Abweichungen von dieſen Regeln abſieht, was in Anbetracht des jahrhundertelangen Fortlebens des ſlawiſchen Schrifttums im engſten Anſchluß an die griechiſche kulturelle und religiöſe Umwelt nicht weiter verwundern dürfte). An ſich kann auch dieſe Stelle der Chrabrſchen Verteidigungsſchrift nicht etwa ſo gedeutet werden, als ob die Bezeichnungen pĕ, chl', t' womöglich ein urſprüngliches Vorhandenſein der griechiſchen ψ, ξ, ϑ im ſlawiſchen Alphabet andeuten wollten. Denn warum ſollten nicht in einem ſolchen Fall dieſe griechiſchen Buchſtaben mit jenen Zeichen wiedergegeben werden, die dem Wert dieſer griechiſchen Buchſtaben eindeutig entſprechen. Schriftgeſchichtlich ließ ſich keine ſolche eindeutige Entſprechung zwiſchen griechiſchen ψ, ξ, ϑ und ſlawiſchen Buchſtaben feſtſtellen. Die Analyſe der Chrabrſchen Apologie gerade in Bezug auf die Behandlung der „dunkleren" Buchſtaben iſt dadurch ſehr erſchwert, daß die überlieferten Handſchriften aus einer Zeit ſtammen, in der die urſprüngliche Faſſung des altkirchenſlawiſchen Alphabets keine Geltung mehr hatte, da im Laufe der Jahrhunderte und wahrſcheinlich ſchon ſehr früh nach der zyrillomethodianiſchen Einführung der Schrift Umänderungen im Alphabet vorgenommen wurden. Chabr ſelbſt ſpricht ja in ſeiner Schrift, daß das Alphabet fortwährend verändert werde. Chrabrſche Apologie hat zweifelsohne nur ein einziges, wohl urſprüngliches Stadium der Schrift erfaßt. Die ſpäteren Abſchreiber ſeiner Aufzeichnungen bedienten ſich ſchon einer veränderten Schrift, und darum

[103]) Jagić, Razsuždenija a. a. O. S. 317; R. Abicht, Das Alphabet Chrabrs, im Archiv für Slaw. Philologie Bd. 31, 1910, S. 212.

[104]) R. Abicht AſlPh 31, wie oben S. 212.

iſt es nur zu begreiflich, wenn manches ihnen unklar blieb. Darum werden auch in der Zukunft die Auffaſſungen über einige Buchſtaben der Chrabrſchen Aufzählung ähnlich wie es bis jetzt der Fall geweſen iſt, bis zu einer vielleicht zu erwartenden Klärung auseinandergehen müſſen.

Die Tatſache, daß ſich die beiden ch-Bezeichnungen, das „cher" des Alphabets und das „chlъ" der Chrabrſchen Apologie wie auch das Wort chlmъ, in dem der ſpinnenartige ch-Buchſtabe einzig und allein vorkommt, ſo nahe an das Monogramm-Zeichen Xp anſchließen, ſcheint uns genügend wichtig zu ſein, um darauf hinzuweiſen. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daß das Zeichen Xp auch zur Namensbezeichnung des glagolitiſchen ch verholfen hatte. Dem Laute nach iſt unſer Xp-Zeichen merkwürdig nahe mit allen Umſchreibungen der glagolitiſchen ch-Buchſtaben verwandt und bildet mit ihnen eine Gruppe von vier einſilbigen Ausdrücken: Xp (= chr)—cher—chl—chlm. Es iſt alſo möglich, daß der Name des Xp-Monogramms auch zur Bildung einer der Namensbezeichnungen des glagolitiſchen Buchſtabens verholfen hatte. Die Sache iſt inſofern nicht ganz einfach, als der Ausdruck „cher" nicht dem ſpinnenartigen, ſondern dem normalen glagolitiſchen ch entſpricht. Dieſe Schwierigkeit kann hier unmöglich gelöſt werden, und ſo wird dieſe Angelegenheit in der Form dieſes Hinweiſes auf ſich beruhen müſſen.[105])

Viel wichtiger und intereſſanter iſt jedoch eine andere Tatſache, die ſich an das Xp-Problem anknüpft und die offenbar dazu berufen iſt, den Lautwert des ſpinnenartigen ch eindeutig zu beſtimmen. Wenn man das Xp in ſeiner Bedeutung als Abkürzung für christ- und den Ausdruck chlm (Berg, Hügel), in dem allein das X-artige (ſpinnenartige) glagolitiſche ch vorkommt, ins Auge faßt, ſo ſieht man, daß in beiden Fällen dem Konſonanten ch im Germaniſchen eine Lautqualität k, kh, ch entſpricht. Dem ch im Namen Chriſtus entſpricht im Deutſchen ſowohl in der Vergangenheit wie auch heute die erwähnte k (kh)-Ausſprache, und das Wort chlm als Kulm, Chulm iſt in großer Anzahl zumeiſt als Ortsname verbreitet. Wir müſſen hier jedoch davon Abſtand nehmen, die ziemlich umfangreiche Literatur, die ſich an das Wort „Christ", insbeſondere aber an das Wort „Chulm" anſchließt, im Rahmen der Beſprechung unſeres ch-Buchſtabens zu verarbeiten. Der Hinweis genügt, daß im balkanſlawiſchen Raum, insbeſondere auf dem Durchdringungsgebiet des germaniſchen und ſlawiſchen Volkstums, der Name zu belegen iſt. Die nähere Beſchäftigung damit

---

[105]) Daß bei der Bildung des Buchſtabennamens „cher", das Xp (= chr) ausſchlaggebend ſein könnte, findet teilweiſe ſeine Stütze in verſchiedentlich ausgebildetem Vokal „e" im Wort cher. Es kommt cher, chyr, χer hier vor, eine Erſcheinung, die möglicherweiſe auf die unbeſtimmte Vokalqualität des ſilbenbildenden r zurückführbar iſt. Zu den Beiſpielen ſ. R. Nahtigal in Razprave I. S. 173. Anm. 6.

würde zu unſerem eigentlichen Problem nichts weſentliches beitragen. R. Nahtigal befaßt ſich aufs neue in ſeinen Beiträgen, wie erwähnt mit dem Zeichen und ſtellt die Möglichkeit in Ausſicht, daß das eigentliche ch (cher) dem griechiſchen Palatalen χ' und das chl (hl) bei Chrabr „dem griechiſchen velaren und dem ſlawiſchen h" entſpricht[106]). Dieſe Auffaſſung iſt ähnlich jener wie ſie einſt Jagić vertrat, die er jedoch mit der Zeit aufgegeben hatte. Es bringt der Ausgangspunkt von Nahtigal mit ſich, indem man nach griechiſchen, armeniſchen, koptiſchen, phöniziſchen, hebräiſchen, letzten Endes auch lateiniſchen Wegweiſern (nach Weſſely) die Umſchau hält, daß für eine reale Anknüpfung des ch-Zeichens an das Wort Chlm, Chlmi kein Platz übrig bleibt. Die reale Anſchlußmöglichkeit des in Frage kommenden ch-Buchſtabens an die Ausſprache des Wortes, in dem es vorkommt, iſt jedoch gegeben. Am eheſten wird man dieſem ſpinnenartigen Lautzeichen eine Ausſprache im engſten Anſchluß an das Althochdeutſche zuordnen müſſen. Wir haben allen Grund, im Zuſammenhang mit der Blickrichtung des vorliegenden Aufſatzes, unſer glagolitiſches Zeichen ch buchſtäblich als c (= k) + h (= χ) in dem Sinne aufzufaſſen, wie dieſer Laut ſowohl geſchichtlich wie auch mundartlich in ſüdgermaniſchen Sprachgebieten im Anlaut als kχ vertreten iſt (kind — kχind)[107]). Dieſe Ausſprache von dem Standpunkt aus geſehen iſt ſowohl dem Wort Chriſtus (Crist, Christ) wie auch dem Kulm (Culm, Chulm) eigen. Es iſt alſo kein Zufall, daß unſer eigenartiges glagolitiſches ch-Zeichen im Worte chlm vorkommt. Da wie erwähnt, auf dem ſlawiſch-germaniſchen Durchdringungsraum im Süden die Kulm-Namen wie z. B. ein Kulm im Jauntal in der Gegend von Eberndorf dies beweiſt (urkundlich)[108], vorkommen, iſt es zu offenſichtlich, daß wir mit einem ähnlichen lautlichen Tatbeſtand wie im Althochdeutſchen zu rechnen haben. Wir können nicht entſcheiden, welcher Verknüpfung der Vorzug zu geben wäre. Der erwähnte Chulmort liegt z. B. auf dem Gebiet der einſtigen Aquilejer Einflußſphäre, hinter der wir uns mehr oder weniger urſprünglich den langobardiſchen Machtbereich vorzuſtellen haben. Wir müſſen hier auch auf die nähere Auseinanderſetzung mit dem griechiſchen Lautſyſtem verzichten, wie auch einen Exkurs über den Anwendungsbereich eines ſolchen ch-Lautes im Altſlawiſchen Sprachbereich eventuell auf eine andere Gelegenheit verſchieben. Auch die Entſcheidung darüber, welcher Zeit die Uebernahme eines germaniſchen „Kulm" ins Slawiſche angehören dürfte oder inwiefern über-

[106]) R. Nahtigal a. a. O. 174. „h" iſt hier als ch zu leſen.

[107]) Auf die ſtarke mundartliche Verbreitung des ch-kh-k-Lautes in Anlaut im Südbayriſchen hat mich freundlichſt Herr Dozent Dr. Kranzmayer aufmerkſam gemacht.

[108]) A. v. Jakſch, Mon. hist. Duc. Carinthiae III. S. 215—16 (mitget. v. Herrn Dr. G. Glauert. Vgl. auch SODF 1938 S. 479).

haupt das Wort als Lehnwort zu betrachten iſt, gehört nicht in den Rahmen dieſes Aufſatzes.

Eine ſehr intereſſante lautliche und graphiſche Analogie zu unſerem ſpinnenartigen ch-Buchſtaben beſitzen wir im Koptiſchen. Das koptiſche χ-Zeichen gehört zu den vier Doppelkonſonanten, die aus dem Griechiſchen mit übernommen wurden. Gemeint iſt der koptiſche Buchſtabe kü mit der Ausſprache k—h, deſſen graphiſche Form dem Griechiſchen wie auch dem lateiniſchen Monogrammbuchſtaben ch entſpricht. Im Bohairiſchen entſpricht dieſer kh-Buchſtabe dem ſaidiſchen k. Die Verwandtſchaft der Lautgruppe k, ch, χ iſt viel allgemeiner als die hier erwähnten germaniſchen oder koptiſchen Lautſyſteme dies veranſchaulichen können. Dieſe Erſcheinung braucht uns im allgemeinen auch nicht weiter aufzuhalten,[109]) denn wir entſchließen uns, den ſachlichen Kreis um die Lautwertfrage des glagolitiſchen Zeichens auf dem uns geographiſch näher angehenden Gebiet zu umreißen. In dieſem Sinne braucht man nichts „Myſtiſches" hinter der Verknüpfung unſeres ch-Zeichens mit dem Wort chlm (worüber Geitler ſpottete) zu ſuchen, ſondern vieles ſpricht dafür, daß wir in dieſem Zeichen einen beſonderen von dem normalen ſlawiſchen ch (X) verſchiedenen „kχ"-Laut vor uns haben, der ſeine Uebernahme ins Glagolitiſche der weſtlichen Nachbarſchaft der Slawen verdankt und der im Laufe der Zeit, da er nur in einem beſchränkten Maße angewandt wurde, außer Gebrauch kam.

I. Bei der Ableitung des glagolitiſchen Buchſtabens i ſtößt man zunächſt auf einige grundſätzliche Schwierigkeiten. Insbeſondere kommt der Buchſtabe in drei Abarten vor. Rein graphiſch kann man aber wenigſtens ſechs gut ausgebildete einprägſame Formen ausfindig machen, die eine Zuordnung an vermeintliche Urſprungsbuchſtaben beträchtlich erſchweren. Wir wollen zunächſt eine dieſer Formen ins Auge faſſen: Das i, welches aus einem Kreis und einem darauf aufgeſtellten Dreieck beſteht. Das Dreieck berührt den Kreis mit der Spitze. Dieſem Zeichen entſpricht die zyrilliſche Tranſkription И. Das glagolitiſche i dieſer Art entſpricht aber als graphiſches Zeichen dem glagolitiſchen Buchſtaben s derart, daß es als ein auf den „Kopf" geſtelltes s-Zeichen angeſehen werden kann.[110]) Das Ornamentale der Verbindung eines Kreiſes mit einem Dreieck hat die Buchſtaben, ſo-

[109]) Für innenaſiatiſche Verhältniſſe entſpricht z. B. das graphiſche Bild des altmongoliſchen Zeichen des h-Lautes dem Kalmükiſchen k (vgl. Jenſen, Die Schrift II Aufl. (1935) S. 210). Im übrigen denke man an den Charakter des griechiſchen klaſſiſchen χ. Zum Koptiſchen vgl. paläogr. Werke von H. Hyvernat u. V. Stegemann.

[110]) Auf dieſe Aehnlichkeit haben ſchon Šafařík, Rački, Vondrák und Nahtigal hingewieſen. Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 63, 73; Vajs, Rukověť, S. 66.

wohl das i wie das s, entſcheidend beeinflußt (Siehe Taf. I, I, Taf. II, S). Das Ueberhandnehmen der Stiliſierung verdunkelt das Urſprungsbild, wenigſtens eines der beiden Buchſtaben. Die Stiliſierung erfaßt in demſelben Maße das i und s, ſodaß auch bei der beträchtlichen Formveränderung beider Buchſtaben ſich gegenſeitig paarweiſe beide Reihen von i und s genau entſprechen.[111]) Die Verſuche, dieſen i-Buchſtaben aus dem griechiſchen Alphabet abzuleiten, ergaben keine greifbaren Anhaltspunkte. Betrachtet man auf der Taf. III, den Vorſchlag von Jagić und Běljaev, das i in einen Zuſammenhang mit dem griechiſchen minusklen η (eta, ita) zu bringen, ſo überzeugt man ſich, daß dieſer Verſuch jeglicher Wahrſcheinlichkeit entbehren muß, da die Formen ſehr weit voneinander entfernt ſind. Auch der Vorſchlag Taylors, dieſen Buchſtaben vom griechiſchen i abzuleiten zu wollen, hatte keine Ausſicht auf Erfolg. Das ſah Taylor auch ſelbſt ein und ſchlug darum außerdem vor, das glagolitiſche i-Zeichen als Derivat einer griechiſchen ει Verbindung anzuſehen (Vgl. Taf. III 8, der erſte Buchſtabe in der Spalte „Taylor"). Dieſer Vorſchlag Taylors, wie überhaupt die bei ihm häufig vorkommenden Bezugnahmen auf Ligaturen fanden keinen Anklang. Auch Vajs ſieht keine Möglichkeit, dieſes glagolitiſche i vom Griechiſchen abzuleiten.[112]) Wir wollen hier auch auf eine nähere Unterſuchung der ſamaritaniſch-hebräiſchen Ableitung Vondráks nicht eingehen,[113]) um uns den lateiniſchen Entſprechungen zu widmen. Zuerſt ſchien eine Verwandtſchaft zwiſchen den merowingiſchen i-Zeichen (Taf. I, I Nr. 1, 2, 7) und den glagolitiſchen i-Formen von einer anderen als der hier zu behandelnden Art zu beſtehen, die insbeſondere durch den Cod. Assem. vertreten ſind (Taf. II, das erſte glagolitiſche i-Zeichen). Vergleicht man dieſe glagolitiſche i-Form mit entſprechenden Zeichen in anderen glagolitiſchen Schriftdenkmälern, ſo zeigt ſich, daß dieſes i-Zeichen (des Cod. Assem.) eine jüngere Umwandlung eines älteren Typs iſt. Dieſe ältere Faſſung des betreffenden Buchſtabens, wie er u. a. in den Kiever Blättern daſteht, weiſt nicht den geraden Aufſtrich auf, an deſſen oberem Ende ſich die Kreiſe befinden, ſondern an Stelle dieſes ſäulenartigen Buchſtabenſtieles befindet ſich eine zweigliederige gabel- oder trichterartige Unterſtützung des oberen Zeichenteiles. Erſt ein gewiſſer Drang nach oben, eine Tendenz zur Schlankheit hat verurſacht, daß der eine Gabelzweig des Fußteiles nach oben rückte, um zuletzt zu einem Reſtelement dicht am Anſatz der Kreiſe

---

111) Man kann ſich auch ein gewiſſes Bild von dieſer Entſprechung verſchaffen auf Grund der Beiſpiele bei Jagić, in Enciklopedija III, S. 191 und 199 wie der bei Vajs Rukověť S. 84 u. 91, wenn man die älteren Formen, die am Anfang dieſer Buchſtabenreſten ſtehen in Erwägung zieht.

112) Vajs Rukověť. S. 66.

113) A.f.ſl.Ph. XIX.

zu werden. Die Schlingenhäufung am oberen Ende dieſes glagolitiſchen i-Zeichens kann darum genetiſch in keine Verbindung mit dieſem merowingiſchen i gebracht werden. Aber auch die merowingiſchen Schlingen der auf der Tafel I (Nr. 1, 2, 7) aufgeführten Beiſpiele unterlagen im Laufe der Zeit einer ähnlichen Entwicklung wie die glagolitiſchen i-Buchſtaben.[114]) Dieſe merowingiſchen Zeichen wurzeln in den älteren Formen, wie ſie beiſpielsweiſe hier auf der Taf. I (Nr. 9, 10, 11) nach den Ravennatiſchen Urkunden des 6. Jh.s abgezeichnet wurden,[115]) da die merowingiſche Schrift aus der jüngeren römiſchen Kurſive hervorging. Weder aber ihre Urſprungsform noch die originalen merowingiſchen Buchſtaben ſelbſt können zu einem glagoliſchen i von der Art des Evang. Assemani paſſen. Eine Aehnlichkeit, die zwiſchen der glagolitiſchen i-Form und dem merowingiſch-kurſiven i auf der Taf. I (Nr. 1, 7) zu ſehen iſt, iſt offenbar eine Zufallserſcheinung und kam höchſtwahrſcheinlich dadurch zuſtande, daß man in beiden Fällen unbewußt an ein majuskles, ſchlankes i der lateiniſchen oder griechiſchen Alphabete dachte. Durch dieſes negative Ergebnis und den Seitenblick auf die jüngere römiſche Kurſive kommen wir aber auf die lateiniſchen i-Formen, die mit großer Wahrſcheinlichkeit als Grundlage des uns hier eigentlich angehenden glagolitiſchen Buchſtabens i dienten. Wir ſehen, daß die i-Buchſtaben des Euchолog. Sinait. aus einem Linienzug beſtehen (Vgl. Tafel I, IV.); in einem Fall (der mittlere Buchſtabe) ſind es zwei aufeinanderſtehende Dreiecke, die ſich mit ihren Spitzen berühren, im anderen Fall (der unterſte Buchſtabe) geht, bei ähnlicher Anordnung, das untere Dreieck in eine Krümmung über. Vergleicht man das rechts davon ſtehende jüngere römiſche kurſive i aus der Ravennatiſchen Urkunde „charta plenariae securitatis“ (Nr. 11), ſo ſieht man, daß die Grundſtruktur des Buchſtabens, das heißt ihr Linienzug, durchweg dieſem glagolitiſchen i entſpricht. Es iſt durchaus möglich, daß dieſe lateiniſche Form auch weiterhin im. 7., und 8. Jh. exiſtiert hat. Denn der lateiniſche Buchſtabe Nr. 7 ſtammt aus der Wende des 7.—8. Jh.s[116]), und ſein Linienverlauf hat einen verwandten Sinn. Ganz beſonders iſt mit der ſpätrömiſchen Form z. B. das merowingiſche i Nr. 7 verwandt (nach Lauer-Samaran). Es ſoll damit aber nicht geſagt werden, daß die i-Formen des Euchologium Sinaiticum unbedingt noch das urſprüngliche Stadium des glagolitiſchen i in ſich bergen müſſen. Sie könnten unter Umſtänden eine ſpätere Seitenentwicklung des normalen glagolitiſchen i mit Kreis und Dreieck darſtellen; aber es ſteht dennoch nichts im Wege, um eine ſolche oder

---

114) Literatur jeweils bei den Angaben zu den Paläographiſchen Tafeln.

115) Nach Champollion-Figeac, Chartes Latins sur papyrus du VIe siècle ... 9e. Fasc. Zeile 30. Paris 1837.

116) Aus einer Merovingiſchen Unterſchrift aus dem J. 696 nach Marquis de Laborde. Musée des archives de l'Empire — Actes importants de l'histoire de France, Paris 1867.

verwandte i-Form als dem normalen glagolitiſchen i zugrundeliegend anzuerkennen. In einem ſolchen Fall haben wir die Möglichkeit der Anknüpfung des uns hier intereſſierenden i an die lateiniſchen Formen klar vor uns. Dieſes lateiniſche Vorbild iſt graphiſch wenigſtens genau ſo gut wie das einzige, zur Not noch annehmbare griechiſche Beiſpiel Taylors. Es hat aber vor jenem Taylorſchen Bilde den Vorzug, daß es keine Zuflucht zu den Kombinationen mehrerer Buchſtaben nimmt, ſondern es ſtellt ein einheitliches identiſches i als Laut und Zeichen dar. Weſſely verſuchte auch für das glagolitiſche i römiſche Vorbilder des 5. Jh.s nachzuweiſen (Taf. III 8, unter Weſſely). Da ſeine Ableitung auf zeitlich zu frühe Schriftformen zurückgriff, fand er keine überzeugenden Belege mit der Eigenſchaft der zwei geſchloſſenen, aneinanderſtoßenden Felder. Geitler dagegen[117]) hat auf eine Ypſilon-Form hingewieſen, die dieſem glagolitiſchen i zugrunde liegen ſollte. Hier auf der Taf. I, I iſt der Buchſtabe punktiert unter Nr. 13 wiedergegeben. Durch das horizontale Schließen des oberen Teiles kommen wir zu einer Figur, die dem glagolitiſchen i naheſteht. Dieſes y iſt ein ſeltener Sonderfall des allgemeinen Typs, des unten ſpitz zulaufenden y-Buchſtabens (Tafel I, der punktierte Buchſtabe Nr. 14). In der Zeit aber, aus der wir unſere meiſten Belege ſchöpften, begegnet uns nirgends ein ähnliches y. Dieſe Form weiſt vielmehr auf eine ältere Zeit zurück, denn Wattenbach und Gardhauſen ſtellten ſolche griechiſche y-Formen ſchon im 2. und 3. Jh. feſt, und ſelbſt Geitler, der auf dieſe Verfaſſer (auf S. 81) hinweiſt, iſt der Meinung, daß dieſe Periode für ſeine vermeintliche „albanoglagolitiſche" Schrift nicht in Frage kommen kann. Wie weit eine ſolche y-Form in der jüngeren römiſchen Kurſive zeitlich nach oben reichen kann, ſei dahingeſtellt. Für unſere Unterſuchung iſt etwas anderes ausſchlaggebend, was uns veranlaßt, dieſe Geitlerſche Annahme nicht zu bejahen. Es ſtellt ſich nämlich heraus, daß man die von ihm gebotenen Ausnahmeformen des y nicht heranzuziehen braucht, denn die normale Form des nach unten ſpitz zulaufenden y der lateiniſchen Schriftarten hat im 7.—8. Jh. ein Ausſehen bekommen, wodurch ſich dieſer Buchſtabe ohne große Schwierigkeit in eine ſo große Nähe zum anderen glagolitiſchen i bringen läßt, daß wir es auch nicht unterlaſſen dürfen, dieſen normalen kurſiven lateiniſchen Buchſtaben als die Grundlage des nach unten ſpitz zulaufenden glagolitiſchen i-Buchſtabens anzuſehen. Dementſprechend erfolgt auch die nähere Behandlung des betreffenden glagolitiſchen i bei der Beſchäftigung mit dem Buchſtaben y (Vgl. Taf. II Y). Für das hier behandelte glagolitiſche i bleibt aber die Verwandtſchaft mit dem lateiniſchen i, wie es die auf der Taf. I (Nr. 7, 8, 10, 11) gebotenen Beiſpiele er-

[117]) Geitler, a. a. O., S. 80 nach Fumagalli, Delle instituzioni diplomatiche vol. I, tab. I, Nr. VII.

weiſen, von Belang. Die 8-artige Schleife dieſer i-Formen muſtte dann die Umſtiliſierung in dem Sinne erfahren haben, daß der obige Teil mehr eckig, der untere dagegen rund ausgeſtaltet wurde. Oben haben wir ſchon darauf hingewieſen, daß dieſe glagolitiſche i-Form als Umkehrung des Buchſtabens s gelten darf. In der Tat kommt man von gewiſſen Formen des unzialen lateiniſchen s des 8. Jh.s leicht auf die glagolitiſche s-Form[118]) Weil aber im glagolitiſchen s das Dreieck unten ſitzt und der Kreis auf ihm als Kopfteil aufgeſetzt wird, ſcheint dieſe Buchſtabenfigur urſprünglicher zu ſein, denn ſie iſt ornamental feſter, ſtatiſcher als ihre Umkehrung, unſer i-Buchſtabe, der ſozuſagen auf dem Kopfe ſteht. Die Aehnlichkeit der Grundſtrukturen beider Buchſtaben ſcheint die Veranlaſſung gegeben zu haben, ſie im entgegengeſetzten Sinne auszugeſtalten, um auf dieſe Weiſe zur Unterſcheidung und zum Vermeiden der Verwechſlung der beiden Zeichen zu gelangen. Es iſt durchaus möglich, daß unſer i-Buchſtabe gewiſſermaßen ein Nachzügler iſt und daß ſeine Anfangsform doch mehr oder weniger den erwähnten i-Formen des Euchologium Sinaiticum ähnlich war.

K. Der glagolitiſche Buchſtabe k iſt einer von denen, die die Blicke mehrerer Forſcher auf den Orient hinlenkten. Auf das phöniziſch-hebräiſch-ſamaritaniſche k lenkte die Aufmerkſamkeit insbeſondere Šafařik in ſeinem Buch „Ueber den Urſprung und die Heimat des Glagolismus".[119]) Ihm folgte Rački, der allerdings auch an das griechiſche kappa dachte. Vondrák, dem „das griechiſche kurſive k-Zeichen nichts Charakteriſtiſches bot, das im Glagolitiſchen hätte verwendet werden können", entſchied ſich für das hebräiſche Koph.[120]) Auch Nahtigal iſt der Meinung, daß „von irgendeiner Aehnlichkeit des glagolitiſchen k mit dem griechiſchen minusklen oder kurſiven k keine Rede ſein könnte", weshalb er mit Vondrák zur hebräiſchen Ableitung des Buchſtabens neigt.[121]) Amfilochij und Grunſkij ſehen dagegen im hebräiſchen Kaph (nicht Koph! Hervorgehoben von Vajs)[122]) den vermeintlichen Prototyp des glagolitiſchen k. Auch Kul'-

[118]) Vgl. den Buchſtaben s (ſcharfes s) auf der Tafel II die glagolitiſchen Buchſtaben. Das Dreieck des Buchſtabens iſt hier mehr oder weniger ein Viereck, wodurch die glagolitiſche s-Form das Ausſehen eines Pilzes bekommt. Es iſt ſogar in Anbetracht der Ableitung des Buchſtabens s vom lateiniſchen unzialen geſchloſſenen s nicht ausgeſchloſſen, daß dieſe „Pilzform" die urſprüngliche iſt, obwohl es auch gelegentlich und gleichzeitig lateiniſche ornamentale s-Formen gibt, die typiſch dreieckmäßig ausgebildet ſind, wie dort ein Beiſpiel dies veranſchaulicht.

[119]) Prag 1857.

[120]) W. Vondrák, Zur Frage nach der Herkunft des glagolitiſchen Alphabets. A.f.ſl.Ph. XIX, 179.

[121]) R. Nahtigal, Doneski k vprašanju o postanku glagolice. Razprave I (1923). S. 155.

[122]) Vajs, Rukověť, S. 66.

bakin[123]) ſchaut, trotz ſeiner Parteinahme für die griechiſche Kurſive, auf den Vorderorient als das Land, woher der Buchſtabe k in das glagolitiſche Alphabet eindringen konnte (Vgl. die leere Stelle auf der Taf. III in der Zeile 11 unter „Kul'bakin"). Die Ableitungen von dem griechiſchen kurſiven bezw. minusklen k von Taylor, Jagić, Běljaev ſind hier auf der Tafel III, Z. 11 wiedergegeben. Am wenigſten kann man dabei die Jagić'ſchen runden k-Formen in Anſpruch nehmen. Schon viel eher paßt eine der eckigen Formen unter den Beiſpielen Taylors, die allerdings zeitlich einer viel früheren griechiſchen Kurſivſchrift angehört, als es Jagić aus zyrillo-methodianiſchen Erwägungen hätte zulaſſen können. (Die Beiſpiele von Jagić auf der Tafel III ſtammen aus dem 8.—10. Jh.) Wendet man ſich aber zur lateiniſchen Schrift, ſo ſtößt man auf eine Anzahl von Formen, die, obwohl geometriſcher als die griechiſche Minuskel, dennoch das Gefüge des glagolitiſchen Zeichens auch nicht eindeutig wiedergeben (Taf. I K Nr. 1—5). Nur ein lateiniſcher k-Buchſtabe entſpricht im höchſten Maße der Struktur des glagolitiſchen Zeichens, etwa des der Prager Fragmente (Taf. I, das 4. glagol. Zeichen). Bei uns iſt das Zeichen eingeklammert als Nr. 6 zu ſehen. Dieſer lateiniſche Buchſtabe wurde nach van Hoeſen (Taf. 6, 1) wiedergegeben. Das Zeichen ſtammt jedoch aus dem 6. Jh.[124]), und es bleibt die Frage offen, inwiefern verwandte Buchſtaben auch ein bis zwei Jahrhunderte ſpäter im Gebrauch geweſen ſein könnten. Wenn man im Hinblick auf den ſeltenen Gebrauch des k-Zeichens in lateiniſchen Schriften betreffs des zeitlichen Vorkommens eine gewiſſe Rückſicht auf dieſen Buchſtaben als zuläſſig gelten läßt, kann man behaupten, daß ungeachtet aller orientaliſchen oder griechiſchen Ableitungen der k-Buchſtabe des Cod. Vat 6064 uns den beſten und eindeutigen Beweis von der Zugehörigkeit dieſes Buchſtabens zum Weſten liefert. In unſerem Fall wäre es an ſich nicht unbedingt als eine Widerlegung der weſtlichen Herkunft des Buchſtabens zu bezeichnen, wenn ſich zeigen würde, daß auch gute Belege in den griechiſchen Schriftſtücken zu finden ſind. Der lateiniſche Buchſtabe k iſt von Haus aus griechiſch. Als ein ſolcher wurde er beſtimmt von den meiſten damaligen Gelehrten angeſehen, und falls jemand im Weſten neben lateiniſchen Kenntniſſen auch griechiſche Ausbildung beſaß, konnte leicht das übliche griechiſche k an entſprechender Stelle verwendet haben. Deſſenungeachtet brachten die Vertreter der griechiſchen Minuskeltheorie bis jetzt keinen befriedigenden griechiſchen Buchſtaben vor, um das glagolitiſche Zeichen überzeugend zu erklären. Die hebräiſchen Buchſtaben braucht man nicht beſonders in den Vordergrund zu ſtellen. Abgeſehen davon, daß ſie auch keine eindeutigen Entſprechungen liefern können, kann man nur folgendes ſagen: Sucht man nach

[123]) Sbornik russkago archeologičeskago Obščestva I. Belgrad. 1927.

[124]) 1. April 540.

orientaliſchen Vorbildern für das glagolitiſche k, ſo kann man eine Anzahl von Alphabeten anführen, in denen ſich irgendwelche Anklänge an das glagolitiſche k finden werden. Es ſoll hier nicht näher verſucht werden zu klären, warum, angefangen von ſüdarabiſchen Inſchriften, über verſchiedene vorderorientaliſche, dann griechiſche, georgiſche, lateiniſche u. a. Alphabete, der Buchſtabe k eine gewiſſe Gruppe von verwandten Zeichen bildet (vergl. S. 524, Anm. 38, 39 und S. 525, Anm. 41). Wir wollen auf dem Standpunkt beharren, daß, ſoweit ſich im lateiniſchen oder griechiſchen Schriftweſen gute Belege auffinden laſſen, alle entfernteren Alphabete, falls ſie nichts beſſeres bieten können, unberückſichtigt bleiben können.

L. Das Problem des glagolitiſchen l iſt inſofern nicht einfach, als es ſich um zwei ganz verſchiedene Formen dieſes Buchſtabens handelt. Rein funktionell geſehen ſind beide Formen ſehr verſchieden. Die eine beſteht aus einem ſehr ornamentalen, fließenden Linienzug, der aus drei ineinanderverlaufenden Schlingen beſteht — die andere iſt wie ein umgekehrter T-Buchſtabe ⊥, deſſen Enden je mit einer Kreisſchlinge verſehen ſind. Der formale Abſtand zwiſchen beiden Zeichen iſt jedoch nicht groß. Der untere Teil des Buchſtabens iſt in beiden Fällen faſt gleich. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Zeichen beſteht bloß in der Art der Auflöſung der oberen Schlinge. Es hat ſich wahrſcheinlich im Laufe der Zeit eine Form aus der anderen zwangsläufig ergeben.

Mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen denkt man ſich das glagolitiſche l als vom griechiſchen λ abhängig. Man könnte eine ſolche Annahme nicht ohne weiteres von der Hand weiſen, wenn nicht manche lateiniſche l-Buchſtaben eine andere und zwar, meiner Meinung nach, viel beſſere Vorwegnahme der glagolitiſchen l-Buchſtaben darſtellten. Im Grunde genommen ſind die verſchiedenen griechiſchen ſowie lateiniſchen l-Formen, wenn auch entfernter, miteinander verwandt. Zweifellos gehört auch der glagolitiſche Buchſtabe in dieſelbe, ſagen wir zunächſt griechiſch-lateiniſche Umwelt. Auf die phöniziſche oder ſamaritaniſche Ableitung von Rački und Vondrák genügt es in dieſem Zuſammenhang bloß hinzuweiſen, da vom Standpunkt der griechiſchen Minuskeltheorie allein ſolche Anknüpfungsverſuche als überflüſſig angeſehen werden.[125]) Die lateiniſchen Vorbilder, die z. B. von Weſſely aus dem 5. Jh. n. Chr. herangezogen wurden, kommen teilweiſe ähnlich ausgeſtaltet auch im 8. Jh. vor. Man vermißt jedoch unter ſeinen Belegen jene anderen Formen, auf die wir nun als mögliche Vorlagen des glagolitiſchen l-Buchſtabens hinweiſen möchten.

---

[125]) Vajs, Rukověť S. 67.

Verſchiedene kurſiv-lateiniſche Formen können ſowohl dem einen wie dem anderen glagolitiſchen l-Zeichen zugrunde gelegen haben. Ueberzeugende Kriterien, auf Grund deren man ſich für eine dieſer Formen entſchließen müßte, kann ich zunächſt nicht angeben. Es wird daher die Sache der Ueberzeugung bleiben müſſen, welche dieſer Formen als beſte Verknüpfungsbeiſpiele anzuſehen ſind. Die Umſchau nach dem l im lateiniſchen Material verſchafft uns nur die eine Gewißheit, daß die lateiniſchen Formen auf eine viel organiſchere Art und Weiſe den glagolitiſchen ähneln, als es die griechiſchen Zeichen tun. Auf unſerer Tafel I ſind zunächſt die Formen zu ſehen (Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 7), die durch ihren ſenkrechten Aufbau und insbeſondere durch die Schlingenbildung an dem ſenkrechten Strich (daſelbſt Nr. 1, 4, 5, 7) an eins der beiden glagolitiſchen Zeichen entfernt erinnern. Dieſe Formen wurden den Schriftarten entnommen, aus denen wir ſonſt ſehr gute Belege für andere Buchſtaben ſchöpfen.[126]) In denſelben Schulzuſammenhang gehören jedoch auch l-Zeichen von der Art des Buchſtabens Nr. 10 auf derſelben Tafel I. Ein ſolches l-Zeichen kommt beſonders häufig in einer lombardiſchen Privaturkunde aus dem Jahre 771 vor und ſtellt eine, gegenüber anderen, aus dem 8. Jh. aus der Lombardei ſtammenden Urkunden, ſehr ausgeprägte Sonderart des l-Buchſtabens dar. Durch Weiterführung und Abſchluß der auslaufenden Enden könnte man zu dem verſchlungenen glagolitiſchen l-Buchſtaben (Taf. I glag. Beiſpiel Nr. 1) kommen. Am meiſten jedoch ſcheint mir der Zuſammenhang des glagolitiſchen und des lateiniſchen Buchſtabens durch das lateiniſche Beiſpiel Nr. 11 vertreten. Dieſer Buchſtabe gibt nicht nur auf genaueſte Art und Weiſe die Skelettſtruktur des glagolitiſchen „geraden" l wieder, ſondern er hat außerdem noch die Schleife an dem ſenkrechten Stiel, welche die entſprechende Kreisbildung am glagolitiſchen Buchſtaben vorwegnimmt. Es fehlen nur die Kreiſe an den Enden der Baſis des lateiniſchen Buchſtabens, damit er zu einem glagolitiſchen würde. Nur ungern möchte ich mit dem Anſetzen vieler Kreiſe operieren, denn die griechiſche Minuskeltheorie hat in dieſer Hinſicht die unwahrſcheinlichſten Gebilde mehr oder weniger in glagolitiſche Buchſtaben verwandelt. Vergleicht man jedoch die Grundſtruktur des griechiſchen minuskln λ-Zeichens mit dem zuletzt genannten lateiniſchen Buchſtaben (Taf. III, Zeile 12, griechiſche Zeichen und das lateiniſche Beiſpiel 3 meiner Spalte), ſo ſieht man, daß keiner von den griechiſchen Buchſtaben durch zwei ſenkrechte aufeinanderſtehende Striche gebildet wird, wie dies bei den glagolitiſchen (Taf. I, glagol. Buchſt. 2, 3, 4; Taf. III, Z. 12, glagol. Buchſt. 1, 2, 4; 1, 2) und dieſem lateiniſchen Zeichen der Fall iſt. Allerdings ſcheint die Form ſehr ſelten zu ſein, und ich verdanke dieſes Beiſpiel dem Buche des van Hoeſen.

[126]) Genauere Literatur bei den Angaben zu den Tafeln.

Ein verwandtes l entnahm ich einer merowingiſchen Urkunde aus dem Jahre 677 (Taf. I, Nr. 3). Auf jeden Fall kann man in den lateiniſchen Schriftarten die l-Formen finden, die ſowohl dem zuletzt beſprochenen „geraden", wie auch dem vorher behandelten geſchloſſenen Buchſtaben, recht gut entſprechen. Es ſei noch zuletzt auf eine Sonderart der lateiniſchen l-Zeichen hingewieſen, deren Linienführung die ganze glagolitiſche l-Form — verdreht — in ſich enthält (Taf. I, Abb. 8, 9). Es iſt jedoch eine ſolche auf kalligraphiſcher ſchwungvoller Federführung beruhende Aehnlichkeit kaum anders als zufällig zu nennen, und in ſtruktureller Hinſicht ſind dieſe Buchſtaben nicht von Belang. Sie ſind übrigens älter als die meiſten unſerer Belege.[127])

Auf jeden Fall ſteht bei dem glagolitiſchen l-Buchſtaben die ornamentale Seite mehr als bei vielen anderen Buchſtaben im Vordergrund.

M. Wenn bei dem Buchſtaben l die dekorative Seite ſtark in den Vordergrund getreten iſt[128]), ſo haben wir es bei dem Buchſtaben m mit dem am meiſten ornamentalen Buchſtaben des ganzen glagolitiſchen Alphabets zu tun. Der glagolitiſche Buchſtabe m iſt in mehreren Abarten vorhanden. Außer jedem Zweifel gehen alle dieſe Abwandlungen auf *einen* Urſprungstyp zurück und die Aufgabe der Paläographie müßte ſein, nicht nur alle dieſe Typen herauszuſtellen, ſondern auch nach der Möglichkeit zu ſuchen, eine genetiſche Entwicklungsreihe dieſes Buchſtabens aufzuſtellen. *Jagić* charakteriſiert dieſe Wandelbarkeit folgendermaßen: Der glagolitiſche Buchſtabe m „verändert ſich auf dieſe Weiſe, daß die unteren Rundungen mit den oberen auf verſchiedene Art und Weiſe verbunden werden. Die Verbindung findet entweder vermittels zweier in einer Ecke zuſammenlaufender Linien oder durch einen ſenkrechten Strich ſtatt, in dem die beiden Linien zuſammenfallen, oder aber einfach durch einen ſenkrechten Strich, welcher beide horizontal verbundenen Kreispaare vereinigt".[129]) Man kann ſich dieſe Abwandlungen auch ſo anſchaulich vorſtellen, daß man nur den einen, ſagen wir, den linken Kreis ſich als mit den oberen Kreiſen verbunden denkt. Der andere Kreis (der rechte) mit einem entſprechenden Linienanſatz iſt an den erſten auf verſchiedenſten Stellen geknüpft. Dieſe neue mit Kreis verſehene Linie kann ſich mit dem Grundſtrich ſowohl ganz unten wie in der Mitte oder ganz dicht am Anſatz am oberen Teile verbinden, ſie kann auch darüber hinweg die Verbindung mit der Grundlinie verlieren und als ſelbſtändiger Teil an dem oberen Buchſtabenelement ihren Anſchluß ſuchen. Die Kiever Blätter verfügen über mehrere Abarten des Buchſtabens, die allerdings

---

[127]) Literatur bei den Angaben zu den Tafeln.

[128]) Taf. I Buchſt. M.

[129]) V. Jagić, Enciklopedija III S. 141.

alle mit einem Strich an den oberen Teil anſchließen. An die Kiever Blätter ſchließt ſich grundſätzlich eine ganze Reihe von glagolitiſchen Denkmälern an. Wir wollen dieſe Tatſache vor Augen halten, denn obgleich wir ſowohl für die Buchſtaben mit einem Strich ſowie auch für die Buchſtaben mit zwei anſetzenden Strichen Verknüpfungsmöglichkeiten im lateiniſchen Alphabet beſitzen (vgl. Taf. 1, lat. m Nr. 1—8 und Nr. 9—11), in Anbetracht jedoch der Tatſache, daß (ſoweit ich ſehe), die logiſche Entwicklung aller glagolitiſchen m-Formen ſich von dem Typus mit einer Anſatzlinie aus beſſer und einheitlicher geſtaltet und auch die Anzahl der Varianten zweifelsohne dem Typus näher ſteht, muß man dazu neigen, ihn als urſprünglich vor allem vor Augen zu halten.

Taylor und Jagić und nach ihnen die Vertreter der griechiſchen Richtung ſehen im glagolitiſchen Buchſtaben eine Umwandlung des griechiſchen kurſiven μ[130]). Man könnte zur Not an eine ſolche Ableitung denken, denn die ſenkrechten Striche des Buchſtabens verfügen öfters über ein paar Schlingen, und ſolche Schlingen könnte man ſich irgendwie als Ausgangspunkt zur Bildung des glagolitiſchen Zeichens vorſtellen (Taf. III). Rein konſtruktiv betrachtet bieten jedoch dieſe griechiſchen Zeichen einen äußerſt geringen Anhaltspunkt als Vorwegnahme des glagolitiſchen Buchſtabens. Der Verlauf der Kreiſe ſowie der geraden Teile der glagolitiſchen m-Formen iſt ſo grundſätzlich von vermeintlichen griechiſchen Vorbildern verſchieden, daß es ſich in dieſem Falle mehr um einen ganz lockeren Anklang als um eine Anlehnung an das griechiſche Zeichen handeln kann.[131]) Dieſes bloße „Anklingen" an ein griechiſches m beſteht auch grundſätzlich bei anderen nicht nur griechiſchen, ſondern auch lateiniſchen m-Arten. Letzten Endes gehört auch hierher der normale griechiſche und lateiniſche Großbuchſtabe M. Dieſe normale Grundform des M-Zeichens dient entwicklungsmäßig als Grundlage aller übrigen ſei es der monumentalen oder der flottgeſchriebenen kurſiven Zeichen, ſowohl des griechiſchen wie des lateiniſchen Alphabets. Das glagolitiſche m-

---

[130]) Vergl. J. Vajs, Rukověť, S. 68. „Darüber einigen ſich faſt (skoro) alle neueren Autoren."

[131]) Einen intereſſanten Hinweis auf ein griechiſches μ, deſſen unterer Anfangsſtrich mit einer Rundung beginnt, bietet Prof. Vajs, Rukověť, S. 68. Allerdings weiſt dieſes μ keine weitere Schlingenbildung wie auch keinen Anſatz zu einer ſolchen Bildung auf. Die anderen Beiſpiele bei Prof. Vajs und insbeſondere das μ mit Schlingen an den ſenkrechten Buchſtabenſtrichen ſind weitaus die wahrheitsgetreueſten Belege der griechiſchen Minuskel des μ. Die Belege von anderen Autoren, wie ſie etwa auf der Tafel III in der griechiſchen Abteilung zu ſehen ſind, neigen zu großen Uebertreibungen in Bezug auf die Veranſchaulichung dieſer Schlingen.

Zeichen iſt zweifelsohne im weiteren Sinne auch eine Derivatform eines ſolchen M. Der Anklang an dieſes M beſteht nicht ſo ſehr in irgendwelchen greifbaren ſtrukturellen Zuſammenhängen als vielmehr in dem allgemeinen Eindruck der linienreichen ſymmetriſchen breitgelagerten Struktur ſowohl des griechiſch-lateiniſchen wie des glagolitiſchen m. Der reale ſtrukturell-graphiſche Zuſammenhang zwiſchen unſerem glagolitiſchen m und einem großen griechiſch-lateiniſchen M iſt nicht faßbar.[132]) Die Umſchau nach dem ſtrukturellen Zuſammenhang zwiſchen dem glagolitiſchen und dem griechiſchen oder lateiniſchen Zeichen iſt verpflichtend. Aus dieſem Grunde ziehen wir die lateiniſchen Unzialformen des m-Buchſtabens des 8. Jh.s vor, da ein ſolcher die Grundſtruktur des glagolitiſchen Zeichens durchaus vorwegnimmt, insbeſondere wenn man bedenkt, daß der mittlere Strich eines ſolchen lateiniſchen Buchſtabens ſchon von vorneherein die Anſätze aufweiſt, aus denen ſich leicht in Weiterverfolgung des Linienzugs die Kreiſe herausbilden konnten (Taf. II, Abb. 9, 10). Wir dürfen dabei nicht vergeſſen, daß der glagolitiſche m-Buchſtabe, wie ſchon erwähnt, durchweg im ornamentalen aufgegangen iſt, ſo daß es in vereinzelten Fällen zu einer Art vierblättriger Roſette führen kann.[133]) Dementſprechend konnten ſich die urſprünglich an dem Mittelſtrich des lateiniſchen m-Buchſtabens angebrachten Rundungen bald verſelbſtändigen und vom Anſatzſtiel entfernen. Die Kiever Blätter, die Prager Fragmente u. a. haben dieſe unteren Rundungen noch recht nahe am Stiel. Später, und vor allem in der Weiterbildung der Glagolica über die uns angehende frühe Zeit hinaus wucherten die unteren Kreiſe weit über die oberen hinaus, ſo daß der Buchſtabe unten viel breiter als oben wurde. Das ſind Dinge, die die Entwicklung des ſchon fertigen Zeichens angehen und ohne Einfluß auf die Unterſuchung des Urſprungs des Alphabets ſein dürften. Wenn man ſich ſolche Entwicklungstendenzen des Zeichens vergegenwärtigt, kann man getroſt auch bei dem m-Zeichen trotz des ornamentalen Uebergewichts den ſtrukturellen Anſchluß an lateiniſche Buchſtaben finden. In anderen Kulturſphären außer der griechiſch-lateiniſchen wird ſchwerlich etwas Paſſendes zu finden ſein. Bei ſemitiſchen Belegen verzichtete ſelbſt Vondrák auf eine beſonders betonte Hervorhebung diesbezüglicher Verwandtſchaften.[134])

---

[132]) Eine ſpäte Form des glagolitiſchen m iſt mit einem majusklen griechiſchen oder lateiniſchen M identiſch. Vielleicht liegt in dieſer Vertauſchbarkeit zwiſchen griechiſch und lateiniſch der beſondere Grund warum Jagić dieſen Buchſtaben (nach Dobrovsky) auch als lateiniſch gelten ließ. Er dachte allerdings beim Vorkommen ſolcher M-Formen im Psalt. Sinait. auch an ein griechiſches Vorbild.

[133]) Vgl. den Ochrider Epiſtolar; Angaben bei J. Vajs, Rukověť S. 67.

[134]) A. f. ſl. Ph. 18, 19, 1896, 1897, S. 541 ff. S. 167 ff.

N. Der Buchſtabe n iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen im glagolitiſchen Alphabet, der auf eine ſonderbare und unerwartete Weiſe die Beziehung zur lateiniſchen Vorlage verrät. Der größte Teil der Forſcher hat ſich für griechiſche Provenienz entſchieden, obwohl nur eine geringe Verwandtſchaft zwiſchen dem glagolitiſchen n und dem griechiſchen Kurſivbuchſtaben beſteht (Taf. III, 14). Die vermeintliche Abhängigkeit dieſes Buchſtabens vom Griechiſchen hat die paläographiſche Auswertung ſoweit beeinflußt, daß die typiſche glagolitiſche n-Form, welche mehrere wichtige alte glagolitiſche Denkmäler beherrſcht, keine Berückſichtigung fand. Gemeint ſind die Formen, in welchen die nach links horizontal verlaufenden parallelen Striche ſehr lang ſind im Verhältnis zu den Ausmaßen des ganzen Buchſtabens und verhältnismäßig eng beieinander liegen, wie z. B. im Codex Zographensis, Codex Marianus, Glagolita Clozianus, Euchologium Sinaiticum. Ob dieſe Parallellſtriche urſprünglich ſo lang waren, wird womöglich die nachfolgende Unterſuchung zeigen. Vermieden wurden dieſe Formen, weil man den Buchſtaben von dem griechiſchen abhängig wiſſen wollte. An dem griechiſchen *ν*-Buchſtaben gibt es aber überhaupt keine Strichanſätze. Zweifelsohne nur aus dieſem Grunde enthalten die Zuſammenſtellungen von Jagić und Vajs keine derartigen Zeichen. Denn kurze Striche an langgezogenen Formen laſſen ſich bequemer in gewiſſe Nähe zum vermeintlich griechiſchen Vorbild rücken. Da aber größtenteils keine Klarheit über das urſprüngliche Ausſehen glagolitiſcher Buchſtaben herrſcht, iſt eine Sonderwahl beſtimmter Formen in Bezug auf die Norm der zu Grunde gelegten Theorie berechtigt. Eine glagolitiſche Paläographie als ſolche, mit Berückſichtigung des Tatſachenmaterials ohne Rückſicht auf die theoretiſch-ideologiſche Einſtellung exiſtiert aber nicht.

An und für ſich iſt der glagolitiſche n-Buchſtabe ein ſehr ſonderbares unſymmetriſches Gebilde, ſo daß es durchweg nicht zu verwundern braucht, wenn man ihm auch weniger ähnliche, aber doch irgendwie anklingende Buchſtaben, wie es mit dem griech. *ν*-Zeichen der Fall iſt, zu Grunde legen möchte. Umſo überraſchender muß aber die Tatſache erſcheinen, daß etwa die merowingiſchen lateiniſchen n-Formen, in die liegende Lage gebracht, das glagolitiſche n bis in die kleinſten Einzelheiten wiederholen. (Vergl. auf Taf. II N den dritten glagolitiſchen und den lateiniſchen 1'-Buchſtaben, der der Unterſchrift des Merowingiſchen Königs Chlodwig aus dem J. 691 entnommen iſt.) Und gerade die langgezogenen Striche des glagolitiſchen Buchſtabens paſſen ſo gut zu den langgezogenen n-Formen der merowingiſchen Urkunde, wie ſie auf der Taf. II, Nr. 1 bis 7 vor uns da ſtehen. Es iſt aber möglich, daß dieſe Schlankheit der Parallelſtriche in beiden Fällen ſekundär iſt. Denn die merowingiſchen n-Buchſtaben ſind typiſche Vertreter der lateiniſch-merowingiſchen Kanzleiminuskel, die

an sich eine schlanke, hochgezogene Schrift ist; die glagolitischen n-Buchstaben mit langen Horizontalstrichen sind aber am ehesten als Produkt der kalligraphischen horizontalen Reihung glagolitischer Buchstaben der sogenannten mazedonischen Schule anzusehen. Eine ursprünglichere lateinische Form als die merowingische ist insbesondere die n-Form der jüngeren römischen Kursive wie sie nach der ravennatischen Urkunde aus dem 6. Jh. auf der Taf. II, Nr. 9 abgezeichnet da steht. An den Beispielen 10, 11 derselben Tafel lernen wir zwei lateinische Buchstaben des langobardischen Hoheitsgebietes des 8. Jh.s kennen, und wir sehen, daß die letztgenannten Buchstaben in Bezug auf das Schlanksein einen größeren Zusammenhang mit den Buchstaben des 6. Jh.s aufweisen, als es die merowingischen Zeichen tun. Aehnlich verhält es sich mit den glagolitischen n-Buchstaben. Denn die glagolitischen Denkmäler anderer Schule, wie etwa die Kiever Blätter oder die Prager Fragmente, enthalten anderspropotionierte Buchstaben (Vergl. Taf. II N, glagol. Buchst. 2, 4 u. 5). Insofern besteht eine Möglichkeit der ursprünglichen Aufnahme des lateinischen n-Buchstabens in das glagolitische Alphabet in einem Kultur-Umkreis, wo der lateinische n-Buchstabe eine breitere und kürzere Form hatte, als dies in der Königskanzlei des Merowinger-Reiches der Fall war. Nur die Frage mit der Drehung des lateinischen Buchstabens (um etwa 90 Grad), damit er zum glagolitischen werde, erscheint zunächst ganz sonderbar. Es fehlte freilich hie und da nicht an Versuchen, bei den Ableitungen der glagolitischen Buchstaben die vermeintlichen Vorlagen hin und her zu drehen, um zum erwünschten Ziele zu gelangen, im Fall unserer Untersuchung aber war es nirgendwo sonst außer in dem hier vorliegenden Falle nötig, zu solchen Mitteln Zuflucht zu nehmen.

Zu einer sehr befriedigenden Lösung dieses Sonderfalles gelangt man aber auf Grund von paläographischen Tatsachen selbst. Schon öfter wurde auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß das glagolitische Zeichen von der normalen liegenden Lage abweicht und sich nach links hinüberbeugt. Von unserem Standpunkt aus können wir sagen, daß es versucht, sich wieder auf seine ursprünglichen Beine zu stellen (Vgl. Taf. II N, glagol. Zeichen auf der dritten Stelle unten und das Zeichen auf der vierten Stelle). Jagić führte für seine „Glagolitische Schrift" in der oft zitierten Enzyklopädie der slawischen Philologie ein typographisches Sonderzeichen für diesen schrägen n-Buchstaben ein. In der Tat kommt z. B. in dem

135) zuletzt von Vajs im Rukověť S. 87.

136) Nach M. N. Speranskij, Tajnopis' v Jugoslavjanskich pamjatnikach pis'ma S. 5, Abb. 1 in der Encikl. slav. filol. Lieferung 4,3, Leningrad 1929 in der Zeile „azъ Danïilъ pisachъ sïa". Dort wird wohl versehentlich auf die Verwandtschaft mit den glag. Buchstaben in den „Wiener Blättern" hingewiesen. Die Aehnlichkeit mit den n-Buchstaben der Prager Blätter ist aber entschieden größer.

zweiten Prager Fragment [A] nur ein ſolches ſchräges n vor. (Taf. II, glag. Buchſt. auf der vierten Stelle.) Vergleicht man ein ſolches ſchräges glagolitiſches n-Zeichen, wie das auf der Tafel II, mit einem n-Zeichen der ſchrägen lateiniſchen Schrift, wie dies etwa das Beiſpiel 9 derſelben Tafel vergegenwärtigt, ſo iſt die Winkeldifferenz gegenſeitiger Schräglagen ganz gering. Geſetzt den Fall, daß die Urſprungsſchrift, zu der die Glagolica in irgendwelchem Abhängigkeitsverhältnis ſtehen dürfte, eine lateiniſche ſchräge Kurſivſchrift geweſen ſei, iſt es nicht ohne Sinn, demzufolge die ſchräge Lage der n-Buchſtaben als ein Ueberbleibſel dieſer urſprünglichen Anordnung des Buchſtabens zu betrachten. Die Tradition eines ſolchen ſchrägen glagolitiſchen n muß ſeinen beſonderen Wirkungskreis gehabt haben, denn in einer ſpäteren, als Geheimſchrift angewandten, glagolitiſchen Zeile in einer Minea-Hſ. — einem liturgiſchen Kodex Nr. 105 des Kloſter Zographos auf Athos — iſt ein ſchräges n von einer noch entſchiedeneren Betonung der Aufrechtlage vorhanden als dies in dem Prager Fragment der Fall iſt (Taf. II, glagol. Buchſt. auf dem dritten Platz unten). Faſt alle anderen alten glagol. Denkmäler enthalten n-Formen, bei denen der aufwärtsgehende Hauptſtrich mehr oder weniger nach links geneigt iſt. Dieſe Eigenſchaft des Buchſtabens, wenn dabei jedoch die Parallelſtriche in wagerechter Richtung verbleiben, ohne die Tendenz zu haben ſich zu heben, kann kaum als eine Reſteigenſchaft der einſtigen Aufrechtlage angeſehen werden. Dieſe Verſchiebung der Hauptlinie des Buchſtabens könnte durch das innere Gleichgewicht des Buchſtabens bedingt ſein, nachdem nun einmal der Buchſtabe n in ſeiner liegenden Lage verbleiben mußte. (Der ſchlingenartige Kopf des Buchſtabens ſitzt dann feſter auf dem Buchſtabengerüſt, wenn die Linie ſich nach rückwärts beugt.) Es ſcheint, daß überhaupt ein gewiſſes Streben nach dem Ausbalancieren des ſo jeglichem Gleichgewicht trotzenden Buchſtabens ihn mit der Zeit in dieſe geruhſame liegende Lage brachte. Wie ſich aber auch letzten Endes die Sache mit der Drehung des Buchſtabens verhalten ſollte: Die Tatſache bleibt beſtehen, daß er bis auf dieſe Drehung Punkt für Punkt dem lateiniſchen n entſpricht. Das muß man als eine entſcheidende Tatſache vor Augen behalten, falls man anderswo nach ſeinem Urſprung ſuchen wollte. Die griechiſchen Minuskelableitungen ſind auf der Tafel III, Zeile 14, zu ſehen. Um vom griechiſchen Buchſtaben zum glagolitiſchen zu gelangen, muß man vier Operationen vornehmen: den oberen Seitenhaken abrunden, ihn durch eine Horizontale an den Hauptſtiel anſchließen und unten zwei parallele Striche anſetzen. Um ſich dieſe Operationen zu ſparen, verfährt man gelegentlich ſo, daß man, ſtatt den griechiſchen Buchſtaben mit Zugaben auszuſtatten, um ihn dem glagolitiſchen anzugleichen, die läſtigen Akzidenzien am glagolitiſchen n beſeitigt, und ein ſolches Gebilde dann als einen echten glagolitiſchen Buchſtaben,

dem man ganz „ähnliche" griechiſche Zeichen gegenüberſtellt, darbietet. So finden ſich auf einer Tafel im Lehrbuch von Conev, gegenüber den hier auf der Tafel III, 14 unter Conev angeführten griechiſchen Zeichen drei gleiche glagolitiſche Zeichen ohne deutliche Spur von den ſo einprägſamen Parallelſtrichen der glagolitiſchen Originale.[136a]) Da alle Buchſtaben in derſelben dünnen Strichart und in demſelben Format angeführt werden, iſt eine möglichſt vollkommene Anpaſſung griechiſcher und glagolitiſcher Zeichen erreicht worden. Solches Verfahren iſt aber antipaläographiſch. Zweifelsohne ſteht dahinter ein Verſuch, den Zwieſpalt zwiſchen der Forderung der Theorie und der Wucht der Tatſachen zu überbrücken, aber das Ergebnis findet außerhalb des Suggeſtionskreiſes der in Frage kommenden Theorie, insbeſondere in älteren glagolitiſchen Denkmälern, keine Beſtätigung.

Wollte man trotz allem aus irgendeinem Grunde an der Zuſammengehörigkeit des oben behandelten lateiniſchen n-Buchſtabens und der glagolitiſchen Zeichen zweifeln, ſo verfügt außerdem die lateiniſche Minuskelſchrift der in Frage kommenden Jahrhunderte über andere n-Formen, die zumindeſt einen ähnlichen Dienſt leiſten können, wie es die griechiſchen tun (Vgl. Taf. II, Abb. 12, 13)[137]). Solche lateiniſche Buchſtaben wurzeln in den Formen des 6. Jh.s und haben ähnliche Ahnenreihen wie die griechiſchen n-Zeichen, von denen man das glagolitiſche ableitete.[138])

O. Der glagolitiſche Buchſtabe o iſt eine aufrechtſtehende Doppelſchlinge von der Art, daß zwei übereinanderſtehende Kreiſe, die mehr oder weniger von einander entfernt ſind, mit einem rechts verlaufenden Rückenbogen zu einer Einheit verbunden ſind. Weil der Buchſtabe aus zwei Kreiſen beſteht, war es naheliegend, ihn mit einem griechiſchen oder lateiniſchen o in Verbindung zu ſetzen. Allerdings ſind die Omikron-Formen der ſchönen griechiſchen Minuskel des 9.—11. Jh.s mit ihrem geſchloſſenen einzigen Kreiſe, die Jagić[139]) anführt, weniger geeignet, um den komplizierten Aufbau des glagolitiſchen Buchſtabens in eine unmittelbare Verbindung zu der griechiſchen Vorlage zu bringen (Taf. III, 16 unter Jagić). Auf noch größere Schwierigkeiten ſtößt man bei der Ableitung des Buchſtabens vom griechiſchen Minuskel-Omega, denn dieſer Buchſtabe wächſt in die Breite ſtatt in die Höhe.[140]) Viel überzeugender ſind die beiden erſten Beiſpiele Taylors (Taf. III, 16 unter Taylor), die jedoch in der Form nur in der griechiſchen Kurſivſchrift vor dem 9. Jh. vorkommen. Alle dieſe und andere griechiſche o-Buchſtaben werden aber in Bezug auf Aehn-

---

[136a]) Vgl. S. 511, Anm. 10.

[137]) Lit. bei Angaben zur Tafel II.

[138]) Vgl. Arndt, Lat. Paläographie II, Berlin 1906, Taf. 32 A. Textbd. S. 23.

[139]) Četyre krit.-paleogr. stat'i, 1884 Taf. II.

[140]) Rački, Amfilochij; Lit. bei Vajs, Rukověť S. 68.

lichkeit mit dem glagolitiſchen o von lateiniſchen Vorbildern weitaus übertroffen. Die hier auf der Taf. II dargeſtellten lateiniſchen Beiſpiele veranſchaulichen dieſe Behauptung zur Genüge. Wir brauchen auch demzufolge keine Zuflucht bei dem ſamaritaniſchen Vau-Buchſtaben, den Vondrák[141]) herangezogen hat, zu nehmen. Der Vondrákſche Vergleichsbuchſtabe iſt übrigens von einer ganz anderen Form als der glagolitiſche. Das was das ſamaritaniſche Zeichen im gewiſſen Sinne mit dem glagolitiſchen o-Zeichen verwandt machen ſollte, iſt nur das Geöffnetſein des ſamaritaniſchen Zeichens nach links, alſo die ſo vielfach für orientaliſche Kombinationen herangezogene „Linksläufigkeit" des Buchſtabens. In den merowingiſchen lateiniſchen Urkunden ſind aber z. B. die o-Buchſtaben regelmäßig linksläufig, ſo daß alle Vermutungen betreffs der orientaliſchen Herkunft dieſes glagolitiſchen Zeichens zuerſt an dieſer Tatſache ihre Berechtigung überprüfen ſollten.[142]) Eine noch wichtigere Tatſache an dieſen merowingiſchen o-Zeichen iſt, daß ſie z. B. um die Wende des 7. und 8. Jh.s öfters eine ausgeſprochene Verwandtſchaft, ja faſt Identität mit dem glagolitiſchen o aufweiſen. Abgeſehen von dem unteren klar ausgebildeten Kreiſe iſt der obere Teil an dieſen lateiniſchen Buchſtaben ſo weit im Sinne der glagolitiſchen o-Formen ausgebildet, daß es keine Möglichkeit gibt, an dieſer Verwandtſchaft gleichgültig vorbeizugehen. (Vergl. Taf. II, lat. o Nr. 2 ohne genaue Datumsangabe; Nr. 3 aus dem Diplom Childeberts III. aus d. J. 695; Nr. 4 aus einer Urkunde desſelben fränkiſchen Königs aus dem Jahre 710.) Noch deutlicher iſt die Beziehung des glagolitiſchen zum lateiniſchen Buchſtaben an dem Beiſpiel 6 der Taf. II zu ſehen. Allerdings ſtammt der Buchſtabe aus einer ravennatiſchen Urkunde aus der Mitte des 6. Jh.s (Siehe Angaben zur Taf. II). Es iſt durchaus möglich, daß eine ſolche Form in den lateiniſchen Schriften viel verbreiteter geweſen iſt, als uns die äußerſt ſpärlich gebliebenen Schriftdenkmäler aus dem in Frage kommenden 6. bis 8. Jh. Auskunft geben können. Der Buchſtabe Nr. 6 iſt von Geitler gefunden und für ſeine paläographiſchen Unterſuchungen herangezogen worden[143]). Als Jagić

[141]) Vondrák in A.f.ſl.Ph. 19, 1897 S. 169 ff.

[142]) Die Linksläufigkeit wurde mit beſonderem Nachdruck von Vondrák im Archiv für Slaviſche Philologie 18, 1896 S. 556 als Beweis für Hebräiſch-ſamaritaniſche Herkunft des glagolit. Alphabets hervorgehoben. Dieſe Auffaſſung hat gelegentlich bis auf heute ihre Nachwirkung. An eine Beziehung zu griechiſchen Buchſtabenformen des 5. vorchriſtlichen Jh.s dachte noch Miklošich im J. 1858 in Erſch- und Gruber'ſchen Encyklopedie S. 412, ein Gedankengang, der in der letzten Zeit verſtändlicherweiſe keine Anhänger mehr beſaß.

[143]) L. Geitler, Die albaneſiſchen und ſlaviſchen Schriften, S. 136. Dort iſt der Buchſtabe abgebildet. Unſere Nachzeichnung auf der Tafel II erfolgte nach dem Faksimile bei Champollion-Figeac, Chartes Latins, 2.e Fasc., das auch zur Grundlage der Geitlerſchen Wiedergabe diente.

im Jahre 1884 bei der Gelegenheit der Auseinanderſetzung mit dem Buche Geitlers über die ſlawiſchen und albaneſiſchen Schriften ſeine griechiſche Minuskeltheorie aufſtellte, war ihm ſelbſtverſtändlich dieſer lateiniſche o-Buchſtabe bekannt geweſen, da Geitler in ſeinem Werke ihn in Originalgröße und in klarer Zeichnung auf Seite 136 wiedergegeben hatte. Bei der Beſprechung des Buchſtabens o ſagt aber Jagić wortwörtlich folgendes: „Auch hier weiſt Geitler auf die römiſche kurſive Schriftart des Buchſtabens o als Quelle des glagolitiſchen; meiner Meinung nach kann man aber bei der griechiſchen Kurſivſchrift bleiben. Sei es wie es will, ein paſſenderes Zeichen (als ein griechiſches) gibt es auch in der römiſchen Kurſivſchrift nicht".[144]) Die Beiſpiele, die Jagić auf ſeiner Tafel II für griechiſche o anführt,[145]) können ſich jedoch in Bezug auf die Aehnlichkeit mit dem lateiniſchen Beiſpiel Geitlers nicht meſſen. Das einzige, was Jagić dem ravennatiſchen von Geitler herangezogenen doppelſchleifigen o entgegenſtellen konnte, war das griechiſche Omikron-Zeichen in Verbindung mit anderen Buchſtaben wie λο, γο, δο, πο, wobei die den benachbarten Buchſtaben angehörigen Striche teilweiſe zu dem Buchſtaben o hinzugezählt wurden. Das Vorhandenſein eines doppelſchleifigen lateiniſchen o bei Geitler wird aber trotz der Auseinanderſetzung mit den Geitlerſchen paläographiſchen Befunden übergangen und verſchwiegen. Vielmehr verſuchte Jagić eine gewiſſe Vertuſchungsmethode anzuwenden. Auf ſeiner Tafel II bildete er einige lateiniſche Wörter ab mit dem Ziel, zu zeigen, daß die lateiniſche Kurſivſchrift unvergleichlich mehr von der glagolitiſchen Schrift entfernt iſt als die griechiſche Kurſiv- oder Minuskelſchrift[146]). Es fragt ſich nur, warum Jagić nicht die von Geitler angeführten guten Beiſpiele,, wie das betreffende o, abgebildet hat, ſondern zu anderen Buchſtaben griff, die von vorneherein dazu geeignet waren ſeine negative Einſtellung zur lateiniſchen Schrift zu ſtützen. Abgeſehen davon gibt es auch bei dieſer kleinen Auswahl lateiniſcher Beiſpiele auf der Tafel III von Jagić unter einer Anzahl von ganz unbrauchbaren Vergleichszeichen einige o-Buchſtaben, die ſogar den von ihm ſelbſt herangezogenen griechiſchen Belegen voranzuſtellen ſind. Denn dieſe Formen haben die Fortſätze über die eigentliche Rundung in viel ſelbſtändigerer Art ausgebildet, als es bei den griechiſchen Buchſtaben der Fall iſt. Im übrigen erklärt ſich dieſe Art der Auseinanderſetzung Jagićs mit den Geitlerſchen Ergebniſſen dadurch, daß es J. vor allem daran gelegen war, die albaneſiſche Hypotheſe Geitlers zu widerlegen, was ihm auch vollkommen gelang. Daß er aber die Tatſache des überall durchdringenden

144) J. V. Jagić, Četyre Kritiko-paleografičeskija Stat'i. St. Petersburg 1884. S. 155.

145) Daſſ. Taf. II, ſechſte Abteilung.

lateiniſchen Materials weiter nicht beachtete und ſich lieber an gewiſſe Aehnlichkeiten zwiſchen glagolitiſchen und griechiſchen Buchſtaben hielt, iſt Sache ſeiner Methode und der zweifelsohne aprioriſtiſchen Einſtellung in Bezug auf die Abſtammung der glagolitiſchen Schrift. Nicht nur bei o, ſondern auch bei jedem anderen Buchſtaben iſt aber die Vorrangſtellung der lateiniſchen Buchſtaben vor den griechiſchen mit klarer Deutlichkeit zu erweiſen. Dieſes hier ſo deutlich an glagolitiſche o-Buchſtaben ermahnende ravennatiſche o-Zeichen iſt freilich eine ſeltene Ausnahme. Beachtet man aber alle übrigen lateiniſchen o-Beiſpiele der Tafel II, ſo ſehen wir, daß dieſer Buchſtabe Nr. 6 ſich organiſch in die ganze Reihe von anderen lateiniſchen Belegen einfügt. Die meiſten hier angeführten Beiſpiele (z. B. Nr. 1,2,3,4,5,6,8,9,10,11) können mit gutem Grund als dem glagolitiſchen zugrunde liegend angeſehen werden. In Bezug auf die Verwandtſchaft mit den glagolitiſchen Buchſtaben übertreffen dieſe lateiniſchen Buchſtaben alles, was uns die Anhänger der griechiſchen Minuskeltheorie als glaubwürdig heranzuziehen imſtande geweſen ſind. Im übrigen dachte auch Šafařik unter anderem an ein „langobardiſches" oder gotiſches o. Die Beiſpiele, die Weſſely aus den lateiniſchen Schriften des 5. Jh.s brachte, (Taf. III, 16 unter Weſſely) gehören in dieſelbe Reihe wie die unſeren aus dem 6.—8. Jh. Höchſtwahrſcheinlich geht auch der Anſatz in dem zweiten Beſtandteil des glagolitiſchen u-Zeichens, welches in mehreren alten glagolitiſchen Denkmälern aus zwei nebeneinandergeſtellten o-Zeichen beſteht, auf den nach rechts auslaufenden Strich der lateiniſchen Vorlagen (Vgl. Taf. II, o Nr. 2, 3, 5, 6, 8, 10) zurück.

P. Die von Šafařik und Rački vertretene Meinung, der glagolit. p-Buchſtabe könnte womöglich hebräiſch-phöniziſcher Art ſein, dürfen wir ohne Nachteil übergehen, da das graphiſche Bild kaum die Anhaltspunkte dazu bietet.[147]) Viel konkreter ſind die Gründe, daß das glagolitiſche p dem griechiſchen Minuskel-p entſprechen könnte. Die paläographiſchen Ergebniſſe dieſer Schule ſind hier auf der Tafel III, Zeile 17 unter Taylor, Jagić, Beljaev, Kul'bakin, Conev zu ſehen. Worauf es hier ankommt, iſt vor allem die Ausgeſtaltung des rechten Beines des griechiſchen π Buchſtabens zu einem geſchloſſenen Buchſtabenelement wie es bei dem glagolitiſchen p-Zeichen der Fall iſt.[148]) trotz dieſer ſehr weitgreifenden, zu dem Organismus des griechiſchen Buchſtabens nicht gut paſſenden Verwandlung des griechiſchen π bleiben noch 2 weſentliche Merkmale an

[146]) Daſſ. Taf. III und Text S. 191.

[147]) Šafařik, Pamatky S. 13; Rački, Pismo Slovjensko, Zagreb 1861. Vgl. Jagič, Enciklopedia III S. 73, 198; Vajs, Rukověť S. 69.

[148]) Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 156.

dem glagolitiſchen Buchſtaben, die nicht leicht aus einem griechiſchen Vorbild abzuleiten ſind. Zunächſt das für den glagolitiſchen Buchſtaben weſentlich lange „Bein" im Vergleich zu dem rechten Teil desſelben Buchſtabens. Es nützt wenig, wenn man gelegentlich die glagolitiſchen p-Buchſtaben vor Augen führt, die kurze Beine beſitzen.[149]) Die Tatſache bleibt beſtehen, daß grundſätzlich in den alten glagolitiſchen Denkmälern der ſenkrechte Hauptſtrich des Buchſtabens im Verhältnis zum anderen Teil desſelben Buchſtabens länger iſt, — ja ſogar ſo lang, daß der rechte Teil des Buchſtabens wie etwa in den Kiever Denkmälern, ganz hoch, beinahe verkümmert an dieſem langen Stützteil aufgehängt iſt. Auch das umgekehrte Verfahren, unter den griechiſchen π-Buchſtaben ſolche herauszuſuchen, bei denen der linke Fuß größer als der rechte iſt, wird kaum entſprechende Dienſte leiſten, denn der griechiſche Buchſtabe neigt im allgemeinen zu keiner Ueberbetonung einer Länge im Verhältnis zur anderen. Jagić führte keine ſolche abweichenden Formen ein. Auch Kul'bakin hat neuerdings in ſeiner Tabelle kein ſo überbetontes griechiſches Zeichen vorgeſchlagen. Viel merkwürdiger iſt aber das andere Merkmal des glagolitiſchen p. Die Mehrzahl der wichtigſten und älteſten glagolitiſchen Denkmäler, wie die Kiever Blätter, Codex Zographensis, Codex Assemanius, Eucholog. Sinait. u. a. mehr, haben p-Formen, die ſich durch einen Haken- oder Strichanſatz an dem Buchſtabenſtiel auszeichnen. Zuſammengezählt muß man die drei Merkmale der glagolitiſchen p-Buchſtaben, alſo 1. die Rundung des rechten Teiles, 2. die große Länge des linken Stielteiles, und 3. den nach links laufenden Anſatz bei der Umgeſtaltung des griechiſchen π in einen glagolitiſchen Buchſtaben zu dem Skelett des griechiſchen Buchſtabens hinzufügen, um auf dieſe Weiſe zur Identität der Zeichen zu gelangen. Alle dieſe Merkmale haben wir aber fertig in den lateiniſchen p-Buchſtaben des 7. und 8. Jh.s vorgebildet. Der glagolitiſche p-Buchſtabe iſt ein Gebilde, welches durch zeichneriſches Feſthalten aller weſentlichen Teile des lateiniſchen p-Zeichens, ohne irgendeine Aenderung der gegenſeitigen Lage der Elemente des Buchſtabens, zuſtande kommt. Man ſieht vor allem (vgl. Taf. II P, Nr. 2, 3, 4, 5, 6, 8, 10), daß der linke Anſatz nicht als eine nebenſächliche Zutat angeſehen werden darf. Denn in den meiſten lateiniſchen p-Buchſtaben verſchiedenſter Herkunft trifft man dieſen Vorderanſatz als Buchſtabenanfang. Von dieſer Stelle aus fing man an den Buchſtaben zu ſchreiben (man vergleiche z. B. die Nr. 4, 5, 7). Zweifelsohne gehörte dieſer Anſatz oft auch zum formalen Aufbau des Buchſtabens (Vgl. Nr. 2, 3, 8. Auf der Taf. II mußte

---

[149]) z. B. Jagić, Enciklopedia III, S. 198 der den Mazedoniſchen Blättern entnommene Buchſtabe mit der Signatur 7.

[150]) Vgl. die Zuſammenſtellung bei Vajs, Rukověť S. 89 und Jagić Encikl. III, wie oben.

man auf manche interessante Bildungen verzichten). Die Grundstruktur des lat. Buchstabens erkennt man aus der Nr. 7 der Taf. II. Solche Buchstaben haben oft einen noch mehr betonten linken Ansatz. Sie gehen auf jüngere römische Kursivformen zurück. (Vgl. Taf. III, Zeile 17 unter Wessely ein Beispiel aus dem 5. Jh.) Sogar der ausgesprochen hakenförmige Ansatz wie er bei den glagolitischen Initialen, z. B. im Psalt. Sinait.[151]) oder im Pariser ABC-Bulgaricum[152]) vorkommt, hat schon in manchen Buchstaben der merowingischen Kanzlei seine Entsprechungen, obwohl eine solche besondere „Aehnlichkeit" nicht unbedingt als eine unmittelbare ursprüngliche Verwandtschaft auszulegen ist.

Einem besonders interessanten Fall begegnen wir im Diplom Dagoberts I. um das Jahr 630. Bei uns auf der Taf. II, Nr. 1 abgebildet, stellt er einen regelrechten „Prototyp" des glagolitischen Buchstabens dar, allerdings ohne Vorderansatz. Dieser Buchstabe steht am Anfang der elften Zeile im Wort „perpetualiter". Das bringt auf den Gedanken, daß der Schwung des Schreibers bei der neu anzufangenden Zeile zu solchen besonderen Bildungen unter Umständen führen konnte. Darin offenbart sich ein gewisser künstlerischer Gestaltungstrieb, der am vorhandenen Material nach neuen Wegen, vielleicht auch unwillkürlich, sucht. Als Gegenpol zu diesem Buchstaben aus dem 7. Jh. betrachten wir den Buchstaben Nr. 11 derselben Tafel II, der der Bulle des Papstes Johannes VIII. an Karl den Kahlen aus dem J. 876 entnommen ist.[154]) Wir sehen an diesem Beispiel, daß rund 250 Jahre nach der Urkunde Dagoberts I. eine ähnliche Umgestaltung des oberen p-Teiles erfolgte wie es bei den glagolitischen p-Buchstaben der Fall ist. Die zuletzt erwähnten lateinischen Buchstaben Nr. 1 und 11 sollen uns veranschaulichen, daß selbst dem lateinischen Schrifttum die Tendenz innewohnte, die übliche p-Form in einem verwandten Sinne umzugestalten, ähnlich wie wir es in dem glagolitischen Alphabet zu tun haben. Darum wäre es nicht angebracht, aus einem zufälligen Fund eines dem glagolitischen mehr verwandten p-Buchstabens voreilig den Schluß auf die nähere Heimat der Ursprungsschrift zu schließen, denn eine solche Umwandlung konnte eben auf verschiedenen Stellen erfolgen. Ja, das Vorkommen der Ansätze an den glagolitischen p-Buchstaben zwingt zu dem Schlusse, daß zur Grundlage dieser Zeichen etwas „rohere" Formen

---

151) Abgeb. bei Jagić, Enciklopedia III, Taf. VI Abb. 11.

152) Abgeb. bei Jagić, daselbst Taf. VII, Abb. 16; Vajs, Rukověť S. 11; Ohienko, Povstannja azbuky a. a. O. S. 160.

153) Lauer-Samaran. Les diplômes originaux des Mérovingiens Paris 1908, Tafel IV, Zeile 11.

154) Die Zeichnung des Buchstabens erfolgte nach Champollion-Figeac, Charte latine sur papyrus de l'année 876, Paris 1835; Neueres Foto-Faksimile bei F. Steffens, Lateinische Paläographie II. Aufl., Taf. 62.

der üblichen lateiniſchen p-Buchſtaben dienen mußten, und daß die Umgeſtaltung der lateiniſchen p-Schleife auf Grund des beliebten Stiliſierungsprinzips mittels rund auslaufender Linienzüge erfolgte. Daß auch dieſe Tendenz im Grunde ſich mit weſtlichem Geſchmack zu decken pflegte, kann unter anderem auch unſer p-Buchſtabe demonſtrieren. Der p-Buchſtabe Nr. 12 iſt ein Majuskelzeichen.[155]) Ohne auf die Teilſtruktur des glagolitiſchen p-Buchſtabens einzugehen, bemerkt man auf den erſten Blick, daß der glagolitiſche Buchſtabe den lateiniſchen Formen ſehr nahe ſteht. Das hat ſchon Dobrovsky auf den Gedanken geführt, das glagolitiſche p wäre lateiniſchen Urſprungs. Auch ein typiſcher Förderer der griechiſchen Minuskeltheorie in ihren Anfängen, Amfilochij, konnte mit dem griechiſchen Vorbild nicht viel anfangen und ließ bei dieſem Zeichen die lateiniſche Herkunft zu.[157]) Selbſtverſtändlich war auch für Geitler die urſprüngliche Vorlage für ſeine irreführende albaneſiſche Schrift, aus der das glagolitiſche Zeichen entſtehen ſollte, lateiniſch. Das Ergebnis von Weſſely ſehen wir auf Taf. III, Zeile 17.[158]) Die lateiniſche Abſtammung des glagolitiſchen p verteidigt auch Grunſkij unter Berufung auf Geitler gegenüber der griechiſch-kurſiven Theorie von Běljaev.[159])

Merkwürdig iſt, daß die langobardiſchen Schriften des 8. Jh.s, die bei mehreren anderen Buchſtaben eine ſehr große Verwandtſchaft zu den glagolitiſchen aufweiſen, bei dem Buchſtaben p verſagen. Dagegen finden ſich beſonders gute Beiſpiele für das p in den merowingiſchen Urkunden: wohl ein Hinweis auf die Mittellage oder kulturelle Ueberdeckungslandſchaft beider benachbarten Staaten als Urſprungsland der „Vorlage" für das glagolitiſche Alphabet.

Q. Der lateiniſche q-Buchſtabe wird hier nicht nur der Vollſtändigkeit halber angeführt, ſondern um auf gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen dem glagolitiſchen k und dem latein-kurſiven q hinzuweiſen. Dieſer Buchſtabe gehört dem lateiniſchen Alphabet in eigentlichem Sinne an. Trotzdem wollen wir uns lieber für den ſeltener vorkommenden k-Buchſtaben entſcheiden. Denn falls der auf der Taf. I dargeſtellte lateiniſche k-Buchſtabe Nr. 6, der nach der Zeichnung des van Hoeſen'ſchen Buches „Cursiv Writing" (Taf. 6, col. 1) hier wiedergegeben wurde, dem Originalbuchſtaben genau entſprechen ſollte, dürfte kein Zweifel mehr aufkommen, daß als Vorlage zu dem glagolitiſchen k-Zeichen tatſächlich ein lateiniſcher k-Buchſtabe dieſer

---

155) Literaturangaben zu einzelnen Buchſtaben bei dem Tafelnkommentar.

156) Jagič, Enciklopedija III S. 56.

157) Jagič, daſelbſt S. 82.

158) Carl Weſſely „glagol.-lat. Studien", Leipzig 1913. Drei Buchſtaben aus dem 5., der vierte aus dem 3.—4. Jh.

159) N. Grunſkij, Kievskie glagoličeskie listki S. 38; nach Vajs, Rukověť S. 69.

Art dienen mußte. Bei dem lateiniſchen q-Buchſtaben dagegen treffen wir, abgeſehen von der lautlichen Problematik, die ſich bei deſen Buchſtaben uns in den Weg ſtellen würde, nirgendwo den unteren freien Strichanſatz, der dem glagolitiſchen k ſo eigen iſt und der aus dem erwähnten lateiniſchen kurſiven k ſo eindeutig zu erklären iſt. Aus dieſen Gründen muß der lateiniſche Buchſtabe q als Vorbild für das glagolitiſche k ausſcheiden.

R. Das an ſich ſehr irreführende Problem des glagolitiſchen r-Buchſtabens erledigt ſich merkwürdig einfach durch eine Gegenüberſtellung mit gewiſſen lateiniſchen kurſiven r-Formen. Zunächſt muß ich einiges vorausſchicken. Es iſt eine Tatſache, daß es kaum einen glagolitiſchen Buchſtaben gibt, der ſo ſehr im gewiſſen Sinne an ein griechiſches Vorbild erinnert wie der Buchſtabe r. Der Unterſchied gegenüber dem vermeintlichen Vorbild beſteht darin, daß ſich beim griechiſchen Buchſtaben die Rundung rechts oben, beim glagolitiſchen dagegen rechts unten befindet. Durch eine etwaige Drehung läßt ſich jedoch das griechiſche Zeichen nicht in ein glagolitiſches umwandeln. Schon Dobrovſky dachte an eine Umgeſtaltung des zyrilliſchen r. Das iſt mit der Umgeſtaltung des griechiſchen ϱ identiſch. Jagić nahm dieſen Gedanken wiederholt auf, wobei er die Urſache für eine ſolche beſondere Umgeſtaltung des griechiſchen Vorbildes in dem Wunſch nach einer Unterſcheidung des glagolitiſchen p von r ſah. Den paläographiſchen Anhaltspunkt für eine Verknüpfung des glagolitiſchen r mit dem ϱ ſahen Taylor und Jagić in den Krümmungen, die der griechiſche Buchſtabe am unteren Ende gelegentlich aufweiſt. Offenbar hat man hier den unweſentlichſten Teil des griechiſchen Buchſtabens zur Grundlage des glagolitiſchen Zeichens gemacht. Weſentlich einfacher und überzeugender iſt es, wenn man ſich für eine normale Form des griechiſchen Zeichens entſcheidet, wie dies z. B. Kul'bakin getan hat.[162]) Šafařik und Rački haben außerdem auf ſamaritaniſches Reš hingewieſen, welches auch aus einer geſchloſſenen Schlinge, die ſich an einen geraden Stiel anlehnt, beſteht.[163]) Ich muß geſtehen, daß ich faſt bis zum Fertigſtellen des vorliegenden Aufſatzes unter dem ſuggeſtiven Zwang der Aehnlichkeit zwiſchen dem glagolitiſchen und griechiſchen r ſtand und daß ich dieſen Buchſtaben als den einzigen Vertreter des griechiſchen Alphabets betrachtet habe, der Anſpruch auf Berückſichtigung erheben darf. Die paläographiſchen Unſtimmigkeiten, die zwiſchen dem glagolitiſchen und griechiſchen Buchſtaben beſtehen, ſchienen ſich in Hinblick

[160]) ſiehe Jagić, Enciklopedija III. S. 56.

[161]) Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i. S. 156.

[162]) Kul'bakin, Sbornik Russk. archeolog. obšč. Belgrad I. 38. Er zählt jedoch den glagolitiſchen r-Buchſtaben nicht zu den ganz geſicherten Abkömmlingen des griechiſchen Minuskelalphabets.

[163]) Vgl. Vajs, Rukověť S. 69.

auf die Verwendung des χϱ-Monogramms in den lateiniſchen Schriften zu löſen. Da die lateiniſchen χϱ-Formen immer als ein x (iks) und ein p (pe) nach der Art der jeweiligen lateiniſchen Grundſchrift geſchrieben wurden, ſchien eine Möglichkeit zu beſtehen, das glagolitiſche r in Verbindung mit den lateiniſchen p-Buchſtaben zu bringen.[164]) Man ſieht in der Tat, daß gewiſſe lateiniſche p-Formen eine viel größere Möglichkeit der Annäherung an das glagolitiſche r zulaſſen, als es die griechiſchen ϱ-Buchſtaben tun. Insbeſondere befindet ſich der Anſatz der Schlingen bei dieſen p-Buchſtaben ziemlich in der Mitte des ſenkrechten Stieles, ſo daß es bei dieſen Buchſtaben ſozuſagen gleichgültig wäre, ob man auf den unteren oder oberen Reſtteil des Stieles verzichtete, wodurch man zum glagolitiſchen r ohne große Umſtände gelangen könnte.[165]) Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Aufſtellung jedoch beſteht vor allem darin, daß wir es im Gegenſatz zu zwei verſchiedenen glagolitiſchen ch-Buchſtaben nur mit einem einzigen r-Buchſtaben zu tun haben. Auch bedürfte eine ſolche Annahme noch einer Klarlegung des Verhältniſſes zwiſchen dem glagolitiſchen p- und dem glagolitiſchen r-Buchſtaben.

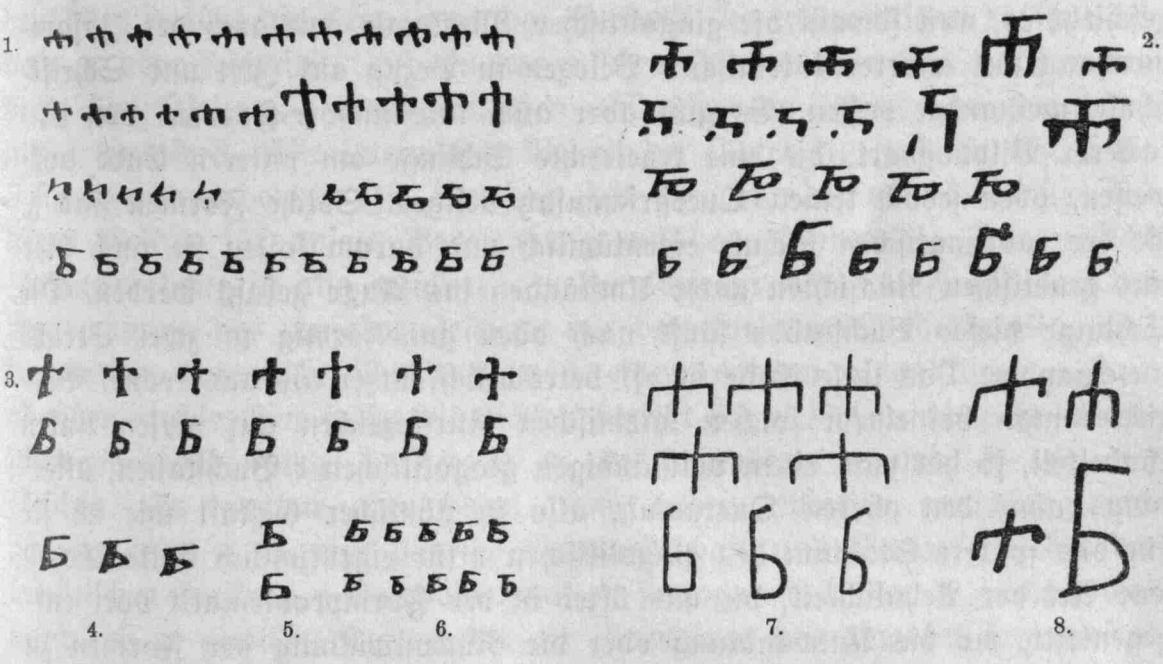
Jeden Zweifel in Bezug auf die Abſtammung des glagolitiſchen r wird beſeitigt bei einer Gegenüberſtellung dieſes Buchſtabens mit dem lateiniſchen kurſiven r-Buchſtaben gerade jener langobardiſch-lateiniſchen Dokumente, in denen wir mehrere andere Belege für glagolitiſch-kurſiv-lateiniſche Verwandtſchaften gefunden haben. Die hier auf der Tafel II wiedergegebenen lateiniſchen Zeichen ſind dem Tafelwerk von Bonomi entnommen und ſtammen aus der erſten Hälfte des 8. Jh.s. Dieſe Feſtſtellung kann man zu den beſten Ergebniſſen der vorliegenden Unterſuchung rechnen, denn damit wird auch gleichzeitig eine äußerſt wichtige Erkenntnis über die urſprüngliche Form des glagolitiſchen r gewonnen. Es ſtellte ſich bei einer näheren Nachprüfung heraus, daß der bei dem glagolitiſchen r-Buchſtaben oben nach rechts auslaufende wagrechte Abſchlußſtrich ein weſentliches Kennzeichen des betreffenden Buchſtabens und keine bloße akzidenzielle Zutat iſt. Hier werden einige Proben vor Augen geführt, um zu zeigen, daß dieſer Schlußſtrich zumeiſt eine ausnahmehafte Prägung im Vergleich zu ähnlichen Abſchlüſſen an anderen Buchſtaben erfährt. Daß in

---

164) Vgl. Guſtav Gröber, Grundriß der romaniſchen Philologie Bd. I. Straßburg 1904—1906. Tafel I. Epigraphik. Kurſive Form aus Frankreich zw. 501 und 564. J. — Anm. S. 209: b, d, g, r finden ſich in den Epigraphiſchen Inſchriften zumeiſt in der kurſiven Form.

165) Zur Schreibung des Buchſtabens r in lateiniſchen Texten vermittels des griechiſchen ϱ (d. h. des lateiniſchen p-Zeichens) ſiehe z. B. auch M. W. Lindſay: The Bobbio scriptorium: its early Minuscule Abbreviations, Zentralblatt für Bibl. Weſen Bd. 26, 1909, S. 306, Ambr. F 60 sup. er, ri: p, „pi“.

gewiſſen relativ ſpäteren glagolitiſchen Denkmälern, wie z. B. im Codex Asseman. das Gefühl für das Weſentliche dieſes Strichanſatzes verloren ging, iſt von einer geringeren Tragweite, wenn man das Geſetzmäßige dieſer Strichanordnung an mehreren anderen Denkmälern aufzuweiſen imſtande iſt. Dabei kann man beobachten, daß die weſtliche glagolitiſche Tradition in ihren Denkmälern ſehr zäh an dieſer Buchſtabengeſtalt feſthält. Wir können alſo auf Grund dieſes Befundes behaupten, daß die weſtliche Schule in gewiſſer Hinſicht viel konſervativere Züge des glagolitiſchen Alphabets in ſich birgt, als dies in der ſogenannten mazedoniſchen Schule der Fall iſt.



Um das Geſetzmäßige des Vorkommens des glagolitiſchen r mit dem oberen Strichabſchluß als dem zu dem Buchſtaben ſachlich gehörenden Element zu veranſchaulichen, lege ich die obige Zeichnung bei. Links (Nr. 1) ſind alle Buchſtaben einer Seite des Psalterium Sinaiticum aufgezeichnet, die überhaupt einen Querſtrich aufweiſen. Dazu gehören die a, k, ch und r Buchſtaben. Wir ſehen, daß a und k überhaupt keine Querſtriche aufweiſen. Nur ch unr r haben dieſen Abſchluß. Immerhin begegnen wir unter den r-Formen ſolche, deren Strich öfters nur auf der rechten Seite der Vertikalen verläuft. Vergleicht man mit dieſem Zeichen alle entſprechenden Buchſtaben einer Seite der Wiener Blätter (rechts Nr. 2) ſo gewahren wir, daß hier alle a, k, ch, und r-Buchſtaben den horizontalen Abſchluß haben; bei den r-Formen iſt jedoch dieſer Strich regelmäßig rechts von der Vertikalen und geht nie über dieſe Grundlinie nach links hinaus wie es bei a, k und ch der Fall iſt. Einige beliebige Beiſpiele aus den Kiever Blättern (Nr. 3) zeigen uns, daß die Behandlung dieſer Abſchlußſtriche bei a und

bei r grundsätzlich verschieden ist. Dieselbe Logik begegnet uns in den Inschriftenfragmenten aus Veglia und Baška (Nr. 7, 8, alle a- und r-Zeichen). Einige weitere Beispiele des glagolitischen r-Buchstabens mit nach rechts verlaufenden Abschlußstrich sehen wir bei Nr. 4, 5 und 6 (Prager Fragmente u. a., oberhalb des Nr. 6 einige weiteren Formen aus Psalt. Sinait. nach Sever'janov).

Wenn man sich hier dazu entschließt, das langobardisch-lateinische r mit einem stark ausgeprägten, oben nach rechts verlaufenden Querstrich als eigentlichste Entsprechung des glagolitischen r-Zeichens voranzustellen, so geschieht es, weil sowohl die glagolitischen Merkmale, wie auch der Zusammenhang mit anderen lateinischen Belegen in Bezug auf Zeit und Schriftschule zueinander passen. Es gibt aber auch lateinische r-Formen von einfacherer Bildungsart, die eine regelrechte Schlinge am unteren Ende aufweisen, oben jedoch keinen Querstrichansatz besitzen. Solche Formen sind z. B. der ravennatischen Schule eigentümlich und darum sollen sie auch hier aus genetischen Rücksichten unter Umständen ins Auge gefaßt werden. Die Schlinge dieser Buchstaben läuft nach oben gabelförmig in zwei Striche auseinander. Das linke Ende ist oft beträchtlich kürzer als das rechte. Verzichtet man bei einem solchen lateinischen Kursivzeichen auf diesen linken Gabelteil, so hat man einen vollständigen glagolitischen r-Buchstaben, allerdings ohne den oberen Queransatz, also in ähnlicher Gestalt wie ich sie für das spätere Stadium des glagolitischen r für eigentümlich halte. Es ist jene Art der Aehnlichkeit, die uns öfter in der Formproblematik dort entgegentritt, wo die Umwandlung oder die Rückentwicklung der Formen zu Verwandtschaften führt, die zeitlich weit auseinanderliegen.

S (ß). Das glagolitische s, das eigentliche s-Zeichen, welches auch durch ein s lateinisch umschrieben wird, hat eine ausgesprochen pilzartige ornamentale Prägung erfahren. Der Fuß des „Pilzes" ist dreieckig bis viereckig mit allen dazwischenliegenden Uebergangsstadien je nach der Neigung der Seitenlinien, wodurch dieser Fußteil einem Dreieck oder einem Rechteck näher kommt. Der Kopf des Buchstabens schwankt in der Größe im Verhältnis zum Fußteil. Er bildet gewöhnlich eine kreisartige Figur, die mehr oder weniger abgeplattet ist. Der Buchstabe i ist ein auf den Kopf gestellter s-Buchstabe; aus diesem Grunde wurde manches, was sich auf den s-Buchstaben bezieht, schon bei i gesagt. Verschiedene Versuche, den Buchstaben auf ein griechisches kursives σ (Sigma) zurückzuführen, müssen als mißlungen bezeichnet werden. Kein einziger der dargebotenen griechischen Vergleichsbuchstaben hat mit dem glagolitischen Zeichen irgendwelche nähere Verwandtschaft (Vergl. Taf. III, Zeile 19, unter Taylor, Jagić, Běljaev

Kul'bakin, Conev).[166]) Vondrák bemerkt mit Recht[167]), daß in dieſem Falle der Kreis unten auf der Zeile ruhen müßte. „Nun iſt aber bei unſerem Zeichen der Kreis gerade oben." Vondráks Verſuche aber, dieſen Buchſtaben auf althebräiſch bzw. ſamaritaniſch zurückzuführen, ſind genau ſo wenig überzeugend oder brauchbar wie die, gegen die er ſie anführt. Man kommt mit ſeinem samech-Zeichen höchſtens zu einem gewiſſen viereckigen Fußteil des Buchſtabens, bei dem aber der Kopf vollſtändig fehlt.[168]) Die Unzufriedenheit mit der griechiſchen Ableitung des Buchſtabens veranlaßte auch Nahtigal ſich an die Vondrák'ſche Vermutung anzuſchließen.[169]) Insbeſondere iſt auch Grunſkij mit der griechiſchen Ableitung unzufrieden[170]) und läßt die Frage nach der Herkunft des glagolitiſchen s offen, indem er aber ſeinerſeits auf ein armeniſches Zeichen hinweiſt. — Eine einfache Enträtſelung des glagolitiſchen s-Buchſtabens liefert uns das lateiniſche unziale S. Alle lateiniſchen Belege der Tafel II, Zeile S, Nr. 1 bis 8 ſtammen aus dem 8. Jh., aus der Zeit alſo, aus der wir die meiſten anderen Belege für unſere Vergleichung anführen können.[171]) Der zeitliche Zuſammenhang iſt alſo geſichert. Zu beantworten wäre die Frage nach der Bevorzugung des unzialen Zeichens vor dem kurſiven. Wahrſcheinlich, weil der kurſive lateiniſche Buchſtabe noch einen anderen glagolitiſchen s-Laut abgeben mußte. Eine ſolche Möglichkeit bezieht ſich auf die nicht leicht zu entſcheidende Ableitung der noch zu beſprechenden s- und ds- (z, dz) Zeichen. Es konnten aber dabei auch andere Motive ausſchlaggebend geweſen ſein, z. B. eine häufige Verwandtſchaft und Vertauſchbarkeit der lateiniſchen kurſiven s-Buchſtaben mit r, ja ſogar mit dem p-Zeichen, wodurch ſich in gewiſſen Texten, die zur Grundlage des glagolitiſchen gedient haben können, ſeit jeher ein eindeutiges, nicht irreführendes, unziales S eingebürgert haben dürfte.

---

[166]) Der Meinung war auch Rački in Pismo Slovjensko. Sonſt dachte Rački und Šafařik an griech. Sampi Val. Jagić, Enciklopedia III S. 73, Vajs, Rukověť S. 70.

[167]) Archiv f. ſlav. Philol. 19, S. 181.

[168]) Daſelbſt. S. 181, 3 Beiſpiele des hebräiſchen Buchſtabens „Samech" können genau ſo gut zur Verneinung als zur Beſtätigung der vermeintlichen Beziehung zwiſchen Glagolitiſchem und Hebräiſchem dienen. Aus der kleinen Fortſetzung dieſer Figur kann man auf beliebige Zeichen ſchließen.

[169]) Razprave Znanst. Druš. I S. 165. Eine ſolche hebräiſche s-Form hat übrigens ſchon Amfilochij auf ſeiner Tafel in „Dopolnenija k galičskomu sličitelnomu četverovangeliju. Moskva", 1883 angegeben.

[170]) N. K. Grunskij, Kievskije glagolič. listki, vgl. Jagić, Enciklopedia III, S. 111.

[171]) Literatur und Vorkommen bei Angaben zu der Tafel II. Alle Belege wurden nach dem Werk: E. A. Lowe, Codices Latini Antiquiores, a palaeographical guide to latin manuscripts prior to the ninth century, Oxford 1934—1935, angefertigt.

Faßt man etwa die Beiſpiele 1 und 6 ins Auge, ſo wird man ſogar die Möglichkeit zulaſſen müſſen, daß im glagolitiſchen unter Umſtänden mit den dreieckigen oder viereckigen s-Füßen zu rechnen iſt. Das Beiſpiel Nr. 6 iſt einer inſularen Handſchrift des 8. Jh.s entnommen. Der letzte Buchſtabe im Wort „decimus" beſeitigt jeden Zweifel, daß es ſich etwa um ein verkehrt geſchriebenes z handeln könnte. Dieſe dreieckige Form des lateiniſchen majusklen S-Buchſtabens darf nicht zu gering in der Auswertung als Vorlage zum Glagolitiſchen veranſchlagt werden, denn es iſt damit zu rechnen, daß der obere Teil dieſes Buchſtabens gelegentlich runde Geſtalt annahm, wobei zugleich der untere Teil eckig verblieb.[172]) Aehnliches s ſieht man auf der Taf. II S, Nr. 8. Abgeſehen davon, beſitzen wir in den lateiniſchen Buchſtaben der Tafel II, letzte Reihe Nr. 1, 2, 4, 5 genug der deutlich redenden Zeugniſſe, daß es ſich im Fall des glagolitiſchen s-Zeichens um eine minimal umgeänderte lateiniſche s-Form handeln muß.*) Aehnlich wie bei anderen Buchſtaben, wie z. B. bei dem früher beſprochenen g, iſt hier der urſprüngliche dynamiſche Schwung des Linienzuges in eine ſtatiſche konſtruierende Form, beim gleichzeitigen Beibehalten aller weſentlichen Merkmale, übergangen. Von dieſem Standpunkt aus erkennen wir, daß das „pilzartige" s vor dem auf den Kopf geſtellten „pilzartigen" i den Vorrang in Bezug auf Urſprünglichkeit einnehmen muß. Denn die hier vorgelegten lateiniſchen Beiſpiele ergeben zwangsläufig das glagolitiſche Zeichen. Es gibt hier keinen Widerſpruch zwiſchen der Vorlage und dem neuen glagolitiſchen Zeichen. Da das glagolitiſche Alphabet vor allem beſtrebt iſt, das Ornamentale zu betonen, ſo wird eine ſolche dekorative einprägſame Pilzform, die auch die Kleinkunſt in der vorkarolingiſchen Zeit beherrſchte (darüber erſt ſpäter), leicht Gefallen gefunden haben um auch die Geſtalt eines anderen verwandt ausſehenden Buchſtabens in ihren Bann zu ziehen. Vielleicht war es ſogar notwendig geweſen, den Gegenſatz zwiſchen den verwandten i- und s-Zeichen auf dieſe Weiſe zu betonen indem man ſie gegenſeitig verkehrt aufſtellte, wodurch ſie an Kontraſt gewannen. Denn z. B. eine i-Form, die nur aus zwei ſich mit ihren Spitzen berührenden aufeinanderſtehenden Dreiecken beſteht, war weniger von einer „Pilzform" zu unterſcheiden, als wenn das untere von dieſen beiden Dreiecken in einen Kopf umgewandelt würde. Die aufrecht ſtehende s-Form mit guter ſtabiler Stütze und mit einem richtig aufgehalſten Rundkopf iſt der Form nach

---

[172]) Solche gut ausgeprägten Buchſtaben begegneten mir als ich noch nicht ernſtlich an Unzialzeichen als Vorlage für glagolitiſche Buchſtaben dachte. Nähere Angaben darüber können zur Zeit leider nicht erfolgen.

*) Die inſularen S-Formen (Taf. II S, Nr. 1—6) ſind mehr geſchloſſen als die kontinentalen. Die norditalieniſchen unzialen S-Buchſtaben geben nichtsdeſtoweniger gute Anhaltspunkte (Taf. II S, Nr. 7 und 8).

urſprünglicher und einprägſamer als ein Buchſtabe der auf einem runden „Kopf" zu ſtehen pflegt, wobei ſein gerader Abſchluß in der „Luft" ſchweben muß. Dieſer Gegenſatz zwingt gleichzeitig zur klaren Unterſcheidung der Buchſtaben, auch wenn ſie weniger korrekt gezeichnet würden. Würde dagegen nur das s eine Pilzform aufweiſen, ſo müßte jede obere zufällige Abrundung eines anderen verwandten i-Zeichens zu einer ſtörenden Verwechſlung mit dem Hauptzeichen führen. Man darf alſo annehmen, daß das i-Zeichen ſich einer größeren Stiliſierungstätigkeit als der s-Buchſtabe unterziehen mußte und zwar ſo, daß die „verkehrte" Form des i erſt als Gegenſatz zu einer „normalen" s-Form ins Daſein berufen wurde. Zu dieſer Schlußfolgerung berechtigt uns die große Aehnlichkeit, die die lateiniſchen S-Formen (Taf. II S, Nr. 1, 2, 4, 7, 8) mit einem glagolitiſchen s haben. Die „normale", ſtabile ſtehende Lage des s-Buchſtabens ſpricht auch zu Gunſten des s-Zeichens als Grundform des ornamentalen Motivs, welches dieſe beiden Buchſtaben, das i und das s beherrſcht.

Was die Verwandtſchaft der lateiniſchen und glagolitiſchen s-Buchſtaben betrifft, beachte man, wie die untere flache Schleife des lateiniſchen s viel kleiner iſt als die obere ſich darüber lagernde (Taf. II, $_1$, $_2$).[173])

Die hier vorgetragene Ableitung des glagolitiſchen s-Buchſtabens iſt neu. Die Ableitung von Weſſely (Taf. III, $_{19}$)[174]) paßt auf den Buchſtaben nicht und auch Geitlers Verſuch das glagolitiſche s auf ein lateiniſches c der jüngeren römiſchen (ravennatiſchen) Kurſive zurückzuführen, iſt nicht geglückt.[174])

S transkr. „Z". Sich einen Zutritt zu dem glagolitiſchen ſtimmhaften s auf dem paläographiſchen Wege zu verſchaffen, ſtößt auf mancherlei Schwierigkeiten. Denn zuerſt entſprechen dem lateiniſchen oder griechiſchen s-Buchſtaben zwei verſchiedene glagolitiſche s-Zeichen, mit zwei verſchiedenen Lautwerten, 1. das „ſchwache" s, der ſtimmhafte dentale Spirant der in der Neuzeit durch einen z-Buchſtaben umſchrieben wird und im Allgemeinen dem deutſchen s entſpricht, 2. das „ſcharfe" s, der ſtimmloſe dentale Spirant, welcher durch lat. s tranſkribiert wird (im Mittelalter dagegen oft mit z geſchrieben wurde[175]) und welcher dem deutſchen ss(ß)

---

[173]) Schöne S-Beiſpiele aus dem 8. Jh., die unſerer Ableitung entſprechen, finden ſich z. B. auch in einem Evangeliar der Kirche von Maeſeyck. J. van den Gheyn, Album Belgue de Paléographie Bruxelles 1908. Pl. III. Die Schrift iſt iriſche Minuskel mit charakteriſtiſchen p- und n-Formen. (Vgl. bei p und n.)

[174]) Widerlegung (diesmal richtig im Verhältnis etwa zu o) bei Jagić, Četyre krit.-daleogr. stat'i. S. 157.

[175]) Z. B. im Mittelhochdeutſch und in den erſten ſlaw. Denkmälern mit lateiniſcher Schrift — den Freiſinger Denkmälern.

entſpricht. Die glagolitiſchen Zeichen für beide Buchſtaben ſind vollkommen verſchieden. Greift man aber das zweite von den zwei s-Arten, das „z" heraus ſo ſtoßen wir wiederum auf eine Verwandtſchaft mit einem weiteren, dritten Zeichen, welches auf dem glagolitiſchen Boden in mehreren der älteſten Denkmälern als ein beſonderer Laut zu finden iſt. Dieſer Laut iſt ds (dz), wenigſtens ſoweit man ihm heute dieſen Sinn zumeiſt beizulegen geneigt iſt. Im Grunde hängt dieſer dz-Laut urſprünglich mit dem z-Laut nahe zuſammen, denn er vertritt in altglagolitiſchen Denkmälern öfter die Stelle von z (s)[176]) Graphiſch ſind die beiden Zeichen im glagolitiſchen Alphabet verwandt. Aus dieſem Grunde habe ich die beiden Buchſtaben in einer und derſelben Abteilung bei dem Buchſtaben S untergebracht. Es iſt leicht, ſie auseinanderzuhalten und zu unterſcheiden, denn die dz-Buchſtaben zeichnen ſich durch das auf der Spitze ſtehende Dreieck aus. Die übrigen Formen ſind die z-Buchſtaben. Wir wollen uns alſo mit den beiden graphiſch verwandten „S"-Zeichen, mit dem dz und z befaſſen. Im glagolitiſchen Alphabet nehmen ſie die achte und neunte Stelle ein. Da ſie beide im Zahlſyſtem als 8 und 9 aufgenommen wurden, ſind ſie in fertigem glagolitiſchen Alphabet als von Anfang an vorhanden anzuſehen. Das „dreieckige" dz-Zeichen[177]) erſcheint in einer größeren Anzahl alter glagolitiſcher Denkmäler.[178]) Sonſt kommt der Buchſtabe nur als ein Zahlenzeichen vor. Das z-Zeichen iſt dagegen in allen glagolitiſchen Denkmälern als Bezeichnung des s-Lautes vertreten. Anſtatt des Dreiecks tritt hier ein Viereck ein und je nach dem Schriftdenkmal nimmt es eine rechteckige, rhombiſche parallelogramm-, trapez- oder trapezoidartige, gelegentlich auch teilweiſe abgerundete Form an.[179])

Die gegenſeitige Verwandtſchaft dieſer beiden Zeichen wird im allgemeinen nicht als feſtſtehende Tatſache angenommen.[180]) Noch weniger

---

[176]) Beiſpiele bei Paul Diels, Altkirchenſlaviſche Grammatik I. Teil Heidelberg 1932 S. 47.

Lit. Angaben zu dem glagolit. dz-Buchſtaben bei Nik. van Wijk, Geſchichte der altkirchenſlaviſchen Sprache Bd. I, Laut- und Formenlehre. [Grundriß der ſlaviſchen Philologie und Kulturgeſchichte. Herausg. von R. Trautmann und M. Vasmer] Berlin Leipzig 1931. S. 152.

[177]) Im Cod. Assem. und im mazed. Blatt iſt die untere Dreieckſpitze abgerundet.

[178]) Linksgewendet in Prager Fragm., Cod. Assem., Cod. Zogr., Mazedon-Blatt (von Sresnevskij), Psalt. Sinait., Evang. Ochr., Eingeſchobenes Blatt im Cod. Zogr. — Rechtsgewendet in Glag. Cloz., Cod. Mariin., Pariſer ABC, Epist. Michnov.

[179]) Jagić, Enciklopedia III, S. 189, Abb. 8; Vajs, Rukověť S. 83.

[180]) Šafařik hat ſchon geſehen, daß die beiden Buchſtaben in den älteſten Denkmälern ſich faſt nur durch die mehr oder weniger gerade Stellung unterſcheiden (Památky hlahol. pism. S. 13). Vgl. Vajs Rukověť S. 64. Insbeſondere hat neuerdings Nahtigal in Razprave Znanstv. Društva 1923 S. 169 die Verwandtſchaft zwiſchen beiden Zeichen betont.

hat man verſucht das eine oder das andere Zeichen im Zuſammenhang mit einer s-Vorlage zu bringen. Wenn das hier der Fall iſt, ſo geſchah es auf Grund einer merkwürdigen Verwandtſchaft zwiſchen dem „dz"-Zeichen und dem jüngeren römiſchen Kurſiven s (Vergl. Taf. II, lateiniſche S-Formen Nr. 7 und 8). Allerdings begegnen uns ſolche lateiniſche s-Formen in der Zeit, aus der wir die ſonſtigen Belege für glagolitiſch-lateiniſche Verwandtſchaft ſchöpfen, d. h. im 7. und 8. Jh., nicht. Jedoch weiſen die s-Formen der merowingiſchen Kanzlei in der Zeitſpanne von Anfang des 7. bis zum Anfang des 8. Jh.s (Vergl. Taf. II, lat. S, Nr. 1 und 2) deutlich darauf hin, daß wir unter Umſtänden mit einem Weiterleben ähnlicher ſpätrömiſcher s-Formen zu rechnen haben. Denn der untere ſpitze Teil dieſes merowingiſchen Buchſtabens iſt mit den hohlen, ſpitzen, dreieckigen s-Formen Nr. 7 und 8 durchaus verwandt. Die oberen Teile des s-Buchſtabens, nämlich die mit einem Kreis endenden Striche, befinden ſich aber in derſelben Anordnung, ſowohl in der römiſchen kaiſerlichen Kurſive des 5. Jh.s, wie auch in der merowingiſchen Urkunde des 7. und 8. Jh.s, gleichwie in den glagolitiſchen — allerdings — dz!-Formen der bulgaromazedoniſchen Schule. Mit welchem Recht darf man aber den lateiniſchen Buchſtaben s mit einem ſlawiſchen ds in Verbindung ſetzen? Die Antwort: Zuerſt wiſſen wir überhaupt nicht mit Sicherheit, wie dieſer ds (tranſkribiert dz) Buchſtabe ausgeſprochen wurde. Wir wollen aber die Anzeichen, daß der in Frage kommende Buchſtabe den Lautwert ds haben ſollte, als verbindend hinnehmen.[181]) Die ſüdſlawiſchen, insbeſondere die mazedoniſchen Mundarten haben bis heute beide Laute z (= s) und dz (= ds) nebeneinander; ja das dz tritt oft an die Stelle, wo „normalerweiſe" ein „z" geſprochen werden müßte.[182]) Dieſe Mundarten waren auch in der Geſchichte der altſlawiſchen Literatурſprache ausſchlaggebend. Die Unterſuchung des Schriftproblems führt uns aber zur Erkenntnis, daß dieſe ſlawiſche Sprachprovinz bei weitem nicht die einzige Quelle aller Tatſachen, die ſich um das älteſte Schrifttum gruppieren, anzuſehen iſt. Geſetzt den Fall, daß in das bulgaromazedoniſche Gebiet die Schriftgepflogenheiten anderer ſlawiſcher Provinzen Eingang fanden und hier ihre klaſſiſche Prägung erfuhren — wäre es dann nicht durchaus folgerichtig, wenn man das urſprünglich einheitliche Schriftzeichen z (=s) in zwei Lautkomponenten geſpalten hätte? Denn dieſe Mundart brauchte für ihre Sprache ein z und ein dz-Zeichen, wo eine andere mit einem Zeichen auskommen würde. Daraus ginge hervor, daß es durchaus möglich iſt, daß ein s-Buchſtabe ſich zu einen ds umwandeln konnte. Von dieſem Standpunkt aus leuchtet auch ein, warum die beiden glagoli-

[181]) Lit. Angaben bei Paul Diels, Altkirchenſlaviſche Grammatik, a. a. O. I. Teil, S. 47. Anm. 39.

[182]) Zur Literatur Paul Diels wie oben.

tiſchen Zeichen einander ähnlich ſind. Denn einer von beiden müßte ein lokaler Vertreter des anderen ſein. Sein Geltungsbereich war beſchränkt. Die Frage iſt nur, warum man das urſprüngliche s nicht als z beibehielt, warum ein dz dem lateiniſchen Vorbild ähnlicher iſt als z. Hier ſtoßen wir auf eine Schwierigkeit, die unſere Anknüpfung des glagolitiſchen dz-Buchſtabens an das erwähnte lateiniſche Vorbild erſchüttern kann. Vielleicht geſchah dieſe Zweiteilung eines urſprünglich einheitlichen z-Buchſtabens unter der Einwirkung des griechiſchen Alphabets. Die griechiſche Minuskeltheorie, insbeſondere Jagić, ſetzte das glagolitiſche z in Zuſammenhang mit dem griechiſchen Θ-Zeichen. (Vgl. Taf. III, Zeile 9 unter Jagić und Conev). Sollte nun tatſächlich die Ausſprache des griechiſchen th den letzten Redakteur des glagolitiſchen Alphabets an das ſlawiſche z (s) erinnert haben, ſo mag er unter dieſer Einwirkung den früheren Buchſtaben z in einer gewiſſen Richtung auf das griechiſche Θ-Zeichen hin umgeſtaltet haben. Vielleicht war die Ausſprache des zweiten Buchſtabens nicht ſo ſehr ein d-artiger Laut, als vielmehr eine andere Abart von z (s) was natürlicherweiſe das Beibehalten des urſprünglichen Zeichens für dieſen Laut wahrſcheinlicher machen würde. Im übrigen kann die Verwandtſchaft beider glagolitiſchen Zeichen z und dz untereinander viel zwingender auf den Gedanken führen, daß es ſich hier um eine rein graphiſche Hervorbringung dieſer beiden Buchſtaben ohne neue Beeinfluſſung von außen auf Grund eines einzigen Vorbildes handeln könnte — eines Vorbildes, das mit unſeren lateiniſchen Beiſpielen 7, 8 und 1, 2 nicht unbedingt identiſch ſein müßte. Die Verhältniſſe ſind bei den Buchſtaben lautlich und graphiſch zu wenig ſicher, als daß wir hier auf dieſe Schwierigkeiten nicht hinweiſen und das Problem um den dz und z-Laut einer ſpäteren womöglich eindeutigeren Einſicht vorenthalten ſollten. Eine ſolche Möglichkeit, den Buchſtaben s (z) anders abzuleiten, beſtünde unter Umſtänden in Hinblick auf das lateiniſche Beiſpiel des Buchſtabens c aus der langobardiſchen Schrift des Jahres 755 (Taf. I, Beiſpiel 1 bei C). Vergleicht man das glagolitiſche s (tranſkr. z) der Tafel II (bei S) mit dieſem lateiniſchen kurſiven c der Tafel I, ſo ſieht man, daß es nur des Abſchluſſes des nach oben geöffneten unteren Teiles dieſes Buchſtabens bedarf, um zu einer möglichſt großen Uebereinſtimmung mit dem glagolitiſchen s-Zeichen zu gelangen. Es wäre nur die Sache des entſprechenden vulgärlateiniſchen Dialekts, daß eine ſolche Angleichung zuſtande käme, insbeſondere wenn man bedenkt, daß dieſer Laut im ſlawiſchen eine „z"-Schreibart beſaß und beſitzt, und daß wiederum je nach der Ausſprache des lateiniſchen c eine durchaus denkbare lautliche Verwandtſchaft zwiſchen dem c und z beſtehen konnte. Das erwähnte lateiniſche c iſt ſehr häufig, insbeſondere auch in merowingiſchen Urkunden vertreten, wobei der nach oben geöffnete Unterſatz des Buch-

ſtabens teilweiſe anders und auch größer ausgebildet wird, was die Verwandſchaft zum glagolitiſchen s-Buchſtaben nicht beeinträchtigen, vielmehr fördern kann. Es bedarf aber vielleicht noch eines großen Weges in der aufs neue anzuſetzenden Erforſchung des glagolitiſchen Problems im Hinblick auf ihre weſtliche Abſtammung, um zu einer eindeutigen Anordnung des Buchſtabens s (z) zu gelangen. Aus dieſem Grunde werden gelegentliche Beobachtungen mancher lautlicher Spracherſcheinungen im frühmittelalterlichen Vulgärlatein hier unerwähnt bleiben müſſen, um nicht dem Zufall einen vielleicht irreführenden Platz einzuräumen. Es iſt nicht verwunderlich, wenn man mit der griechiſchen Ableitung der Buchſtaben z und dz keine Sicherheit erzielen konnte. Noch irreführender ſind die Hinweiſe auf das phönikiſche z bei dem Buchſtaben s (=z)[183]) oder auf griechiſche Ligatur ϑ + σ, Θς (Taylor). Dagegen iſt das lateiniſche Beiſpiel von Weſſely (Taf. III, Zeile 19, unter Weſſely S auf der zweiten Stelle) viel eher auf unſeren Buchſtaben dz anwendbar (vergl. dieſelbe Taf. III, Zeile 6, der vierte glagolitiſche Buchſtabe der Anfangsſpalte) als auf den von ihm vorgeſchlagenen „pilzartigen" s-Buchſtaben, den eigentlichen glagolitiſchen s (s, ss, ß) - Laut, den wir ſchon früher (S. 570 ff.) beſprochen haben.

T. Alle Anhänger der griechiſchen Minuskeltheorie leiten das glagolitiſche t von einem griechiſchen minuskel-τ ab. Ableitungen ſehen wir auf der Taf. III unter Taylor, Jagić, Běljaev, Kul'bakin, Conev. In der Kritik der albaneſiſchen Theorie Geitlers ſtreift Jagić an dem römiſchen kurſiven t vorbei. Er ſieht aber keine Veranlaſſung, ſich zu dem „römiſchen kurſiven" t zu flüchten, denn das lateiniſche Zeichen, auf welches Geitler ſich ſtützte, „kann man auch in der griechiſchen Minuskelkurſive finden". Den einen und den anderen Buchſtaben muß man aber nach Jagić erſt „ordentlich" umarbeiten und ergänzen, um ein glagolitiſches t zu bekommen.[184]) Dieſe tüchtige Umarbeitung iſt in der Tat notwendig, um aus den vorgeſchlagenen t-Zeichen glagolitiſche Buchſtaben zu bekommen. Denn im Grunde iſt darin alles anders mit Ausnahme von einer gewiſſen Horizontalität der Anordnung. Man muß den ſenkrechten Mittelſtrich, alſo den weſentlichen Beſtandteil des griechiſchen Buchſtabens, vollſtändig entfernen und an den Enden der übrig gebliebenen Querbalken zwei große Kreiſe anbringen.

Alle dieſe Operationen ſind bei gewiſſen langobardiſchen lateiniſchen Formen überflüſſig; denn wir finden in den Mailänder Privaturkunden des 8. Jh.s t-Formen vor, die ein vollkommenes glagolitiſches Zeichen vorwegnehmen. Die Länge, die Größe, die Anordnung der Kreiſe, die

[183]) Rački und Šafařik; ſiehe Vajs, Rukověť S. 65.

[184]) Četyre krit.-paleogr. stat'i. S. 58.

horizontale Lagerung, der gegenseitige Abstand der Kreise entsprechen sich gänzlich. Nur eines entspricht nicht vollkommen diesen lateinischen Vorbildern: die Kreise sind hier nicht immer ganz geschlossen (Vergl. Taf. II, T, Nr. 1). Aber diese Eigenschaft ist kaum erwähnenswert, denn etwa das Beispiel Nr. 2 hat einen vollkommen geschlossenen Kreis, der andere aber ist bis auf einen Viertel Teil des Kreisbogens auch geschlossen. (Bei den Beispielen 2, 3, 4 der Tafel II bedeutet der rechte dritte Kreis den an den t-Buchstaben angeschlossenen o-Buchstaben.) Wir haben es hier mit einem regelrechten lateinischen t zu tun, welches man in gewisser Hinsicht auch mit einem Ligatur-t in Zusammenhang bringen kann. Bei solchen zweischleifigen t-Ligaturen haben wir es jedoch mit eindeutigen t-Zeichen zu tun, denn wie auch der anschließende andere Teil heißen mag, das t behält seine Grundform. Aus diesem Grunde wurden hier die Beispiele 7, 8, 9, 10 einer merowingischen Bücherschrift, der sogenannten Luxeuil-Schriftart entnommen, um an diesen kalligraphischen Formen vor Augen zu führen, daß bei te, tu, tr, ti, der Buchstabe t unverändert bleibt. Schon solche doppelschleifige, wenn auch fast senkrechte, zuletztgenannte t-Formen hätten, da sie sehr verbreitet sind, auf den Gedanken naher Verwandtschaft mit dem glagolitischen t bringen sollen. Bei dem t Nr. 6, das einer altitalienischen Bücherschrift des 8. Jh.s aus Bobbio entnommen ist, sehen wir das t mit zwei getrennten vollständig geschlossenen Kreisen (Zwecks näherer Stellenangaben wird auf den Kommentar zur Taf. II verwiesen). Diese letztgenannte Form ist jedoch senkrecht. In den Urkunden aus dem Mailänder Kreis gibt es aber t-Formen, die sehr deutlich nach vorn so weit überkippen, daß der in den Beispielen 5—14 höherstehende Kreis unterhalb des tiefliegenden Kreises gelangt. Dies geschieht viel entschiedener als uns das Beispiel 3 zu vergegenwärtigen imstande ist. Die horizontalliegende Form des Mailänder t-Buchstabens ist hiemit in einer mittleren natürlichen Gleichgewichtslage, wodurch sein Verhältnis zum glagolitischen t uns umso beachtenswerter vorkommen muß.[185]) In Bezug auf Form- und Lautwert befinden sich diese „zweikreisigen", langobardisch-lateinischen kursiven t-Zeichen in einem nicht zu übertreffenden Verwandschaftsgrad. Interessant ist, daß auch Wessely auf seiner Suche nach den lateinischen Vorbildern für glagolitische Schrift, obwohl er, wenn auch aus wenig überzeugenden Gründen, beim 5. Jh. grundsätzlich verbleiben wollte, bei dem Buchstaben t auf das 7. Jh.

---

185) Die uns hier näher angehenden Mailänder t-Formen sollen durch obige Andeutungen nicht in einen genetischen oder unmittelbaren Zusammenhang mit anderen Doppelschleifigen t-Formen gebracht werden. Die gegenseitigen Zusammenhänge bestehen zweifelsohne auch zwischen diesen Formen, jedoch sie sollen hier nicht weiter verfolgt werden und wir müssen hier grundsätzlich dem Besonderen an diesen langobardischen Schriftgepflogenheiten gerecht werden. Vgl. Anm. S. 598.

gekommen war (Vgl. Taf. II, Zeile 20, erſtes Beiſpiel unter Weſſely). Bedauernswert iſt bloß, daß er als Paläograph die ſpäteren Zeiten nach dem 5. Jh. als ungeeignet für latein-paläographiſche Zuſammenhänge mit dem glagolitiſchen Alphabet hielt und durch manches aprioriſtiſche Urteil zweifelsohne hemmend in der Entwicklung der weiteren Erkenntnis wirken mußte. Zur lateiniſchen Herkunft (im Sinne Geitlers) bekannte ſich auch Grunſkij,[186]) früher Grigorovič[187]). Šafařik dachte an ein ätiopiſches m[188]). Auf die Aufzählung gelegentlicher anderer offenkundiger Irrgänge durch die Schriften des Vorderorients, wollen wir bei dem Buchſtaben verzichten.

V. Mehrfach wurde das glagolitiſche w mit dem griechiſchen *v* in Zuſammenhang gebracht. (Šafařik, Miklošich, Taylor, Běljaev, Leskien u. a.).[189]) Die Ableitungen aus der griechiſchen Minuskel ſind nicht einheitlich. Wenn Taylor, oder neuerdings Kul'bakin das griechiſche v als Grundlage des glagolitiſchen w annehmen (Vergl. Taf. III, Zeile 21), ſo führt Jagić das glagolitiſche w auf das griechiſche *β* zurück (Von der Art wie der Schlußteil in der Jagić'ſchen „mb"-Verbindung auf den der Tafel III, Zeile 2). Die Ableitung von Jagić iſt in Bezug auf Lautwert korrekter, die Taylor'ſche dagegen gibt einen paläographiſch beſſeren Anhaltspunkt für runde Abart des glagolitiſchen w-Zeichens. Seit den erſten Schritten der modernen Slawiſtik hat man aber öfters auf das lateiniſche v-Zeichen als dem glagolit. w zugrundeliegend hingewieſen. (Dobrovſky, Šafařik, Geitler).[191]) Insbeſondere war es Grunſkij, der das lateiniſche v (obwohl er bei anderen Buchſtaben auch an koptiſche, hebräiſche, armeniſche, griechiſche und „rätſelhafte" Beziehungen dachte), als

[186]) Vgl. Vajs, Rukověť S. 70.

[187]) Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 65.

[188]) Jagić daſelbſt. S. 70.

[189]) Jagić, Enciklopedija III, S. 63, 72, 96, 112.

[190]) So in Četyre Krit.-paleogr. stat'i S. 150 und der daran angeſchloſſenen Tafel 1. In ſeiner ſpäteren Arbeit „Glagoličeskoe pis'mo", in der Enciklopedija slav. filol. Lieferung III, vertritt er an verſchiedenen Stellen ganz allgemein die griechiſche Minuskeltheorie, ohne die Ableitung vom griechiſchen *β* beſonders in den Vordergrund zu ſtellen oder zugunſten des *v*-Buchſtabens korrigiert zu haben. So z. B. in der kritiſchen Stellungnahme zu Grunskij auf der S. 112 oder im paläographiſchen Teil auf der S. 184, woraus zu entnehmen iſt, daß es ihm auf konkrete Beziehung, ſei es zu *v* oder *β* weniger ankam als vielmehr auf einen grundſätzlichen Zuſammenhang mit der griechiſchen Minuskel. — Zu der Stellungsnahme Běljaevs aus dem J. 1886, vgl. Jagić — Enciklopedija III, S. 96. Běljaev hat jedoch auf ſeinen Tafeln (die auch Jagić auf S. 99—100 widergibt) auf den Erklärungsverſuch des glagolitiſchen w, zweifelsohne wegen des Zwieſpalts, der ſich aus der Ableitung von Taylor (v) und Jagić (*β*) ergibt, verzichtet.

[191]) Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 56, 70, 79.

Grundlage des glagolitiſchen w-Buchſtabens anerkannte.[192]) In der Auseinanderſetzung mit Grunſkij ſtellt aber Jagić folgende Frage auf: „Man möchte immerhin wiſſen, inwiefern eine Vermutung von der griechiſchen Herkunft weniger überzeugend, als ſeine (des Grunſkij) Meinung daß das glagolitiſche w aus dem lateiniſchen u hervorgegangen iſt.“[193]) Eine teilweiſe Antwort auf dieſe Frage dürfte Jagić ſelbſt an einer anderen Stelle ſeiner „glagolitiſchen Schrift“[194]) gegeben haben. „Zugunſten der Ableitung aus der lateiniſchen Quelle, wenn ſie überhaubt näher als die griechiſche ſein würde, könnte man auf die ſpitze Zeichnung des Buchſtabens in Nr. 5 b, welche ſich auch in den Nummern 3 a, 5 c, 11 und 12 a wiederholt, hinweiſen . . .“ Gemeint ſind die glagolitiſchen w-Buchſtaben in Glagol. Cloz., Cod. Zogr., Psalt. Sinait. und Euchologium Sinait. Dieſen Formen brauchte man aber nach Jagić keine beſondere Bedeutung beimeſſen, denn ſie kommen als Großbuchſtabe vor[195]), wobei gleichzeitig ein anderer w-Buchſtabe mit abgeſchnittenem Ende daneben vorkommt. Deswegen „ſcheint“ es Jagić, daß es nicht erlaubt iſt in dem ſpitzen Buchſtaben die älteſte Form zu ſehen. Im Grunde darf man weder der Behauptung, daß der ſpitz zulaufende Buchſtabe nur als Großbuchſtabe vorkommt, noch den daraus gezogenen Schlußfolgerungen unbedingt beipflichten. Denn außer den bei Jagić erwähnten Fällen kommt der ſpitze w-Buchſtabe und zwar nicht als großer, ſondern auch als gewöhnlicher Textbuchſtabe in Wiener Blättern vor. Auch die Textbuchſtaben des Cod. Zogr. laufen ſo eckförmig unten zuſammen, daß man oft mehr an ſpitze als an runde Formen erinnert wird.[196]) Eine beſondere Bevorzugung eines runden w-Zeichens konnte ſich, abgeſehen von ornamentalen Erwägungen, aus Unterſcheidungsgründen gegenüber der i-Form eingebürgert haben (Vergl. Taf. II bei Y). Aus paläographiſchen Gründen mußten wir auch die beſonderen, bei den Großbuchſtaben der Inſchriften bevorzugten l-Formen in ihrer Grundſtruktur als urſprünglich in Erwägung ziehen. Wenn es ſich alſo um ein Vordringen zum Anfangsſtadium des glagolitiſchen Alphabets handeln ſollte, wollen wir lieber die Frage nach dem urſprünglichen Ausſehen

---

192) N. K. Grunſkij, Kievskie glagol. listki, S. 10. — Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 111.

193) Jagić daſelbſt S. 112.

194) Jagić a. a. O. S. 184.

195) Jagić, a. a. O. S. 184 propisnaja bukva = der große Buchſtabe, Anfangsbuchſtabe, die Initiale. Siehe N. P. Makarov u. V. V. Scheerer, Polnyj russko-německij Slovar', St. Petersburg 1911 S. 694.

196) Auch in den Kiever Blättern iſt gelegentlich der gegenſeitige Neigungswinkel der zuſammenlaufenden Striche ſo keilförmig, daß mit Recht (vielleicht aber zu überbetont) Prof. Vajs in ſeinem Rukověť S. 79 unter Nr. 1 einen ganz eckigen w-Buchſtaben zur Darſtellung brachte.

des w-Buchstabens unentschieden lassen. Denn die Rundform des glagolitischen w-Zeichens kann man mit den Belegen aus dem lateinischen Alphabeten wenigstens mit genau so guten Gründen erklären wie vermittels der griechischen Zeichen (Vergl. Taf. II bei V, lat. Zeichen Nr. 5, 6, 9, 10, 11, 12). Die oft ausgebildeten kleineren runden Verdickungen an den Enden der lateinischen Buchstaben (Nr. 5, 9) oder Ansätze zu Kreisen (Nr. 12) geben uns entschieden mehr Motive für Vergleichung mit glagolitischen Zeichen als dies die griechischen tun. Auch klanglich ist das lateinische Zeichen eindeutiger dem glagolitischen w- (v) -Laut zuzuordnen als das griechische *v*. Die β-Formen von Jagić erreichen aber bildmäßig nicht die Vergleichsqualität von lateinischen Buchstaben unter Nr. 5, 6, 9, 10, 11, 12 (Taf. II). Man darf aber nicht gleichgültig auch an den spitzen Formen des lateinischen v-Buchstabens, wie wir sie auf derselben Tafel II V Nr. 1 bis 4 zu sehen bekommen, vorbeigehen, vor allem aus dem Grunde nicht, weil die hier gebotenen merowingischen Kanzleischriftformen besonders gutentwickelte Kreise oder Ansätze zu solchen enthalten (Taf. II, 1—4). Sie befinden sich auf derselben Stelle wie die Abrundungen bei glagolitischen Buchstaben. Von hier aus brauchte man kaum von einer „Ergänzung" auf Grund der stilistischen Prinzipien, sondern vielmehr einer Verwendung des schon vorhandenen Motivs bei der Herstellung des glagolitischen w-Zeichens reden. Nicht ausgeschlossen ist, daß es auch in dem näheren Umkreis des Entstehungsortes erster glagolitischer (vielleicht auch „vorglagolitischer") Schriftproben auch runde lateinische v-Formen gegeben hat, bei denen die Enden so wie bei unseren Buchstaben Nr. 1—4 in Kreise oder Halbkreise ausliefen. Die meisten hier vorgeführten lateinischen Zeichen stammen aus dem 7. Jh. (Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 11, 12). Aus dem 8. Jh. stammt die Form Nr. 6. Dieser Buchstabe wurde einer langobardischen Urkunde aus dem Jahre 754 entnommen und ist weniger charakteristisch als andere dargebrachte Beispiele. Der Buchstabe Nr. 9 liegt aber zeitlich vor unserem Zeitalter. Daß dieser klare runde Buchstabe aus dem Anfang des 6. Jh.s zu einer weit verbreiteten Erscheinung gehörte, beweisen Formen einer ravennatischen Urkunde aus demselben Jahrhundert.[197]) Die runde Form des Buchstabens lebte auch im 8. Jh., wie dies z. B. der Buchstabe Nr. 10 der Tafel II aus dem Jahre 639 deutlich beweist. Leider war es mir bis zur Zeit nicht möglich diese Formen nach Reproduktionen oder Originalen zu studieren, so daß sie hier nach den Zeichnungen bei van Hoesen zur Abbildung gekommen sind.[198]) Im Großen und Ganzen handelt es sich bei dem glagolitischen w-Buchstaben um reiche Anknüpfungsmöglichkeiten an lateinische kursive Schriftformen des Frühmittelalters. Dabei muß man

[197]) van Hoesen a. a. O. Taf. bei der Seite 206.

[198]) van Hoesen a. a. O. Taf. VI Nr. 7, 15, 43.

alle, wenn auch gelegentlich noch ſo autoritativ vertretenen Vorurteile und Voreingenommenheiten zu Fall bringen, um in Anknüpfung an die ſich bietenden Tatſachen mit der Zeit eine ſachlich und wiſſenſchaftlich klarere Löſung des Problems zu gewinnen. Die Verknüpfung des glagolitiſchen w mit dem lateiniſchen v bei Weſſely (Taf. III, Zeile 21) befindet ſich auf derſelben Linie wie die unſrige. Seit dem 4. und 5. Jh., aus dem der erwähnte Verfaſſer ſeine Belege liefert, hat ſich die Form des lateiniſchen v (oder u) im weſentlichen nicht verändert.

X. Grundſätzliches zur Verwendung des lateiniſchen x-Buchſtabens im glagolitiſchen Alphabet wurde bei dem Buchſtaben h unterbreitet. Es handelt ſich um die Anwendung des χ-Zeichens in der Bedeutung von Ch, alſo in griechiſcher Prägung als lateiniſche Kürzung des Namens Christi. Unter dieſem Geſichtspunkt ſind auf der Tafel II bei X mehrere ſolche Xp-Verbindungen aus iriſchen (Nr. 1), merowingiſchen (Nr. 3, 4, 5, 6), oder langobardiſchen (Nr. 2) Schriften des 7. und 8. Jh.s zuſammengetragen. Auch wurde ein griechiſches Wort, welches mit χϱ anfängt, unter Nr. 7 untergebracht. Dies geſchah aus dem Grunde, weil die x-Bildung ganz beſonders an ein „ſpinnenartiges" glagolitiſches ch erinnert.[199]) Dieſe griechiſche Schrift ſtammt aus der Wende des 5. und 6. Jh. (599). Der anſcheinende Widerſpruch, der ſich aus dem Heranziehen dieſer griechiſchen Schriftart als Beweis der lateiniſchen Herkunft des glagolitiſchen Alphabets ergeben dürfte, wird dadurch behoben, daß dieſe Schriftart durchaus ein „lateiniſches" Gepräge trägt. Die Verwandtſchaft der lateiniſchen und griechiſchen Schreibweiſe der kaiſerlichen Kanzlei kommt in dieſer Urkunde des Kaiſers Fl. Mauricius[200]) klar zum Ausdruck, ſo daß eine verwandte Buchſtabenbildung auch für das Lateiniſche der jüngeren römiſchen Kurſive vorauszuſetzen iſt.[201])

Durch die Inbeziehungſetzung des lateiniſchen x zum glagolitiſchen „ſpinnenartigen" ch ſcheint die Rolle des lateiniſchen x-Buchſtabens bei der Bildung des glagolitiſchen Alphabets nicht erſchöpft zu ſein. Denn es iſt durchaus möglich, daß aus dem lateiniſchen x-Buchſtaben das glagolitiſche ž-Zeichen entſtanden iſt. Dieſen Gedanken hat ſchon Rački in „Pismo

---

[199]) Ein lat. x, deſſen untere Striche zuſammenlaufen, um wieder auseinanderzugehen, bei Lauer-Samaran, Les diplômes orig. de Mérovingiens, Taf. 14 Z. 15.

[200]) Lit. bei Angaben zur Tafel II.

[201]) Eine verwandte lateiniſche halbkurſive Schrift des 6. Jh.s — Josephus Flavius der Mailänder Ambroſiana — bei Steffens, Lateiniſche Paläogr. 100 Tafeln. Taf. 20 Freiburg/Sch. 1903.

slovjensko“ ausgeſprochen.[202]) Vielleicht hat hier Jagić, der überlegungsgemäß ſich immer vor allen Anzeichen lateiniſcher Quellen hinter das Gebäude ſeiner Minuskeltheorie flüchtete, inſtinktiv das Richtige gefühlt, als er in Ablehnung einer Geitler'ſchen ž-Ableitung folgendes ſagte: „Wenn man zulaſſen könnte, daß im glagolitiſchen Alphabet auch römiſche Elemente zum Vorſchein kommen — vergl. bei den Buchſtaben p und h — ſo wäre es natürlich, glagolitiſches ž mit dem lateiniſchen x in Verbindung zu ſetzen. Die Entſprechung wäre vollkommen, allerdings mit der durch den Stil unbedingt geforderten Hinzufügung der Rundungen!“[203]) Das glagolitiſche ž kann man tatſächlich leicht auf ein x zurückführen, indem man die unteren Striche des x-Buchſtabens in Kreiſe auslaufen läßt. Dieſe Gegenüberſtellung entſpricht übrigens der frühen kroatiſchen nationalen Schriftübung, wo das lateiniſche x am häufigſten zur Wiedergabe des Kroatiſchen ž diente.[204])

Y. Auf eine erſtaunlich einfache Weiſe erſehen wir, daß das y-Zeichen der lateiniſchen Schriften ſeinen Vertreter im glagolitiſchen Alphabet in Geſtalt eines i-Zeichens beſitzt. Ein glagolitiſcher i-Buchſtabe, der zumeiſt die Form eines auf den Kopf geſtellten Pilzes beſitzt, wurde ſchon an einer früheren Stelle unter i behandelt. (Vergl. auch das s von dem er eine graphiſche Umkehrung iſt). Das andere i, welchem wir uns nun zuzuwenden haben, wird uns den übrigen Teil des i-Problems mehr als annäherungsweiſe klären. Im Voraus ſei geſagt, daß es im allgemeinen nicht möglich iſt, aus dem Vorkommen des y in lateiniſchen Schriftarten auf eine beſondere Ausſprache dieſes „i“-Zeichens zu ſchließen. Sein Gebrauch hat ſich mit der Zeit ganz willkürlich in verſchiedenen weſtlichen Schreibſchulen durchgeſetzt, ſo daß wir die lateiniſchen Worte wie „sic!“ oder „Italia“, als syc[205]) bzw. Ytalia[206]) vorfinden. Daß ſich auch im glagolitiſchen Schrift-

[202]) Zagreb 1861 vgl. Jagić — Enciklopedija III S. 73.

[203]) J. V. Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 152.

[204]) T. Maretić, Istorija Hrvatskoga pravopisa latinskijem slovima (Geſchichte der kroatiſchen Rechtſchreibung mit lateiniſchen Buchſtaben). Zagreb 1889. Schon im erſten angeführten Schriftdenkmal aus dem J. 1495 (S. 3) kommt ɀ als ž vor (blixe, xalost, xinotu, muxa uſw.) und wird ſehr häufig bis 1833 von 57 Autoren in demſelben Sinne angewandt. Die x-Schreibweiſe iſt weitaus die überwiegendſte. Ihr kommen s oder ſ mit je 31 Autoren recht nahe. Außerdem gibt es noch andere 16 Schreibarten von ž, die auf bedeutend geringere Angabe von Autoren ſich verteilen. (S. 366—367.)

[205]) Lauer-Samaran, Les diplômes originaux des Mérovingiens Taf. 15 Z. 13 (vgl. hier Taf. II, Y Nr. 5) Diplom Childeberts III.

[206]) Schreiben Karls d. G. (14. VI. 811), in dem er die Drau als Grenze zwiſchen Salzburg und der kirchlichen Provinz von Aquileja regelt. Hier nach F. Šišić, Priručnik izvora Hrvatske Historije, Zagreb 1914 S. 178, 179. Es wird mit Abſicht auf jede weitere Suche nach diesbezüglichen Beiſpielen verzichtet, da man ſie etwa auf Grund der Monumenta Germaniae oder anderer Quellenwerke beliebig ſteigern könnte.

tum ein verwandter, ſprachlicher Ausdruck hinter den verſchiedenen i-Zeichen verborgen hält, beweiſt nicht nur die Vertauſchbarkeit unter verſchiedenen i-Zeichen ſondern auch ihre unmittelbare Nachbarſchaft im Alphabet. Allerdings wird man bei einem „neu"-entſtandenen glagolitiſchen Alphabet wenigſtens in den Anfängen eine feſtgelegte ſinnvolle Unterſchiedlichkeit dieſer Zeichen vermuten müſſen. Greifbare eindeutige Kriterien beſitzt man bis heute nicht, mit Ausnahme vielleicht von der Feſtſtellung, daß das ſogenannte i „auf dem Dreieck" ein Anfangs-i iſt. Dieſes letztgenannte i iſt allerdings als eine Abart des uns hier näher angehenden i deutlich zu erkennen. Sollte dem ſo ſein, ſo könnten wir unter Umſtänden auf eine neue Weiſe einen Beweis für die Zuſammengehörigkeit der glagolitiſchen und lateiniſchen Schriften haben. Denn die Gepflogenheit, die Anfangs-i durch ein beſonderes I-Zeichen wiederzugeben, beherrſcht z. B. ſämtliche langobardiſche Urkunden des 8. Jh.s, die Bonelli veröffentlicht hat und aus denen wir mehrere Belege für unſere Unterſuchung entnehmen. Dieſer Hinweis wird jedoch dadurch nicht entkräftet, daß die i-Zeichen der Bonelli-Sammlung keine Anknüpfungspunkte für das glagolitiſche i ergeben, denn dieſe beſondere Anfangsbetonung der i-Zeichen konnte auch anderswo als in der Mailänder Gegend zu Hauſe geweſen ſein. Vielleicht entſpricht den Vorlagen zum glagolitiſchen Alphabet eine Gegend, in der öfters ein y als beſonderer Stellvertreter des Anfangs-i eingeführt wurde. Mit den uns hier zu Gebote ſtehenden Mitteln kann man diesbezüglich keine weiteren Schlüſſe ziehen. Wirft man nun nach dieſen Zwiſchenbemerkungen den Blick auf die Taf. II, ſo ſehen wir deutlich, daß von den lateiniſchen y-Zeichen zu den davon links ſtehenden glagolitiſchen i-Buchſtaben ein kleiner Schritt notwendig iſt. Die oberen runden Abſchlüſſe der Gabelform ſind in den lateiniſchen Buchſtaben (etwa Nr. 1 oder 6) genügend angedeutet. Wir begreifen weiterhin, was es mit dem geraden Strichabſchluß des glagolitiſchen i-Zeichens an ſich hat. Das iſt nichts anderes als der immer wieder vorkommende Punkt über dem lateiniſchen y. Bei y Nr. 1 ſehen wir, daß der Punkt zu einem kurzen Querſtrich werden kann. Hier ſteht er aber ziemlich hoch von dem Buchſtaben entfernt. Im anderen Falle aber, wie etwa in Nr. 2, befindet ſich der Punkt in derſelben Lage, wo im glagolitiſchen i der Abſchlußſtrich ſeinen Platz behauptet. Würde der Punktſtrich des lateiniſchen Buchſtabens 1 auf die Stelle gekommen ſein, wo der Punkt im Buchſtaben 2 ſteht, ſo wäre der Buchſtabe 1 kaum etwas anderes als ein ein wenig unfertiges glagolitiſches i. Die berühmte Stiliſierungsmethode mittels der Kreiſe, von der das glagolitiſche Alphabet beherrſcht wird, braucht bei dem lateiniſchen y-Zeichen, wie auch bei manch anderem lateiniſchen Vorbild herzlich wenig aus eigener Initiative zu ſchöpfen, denn dieſe Kreiſe ſind mit großer Deutlichkeit an entſprechender Stelle vorgebildet.

Aus dieſer Gegenüberſtellung entnehmen wir, daß die deutlich gabelbetonten Formen des glagolitiſchen i-Zeichens urſprünglichere ſein müſſen, was durchaus den paläographiſchen Tatſachen entſpricht, da eine ſolche Form z. B. in der altertümlichſten glagolitiſchen Schriftart, den Kiever Blättern, die herrſchende iſt.

Z. Bei der Einfachheit des Bildes des glagolitiſchen c-Buchſtabens (das deutſche z) kam es zu verſchiedenartigſten, durchaus widerſpruchsvollen Erklärungsverſuchen des Urſprungs dieſes Zeichens. Eine größere Anzahl der Forſcher ſetzte das Zeichen in Beziehung zum hebräiſchen sadhe (Šafařik, Vondrák, Grunskij, E. Minns, Nahtigal, Kul'bakin, Vajs).[207]) Taylor leitete das Zeichen aus zwei übereinandergeſtellten griechiſchen Buchſtaben τ und σ ab, ohne daß dadurch der einfache glagolitiſche Buchſtabe letzten Endes zuſtande gekommen wäre (Taf. III, Z. 7).[208]) Ihm ſchließt ſich auch Fortunatov in Izvestija Bd. XVIII an.[209]) Jagić nimmt eine viel einfachere Löſung an, indem er griechiſches ζ zum Urſprungsbild des glagolitiſchen c-Zeichens macht.[210]) (Vergl. Taf. III, Zeile 7 unter Jagić.) Die Schwierigkeit beſteht jedoch bei dieſer Löſung darin, daß der Lautwert des griechiſchen und des ſlawiſchen Zeichens nicht identiſch iſt. Denn der griechiſchen s-Ausſprache ſteht der eindeutige c (=z) -Laut gegenüber. Dieſe Schwierigkeit verſuchte Běljaev zu meiſtern, indem er vor die Jagić'ſche Figur einen τ-Buchſtaben ſetzte und aus der Verſchmelzung beider Zeichen das glagolitiſche c mit der korrekteren t — s-Ausſprache ableitete.[211]) (Vergl. Taf. III, 7, unter Běljaev). Eine vollkommen eindeutige Entſprechung zu dem glagolitiſchen c-Buchſtaben finden wir aber in lateiniſchen Schriftarten des Mailänder Gebietes aus der Zeit der langobardiſchen Herrſchaft, im 8. Jh. Und zwar genau ſo in graphiſcher wie in lautlicher Hinſicht. Die Gegenüberſtellung der glagolitiſchen und lateiniſchen z (=zet) -Buchſtaben auf der Taf. II bei Z, vergegenwärtigt dieſe Behauptung. Es iſt ſogar die Zuordnung ſo innig, daß man eine zwei-

---

[207]) Vgl. Zuſammenſtellung bei Vajs, Rukověť S. 72—73 und Jagić, Enciklopedija III S. 206.

[208]) S. Taylor, Ueber den Urſprung des glagolitiſchen Alphabets im Archiv f. Slav. Philol. V. Taf. II zw. S. 190 und 191.

[209]) F. Fortunatov, O proischoždenii glagolicy. Izvestija otdelenija russkago jazyka i slovesnosti Imper. Akad. Nauk. St. Peterburg 1913. Bd. XVIII.

[210]) J. V. Jagić. Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 160; Daſſ. Taf. I.

[211]) „Betreffs der Erklärung des glagolitiſchen z iſt der Kritiker (= Běljaev) mit mir nur in manchen Kleinigkeiten uneinig" ſchreibt Jagić in „Glagoličeskoje pis'mo" in „Encikl. slav. filol." Lief. III. S. 97.

fache Entſprechung vor ſich hat. Den normalen glagolitiſchen c-Formen liegen offenbar lateiniſche z-Buchſtaben von der Art der Nr. 2, 9, 11, zugrunde. Dagegen ſcheinen den merkwürdigen glagolitiſchen Sonderzeichen aus dem Pſalter aus Sinai (Taf. II, glagolitiſche Zeichen auf der dritten Stelle der Hauptreihe) mit dem geknickten rechten Buchſtabenteil die Formen von der Art der lateiniſchen Buchſtaben Nr. 3, 5 oder 10 zu entſprechen. Dieſe zweite Entſprechung iſt jedoch vorſichtshalber als ſekundäre Eigenentwicklung der Grundformen beider Reihen zu werten. Da jedoch eine ſolche zweifache Entſprechung zwiſchen den lateiniſchen und glagolitiſchen Buchſtaben öfter vorkommt (ſpitz und rund endendes d, ſpitz und rund endendes v,) darf man vielleicht dieſe Erſcheinung nicht als unweſentlich von ſich weiſen. Eines der ſchwerwiegendſten Argumente zugunſten der Abhängigkeit dieſes Buchſtabens von lateiniſchen Vorbildern beſteht in der lautlichen Kongruenz beider Zeichen. Dieſe norditalieniſchen z-Buchſtaben müſſen ſo ausgeſprochen worden ſein wie das deutſche z (zet). Denn unter den üblichen Namensſchreibungen des Hl. Zeno mit Z finden ſich vereinzelt auch die Schreibweiſen mit Tz, wie z. B. in einer Schenkungsurkunde der Nonne Magnerada an die Kirche des Hl. Zeno in Campione vom 19. Nov. des J. 769.[212]) Das iſt ein deutlicher Hinweis, daß Zeno in dem langobardiſchen Gebiet um Mailand als Tſeno geſprochen wurde, und daß die häufigen Schreibungen dieſes Namens mit Z eine entſprechende Ts-Ausſprache des Buchſtabens zur Vorausſetzung hat. Dieſe Auffaſſung hat ſich auch in der italieniſchen Paläographie eingebürgert, wobei man offenbar bei unſeren „z"-Zeichen an eine Ligatur von T und z denkt. Die Rolle der t-Komponente iſt in dieſem Falle in dem runden o-artigen Buchſtabenanſatz zu ſuchen, was bei dem verſchiedentlich kreisartig ausgeſtalteten t-Buchſtaben durchaus möglich iſt. Wenn alſo unſere lateiniſchen „z"-Buchſtaben die tz-Verbindungen vergegenwärtigen ſollten, ſo liegt unbeirrbar die Verknüpfungsmöglichkeit mit dem glagolitiſchen c (= ts, tz) an der Hand.[213]) Dieſes Zeichen iſt, abgeſehen davon, ob man darin ein z oder tz ſehen würde, ſo einheitlich, einfach und an das glagolitiſche c-Zeichen in jeder Hinſicht ſo ſehr anſchließend, daß wir darin einen der beſten Belege für den Zuſammenhang des glagolitiſchen Alphabets mit dem lateiniſchen Schrifttum vor uns haben.

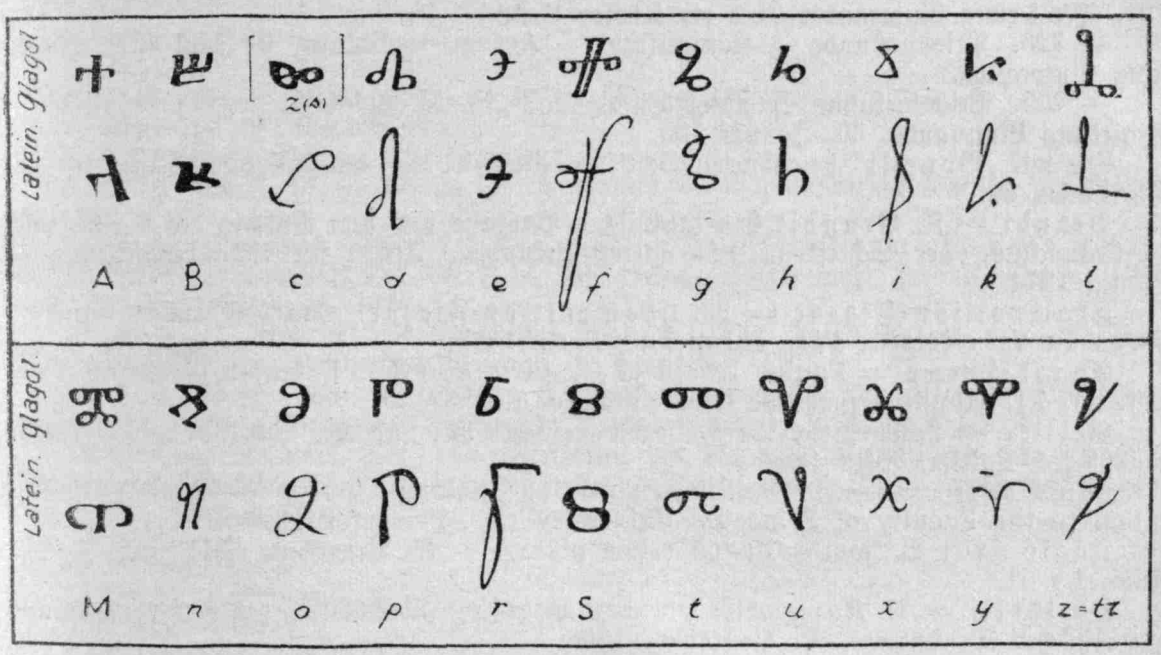
Der graphiſche Zuſammenhang zwiſchen dem langobardiſchen und dem glagolitiſchen z-Buchſtaben ſcheint nur ein Teil der ſich auftuenden viel umfaſſenderen Verknüpfungsmöglichkeit zwiſchen dem glagolitiſchen Alphabet

---

[212]) Bonelli, Tafel mit dem Datum des J. 769.
[213]) Vgl. auch die Anm. bei Z. S. 600.

und dem langobardiſchen Kulturkreis zu ſein. Die langobardiſche Sprache hat in einem ganz beſonderen Maße und konſequent eine Teilung zwiſchen dem z und s durchgeführt, wobei der Lautwert des langobardiſchen Z-Zeichens von einer ähnlichen Art geweſen iſt wie im Glagolitiſchen.[214])

Zuletzt wollen wir noch ſummariſch die Ergebniſſe der Verknüpfung des glagolitiſchen Alphabets mit dem lateiniſchen graphiſch feſthalten.



Die vorliegende Zuſammenſtellung enthält nur je einen glagolitiſchen Buchſtaben, dem jeweils nur ein einziger lateiniſcher Buchſtabe zugeordnet wurde. Die meiſten der Buchſtaben ſind in den Tafeln I und II enthalten. Selbſtverſtändlich iſt dieſe Anordnung nur als ſchematiſierender Behelf zu werten. Es ſoll der zukünftigen Forſchung vorbehalten ſein, ſoweit die Quellen geſtatten, feſtzuſtellen, ob wir es bei der Ableitung des glagolitiſchen Alphabets mit einer weſtlichen Schriftprovinz oder mit mehreren zu tun haben. Am wahrſcheinlichſten dürfte es ſein, daß die Landſchaft, der die glagolitiſche Schrift ihre Prägung verdankt in einem Gebiete lag, in dem mehrere Kulturſtrömungen aufeinander trafen.

---

214) Vgl. Wilhelm Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 1895 S. 151 ff.

Literaturangaben zu den Tafeln I—II.

Verzeichnis der Abkürzungen.

Bonelli = Giuseppe Bonelli: Codice paleografico Lombardo. Mailand 1908. Die Zahl, die dem Erkennungswort „Bonelli" nachfolgt, bedeutet die Jahreszahl der Urkunde und gleichzeitig die Beschriftung der betreffenden Tafel. Insbesondere seien hier folgende drei wichtige Urkunden näher bezeichnet:

— 721. Privaturkunde — Zahlungsbestätigung — Actum Augusta Placentia, 12. Mai 721. Regierung Liutprands. Eine der ältesten Urkunde Italiens.

— 725. Privaturkunde — Kaufvertrag — Actum Mediolani, 6. Juni 725. Regierung Liutprands.

— 735. Privaturkunde. Zahlungsbestätigung. „Facta cartola in fundo Campiliunis", Regierung Liutprands, 30. Januar 735.

Die mit „Bonelli" bezeichneten Schriften gehören alle der langobardischen Zeit in Oberitalien an.

Brandi = K. Brandi: Ein lateinischer Papyrus aus dem Anfang des 6. Jh.s und die Entwicklung der Schrift in den älteren Urkunden. Archiv für Urkundenforschung V. Leipzig 1914.

Champollion-Figeac = M. Champollion-Figeac: Chartes Latins sur papyrus du VIe siècle de l'ère chrétienne. Paris 1837.

Ewald-Loewe = Paulus Ewald et Gustavus Loewe. Exempla scripturae visigoticae, XL tabulis Expressa. Heidelbergae A. 1883.

Geitler = Leopold Geitler: Die Albanesischen und slavischen Schriften (mit 25 photographischen Tafeln.) Wien 1883.

van Hoesen = Henry Bartlett van Hoesen: Roman Cursive Writing. A Dissertation to the Faculty of Princeton University . . . Princeton 1915.

Jagić = J. V. Jagić. Glagoličeskoe pismo. — St. Petersburg 1911 (vrgl. S. 509. Anm. 1.)

Karinskij = N. Karinskij: Obrazcy glagolicy (25 Abbildungen nach verschiedenen glagolitischen Denkmälern) St. Petersburg 1908.

Lauer-Samaran = Ph. Lauer — Ch. Samaran: Les diplôms originaux des Mérovingiens Fac-similés phototypiques avec notices et transcriptions. Preface par Maurice Prou. 48 Planches. Paris 1908.

Lowe = E. A. Lowe: Codices Latini Antiquiores — A palaeographical guide to latin manuscripts prior to the ninth century. Part I The Vatican City, Oxford 1934. Part II Great Britain and Jreland, Oxford 1935. Part III Jtaly: Ancona-Novara, Oxford 1938.

Prou = Maurice Prou: Recueil de Fac-similes d'écritures du Ve au XVIIe siècle (manuscrits latins, français et provençaux) accompagnés de transcriptions. Paris 1904.

Sever'janov = S. Sever'janov: Sinajskaja psaltyr', glagoličeskij pamjatnik XI v. [Pamjatniki staroslavjanskago jazyka t. IV.] Petrograd 1922.

Steffens 100 Tafeln = Franz Steffens, Lateinische Paläographie. Hundert Tafeln in Lichtdruck. Freiburg (Schweiz) 1903.

Steffens^2 = Franz Steffens Lateinische Paläographie, 125 Tafeln in Lichtdruck mit gegenüberstehender Transkription nebst Erläuterungen und einer systematischen Darstellung der Entwicklung der lateinischen Schrift Zweite vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1929.

Vajs, Rukověť = Josef Vajs: Rukověť hlaholské paleografie. V Praze 1932 (Vergl. S. 509. Anm. 1).

Zimmermann = E. H. Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen. I. Taf. 1—84; II. Taf. 85—159; III. Taf. 160—254; IV. Taf. 255—332. [Denkmäler deutscher Kunst III,1] Berlin 1916.

A. Glagolitiſch:

1. Evang. Assemani. Der linke Anſatz am Querbalken iſt oft größer. Seltener hat der rechte Anſatz gleiche Größe wie der linke.
2. Kiever Blätter. Kommt auch mit dem Anſatz am rechten Ende des Querbalkens vor. Keine langen Anſatzſtriche.
3a. Euchologium sinaiticum. Nach Vais Rukověť. Taf XVII. Z. 13.
3b. Daſelbſt. Z. 12.
4. Psalter. sinait.

A. Lateiniſch:

1. Bonelli 755. Z. 15. = ta (hier t-Buchſtabe punktiert).
2. Ebda 755. Z. 8. = ta (t dünn).
3. Ebda 725. Z. 6.
4. Ebda 755. Z. 18. = sta. (st hier dünn).
5. Ebda 769 (19 Nov.) Z 18. = ta im Wort potestatem.
6. Ebda 765 (20 Auguſt) überall.
7. Ebda 755. Z. 14. = fa (f hier dünn).
8. Ebda 748. Z. 14. = an im Worte manus. 1—8 lombardiſche Kurſive der Privaturkunden.
9. Zimmermann I. Taf. 24 d Z. 2. Italien. Handſchrift Novara LXXXIV fol. 2a.
10. Zimmermann I. Taf. 69. Z. 4 von unten. Schule von Luxeuil, Fulda. Cod. Bonif. 2. Kirchenväter fol. 16b.
11. Lowe II No. 261. Z. 7. Unziale des 8. Jh.s. Homilien des Hlg. Baſilius. Winchester College, Fellow's Library Y 11 (part. 2).
12. Lowe II Nr. 265. Unziale des 8. Jh.s. Paterius de Expositione Veteris ac Novi Testamente. Worcester-Cathedral Chapter Library, Additional Ms. 5.
13. Zimmermann I. Taf. 74c. Zierſchrift der Titelſeite. Schriftſchule von Luxeuil. Schriftheimat Oſt oder Nord-Oſt Frankreich. Letztes Drittel des 8. Jh.s. Juvencus, fol. 1a. Cambridge, Corpus Christi College Library 340.

B. Glagolitiſch:

1. Evang. Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Mazedoniſches Blatt. (nach Karinskij Tafel 9.)
4 Psalter. Sinait. (nach Karinskij Taf. 5.)

B. Lateiniſch:

1. Bonelli 774 (2 Auguſt) Z. 16.
2. Ebda 771. Bei 1 und 2 würde eine Ergänzung des linken Schenkels mit einer Kreisſchleife bewirken, daß dieſes b-Zeichen ſich zu einem Buchſtaben wie das glagolitiſche d verwandeln müßte.
3., 4., 5. ſind kurſive b-Buchſtaben. Die darunter ſtehenden Buchſtabenzeichen. 3.', 4.', 5.' ſind dagegen kurſive d-Buchſtaben. Hier iſt die Anordnung ſo gewählt, daß jeweils unter einem b-Zeichen ein ähnlich ausſehendes d-Zeichen ſteht. Die ſich vertikal entſprechenden b und d-Buchſtaben entſtammen demſelben Dokument. Und zwar – 3., 3.' und 4., 4.', ſtammen aus dem J. 504, aus einem Kaufvertrag der Wiener Hofbibliothek, Literatur bei van Hoeſen. S. 156. Hier wurden die Zeichnungen der Buchſtaben nach der Tafel Nr. 6 bei van Hoeſen zuſammengeſtellt. b_3 = Spalte 1; b_4 = Sp. 2; d_3 = Spalte 1; d_4 = Sp. 5.
5. iſt ein b-Buchſtabe und 5' = ein d-Buchſtabe nach van Hoeſen aus der Neapolitaner Urkunde (Biblioteca Nationale) mit gotiſchen Unterſchriften. Lit. bei van Hoeſen. S. 170. Zeichnung nach van Hoeſen Tafel 6 Sp. 31 und 42.
6. Lowe I, Nr. 66. Z. 10 rechts. Octateuchus — „Codex Cervinianus" (o). Vatic. Ottobonianus Lat. 66. Fol. 529. Norditalieniſche (?) Unzialſchrift, 7—8 Jh.
7. Lowe I, Nr. 68b. Z. 2 rechts (hier ziemlich vergrößert) Das Alte Teſtament. Vatic. Palat. Lat. 24. fol. 34. Unzialſchrift des 8 Jh.s (aus den Beſtänden der Heidelberger Bibliothek, die im J. 1623 nach Rom kam). Geſchrieben wahrſcheinlich in Lorſch. Literatur Lowe I S. 41.

C. Glagolitiſch:

Keine glagolitiſche Entſprechung, da die Ausſprache des lateiniſchen c ſehr mannigfaltig war. Denn abgeſehen von den z- und k-Werten waren unter Umſtänden vielleicht noch andere Lautwerte dieſem Zeichen eigen. (Man denke an č [tſch] oder s).

C. Lateiniſch:

1. Bonelli 755 Z. 5. Ein Beiſpiel der ſehr häufigen Form des lat. Buchſtabens. Vielleicht konnte ſo ein Zeichen durch den Verſchluß der oben geöffneten konkaven Baſis bei der Geſtaltung des glagolitiſchen z (s), dz (ds) Buchſtabens maßgebend ſein (Vgl. den glagolit. Buchſtaben auf der Taf. II bei S, Dz).

2. Steffens — 100 Tafeln, Freiburg 1903. Taf. 38. Z. 11, 12. Abbreviatur für „con." Hier als Beiſpiel linksläufigen graphiſchen Zeichens. Vgl. bei E: Kürzung für „eius" und das glagolitiſche linksgewendete e.

D. Glagolitiſch:

1. Evang. Assemani. (überall).
2. Kiever Bl. (überall).
3a. Codex Zograph.
3b. Prager Fragment II (A) nach Vajs Rukověť a. a. O. Taf. VI.
4. Euchologium Sinait. nach Jagić. Taf. VI. Abb. 12b.

D. Lateiniſch:

1. Bonelli 721 Z. 11. Im Wort Sigirado.
2. Ebda 735 Z. 15. Im Wort Cadelo.
3. Ebda 735 Z. 5. Im Wort Cadelo.
4. Lauer-Samaran Taf. 39, Z. 5.
5. Ebda 774 (2 Auguſt) Z. 20.
6. Steffens II. Aufl. Taf. 30, Z. 17, Diplom des Langobardenkönigs Aiſtulf (744—756). Altitalien. Kurſivſchrift. Bergamo Biblioteca capitolare.
7. Bonelli, 755 Z. 12.
8. Ebda 771, Z. 11. Langobardiſch 8 Jh.
9. van Hoeſen, Nr. 117 (S. 208), Vatikan. Urkunde aus dem 6 Jh.
10. van Hoeſen, Nr. 122 (S. 218) Urkunde in Mancheſter, Rylands Collection. 6 oder 7 Jh.
11. van Hoeſen Nr. 123 (S. 220) Urkunde in Rom — Vatikan, wahrſcheinlich 7 Jh.

E. Glagolitiſch:

1. Evang. Assemani (überall).
2. Kiever Blätter.
3a. Euchолog. Sinait. (nach Vajs Taf. XVIII. Auf demſelben Blatt kommen auch e-Zeichen mit zwei Querſtrichen vor.
3b. Prager Fragmente (nach Vajs, Taf. V. fol. I v [B] Z. 9.)
4. Kiever Bl. (Abweichende ſpätere Schrift der letzten Seite dieſes glagolitiſchen Denkmals nach Mohlberg).

E. Lateiniſch:

1. Bonelli 725, Z. 5. Im Wort volontate.
2. Ebda 725 Z. 1 (auch Z. 9). Im Wort regnante.
3. Ebda 771 Z. 16. Im Wort actore.
4. Prou, Taf. V, Z. 3.
5. Ewald-Loewe Taf. II, Z. 8.
6. Ebda Taf. II, Z. 9 u. Z. 18.
7. Ebda Taf. III, Z 2 Benedictio cerei. Kodex im Eskorial (Reliquienkammer). Kurſive Minuskel des 7 Jh.s.
8. Bonelli 774 (2 Auguſt) Z, 3 (auch Z. 5 u. a.) Langobardiſche Kurſive des 8 Jh.s.
9. Steffens² Taf. 23 Z. 2 im Wort „praediximus". Josephus Flavius, Römiſche Halbkurſive auf Papyrus. 6 Jh. Mailand, Bibl. Ambrosiana.
9. And. Buchſt. daſelbſt.
10. Steffens² Taf. 34. Z. 2 u. 3. Hlg. Iſidor, Bobbio-Schrift des 8. Jh.s. Mailand, Ambrosiana L 99 p. 102. Abbreviatur für „eius" „links gerichtet" wie das glagolitiſche e. (Vgl. bei C die Kürzung für „con").
11. Bonelli 721 Z. 14. Im Wort meae (u. a.).
12. Steffens 100 Tafeln. Taf. 38 Z. 15. Halbkurſive aus Bobbio. 8 Jh. Mailand, Ambrosiana L. 99.

F. Glagolitiſch:

1. Evang. Zograph., nach V. Jagić: Quattuor Evangeliorum Codex Glagoliticus, olim Zographensis nunc Petropolitanus. Berolini MDCCCLXXIX. Taf. I. Z. 12.
2. Evang. Assemani, Kiever Bl.
3. Psalter. Sinait. S. 197, Z. 11 (ähnlich S. 216 Z. 13) nach der Tafel bei Geitler.
4. Codex Marianus nach Vajs Taf. XII, Z. 20 im Wort Kaiafa.
5. Pariſer ABC (abecedarium bulgaricum) nach Jagić Taf. VII Nr. 16.
6. Glagolit. Cloz. nach Jagić — Enciklop. Taf. II, Abb. 3a; Vajs Taf. XIV, Z. 14; Bemerkung: Ein f-Buchſtabe mit parallelem Doppelſtrich auch im Psalt. Sin. ſiehe Karinſkij Taf. 5b, Z. 2.
7. Euchologium Sinait. nach Jagić — [Enciklopedija] S. 202 Nr. 12.

F. Lateiniſch:

1. Bonelli 721, Z. 17. Im Wort feminas.
2. Ebda 721, Z. 16. Im Wort fuerint.
3. Ebda 725, Z. 21. Im Wort femina.
4. Ebda 725, Z. 6. Im Wort fatetur.
5. Steffens² Taf. 34, Z. 31, Iſidor von Sevilla, 8. Jh. Altitalien. Bücherſchrift aus Bobbio, Mailand, Bibl. Ambrosiana Z. 99.
6. Bonelli 725, Z. 14. Im Wort feminae.
7. Ebda 765, Z. 7. (Beide Buchſtaben gehören zuſammen.)
8. Ebda 765 Z. 13.
9. Lauer-Samaran Taf. 12 Z. 2, Meroving. Diplomkurſive des 7. Jh.s. Paris. Arch. nat. K2 Nr. 5.
10. Steffens² Taf. 25b, Z. 3.
11. Steffens² Taf. 25b, Z. 15.
12. van Hoeſen Taf. Nr. 122 (S. 218). Siehe bei D, Nr. 10.
13. Ewald-Loewe Taf. III Z. 20. Entwickelteres Stadium jüngerer röm. Minuskel. (Siehe bei E Nr. 6 ff.).
14. Bonelli 30. I. 735.

Bemerkung 1. Man beachte den f-Buchſtaben im Zuſammenhang mit einem anſchließenden kreisförmigen o in Nr. 1, wo das o punktiert angedeutet iſt. Solche Verbindungen begegnen auch außer dem unter Nr. 1 angegebenen Beiſpiel. Nr. 15 ſtellt eine Verbindung eines f-Buchſtaben mit einem anſchließenden a.

Bemerkung 2. Der in der Anfangsſpalte eingeklammerte griechiſche F-Buchſtabe ſtammt aus einem doppelſprachigen lateiniſch-griechiſchen Pſalter aus dem 8. Jh. Die Schrift, der er entnommen wurde iſt eine griech. Unzialſchrift im engen Anſchluß an die lat. Unzialſchrift derſelben Handſchrift.

Henri Omont: Fac-similés de plus anciens Manuscrits grecs en oncial et en minuscule de la Bibliothèque Nationale, du IVe au XIIe siècle. Paris 1892. Taf. VII, Z. 21. Paris, Ms. Coislin 186, fol. 224.

G. Glagolitiſch:

1. Evang. Assem.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Marianus.
4. Psalter Sinait. nach Sever'janov.

G. Lateiniſch:

1. Chanoine Reuſens: Eléments de Paléographie. Louvain 1899. Taf. IX. Z. 16; St. Gregor de Tours, Paris, Nat. Bibl., fonds lat. n. 17655. Merovingiſch, 7. Jh. Stammt aus der Abtei von Corbie.
2. Bonelli 725, Z. 1. Im Wort rege.
3. Ebda 725, Z. 3. Im Wort ego.
4. Ebda 765, Z. 6. (Taf. 91). Im Wort ego.
5. Ebda 765 Z. 16. Im Wort largiaetate.
6. Prou, Taf. V, Nr. 13, Z. 1, im Wort Aeligio. Pergamentſtreifen mit Reliquienbezeichnung in der Schatzkammer des Doms in Sens (Yonne) Frankreich. Merovingiſche Minuskelkurſive aus dem Ende des 6. oder aus dem 7. Jh.
7. Steffens² Taf. 37 Z. 8; Evangeliar von Autun. Merovingiſche Halbkurſive einer Schrift, die nur für Anmerkungen benutzt wurde (die Evangelien ſind mit der jüngeren Unziale

geſchrieben). Vulgärſchrift des 8. Jh.s im Frankenreiche. Beendet im 3. Jahre der Regierung Pippins (754 J.) in „Vosevio".

8. Steffens² Taf. 40, Z. 18. Diplom Pippins. Pippin ſchenkt dem Kloſter Fulda die Villa Deiningen. Merovingiſche Diplomſchrift. Attigny, Juni 760. Marburg, Preuß. Staatsarchiv.

9. Steffens² Taf. 44a (überall) Privaturkunde auf Pergament. St. Gallen, Staatsarchiv. Urk. I, 75. Oberndorf 11. Januar 782. Uebergang von merovinq. Schrift zur Karolingiſchen Minuskel.

10. Luigi Chiaparelli. Il codice 490 della biblioteca capitolare di Lucca = Studi e testi 36, Rom 1924. Taf. Ia, Z. 8, 27. Dezember 774 [Memorie e doc. ecc. IV, 1. n. 81].

H. Glagolitiſch:

1. Evang. Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Pariſer ABC nach Jagić, [Enciklopedija] Taf. VII, Nr. 16 „hier".
4. Prager Fragm. I (B) Z. 15 nach Vajs Taf. V.

H. Lateiniſch:

1. Steffens² Taf. 25b, Ziff. 19. Maximus von Turin. Mailand, Ambrosiana C 98 p. infer. fol. 89. Früher gehörte dem Kloſter des hlg. Columban in Bobbio. Alt-italieniſche Bücherſchrift des 7. Jh.s.

2. Bonelli 721 Z. 29. (Steffens, 100 Tafeln. Taf. 29.) Langob. Privaturkunde.

3. Steffens² Taf. 37b, Z. 9. Merovingiſche Halbkurſive nah an karolingiſche Minuskel. J. 754. (Angaben wie unter G Nr. 7.)

4. Der Buchſtabe aus der Unzialſchrift derſelben Seite wie hier Nr. 3. Linke Hälfte Z. 7. 754 J.

5. Daſelbſt Z. 6.

6. Lowe I, Nr. 65. Cresconius — Collectio Canonum. Vatic. Barberin. lat. 679 (XIV. 52). Wahrſcheinlich mittelitalieniſch 8.—9. Jh. Schrift: Unziale und vorkarolingiſche Minuskel. Der Buchſtabe entnommen aus der unzialen Zeile 3.

7. Nach Karl Faulmann: Illuſtrierte Geſchichte der Schrift. Wien, Peſt, Leipzig 1880. S. 555. Probe einer Merovingiſchen Schrift. Z. 3, im Wort Chilperici.

8. Bonelli 748, Z. 16.

9. Ebda 756 J., Z. 9.

10. Lowe I, Nr. 105, Z. 12. Sacramentarium Gelasianum. Griechiſches „Vater unſer" mit lateiniſcher Unciale geſchrieben. Mitte des 8. Jh.s. Vatic. Regin. Lat. 316.

11. Ein Beiſpiel entnommen aus den Freiſinger Denkmälern, wo es regelrecht ein „ch"-Laut darſtellt. Hier nach J. Ohienko: Pam'jatky staroslov'jans'koji movy X—XI vikiv. Varšava 1929, S. 308.

I. Glagolitiſch:

1a. Evang. Assemani.
1b. Evang. Marin.
2a. Kiever Blätter.
2b. Codex Zographensis.
3b. Zwei i-Formen aus dem Fragment des Grškovič.
3c. Prager Fragment II (A).
3a., 4a., 4b., 4c. Eucholog. Sinait. Die eingeklammerten i-Formen entſprechen denen die unter „Y" behandelt werden.

I. Lateiniſch:

1. Lauer-Samaran, Taf. 2, Z. 8, Diplom Chlothars II, 20. April (584—626) (Papyrus) merovingiſche Diplomſchrift.

2. Lauer-Samaran, Taf. 26, Z. 4, Diplom Childebert III. Nogeut sur Marne. 8. April 696.

3. Lauer-Samaran, Taf. 6 bis, Chlodwig II. 22. Juni 654.

4. Lauer Samaran, Taf. 12, Z. 4, 5. Chlothar III. 31. Oktober 657.

5. Lauer-Samaran wie Nr. 4, Z. 6.

6. Bonelli 771, Z. 15.

7. Marquis de Laborde. Musée des archives de l'empire — Actes importants de l'histoire de France, Paris 1867. Merovingiſche Unterſchrift. Chartres 6. März 696. Im Wort „privilegium" das erſte i.

8. Steffens², Taf. 22, Z. 14. Ravennat. Papyrus, jüngere röm. Kursivschrift 572 J. London, British Museum, Add. Ms. 5412.

9., 10. M. Champollion-Figeac, Chartes Latins sur papyrus du VIe siècle de l'ère chrétienne. 2e Fascicule Paris 1837. Col. VIII Z. 4 und 3. Ravennatisch 6. Jh.

11. Champollion-Figeac (wie Nr. 9, 10). Charta plenariae securitatis. Fasc. 9 Z. 30. Ravennatisch 6. Jh.

12. Bonelli 755, 20. Juli Z. 20. Lombardische Privaturkunde 8. Jh.

13., 14. Die punktierten lat. Formen wurden nach Geitler a. a. O. wiedergegeben und gehören nicht in unseren Zusammenhang.

K. Glagolitisch.

1. Evang. Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Prager Fragmente Bl. I (B)
4. Prager Fragmente II v (A) Z. 20. (ähnlich II r (A) Z. 21 u. a.)

K. Lateinisch.

1. Lauer-Samaran. Taf. 6 letzte Zeile unten. Diplom Chlowigs II. 22. Juni 634. Merovingische Kanzleischrift. Paris, Archives Nationales K 2, Nr. 3.

Steffens ², Taf. 28 letzte Zeile. Diplom Childebert's III. 10. Januar 695. Paris, Archives nationales K 3 Nr. 9. Urteilspruch Childeberts III (695—711).

3. Lauer-Samaran Taf. 38 letzte Zeile. Diplom Chilperichs II. 28. Febr. 717. Paris, Archives nationales K 4 Nr. 3.

4. Bonelli 771. Z. 10. Langobardische Privaturkunde aus der Zeit des Desiderius. (Locate) 24. April 771.

5. Wilhelm Arndt: Schrifttafeln zur Erlernung lateinischer Paläographie 4. Aufl. von M. Tangl) Berlin 1904. Erstes Heft Taf. 10 letzte Zeile. Kursive der Merovingischen Reichskanzlei — Urkunde Theuderichs III vom 30. Okt. 688. (Umbiegung am unteren Ende des Buchstabens nach Lauer-Samaran. Taf. 17 letzte Zeile berichtigt.) Paris, Archives nationales K 3 Nr. 2.

6. Nach van Hoesen Taf 6 col. 1. Lateinische Kursive 1. April 540. Rom, Cod. Vat. 6064. (Lit.-Angaben bei van Hoesen S. 162).

7. Nach L. Geitler: Die albanesischen und slavischen Schriften, Wien 1883 S. 123. Kursives k (nach Fumagalli, Delle institutioni diplomatiche, tab. I Nr. VII und Marini, I papiri diplomatici, tab. CXVI, Urkunde aus dem Jahre 540, Z. 15).

L. Glagolitisch:

1. Evang. Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Prager Fragment II r (A) nach Vajs Rukověť a. a. O. Taf. 6.
4a. Codex Zograph. (nach Jagić [Enciklopedija] Taf. III, 5 c).
4b. Psalter. Sinait. Fol. 98 r (nach Sever'janov, Taf. VIII).

L. Lateinisch.

1. Steffens ², Taf. 33, links Z. 20. Isidor von Sevilla. Alt-Italienische Bücherschrift aus Bobbio. 8. Jh. Jetzt in Mailand, Ambrosiana L. 99, parte superiore p. 34.

2. Lauer-Samaran Taf. 6 bis, Z. 13. Merovingische Kursive der Staatskanzlei. Diplom Chlodwigs II. 22. Juni 654. Paris, Archives nationales K 2, Nr. 3.

3. Lauer-Samaran, Taf. 39, Nr. 2. Inschrift auf der Rückseite des Diploms von Theuderich vom 15. September 677. (Taf. 15) l-Buchstabe im Wort „Crammolino". Merovingische Schrift.

4. Bonelli 773, Z. 12. Langobardische Privaturkunde.

5. Steffens, 100 Tafeln. Taf. 29, Z. 28. Dasselbe bei Bonelli Taf. 1, Z. 28. Langobardische Privaturkunde aus dem Jahre 721 der Regierungszeit Liutprands (713—744). Entwickelterer Zustand der jüngeren römischen Kursive in Italien. Piacenza, 12. Mai 721. Mailand, Archivio di Stato.

6. Bonelli (wie Nr. 5) Z. 24.

7. Ebda, 756, Z. 14. Langobardische Privaturkunde der Regierungszeit Aistulfs Campione 25. Okt. 756. Ital. Kursive des 8. Jh.s.

8. Champollion-Figeac, 2. Fascicule, Col. II. Z. 8. Ravennat. Papyrus. Jüngere röm. Kursive v. J. 552. Vgl. Ernesto Monaci, Archivio Paleografico Italiano, Vol. I, Roma 1897, Taf 1—4.

9. Champollion-Figeac, Chartes Latins — Charta plenariae securitatis. File 10. II'. Z. 45. Ravennatische Urkunde — Jüngere röm. Kursiv des 6. Jh.s.

10. Bonelli 771. Z. 3 (und überall) Langob. Privaturkunde. Locate 24. April 771. In der Zeile 4 muß der Eigenname nicht „Bibiano" wie Bonelli schreibt, sondern „Libiano" gelesen werden. (Große Verwandtschaft zwischen diesem l und b!).

M. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3a. Mazedonisches Blatt nach Vajs XXIII, Z. 19 (auch 13, 15 u. a.).
3b. Eucholog. Sinait. nach Vajs XVI, Z. 13.
3c. Psalter Sinait.

M. Lateinisch:

1. Faulmann (siehe bei H Nr. 7). Zeile 4, im Wort „Actum". Unterschrift auf dem Diplom Chilperichs I aus dem Jahre 583.
2. Bonelli 721, Z. 11. Langobardische Kursive des 8. Jh.s.
3. Bonelli 721, Z. 18 (wie Nr. 2).
4. Ebda 735, Z. 1, Langobardische Kursive des 8. Jh.s.
5. Ebda 721, Z. 12 (wie Nr. 2).
6. Ebda 735, Z. 14 (wie Nr. 4).
7. Ebda 721, Z. 24 (wie Nr. 2).
8. Paul Deschamps: Etude sur la Paléographie des inscriptions lapidaires. de la fin de l'époque mérovingienne aux dernières aunées du XII siecle. Paris 1929. S. 73. Grabinschrift aus Poitiers. Steinschrift. Deschamps datiert die Schrift nicht, er setzt sie in seiner Tabelle zwischen andere Schriften aus den Jahren 682 und 814.
9. Lowe I, Nr. 59, Z. 6. Homilien. Unzialschrift des 8. Jh.s. Entstehungsort unbekannt. Vatic, Lat. 18501 (olim Vatic. Lat. 3321, fol. 1—11).
10. Lowe II, Nr. 265. Z. 1, 4, 8). Unzialschrift des 8. Jh.s. geschrieben in England (wie A Nr. 12).

Lowe I, Nr. 113. Collectio Canonum. Unziale des 8. Jh.s. Vatic. Reg. Lat. 1997. Hier ein flüchtig geschriebener m-Buchstabe, des im ganzen 8. Jh. herrschenden unzialen m. Sorgfältigere kalligraphische Formen mit großen Rundbogen z. B. im großart.gen Codex Amiatinus aus der florentrni'chen Biblioteca Laurentiana; bei Steffens², Taf. 21, Z. 5, 12 u. a. Geschrieben um das Jahr 700.

N. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Eine der n-Formen, die Zogr., Chloz, Eucholog Sinait., Evang. Mariin., Evang. Grigororič. beherrscht.
4. Eine jüngere Form (nicht jünger als 15. Jh.) m einer zyrillischen Handschrift, in der Festen-minea Nr. 105 des Klosters Zographos auf dem Athos. Nach M. N. Speranskij, Tajnopiś v Jugoslavjanskich pamjatnikach piśma. S. 5, Abb. 1. [Enciklop. Slav. Filol., Lieferung 4,3] Leningrad 1929. Dieses n steht in einer glagolitischen Zeile „az Danïil pisach sïa" — „Ich Daniel habe dies geschrieben." Es erinnert an die n-Formen der Prager Fragmente.
5. Prager Fragmente.

N. Lateinisch:

1. De Laborde. Musée des archives (siehe I, Nr. 7) S. 17. Unterschrift des Chlodwig III, Chaton 12, August 691 in Wort „nostrum". In derselben Zeile mehrere ähnliche n-Buchstaben mit ausgefüllten Schleifen. Zwecks Veranschaulichung des Zusammenhanges mit dem glagolitischen n-Buchstaben wurde einer von ihnen — 1! — bei uns in der liegenden Lage gezeichnet! (entnommen dem Wort nostri.).
2. Lauer-Samaran, 12, Z. 8 im Wort „mancipiis" Diplom Chlothars III zw. 657 und 673. Meroving. Kanzleischrift, Paris, Archives nationales, K 2, no. 5 (vergl. Nr. 6).
3. Lauer-Samaran, 4 bis, Z. 3. Papyrusurkunde Dagoberts I ausgestellt zwischen 4. I. 629 und 19. I. 639. Merovingische Kanzleischrift. Paris, Archives nationales, K 1, no. 9,
4. Steffens², Taf. 28, Z. 2. Diplom Childeberts III. 10. Januar 695. Diplomschrift der merovingischen königl. Kanzlei.

5. Steffens² wie Nr. 4, Zeile 7.
6. Lauer-Samaran 12, Z. 4. Diplom Chlothars III. zwiſchen 657 und 673. Merovingiſche Kanzleiſchrift. Paris, Archives Nationales, K 2, no. 5.
7. Lauer-Samaran, 37, Z 7. Diplom Chilperichs II. 7. März 716. Paris, Archives nalionales, K 3, no. 19. Meroving. Kanzleiſchrift.
8. Faulmann (ſiehe bei H, Nr. 7). Z. 4 Wort „nunas", Merovingiſch 583 J.
9. Champollion-Figeac: Chartes latins, 2e Fasc. Col. VI Folle 5, Z. 1 (und öfter). Jüngere römiſche Kurſive des 6. Jh.s. (Ravennatiſche Urkundenſchrift.)
10, 11. Bonelli 721, Z. 13 und 16. Langobardiſche Privaturkunde.
12. Steffens², Taf. 30, Z. 12. Evangeliar von Kells. (Book of Kells). Dublin Library of Trinity college. Iriſche Schrift. Wird meiſtens in das Ende des 7. Jh.s. geſetzt. Ein Majuskelbuchſtabe, der in verwandter Form mit einem kürzeren Anfangsſtrich auch in der runden iriſchen Minuskel desſelben Prachtwerkes und auf dem Kontinent in verſchiedenen Handſchriften des 8. Jh.s. auftritt.
13. Zimmermann: Vorkarolingiſche Miniaturen II. Taf. 118 überall. Gregor, Fol. 1a. Berlin. Theol. lat. Fol. 354. Die Schrift abhängig von Corbier.

O. Glagolitiſch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3., 4. Codex Zograph.

O. Lateiniſch:

1. Prou, Taf. V, Abb. 8; im Wort „Sancto" Reliquienbeſchriftung, Schatzkammer der Kathedrale in Sens (Yonne). Merovingiſche Minuskel.
2. Prou, Taf. V, Abb. 8; im Wort „Fedolo" (daſelbſt wie Nr. 1).
3. Steffens² 28, Z. 6. u. a. Diplom Childeberts III. 10. Januar 695. Meroving. Schrift (ſiehe bei N Nr. 4). Im Wort „recognovit".
4. De Laborde (ſiehe bei I Nr. 7) S. 22. Pergamenturkunde aus der Zeit Childeberts III. vom 13. Dez. 710. Paris, Arch. nat. K 3, Nr. 15. Verwandter Buchſtabe z. B. bei Lauer-Samaran Taf. 24 Z. 15 in Wort „domni" mit kürzerem Auftakt und ohne daß die Schlinge berührt wird.
5. Steffens² 28, Z. 5 u. a. Dieſelbe meroving. Urkunde wie Nr. 3.
6. Champollion-Figeac, Chartes Latins . . . 2e Fascicule, Col. III Z. 4. Jüngere röm. Minuskel aus d. J. 552. (Ravennatiſch.) Paläographiſch ausgewertet bei L. Geitler: Die albaneſiſchen und ſlaviſchen Schriften. Wien 1883. S. 136.
7., 8. Bonelli 721, Z. 10 u. 26. Langobard. Privaturkunde der Regierungszeit Liutprands. Jüngere römiſche Kurſive im Langobardenreich. Archiv Mailand.
9. Lauer-Samaran, Taf. 19. Z. 4. Diplom Chlodwigs III., 12. Auguſt 691. Paris Arch. nat. K 3, Nr. 3. Merovingiſche Kanzleiſchrift.
10. Lauer-Samaran Taf. 24 Z. 3 im Wort „pago". Diplom Childeberts III. Paris Arch. nat. K 3, Nr. 8. Meroving. Kanzleiſchrift (13. Dez. 695).
11. Lauer-Samaran Taf. 24, Z. 12 im Wort „concessum" merovingiſch, 13. XII. 695 (ſiehe Nr. 10).
12. Lauer-Samaran Taf. 12 bis, Z. 4. Das zweite o im Wort „Chlodovio". (Zu vergl. in derſ. Zeile im Wort „domno") zw. 657 u. 673. Meroving. Kanzleiſchrift. Paris Arch. nat. K 2, Nr. 5.

P. Glagolitiſch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Zograph.
4a., 4b. Euchologium Sinaiticum (Kondakovs Blatt) nach Karinſkij, Taf. 7.

P. Lateiniſch:

1. Lauer-Samaran, Taf. 4 Z. 11. Anfangsbuchſtabe im Wort „perpetualiter". Diplom Dagoberts I. (zu ſetzen zw. 629 u. 630, ſiehe Lauer-Samaran, Textſeite 5, Anm. 5). Arch. nat. K 1, Nr. 9. Merovingiſche Kanzleiminuskel.
2. Wie Nr. 1, Z. 2.
3. Lauer-Samaran. Taf. 8, Z. 8. Papyrus-Diplom (Chlodwig, II. zw. 639 u. 657 J. Paris, Arch. nat. K. 2, Nr. 4). Meroving. Kanzleiſchrift.

4. Lauer-Samaran, Taf. 2, Z. 9. Urk. Chlothars II. Papyrus zw. 584 u. 626 J. Paris, Arch. nat. K. 1, Nr. 4. Meroving. Kanzleischrift.

5. Lauer-Samaran, Taf. 12 bis, Z. 2 im Wort „ipsi" Chlothar III. Papyrus zw. 657—673. Paris, Arch. nat. K 2, Nr. 5. Meroving. Kanzleischrift.

6. Steffens², Taf. 28 Z. 20. Diplom Childeberts III. 695 J. Paris, Arch. nat. K 3, Nr. 9. Meroving. Schrift.

7. Steffens², Taf. 22. Urkunde aus Ravenna. 572 J. Jüngere röm. Kursivschrift, London, Brit. Mus. Add. Ms. 5412. Gewöhnlich fängt dieser Buchstabe mit einem Häckchen an.

8. Lauer-Samaran, Taf. 16, Z. 7 (oben nicht spitz zulaufend und mit noch deutlichem Häckchenansatz am Stiel Z. 13) u. a.

9. Leopold Delisle, Notice sur un manuscrit mérovingien de la bibliothèque d'Epinal. Paris 1872. Taf. I, Z. 10, Unzialminuskel.

10. Brandi, Ein lateinischer Papyrus . . . [Archiv für Urkundenforschung V, Taf. I], Z. 6. Lat. Urkunde aus d. J. 505. Manchester — John Rylands library.

11. Champollion-Figeac, Charte Latine sur papyrus d'Egypte de l'année 876. Paris 1835. Bulle des Papstes Johannes VIII. (Bestätigung der Privilegien Karl des Kahlen für ein Kloster) aus dem J. 876.

12. Ch. Reusens, Éléments de Paléographie, 1899. Taf. XIII, Z. 5. Homilien. Buchminuskel des 8. Jh.s (sogenannte „Lombardische" Schrift). Hier ein Majuskelbuchstabe, Z. 5. Königl. Bibl. — Bruxelles, manuscr. n. 9850—9852.

K. Glagolitisch:

1. Cod. Assem.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Zographensis.
4. Mazedonisches Blatt.

Q. Lateinisch:

Hier als eine sehr fragliche Möglichkeit der Beziehung zum glag. k (Siehe sonst oben den Buchstaben K.).

1., 2., 3. nach van Hoesen Tafel 6, Spalte 4, 63, 11. 8. Nov. 639. Lat. Kursivschrift; Ravenna, Erzbischofliches Archiv. (van Hoesen S. 200—202).

4., 5. Ewald-Loewe: Taf. III Z. 12 (auch Taf. II Z. 5) und Taf. III Z. 21. Kursivschrift des 7. Jh.s. Kodex in der Reliquienkammer des Eskorials.

6. van Hoesen. Tafel bei der S. 215, Nr. 120. Kursivschrift. van Hoesen. S. 214. Publikationsangaben ohne nähere Daten und ohne Aufbewahrungsort.

7. Steffens², Taf. 16 ?.

8. Steffens², Taf. 39. Z. 7. Diplom Aistulfs. 752 J. Altitalien. Kursivschrift des Langobardenreiches. Bergamo. — Biblioteca capitolare.

R. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3.
4a. Eucholog. Sinait.
4b. Fragm. des Mihanović.
5a. Eucholog Sinait.
5b. Prager Fragm. I (B).
5c. Psalt. Sinait.

R. Lateinisch:

Die sämtlichen lateinischen r-Buchstaben wurden einer langobardischen Urkunde, wie sie bei Bonelli veröffentlicht vorliegt, entnommen.

1. Bonelli, Taf. I 721 J. Z. 21, im Wort praenominatis.
2. Ebda Z. 25, im Wort rogavit.
3. Ebda Z. 7, im Wort Sigirat.
4. Ebda Z. 9, im Wort pro.
5. Ebda Z. 15, im Wort Sigirat.
6. Ebda Z. 22, im Wort Arochis.
7. Ebda Z. 33, im Wort postradita.
8. Ebda Z. 19, im Wort ipsorum.

S. („scharfes" stimmloses ss.) Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
1b. Prager Fragm. II (A).
2a. Kiever Blätter.
3b. Codex Zograph.
3a. Prager Fragm. I (B).
3b. Evangel. Mariin.
3c. Eucholog. Sinait.
4b. Mazedon. Blatt. Jagić. Taf. IV.
4c. Glagolita Clozianus (Jagić. Taf. II 3b.

S. Lateinisch:

Da das lat. Kursive s-Buchstabe höchstwahrscheinlich wie wir bei der Behandlung des nächsten Buchstabens sehen werden zur Bildung des schwachen s (in der slav. Transkription „z") verwendet wurde, griff man für das scharfe s (deutsches ß) zum lat. unzialen Buchstaben. Die Ähnlichkeit der betreffenden glagolitischen und der hier ausgewählten lateinischen Buchstaben scheint offensichtlich zu sein.

Alle Beispiele sind zumeist dem Werk von E. A. Lowe, Codices Latini . . . Oxford 1934—1935 entnommen.

1. Ebda Nr. 176. Orationes Matutinae et Vespertinae London, Additional Ms. 37518. Unziale des 8 Jh.s.
2. Lowe Nr. 147b, Z. 1, 2, 3, 4. Evangel. Math. Durham-Cathedr.-Library. A II. 16. Insulare Minuskel des 8 Jh.s.
3. Ebda Nr. 5a. Z. 3. Augustinus, Rom Vatic. Lat. 491. Insulare Minuskel des 8 Jh.s. (Der betr. Buchstabe ist eine Anfangsmajuskel) Wort „sicut".
4. W. M. Lindsay. Early Irish Minuscule script. Oxford 1910. Taf. II. Anfang des 8. Jh.s. Vita Columbae (überall).
5. Lowe Nr. 63. Z, 4 rechts. Evang., Rom, Vatic. Barberin. Lat. 570 (XII. 13). Angelsächsische Majuskel des 8. Jh.s.
6. Ebda Nr. 217, Z. 4. Evangel. Fragm. London, Royal Ms. 7. c. XII. Angesächsische Majuskel des 8. Jh.s.
7. Ebda III, Nr. 341. Mailand, Ambros. F. 84 sup. Vitae patrum. 8. Jh.
8. Lowe III Nr. 362. Mailand, Ambros. R 57 sup. Sedulius, Carmen Paschale.

S. („schwaches", stimmhaftes s = z und dz) Glagolitisch:

Buchstaben mit einem schrägen Strich stellen lautlich ein stimmhaftes s dar. In der Umschrift wird es durch ein lat. z wiedergegeben. Buchstaben mit einem senkrechten Strich entsprechen dem Lautwert ds (dz). Die endgültige Klarheit über den lautlichen Wert des letzten Buchstaben ist übrigens noch nicht vorhanden.

Ohne auf die Prioritätsfrage einzugehen sollen hier die beiden Zeichen dem lateinischen s-Buchstaben gegenübergestellt werden. Insbesondere könnte der dreieckige Buchstabe (dz) mit den lat. Nr. 7, 8, — der viereckige (z) mit dem lat. Nr. 9, verglichen werden.

1a., 1b., 1c. Codex Assemani.
2a, 2c, 4b u. 4e glagolit. z und dz. Zeichen aus verschiedenen Denkmälern.
2b. Kiever Blätter.
3a. Psalt. Sinait.
3b. Mazedonisches Blatt (nach Jagić, [Enciklopedija], Taf. IV,5).

S. Lateinisch:

1. Lauer Samaran. Taf. 3. Diplom Dagoberts I, 632 oder 633 J. Paris — Archives nationales, K 1, Nr. 5. Merovingische Minuskel. Kursive Diplomschrift.
2. Lauer-Samaran, Taf. 31, Z. 15. Vereidigung Childeberts III. 13. Dezember 710, Paris — Arch. nationales, K 3, Nr. 15. Meroving. Diplomschrift.
3. Bonelli 721, Z. 26 u. a. Langobardische Kursivschrift der Zeit Liutprands. Mailand — Archivio di Stato.
4. Bonelli 725, Z. 21. Langobardische Privaturkunde 6. Juni 725. Mailand — Archivio di Stato.
5. Ebda 735, Z. 9 u. a. Priv. Urk. Langob. Kursivschrift. 30. Januar 735.
6. Ebda 748, Z. 16.
7. 8. Steffens 2. Taf. 16. Z. 1 und 8. Kaiserliches Reskript auf Papyrus. Leiden, Rijks Museum van Oudheden. Kaiserkursive des 5. Jh.s. Ähnliche für unseren Vergleichs-

zweck ſich gut eignende s-Buchſtaben befinden ſich auf dem Pariſer Teil desſelben Reſkriptes, deſſen Fakſimile mir zur Zeit der Ausfertigung dieſer Tafeln nicht zur Verfügung ſtand.

9. Brandi, Taf. I, Z. 7. Lat. Papyrusurkunde aus dem Anfang des 6. Jh.s (ſiehe bei P, Nr. 10).

10. Ewald-Loewe, Taf. III, Z. 15. (Siehe bei R Nr. 10) Kurſivſchrift des 7. Jh.s. Doppel-s.

T. Glagolitiſch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Glagolita Clozianus (nach V. Vondrák, Glagolita Clozoův. Prag 1893. Taf. II).
4a. Evangeliar aus Ochrida.
4b. Prager Fragment II (A) nach Vajs, Rukověť. Taf. VI.

T. Lateiniſch:

1. Bonelli 725, Z. 20 im Wort „Antoninus". Privaturkunde der Regierungszeit Liutprands, Mailand, 6. Juni 725. Entwickelte jüngere röm. Kurſivſchrift des Langobardenreiches.

2., 3., 4. Ebda 737, Z. 9, 2, 3 und 14 in Verbindung mit einem o. Zu dem eigentl. t gehört alſo nur der linke Teil mit je einer Schlinge und einem Häkch n wie Nr 1. (In der Urkunde kommt öfter vor.) Langobardiſche Privaturkunde um 737 J. Entwickeltere Form der jüngeren röm. Kurſive.

5. Ewald-Loewe, Taf. III, Z. 14. Codex Escorialensis (ſ. bei R Nr. 6—8, 10) Kurſivſchrift des 7. Jh.s.

6. Steffens², Taf. 33, Z. 21. Iſidor von Sevilla, Mailand, Bibl. Ambrosiana L. 99, parte super., p. 34 Altitalieniſche Bücherſchrift aus Bobbio, 8 Jh. „ti".

7., 8., 9., 10. Steffens², Taf. 25 (oder bei Steffens. Suppl. zur erſten Aufl.) Z. 2 = „te", Z. 3 = „tu", Z. 4 = „tr", Z. 3 = „ti". Man ſieht, daß das doppelſchleifige „t" ohne Rückſicht darauf, mit welchem Buchſtaben es eine Ligatur bildet, ſeine eigentümliche Form unverändert beibehält. Merovingiſche Bücherſchrift (auch ſogen. Schrift von Luxeuil) Lectionarium Gallicanum. Paris, Bibl. Nat. Fonds latin 9427, Fol. 143. 7. Jh. (Dieſe Art erhält ſich auch im 8. Jh.)

11., 12. Bonelli, Urkunde aus dem J. 765. Zeile 26 und 22. Verbindung tus, te.

13. Champollion-Figeac (dieſelbe Zeile wie bei L Nr. 8) Ravennatiſche Kurſive aus d. J. 552.

14. Steffens², Taf. 34 a, Z. 11 „tem" im Wort „ardentem" Iſidor von Sevilla (wie Nr. 6) Altitalieniſche Bücherſchrift bus Bobbio, 8. Jh.

Anmerkung: In dieſe Tafel wurden die ſehr intereſſanten Beiſpiele der lombardiſchen t-Formen mit beiden geſchloſſenen Kreiſen bei Bonelli 721, Z. 8, im Wort havitaturis, Z. 13 im Wort subtraere, Z. 21 im Wort erit u. a. nicht aufgenommen.

V = W. Glagolitiſch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Zograph.
4. Großbuchſtabe des Cod. Zograph. (Titel des Lukasevangeliums. v. Jagić, Quattuor Evangeliorum, Codex Glagoliticus, Berolini 1879, Taf. 1; J. Vajs, Rukověť a. a. O Taf. IX)

V. Lateiniſch:

1. Lauer-Samaran, Taf 4 bis Z. 5. Papyrusurkunde Dagoberts I. (zw. 629 und 639 J.) Paris Archives nationales K 1, Nr 9. Meroving. Diplom-Kurſive.

2 Lauer-Samaran, Taf. 4, Z. 4 8 u. a. (Urkunde und Schrift wie Nr. 1).

3. Lauer-Samaran. Taf. 1, Z. 8. Papyrusurkunde Chlothars II. 625 J. Paris, Archives nationales K 1 Nr. 7. Meroving. Diplomſchrift.

4 Lauer-Samaran, Taf. 8, Z 6 u a. Papyrusurkunde Chlodwigs II. 7. Jh. Paris, Archives nationales K 2, Nr. 4. Meroving. Diplomſchrift.

5. Steffens², Taf. 25 überall. Meroving Bücherſchrift. Lectionarium Gallicanum aus Luxeuil, 7. Jh. (ſiehe bei T Nr. 7—10).

6. Bonelli 754, Langobardiſche Privaturkunde, 8. Jh.

7. K. Faulmann, Illuſtrierte Geſchichte der Schrift, Wien, Peſt, Leipzig 1880. S. 555. Schluß der Urkunde Chilperichs I. betreffend den Wiederaufbau der Kirche von Beauvais im J. 583. Meroving. Kanzleiſchrift.

8. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 5 (wie Nr. 4).

9. Brandi (Archiv für Urkundenforſchung V) Taf. I, Z. 6. (ſiehe P Nr. 10, S Nr. 9). Latein. Kurſive des 6. Jhs.

10., 11., 12. van Hoeſen, Taf. VI, Nr. 7, 15, 43. (Nr. 10 z. B. vom 8. Nov. 639). Zwei Fragmente im Erzbiſchöfl. Archiv in Ravenna. Hier als Beiſpiele des Vorkommens eines runden v-Buchſtabens. (Vgl. auch van Hoeſen, Tafel bei der S. 206, Nr. 116, Fragment aus Ravenna, Archivio Arcivescovile, 6. Jh. u. a.)

X. Glagolitiſch kommt im ganzen glagolitiſchen Schrifttum nur 5 mal vor.

Der Form und dem Lautwert nach entſpricht das Zeichen einem in den lateiniſchen Texten ſehr häufig vorkommenden griechiſchen χ-Buchſtaben in der Kürzung des Nomen Sacrum Xp.

1. Codex Assemani.

2. Psalt. Sinait. fol. 113 im Wort χlъbmi (nach Sever'janov, Sinajskaja psaltyr Petrograd 1922, S. 149).

3. Abcedarium Bulgaricum. Hier unter Bezeichnung „ot“. Die Bezeichnung iſt ſicher falſch da auch der folgende Buchſtabe „c“ den falſchen Namen „pe“ trägt. Der eigentliche „pe“-Buchſtabe fehlt.

4. Psalt. Sinait. fol. 78. Nach Sever'janov a. a. O., Taf. VII.

X. Lateiniſch:

Der X-Buchſtabe kommt in dem Namen Christus und anderen davon abgeleiteten Worten wie z. B. Christiani = Xpiani u. ſ. w. in allen lat. Schriftſchulen vor.

1. Steffens², z. Zt. Antiphonar von Bangor. Iriſche Schrift. Mailand. Bibl. Ambrosiana C. 5, parte inferiore. Fol. 30. 680—691 J.

2. Bonelli 735, Z. 1. Spätere (jüngere) röm. Kurſive des Langobardiſchen Königreichs. 8. Jh. Mailand. Archivio di Stato.

3. Lauer-Samaran, Taf. 1, Z. 2. Merovingiſche Diplomſchrift des 7. Jh.s. Paris Arch. Nat. K 1. no. 7.

4. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 4. Meroving. Diplomſchrift des 7. Jh.s. Paris, Archives nationales K 2, no. 4.

5. A. Delisle (ſiehe bei P Nr. 9) Taf. III, Z. 6 (auf neun Zeilen des Fakſimile kommt das Zeichen „xp“ drei Mal vor).

6. Lauer-Samaran, Taf. 6 bis Z. 10. Merov'ng. Diplomſchrift des 7. Jh.s. Paris, Arch. nat. K 2, no. 3.

7. Wilhelm Schubart, Papyri graecae berolinensis. Bonnae 1911. Taf. 46, Z. 5. Vadimonium des Kaiſers Fl. Mauricius aus dem Jahre 599. Kanzleiſchrift der oſtrömiſchen Kaiſer. Obwohl griechiſch, hier als Vergleich herangezogen: 1) wegen der eigenartigen X-Form in dem zuſammenhängenden Doppelbuchſtaben χρ, 2) wegen der auffallenden Verwandſchaft dieſer griechiſchen Schrift mit lateiniſchen Schriftarten.

Y. Glagolitiſch:

1. Cod. Assem.

2. Kiever Blätter. Die eingeklammerte Form gehört in anderen Zuſammenhang und wurde unter „i“ behandelt.

3a. Codex Zograph. Titel. 5. Buchſtabe des Lukasevangeliums.

3b. Psalt. Sinait (nach Vajs a. a. o. Taf. 15.

4. Codex Zograph. (nach Jagić, Enciklopedija a. a. O. Taf. III. Nr. 5c.)

Y. Lateiniſch:

1. Lauer-Samaran, Taf. 6 bis S. 13, in der Namensunterſchrift „Syghichelmus“. Diplom Chlodwigs II. vom 22. Juni 654. Merovingiſche Kurſive. Paris, Arch. nat., K 2 no. 3.

2. Kiever Blätter.

3. Ch. Reuſſens: Éléments de Paléographie, Louvain 1899. Taf. 9, Z. 18. Hlg. Gregor von Tours. Merovingiſche Buchſchrift des 7. Jh.s aus Corbie. Paris, Nat. Bibl. Fonds lat. no. 17655.

4. F. Ehrle und P. Libaert, Specimina Codicum latinorum vaticanorum. Bonn 1912. Taf. 9. Z. 6, 9, 15. Cassiodorus, de instit. div. litter. Norditalieniſche Halbkurſive des 8. Jh.s.

5. Lauer-Samaran. Taf. 31, Ziff. 15, im Wort „syc“ (= sic)! Diplom des Childeberts III. Paris, Arch. nat. K 3, no. 15. Merovingiſche Kanzleiminuskel.

6. van Hoeſen, Taf. Nr. 119 bei der S. 213. Letzter Buchſtabe. Schenkungsurkunde. Rom, Vaticana, 6. oder 7. Jh.

Z. Glagolitiſch:

1. Cod. Assem.
2. Kiever Blätter.
3a, Psalt. Sinait. (nach Jagić, Enciklop. a. a. O. Taf. VI, Ziff. 6.).
3b. Psalt. Sinait, S. 197 letzte Zeile (nach Geitler a. a. O.).
4a. Psalt. Sinait. S. 11a, Z. 18, große Schrift im Wort Konec.
4b. Ebda S. 216, Z. 12 (nach der Tafel bei Geitler a. a. O.)

Z. Lateiniſch:

Mit Ausnahme der Nummern 4 und 5 ſind alle Z-Buchſtaben den langobardiſchen Privaturkunden des achten Jahrhunderts entnommen und zwar:

1. Bonelli 735, Z. 16;
2. Ebda 756. Z. 12;
3. Ebda 777, Z. 10;
4. und 5. E. E. M. Thompſon, An introduction to greek and latin palaeography, Oxford 1912. Taf. 3, S. 337. Lateiniſche Kurſive, 572 J. (Pal. Soc. i 2, 28.)
6. Ebda 777, Z. 17;
7, 8, Ebda 793, Z. 33;
9. Ebda 777, Z. 13;
11. Ebda 756, Z. 16 und ähnlich Z. 5.

Anmerkung: Es ſei noch außerdem auf eine Stelle in der langobardiſchen Urkunde aus dem J. 725 hingewieſen, wo ein ſolcher z-Buchſtabe im Wort nationi — alſo nazioni — vorkommt (Bonelli 725, Z. 8). Ein eindeutiger Beweis für die ts-Ausſprache des uns angehenden Buchſtabens, wobei uns die ausgewerteten Urkunden Unterlagen auch in dieſer Hinſicht liefern (Vergl. Text S. 586).

Anmerkungen zur Tafel III.

Die griechiſchen Schriftformen von Taylor, Jagić, Běljaev, Conev und Kul'bakin, wie auch die lateiniſchen von Weſſely wurden den in den Textanmerkungen angeführten Werken der betreffenden Verfaſſer entnommen.

Ernſt Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftſteller.

Der Mann und das Werk.

Von Alfred Klug (Bacău)[1]).

Fragen wir uns zunächſt: welche Quellen ſtehen uns bei der Erfaſſung der dichteriſchen Tätigkeit N.s in der Bukowina zur Verfügung? Wir können ſie in gedruckte und geſchriebene einteilen. Unter ſeinem Namen ſind erſchienen: „Die vier Himmelsgegenden der Ehe", Wien 1855, „Lieder aus der Bukowina", Wien 1855, „Erzählungen aus der Bukowina", Czernowitz 1869, „Die Nogaiaſchlacht", Radautz 1875, [1a]) „Die Ideonen", Hamburg 1882, und „Der Handel um die Seele", Czernowitz 1886.

Ferner brachten Gedichte bzw. Erzählungen die Zeitung „Bukowina", das „Album neueſter Dichtungen", herausgegeben von Ludwig Adolf Staufe (Simiginowicz), Wien 1852, die verſchiedenen „Buchenblätter" (1864, 1870, 1871), das „Poetiſche Gedenkbuch", herausgegeben von L. A. Staufe, Czernowitz 1875, die „Bukowiner Hausblätter", herausgegeben von Heinrich Nadler, Czernowitz 1873 ff, u. a.

An nicht gedruckten Schriften muß vor allem die Cantavita genannt werden,[2]) die neben anderen Werken auch das nicht gedruckte Epos

---

[1]) Als Lehrer am letzten Gymnaſium in der Bukowina, dem die rumäniſche Regierung die deutſche Vortragsſprache belaſſen hatte, war mir die Möglichkeit geboten, einen Teil meiner umfangreichen Neubauerſtudie im Schulprogramm zu veröffentlichen. Von dem Satze ließ ich mir nachher Sonderdrucke herſtellen. Da löſte die Regierung Jorga im Winter 1931/32 die Oberſtufe dieſer Anſtalt auf. Das Untergymnaſium war nicht mehr imſtande, ein Programm erſcheinen zu laſſen. Ich ſelbſt wurde nach Bacău verſetzt.

Im Jahre 1934 vollendete ich trotz aller Schwierigkeiten, die ſich mir durch die Entfernung von der Univerſitätsbibliothek in Czernowitz uſw. in den Weg ſtellten, den wichtigſten Teil meiner Arbeit, nämlich den über die Tätigkeit Neubauers in der Bukowina. Aber vergeblich wartete ich auf die Wiedererrichtung des deutſchen Obergymnaſiums in Czernowitz, um die Arbeit drucken zu laſſen, bis mir Herr Dr. Fritz Valjavec den Vorſchlag machte, meine Arbeit in den „Südoſtdeutſchen Forſchungen" veröffentlichen zu wollen.

Die Leſer dieſes Teiles meiner Neubauerſtudien mache ich aufmerkſam, daß ich den erſten Teil: „Der Mann" und die erſte Abteilung des zweiten Teiles: „Das Werk" (Czernowitz 1931—33) an alle Univerſitätsbibliotheken Deutſchlands und an viele in anderen Ländern geſchickt habe. Sie ſtehen alſo Fachkollegen für allfällige Forſchungen und Berichte zur Verfügung. In der gegenwärtigen Studie zitiere ich beide Teile nur unter Angabe der Teilnummer (I bzw. II).

Bacău, im Mai 1939.

[1a]) Dieſes Datum gibt Nibio in ſeiner „Geſchichte der Buchhandlung Schledt in Radautz" (1931) an. Kaindl hat, a. a. O., das Jahr 1876 angegeben. Im Buche ſelbſt iſt das Erſcheinungsjahr nicht vermerkt.

[2]) ſ. I. S. 8.

„Darius" enthält; ferner beſitze ich einige Gedichte von N., die mir Dr. Päunel überlaſſen hat. Nibio hat mir eine von einem Unbekannten herrührende Abſchrift des einaktigen Luſtſpieles „Das Mädchen von Kaliczanka" eingeſchickt, das nach einer Notiz in der „Bukowina" am 10. März 1865 in Czernowitz aufgeführt wurde. Ueberdies beſitze ich die Umarbeitung der Ideonen, über die ich ſpäter ausführlicher handeln werde.

Offenbar iſt manches von N. ſpurlos verloren gegangen. So kündigt er am Schluß ſeiner Erzählungen aus der Bukowina drei Bände an, aber nur einer iſt erſchienen. In derſelben Rubrik wird zur Subſkription auf die dramatiſchen Schriften eingeladen. Nach Kaindl ſollen von ihm „Die alte Kokette" und „Falſche Adreſſe" gedichtet worden ſein. Ich habe nichts darüber erfahren können. Schließlich kündigte N. noch einen Band „Fabeln und Märchen" an. Einige von ihnen dürften die in der Cantavita enthaltenen ſein; hatte er noch andere für dieſen Band gedichtet?

Eines aber iſt ſicher: außer den oben erwähnten Werken iſt nichts im Druck erſchienen, ſo daß man die Annahme, es ſei im Jahre 1872 noch ein zweites Bändchen Erzählungen gedruckt worden, entſchieden ablehnen muß. Irgendwo hätte ſich ein Exemplar dieſes Bändchens erhalten haben müſſen; ſchon Kaindl hat deshalb an der Richtigkeit jener Angabe gezweifelt.

Der beſſeren Ueberſicht halber werde ich N.s dichteriſches Schaffen in folgender Reihenfolge beſprechen: a) Lyrik, b) Epik (in gebundener und ungebundener Form), c) Dramatik. Die Ideonen, ſein größtes Werk, will ich am Schluß unter d) behandeln.

a) Lyrik

An der Schwelle dieſer Periode in N.s Schaffen ſteht das Büchlein: „Die vier Himmelsgegenden der Ehe", das in Taſchenformat erſchienen iſt (8×12).[3]) Das Buch iſt ohne Bezug auf den Inhalt der Gedichte, offenbar nur um dem Titel zu entſprechen, in zwei Abſchnitte eingeteilt und zwar I. Oſten und Süden (S. 9—30), II. Norden und Weſten (S. 33—61). Streng genommen gehört dieſer Gedichtband nicht in die Gruppe der in der Bukowina entſtandenen Werke N.s, da er die in ihm enthaltenen Gedichte in Wien als Gruß an ſeine Frau dichtete.

Ziemlich bunt zuſammengewürfelt ſind hier Gedichte vereinigt, die ſich entweder auf Amalie ſelbſt oder auf Liebe und Ehe im Allgemeinen beziehen. Der Durchſchnitt ragt nicht über die ſonſt üblichen Liebesgedichte Ungezählter hervor, viele von ihnen können wegen ihrer Schablonenhaftigkeit durchaus nicht unſer Gefallen erregen. Sympathiſch hebt ſich folgendes Gedicht durch ſeine natürliche Sprache ab:

---

[3]) S. I. S. 37.

Die Poeſie der Ehe

Zufriedenheit, Zufriedenheit,
Wenn's auch nicht ewig Silber ſchneit!
Ein treues Herz, ein warmes Blut,
Geſunder Sinn und friſcher Mut,
Vertraun, Verſtand und Phantaſie,
Glaub', Hoffnung, Lieb' und Sympathie,
Nicht Kochtopf und nicht Buch allein—
All dieſe Ding', vereint in Zwei'n,
Und dann bei Sturm und Sonnenſchein
Feſt ausgeharrt in Luſt und Wehe:
Das iſt die Poeſie der Ehe.

Von den vielen kleineren Gedichten und Sinnſprüchen möchte ich hier einen anführen:

Der Jäger will fangen ein Reh,
Ihn treibt ein heißes Verlangen.
Da haben im Walde am See
Zwei Augen den Jäger gefangen.

Es iſt bezeichnend, daß N. ſelbſt weder den Gedichten der „Vier Himmelsgegenden" noch denen aus „Schilf und Weide", noch den „Patriotiſchen Liedern" den „Eintritt in den Salon der Cantavita" gewährt hat.[4]) Wenn er aber dann weiter ausführt, daß er die Gedichte der vier Himmelsgegenden „wegen ihres raſenden Liebesdranges nur an Damen verteilt" habe, ſo ſtimmt das in zweifacher Hinſicht nicht. Denn erſtens ſind dieſe Gedichte nicht „raſender" als viele andere, die er in die Cantavita aufgenommen hat, dann aber bot er ſelbſt ſie in dem Anzeigeteil der „Bukowina" wiederholt zum Kaufe.

Den Aufenthalt in Wien benützte N. auch dazu, einen größeren Gedichtband drucken zu laſſen, den er „Lieder aus der Bukowina" nannte. Sie haben zwar mit der Bukowina ſo gut wie nichts zu tun; nur in zwei von ihnen hat er dieſes Ländchen zum Schauplatz der Handlung gewählt. Sie verdienen aber den Titel, weil ſie zumeiſt in der Bukowina entſtanden ſind. Der Band (140 Seiten) iſt dem Gutsbeſitzer Janco Freiherrn von Muſtazza „in Freundſchaft" gewidmet.[5]) Die meiſten dieſer Gedichte wurden, hie und da mit kleinen Aenderungen, in die Cantavita aufgenommen. Ebenſo verhält es ſich mit den in den „Buchenblättern" oder „Album" erſchienenen Gedichten. N. hat die Wahl mit feinem Geſchmacke vorgenommen, ſo daß wir uns auf die Beſprechung der wichtigſten unter den in der Cantavita erſchienenen Gedichten beſchränken können.

---

[4]) S. Cantavita, S. 313 f.
[5]) S. I. S. 40.

Mit dem Gedichte: „Der Bote aus dem Flammenreiche“ leitet N. das erſte Buch der Cantavita ein.

Ich ſtamme aus dem Flammenreich!
Und wollt' ich's auch verhehlen,
Mein ſiedend Blut, es wird ſogleich
Die Kunde laut erzählen.

Und in der Tat ſind ſehr viele dieſer Gedichte „flammend“; die „harmonieentſtammte Liebes-Sinnenluſt“ feiert Triumphe. Im Gedicht „Was iſt mit mir geſchehen?“ bekennt er:

Nimmer bann' ich jetzt die Flammen,
Die mir Herz und Kopf entzünden,
Nimmer dieſe Macht der Reize,
Die das Paradies mir künden.

Ach, wie ſollt' ich Weisheit fördern,
Geiſtes-Kraft und -Herrſchaft lehren,
Der ich Tag und Nacht vor Augen
Wogen ſeh' die Hemiſphären!

Im Gedichte „Das Band“ bittet er ein Mädchen, ihm ein Schleifchen zu ſchenken; die aber ſteckt es in den Buſen. „Blitzgeſchwind darnach geſtreckt, ſtürmte meine Hand“.

Seit das rote Schleifchen ich
Rauben wollt' im Scherz,
Quält ein flammend Fieber mich,
Brennt mir Hirn und Herz.

Wenn er zum „Ball“ geht, leidet er ſchwere Qualen.

Aber dieſe Glutgeſichter,
Dieſe Brüſte, ſchneeig weiß,
Dieſe Schultern, Arme, Nacken
Machen mir doch allzuheiß.

Dieſem ſtürmiſchen Verlangen, dieſer Glut der Empfindung kann auch die Kälte in der Natur nichts anhaben. In dem Gedichte „Schlittenfahrt“ erzählt er von einem Pärchen, das zum Faſching fährt:

Außen Froſt und Flockentanz,
Spiel der rauhen Weſte,
Eiſesſang und Silberglanz
Dichtbereifter Aeſte.

Hier der heiße Liebesmut,
Küſſen, Jauchzen, Scherzen,
Händedruck und Feuerglut,
Flammenloh im Herzen.

Ja, ſelbſt „Bei dreißig Kältegraden" fühlt er beim Stelldichein keine Kälte. Und ganz unzweideutig ſingt er:

Wie brannten wir in Flammenglut,
Wie wallte ſiedend unſer Blut,
Bei dreißig Kältegraden!

Der Schnee, der uns gedient zum Pfühl,
Wie ſchmolz ihn unſer Hochgefühl!
Bei dreißig Kältegraden!

ohne zu überlegen, daß das Eiswaſſer die Glut denn doch gelöſcht hätte!

Wir müſſen nur die Titel der meiſten anderen Gedichte leſen (z. B. Kühlung im Feuer, Die Liebesſchule, Höchſte Liebe, Liebesnecken, Liebesruf uſw.), um zu merken, daß N.s lyriſche Gedichte zumeiſt der Verherrlichung der Liebe zum Weibe gewidmet ſind. Freundſchaft für die Frau kennt er überhaupt nicht. Auch Männerfreundſchaft wird nirgends beſungen, obwohl N., wie wir im erſten Teile geſehen haben, vieler Freunde ſich rühmen durfte. Heimatliebe ſchimmert nur ſtellenweiſe durch, namentlich wenn er das Leben im Bukowiner Urwalde ſchildert. Wir haben ſchon geſehen,[6]) welch jubelnde Begeiſterung ihn erfaßt, wenn er von jenen Gebirgsgegenden ſpricht.[7]) In einem einzigen Gedichte hat er für das Heimatsgefühl ergreifende Töne gefunden. Es iſt in ſeiner Weiſe ſo ſchön, daß ich es hier ungekürzt wiedergebe.

Auf der Pilgerfahrt

Wo ſeid Ihr, o Stunden der himmliſchen Spiele,
Ihr Gärten voll Roſen
Mit Duften und Koſen,
Mit Tändeln und Scherz?
Der emſige Pilger, am Weg nach dem Ziele,
Er kann's noch nicht faſſen,
Euch ewig zu laſſen,
Sein Geiſt treibt ihn vorwärts, zurück bleibt ſein Herz.

Wohl zieh ich auf ſtaubiger Straße von dannen,
Den Mantel zum Schutz und zum Schirm meinen Hut.
Nicht können den Willen die Wetter mir bannen,
Nicht zwingt mich des Mittags verzehrende Glut.
Doch weckt, wenn tagsüber ich rüſtig geſchritten,
Das einſame Dorf mit den gaſtlichen Hütten,
Der lodernde Herd und die Kinder voll Luſt
Mir Tränen im Aug' und ein Weh in der Bruſt.

---

[6]) I. S. 34.

[7]) In der Cantavita hat N. die urſprüngliche Faſſung: „Mein Herz iſt im Urwald" in die weniger ſchöne: „Mein Hort iſt im Urwald" umgewandelt.

Da zieh'n ſie vorüber, die ſeligen Bilder,
Und wenn ich's auch miede,
Das Weh wird zum Liede,
Das Lied wird zum Traum,
Bald ſtürmiſch gewaltig, bald ſanfter und milder,
Die Szenen, die Namen,
All wie ſie einſt kamen,
Das blitzt wie auf tanzenden Wogen der Schaum.

Drin leuchtet die Zeit, wo zum Schwert ward der Rocken,
Zum blutigen Greif der verwundete Wurm:
Da wirbeln die Trommeln, da wimmern die Glocken,
Und was erſt ſo ſelig, nun endet's im Sturm.
Der ſüßeſte Traum, noch ſo innig empfunden,
Er ſchlägt oft dem Herzen die bitterſten Wunden.
Doch wird auch die Luſt mit dem Leide vertauſcht:
Es bleibt noch ein Troſt, wenn nicht Hoffnung entrauſcht.

Lebt wohl, o ihr Hütten, kann länger nicht bleiben,
Ihr ſchlummernden Kleinen!
Faſt will es mir ſcheinen:
Der glühende Kuß —
Durch Rankengewind' und vergoldete Scheiben —
Er treibt aus der Kammer
Den weilenden Jammer
Und bringt euch der Freude hellſtrahlenden Gruß.

Wohl wand're ich weiter und weiter von dannen,
Der Morgen, ſo friſch, hat die Trauer verweht.
Nur eins kann ich nicht aus dem Sinne verbannen,
Es ſtiehlt ſich als Seufzer ins Morgengebet:
O Heimat, o Heimat, wann ſeh' ich dich wieder?
Ein Nebelheer winket im Weſten dort nieder;
Noch dauert der Kampf, doch die Sonne durchbricht
Die Wolken, bald ſtrahlt mir ein heimliches Licht!

Ein Vaterland exiſtiert für N. ſozuſagen überhaupt nicht. Was er an wirklicher (oder nur gemimter?) Vaterlandsbegeiſterung beſeſſen, hat er in den patriotiſchen Liedern verausgabt. Jetzt iſt er Weltbürger geworden, wie wir das an einer ſpäteren Stelle ſehen werden.[8])

Wenn ich aber vorhin geſagt habe, daß N. nur ſelten das Heimatgefühl beſungen hat, ſo will das ſelbſtverſtändlich nicht heißen, daß er nicht die Natur liebt. Wunderſchöne Beſchreibungen hat er in den Bukowiner Erzählungen und an manchen Stellen der Ideonen gegeben. Aber auch ſeine lyriſchen Gedichte bergen manche Perle, wie z. B. das folgende, das an das berühmte Gedicht Walthers von der Vogelweide erinnert:

[8]) Ideonen, XVI. Geſang.

Im Maimond[9])

Sang ein Vogel leicht und loſe
Einſt am Baum ſein Morgenlied.
Unten hört's die wilde Roſe,
Die verſteckt im Buſche blüht.
Lauſchte, was ſo luſtig ſchallt:
Tirilai, tirilai!
Trug's der Wind durch Tal und Wald.
War im grünen Mai.

Vogel guckt zur Roſe nieder,
Roſe ſpäht zum Baum empor.
Sanfter klingen ſeine Lieder,
Glüh'nder wallt ihr Duft hervor.
Leiſe rauſcht es, tönt ſo traut:
Tirilai, tirilai!
Bis ſich eins im andern ſchaut.
Heil dir, grüner Mai!

Dort im Wald auf weichem Mooſe
Baut der Vogel ſich ein Neſt,
Ihre Arme ſchlingt die Roſe
Um die zarten Jungen feſt.
Und es zwitſchert ſüß und traut:
Tirilai, tirilai!
Wandle hin! Es tönt zur Stunde
Noch im grünen Mai.

Ich werde auf dieſes Gedicht noch ſpäter zu ſprechen kommen. Jetzt möchte ich noch ein anderes Gedicht anführen, das durch ſeinen gefälligen Rhythmus angenehm auffällt.

Lebenslied

Es wecke die Fluren der koſende Weſt,
Der Storch und die Schwalbe, ſie bauten ihr Neſt,
Zur reizenden Blüte die Knoſpe gedieh,
Es tändeln Libellen und Falter um ſie.

Und heißer erſchließen und ſchöner zumal
Sich Lilie und Roſe dem himmliſchen Strahl.
Doch Tal und Geſtade, erfaßt von der Glut,
Sie lechzen entgegen der kühlenden Flut.

Da brauſen die Boten, entſendet vom Nord,
Es flüchtet die Schwalbe, der Kranich iſt fort.
Die Blümlein am Anger, die Blätter im Hain,
Sie nicken zum Abſchied und ſchlummern dann ein.

[9]) Vgl. das Faksimile auf der 3. Seite des I. Bandes.

Und wißt ihr, wohin ſie im Sturme entrauſcht?
Hinein in die Werkſtatt, die niemand belauſcht,
Hinein in die Werkſtatt, die alles vereint,
Auf daß es von Neuem im Frühling erſcheint.

Jetzt will ich eines der ganz wenigen Gedichte wiedergeben, die ſich auf die Bukowina ſelbſt beziehen. Der ſüdlichſte Fluß dieſes Ländchens, die „goldene Biſtritza", wie man ſie zum Unterſchiede von einem gleichnamigen Fluß in Galizien und einem in Siebenbürgen nennt, iſt ſeit langem durch Anlegung von Schleuſen floßbar gemacht worden. Eine Floßpartie von Kirlibaba ins Kolbutal gehört zu dem Schönſten, was dieſes Land bieten kann.

Auf der Biſtritza

Auf ſchaukelndem Floße,
Auf ſchäumender Flut,
Du brauner Genoſſe,
Wie ſchiffeſt du gut!

Wie ſchoß durch die Schnelle
Das Fahrzeug in Haſt,
Wie floh die Forelle,
Wie bog ſich der Maſt!

Die Blumen, wie nickten
Sie freundlichen Gruß,
Die Berge, wie ſchickten
Sie würzigen Kuß!

Und drüber der Himmel
So blau, ſo rein —
O Leben, o Liebe,
O Sonnenſchein!

Hinab das Geſtade,
So reizend geſchmückt,
Daß nie die Najade
Ein ſchön'res erblickt.

Wie tauten die Wieſen
Zu Seiten der Bahn,
Wie ſchauten die Rieſen
Des Urwalds uns an!

Die Lüfte, wie ſachten
Sie Wangen und Bruſt,
Die Augen, wie lachten
Sie Liebe und Luſt!

Wie habt ihr gebunden
Die Herzen ſo zart!
O ſelige Stunden,
O glückliche Fahrt!

*

Neben dem leidenſchaftlichen Gefühle für die Frau iſt es nur noch die Liebe zur Muſik, die unſeren Dichter tief ergreifen kann. Ihr hat er begeiſterte Strophen geweiht.[10]) So ſchildert er im „Türmer" den Eindruck, den das Lied des Turmwächters mitten im Toſen der Elemente hervorruft.

Das ſchmettert ſo hell, es iſt eine Luſt,
Das klingt in die Straßen hinunter,
Das greift in die zagende Menſchenbruſt
Und jegliches Herz wird munter.

Das ſchmettert empor ſo kühn und laut,
Als wollt' es dem Wetter trotzen,
Als lacht' es, wenn Wolken und Windesbraut
Voll tödlicher Flammen ſtrotzen.

10) S. I. S. 41 f.

In der Romanze „Alexander und Timotheus“ finden ſich Chorlieder, die begeiſtert die Macht der Muſik preiſen.

Sei geprieſen, Welt der Töne,
Himmelsbote, klangbeſchwingt,
Macht, durch die das ewig Schöne
Geiſt und Herz zum Bunde zwingt!

Künde wie auf ſel'gen Bahnen
Deine Hoheit Wunder ſchuf!
Heil'ge Andacht, ſüßes Ahnen
Lauſchen deinem Zauberruf.

Menſchenherzen ſind Altäre
Für des Einklangs Königin.
Fei're dort Triumph, du hehre,
Liebentſtammte Siegerin.

Zeige, wie des Tones Zunder
Tief in unſ're Bruſt ſich ſenkt
Und durch ſeiner Kräfte Wunder
Mächtig unſ're Seelen lenkt....

Heil, o Sänger, deinem Schalten,
Das zum ſchönſten Siege führt,
Das beſänftigt die Gewalten,
Freund- und Feindesherzen rührt.

Heil dem Zauber deiner Klänge,
Der den Starrſinn bricht und bannt
Und im heißen Kampfgedränge
Selbſt den Stärkſten übermannt.

Jetzt müſſen wir auch die „Straßenlieder“ kennen lernen, von denen R. Seite 315 der Cantavita ſchreibt, daß „über ein Halbhundert mit Sehnſucht der Berufung“ in die Cantavita harrte. „Sollte ich mich der eigenen Kinder ſchämen und ſie verleugnen?“ So wählte er einige der „zahmſten“ aus und nahm ſie in dieſen Band auf. Die Straßenlieder gehören zu einer Gruppe von Liedern, die namentlich in den öſterreichiſchen Alpen als „Gſtanzeln“ ſo beliebt ſind und auf die gleiche Melodie geſungen werden. Ich gebe hier einige (mit ganz kleinen Aenderungen) wieder.

Der Michel, der glaubt es,
Als Knabe ſo gern:
Der Anfang der Weisheit
Sei die Furcht vor dem Herrn.

Doch wird er erſt Ehmann,
Dann weiß er's genau:
Der Anfang der Weisheit
Iſt die Furcht vor der Frau.

*

Eine Katz und ein Kater,
Die waren ein Herz,
Wurden Mutter und Vater
Nach der Sonnwend' im März.

Da begannen vier Junge
Zu miauen auf dem Platz,
Da kratzte der Kater,
Da biß ihn die Katz.

*

Saß ein Ochs auf der Schulbank,
Hatt' 'nen Hofstier zum Ohm,
Saß beim Ochsen ein Junge,
War gewitzt wie ein Gnom.

Und als Jahre vorüber,
Nach den Tagen der Lehr',
War der Ochs ein Minister
Und der Gnom Sekretär.

*

Jede Sach hat zwei Seiten,
Jeder Mensch seinen Sporn,
Jede Biene den Stachel,
Jede Rose den Dorn.

Es trägt seine Kehrseit
Auch das winzigste Korn;
Nur die Mädchen sind reizend
Von hinten und von vorn.

*

Wir wollen jetzt eine Frage aufwerfen, die sich beim Lesen der bisherigen Gedichte fast von selbst ergibt: Hat N. irgendwie neue Bahnen betreten? Hat er sich an irgendwelche Dichter besonders angelehnt?

Die erste Frage können wir wohl, ohne einen Moment zu zögern, mit „nein" beantworten. N. wandelt in den Spuren einer großen Tradition weiter. Nicht so leicht aber läßt sich die zweite Frage beantworten. Ja, lägen bei ihm seine Beziehungen zu einem Dichter so offen zu Tage wie etwa bei Theodor Lupul,[11]) so wäre unser Urteil leicht zu bilden. N. aber ist so vielseitig, daß man mit einer Behauptung sehr vorsichtig sein muß. Oefters zeigt er, wie dies fast selbstverständlich ist, Beeinflussung durch Goethe. Es sei mir gestattet, meine Anschauung ein wenig näher zu begründen.

Das Gedicht „Auf der Bistritza" erinnert an „Glückliche Fahrt" und „Mailied". Man vergleiche z. B. die Halbstrophe:

O Leben, o Liebe
O Sonnenschein

mit

O Erde, o Sonne,
O Glück, o Lust!

Im Gedichte „Finden und Schwinden" gibt N. nach einer Einleitung ein Zwischengespräch zwischen der Wiese und dem Bache wieder. Das erinnert uns in der Form an „Der Junggeselle und der Mühlbach" und „Wanderer und Frau" und im Inhalt an „Prometheus". Und doch! Wie selbständig hat N. neben dem Genie gebaut! Eine Stelle aus diesem längeren Gedichte möge das beweisen... Die Wiese warnt das Bächlein, das trotz ihrer Einladung rastlos weiter eilen will, statt ihre „Gluten zu stillen".

O Bächlein laß dich warnen!
Man wird dich umgarnen.
Schon mancher deinesgleichen
Wollt' es erreichen
Und hat unverschuldet
Viel Schmerz von den Menschen erduldet.

---

[11]) Vgl. Klug: Rumänen als deutsche Dichter, 1930.

Bald bau'n ſie dir Schleuſen
Und fiſchen mit Reuſen
Und Angelruten
Die ſtillſten Bewohner
Aus deinen Fluten,
Zieh'n Graben und Damm
Und trüben mit Schlamm
Das Silber, in dem ſonſt das Fiſchlein ſchwamm.
Und wächſt ihnen der Kamm,
So werden ſie dich ſchicken
In ihre Fabriken
Und ihre Mühlen.
Da wirſt du erſt fühlen,
Was Räder zu treiben
Und Korn zu zerreiben
Und Keſſel zu dampfen
Und Tücher zu ſtampfen
Und Hämmer zu ſchlagen
Und Schiffe zu tragen
Für ein beſchwerlich Geſchäft.

Oder man vergleiche: „Sah ein Knab ein Röslein ſtehn" mit „Sang ein Vogel leicht und loſe", und die Uebereinſtimmung der Form wird ſich von ſelbſt aufdrängen.

Wenn man aber nach dieſen Bemerkungen die Behauptung aufſtellen wollte, N. ſei durchaus von Goethe beeinflußt worden, ſo wäre das ein arger Fehler. Denn einerſeits finden ſich, wie wir bald ſehen werden, viele Gedichte, die auch an andere Dichter erinnern (bei welchem Dichter findet man das nicht?); dann aber verſtößt N. wiederholt gegen etwas, was Goethes Lyrik ſo ſehr auszeichnet: gegen die Klarheit des Geſchauten, gegen die Exaktheit der Wiedergabe der Dinge um uns. Ich habe ſchon beim Gedichte „Bei dreißig Kältegraden" auf einen Verſtoß gegen dieſe Forderung aufmerkſam gemacht. Nicht gegen die Uebertreibung richtet ſich mein Vorwurf, ſondern das Geſchmackloſe, das aus dem unklaren Erſchauen reſultiert. N. überläßt ſich eben zu ſehr dem bloßen Spiel mit Worten. Er fragt ſich nicht, ob es möglich iſt, daß die Roſe „Im Maimond" ihre Arme um die zarten Vöglein ſchlingen kann. In einem an Lenau gemahnenden Gedichte „Die Zigeunerin" läßt er das braune Mädchen über die Biſtritza ſchwimmen und am anderen Ufer landen, „wo jenſeits die ſtolze Platane winkt". Platanen in der Bukowina! Oder er läßt („Auf der goldenen Biſtritza") einen Maſt auf einem Floße (!) windgeſchwellt ſich biegen.

Ich habe vorhin ein Gedicht angeführt („Die Zigeunerin"), über das ich etwas ſpäter ausführlicher ſprechen werde, und dabei die Bemerkung gemacht, daß es mich an Lenau erinnert. An den Dichter der Melancholie,

der in ſeinen letzten lichten Stunden auf ſeiner Geige gellend auflachte, erinnert N.s

Melancholie

Am Felſen möcht' ich ſtehn,
Vom Meer umbrüllt,
Und all die Bilder ſehn,
Die es umhüllt.

Im Wogenbrand das Boot,
Vom Grab bedroht,
Den letzten Schrei der Not —
Und nichts als Tod.

Und lachen möcht' ich drauf
Durch Sturm und Graus,
Es gellte bis hinauf
Ans Sterbehaus.

Selbſtverſtändlich darf in dieſem Zuſammenhange Heine nicht fehlen. Im Gedichte der „König von Babel" rühmt ſich der Fürſt:

Mir gehört die Welt! Hier iſt mein Thron!
Ich bin der König von Babylon!

Auf Seite 47 der Lieder aus der Bukowina iſt ein Gedicht, das den Titel trägt: „Und wenn es juſt paſſieret". Doch hält ſich N. im allgemeinen fern von der ſarkaſtiſchen Ironie dieſes Dichters. In einem einzigen Gedichte nur iſt ſie nachzuweiſen.

Guter Rat

Und haſt du ein Liebchen, ſo frag erſt nicht lang,
Was wird die Welt dazu ſprechen?
Dich führen zwei Türen, 's iſt offen der Gang,
Du kannſt es binden und brechen.

Doch willſt du's nicht binden und brechen nicht,
So laß es gehn', wie es gehe;
Es endet am Ende wohl jede Geſchicht
Mit Freude oder mit Wehe.

Nur jage dir nie eine Kugel zum Kopf,
Du müßteſt es teuer büßen.
Was wäre dein Grablied? „Welch alberner Tropf,
Wie dumm, ſich aus Liebe erſchießen!"

Wenn Anakreon in den Gedichten „Schilf und Weide" eine ſehr wichtige Rolle ſpielt, ſo hat ſein Einfluß in den ſpäteren faſt ganz aufgehört; Verherrlichung des Genuſſes von Bier und Wein findet ſich nur ſporadiſch, ſo z. B. im Gedichte „Hexen-Sabbat oder die Feier der Sylveſternacht".

Sammelt euch im Glanz der Lichter,
Heute iſt der jüngſte Tag!

Liebe, Wein und Lied ſind Richter,
Zeitenherold iſt der Dichter,
Himmelsraum das Feſtgelag ...
Unſer Leben iſt ſo kurz,
Unſrem Streben droht der Sturz,
Nur drei Sterne können's ſein:
Liebe, Lied und Wein.

Und zum Schluß ſingt der „Chor der Berauſchten".

Vivat! Aufgeſtellt! Küßt uns, ihr Schönen!
Tanzet! Jubelt! Jauchzt zu den Tönen!
Kling! Klang! Stoßt, bis es Scherben hat!
Küſſet! Liebet! Trinket euch ſatt!

*

Wir wollen nun zur Gedankenlyrik N.s übergehen, zu denen eigentlich auch ſchon die Straßenlieder gehören, die ich aber noch in der erſten Abteilung behandelt habe. Die Gedichte dieſer Gruppe ſind nicht zahlreich, gehören aber zu dem Schönſten, was N. geſchaffen hat. Mit der „Schule der Weisheit" möchte ich beginnen.

Willſt du nach der Weisheit ringen,
In der Weſen Tiefe dringen,
Lerne, wie du kannſt allein
Lehrer, Buch und Schüler ſein.

Liegt es um dich ſtarr und nächtig
Und dein Geiſt iſt ſeiner mächtig:
Dieſer „Lehrer" ohne Mund
Führt dich auf den tiefſten Grund.

Trifft du's frei von Wahn und Zagen,
Die Vernunft um Rat zu fragen:
Dieſes „Buch" löſt dort und hier
Alle Sätz' und Rätſel dir.

Iſt dein Sinn geſund und kräftig,
Klar dein Denken und geſchäftig:
Schreit' als „Schüler" kühn voran!
Offen liegt vor dir die Bahn!

Weiß hier N. Rat fürs „diesſeitige" Leben, ſolange wir nur für dies Leben ſchaffen, ſo deutet er auch darüber hinaus, wie wir uns zum Jenſeits ſtellen ſollen.

Diesſeits und Jenſeits

Mit Diesſeits und mit Jenſeits
Erſchreckt der Pop' das Kind,
Für Diesſeits und für Jenſeits
Iſt mancher Weiſe blind.

Es predigt dem Gewimmel,
Als Born des wahren Lichts,
Der Pope: Höll' und Himmel,
Der Stoffler: Tod und Nichts.

Sieh an das Laub am Baume!
Es zeigt dir klärlich an:
Der eine lebt im Traume,
Der andre lebt im Wahn.

Sieh an dein Bild im Spiegel
Beim Kommen und beim Geh'n,[12])
So kannſt du Dies- und Jenſeits
Mit eignen Augen ſeh'n.[12a])

Aber lange kann ſich N. nicht mit trockenem Wiſſen und ſtarren Geſetzen befaſſen; für ihn iſt das Höchſte ſtets nur jener Glaube, der aus der Verherrlichung durch die Poeſie entſteht, wie er dies im Sonett: „Glaubens Unterſchied" darlegt.

Als Eos, kündend noch der Gottheit Spur,
Den Erdenſproſſen ihre Roſen ſchenkte,
Als noch Apoll den Sonnenwagen lenkte
Und Chronos ſchwang das Rad der Weltenuhr,

Als Zeus geherrſcht und Ceres auf der Flur
Die Segenstriebe in den Boden ſenkte,
Als Flora noch mit Tau die Blumen tränkte,
Und allwärts ſprach der Geiſt aus der Natur:

Da bot des Glaubens Wort dem Menſchenreigen
Die Wahrheit im Gewand poet'ſcher Richtung,
Aus der das Volk ſich Heil und Hoffnung lieh.
Der Nachwelt war das Umgekehrte eigen:
Ihr bot erſt Glaubens-, ſpäter Wiſſens-Dichtung
Als Wahrheit ſich, doch — ohne Poeſie!

Wenn uns das Wiſſen nicht erklären kann, wie „Diesſeits und Jenſeits" ſich abſpielt, dann müſſen wir zur „Ahnung" unſere Zuflucht nehmen:

Dann, o dann ſei ihm gnädig,
Himmliſche Hellkraft,
Die du in ewiger,
Geheimnisvoll flutender Strömung
Das All durchdringſt
Und mit liebendem Strahle durchzitterſt
Die verjüngbaren Kinder
Göttlicher Schöpfung.

Solange wir aber auf Erden weilen, ſollen wir uns alle als Brüder betrachten, wie N. es in den „Saturnalien" verlangt. Jenes Feſt, bei dem „Armut ſaß beim Mahle und der Herr dem Knecht war dienſtbereit", das die Chriſten als Weihnachtsfeſt feiern, ſoll auch ein Ende machen der Anſchauung, daß wir nur für den Tod leben.

---

[12]) Gemeint iſt Geburt und Tod.

[12a]) Ueber N.s Glauben ans jenſeitige Leben werde ich ausführlich bei der Beſprechung der Ideonen handeln.

O, daß dauernd endlich doch erſtünde
Unſer Glauben an die Brüderkraft,
An die Macht, die, frei vom Druck der Sünde,
Liebend fühlt und liebend wirkt und ſchafft,
Die das Daſein würzet,
Die die Hoffahrt ſtürzet
Und die Menſchheit ihrer Qual entrafft.

Heil'ger Born des Lichtes und der Liebe,
Heil'ger Geiſt der Saturnalien!
Führ zum Sieg den edelſten der Triebe,
Laß die Menſchen würdig auferſteh'n!
Laß die Eintracht ſchalten,
Lieb' als Satzung walten
Und das Reich der Sünde untergeh'n!

Ueber die Liebe zu einem einzelnen Weſen hinaus ſchlägt N.s Herz für die ganze Menſchheit, möchte auch er die Millionen umſchlingen und begrüßt ſie als Brüder. Das kann auch nur ſtattfinden, wenn wir „ſtets von Geiſt Ariſtokrat, vom Herzen wahrer Demokrat" ſein werden,[13]) wenn „Gewohnheit und Vorurteil" ihre Herrſchaft verlieren werden.

Vorurteil und Gewohnheit ſind zwei eiſerne Herrſcher,
Denen noch keine Gewalt Zepter und Weihe geraubt.
Ob von Gottes Gnaden, ob nicht — hier folgen die Sproſſen
Immer den Aeltern. Es blüht ewig dies Herrſchergeſchlecht.

Nein! Nicht Tyrannenwillkür, noch vererbte Sitten ſollen Geltung haben, ſondern der Geiſt ſoll frei ſich entfalten können.

Die Kinder des Geiſtes

Rühr' unſ're Sproſſen ja nicht an, Herodes,
Wie du es einſt in Iſrael getan.
Verſuchſt du es und ſäeſt die Saat des Todes,
Dann fällſt du deinem Opferziel voran!
In Mark und Bein, Deſpot, ſollſt du erbeben
Vor Kindern, die dir ſchreien ins Geſicht:
„Gib offʼne Bahn und Freiheit unſ'rem Leben,
Sonſt zieh'n wir dich vor unſer Strafgericht!"

Der Geiſt muß frei ſein und die Gedanken dürfen nicht geknechtet werden, denn ſie ſind die Kinder des Lichtes:

Was immer du denkſt, du denkſt nur durch's Licht,
Das dir leuchtet auf irdiſchen Pfaden.[14])

---

[13]) Im Gedichte „Menſchenadel", Cantavita, S. 194.
[14]) Aus dem Gedichte: Gnomen, Cantavita, S. 194.

Am Schluſſe will ich einen Teil des Gedichtes „Das Buch" zum Abdrucke bringen, das in mehrfacher Hinſicht ſehr intereſſant iſt. N. hat hier ſeine Anſchauung von Weltentſtehung, von Verbindung zwiſchen Körper und Geiſt und der Stellung des Menſchen im All dargelegt. In Form und Darſtellungsweiſe an Schillers Gedankenlyrik gemahnend, eröffnet uns das Gedicht einen Einblick in N.s weltanſchauliches Denken und iſt wichtig für das Verſtändnis der Ideonen.

Der Dichter läßt zuerſt den Leſer eine große Anzahl von Fragen ſtellen und antwortet dann:[15])

Sieh', wie aus totem Gemiſch des ſtarrenden, formloſen Rohſtoffs
Eiſen und Blei und Kohle und Moder und Lumpen und Kehricht
Werden geſondert und weiter geſetzt durch das Machtwort des Geiſtes,
Welchem dort Feuer, hier Waſſer und Luft gehorchen als Diener.
Sieh', wie auf ſtreng geſetzlicher Bahn die ſtoffliche Wandlung,
Nicht urplötzlich, doch ſicher und ihrer Beſtimmung entſprechend,
Wird vollzogen. O ſieh! So ſieh doch die Körperchen dorten,
Losgelöſt von der Maſſe der Trägen, ſich tummeln und häufen,
Schimmernd, als trügen ſie all noch den Abglanz des flammenden Feuers,
Jedes, ob noch ſo winzig, zum Schöpfungsbaue ſich eignend.

Hunderttauſende ſind's, Millionen! Wer wollte ſie zählen?
Blicke nunmehr nach der Richtung, wo toſend die Fluten ſich brechen,
Treibend das mächtige Rad, dem kleinere Räder gehorchen.
Schaue das Wallen und Schöpfen im dunkelnden, dunſtigen Raume,
Wo weißflockiger Schaum ſich bildet zu feſtem Gebilde,
Dienend ſpäter dem bleibenden Eindruck der winzigen Körper!
Haſt du das alles geſchaut und erkannt, wie der Geiſt aus dem Rohſtoff
Läßt entſtehen, was nötig erſcheint dem Zwecke der Schöpfung
Höherer Werke, beſtimmt dem Geiſte ſelbſt zur Gewandung:
Folge mir weiter und tritt nur ein in die oberſte Werkſtatt,
Wo ſchon bereit die Körperchen ſind zu hehrer Verbindung,
Deren ſichtbare Präge, in farbigem Glanze ſich zeigend,
Soll zur Hülle dienen dem Geiſt, der ſichtbar will werden.

Sieh, wie ſich reih'n die Atome und haften im Nu aneinander.
Sieh, wie mit ihnen zugleich der Geiſt auch hält ſeinen Einzug,
Kaum bemerkbar im Anfang, doch ſpäter ſich ſchleunig entwickelnd,
Wo dann Begriff und Gedanke ſo innig verwachſen dem Stoffe,
Daß es ſcheint, als ſei es der Stoff, aus dem ſie entſpringen.[16])
Immer mehr der Gedanken erwachen und machen ſich geltend,
Eingekehrt mit den ſichtbaren Zeichen des wachſenden Leibes,
Der, zum Träger des Geiſtes beſtimmt, allmählich ſich bildet,
Bis er zum Ganzen gedieh'n und als ſolches fürs Leben ſich eignet.

---

[15]) Cantavita, S. 196 ff.

[16]) Man beachte, daß N. auch hier den Materialismus, das „Stofflertum", wie er an anderer Stelle ſagt, ablehnt.

Fertig leuchtet es nun, das Werk mit Körper und Seele,
Jener des Stoffguts ſichtbare Schrift, entnommen der Erde,
Dieſe die Sprache, der Diener des Geiſt's, und deſſen Vermittler.
Mit und über den beiden nun übt der Geiſt ſeine Herrſchaft.
Zwar vergänglich im Laufe der Zeit iſt die ſtoffliche Hülle,
Doch mit ihr nicht Idee, die da wirkt im Leben der Geiſter.
Dieſe bleibt und erſcheint von Neuem und wieder von Neuem.[17])
Stets nach feſtem Geſetz ſich findend Körper und Seele.

Jetzo, nachdem du belauſcht den Schöpfungsgang der Erſcheinung
Geiſtigen Weſens, betrachte zum Schluß die erhabenen Hallen,
Wo in Geſellſchaftskreiſen die Schöpfungsgebilde ſich zeigen,
Bald zu Hunderten ſich und bald zu Tauſenden häufend,
Hunderttauſende auch in verſchiedenen Größen und Farben,
Dick und dünn und ledern und zart, und nach ihrer Gewandung:
Hier in einfachem Kleid und dorten ſtrotzend vom Golde.

Lockt es dich nicht, mit den Geiſtern derſelben Bekanntſchaft zu machen?
Triffſt du es nur, in den Seelen zu leſen, dann iſt es ein Leichtes,
Deinen Geiſt mit den Geiſtern umher in Berührung zu ſetzen,
Sie und mit ihnen zugleich dich ſelbſt erkennen zu lernen.
Denn auch du biſt ein Buch, auf ähnliche Weiſe erſtanden,
Aehnlich beſchaffen, doch höher geformt und frei dich bewegend,
Unterworfen dem Wandel des Stoff's, aber geiſtig verbleibend:
Zeuge der waltenden Macht der Gottheit im Reiche der Schöpfung.

b) Epik

Wir wollen zuerſt unſere Aufmerkſamkeit den kleineren poetiſchen Erzählungen zuwenden. An erſter Stelle iſt hier der Cyclus „Der Legionär" zu nennen, den ich ſchon an anderer Stelle beſprochen habe.[18]) In den Buchenblättern vom Jahre 1870 erſchien der 3. und 4. Geſang, die die Flucht von N.s Freund Wutſchel ſchildern, merkwürdigerweiſe unter dem Titel: „1848 — Von Ernſt Freilieb". Zu Lebzeiten des Dichters wurde keines dieſer Gedichte unter ſeinem Namen gedruckt; fürchtete er, damit „Anſtoß" zu erregen?[19])

Im echtem Balladenton hebt das Gedicht „Die Windsbraut" an.

Auf drohendem Felſen prangt hoch ein Schloß,
Drin hauſet ein Ritter mit wildem Troß,
Mit Dirnen und Zechern, die trinken fein
Aus goldenen Bechern den perlenden Wein.

---

[17]) S. vorletzten Geſang der Ideonen!
[18]) S. I. S. 27 ff.
[19]) Das von mir wiedergegebene Gedicht bildet den zweiten Geſang.

In dieſe Das-Glück-von-Edenhall-Stimmung wird ein Männchen, „vier Spannen lang", gemeldet, das ein Rädchen zwiſchen den Fingern dreht und dem Ritter alles zu verſchaffen verſpricht, was er wünſche. In ſeiner weintollen Laune geht dieſer darauf ein.

Nun denn, du Kobold, ſo ſchaff mir zur Hand
Die höchſte und mächtigſte Braut im Land!

Da beginnt das Rädchen zu ſchnurren, es wird immer größer, dreht ſich immer wilder, „es heult durch die Lüfte" — da ſieht der Ritter die Rieſenbraut vor ſich. „Auf, Ritter, macht euch zur Hochzeit bereit!" Fort über Tal und Kluft trägt ihn die Windsbraut und hinter ihm bricht alles krachend zuſammen.

Hoch oben am Berge iſt's öde und leer,
Das Schloß und den Ritter ſah niemand mehr.

Das gleiche Motiv (Wunſchmühle)[20]) hat N. in einem Märchen verwendet, das in den Buchenblättern vom Jahre 1871 unter dem Titel „Das Geſchenk des Feuerkönigs" erſchienen iſt. Ein Matroſe ſtahl einem Manne die Wunſchmühle und nahm ſie mit ſich aufs Schiff. Da ſich zufälligerweiſe Salzmangel einſtellte, ſo ließ er die Mühle mit dem erlauſchten Zauberwort Salz mahlen; aber das Wort, mit dem ſie ihre Tätigkeit einſtellen ſollte, hatte er ſich ebenſowenig wie der Zauberlehrling gemerkt. So ſank das Schiff bald durch die übermäßige Belaſtung, und da die Mühle ihre Tätigkeit auch auf dem Meeresgrund fortſetzte, wurde allmählich das Meerwaſſer ſalzig.

Bürgers humorvolle Erzählung vom Kaiſer und Abt oder zum mindeſt die urgermaniſche Freude am Rätſelraten blickt aus folgendem Gedichte heraus:

Das Lied von der klugen Magd

Ein Freigraf reitet übers Land, um zu werben. Da fällt ſein Blick auf das Mägdlein des Pächters, und in toller Laune ſpricht er:

... „Hör an, ſchöne Maid,
Drei volle Minuten gönn' ich dir Zeit.
Und kannſt du erraten in dieſer Friſt,
Was das Schönſte, Stärkſte und Reichſte iſt —
So wirſt du meine Braut!"

Da ſchaut ihm das Dirnlein ins Geſicht,
Dann blickt ſie nieder und ſinnt und ſpricht:
„Das Schönſte, Herr Graf, iſt die Frühlingszeit,
Das Reichſte iſt die Zufriedenheit,
Das Stärkſte iſt die Liebe".

---

[20]) Vgl. Odhin Wunſchgott.

Faſt bereut der Graf ſein raſches Wort; aber noch gibt er ſich nicht beſiegt.

„Wenn du gehſt in mein Schloß, du kluge Magd,
Nicht angekleidet und doch nicht nackt,
Nicht bei Nacht und nicht bei Tageslicht,
Nicht auf Straße, noch Weg, auch auf Fluren nicht:
So wirſt du meine Frau."

Lachend reitet er weiter. Doch das kluge Mädchen hat bald einen Plan gefaßt.

Ab legt ſie das Kleidchen, das Hemd mit Beſetz,
Wirft um ſich ein großes Fiſchernetz,
Zwei Brettlein unter die Füße ſie band,
Auf dieſen ſchreitet die Magd gewandt
Im Abendzwielicht fort.

Der Freigraf ſitzt im gotiſchen Saal
Mit dem Burgkaplan bei traulichem Mahl,
Es flammen die Kerzen, es ſchäumt der Krug,
Da ſtürmt ein Page herein im Flug:
„Gebieter, erlaubt ein Wort!

Im Flur, da harrt eine fremde Magd,
Die hat gar ſtolz nach dem Grafen gefragt.
Sie iſt nicht bekleidet, ſie iſt umnetzt,
Hat im Geh'n die Füße auf Bretter geſetzt.
So kam ſie am Abend aufs Schloß."

Der Graf die Treppe hinab im Sprung,
Zur Halle ſchnellt er mit heißem Schwung.
Da ſteht das Mägdlein, ihr Auge feucht.
„Herr Graf, ſolch Reiſen iſt nimmer leicht
Für eine Grafenbraut!"

Da packt's den Grafen mit Wonne und Weh',
Da ſchaut er die Tanne, die Roſen, den Schnee:
„O du himmliſches Bild, verwinde den Groll!
Wie leuchtet dein Adel ſo wundervoll!
Wie herrlich gewannſt du das Spiel!

„Du Krone des Frühlings, du Perle, ſo rein!
Und willſt du das Schönſte und Stärkſte mir weihn,
So bin ich der Reichſte auf Gottes Welt.
Hier iſt meine Hand! Und wenn's dir gefällt,
Soll morgen Hochzeit ſein!" [21])

[21]) Ich habe mehrere Gedichte ſowie Geſänge der Ideonen im Bukowiner Deutſchen Dichterbuch (1939) veröffentlicht.

Eine Zigeunerromanze möchte ich den kleinen Gedichtzyklus „Elſor und Ilana" nennen. Da ſitzt Ilana verlaſſen und klagt ihr Leid:

Unter'm Föhrendach
Lugt' ich bang hervor,
Sah der Straße nach,
Wo ich ihn verlor.

Jener Bühl von Sand,
Aufgebaut vom Sturm,
War im Sonnenbrand
Warte mir und Turm.

Ewig leerer Raum!
Grauſames Geſchick!
Traum, du ſüßer Traum,
Kehr', o kehr' zurück!

Aber der Geliebte kann nicht kommen, er ſitzt eingeſperrt und ſoll befragt werden, „wo die Stute hingekommen, die man ſtahl bei Vollmondlicht". Da ſieht Ilana Reiter heranſprengen, ſicherlich ſoll auch ſie gefangen werden; raſch ſtürzt ſie ſich in die Biſtritza und entkommt jenſeits des Fluſſes im dichten Walde. Ein ſchweres Gewitter geht nieder.

Der Donner wütet Schlag auf Schlag,
Der Regen rauſcht und fällt,
Der Blitz entflammt die Nacht zum Tag,
Die Eiche liegt zerſpellt.

Im Wald bei Nacht, bei Flut und Wind,
Umzuckt von Blitzesgrauen — —
So liebt es ein Zigeunerkind,
Das Licht der Welt zu ſchauen.

Endlich iſt Elſor aus dem Gefängnis entlaſſen und ſucht gleich ſeine Geliebte auf, die ihm alle Marter, die er erlitten, mit ihrer Liebe vergilt. Ein Junge iſt zur Welt gekommen, der ſoll ihnen Glück bringen.

Zigeuner und Zigeunerin
Vom Dorf zu Schloß und Hofe,
Der eine her, die and're hin,
Zu Herrn und Frau und Zofe.

Der Herrſchaft reicher Pächter ſteht
Dem Säugling heut' zum Paten
Und zahlt für Pal beim Taufgebet
Dem Elſor drei Dukaten.

Vom Schloß zum Wald, vom Wald zum Tal,
Wie raſch geſchäftig beide,
Und immer mit dem kleinen Pal,
Und dann hinaus ins Weite.

Und wieder fort! Zur Steppe fort,
Bei Sonnenſchein und Traufe
Durchs Land nach weitentlegnem Ort
Und wieder geht's zur Taufe.

Zur Kirche jetzt, bei Morgenfrüh,
Das Hab und Gut zur Seite,
Die Fiedel er, den Säugling ſie,
Mit ſtattlichem Geleite.

Es ſind wohl ſechs Mal ſchon herum,
Daß Pal auf ſeiner Reiſe
Durch Eintritt in das Chriſtentum
Erworben gold'ne Preiſe.

Die Fidel und der kleine Pal
Im Wieder-Täufer-Plane,
Sie ſind ein ſich'res Kapital
Für Elſor und Ilane.

Gegenüber der ſonſt ſo häufig vorkommenden Verhimmelung von Zigeunerleben und -liebe, wie ſie ſeit Lenaus Zeiten immer wieder in Literatur und Muſik auftritt,[22]) hat N. wenigſtens in Bezug auf das Leben ſich der Wirklichkeit genähert. Der Pferdedieb, der im Gefängnis mit der Knute behandelt wird, die Leute mit Patenſtehen betrügt, iſt in ſeiner Weiſe ein ganzer Kerl, kein der Phantaſie entſprungener Idealheld. N. legt ihm auch keine überſchwenglichen Phraſen von Liebe in den Mund, ſondern ſtellt das Weib als liebebegehrenden Teil hin.

Gehen wir nun über zur Beſprechung der großen Ballade „Alexander und Timotheus"! Breit und mächtig wie „Der Graf von Habsburg" ſetzt das Gedicht nach einem kurzen Chorliede ein:

Beim königlichen Feſt, umkränzt von Myrth' und Roſen,
Saß Alexander, Philipps großer Sohn,
Des Perſerreichs Gebieter, hoch auf gold'nem Thron,
Den Göttern des Olympos gleich an Macht,
Ja, ſelbſt zum Gott ernannt in feierlicher Pracht.
Die Feldherrn all, die in der Schlachten Toſen
Mit ihm gekämpft, ſie ſaßen um ihn her,
Mit Roſen reich bekränzt wie er.

Die jubelnde Feſtſtimmung, den Glanz der Feier zu erhöhen, tritt Timotheus aus dem Chore der Sänger hervor und ſtimmt ein Loblied auf Alexander an.

Der Sänger merkt des Königs heißen Mut,
Des Buſens Feuer, der Augen ſprüh'nde Glut,
Der Flammenblicke wildes Droh'n,
Die trotzig Erd' und Himmel ſtürmten wieder.

An die erſte Ode Anakreons („Ich tauſchte um die Saiten") muß man ſich erinnern, wenn man weiter lieſt, wie Timotheus jetzt den Ton änderte und dem Könige das traurige Los des durch ihn heimatlos gewordenen Perſerkönigs vor Augen hielt.

Von Schmerz erfaßt, den Blick zu Boden ſenkend,
In tief ergreifender Gefühle Bann,
Der wandelbaren Gunſt des Schickſals denkend,
Der große Alexander ſaß und ſann.
In ſeinem Buſen wogt es hin und wieder
Und Tränen rollten ſeine Wangen nieder.

Da merkt der Sänger, daß die Zeit gekommen, um Alexander in Thais' Arme zurückzuführen. Denn ſobald das Herz von Mitleid glüht,

---

[22]) Vgl. die herrliche Vertonung „Zigeunerleben" von Robert Schumann.

läßt es ſich leicht zur Liebe führen. „In lyriſch weichen Tönen“ erklingt ſeine Harfe von Liebe.

Und Thais tritt herein, der Schönheit Krone,
In Lieb' zu weih'n des Weltbeſiegers Throne.
Der König barg nicht länger ſeinen Schmerz,
Er ſah ſie an und zärtlich ſchlug ſein Herz.

Mit einem jubelnden Chorlied auf die Macht der Muſik ſchließt dieſe Ballade, die zu dem Schönſten gehört, was N. gedichtet hat. Ja, ich nehme keinen Anſtand zu erklären, daß ſie, wenn er einige kleine Verſtöße ausgefeilt hätte, unmittelbar hinter Schillers klaſſiſchen Balladen ſtehen könnte.

Als letzte unter den kleinen Erzählungen möchte ich die „Sklavin“ beſprechen.

Das Bild eines farbenprächtigen morgenländiſchen Bazars entrollt ſich vor unſeren Augen. Der Verkäufer ruft aus:

Kauft, werte Herrn! Sei's Euch genehm:
Ein ſchwarzes Seidendiadem,
Zwei Sterne bergend Zauberkraft,
Erglüh'nd aus ſchwarzer Faſſung Haft,
Korallen, kirſchrot ſanft erſchwellend,
Preiswürdig ſich zum Anbot ſtellend,
Und nebenan, im edlen Schrein
Erglänzen echte Perlenreih'n.
Dann hier die Pracht! O ſchaut! Es hat
Nichts Blendenderes je gegeben
Als dieſes Doppelhalbrunds Heben,
So weiß wie Schnee vom Ararat!“

So preiſt der Händler eine ſechzehnjährige Sklavin an und verlangt für ſie fünfzigtauſend Piaſter. In der Stadt Warna, knapp neben der Küſte des Schwarzen Meeres wogt das Gewühl der Käufer auf und ab. Ungezählte bleiben ſtehen und ſchauen ſehnſüchtig die angebotene Sklavin an; denn

Vollkomm'ner war noch keins zu ſchauen,
Ein Himmelsbild aus Edens Auen,
Und jeder Blick ein Gottesſtrahl.

Erſtaunen feſſelt rings die Männer,
Des Bildes Hoheit macht ſie ſtumm.
Gebannt iſt ſelbſt der ſtrengſte Kenner
Vor dieſer Schönheit Heiligtum.
Doch keiner will zum Kaufe ſchreiten,
So ſehr ſein Herz auch des begehrt.

Man ſieht ſie ſeufzend weiter reiten,
Weil ihnen dieſes Glück verwehrt.
Der Preis iſt hoch und nicht zu wandeln,
Und jeder ſcheut es abzuhandeln.

Da kommt der Emir Huſſein geritten, „des Gebot ein Donner gilt im Paſchalik", und bietet ſtatt fünfzig nur zwanzig Beutel. Vergebens ſträubt ſich der Händler; er wird auf Befehl des Emirs gefaßt und in den Kerker geworfen. Schon wollen die Schergen das Mädchen faſſen,

Da ſieh! Ein Schwan im weißen Schleier,
Sich ſehnend nach der Freiheitsfeier,
Fliegt in ſein Element zurück.
Ein unbewachter Augenblick
Bot ihm als himmliſcher Befreier
Die Herrſchaft über ſein Geſchick.
Wie viele ſah'n ſein raſches Schwingen
Und ſtanden unentſchloſſen da,
Wie viele wünſchten das Gelingen,
Ob auch des Paſchas Schergen nah.
„Die Sklavin! Fangt ſie! Haltet ſie!"
Der Emir zornbleich rief und drohte,
Und mancher Feigling, dem Gebote
Gehorchend, lief und ſelber ſchrie:
„Die Sklavin! Fangt ſie! Haltet ſie!"

Doch ſchon hat Leila, wendſchnell fliehend,
Erreicht den nahen Küſtenrand,
Schon winkt der Demantregen ſprühend
Zur Rettung aus Deſpotenhand.
Und von der Brüſtung, wo halb gleitend
Empor ſie ringt und halb im Schwung,
Die Arme gegen Himmel breitend,
Stürzt ſie hinab im weiten Sprung.

Starr vor Entſetzen ſteht die Menge,
Der Emir atmet tief und ſchwer;
Kein Händler rufet ins Gedränge,
Man hört nur dumpf der Brandung Toſen —
Sonſt iſt es plötzlich ſtill umher:
Die Perle aus dem Land der Roſen,
Sie ruht begraben tief im Meer.

In ſeiner Autobiographie erzählt N. daß er im Jahre 1855 in der nördlichen Türkei geweſen ſei.[23]) Möglich, daß er auch Warna beſucht und von einem Ereignis, das ſich dort zugetragen hatte, Kunde erhalten hat. In den Anmerkungen der Cantavita ſchrieb er: „Die Sklavin, Ereignis

[23]) S. I. 44.

aus dem Jahre 1854". Daß aber in jener Zeit offener Sklavenhandel getrieben wurde, ſtimmt nicht, wenn auch ohne weiteres zugegeben werden muß, daß Mädchen verſchachert wurden.

Noch ein Umſtand erweckt unſer Erſtaunen: wer war das Mädchen, das ſich anbieten ließ, und warum ſtürzte ſie ſich ins Meer? Konnte es ihr, wenn ſie verſchachert wurde, nicht gleichgültig ſein, welche Summe der Händler für ſie einſtrich? Bei der Beantwortung dieſer Frage werden wir auch die Erklärung für das Wort Sklavin erhalten. Zu jener Zeit, übrigens vielfach noch knapp vor dem Weltkriege, kam es in den von der Türkei beſetzten Gebieten wiederholt vor, daß Eltern ihre Töchter reichen Herren verkauften. Sie wurden deren Nebenfrauen. Die Mädchen nahmen das mit fataliſtiſcher Gleichgültigkeit hin. Hier aber ſah die „Sklavin", daß ihre Eltern durch den niedrigen Preis ſehr geſchädigt würden und daß auch ihre künftige Stellung, da ſie „billige" Ware geweſen, eine ſchlechte wäre. Dieſe doppelte Erwägung trieb ſie in den Tod.

N.s Darſtellung iſt prächtig; namentlich die Stellen, wo er die Reize des Mädchens ſchildert, ſind von hervorragender Schönheit.

*

Zwei größere Epen hat uns N. hinterlaſſen: „Nogaia oder die Steppenſchlacht" (erſchienen 1875) und das nur in der Cantavita handſchriftlich erhaltene Epos Darius.

N. beſchäftigte ſich, um jene Zeit, wie wir dies im letzten Abſchnitte noch eingehend beſprechen werden, viel mit der Geſchichte Oſteuropas. Ihn feſſelte u. a. die großartige Geſtalt des Dſchengis Khan, der ein Reich eroberte, das größer als das Alexanders des Großen oder das Römerreich war. Unter ſeinem Sohne aber machte ſich der Führer des weſtlichen Teiles Nogaia frei und herrſchte über alles Land von der ſüdlichen Donau bis zum Aſowiſchen Meer und dem Donetz.

Dreißig Jahre ſchon verhöhnt er
Kapdſchaks[24]) Khane und es flieh'n
All die Horden, die mit ihnen
Gegen den Empörer zieh'n,

Dieſe Horden, die Nogaia
Lachend ſchlachtet, hetzt und wirft,
Daß die ausgebrannte Steppe
Nichts als Blut und Leichen ſchlürft.

In den ſtändigen Kämpfen, die zwiſchen beiden Reichen immer wieder aufleben, hat Nogaia den Herrſcher des Mongolenreiches Tula Buga getötet. Deſſen Neffe, Schwiegerſohn und Nachfolger, Khan Toghbagu

Schwört, nicht eher zu genießen,
Was erfreuet das Gemüt,
Als bis er den Reichsrebellen
Tot vor ſeinen Augen ſieht.

[24]) = Kaptſchak, türkiſcher Stamm, der weit nach dem Weſten vordrang.

Auf beiden Seiten werden die größten Vorbereitungen für den Entſcheidungskampf getroffen; drei Monate vergehen, bis alle aufgebotenen Scharen zur Stelle ſind. Endlich ſtehen ſich in der Ebene zwiſchen Don und Kuma beide Heere gegenüber.

Wo die Herde des Nomaden
Zwiſchen Don und Kuma zieht,
Wo das Aug' nach allen Fernen
Nichts als Gras und Himmel ſieht,

In der Steppe der Kirgiſen,
Eine Paraſange weit
Von einander, lagern drohend
Beide Heere kampfbereit.

Hier wie dort geſchart die Stämme
Mit den Zelten ihres Begs
Um die Zelte ihrer Khane
Längs des breiten Lagerwegs.

Hier wie dort in Lagers Mitte,
Glänzend wie ein gold'ner Stern,
Auf geflachtem Bühle ragend,
Prangt das Zelt des Oberherrn.

Dort Toghtagus gold'ner Dſchartak,[25])
Der in tauſend Strahlen blinkt,
Hier der Dſchartak von Nogaia,
Goldverbrämt und goldgezinkt.

Hier wie dort des Großherrn Wache
Wenn der Kampf beginnt und tobt;
Dort der Mogul, hier der Turko,
Beide tapfer und erprobt.

Fleißig ordnen Khans und Sultans,
Terkhans, Begs und Paſchakhans[26])
Dies- und jenſeits ihrer Mannſchaft
Nach Gebot des Schlachtenplans.

Tipſchak-Pferde, halbgepanzert,[27])
Maultier und Kamele ſteh'n
In Bereitſchaft, doch unzählig
Iſt das Steppenroß zu ſeh'n.

Rüſtzeug, gold- und ſilberblitzend,
Waffen, ſorglich ausgewählt,
Funkeln ſtolz an ihren Trägern,
Die von Kampfesluſt beſeelt.

Aber Nogaia iſt nicht ſo kampfesfroh wie ſonſt, er wittert Verrat ſeitens des Kirgiſenhäuptlings; doch trifft er kaltblütig ſeine Anordnungen. Seinen Sohn mit den Scharen aus Sereth-, Pruthland und der Walachei läßt er als Reſerve im Hintergrunde halten. Da kommt dieſer und fragt, wo ſeine Scharen ſich mit der Hauptmacht zu vereinigen haben, wenn der Feind den Sieg erringen ſollte. Wie prachtvoll, echt heroiſch drauf die Antwort!

Lang und ſtrenge blickt Nogaia
Ins Geſicht dem eig'nen Sohn.
Endlich ſpricht er: „Bei den Toten!"
Kehrt ſich ab und ſprengt davon.

---

[25]) Hier ſowie auch ſpäter gebe ich die Erklärungen wieder, die N. ſelbſt geſchrieben hat. — Dſchartak = großes Zelt, Wachhaus.

[26]) Terkhan war eine beſondere Würde bei den Mongolen, die ſpäter auf die Familie überging. Ein Terkhan war völlig abgabenfrei und brauchte ſeine Beute nicht mit dem Fürſten zu teilen. Er konnte ſtets unangemeldet zum König gehen, durfte frei ſprechen und erhielt neunmal Verzeihung, er konnte begangen haben, was er nur wollte. Paſchakhan = eine ähnliche Würde bei den Mongolen.

[27]) Eine eigene, ſehr beliebte Pferdegattung in Turkeſtan.

Der große Tag der Schlacht bricht an:

Schon verkünden Himmelsboten,
Farben sprüh'nd, der Sonne Nah'n,
Purpurrot erglüht die Steppe
Und der große Tag bricht an.

Glanzbestrahlt vom Horizonte
Dehnen unabsehbar weit
Auf der Eb'ne sich die Völker,
In zwei Heeren dicht gereiht.

Auf beiden Seiten reiten die Fürsten von Gruppe zu Gruppe und spornen den Heldenmut der Führer und Mannschaft an. Die Schlacht beginnt. Da merkt man eine Schwenkung der Kirgisengruppe, sie verlassen die Schlachtlinie Nogaias und gehen zum Feinde über. Rasch trachtet Nogaia die Lücke zu stopfen. Jetzt ist die Schlacht in vollem Gange. Wie ist ihre Schilderung N. gelungen!

Trommeln wirbeln, Hörner rufen,
Vorwärts rast es dort und hier,
Hochgeschwungen blitzen Speere,
Säbel, Streitaxt und Panier.

Und dazwischen gellt und schmettert
Die Drommete, schallt das Horn,
Während dumpfer Trommelwirbel
Neue Scharen ruft nach vorn.

Jetzo dicht in Scharen trifft sich
Schütz und Fußvolk, Mann und Roß,
Tief im Grunde bebt die Steppe,
Dröhnend vom Zusammenstoß.

Immer heißer wird das Ringen,
Immer wütender die Wehr.
Was da steht, denkt nur ans Fällen,
Was da fällt, ersteht nicht mehr.

Schreiend, klirrend, mordend, blutend,
Bald getrennt und bald in Näh',
Wechselnd vor- und rückwärts flutend,
Wogt es wie auf wilder See.

Endlich bricht sich da und dorten
Heldenarbeit freie Bahn,
Eilig stürzen durch die Furchen
And're Streiter kühn heran.

Kilpak und Mongolenmütze,
Helm und Turban im Gedräng
Tauchen tosend auf und nieder,
Hin und her im Handgemeng!

Ueber Rüstzeug und Gefall'ne
Braust es fort im wilden Lauf,
Und in hundert klein're Schlachten
Löst die große Schlacht sich auf.

Bald diese, bald jene Gruppe greift der Dichter heraus und schildert mit Meisterschaft ihren Kampf. Die Führer verrichten Wunder an Tapferkeit

Begs und Khans im Einzelkampfe
Stürmen aufeinander los
Also wild, daß Schild und Panzer
Splittern unter Hieb und Stoß.

Wunderbare Taten fesseln
Rings die Streiter, daß sie steh'n
Und, in eig'ner Arbeit rastend,
Staunend auf die Führer seh'n.

Weiter tost die Schlacht, hervorragende Taten werden verrichtet. Den verräterischen Kirgisenhäuptling erreicht die Strafe: er und seine Unterfeldherren werden in festen Schlingen gefangen, an Pferde gebunden und von den Feinden nachgeschleift.

Doch Nogaia merkt, daß die Schlacht für ihn nicht gut steht; er schickt Boten, die seinen Sohn rufen sollen. Dann späht er wieder ringsum und sieht von weitem Toghtagus' Banner. Der Führer der Gegner befindet sich gerade in einer baumreichen Gegend, die von weitem wie ein Garten

ausſieht. Da erinnert ſich Nogaia, daß ihm einmal prophezeit worden iſt, er werde in einem Luſtgarten ſterben. Sollte dieſer da gemeint ſein? Doch nicht einen Augenblick zögert er, den Feind aufzuſuchen. Auch dieſer hat Nogaia erblickt, und die Helden ſtürmen gegeneinander. Eine kurze Zeit ſchauen ſie untätig einander an, jeder ſieht den andern heute zum erſten Male. Dann beginnt der Kampf.

Flinken Geiſtes ſpannt Nogaia
Seinen Bogen und im Nu
Schwirrt ſein langer Pfeil dem Haupte
Des verhaßten Gegners zu.

Vor dem Prachtjuwel des Turbans,
Das der Schütze ſich erkor,
Seitwärts prallend ritzt die Spitze
Blutig rot Toghtagus Ohr.

Der jedoch ſprengt vor und ſchleudert
Seinen Speer, der ſauſend tönt,
So gewaltig, daß Nogaias
Panzer von dem Wurfe dröhnt.

Bohrend in die gold'ne Wölbung,
Die den innern Bruſtſchild deckt,
Iſt die Spitze eingedrungen,
Daß der Schaft im Panzer ſteckt.

Kräft'gen Rucks entfernt Nogaia
Raſch das hindernde Geſchoß
Und mit Schwert und Tartſche ſtürzt er
Wütend auf den Gegner los.

Wie ein Löwe, den des Feindes
Trotz zum höchſten Grimme reizt,
Zeigt er jetzt ſich unabwehrbar,
Wo ſich Kling' und Klinge kreuzt.

Gleich der finſtern Wetterwolke,
Welcher Blitz auf Blitz entfährt,
Deren jeder unter Knattern,
Was er trifft im Nu verheert —

Alſo blitzt Nogaias Säbel,
Pfeilgeſchwind die Läng' und Quer
Raſſelnd über ſeines Gegners
Klinge, Schild und Panzer her.

Wie gewandt auch ſeinen Angriff
Abwehrt der Mongole Khan,
Bald die raſch geführte Klinge,
Bald den Buckelſchild voran:

Fühlt er doch, daß wenn nicht ſchleunig
Waffen er und Kampfesart
Wechſelt, er erliegen müſſe
Schmählich ſeinem Widerpart.

Horch! Da tönt von Tzakas[28]) Nachhut
Weſtwärts her Drommetenklang,
Lauſchend folgt dem Ton Nogaia
Mitten im Gefechtesgang.

Einen Augenblick nur lauſcht er,
Doch genügend, daß in Haſt,
Durch den Schild geſtützt, der Gegner
Statt des Schwert's die Streitaxt faßt.

Kaum als dies erſeh'nd, Nogaia
Raſch erhebt der Tartſche Rand,
Sich zu ſchirmen, trifft ein Schlag ihn.
Ihm zertrümmernd Schild und Hand.

Weiter kämpft er mit der Rechten,
Grimmig ſuchend Schutz und Heil,
Doch ſchon holt zu neuem Hiebe
Aus das lang geſtielte Beil.

Mit dem Rufe: „Nimm Jlaji"[29])
Trifft Toghtagu jetzt das Haupt,
Das der Ruhm von hundert Siegen
Hat mit ew'gem Glanz umlaubt.

Ueberſtrömt vom Blute ſinkt er
Klaffend nieder und ein Schrei
Des Entſetzens ſagt den Lüften,
Daß Nogaia nicht mehr ſei.

Selbſt der Sieger ſchaut ergriffen,
Wie die Leiche abwärts ſinkt
Und der heiße Steppenboden
Von Nogaias Blute trinkt.

Dann ſein eig'nes Blut nicht achtend,
Das aus mancher Wunde quellt,
Spricht er, zu den Seinen ſchwenkend:
„Schonet ſein! Er war ein Held!"

---

[28]) Sohn Nogaias.

[29]) Mongoliſcher Ausdruck für Totſchläger (R.).

Die Schlacht iſt zu Ende, Tzaka iſt zu ſpät gekommen. Großmütig gewährt Toghtagu allen, die nicht weiter kämpfen, Verzeihung. Dem Sohn Nogaias verleiht er Kumanien und die Walachei. Als dieſer aber die andern Helden, die unter ſeinem Vater gefochten, zu Waffenbrüderſchaft einlädt, wird er von ihnen abgewieſen; gerne hätten ſie unter Nogaia gekämpft, denn er ſei ein Held geweſen!

Dieſe Zeiten ſind vorüber,
Anders kam der Dinge Lauf.
Eine Sonne ging heut' unter
Und ein Nebelſtern ging auf.

„Jene hat uns angezogen
Durch den Weltſtrahl, dieſer nicht.
Kein Geſtirn kann ſich ihm neigen,
Denn ihm ward kein eig'nes Licht!

„Sei getroſt jedoch des Erbes
Als Nogaias einzig Kind:
Deines Vaters Ruhm wird leben,
Wenn wir alle nicht mehr ſind.

„Singen wird von ihm der ſpäten
Nachwelt noch des Sängers Mund,
Sprechen Chriſt, Budhiſt und Moslim,
Reden ſelbſt der Steppengrund!"

Hornruf kündet, wie die Mannſchaft
Mit den Führern ſüdwärts zieht,
Fern verklingt's und nur als Echo
Hallt es im Nogaialied....

Das iſt der Inhalt der 226 Strophen der Nogaiaſchlacht, deren bedeutſamſte Stellen ich zitiert habe. In dieſem Werke iſt es N. gelungen, den größten Epikern in Inhalt und Darſtellungsform vollendet nachzueifern. Das ganze kurze Epos iſt aus einem Guſſe, man möchte keine Strophe miſſen. Die Darſtellung iſt lebendig, anſchaulich und trotz ihrer Gedrungenheit farbenprächtig. Der Grundzug — das hohe Heldentum — iſt mit ſeltener Klarheit herausgearbeitet. So haben die homeriſchen Helden gekämpft, ſo hat Walter den Schild von dem Stummel der linken Hand zornig weggeworfen. Aber im Gegenſatze zu jenem grimmen Heldentum läßt der Dichter den Leichnam des gefallenen Nogaia nicht „um die Mauern Ilions" ſchleifen; nach dem furchtbaren Nibelungenkampfe ſchlägt der ſanftere Gudruntон an unſer Ohr, verſöhnend und das Grauen überſtrahlend.

Sind die Ideonen das gedankenreichſte Werk N.s, ſo iſt die Nogaiaſchlacht das poetiſch vollkommenſte. Und es iſt traurig genug, wenn wir in Nibios Abhandlung: „Die Geſchichte der Buchhandlung Schledt" leſen, daß ſie mit dem Verlage dieſes Epos einen ſchweren materiellen Schaden erlitten hat, traurig für den Geſchmack der Deutſchen jener Zeit.

*

Außer der Nogaiaſchlacht hat N., wie oben erwähnt, noch ein zweites Epos in ungereimten Vierzeilern (Trochäen) geſchrieben, das er Darius nannte. Zu Beginn des 19. Jh.s gab es in der Bukowina mehrere Räuberbanden, Haiducken genant; der Führer einer dieſer Banden hieß Joan

Dari[30]) und wurde allgemein mit seinem Patronimikum genannt. Ueber die Art, wie er lebte, haben wir eine vorzügliche Schilderung in dem Werke: „Scrierele lui Iraclie Porumbescu“, Cernăuți (Cernowitz) 1898. Auf Seite 61 ff. erzählt Porumbescu, ein bekannter Pfarrer, Dichter und Musiker, was er von seinem Vater über Dari gehört hatte. Dieser war als junger Bursche, als er sich eines Tages auf der Jagd befand, von Dari gleichsam gefangen genommen worden und mußte 10 Tage lang das Leben eines Mitgliedes der Bande mitmachen, ohne allerdings als Novize stehlen zu müssen. Dari zeigte ihm, daß er nie von Armen, von Landleuten usw. etwas nehme, sondern im Gegenteile sie unterstütze. Die Folge davon war, daß ihn alle liebten und sich niemand fand, der ihn verraten wollte. Sein Ansehen wuchs und seine Person wurde legendär, bis ihn endlich die irdische Macht doch erfaßte; in der Nähe seines Geburtsortes Mardzina (neben Radautz) wurde er nach kurzem Prozeß im Jahre 1816 gehängt.[31])

Welch prächtigen Helden hätte N. aus dieser Vorlage formen können! Statt dessen schuf er einen Salonräuber, der in eleganter und sehr listiger Form seine Betrügereien ausübt. So verlangte er von einem Gutsbesitzer, eine größere Geldsumme für einen bestimmten Tag vorzubereiten. Der Gutsbesitzer verständigt das Militär und es wird ihm eine Abteilung Soldaten unter Führung eines Offiziers zur Ergreifung des Räubers zugesagt. Wirklich erscheint am betreffenden Tage der Offizier, erklärt, daß seine Soldaten schon ringsum versteckt lägen, und rät dem Gutsbesitzer, das Geld an die verlangte Stelle zu legen, damit es als Köder diene. So geschieht es. Aber wie erstaunt der Gutsbesitzer, als nach kurzer Zeit ein anderer Offizier kommt und es sich herausstellt, daß der andere niemand anderer als Dari gewesen ist, der das Geld mit sich genommen und einen Zettel folgenden Inhaltes zurückgelassen hat:

Dari rät dem Skarlataki,[32])
Künftig besser zu gehorchen;
Traurig wären sonst die Folgen
Ihm und seinem Edelhofe.

Wie unmöglich ist doch diese Geschichte! Jener schlichte Bauer, der als bärenstarker Naturmensch geschildert wird, kann sich plötzlich wie ein Offizier benehmen, vielleicht sogar deutsch sprechen. Ja, er kann schreiben!

Und ähnlich unglaublich und unmöglich sind die anderen Geschichten, die N. erzählt. Warum hat er nicht jene tatsächliche, von soviel Gemüt

---

30) dh. Johann, Sohn des Darius.
31) S. Porumbescu a. a. O. S. 80.
32) Name des Gutsbesitzers.

zeugende Begebenheit erzählt, wie Dari im Walde ein kleines Kind weinend antrifft, es auf den Arm nimmt, trotz der Gensdarmeriemannschaft ins Dorf Kaczyka geht, die Eltern des Kindes ausforscht und es ihnen mit den Worten übergibt: „Ich bin Dari; bewachen Sie ihr Kind nächstens besser!“ [33])

Und ebenso saft- und kraftlos wie die Schilderung seiner „Heldentaten“ ist auch die seines Endes. Viele, viele Jahre, nachdem der Liebling und Stellvertreter Daris gefangen genommen und am Galgen gebaumelt hat, stirbt im Kloster am Fuße des Rarau der Abt Proclus. Doch man findet dann, daß er niemand anderer als der einst so sehr gefürchtete und bewunderte Räuberhauptmann Dari ist, der hier den Frieden seiner Seele gefunden hat.

Nein, wenn auch gewiß mancher Mörder und Räuber schon seine Zufluchtstätte in den Mauern eines Klosters gefunden hat, für den Riesenmann, der unbekümmert und wild darauf los gelebt hat, können wir uns unmöglich ein solches Ende vorstellen.

So reicht der Darius weder inhaltlich noch in der Darstellung an die Nogaiaschlacht heran.

*

Wir gehen nun zu der Besprechung der epischen Werke in ungebundener Form über!

N.s umfangreichste und in vieler Hinsicht schönste Erzählung ist die Novelle: Roxolan und Carpa. Der Inhalt ist kurz folgender:

Auf der Burg Cecina in der Nähe von Czernowitz lebt der Gotenfürst Fridiger. Rings um die Burg befindet sich eine Stadt; da wohnen die Goten in mächtigen Blockhäusern. Der Fürst ist unverheiratet, aber er hat eine Nichte, Carpa, zu sich genommen, deren Eltern längst gestorben sind, und ist ihr Mundwalt und Vater zugleich. Zu ihm, der im Gegensatze zu dem in Suczawa residierenden heidnischen Fürsten Athanarich ein eifriger Anhänger des arianischen Christentums ist, kommt im Jahre 374 der Bischof Wulfila, der vergebens versucht hat, den heidnischen Ermanarich in Kiew zu seiner Lehre zu bekehren. In seiner Gesellschaft befindet sich ein junger Roxolanenfürst, namens Saljew, der vom ersten Augenblick innigste Zuneigung für Carpa fühlt. Unter mancherlei Gesprächen fließt der Nachmittag und der Abend dahin. Am nächsten Tage wird ein Festspiel veranstaltet, an dem gegen 1000 Krieger teilnehmen. Der Bischof wird von ihnen mit Heilrufen empfangen und sie lassen sich von ihm in halb christlicher, halb heidnischer Form taufen. Dann muß Wulfila weiterziehen, und

[33]) Porumbescu a. a. O. S. 78.

auch der Roxolane kehrt in einer wichtigen Miſſion für Herzog Fridiger heim. Sein Wiedererſcheinen iſt für die nächſte Sommerſonnwende feſtgeſetzt.

Unter ganz veränderten Verhältniſſen aber kommt Saljew zur Burg Cecina wieder; denn die Hunnen ſind ins Land eingefallen. Faſt wäre Carpa bei einer einſamen Streifung von einem dieſer grauenerregenden Krieger ermordet worden. Da die Feinde die ſtarke Wehrmacht Fridigers in offener Feldſchlacht nicht beſiegen können, zünden ſie die Wälder ringsum an. Doch Fridiger hat ſchon längſt erkannt, daß er die Burg verlaſſen und über die Donau flüchten müſſe. Beleuchtet von der hellen Glut der brennenden Urwaldrieſen vermählt er Carpa mit dem Roxolanen-Fürſten und nimmt Abſchied von ſeiner Ziehtochter; denn ſie will mit ihrem Gatten auf das Beſitztum ihrer Eltern in den Bergen wandern, wohin die Hunnen wohl kaum dringen dürften. Dann verläßt Fridiger die ſchauerlich ſchöne Szenerie.

> Horch! Da ertönte von Neuem das ſonderbare Klingen hoch in den Lüften, aber lauter und ergreifender als zuvor, und ſchwebte auf Sturmesſchwingen nieder bis zu den Reihen der Goten, welche ſofort hielten und zum Caſtell emporblickten, von deſſen Höhe die deutlich vernehmbaren Laute herkamen.
>
> Auf der Plattform des Wartturmes ſtand hochaufgerichtet eine Frauengeſtalt, an deren Kleidung man alsbald die Prieſterin Hala erkannte. Ihr weißer Schleier wallte hoch empor, ihr langes Haar flatterte im Winde. Ihre Arme hielt ſie wie ſegnend gegen die Goten hingeſtreckt und erhobenen Hauptes ſang ſie die nämliche Weisſagung, die ſie im Kampfe gegen die Hunnen geſungen.
>
> An eine Rettung der Alrune war nicht zu denken; denn lichterloh brannte bereits die Ausfallspforte und auch an den Fenſtern des Turmes leckten ſchon die Flammen.
>
> „Vorwärts!“ ſcholl es von den Lippen Fridigers und „Vorwärts!“ widerhallte es in den Reihen der Goten ...
>
> Als die Scheidenden noch einen letzten Blick auf Cecina zurückwarfen, ſchlugen eben die Flammen über dem Haupte Halas zum Himmel empor.
>
> Das Lied war ausgeklungen ...

Das iſt in wenigen Worten der Inhalt der Novelle Roxolan und Carpa. Sie hat große Schönheiten, ein gewiſſer idealer Hauch verklärt die Schrecken jener Tage. Die Ereigniſſe werden ſo lebhaft, ſo plaſtiſch geſchildert, daß der Leſer mitgeriſſen wird und mit Spannung die Fortſetzung erwartet. Die Charaktere ſind fein herausgearbeitet, nirgends liegt in ihrer Darſtellung eine Unmöglichkeit vor.

Wer alſo die Novelle leſen wird, ohne ſie irgendwie als eine hiſtoriſche gelten laſſen zu wollen, wird gewiß eine reine Freude dabei empfinden. Leider aber hat N. ſie als „hiſtoriſche“ bezeichnet, ja, in der Vorrede

zu den Novellen hervorgehoben: „Das Streben, geſchichtliche und geſellige Ereigniſſe und Charaktere in wahrſcheinlicher, d. i. möglichſt zeit- und ſittengetreuer Färbung wiederzugeben, gereicht dieſen Erzählungen in derart hohem Grade zum Nachteile, daß manche derſelben kaum den Namen von Dichtungen verdienen." Und gegen dieſe Darſtellung, als hätten wir es mit einer geſchichtlichen Erzählung zu tun, muß ich Stellung nehmen.

Was iſt eigentlich an der Novelle Roxolan und Carpa hiſtoriſch? 1. daß Goten ſich auf dem Gebiete der heutigen Bukowina aufgehalten haben.[34]) 2. daß es bei ihnen zwei Heerführer Fridiger und Athanarich gegeben hat, von denen der erſte nach Jordanes V „modulationibus citharisque" gefeiert wurde; er wird „regulus" genannt, war arianiſcher Chriſt und ſtand deshalb im Streite mit Athanarich.[35]) 3. die Geſtalt des großen Biſchofs Wulfila. 4. der Hunneneinfall im Jahre 375 und die Flucht der Goten.

Daß dieſe wenigen Daten nicht ohne weiteres zur Dichtung einer hiſtoriſchen Erzählung hinreichen, iſt klar. Immerhin hat es N. verſucht und die Novelle iſt ihm, wenn man ſich nicht weiter um die ſonſtigen hiſtoriſchen Verhältniſſe kümmert, gelungen; aber ſie darf, im Gegenſatze zu N., nicht als geſchichtlich bezeichnet werden, ja, wir dürfen überhaupt nicht mit hiſtoriſcher Schulung an ſie herantreten.

Was iſt zunächſt mit der Burg auf dem Cecinna, einer Bergkuppe, die etwa 8 km von Czernowitz entfernt iſt? Ich will hier nicht beſonders hervorheben, daß nach den Forſchungen der Fachmänner dieſe Burg, von deren Grundmauern ſich nur dürftige Reſte erhalten haben, erſt im 14. bzw. nach anderen im 15. Jh. erbaut worden iſt.[36]) Dem Dichter ſtünde es frei, ihre Erbauung um 1000 Jahre früher zu verlegen, allerdings aber nur dann, wenn er es uns wahrſcheinlich machen könnte. Nach den Schilderungen der Hiſtoriker iſt es aber ganz ausgeſchloſſen, daß die Goten ſich zum Baue einer ſteinernen Burg, die ähnlich denen aus dem 12. Jh. geſchildert wird und um die ſich ringsum eine „Stadt" ausbreitet, entſchloſſen hätten oder dazu imſtande geweſen wären. Wie allen germaniſchen Völkern jener Zeit waren auch ihnen feſte Häuſer geradezu verhaßt, und Ammianus Marcellinus ſchildert z. B., wie germaniſche Krieger im Kampfe mit Julian (Apoſtata) die ſchon vorhandenen ſteinernen Häuſer und Caſtelle verbrannten und ſich daneben im Freien lagerten. Eine ſolche Burg anzulegen, dazu waren die Goten des vierten Jahrhunderts ſicherlich nicht fähig. Gewiß

---

[34]) Onciul in ſeinem Werke: Zur Geſchichte der Bukowina, 1887, S. 11, drückt ſich vorſichtig aus: „(Die Goten) beſaßen wohl auch die Bukowina".

[35]) Vgl. darüber Ammianus Marcellinus an zahlreichen Stellen, beſonders ausführlich XXVI: 13.

[36]) Vgl. z. B. Kaindl: Kleine Beiträge zur Kunde der Bukowina, 1897, S. 3.

hätten die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller, die über ſie geſchrieben haben, irgendwo erwähnt, daß ſie Burgen hatten, nicht nur am Cecinna, ſondern auch in Suczawa, wobei dieſe von einem dreifachen Mauerring umgeben geweſen ſein ſoll! Ebenſo wenig wie auf dem Cecinna läßt ſich irgendwo eine Wahrſcheinlichkeit für die Befeſtigung von Suczawa anführen, ſondern alles ſpricht dagegen.

Es erſcheint ferner vollkommen ausgeſchloſſen, daß die beiden Fürſten Fridiger (Fritigern) und Athanarich, die ſich wegen Bekenntniſſes zum arianiſchen Glauben oder ſeiner Ablehnung grimmig bekämpften, ſo nahe nebeneinander reſidierten. Zweifellos hat Athanarich ſüdlicher gewohnt; denn in der Biografie des hl. Sawa wird berichtet, daß dieſer Heilige bei der großen Chriſtenverfolgung durch Athanarich im Jahre 355 über Auftrag des Fürſten im *Μουσαῖος*, dem heutigen Buzeufluß, ertränkt wurde.[37]) Da dieſer Fluß rund 300 km ſüdlich von Suczawa liegt, iſt es eher anzunehmen, daß Athanarich in jenen Gegenden ſeine Reſidenz aufgeſchlagen hat.

Aber auch andere Unwahrſcheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten führt N. an. So berichtet Jordanes XXVI., daß Fritigernus, nachdem er und andere Fürſten vor den Hunnen aufs rechte Donauufer geflohen waren und vom Kaiſer empfangen und laut Vertrages verpflegt werden ſollten, durch Hunger gezwungen („penuria famis“) ſich ſelbſt Ordnung zu ſchaffen ſuchten. N. läßt Fridiger eine ähnliche Geſchichte, die ſich noch vor dem Hunneneinfall ereignet haben ſoll, erzählen: er habe ſich Recht verſchaffen wollen, da man ihm die Nahrungsmittel, die er für ſein Volk auf Wagen hätte bringen ſollen, verweigert habe. Nun bedenke man folgendes: Wenn die Goten diesſeits der Donau in einer überaus fruchtbaren Gegend ſaßen, ſo hatten ſie es ſicher nicht nötig, Getreide zu heiſchen. Um aber das Unwahrſcheinliche zum Unmöglichen zu ſtempeln: wie wäre es möglich geweſen, mittels Wagen (wie es ausdrücklich in der Novelle heißt) genügend Lebensmittel für ein Volk auf eine Entfernung von ungefähr 600 km bei dem damaligen Zuſtand der Straßen durch ein von einem feindlichen Fürſten beſetztes Land transportieren zu können!

Carpa ſingt ein Lied über:

Hugin und Munin.

Hugin und Munin
Fliegen jeden Tag
Ueber den Weltkreis hin
Mit raſchem Flügelſchlag.
Asgard und Midgard
Schließt ihr Flug ein.
Sie ſind Alfadurs Boten
Aus Liosalfaheim.

Hugin und Munin
Bilden Odins Rat,
Sie ſind Gotteslichter
Am Menſchenlebenspfad,
Wie fliegen ſie ſo ſchnelle,
Von Alfadur geſandt,
Und wandeln Tod in Leben um
Fernhin bis Narſtrönds Rand.

[37]) Vgl. hiezu Xenopol: Istoria Românilor, I, S. 229.

Hugin und Munin
Verleihen Heldenmut,
So oft und finſter drohend
Anſtürmen Wind und Flut.
O kämpft mit ihren Waffen,
Die Surturs Waffen ſind,
Dann wird für Euch die Hoffnung
Zu Waſſer und zu Wind.[38])

Die Namen der beiden Raben finden ſich nur im Grimnirlied und in der proſaiſchen Edda. Im Grimnirliede lautet die Strophe:[39])

Hugin und Munin fliegen manchen Tag
Den Erdengrund ab;
Für Hugin fürcht ich, daß er heim nicht kehre,
Doch ſorg ich um Munin noch mehr.

Die Namen ſind verſchieden gedeutet worden; Gering ſetzt Hugin = der mit Verſtand begabte, Munin = der mit Unterſcheidungsvermögen Begabte; der isländiſche Gelehrte Jonſſon erklärt Hugin mit Gedanke, Munin mit Erinnerung, während Heusler Hugin mit der Beſonnene, Munin = der Gedenkende überſetzt. Für welche der Erklärungen man ſich auch entſcheiden mag, auf keinen Fall werden wir annehmen können, daß die beiden Raben, die Grimnir (= Odin) ausſendet, Heldenmut (und Waffen?) verleihen können.

N. läßt Carpa auch die Helden auffordern, mit Surturs Waffen zu kämpfen. Nun wird in der Edda zwar wiederholt der Name Surt erwähnt, nie aber iſt er jemand anders als der rieſige Beherrſcher der Feuerwelt, Muſpelheims. Unmöglich kann Carpa die Helden ermuntern, mit den Waffen eines Rieſen, d. i. mit denen eines dem Götter- und Menſchengeſchlechte feindlichen Weſens zu kämpfen. Vielleicht iſt N.s Irrtum ſo zu erklären, daß er nur die Stelle aus dem Wafthrudnirlied u. z. in einer Ueberſetzung wie z. B. der Gerings gekannt hat, wo ſie lautet:

Das Feld heißt Wigrid, wo ſich finden zum Kampfe
Die ſeligen Götter und Surt.[40])

Da dürfte N. geglaubt haben, daß Surt auf Seiten der Götter gekämpft hat. Denn noch weniger glaubhaft klänge die Erklärung, daß Surt, weil er vom Feuerreiche komme, Träger des Lichtes der Erkenntnis ſei.

Für N. iſt — merkwürdiger- oder richtiger geſagt: unverſtändlicherweiſe — Surtur (warum nicht Surt?) der Allvater (warum fadur?), wie

---

[38]) Unklar!

[39]) In der klaſſiſchen Ueberſetzung von Felix Genzmer.

[40]) Vgl. die Ueberſetzung Genzmers: Wigrid heißt das Feld, wo zur Fehde Surt den Göttern begegnen wird.

er es im Gedichte auf Seite 239 ſagt, zu dem die Geiſter, geleitet (!) von Odhin, wiederkehren. Alſo müßte er der Gott des Lichtes (der Sonne?) ſein. In kühner, allzukühner Umbildung läßt er Alfadur in Lioſalfaheim wohnen. Nirgends aber wird in der Edda geſagt, daß Götter im Alfaheim wohnen.[41])

Unverſtändlich iſt es auch, wie N. auf die Seherin, die Runenkundige, das Wort „Alrune" anwenden konnte, das doch einen ganz anderen Sinn hat, ebenſowenig, wie er dem Roxolanenfürſten, alſo einem Slawen, den gotiſchen Namen Saljew geben konnte. Er hat ſich hier ähnliche „Freiheiten" geleiſtet, wie wir ſie ſpäter im 35. Geſange der Ideonen beim Schickſalsrätſel finden werden.

Ohne weiteres überträgt N. Religionsanſchauungen und -begriffe von dem durch die Skalden im Norden ausgebildeten Syſtem auf die Goten. Die Namen der beiden Raben finden ſich aber bei keinem anderen germaniſchen Stamme. Wohl ſind die Wortſtämme gemeingermaniſch, aber die den nordiſchen Namen entſprechenden ſind nirgends nachweisbar.

Wenn aber ins Gotiſche des Jahres 374 Vorſtellungen und Lieder eingeführt werden, die dem Ideenkreiſe der Skalden um rund 600 Jahre ſpäter entſproſſen ſind, ſo hätten dieſe Geſänge unter allen Umſtänden im Stabreim abgefaßt ſein müſſen, der nach Andreas Heusler „die Dichtung aller germaniſcher Stämme durch Jahrhunderte beherrſcht zu haben ſcheint[42]) und ſicherlich nicht erſt „zu den gotiſchen Neuerungen um 400 gehört",[43]) ſondern „als Hausmarke der germaniſchen Familie hoch hinaufreicht".[44]) Und wenn man bedenkt, daß nach Priskos Bericht der Anfang des Heldengeſanges bei den Oſtgoten zur Zeit Ermanarichs zu ſuchen iſt,[45]) ſo müſſen wir ſagen, es iſt ein arger Fehler, wenn N. in ſeinen Geſängen nicht den Stabreim anwendet.

All dieſe Ungenauigkeiten, ja Unmöglichkeiten ſtören aber den Genuß nur desjenigen Leſers, der halbwegs die Geſchichte und die Anſchauungen jener Zeit kennt. Wer ſich darüber hinwegſetzt, wird ehrlich N.s Erzählertalent bewundern können.

Auch Kaindl zollt dieſer Erzählung viel Lob, findet aber, daß N. von Dahns kleinen Romanen aus der Völkerwanderungszeit beeinflußt iſt. Leider hat er mit keinem Worte geſagt, worin dieſe Beeinfluſſung beſtehen ſoll. Ich habe zu einer anderen Arbeit alle Romane Dahns durchſtudiert, konnte aber nur den einen Zuſammenhang zwiſchen der Novelle

---

[41]) Mit „Lios" dürfte N. das Wort „Licht" gemeint haben.
[42]) Deutſche Versgeſchichte, 1925, Bd. 1 § 25.
[43]) Ebenda § 115.
[44]) Ebenda § 115.
[45]) Heusler, Die altgermaniſche Dichtung, 1926, S. 149.

N.s und den kleinen Romanen entdecken, daß sie Stoffe aus der Völkerwanderungszeit behandeln. Wie gesagt, Kaindl ist uns den Beweis für seine Behauptung schuldig geblieben. Es wäre ihm auch unmöglich gewesen, ihn zu erbringen; denn N.s Novellenband ist im Frühling 1869, Dahns kleine Romane vom Jahre 1882 an erschienen.[46])

*

Die Novelle „Roxolan und Carpa" nimmt den größten Teil des ersten Bandes der Novellen ein. Die vier anderen Erzählungen sind bedeutend kleiner. Sie spielen sich mit Ausnahme der ersten (St. Johannes Novus) auf dem Boden der Bukowina ab. Die erste Erzählung hat nur deshalb ihren Platz in diesem Bande gefunden, weil die Gebeine dieses Märtyrers sich im Kloster Suczawa befinden. Dahingegen sind die drei Erzählungen „Die Schwestern von Schipot", „Hahn und Henne" und „Der schwarze Wojwode" auf keinen Fall mehr als historische Novellen zu bezeichnen, sondern als Sagen.

In der ersten wird berichtet, wie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Nähe des Dorfes Schipot ein berühmter Räuber lebte, den man den König der Wälder nannte. Aber er nahm nur von den Reichen, Arme unterstützte er. Er warb um die Hand einer jungen Bäuerin, die auch ja sagte. Aber bald merkte er und seine Braut, daß auch ihre Schwester ihn liebte. Schwere Eifersucht trieb beide dazu, an einem Feste sich gegenseitig Gift in den Wein zu gießen, das sie ahnungslos tranken, um bald darauf nach reumütigem Geständnis zu sterben. Auf ihren Gräbern pflanzte man zwei Birken, die sich aber nicht vereinigten; und auch, als sie nach fünfzig Jahren „einem Sturme erlagen und die Gemeinde teils aus Pietät, teils weil man zum Andenken an jenes Ereignis die zwei Birken in das Gemeindesiegel aufgenommen hatte", zwei neue Birken gleichfalls dicht nebeneinander pflanzte, gelang es nicht, „sie in ihrem Wachstume zu vereinigen."

Denselben Sagenstoff behandelt L. A. Simiginowicz in seinen „Volkssagen aus der Bukowina" (Czernowitz 1885, S. 3). Doch beschließen dort die Schwestern, einverständlich in den Tod zu gehen, weil sie beide denselben Mann lieben. N. hat den Stoff zweifellos von Fedkowicz genommen, der in seinem 1865 erschienenen Bändchen auch das Gedicht „Die Schipotbirken" veröffentlichte.[47])

Die nächste Erzählung „Hahn und Henne" behandelt ebenfalls eine Bukowiner Sage. Simiginowicz erzählt,[48]) daß ein Einsiedler, der in

---

[46]) S. Dahn, Erinnerungen, Bd. V, S. 680 ff.
[47]) S. I. S. 39 und Kaindl a. a. O. S. 543 ff.
[48]) A. a. O. S. 114.

der Nähe der Mündung des Lukawabaches in die Moldawa lebte, einen Hahn und eine Henne hatte, die ihm sehr lieb waren. Da brachen die Türken herein und er floh, von ihnen gehetzt, mit seinen Tieren über Tal und Berg, bis er sie in der Dunkelheit zu einem Abgrund führte, in den sie alle hineinstürzten. Zum Andenken an seine Rettung nannte er die beiden Felsen, zwischen denen sich die Schlucht befindet, Hahn und Henne.

R. verlegt die Erzählung in die Zeit, da die Kumanische Bevölkerung von den mongolischen Horden über die Berge der Maramureſch zu den Ungarn flüchten mußte, also etwa ins Jahr 1240. Da lebte ein Einsiedler, namens Simeon, in jener Waldwildnis. Eines Tages kam ein Mann an der Spitze einer Kriegertruppe und übergab ihm in einem Sack „seine zwei letzten Untertanen". Der fremde Krieger war der König von Kumanien, der zu seinem Bruder Bela, dem König von Ungarn, flüchtete. Der Einsiedler hielt die Hühner seines Königs Kuthen hoch in Ehren. Nach vielen Monden aber erschien ein Trupp Tataren, die sich aus Ungarn zurückzogen, und einer der Krieger raubte dem Einsiedler die beiden Hühner. Darüber geriet der Eeremit in eine derartige Aufregung, daß er die Beherrschung ganz verlor und den Krieger angreifen wollte, der ihn aber lachend zu Boden schlug. Doch der Geist der Berge rächte den Frevel; er lockte in Gestalt eines Mannes, der auf einem Handschlitten eine Schneefläche hinabsauste, die Feinde in einen nebeligen Abgrund, in dem sie alle umkamen. Der Kumane, der gezwungen worden war, sie zu führen, trieb alle ihre Pferde zusammen und zog auf Rat des Einsiedlers zum König Kuthen. Seine Tochter wurde vom Sohne des ungarischen Königs zur Frau genommen.

Wie wir sehen, ist die Erzählung durchaus sagenhaft; ja sogar übernatürliche Kräfte spielen mit hinein. Die hauptsächlich von Rogerius geschilderten furchtbaren Greueltaten der einstürmenden Tataren geben nur den Hintergrund ab, auf dem sich die Sage frei aufbaut.

In der nächsten Novelle „Der schwarze Wojwode" hebt R. das sagenhaft Uebernatürliche noch viel stärker hervor. Sie spielt sich in jener Zeit ab, da nach der Ueberwindung des Mongolenfürsten Nogaia (1292) die Macht dieses Volkes zum großen Teile gebrochen war und in der walachischen Tiefebene Fürst Radu Negru eine neue Herrschaft, die der Walachen, begründen konnte.[49]) Auch aus den Bukowiner Bergen waren ihm viele Krieger zu Hilfe gezogen, denen er von dem herrenlosen Besitze der Serethebene große Bodenflächen zusprach; doch mußten sie sie gegen die Feinde selbst verteidigen. Da dies nicht möglich war, so begnügten sie

[49]) Von vielen wird die Geschichtlichkeit dieses Fürsten angezweifelt, vgl. Xenopol: Istoria Românilor, III, S. 12 ff.

ſich, in den ſchwer zugänglichen Bergen ihr Leben unter Leitung von Häuptlingen zu friſten.

In der Waldwildnis von Iswor lebte damals ein Häuptling, namens Tudan, der die Tochter eines Oberanführers zur Frau hatte. Nach deſſen Tode wollten ihn die Bewohner zum Wojwoden ausrufen. Doch warnte ein alter Mann davor, weil nach dem ſeinerzeitigen Auftrage des ſchwarzen Fürſten erſt ein Jahr nach dem Tode des alten Kirli, des Schwiegervaters Tudans, darüber entſchieden werden ſollte, ebenſo wie über die Zugehörigkeit des ungeheuren Waldkomplexes der Luczyna, die als Freigut, als Fürſtengut, in dem man nicht jagen dürfe, galt. Inzwiſchen aber trat ein eigentümlicher Zuſtand ein, der den Dingen eine ganz andere Wendung gab. Bei einem Streifzuge wurden vier junge Bären gefangen und als Spielzeug für die Kinder Tudans auf den Hof gebracht. Da raubte ein Bär das Kind eines der Untertanen Tudans. Der veranſtaltete ſofort eine große Jagd, bei der er ſich auch ins Freigebiet verirrte. Von einer merkwürdigen Müdigkeit erfaßt, ſchlief er ein. Im Traume ſah er ein Schloß, das er vorher nie geſehen; ein vornehmer, ganz in ſchwarzen Pelz gehüllter Mann und eine ebenſo gekleidete Dame ritten aus dem Hofe, näherten ſich Tudan und warnten ihn, in ihrem Gebiete zu jagen; das Kind ſeines Untertanen werde er unverletzt finden; aber genau ſo müſſe er mit den Untertanen ſeines (des ſchwarzen Herrn) Reiches umgehen.

Nach einiger Zeit erwachte Tudan und fand zu ſeinem höchſten Erſtaunen das geraubte Kind in ſeiner Nähe munter ſpielend. Da eilte er fröhlich heim.

Schon wurden die Vorbereitungen getroffen, um Tudan am Todestage ſeines Schwiegervaters zum Herrn über die Lande auszurufen, als ein unvorhergeſehener Vorfall eintrat. Eines der Kinder Tudans ſpielte unvorſichtig mit einem der kleinen Bären, der ihm an den Leib rückte. Das Kind wäre verloren geweſen, wenn nicht Tudan zufällig in der Nähe geweſen und zu Hilfe geeilt wäre. Aber auch er konnte ſich der vier Bären nur ſo erwehren, daß er ſie totſchlug.

Da ſtieg gegen Abend ein ſchreckliches Gewitter auf, wie es die älteſten Leute nicht erlebt hatten. In das furchtbare Krachen der entfeſſelten Elemente tönte ein Signalruf. Bald darauf kam ein Diener Tudans und meldete zitternd, daß der ſchwarze Wojwode um ein Nachtlager bitte. Entſetzt fuhr dieſer auf und ſchickte den Diener in die Nacht hinaus, um zu ſagen, der fremde Gaſt, wer er auch ſei, ſei willkommen.

Mit dieſem Auftrage begab ſich der Diener wieder hinaus in die ſtürmiſche, ſchauerliche Nacht. Kaum aber war er nur einige Minuten fort, als ein plötzlicher Windſtoß die Hallentüre, welche auf das Portal hinausführte, aufriß und das Schnauben und Stampfen von Roſſen hörbar ward. Tudan erhob ſich, um Fackeln bringen zu laſſen und den Gäſten entgegenzugehen, ſah

jedoch, noch bevor er das Portal erreichte, beim plötzlichen Scheine eines furchtbaren Blitzes, der die ganze Umgegend in blendendem Lichte abspiegelte und dem mehrere gewaltige Donnerschläge rasch nacheinander folgten, wie zwei schwarze Reitergestalten von ihren Pferden sprangen und sich der Portaltreppe näherten. Er trat den Ankommenden entgegen und bot ihnen den üblichen Gruß ...

Nachdem sich die Fremden zu Tisch gesetzt hatten, fand Tudan Gelegenheit, die beiden Erscheinungen genauer zu mustern. Das von langen schwarzen Haaren umwallte Haupt des Herrn deckte eine schwarze, mit Pelz verbrämte Jagdmütze, seinen herkulischen Körper ein glänzender schwarzer Pelzrock. Das schwarze Lockenhaupt der Dame war mit einem schwarzen Diadem geziert, ihren üppigen, kräftigen Leib umhüllte ein schwarzseidenes, pelzverbrämtes Jagdkleid. Aus den braunen Gesichtern der beiden funkelten schwarze, unruhige Augen. Und wenn der Herr oder die Dame den Mund öffneten, so zeigten sich zwei Reihen ungewöhnlich starker Zähne. Auffallend war der Umstand, daß die Fremden ganz unbewaffnet erschienen und das Sonderbarste von Allem, daß ihre Kleider fast keine Spur von Nässe zeigten, obgleich sie dem heftigsten Regen, der noch immer laut plätschernd niederrauschte, ausgesetzt gewesen waren.

Gleich nach dem Nachtmahl wünschten die Fremden sich niederlegen zu dürfen. Tudan begab sich auch zur Ruhe, mußte aber fortwährend nachdenken, wo er die Gäste schon gesehen; und endlich erinnerte er sich, daß er sie als Schloßbesitzer im Freirevier getroffen hatte. Aber trotz der Aufregung, die er bei diesem Gedanken empfand, schlief er bald ein.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht erwachte der Diener Tudans durch einen furchtbaren Schrei. Er eilte in die Wohnung des Herrn und glaubte bei dem schwachen Dämmerscheine bemerken zu können, wie zwei riesenhafte Bären die Halle verließen. Als er in die Wohnung eindrang, fand er die Kinder der Herrschaft zerfetzt und teilweise aufgefressen, Tudan mit tödlichen Wunden bedeckt. Seine Frau kam erst nach seinem Begräbnis aus tiefer Ohnmacht zu sich.

Wenige Tage nach der geheimnisvollen Begebenheit am Hofe von Iswor erschien der Wojwode Dragosch mit den Rumänen der Maramuresch am südlichen Abhang der Luczyna und gründete auf dem Boden von Altkumanien den Staat Moldau.[50])

Diese Erzählung mit ihrer eigentümlichen Verwechslung von Mensch und Bär ist nach Roxolan und Carpa die schönste des Bändchens; denn

---

[50]) Nach den Berichten der verschiedenen Chronisten wurde der Staat Moldau im Jahre 1299, nach anderen in den Jahren 1304, 1342, 1353, ja sogar erst 1359 gegründet. Aus der Erzählung ist zu schließen, daß N. sich für eines der beiden letzten Daten entschieden hat, da er einen alten Mann sagen läßt, daß er der einzige im Dorfe sei, der in seiner Jugend den Kampf unter Führung des Wojwoden Radu Negru mitgemacht habe. In seiner Geschichte des Serethlandes finden wir auch, daß N. als Gründungsjahr des Staates Moldau das Jahr 1353 angibt.

hier konnte ſich R.s blühende Phantaſie am beſten ausleben. Die Schilderung der Gegend im Freirevier, die Tudan in ſeiner Traumviſion ſieht, iſt der Feder eines großen Schriftſtellers würdig. Und ſie führt uns ſozuſagen von ſelbſt zu einer Erzählung, die in den Buchenblättern des Jahres 1870 erſchienen iſt. In dieſen „Bärengeſchichten“[51]) ſchildert R. begeiſtert die Schönheiten jenes Teiles der Bukowina, in den er einen Ausflug unternommen hatte. So ſchön hatte noch niemand vor ihm den Bukowiner Hochwald beſungen, und nach ihm iſt es niemand beſſer gelungen.

In dieſer Erzählung finden wir eine eingehende Schilderung der Gegend von Iswor, und wir werden dann die Erzählungen Hahn und Henne und den ſchwarzen Wojwoden viel beſſer verſtehen. Ich glaube auch, den Urſprung für die ſagenhafte Verwechslung von Menſch und Bären in der zweiten Novelle aufdecken zu können; denn R. ſelbſt hat es, wie er in den „Bärengeſchichten“ erzählt, erlebt, daß er im Dämmerlichte auf „ein ſchwarzes, zottiges Weſen“ ſchoß, das langſam die Bergwand heraufkam. Zum Glück traf ſein Schuß nicht; denn es war niemand anderer als ſein Führer, der, wie alle rumäniſchen Bauern, einen Schafpelz trug; im Sommer aber tragen ſie ihn mit den Haaren nach außen. Vielleicht hat ihm dieſe Verwechslung den Gedanken zur Erzählung „Der ſchwarze Wojwode“ eingegeben.

In demſelben Bande der Buchenblätter findet ſich noch eine zweite Novelle: „Gottes Fügung“. Sie iſt, nach R.s Angabe, einer wirklichen Begebenheit nacherzählt, die ſich im Bezirke Botoſchani (Moldau) im Jahre 1862 zugetragen hat. Ein Reiſender, der bei einem Popen einkehrt, wird von ihm und ſeiner Frau getötet, um ſeines Geldes beraubt zu werden. Dann legen ſie den Leichnam auf den Schlitten und treiben die Pferde mit kräftigen Peitſchenhieben an. Aber am nächſten Tage, es iſt ein Sonntag, hält plötzlich vor der Kirche, in der der Pope Gottesdienſt abhält, das Geſpann. Die Pferde hatten ſich müde gelaufen und das eine dann den Weg heimwärts gefunden; denn es war das des Popen, der es in der Dunkelheit mit dem des Fremden vertauſcht hatte! Lebenslängliche Schwerarbeit iſt die Strafe, die der Pope erhielt.[52])

In den „Bukowiner Hausblättern“ (1873) veröffentlichte R. eine kleine Erzählung: „Am Tage des Chrams“.[53]) Leider aber gibt er uns keine Schilderung dieſes farbenprächtigen Feſtes, das von der gr. or. Bevölkerung ungemein fröhlich begangen wird, ſondern es wird nur ein Kon-

---

[51]) Klug hat die „Bärengeſchichten“ im Deutſchen Kalender der Bukowina für das Jahr 1935 und im Bukowiner Deutſchen Dichterbuch 1939, hier etwas gekürzt, abgedruckt.

[52]) Wieder abgedruckt von Lang im Kalender für das Jahr 1931.

[53]) Chram heißt Kirchweihfeſt.

flikt zwiſchen Zollbeamten und Schmugglern geſchildert, die einige Fäßchen Schnaps herüberſchwärzen wollen. In dem Kampfe, der ſich entſpinnt, gibt es Tote auf beiden Seiten.

Das ſind N.s Erzählungen in Proſa.

Am Schluſſe des erſten Bandes der Novellen lädt N. zur Subſkription auf „Erzählungen aus der Bukowina, 3 Teile. Der erſte Teil ausgegeben. Der zweite zum Druck vorbereitet." ein. Welche Novellen waren für jenen zweiten Band beſtimmt? Das wird wohl ein ungelöſtes Rätſel bleiben.

c. Dramatik

Dieſe Abteilung iſt ſowohl an Umfang, als auch Inhalt die ſchwächſte. Der Einakter „Das Mädchen von Kaliczanka oder der Schlüſſel" gehört zu jenen Luſtſpielen, wie ſie ſeit Kotzebue und Neſtroy allerorts zu Hunderten verbrochen worden ſind. Der Millionär aus der Moldau, der ſeinen Sohn hat verhindern wollen, ein armes Mädchen zu heiraten, und, durch deſſen Flucht und ſpäteren Tod kinderlos geworden, in ſelbſtgewählter Armut fern von ſeinem Gute die Tage in Kaliczanka verbringt, darf ebenſowenig fehlen wie der junge Mann, der das Mädchen ſeiner Neigung gegen den Willen ihres Ziehvaters entführen will. Und daß dieſer Ziehvater auch in das Mädchen verliebt und daß Stefi das Enkelkind des fremden Mannes aus der Moldau iſt, der ausgerechnet im Nachbarhauſe wohnt und im letzten Momente auf Grund eines vorgefundenen Dokumentes ſeine Enkelin erkennt, muß vom Zuſchauer ebenſo gläubig hingenommen werden, wie die Geſtalt des den Verliebten mimenden Dieners, der in einer weit über ſeinen Bildungsgrad hinaus gehenden Sprache der Dienerin Stefis Liebe heuchelt, um ſie zur Geheimhaltung der Flucht zu bewegen, die allerdings durch das happy end der Entdeckung der Herkunft Stefis und den Segen ihres Großvaters überflüſſig wird.

Wir ſehen: Durchaus abgebrauchte, der äußeren und vor allem: der inneren Wahrſcheinlichkeit entbehrende Ereigniſſe und Typen ſind zu einem Ragout zuſammengemiſcht, das einige unmögliche Monologe vollends ungenießbar machen. Vom Drama „Sophronisbe" habe ich ſchon [54]) erwähnt, daß es vollſtändig verloren gegangen iſt.

Ernſter iſt das dreiaktige Schauſpiel „Der Handel um die Seele" zu nehmen, auch ſchon deswegen, weil es ſich in allerdings allzu großer Innigkeit an den größten Dramatiker aller Völker und Zeiten anlehnt.

Die Haupthandlung ſpielt ſich in der Stadt Czernowitz und zwar faſt durchwegs in jüdiſchen Kreiſen ab. Das Handelsvolk der Hebräer wird durch einzelne unerfreuliche Typen charakteriſiert. Da iſt ein Wucherer Miſles, der den Gutsbeſitzern Geld auf die Ernte leiht und dann Mittel und Wege findet, um ſich an ihnen feſtzuſaugen und ſie allmählich von

[54]) S. I. S. 6.

ihrem Beſitze zu verdrängen. Aber auch der Großhändler Gideon Siram iſt ein dunkler Ehrenmann, der ſich nicht ſcheut, ſeiner Schwägerin Anna, deren Vormund er iſt, die Einwilligung zur Ehe mit dem Advokaten Dr. Brunner zu verweigern, weil er noch mit ihrem bei ihm erliegenden Heiratsgute wuchern will, und der ſchließlich den Handel um die Seele eingeht. Zu jener Zeit hatten in Rußland Pogrome ſtattgefunden; maſſenhaft waren Juden in die Bukowina geflüchtet, vielfach aller Mittel entblößt. Einer unter ihnen namens Efraim Falik, hat ſich an den Wunderrabi von Sadagora um Hilfe gewendet, der ihm einen Doppelnapoleon in Gold mit der Weiſung gibt, mit dieſem Gelde das erſte ſich ihm bietende Geſchäft abzuſchließen. Als er davon am Markte erzählt, macht ihm Siram, durch Habgier verleitet, den Vorſchlag, das Goldſtück zum Ankaufe von ſeiner (Sirams) Seele zu verwenden. Und da Falik, in ſtrenger Befolgung der Weiſung des Rabbiners, auf den Handel ſofort eingeht, ſtellt ihm Siram lachend die Beſcheinigung aus.

Doch Sirams Lachen währt nicht lange. Der peinliche Handel wird überall hämiſch beſprochen; Roſa, Sirams Frau, iſt empört und verlangt den Rückkauf, widrigenfalls ſie ſich ſcheiden laſſen will. Falik aber verlangt jetzt für den Zettel 1000 Rubel. Nun ſieht auch Dr. Brunner die Zeit gekommen, ſeine Braut aus der Vormundſchaft Sirams zu befreien. Auf ſeine Eingabe hin erklärt das Gericht, daß Siram wegen ſeines Handels mit der Seele das Recht, weiterhin Vormund ſein zu dürfen, verloren habe und daß er ſelbſt mit dieſem Amte betraut werde. Das Schiedsgericht, das Roſa verlangt hat, entſcheidet, daß ſie, da ihr Mann nicht in die Scheidung einwilligen will, aber durch Rückkauf ſeiner Seele die peinliche Angelegenheit zum großen Teile aus der Welt geſchafft hat, das Recht habe, in ihrer Wohnung ſtreng ſepariert von ihrem Manne zu leben, bis ſie glaubt, daß er wieder würdig geworden ſei, zu ihr zu ziehen.

Wir ſehen, der „Kaufmann von Venedig" hat zu ſtark herhalten müſſen. Aber nicht nur im Inhalte, ſondern auch in der Form. Das Schauſpiel iſt teilweiſe in fünffüßigen Jamben, teilweiſe in Proſa abgefaßt. An beſonders gehobenen Stellen tritt der Reim auf.

Wohl kann uns die gerechte Löſung des Knotens befriedigen. Aber das iſt auch alles, was für das Drama ſpricht; denn die allzu große Abhängigkeit von Shakeſpeare muß ſchon als arger Fehler gewertet werden. Dazu kommt noch die innere Unmöglichkeit der Fabel des Stückes. Vergebens hat N. verſucht, Milieu und Geſinnung der Handelsjuden jener Zeit richtig zu zeichnen. Wohl ſind ihm einzelne Striche gut gelungen; aber in der Hauptſache hat er vollſtändig daneben gegriffen.

Es erſcheint dem Kenner jüdiſchen Denkens vollkommen ausgeſchloſſen, daß Siram ſeine Seele verkauft. Und deshalb entbehrt das Schauſpiel „Der Handel um die Seele" der inneren Wahrſcheinlichkeit.

(Schluß folgt.)

Ein Kärntner Grenzmarkt in den Karawanken im 17. und 18. Jahrhundert.

Von Günter Glauert, München.

Unter den deutschen Marktsiedlungen im Süden Kärntens nimmt Eisenkappel infolge seiner Lage einen besonderen Platz ein. Mitten in den Karawanken gelegen, stellt dieser Ort die am weitesten nach Süden vorgeschobene deutsche Wachstumsspitze in dem schmalen, überwiegend windischen Gebietsstreifen Kärntens dar, die ihren Charakter durch Jahrhunderte bis zum heutigen Tage erhalten hat.

An ihrer Entstehung und Erhaltung haben die Verkehrskräfte neben den Bodenschätzen einen entscheidenden Anteil gehabt. Ist doch die Linie Vellachtal-Seeberg-Kankertal von großer Bedeutung für den Nord-Süd-verkehr quer durch Karawanken und Steiner Alpen. Sie verknüpft die gutbesiedelten Beckenlandschaften von Unterkärnten und Oberkrain und bildet ein Stück des Weges von Innerösterreich nach Triest und dem Meere. Als einziger, aber gefährlicher Konkurrent kommt nur der 1370 m hohe Loiblpaß in Frage, der die kürzeste Verbindung zwischen Klagenfurt und Laibach herstellt. Allerdings ist er etwas höher als der im Bereiche alter Schiefer gelegene Seeberg (1218 m), dazu bedeutend steiler, so daß er im Mittelalter zunächst weniger begangen wurde.

Der Lauf der Vellach trägt wesentlich zur Ermöglichung eines Fernverkehrs bei. Sie durchbricht als einziger Fluß, aus dem Kalkhochgebirge der Steiner Alpen kommend, beide Karawankenketten, wobei sie allerdings mehrfach Engtalstrecken bildet, die eine gewisse verkehrshemmende Wirkung besitzen. Das Durchbruchstal der Kanker setzt die Vellacher Verkehrsfurche südlich des Seebergs fort.

Im Norden durch den sperrenden Steilabfall des nördlichen Karawankenzuges von der Beckenlandschaft Innerkärntens abgeriegelt, im Süden von den hier schwächer entwickelten Südkarawanken und dem Hochgebirge der Steiner Alpen begrenzt, verläuft inmitten der östlichen Karawanken eine schmale, O-W streichende mittelgebirgige Einmuldung, die an kristalline Gesteine und deren Hüllschiefer geknüpfte Eisenkappler Längstalzone. Dieser folgen die Nebentäler der Vellach, meist tiefeingeschnittene, parallele, enge Gräben, wie Ebriach, Lobnig, Leppen und Remschenig, aber auch die westlichen Mießquelltäler. Mitten innerhalb des Gebirges ist so ein gewisser ost-westlicher Verkehr ermöglicht.

Eine Zone jungtertiärer Vererzung durchzieht die Kalke der nördlichen Karawanken und birgt im Obir- und Petzenstock reiche Bleierzlager, welche eine besondere Bedeutung für die kulturlandschaftliche Entwicklung dieses Gebietes haben, während kleinere Eisenerzvorkommen der Längstalzone

(Leppen) weniger wertvoll ſind. So ſind eine Reihe von natürlichen Vorausſetzungen gegeben, die die Entwicklung einer Siedlung am Südrande des bleireichen, nördlichen Kalkquerriegels ſowie an der Kreuzung der tälerreichen paläozoiſchen Längsfurche mit der Verkehrslinie des Vellachtales begünſtigen. Zu dieſen Faktoren tritt noch die Waſſerkraft des ſchnellfließenden Vellachfluſſes und der Reichtum des dichten Waldkleides der Karawankenberge.

Bereits im 11. Jh. (1050–65) finden wir an dieſer Stelle eine in Brixner Beſitz befindliche Kapelle und noch im 15. Jh. iſt hier die brixniſche Lehnshoheit nachweisbar. So iſt Kappel die am früheſten bezeugte Siedlung in den ganzen Oſtkarawanken. 1267/68 tritt der Ort uns als herzoglicher Markt entgegen, zu einer Zeit, da die Sponheimer bereits die ganze Seebergſtraße in ihrem Beſitz haben. Als typiſcher Straßenmarkt an einer wichtigen Paßſtraße angelegt, verdankt Eiſenkappel ſeine Entſtehung der Kulturkraft der deutſchen Grundherrſchaften und erſcheint nach verſchiedenem Wechſel ſeit der zweiten Hälfte des 14. Jh.s wieder als landesfürſtlicher Beſitz.[1])

Zu Beginn des 17. Jh.s hatte Kappel längſt ſeinen Höhepunkt überſchritten. Die günſtige Fernverkehrslage, die den Markt beſonders nach dem Vordringen Habsburgs an die Adria und der Einbeziehung Trieſts in das öſterreichiſche Herrſchaftsgebiet zu Ende des 14. Jh.s (1382) emporgebracht hatte, war durch Verkehrsverlagerungen gemindert, ja zeitweiſe ſogar dem Ort zum Verderben geworden. Im letzten Fall hatte die verhältnismäßig leichte Durchgängigkeit der Seeberglinie Eiſenkappel zwiſchen 1473 und 1485 mehrmals mit den vernichtenden Wirkungen der Türkeneinfälle[2]) in Berührung gebracht, die von Krain durch das Kankertal ihren Weg ins Jauntal nahmen. Die Verteidigung der Vellachengen zwiſchen Rechberg und Kappel war dabei nicht von endgültigem Erfolg geweſen, ihre Befeſtigung war die Folge.

Der nord-ſüdliche Durchgangsverkehr brachte ſeit dem 14. Jh. von Inneröſterreich bzw. vom Lavant- und Görtſchitztal her über Völkermarkt Eiſen nach Kappel, das von hier über den Seebergpaß nach Krain und Trieſt ging. In umgekehrter Richtung verlief die Verfrachtung mittelmeeriſchen Salzes[3]), das in Kärnten nur in Eiſenkappel geſtapelt werden

---

[1]) A. von Jakſch, Zur Geſchichte des Marktes Eiſenkappel. Gedenkſchrift aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Beſtandes der Sektion Eiſenkappel des De. T. C. Eiſenkappel 1902. S. 6, 7.

[2]) v. Jakſch, ebenda S. 9. M. Wutte, Die Karawanken im Kriege. Sonderabdruck aus der Feſtſchrift zur 55. Hauptverſammlung des D. u. Ö. A.V., Sektion Klagenfurt. S. 3–6.

[3]) v. Jakſch, ebenda S. 7 u. 8, vgl. auch ein mir ſeinerzeit von Herrn Archivdirektor Dr. Wutte freundlichſt überlaſſenes Manuſkr. „Zur Geſchichte von Eiſenkappel“ ($2^1/_2$ S.).

durfte. Wir ſehen im Karawankengrenzgürtel die mediterranen Wirſchafts-kräfte bis zu dieſer Stelle vordringen. Während der Bereich des Kappler Meerſalzmarktes nördlich bis zur Drau ging bzw. ſpäter nur auf das Jauntal beſchränkt wurde, überließ man das übrige Kärnten den landesfürſtlichen Auſſeer Salinenprodukten und damit der inneralpinen Wirtſchaft. Ohne landesherrliches Eingreifen hätte das billigere Meerſalz im 16. Jh. ſicher den ganzen Kärntner Markt erobert.

Sehr hart traf den Markt an der Vellach der immer ſtärker hervortretende Wettbewerb der Loiblſtraße. Während Kappel und der bequemere Seebergweg noch im 14. Jh. den Loiblverkehr und damit die Stadt Klagenfurt empfindlich zu beeinträchtigen vermochten, lag der Fall nach der zu Ende des 16. Jh.s (1573—75)) erfolgten Vollendung der neuen Loiblſtraße[4]) genau umgekehrt. Noch mehr erleichtert wurde dann der dortige Paßverkehr durch die Anlegung eines Einſchnitts an Stelle des früheren Scheiteltunnels, welche Mitte des 17. Jh.s jedenfalls fertig war.

Immerhin trat zu dem Eiſentranſitverkehr über den Seeberg auch ein gewiſſes verkehrsbelebendes Element, als durch die im Jahre 1542 erfolgte Erwerbung des Amtes Kappel durch die Ungnad von Sonnegg eine Verknüpfung zwiſchen den Lavanttaler Eiſenbergwerken derſelben und den Waſſerkräften und Brennſtoffvorräten des Vellachgebietes eingetreten war. Der erſte Eiſenhammer in Kappel[5]) erſcheint bereits im Jahre 1514, während der Rechberger Hammer erſt 1572 erwähnt wird. Die Eiſeninduſtrie des Vellachtales ſtützte ſich indeſſen zur Hauptſache nicht auf die geringeren, allerdings ſchon ſeit der Mitte des 15. Jh.s abgebauten Eiſenſteinvorkommen öſtlich von Eiſenkappel (im Gebiete von Lobnig und Leppen), ſondern eben auf das Lavanttaler Eiſen der Herrſchaft Waldenſtein. So war die Vellacher Eiſeninduſtrie nicht eigentlich eine rohſtoffbedingte, ſondern eine an die Kraftquellen des Waſſers und des Waldes (Holzkohle) gebundene, verarbeitende, z. T. auch verkehrsbedingte. Im Gegenſatz hierzu beruhte die Verhüttung von Bleierzen auf den reichen Vorkommen der Nordkarawanken, insbeſondere des Obirmaſſivs. Diejenigen des Petzengebietes wurden bereits im 15. Jh. genutzt, gerieten aber durch die Türkenkriege wieder in Vergeſſenheit. Seit dem Ende des 16. Jh.s (1586) wurde im Gebiet von Blasnitzen öſtlich der Vellach, unterhalb von

---

[4]) v. Jakſch, Eiſenkappel, 1902. S. 12, 14., Wutte, Die Karawanken im Kriege, S. 2.

[5]) Ludwig Jahne, Die Eiſeninduſtrie im Vellachtale (Kärnten). Montaniſtiſche Rundſchau. Wien Jahrgang XXII.. 1930 S. 1. Vgl. auch Pfandſchaftsakten des Amtes Kappel, Hofkammerarchiv Neue Schachtel Nr. 122, I.Ö.A. Nr. 114, Landesregierungsarchiv Graz.

Eiſenkappel, auf Blei und Kupfer geſchürft, und erſt Ende des 17. Jh.s, im Jahre 1696 wird der Bleibergbau am Hochobir erſtmalig urkundlich erwähnt.[6])

Zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges war der Bergbau im Eiſenkappler Gebiet großenteils noch in den Anfängen bzw. ſtockend, die Hammerinduſtrie war ſchon beſſer entwickelt, der Durchgangshandel aber litt bereits empfindlich unter der Verlagerung auf die Parallelſtraße des Loiblpaßes. Dazu kamen noch mehrfache Brände und Hochwaſſerſchäden, die den Markt 1613 zu Bittgeſuchen um Steuernachlaß zwangen, nachdem man ſchon ein Jahr vorher zum Verkauf des Rathauſes ſchreiten mußte.[7])

In der zweiten Hälfte des 17. Jh.s verſchlechterte ſich die Lage Kappels infolge einer neuerlichen Feuersbrunſt und der zunehmenden Ablenkung des Tranſithandels nach Klagenfurt ſo ſehr, daß der Markt erhebliche Steuerrückſtände hatte. 1669 veranlaßte Kaiſer Leopold daher auf Bitten der Bewohner, daß wegen des Handelsverluſtes durch die Loiblſtraße die Steuerveranlagung von Kappel um den gleichen Betrag zu ſenken, wie die von Klagenfurt zu erhöhen ſei.[8])

In dieſe Zeit des Niederganges von Eiſenkappel führen uns Rechnungsaufzeichnungen, die „Raittungen des Marckhts Cappel", 1626—1654.[9]) Dieſe aufſchlußreichen Quellen werden nach 28jähriger Unterbrechung fortgeſetzt durch die „Betrachtungen deß Kaiſerlichen Marckhts Capel", 1682—1799[10]) (welche zur Hauptſache aber 1780 enden). Rechnungsbuch wie Ratsbeſchlüſſe (Betrachtungen) berichten eingehend über Wirtſchaft, ſoziales und völkiſches Leben der Marktbewohner bis in die joſefiniſche Zeit, enthalten jedoch auffallenderweiſe faſt gar keine Hinweiſe auf Bergbau, Eiſenhandel und Eiſeninduſtrie. Von den Fernverkehrsgütern wird nur das Meerſalz erwähnt; ſonſt tritt uns Eiſenkappel hier hauptſächlich nur als Marktort für ſeine nähere ländliche Umgebung entgegen. Dabei ſpielen, dem Gebirgscharakter entſprechend, die Produkte des Waldes und der Viehzucht, insbeſondere Schafwolle, eine größere Rolle, während Getreide nur als Einfuhrgut hereinkommt. Daß die Marktgemeinde Zuſchußgebiet für Getreide war, erhellt ſchon aus den Flächenzahlen des Joſefiniſchen Kataſters. 1787 werden bei einem Beſtand von 177 Häuſern nur rund 45 Joch „ackerbare Felder" ausgewieſen[11]) (etwas über 25%

[6]) Ludwig Jahne, Geſchichtliche Entwicklung der Bergbauten am Hochobir. Montaniſtiſche Rundſchau XXI. Jahrgang, Wien 1929, S. 2.

[7]) Manuſkript Dr. M. Wutte.

[8]) v. Jakſch, Eiſenkappel a. a. O. S. 12.

[9]) Kärntner Landesarchiv Klagenfurt Nr. 1052.

[10]) Kärntner Landesarchiv Klagenfurt Nr. 1912.

[11]) Außer 2 Joch alle in ruſtikalem Beſitz; Joſefiniſcher Kataſter Markt Kappel, Flächeninhalt. Kataſtralmappenarchiv Klagenfurt.

der Geſamtfläche), 1827 ſind es ca. 46 Joch (rund 12,5% der Geſamtfläche). Hierbei iſt zu berückſichtigen, daß das Geſamtareal der Kataſtralgemeinde zwiſchen 171 Joch nach dem Joſefiniſchen und 378 Joch nach dem Franziszeiſchen Kataſter[12]) ſchwankt, wohl infolge der verhältnismäßig ungenauen joſefiniſchen Vermeſſung. Der Anbau des Getreides geſchah in Kappel Ende des 18. Jh.s hauptſächlich in 3—4jährigem Turnus ohne Brache, wobei z. B. im erſten Jahr Korn (Roggen), im zweiten Gerſte und im dritten Hafer ſtatt Klee gebaut wurde.[13]) Von den Äckern der Kappler Bürger werden öfters ſolche an den Unterläufen des Ebriach- und Lobniggrabens genannt[14]) oder auch wohl „auf der Eben" bzw. im Vellachengtal „bey der Clauſen", ſowie „in Vaſchang".[15]) Ganz vereinzelt nur erſcheinen in der erſten Hälfte des 17. Jh.s kleine Markteinnahmen aus Getreideverkäufen[16]) und Aufwendungen für Getreideſchnitt.

Ein Bericht an die „Ober direktions Comißion in Landes Rectificationsſachen" vom 12. May 1751[17]) erläutert hingegen die Kargheit unſeres Gebirgslandes und den darauf beruhenden Getreidemangel in eindrucksvoller Weiſe. Dort heißt es u. a.: „. . . . und ligt dieſer diſtrict in einer ſehr Bürgigen, und unfruchtbaaren Laage, und den waſſer überſchwemmungen ſehr oft unterworfen"; deshalb „müßen die Bürger wegen ermanglung des eigenen getreyds von denen (meiſt Jauntaler) Bauern ſolches erkaufen".

Der Getreidemarkt in Eiſenkappel unterlag bereits Ende des 17. Jh.s, von Rats wegen genauen Beſtimmungen, die teilweiſe an die heutige Marktregelung erinnern. Der Verkauf des Getreides fand auf dem montäglichen Wochenmarkt ſtatt, der ſeinen Standort „auf dem Mitten Blaz[18]) haben ſollte; dagegen war der Getreidehandel „im Vndteren orth" unterſagt (1682)[19]). Um ein zu ſtarkes Hinauftreiben der Preiſe zu vermeiden,

---

[12]) Franziszeiſcher Kataſter, Gemeinde Markt Kappel, Ausweis über die Benützungsart des Bodens. Kataſtralmappenarchiv Klagenfurt.

[13]) Joſefiniſcher Kataſter Markt Kappel, Anmerkungen des Summariums.

[14]) Siehe „Raittungen des Marckhts Cappel", 1651/52.

[15]) „Item ſo empfingen wir von Gregor Khobrer anleith von akher auf der Eben", Item ſo empfingen wir von Herrn Pauli Khrollnikh die anleith „Von des Khazmun Akher bey der Clauſen." S. „Raittungen" 1652/53.

[16]) Einnahmen am Jahrmarkt zu Maria Himmelfahrt 1630 bzw. 31 für Roggen und Weizen. Im ſelben Jahre Ausgaben für Schnitterlohn. — „Item verchaufften wir ain Vierling Waiz, ſo gar ſchlecht geweſt Vnd 2 ſchäfl Habern . . . . 1 fl." ſiehe „Raittungen" 1633/34.

[17]) Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel. Kärntner Landesarchiv Klagenfurt, Faſc. 217.

[18]) „Betrachtungen deß Kaiſerlichen Markhts Capel", 1742.

[19]) Ebenda, 1682. „7mo Bleibt es bei dem Verbottenen Traidhandl im Vndtern orth".

durfte jemand, der kein Marktbürger war, kein Getreide einkaufen, bevor nicht ein Bürger seinen Kauf getätigt hatte[20]); vor allem waren solche Ein- (bzw. auch Ver-) käufe den krainischen Säumern vor 11 Uhr vormittags[21]) bzw. zeitweise völlig[22]) verboten. Die auswärtigen Bauern und besonders die von Oberkrain kommenden und dorthin wieder zurückkehrenden Saumleute versuchten nämlich bereits nachts ihr Getreide heimlich abzusetzen bzw. einzukaufen.[23]) Während nun die Salz hereinbringenden Krainer meist als Abnehmer von Getreide in Frage kamen, vollzog sich die Brotfruchtversorgung der Marktbewohner vorwiegend durch die Jauntaler Bauern. Salz- und Getreidehandel waren dabei eng verknüpft, da solche „Feldner" (Bauern), welche ihr Getreide schon unterwegs, z. B. in Rechberg, verkauften, auch nur ganz wenig[24]) bzw. gar kein Salz[25]) einkaufen durften. So waren die Eisenkappler ängstlich bestrebt, den Charakter ihrer Siedlung als Marktort aufrecht zu erhalten, der ja tatsächlich auch einen gewissen Austausch zwischen dem Jauntal und Oberkrain vermittelte. Verordnungen gegen Getreideteuerung wurden noch verschiedentlich[26]) er-

---

[20]) Ebenda, 1699. „Welicher khein burg (er) nit, der tarff khein traid auf dem Plaz nit kauffen biß ain burger Vor den Khauff macht damit khein tayerung dar durch geratte." Vgl .auch die Bestimmungen von 1747 über den Vorrang der Bürgerschaft vor den anderen Käufern.

[21]) „Betrachtungen" . . 1725. „Daß getraidt Montag an wochen marckht Zu khauffen solle khein Crainer Vor 11 Uhr erlaubt sein, — Und den Vorkhäuffern Vmb ⅛ . . . Khreizer Verpoten sein, in zu khauffen . . . biß die burger ihre nothdurfft einkhaufft haben."

[22]) Ebenda 1682. „4to. Denen Crainern das Traid eintauschen auch nit", weiter 1691 „Letztlichen ist dahin geschlossen, daß khainen Crainer ob(er) Samar daß gethraid Einthausch hinfüran gestattet werden sollte".

[23]) „Betrachtungen" von 1696 und 1701. — „2. Vnd wenn die frembden Pauern ain getraidt Zu abendts bringen, soliche(s) nit zu verkhauffen, sondern Montag in der frü an dem gewohnlich Plaz zu pringen.", ferner „Secundo auch die (Krainer) sollen Zue nachts mit Jurh haben daz traidt Zu Verkhauffen, sondern morgens auf den Platz Zue führen."

[24]) „Betrachtungen" von 1728. 6. „solle auch Herr Markhtrichter obacht geben lassen, welicher Feldner sein Getraidt zu Zeiten Vnterwegs Verkhauffet Vnd gar Kheines herein führt, so solle den ienigen auch nicht vuill Salz, sondern nur für ein Hauß Notturft Caßiert zu khauffen werden"; ferner ebenda 1730. 5. „Denen Jenigen Pauern die Zu Zeiten auf den Rechperg Ihr Geträdt alles Verkhauffen Vnd gar nichts herein bringen, solle auch nicht vuill Salz zu Khauffen Caßiert werden."

[25]) „Betrachtungen" von 1727. 6 to „solle auch H. Markhtrichter Genauer Obacht geben lassen, daß welicher Feldner khein getraidt herein führt, solle inigen auch nicht vuill Salz hinaus (zu führen) Caßiert werden, sondern gar in zu stellen seye." Vgl. auch die Bestimmungen von 1732 .

[26]) „Betrachtungen" von 1686 und 1741.

laſſen, auch ein Verbot, dreierlei Getreideſorten im Hauſe zu haben oder feilzubieten.[27])

Da die Markteinwohner nicht gänzlich von der wahrſcheinlich manchmal unterbrochenen Zufuhr abhängen wollten und die in unruhigen Zeiten emporſchnellenden Getreidepreiſe ſchwer bezahlen konnten, waren ſie beſtrebt, ihre winzige Getreidefläche durch Rodungen zu erweitern. Daher ſehen wir gerade zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, in den Jahren zwiſchen 1633 und 1650, eine größere Zahl von Gereuten in und außerhalb der kleinen Marktgemeinde entſtehen. Im Rechnungsjahre 1635/36 hatten 21 Bürger „Gereiter" „in der Vellach".[28]) Dieſe lagen häufig „in Faſchang gupff[29]) oder auch „gegen Stirgar"[30]), öfters „in der gemain Vndter Serpitſch"[31]) und „bey der böſen Felſen"[32]) uſw. Großenteils ſind dieſe Brandäcker wohl an den Hängen und auf alten Hochtalböden des Vellachtales zu ſuchen. Für die Anlegung bzw. Nutzung der eingezäunten Gereute wurde vom Markt eine beſtimmte Gebühr erhoben.[33]) Die Einzäunung der Aecker ohne vorherige Genehmigung der Marktbehörden war ſtrafbar.[34]) Dadurch ſollte ein Ueberhandnehmen von wildem Gereutbrennen und die daraus folgende Schädigung des Waldbeſtandes verhindert werden.

Etwas beſſer als mit der Getreideverſorgung ſtand es mit der Viehzucht der Eiſenkappler. Die Wieſen- und Weideflächen innerhalb der Gemeinde genügten zwar nicht, um das eigene Vieh zu füttern, waren aber immerhin doch etwas beträchtlicher als die Ackerflächen. Nach dem Joſefiniſchen Kataſter gab es 1787 „wirkliche Wieſen" 63 Joch, ſowie „Huttwaiden und Geſtrippe" 9 Joch, zuſammen 72 Joch (rund 42% der Geſamtfläche).[35]) Die entſprechenden Daten aus franziszeiſcher Zeit (1827) er-

[27]) Ebenda 1742. 9. „Soll Niemand ſich Unterſtehen dreyerley getraith im Haus zu haben od(er) außſchenken."

[28]) „Verzaichnuß der Jenny bürg(er) welhe gereiter in d. Vellach, allwo herr Mozigan das holz abſtokh(en) laſſen, verehrt haben...." S. „Raittungen.." 1635/6.

[29]) „Bärtlme Widmayr Von ſein Gereut in Faſchang bezalt.... 45 k." Ebenda 1634/35.

[30]) „Erſtlichen emphingen wir von Georgen Läſer Ehrung Umb ain Gerreuth in Vellach gelegen gegen Stirgar..... 1 fl. 15 k." Ebenda 1633/34.

[31]) „Von Lambrechten Rochoy ehrung emphangen Von Gereuth in der Gemain Vndter Serpitſch.... 24 k." Ebenda 1633/34, vgl. auch 1635/36.

[32]) „Mehr empfingen wir von Mathiaſen Poteſal Vmb das außgezaigte Gereuth bey der böſen Felſen..... 24 k." Ebenda 1649/50.

[33]) „Alex Khrollnigg Vnd Primus Ferber Von Örtlein ſo ſie eingezäunt nichts geben wöllen.". Ebenda 1641/42; vgl. auch die Beträge f. Gereute in d. ob. Anm.

[34]) „Item emphingen wir Straff von Antoni Hribernigg, ſo er ohne unſer Vorwißen ein örtl eingezäunt.... 20 k.". Ebenda 1645/46.

[35]) Joſefiniſcher Kataſter 1787—89. Markt Kappel. Kataſtralmappenarchiv Klagenfurt.

geben 50 Joch Wieſen und 68 Joch Weiden, zuſammen 118 Joch. Das ſind rund 33,3% der vergrößerten Gemeindefläche.[36]) Auf dieſen Grünflächen bzw. auf der Gemeindeweide (die z. T. ſicher Waldweide war) hielten die Kappler um 1750 zwei Pferde, 40 Kühe, 2 Kälber, 4 Schafe, 48 „Gaiß" und 67 Schweine[37]), während 2 Pferde, 2 Ochſen, 7 Kühe, 9 Kälber und 2 Terzen (dreijähr. Ochſen) auf fremde Weiden[38]) getrieben werden mußten. Stallfütterung genoſſen 3 Pferde, eine Kuh und ein Kalb.[39]) Zwei weitere Kühe und 10 Schafe waren anſcheinend auf Eigenweiden der Bürger.[40]) Der geſamte Viehbeſtand von Eiſenkappel belief ſich damals auf 7 Pferde (im Hinblick auf den Paßverkehr auffallend wenig), 4 Ochſen, 50 Kühe, 48 Ziegen, 14 Schafe und 67 Schweine.[41]) Das Kleinvieh wurde meiſtenteils von Keuſchlern, armen „Inwohnern" und „Gäſtleith", gehalten. Zeitweiſe ſcheint dieſe Kleintierhaltung überhand genommen und durch Verbiß den Waldbeſtand geſchädigt zu haben, denn im 18. Jh. werden mehrmals ſtrenge Verbote gegen die Schaf- und Ziegenhaltung der Inwohner und Gäſte erlaſſen.[42]) Auch den umwohnenden Bauern wurde die Benutzung der Gemeindeweide unterſagt.[43]) Den Schafen ſollten nur für Kühe unzugängliche Weiden überlaſſen werden.[44])

Die Schafzucht des oberen Vellachtales war für Handel und Gewerbe von Kappel von nicht zu unterſchätzender Bedeutung. In der zweiten Hälfte Hälfte des 16. Jh.s war hier der Viehbeſtand ein ziemlich hoher. Hielten doch im Jahre 1567 von den 160 Höfen des dem Markte benachbarten Amtes Kappel allein 49 die anſehnliche Zahl von 1365 Schafen.[45]) Um

---

[36]) Franziszeiſcher Kataſter 1827. Kataſtralgemeinde Markt Kappel. Ebendort.

[37]) Viehſtandstabelle um 1750. „Summariſche Befundts Tabelle über den Kayſ. Königl. Marckt Cappel". Thereſianiſcher Kataſter. Faſc. 217. Lavanthaller Viertl Herrſchaft. „In die eigene Gemain getrieben." Kärntner Landesarchiv Klagenfurt.

[38]) Ebenda; „In frembt Weyd treibendes Vieh".

[39]) Ebenda; „Zu Hauß fütterndes Vieh".

[40]) Ebenda; „Bey denen Marckhts Eigenthumern".

[41]) Mit Ausnahme des Schweinebeſtandes eine Zahl, die mancher große Einödbauer allein erreicht.

[42]) 1723. 1. „Iſt auch beſchloſſen worden, daß die inwohner Vnd gäſtleith, abſoluto, Kheiner, khein Gäß oder Schoff mehr ſollten halten, ſondern hiemit Völlig ein geſtelt worden". S. „Betrachtungen des Kaiſerl. Marckhts Capel"; vgl. auch 1725: „... ſollen die Gäß Vnd Schaf zu halten tottaliter abgeſtelt ſein". Ferner ein weiteres Viehhaltungsverbot für „Gäſtleith" vom Jahre 1772, ebenda.

[43]) 1710: 2do. „Es ſolle auch den Pauern die Halt in der Gemain Eingeſtölt werden; ebenda.

[44]) 1710: 5mo. "... daz die Schaf aldorten hin gehn ſollten wo khein Khue nit gehn od(er) halten khon." S. „Betrachtungen ..." a. a. O. — Dies wurde beſtimmt, weil Schafe die Weide für Großvieh zu verderben pflegen.

[45]) „Des Ambts Capl Bereittung u. Beſchreibung" 1567. J.Ö.A. 122. Landesreg.Arch. Graz.

die ungefähre Gesamtsumme zu erhalten, müßte man diese Zahl verdreifachen und käme so auf rund 4100 (4095) Schafe! Durchschnittlich besaß ein dortiger Bauer 30—40 Schafe, in einzelnen Fällen jedoch bis zu 80 Schafen. Bereits im 17. Jh. war das Seeländer Schaf ein begehrtes Ausfuhrvieh, das von durchreisenden italienischen Kaufleuten in Kappel angekauft und manchmal auch dort geweidet wurde.[46]) Ueber die Gründe eines seinerzeitigen Ankaufverbotes wissen wir nichts näheres.[47]) Auf der Vellacher Schafzucht beruhte der nicht unbedeutende Wollhandel und die Woll- bzw. auch Lodenindustrie von Eisenkappel. Sowohl das Handeln mit Wolle als auch das Stricken von Strümpfen war allen nichtbürgerlichen Elementen verboten, und wiederholt erschienen Beschlüsse gegen diese Beschäftigungen.[48]) Da diese aber wohl die einzigen Einnahmen der armen Leute waren, wurden die Verbote immer wieder umgangen, so daß den „Inwohnern" mit Abschaffung[49]) gedroht wurde. Anscheinend waren Woll- und Strumpfhandel den Bürgern von Eisenkappel vorbehalten. Sogar das Aufkaufen von Wolle bei den Bauern und das Stricken zum eigenen „Pleßier" war den Inwohnern verboten[50]), denen man auch keinen Paß zum anderweitigen Hausieren[51]) erteilen wollte. Hauptabnehmer für die Eisenkappler Wolle waren die Krainer, die dieses Produkt so sehr schätzten, daß sie es gleich bei den Vellacher Bauern aufkauften. Das hatte zur Folge, daß die Kappler Bürger oft selbst keine Wolle mehr bekommen konnten und sich gegen die günstige Behandlung der krainischen Wollauf-

---

[46]) „Mehr so empfing(en) wir von der Wäidt der wällischen Schof, daz allhier khaufft worden . . . . 28 k." s. „Raittungen . . ." 1643/44.

[47]) „Item so haben wir Straff eingenommen Von den wällischen Khauffleuthen, daz sie die Schoff haben gekhaufft anderthalb Silbern Crone . . . . 2 fl. 46 k. 3 ₰" s. „Raittungen . . ." 1643/44.

[48]) „Betrachtungen deß Kaiserlichen Markhts Capel", 1704, 1711; 1723 erneutes Verbot für Inwohner und Gäste mit Strümpfen zu handeln; 1724 einigen Inwohnern soll das Strumpfstricken eingestellt werden; 1731 „denen Ledigen Leithen solle die Strumpf handlerey eingestelt werden." 1732 erneutes Verbot des Verkaufs von und Hausierens mit Strümpfen.

[49]) „Waß die Inwoner anbelange, die mit Wolle handeln wie auch die Strumpf strikhen, diese solle der Eh. Markhtrichter alle abschaffen . ." s. „Betracht." 1704. 1711 wird erneut beschlossen, daß die Wollhändler und Strumpfstricker abgeschafft werden sollen.

[50]) „Auch solichen inwohnern, die die wolllen bey denen Pauren selbsten auf khauffen, Vnd Vor ihrer Pleßier Strickhen, . . solle inen bey Straff Verpotten werden." Betrachtungen 1740. 10.

[51]) Der Marktrichter soll den Strumpfstrickern keinen Paß zum anderweitigen Hausieren erteilen. Betrachtungen 1707.

käufer in Mautangelegenheiten wandten.[52]) Nach Krain wurde auch eine Tuchart, „Raiß" genannt, von Inwohnern und Bürgern ausgeführt.[53])

Für den Markt waren weder Ackerbau noch Viehzucht von ausschlaggebender Bedeutung. Weit erheblicher war die Holzwirtschaft für das Wirtschaftsleben der Siedlung am Vellachflusse. An Waldungen innerhalb der Marktgemeinde werden 1787 zwar nur rund 54 Joch[54]) (ca. 31% der Gesamtfläche), 1827 aber 161 Joch[55]), etwa 41% der vergrößerten Gesamtfläche angegeben. Das ist gewiß recht wenig, besonders wenn man diese Fläche z. B. mit dem über 10000 Joch großen Gemeindewald der Stadt Stein im benachbarten Oberkrain vergleicht; immerhin aber hatte der Gemeindewald eine ziemliche Bedeutung für die Eisenkappler. Sehr wahrscheinlich war er größer als die für 1787 angegebenen Zahlen. Jedenfalls kann die Bemerkung des Berichts an die Rektifikationskommission von 1751, nach welcher „. . . die Bürger das benötigte Brenn Holtz . . alles erkaufen müssen",[56]) nicht recht für voll genommen werden. Holz aus dem Kappler Gemeindewald wurde sowohl als Brenn-, wie auch als Bauholz benutzt. Der Gemeindewald erstreckte sich im Norden der Marktgemeinde[57]) und zwar besonders westlich der Vellach, wo häufig die „Gemain unterm Trobe"[58]) (Bauer am Westhange des Vellachengtals) bzw. auch die „Ebriacher Gemain"[59]) erwähnt wird. Der Josefinische Kataster nennt dazu noch die „gemein Waldung Tabor" im dritten Ried, genannt „die Arlitz ob der Maria Dorn Kirch"[60]), also im Nordosten des Marktes.

Für den Markt war sein Wald einschließlich einiger Weideflächen wohl der einzige Grundbesitz und zugleich sein Hauptvermögen, auf dessen Erhaltung viel Mühe verwandt wurde. Sonst wäre die Aufstellung einer

---

[52]) Betrachtungen 1729. 5 t. „H. Markhtrichter solle mit den außwendigen Crainerischen Wohlen fürkhäuffern hinfüro Vmb die Mauth nicht mehr Vergleichen, In Vrsach weillen von solichen Crainern alle Päßte wohlen, Von allhiesigen Landtgerichts Vndterthanen wekh gekhaufft würth, auf ain soliche weiß, khein Burger alda, ein ℔ wohlen Zu khauffen bekhomen khan."

[53]) 1636/37 ist die Rede von der Abordnung des Andreas Hagendorfer nach Klagenfurt, „. . da er wegen der Inwohner und burger, so Raiß ins Crainlandt tragen, die geschäfft verricht." S. Raittungen a. a. O.

[54]) Josefinischer Kataster. Markt Kappel.

[55]) Franziszeischer Kataster. K. G. Markt Kappel. Ausweis über die Benützungsart des Bodens.

[56]) Theresianischer Kataster, Markt Kappel.

[57]) nach der Indikationsskizze des Franziszeischen Katasters, Maßstab 1:2880.

[58]) „Gemain Vndter Trobe Vnd Napläßnig" s. Raittungen 1638/39; ferner 1686. „Gemain unter Troby" s. 1693 usw. 1710, „Trobi gemain" s. „Betrachtungen".

[59]) „Ebriacher Gemain" s. „Betrachtungen" 1761.

[60]) Josefinischer Kataster, Markt Kappel, Werbbezirk Kappel. 1787—89.

eigenen Forſtordnung (1639)[61]) und die Beſtellung von Forſtmeiſtern bzw. Forſtherrn nicht zu erklären. Dieſe Ordnung und die ſpäteren Ratsbeſchlüſſe regeln mit peinlicher Genauigkeit die Waldnutzung innerhalb der der Gemeinde. So war es ſtreng verboten, im Gemeindewald ohne Erlaubnis der Forſtmeiſter Holz zu fällen[62]), insbeſondere war dies den Inwohnern und Gäſten unterſagt, welche überhaupt nicht oder nur gegen Bezahlung Holz bekommen ſollten.[63]) Eine Entſchließung von 1730 wendet ſich gegen die unnützen Fremden, die nur das Holz umſonſt aus der Gemeinde tragen.[64]) Im Ganzen gewinnt man jedenfalls den Eindruck, daß die Marktverwaltung recht ſparſam mit dem Waldbeſtand umging.[65]) Ein beſtimmtes Quantum Holz war aber ſicher für jeden Bürger frei. Durch Ratsbeſchluß wurde jeweils feſtgeſetzt, wann die „Gemain" geöffnet[66]) oder geſchloſſen[67]) werden ſollte. Im Jahre 1764 beſchloß man zu Schonzwecken und vielleicht als Folge arger Waldverwüſtung die „Trobey gemain" auf 20 Jahre für Holzhacken zu ſperren.[68]) In anderen Jahren wiederum wurde der Wald

---

[61]) „Ordnung u. Geſatz, waß die khünftigen Comaunherrn vnd Forſtmaiſter auf d. 1639. Jar Vnd auch alweg halten ſollen". enthalten in den „Raittungen".

[62]) 1686 wurde z. B. wieder ſtreng verboten in der „Gemain" unterm Trobe und anderswo ohne Erlaubnis des Forſtmeiſters Holz zu fällen, ſonſt Abſtrafung „ohne Gnadt". 1739: an Bürger durfte Holz nur nach vorheriger Anmeldung beim Regiſtrator gegeben werden. 1772: nur Bürger dürfen Holz aus der „Gemain" holen und nur gegen vorherige Anmeldung. Alles ſ. „Betrachtungen" a. a. O.

[63]) Forſtordnung von 1639: „vierttens, ſo iſt den Inwohnern (Vnd Gäſtleith) die Gemain ſo wollen auch daß holz darinn zu fehlen ganz vnd gar abgeſchafft, Vnd bey hocher Straf verbotten . ." ſ. „Raittungen"; weiter „Betrachtungen" 1725. 2. „Auch die Gäſtleith d(en) welichen ſolle auch khein brügl holz auß der Gemain fählen od(er) weckh tragen (erlaubt ſein), Es ſeye dan daß ihnen ſoliches von H. Regiſtrator außgezaigt Vnd bezalt wirth." 1737: An den, der kein Bürger iſt, ſoll kein Holz ausgegeben oder ihm erlaubt werden, ſolches hacken zu laſſen. ſ. „Betrachtungen" a. a. O.

[64]) „Betrachtungen" 1730. 9. Wieder ein Beſchluß gegen die unnützen „Frembden, die den Gemainen Markht nichts zu Nuzen, ſondern nur das holz auß der gemain Vmbſonſt abtragen Vnd gebrauchen . . ."

[65]) So ſagt z. B. die ſechſte Beſtimmung der Forſtordnung von 1639: „die Forſtmaiſter ſollen auch die Gemain ohne Vorwiſſen Herrn N.: Richter Vnd Rath nicht auß laſſen Vnd mit den wenigſten kheinen nichts geben." (Raittungen) 1725 darf zum Bau eines „Wallach ſtampfes" . . . „khein ſtämbl Holz Vmbſonſt" geliefert werden. (Betrachtungen.)

[66]) 1693 Eröffnung der „Gemain unter Troby" für die Bürgerſchaft. 1727: Die „Gemain" ſolle eröffnet bleiben; desgleichen 1728. (Betrachtungen.)

[67]) 1705: Verbot des Holzhackens in der „Gemain". 1722 wird die „Gemain" wieder völlig „verſpörth". 1725: völlige „Verſperrung" der Gemain. 1754: Verſperrung der Gemain. 1761 wurde auch das Holzhacken in der „Ebriacher Gemain" verboten. (Betrachtungen.)

[68]) 1764: „Die Trobey gemain ſoll vor Holzhakhen 20 Jahr geſpört werden". ebda.

nur zum Schneiteln freigegeben[69]) und in einigen Fällen wurde auch dieſes verboten.[70]) Es kam auch vor, daß man den Bürgern die Viehhaltung darin erlaubte, ſie aber für den entſtehenden Schaden verantwortlich machte.[71]) Schaf- und Ziegenhaltung waren dort indeſſen ausdrücklich verboten. Hin und wieder hatte die Marktverwaltung auch Einnahmen aus Holzverkäufen,[72]) jedoch dürften dieſe im Großen und Ganzen doch wenig bedeutend geweſen ſein. Das Holz hatte im 17. und auch noch im 18. Jh. im allgemeinen einen ziemlich geringen Wert, am teuerſten waren noch die Schlag- und Transportkoſten. Für einen „Lerchen baum" bekam der Markt im Jahre 1642/43 nur 15 Kreuzer,[73]) er kaufte dieſe Bäume um einen noch geringeren Betrag, nämlich für 9 Kreuzer[74]) pro Stück! Der Bauholzbedarf des Marktes ließ ſich indeſſen keineswegs aus dem Gemeindewald decken, und es mußten daher bei den umwohnenden Bauern öfters Holzkäufe getätigt werden. Man brauchte das Holz beſonders für die ſehr häufigen Brückenausbeſſerungen[75]), dann aber auch zur Schindelbedachung der verſchiedenen öffentlichen Gebäude, wie der Schule[76]), des Rathauſes[77]) und der Badſtube[78]). Die dazu benötigten Bäume ließ man „in der Vellach"[79]) oder im Lobniggraben ſchlagen und durch Tagelöhner heraus-

---

[69]) 1710 wird die „Trobi gemain" geöffnet, aber nur zum „Schnaitten", nicht zum Holzhacken. (Betrachtungen.)

[70]) In den folgenden Jahren nach 1686 wird immer wieder beſchloſſen, daß kein Schaden „durch ſchnait oder Abpfählung deß Holz" am Gemeindewald geſchehen dürfe. (Betrachtungen.)

[71]) Beſchluß von 1728 über die Geſtattung der Viehhaltung, für deren Schaden aber die Bürger verantwortlich ſind. (Betrachtungen.)

[72]) z. B. „mehr emphingen wir Von Leonhard Khrollnigg Vmb 7 Klafter Holz . . 21 k." (Raittungen 1633/34.)

[73]) Einnahmen laut Raittungen 1642/43: „dan emphingen wir Von Voltan Räggeſch (Rakeſch) Vmb ain Lerchen baum . . . 15 k."

[74]) Ausgaben laut Raittungen desſelben Jahres: „Item khaufften wir Von Leonharden Khukeſch 6 Lerchenbaumer Zu der Bruggen, ain P. 9 k. . . . 54 k."

[75]) Ausgaben laut Raittungen 1642/43 ſ. oben, ferner ſolche für „Streichhölzer", „Eſch Paumber", bezw. „Eſchpäme", Hacken der Bäume zur Brücke. Vgl. auch Raittungen 1628/29, 1641/42, 1652/53 uſw.

[77]) „Item ſo khaufften wir 1000 Schintl Zum Comaun Vnd. Badſtuben", Raittungen 1640/41.

[76]) Schindeln zur Ausbeſſerung der Schule 1636/37, Schindelkauf von 1646/47.

[78]) „Item ſo haben wir die Padſtuben beſſern laſſen, dar Zue wir 1000 Schintl khaufft . . . 1 fl. 40 k." Raittungen 1634/35; vgl. auch die vorige Anmerkung.

[79]) Hackenlaſſen von 30 Bäumen in (der) Vellach. ſ. Raittungen 1647/48.

bringen.[80]) Für den Holztransport war es von Wichtigkeit, daß man die Vellach zum Flößen benutzen konnte. Die Flößerei auf der Vellach spielte in der ersten Hälfte des 17. Jh.s (u. auch wohl später) eine größere Rolle, wie wir aus den Rechnungen ersehen können, in denen häufig von Lohnzahlungen an die Holzknechte usw. die Rede ist.[81]) Am Holzschwemmen beteiligten sich aber auch Bürger, die dafür Tagwerksbezahlung erhielten.[82]) Außerdem aber trachtete die Marktverwaltung von Kappel danach, auch die Arbeitskraft der Inwohner und Gäste bei der „Schwemb" einzusetzen und verordnete daher die Robotpflicht dieses Bevölkerungsteiles für solche Arbeit. Im Weigerungsfalle wurde kurzerhand mit Ausweisung gedroht.[83]) Wahrscheinlich war Eisenkappel damals auch in gewissem Umfang Umschlagsplatz für Holz, das als Brennstoff für die Vellachtaler Hammerwerke im 18. Jh. eine steigende Bedeutung bekam. Lag doch in jener Zeit der reinen Holz- bzw. Holzkohlenfeuerung bereits das Gespenst des Holzmangels und der Kohlenteuerung auf den Hammergewerken.[84]) Die Sorge um drohenden Brennstoffmangel im nördlichen Kärnten hatte ja wahrscheinlich mit zur Begründung der Eisenindustrie in dem von den Eisenzentren Hüttenbergs und des Lavanttals so fernen Karawankental geführt.[85]) In den waldreichen Ostkarawanken drohte jedenfalls keine derartige Erschöpfung des Holzbestandes wie in anderen Gebieten, wenn wir auch sogar hier wiederholt solche Befürchtungen geäußert finden.[86]) Die Bemerkungen des Theresianischen Katasters bestätigen unsere Ansicht und heben hervor, daß die Hammerwerke dieses Gebiets genügend mit Brenn-

---

[80]) „Item so haben wir 23 Baumer herab von Lobnigg führen lassen, danen wir dem Michel Perutsch, wie auch denen Tagwerckern Ihren lohn in allen bezalt . . . 3 fl. 10 k." s. Raittungen 1650/51.

[81]) „Item alß man aus der Vellach dem Schwemb gemacht, darzue Pämbher geführt, darbey radt Zerbrochen, darfür . . k. 3 ß 6". s. Raittungen 1626/28. Im Jahre 1628/29 wieder Angaben über „den Schwemb" und Hölzer zum Schwemmen. Ferner 1630/31: „Item so haben wir die gehakhten Bäumer Zum Schwemb führen lassen", alles in den Raittungen.

[82]) Hackenlassen von 30 Bäumen in (der) Vellach, Tagwerksbezahlung „in der Schwemb" an die einzelnen Bürger. Raittungen 1647/48.

[83]) „Zum fünfften, welcher Gast oder Inwohner vngehorsamb ist, vnd zu den Schwemben ain tag oder 2 oder 3 nit in die Robath gehet, Solle auß dem Markht geschafft werden." Forstordnung von 1639 in den Raittungen.

[84]) s. L. Jahne. Die Eisenindustrie im Vellachtale in Kärnten. Montanistische Rundschau. Wien 1930 S. 7. — Die lange bestehenden „Widmungen", welche den Waldbesitzer verpflichteten, sein Holz an bestimmte Gewerke zu liefern, wurden durch Verordnungen von 1783 u. 1784 aufgehoben und der Holz- bezw. Holzkohlenhandel freigegeben.

[85]) L. Jahne, ebenda S. 1.

[86]) Als 1769 ein Ferlacher Hammergewerke beabsichtigte, einen Wällischofen bezw. Hammer in Rechberg zu erbauen, erhob wegen befürchteten Kohlenmangels

material verſehen ſeien.[87]) Freilich war auch hier ſtaatliche Aufſicht nötig, um eine unnötige Waldverwüſtung zu verhindern. So beſchwerte ſich das die Wälder beaufſichtigende Bergamt 1773 beim Grafen Chriſtallnigg, daß in der „St. Leonharter Gemein" der Herrſchaft Hagenegg gute Bäume zur Kohlung geſchlagen würden, während abgeſtorbene ſtehen gelaſſen würden.[88]) In dem abgeholzten Gebiet wurde Getreideanbau (Brandwirtſchaft) nur für ein Jahr geſtattet und Beimiſchung von Waldſamen zum Getreide angeordnet.

Hauptſächlich kamen die Holz- und Holzkohlenmengen für die Vellacher Werke vom Oberlauf der Vellach, aus den großen Wäldern von Koprein im Quellgebiet der Mieß und aus dem Gebiet von Trögern zwiſchen dem Oſtabbruch der Koſchuta und dem Seeländer Becken. Die Kopreiner Holzkohle wurde u. a. 1795 von einem Hüttenberger Gewerken in Völkermarkt geſtapelt und war anſcheinend für Nordkärntner Werke vorgeſehen.[89]) Speziell für die Hämmer des Vellachgebietes beſtimmt war die im Ebriacher Kohlenbarren geſtapelte Holzkohle, von der 1785—87 etwa 6000 bis 8000 Schaff geliefert wurden.[90]) Dazu war in der Grintouzalpe (ſüdl. von Trögern) eine Holzſchwemme errichtet, deren Verfall im Jahre 1789 die Hammerwerke von Ebriach und Rechberg in Gefahr brachte.[91])

ſowohl die Herrſchaft Sonnegg als auch Graf Chriſtallnigg Einſpruch dagegen. Im ſelben Jahre griff das Oberbergmeiſteramt in Kärnten wegen Erzeugung allzufeinen Stahls im Rechberger Hammer ein, weil dadurch übermäßiger Kohlenaufwand entſtehe. ſ. L. Jahne, a.a.O. 1930 S. 2/3. — Im Jahre 1785 werden Holzlieferungsverträge für die Vellacher Stahlhämmer mit fremden Untertanen abgeſchloſſen, was L. Jahne, a.a.O. S. 3, als ein Zeichen dafür anſieht, daß der eigene Vorrat der Herrſchaft nicht ausreichte. 1786 wurde die Erlaubnis zum Bau eines Floſſen- oder Blattelofens am Kappler Bach nur gegen die Erklärung erteilt, daß den außer Rechberg gelegenen Hammerwerken zum Nachteil keine Kohle über den Rechberg hinaus zu dieſem Schmelzwerk geführt werden darf ... um ſ. die älteren Werke eine Kohlenteuerung hintanzuhalten. ſ. L. Jahne, ebenda S. 5.

87) „Jedoch ſeynd 10/ die in dieſen diſtrict ſich befindliche Hammerwerkh mit genugſamben Kohl verſehen ..." Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel, 1751.

88) L. Jahne, a.a.O. 1930 S. 3.

89) vgl. die Beſchwerde von Völkermarkter Bürgern gegen die Errichtung des dortigen Kohlenbarrens. ſ. L. Jahne, ebda. S. 7.

90) Die Kohlenlieferungen geſchahen damals durch Paul Anton Dreer zu Thurnhub. Für den Ebriacher Kohlenbarren lieferte er das Schaff zu 20 Kreuzer, zum Ebriacher Hammer zu 26 Kreuzer. Was in Ebriach nicht verbraucht wurde, ſollte auf Koſten des (Chriſtallniggſchen) Verweſers nach Rechberg geliefert werden. ſ. L. Jahne, ebda. S. 3.

91) vgl. die Klage des Grafen Dismas Chriſtallnigg gegen Dreer beim Berggericht auf Abreißung oder Neuerrichtung der derzeit „zernichteten" Rechen. L. Jahne, ebda.

So ſehen wir, wie die Holzwirtſchaft des Eiſenkappler Gebietes eng verknüpft mit der damaligen Eiſeninduſtrie iſt, deren wichtige Grundlage ſie zuſammen mit der Waſſerkraft des 27 km langen Vellachfluſſes bildet. Bereits eingangs erwähnten wir die erſten Hammerwerke des 16. Jh.s in Eiſenkappel und Rechberg. Gegen Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jh.s wechſelte der älteſte Kappler Hammer mehrfach ſeinen Beſitzer. Sowohl Völkermarkter, Kappler wie Laibacher Bürger waren nacheinander im Beſitze des Werkes, das bereits nach der Mitte des 17. Jh.s als „baufällig und abgekommen" bezeichnet wird.[92]) 1723 kam es dann in die Hände der Gewerkenfamilie der Freiherrn von Chriſtallnigg, die als Beſitzer der waldreichen Herrſchaft Hagenegg für die Vellacher Eiſeninduſtrie von ausſchlaggebender Bedeutung wurden.[93]) Bereits 1706 hatten ſie auch den damals nicht betriebenen Rechberger Stahlhammer[94]) erworben. Ein weiterer Hammer war 1668 in Eiſenkappel „zwiſchen dem Waſtl und dem Hammer an der Stiege am Vellachrain" entſtanden.[95]) In der erſten Hälfte des 18. Jh.s waren bereits 7 Hämmer im Kappler Vellachgebiet in Betrieb, ſämtlich im Beſitze der Freiherrn von Chriſtallnigg.[96]) Ein achter Hammer kam 1764 hinzu.[97]) Drei Jahre ſpäter wurde um Errichtung eines neuen Ofens zur Aufſchmelzung von angeſammelten Eiſenvorräten in den Wäldern bei Hagenegg und den Werken bei Kappel angeſucht.[98]) Auch im Vellachtal ſüdlich von Eiſenkappel beſtanden 1771 bereits Chriſtallniggſche Stahlhämmer.[99]) Alle dieſe Hammerwerke werden in einem Inventar von 1784 aufgeführt. Am unteren bzw. mittleren Vellachlaufe lagen der obere, mittlere und untere Rechberger Stahlſchlag, bei Kappel der obere, mittlere und untere (in der Hammerordnung nicht enthaltene)

---

92) L. Jahne, a.a.O. 1930 S. 1/2; verſchiedentlich wird er als „wälſcher Hammer .... an der Obriach" bezeichnet. Zuletzt wurde das „baufällige und abgekommene Hammerwerk" 1662 an Franz Mäzzigon von Greenwald auf Gillitzſtein verkauft.

93) Bis 1869 blieben die Vellacher Hammerwerke im Beſitz dieſer Familie. L. Jahne, ebda S. 2.

94) Im Jahre 1706 bittet Herr Georg Balthaſar von Chriſtallnigg, Hammergewerke zu Brückl und Kappel, den zur Komenda Rechberg gehörigen, ſtillſtehenden Stahlhammer zu erwerben u. wieder in Betrieb ſetzen zu dürfen. L. Jahne, ebda. S. 2.

95) L. Jahne, a. a. O. 1930 S. 2. Er wurde durch Franz von Mäzzigon gebaut. Bereits 1570 war ein anderer Hammer von einem Laibacher Bürger erbaut worden.

96) Im Jahre 1719. ſ. L. Jahne, ebda.

97) Gegen die Thereſianiſche Hammerordnung. vgl. die Beſchwerde des Oberbergmeiſters in Klagenfurt. ſ. L. Jahne, ebendort.

98) L. Jahne, ebda.

99) L. Jahne, ebda. S. 3 berichtet von „weit rückwärts im Tal liegenden Stahlhämmern" und bezieht dieſe auf das Vellachtal ſüdlich von Eiſenkappel.

Vellacher Stahlſchlag, ſowie der obere und untere Ebriacher Stahlſchlag.[100]) Der Vertrieb der geſamten Vellacher Eiſen- und Stahlerzeugniſſe lag während des 18. Jh.s meiſt in Händen von Laibacher Kaufleuten[101]), mit denen ziemlich langfriſtige Verträge abgeſchloſſen waren. Gegen Ende des 18. Jh.s wurden Abſchlüſſe mit einer Handlung in St. Veit an der Glan getätigt,[102]) zuletzt mit einer ſolchen in Hirt. Die Preiſe waren bis Ende des 18. Jh.s ziemlich ſtabil und betrugen 79 bis 80 fl. für den Meiler[103]) Erſt gegen Ende des 18. Jh.s zogen die Preiſe infolge der ſehr geſtiegenen Koſten für Holzkohlen und Knappengetreide ſtärker an.[104]) 1795 wurden bis zu 110 fl. pro Meiler gezahlt, dabei trug der Händler (Oberſteiner) noch Fracht und Maut.[105]) Die Geſamtſumme für die jährliche Erzeugung der 8 Vellacher Hämmer ſtieg 1788/89 von 1200 auf 1500 fl.[106])

Wie bereits früher erwähnt, mußte das Roheiſen für die Hammerwerke ziemlich weither, aus der Hüttenberger Gegend und dem Lavanttal, herangebracht werden. Doch finden ſich auch Anſätze, die im Vellachgebiete ſelbſt vorhandenen Eiſenerzlager zu verwerten. Erſte Verſuche eines Eiſenbergbaues werden bereits aus der Mitte des 15. Jh.s berichtet.[107]) Die Herſtellung einer bodenſtändigen Rohſtoffgrundlage für die Eiſeninduſtrie wurde zu Ende des 16. Jh.s (1588) von dem Laibacher Bürger Hans Wodapiuz verſucht, der damals bereits ein Hammerwerk in Kappel beſaß.[108]) Er begann den Abbau einer „neu erfundenen" Eiſen-

---

[100]) L. Jahne, ebda S. 3. — Innerhalb der Marktgemeinde Kappel erſcheint im Joſefiniſchen Kataſter von 1787—89 nur im 2. Ried „Waſchnig Berg" ein „Hammer Hauß in Ebria Thall" und „ein Stachel Hamer mit 2 Schläg auf beſtändigem Waſſer".

[101]) In den Jahren 1719—23 war dies Lorenz Tomſchitz, 1732—34 die Caſtelli'ſche Handlung, um 1773 Freiherr von Zois. ſ. L. Jahne, a. a. O. S. 2/3.

[102]) Mit dem Handelshaus Johann Mathias Koller, 1778—82. ſ. L. Jahne, ebda. S. 3.

[103]) L. Jahne, ebda. S. 2/3.

[104]) L. Jahne, ebda. S. 3.

[105]) L. Jahne, ebda. S. 3. — Bereits die Caſtelli'ſche Handlung bezahlte die Kaiſerl. Wegmaut in Neumarkt (I), Leobl, St. Veit, Canker und Cappl, dagegen bezahlte der Verkäufer die Roſenbergſche Maut in Cappl. (ebda. S. 2).

[106]) Vertragserneuerung mit Koller in St. Veit. L. Jahne, ebda. S. 3.

[107]) Nach Aelſchker, Geſchichte Kärntens, verlieh 1444 Propſt Lorenz von Eberndorf dem Andreas Maſſalterer 3 Gruben in der Kappel und im folgenden Jahre dem Johann Pergamenter gleichfalls eine Grube in dieſer Gegend. ſ. L. Jahne, a. a. O. 1930 S. 5.

[108]) Im Jahre 1570 wurde ihm die Erbauung eines Eiſenhammers in der Kappel geſtattet. vgl. L. Jahne, ebenda S. 2, ſowie Herrſch. Akten Bleiburg, J. O. A. 115, Landesregierungsarchiv Graz.

erzlagerstätte „im Wochnitzer- und Wrünzelperg", nach L. Jahne[109]) am Hange zwischen Leppen- und Lobniggraben gelegen. Doch scheint die Ausbeute nicht sehr ergiebig gewesen zu sein, da das Bergwerk nicht fortgesetzt gebaut und schon 1635 als heimgefallen wieder neu verliehen wurde. In Verbindung mit einem baufälligen Hammerwerk wird auch das obengenannte Eisenbergwerk samt den zugehörigen Wäldern im Jahre 1662 weiterverkauft.[110]) Gegen Ende des 18. Jh.s setzen neuerliche Bemühungen zur Belebung der Eisenbergbaus ein und zwar mit Erlaubnis des als Besitzer der Vellacher Hämmer sicher an diesem Bau interessierten Grafen Christallnigg. Dieser Bergbau hatte seinen Standort am „Radischelberg bei Kappel"[111]), ebenfalls zwischen dem Lobnig- und Leppengraben. Zur Verschmelzung der geförderten Eisenerze sollte ein Flossen- oder Blattelofen an der Vellach („am Kapplerbach") dienen. Möglicherweise wegen erhöhter Frachtkosten vom Lavanttal bis Kappel ging man einige Jahre später (1792) ernstlich daran, die Erzförderung zu organisieren bzw. zu steigern. Zu diesem Zweck wurde eigens ein kaiserlicher Markscheider und Bergschaffer aus dem benachbarten Schwarzenbacher Bleibergbaugebiet nach Kappel beordert[112]), der dann auch tatsächlich die Verleihung von 5 Gruben mit 8 Schermfeldern für die Gewerkschaft erbat[113]) und den Abbau in Angriff nahm. Weitere 3 Hauptgruben mit je 2 Schirmmassen wurden 1795 verliehen.[114]) Trotz schöner Erzanbrüche konnte man aber mit einer Belegschaft von nur 2 Mann, abgesehen von dem Hutmann und dem Bergschmied eine wesentliche Förderung nicht erzielen. (In 4 Wochen 180 Zentner Erz).[115]) Immerhin baute man zur Verhüttung des gewonnenen Erzes einige Minuten hinter der Mündung des Leppengrabens in die Vellach einen Hochofen mit einem Streck- und Wallaschhammer, drei Schmied- und einem Zerennfeuer. Aber bereits 1801 war dieser Ofen nicht mehr im Betrieb.[116]) Der Eisensteinbergbau im Vellacher Gebiet war jeden-

---

[109]) L. Jahne, ebenda S. 5.

[110]) Von Leonhard Carnion u. seiner Frau Helena an Franz Mäzzigon v. Greenwald. s. L. Jahne, ebenda S. 5.

[111]) Die Bauerlaubnis wurde 1786 erteilt. s. L. Jahne, ebenda S. 5.

[112]) 1793 wies dieser 969 fl. für Löhne und Materialunkosten aus. L. Jahne, ebda. S. 5.

[113]) Es handelte sich um die Gruben Vincenz, Ludwig, Florenz, Xaveri u. St. Georgen. s. L. Jahne, ebda. S. 5.

[114]) Dies waren die Hauptgruben Vincenz, Carl und Josef. s. L. Jahne, Die Eisenindustrie im Vellachtale (Kärnten). Montanistische Rundschau 1930, S. 6.

[115]) Aus den 180 Zentnern Erz wurden 156 Zentner weiter ausgeschieden. L. Jahne, ebenda.

[116]) L. Jahne, ebenda S. 6.

falls zu wenig lohnend, und daran waren die Versuche zur Schaffung einer eigenen Rohstoffbasis für die Hammerwerke wohl immer wieder gescheitert. In demselben Gebiet und in dem etwas nördlicher gelegenen von Blasnitzen wurde auch schon seit Ende des 16. Jh.s auf Silber und Kupfer geschürft. Als erster Unternehmer erscheint hier der Freiherr Ungnad von Sonnegg, dessen Familie ja außer den Herrschaften Sonneg und Kappel auch Eisenbergwerke im Lavanttal hatte und die Vellacher Eisenindustrie förderte. Im Lobniggraben erhielt er 1586 ein „altes verlegenes gebey" mit einem Kupferbau.[117]) Ein Kappler Bürger schürfte in der ersten Hälfte des 17. Jh.s „in der Wohinzer Huben in des Markt(s) Burgfried."[118]) Ebenfalls in unmittelbarer Nähe des Marktes Kappel, im Bereiche des Leppen- und Lobniggrabens, also innerhalb der Längstalfurche der Ostkarawanken wurden zu Beginn des 18. Jh.s mehrere Silberschürfe begonnen. 1706 wurde ein solcher Neuschurf „unter dem Markt Kappel im Graben" verliehen, 1707 „nebst (nächst) dem Schlosse Hochenegg (= Hagenegg) in der Lepanz" (Leppengraben) und 1724 „am Lobnigberg", sowie „am Lippenberg" (wohl Leppen).[119]) In letzterem Jahre hören wir auch von einem Berglehen auf Silber und „Gelberz" für den Neuschurf im „Lepanzgraben" an dem sogenannten „Ri(e)gelberg".[120]) Hierbei dürfte es sich wohl um das Gebiet am Südhange des Leppengrabens in der Nähe des Bauern Riegelnig handeln. L. Jahne[121]) bemerkt auch ausdrücklich, daß sich in der Nähe des Hrastotschnigg (Rastoutschnig-) hofes am Ende des Leppengrabens ein silberhaltiger Bleiglanz findet. Was aus all diesen Schürfversuchen wurde, wissen wir nicht. — Im Gebiet von Blasnitzen, also im Nordkarawankenzuge östlich der Vellach, wurde

---

[117]) L. Jahne, Geschichtliche Entwicklung der Bleibergbauten am Hochobir. Montanistische Rundschau. XXI. Jahrgang. Wien 1929, S. 2.

[118]) Ohne Angabe des Erzes. siehe L. Jahne, a. a. O. 1929, S. 2. — Die Grube hieß „Zu unserer lieben Frau".

[119]) Den Neuschurf von 1706 erhielt der gräflich Thurnsche Bergwerksverweser Repikh, den von 1707 Herr Johann Anton v. Rückerstorff und den von 1724 Franz Matias Gapp v. Domerburg, kaiserl. u. landschaftl. Filialeinnehmer in Kappel sowie sein Mitgewerk Steinporn aus Leipzig. s. L. Jahne, ebda. S. 2.

[120]) Die Trägerin des Berglehens war die Witwe Maria Gapp v. Domerburg. Die Oertlichkeit am Riegelberg war am Obopisk Grund, Sonneggscher Untert. L. Jahne, ebenda.

[121]) L. Jahne, ebda. S. 2 bemerkt, daß der Unterkärntner Bleiglanz technisch so gut wie silberfrei ist, während die Erze im nördl. Kärnten (Silberspat) silberhaltig waren. Wegen des Vorkommens silberhaltigen Bleiglanzes beim Hrastotschnigg seien jedoch obige Angaben über Silberfreischürfe nicht sofort zu bezweifeln.

auch zuerſt und zwar ſchon Ende des 16. Jh.s mit dem Bleibergbau[122]) begonnen. Das eigentliche Bleibergbaurevier von Eiſenkappel liegt aber weiter weſtlich, im Bereiche des Obirmaſſivs. Im Gegenſatz zum Eiſenerzabbau des Vellachgebietes beruhte der Bleibergbau des Hochobirs auf ziemlich reichen Vorkommen, die ja im benachbarten Petzen/Mießgebiet noch heute eine lebhafte Induſtrie beſchäftigen. Neben der Eiſenverarbeitung war daher vor allem die Bleigewinnung und teilweiſe auch Verſchmelzung weſentlich für die Entwicklung einer, wenn auch beſchränkten Induſtrielandſchaft in Inneren der Oſtkarawanken. Die Bleivorkommen des Obirmaſſivs treten meiſt in den Riffkalkbildungen im Oſten und Süden auf. Der erzführende Kalk des Kunet- und Leſchanzgrabens, der Oberen und Unteren Schäffler Alpe, ſowie der Grafenſteiner Alpe im Oſten und von Fladung im Süden weiſt die Hauptfundſtätten auf. Erſt vom Ende des 17. Jh.s haben wir urkundlich belegte Quellen vom ſicher viel älteren Bergbau des Obirgebietes. Damals, im Jahre 1696 beſaß Joh. Wilhelm Graf zu Attems Bleigruben „in dem Hohen Obier", die er dem Abt zu St. Paul ſamt dort befindlichen Bleierzen und Knappenhütte für 300 fl. verkaufte.[123]) Zehn Jahre ſpäter erhielt ein Graf Thurnſcher Bergwerksverweſer einen Neuſchurf auf Blei „an der hohen Obwier unter den vielfältigen alten Gruben.[124]) Es iſt derſelbe, der zur gleichen Zeit auch einen Silberneuſchurf bei Kappel erhielt. Wir ſehen alſo auch die Bleiburger Grafen Thurn unter den Bergbauunternehmern dieſes Zeitabſchnittes erſcheinen. Mitte der dreiſſiger Jahre des 18. Jh.s begann der Ferlacher und Waidiſcher Eiſenwerksbeſitzer von Silbernagel einen Bleibergbau im Ebriacher Wald „in einem wüſten Gebirg"[125]). Seine Gruben lagen im Gebiet der Chriſtallnigg Alpe[126]) bzw. der Oberen Schäffler Alpe[127]) gegen die Seealpe zu. Zum Erztransport ließ er 1748 durch 50 Mann einen Weg vom Scheidabache (bzw. Scheidaſattel) bis zum Schmelzofen

---

[122]) 1586: „In der plasing ob Rechperg hat wolgemeldeter Herr Ungnad empfangen ain Neuſchurff, den Nent er bei der Gotsgab, da man die ledigen pleiſtueff, als man ain Kolſtatt hat richten wollen, gefunden hat. Iſt ſeiner Gnaden auch verliehen wie pergwercks Recht iſt." L. Jahne, ebenda S. 2.

[123]) L. Jahne, Geſchichtliche Entwicklung der Bergbauten am Hochobir. Montaniſt. Rundſchau 1929, S. 2.

[124]) Nach dem Lehenbuch im Kärntner Landesarchiv war dies Peter Repikh im Jahre 1706. Vgl. L. Jahne, ebenda S. 2.

[125]) Nach Akten aus der Wiener Hofkammer handelte es ſich um den Unternehmer Martin Huebmershofen von Silbernagel im Jahre 1734. Vgl. L. Jahne, ebenda S. 3.

[126]) Es waren dies St. Katharina und eine Stunde höher St. Paphnutii in Wernuch. Vergl. L. Jahne, ebenda S. 3.

[127]) Weitere $1^1/_2$ Stunden entfernt lag St. Joſephi in der Schluetten im heutigen Revier Obere Schäffler Alpe. Vgl. L. Jahne, ebenda S. 3.

anlegen, wozu Felssprengungen, Brückenbauten usw. erforderlich waren.[128]) Es wurden also bereits wesentliche Veränderungen im Landschaftsbilde vorgenommen. Der Bleiflammofen befand sich im Ebriachgraben, nach Jahne[129]) vielleicht am Talausgang. Wassermangel beeinträchtigte indessen den Betrieb. Die Bleierzeugung stieg von 375,07 Ztr. im Jahre 1743 auf 748 Ztr. im Jahre 1751[130]) Danach aber erfolgten Rückschläge und Verluste des Besitzers. Ueber die Einstellung bzw. den Verkauf dieses Bergbaues ist nichts bekannt, da erst am Ende des 18. Jh.s wieder Quellen vorliegen. Damals erfolgten recht zahlreiche Verleihungen, was auf eine gesteigerte Abbautätigkeit schließen läßt. So erhielt der bereits genannte von Silbernagel 1795 eine Grubenverleihung in der Christalligg Alpe und 1799 die Maria-Josephigrube im Revier Obir I.[131]) Josef Jurie aus Eisenkappel bekam 1793 und 1795 den Dreifaltigkeitsstollen in der Schäffler- und Grafensteineralpe verliehen, ferner im Revier Zauchen I den Dreifaltigkeitsbau in der „Grafensteiner Alpe gegen Sonnenuntergang" in den Jahren 1793 und 1795.[132]) Seit 1793 wurden auch verschiedene Stollen im Revier Obir IV verliehen.

Im Verlaufe des 18. Jh.s hatten Bergbau und Eisenindustrie immer stärkeren Einfluß auf das Landschaftsbild der Eisenkappler Gegend genommen. Bereits im 16. Jh. einsetzend, im 17. Jh. durch die Wirren des 30jährigen Krieges gehemmt, wirkten sich diese Kräfte erst im 18. Jh. voll aus. Während nun aber die Eisenindustrie infolge ihres Angewiesenseins auf die Wasserkraft ausschließlich an die einzige Verkehrsader der Vellach geknüpft war und daher nur längs dieser Linie landschaftsumgestaltend wirkte, verhielt es sich mit dem Bleibergbau anders. Die Bleierze des Hochobirs fanden sich in bedeutenden Höhenlagen, und mit der Entwicklung des Betriebes drang der Abbau in immer höhere Gebiete vor und war Ende des 18. Jh.s sicher über 1500 m gekommen. Bei der Vellacher Eisenindustrie handelt es sich also um die Ausnutzung einer alten, verkehrsfreundlichen Tiefenlinie, während der Bleibergbau die Höhengrenze der Dauersiedlung beträchtlich emporrückt und über die Zone der landwirtschaftlichen Nutzung hinaus gegen das Hochgebirge vorstößt, also kulturlandschaftlich viel stärker umgestaltend wirkt. Wieweit nun das Marktbild von Kappel selbst durch die Industrie umgeformt wurde, ist uns eigent-

---

[128]) L. Jahne ebenda S. 3.

[129]) L. Jahne, a. a. O. 1929, S. 55.

[130]) L. Jahne, ebenda S. 3. — Die 748 Ztr. Blei wurden aus 1418 Ztr. Erz gewonnen.

[131]) L. Jahne, ebenda S. 4 und 5.

[132]) L. Jahne, ebenda S. 4 und 37.

lich recht wenig bekannt. Einige Hämmer befanden ſich im Weichbilde der Siedlung. In der erſten Hälfte des 17. Jh.s wird dort wiederholt eine „Hammer Pruggen“[133]) erwähnt, um die Mitte dieſes Jahrhunderts auch der Worinziſche bzw. Werinziſche Hammer des Herrn Jacob Wiernikh[134]). Im 18. Jh. beſtand jedenfalls eine Knappenſiedlung in Eiſenkappel. Nur ein einziges Mal, im Jahre 1799 hören wir von der Aufnahme eines „Perg Knop“[135]) als Bürger.

Mit der Verſtärkung der induſtriellen Tätigkeit war natürlich auch eine erhöhte Beanſpruchung der Straßen und Wege für den Holz-, Holzkohlen- und Erztransport verbunden. Daher mußte der Markt trotz des Rückganges des eigentlichen Fernhandels um die Erhaltung der Vellachtalerſtraße in erheblichem Maße bemüht ſein. Wir finden in den Rechnungen aus der erſten Hälfte des 17. Jh.s eine Menge von Belegen, die die Mühewaltung um die Inſtandhaltung der Straße erläutern. Den Charakter als Hauptſchlagader des ganzen Gebietes konnte ſie nicht verlieren, wenn auch ſpäter der Nahverkehr auf ihr überwog. Um die Wegverbeſſerung auf der Kappler Straße machte ſich beſonders der landesfürſtliche Mauteinnehmer Burkhard Hagen verdient.[136]) In den dreißiger Jahren des 17. Jh.s ließ man den „Weg Vndter dem Trobe“ machen,[137]) eine größere Ausbeſſerungs- und Bautätigkeit war dann noch um 1646 bis 1647.[138]) Am größten waren aber die Aufwendungen, die der Markt für die verſchiedenen Vellachbrücken und für diejenigen der bei Eiſenkappel einmündenden Seitengräben machen mußte. Denn die Waſſerkraft, die einerſeits ſo fördernd für den Betrieb der Hammerwerke war, wirkte ſich andererſeits oft genug vernichtend in Ueberſchwemmungen und Murgängen aus, welche die Brücken verſchütteten oder wegriſſen. 1630/31 hören wir von

---

[133]) 1630/31 und 1636/37 „Hammer Pruggen“ bzw. „hamerbruggen“, 1634/35 u. 1639/40, „groſſe Pruggen gegen den Hammer“ bzw. „groſſe Pruggen gegen den Hamer“ uſw. Siehe Raittungen, a. a. O.

[134]) 1651/52: „Mehr empfing(en) wir von Herrn Jacob Wiernikh Von Worinziſchen bzw., Werinziſchen Hammer einen alten Ausſtandt auf Raittung Von 2 Jaren . . . 44 k.“ Siehe Raittungen (Sollte es ſich dabei vielleicht um einen Hammer beim Virnik im Kankertal handeln?).

[135]) Als letzter, 29 ter wurde 1799 georg Klomger, Perg Knop als geſchworener Bürger aufgenommen. Siehe „Betrachtungen“ a. a. O.

[136]) Dieſer war von 1613—1619 und von 1626—1637 Einnehmer der lf. Maut in Kappel. Siehe v. Jakſch, Eiſenkappel 1902 S. 11.

[137]) 1633/34: „Mehr gaben wir den Weegmacher, ſo er den Weeg mit dreyzehn Tagwercken gemacht Vndter dem Trobe . . fl. 2.—“. Siehe Raittungen, a. a. O.

[138]) 1646/47: Ausbeſſerungen; damals anſcheinend große Bautätigkeit, große Anzahl verrichteter Tagwerke. Siehe Raittungen, a. a. O.

Reparaturen der „Pruggen an der Vellach Verſchüttung“[139]). Von 1628 ab bis gegen Mitte des 17. Jh.s (1654) vergeht kein Jahr, in dem nicht Ausgaben für die „renouiert Markhts Prükhen“, die „Pruggen an der Vellach“, für „Prüggen Beſſerung“ uſw. erſcheinen.[140]) Außer der eben genannten Brücke werden noch erwähnt die „Pruggen . . . bey dem Shegina Vnd . . bey des Aufſchlag(ers) hoff“[141]), die obengenannte „groſſe Pruggen gegen den Hammer“[142]) die „Pruggen gegen das Schloß“ (Hagenegg)[143], ſowie die „Pruggen“ bzw. der „Steg Ueber den Lobnigg“[144]). Weitere Ausbeſſerungen erfolgten an der „Pruggen bei dem Wertl“[145]) und „bey den Fleiſch Pankhen“.[146]) Die „Prüggen in Ebriach“ wurde 1652/53 ganz neu gebaut[147]). Ein Jahr ſpäter wird ſogar ein eigener „Prukhmeiſter“ erwähnt, der Geld von „Ueberſetzen von zweyn Prükhen in Vellach“ erhält.[148]) Zur Verhütung von Ueberſchwemmungen bzw. zur Ausnutzung der Waſſerkraft errichtete man 1652/53 eine „Schermb“ (Wehranlage) im oberen Markt.[149])

---

[139]) Raittungen, ebenda.

[140]) 1628/29: „Item ſo die Pruggen mit dem Sämbroß gangen, dieſelb .... machen laſſen“ — 1629/30: Ausgaben für die „renouiert Markhts Prükhen“, 1630/31: für Reparaturen der „Pruggen an der Vellach“, „Item die zwo Pruggen haben wir beſſern laſſen.“ 1633/34: „Item an Prüggen Beſſerung den weegmacher bezalt 3 tagwerch. ain tagwerch 12 k. . . . 36 k.“ Siehe Raittungen.

[141]) 1632/33: „Item ſo haben Wir Zwo Pruggen, alß bey dem Shegina und Vnd wieder bey des Aufſchlag(ers) hoff machen laſſen.“ Siehe Raittungen a. a. O.

[142]) 1634/35: „Item ſo haben wir die groſſe Pruggen gegen den Hammer Von Neuen aufſagen laſſen . . . . 5 fl. 20 k.“ Siehe Raittungen a. a. O.

[143]) 1635/36: „Item denen 7 tagwerckern ſo die Pruggen gegen das Schloß helffen machen 7 Tagwerck bezalt Zu 10 k.“ (das Tagwerk). Ferner für Brückenbeſſerungen, Löhne an Holzhacker und Zimmerleute. Siehe Raittungen, a. a. O.

[144]) 1634/35: „dan ſo haben wir alßbald ein Steg Ueber den Lobnigg machen laſſen, dan außgeben . . . 15 k.“. Weitere Ausgaben im ſelben Jahre für Beſſerung der „Prüggen am Lobnig“. Siehe Raittungen.

[145]) 1636/37: „die bruggen bei dem Wertl beſſern laſſen“, 1639/40: „Mehr haben wir die Pruggen bey dem Wertl Von Neuen laſſen machen.“ Siehe Raittungen.

[146]) 1647/48: „Pruggen beſſern bey den Fleiſch Pankhen“. Siehe Raittungen a. a. O.

[147]) 1638/39: Ausgaben für Arbeit „bey der Prüggen in Ebriach“, 1652/53: „Von Bauung der Pruggen in Obriach“. Ziemliche Koſten für Hacken von Bäumen, Fuhrlohn uſw. Siehe Raittungen, a. a. O.

[148]) 1653/54 bekommt der Brückenmeiſter für die beiden Vellachbrücken 2 fl. 35 kr. und für Reparaturen 24 k. Siehe Raittungen a. a. O.

[149]) 1652/53: „Volgt waß auf die Schermb im oberen Markht Cappl aufgangen.“ Koſten für Baumfälllen, Fuhrlohn, geleiſtete Tagwerke, Herbeiſchaffen der Steine. Siehe Raittungen, a. a. O.

Die Vellach wurde außer zum Betrieb der Hammerwerke auch noch zu Fiſchereizwecken benutzt. Um 1630 ſchickte man gefangene Fiſche (wohl Forellen) ſogar an den Landesvizedom nach Klagenfurt.[150]) Die Ausbreitung der Hammerwerke brachte aber bereits zu Beginn des 18. Jh.s Konflikte zwiſchen Fiſcherei und Induſtrie. So ſtörte ein vom Herrn von Chriſtallnigg für ſeinen Rechberger Vellachhammer gebauter großer Wehrſchlag über den ganzen Bach die Aeſchfiſcherei der Herrſchaft Sonnegg und der Komenda Rechberg. 1707 kam es indeſſen zu einem Vergleich.[151])

Als alter Handelsplatz für Eiſen und Salz hatte Kappel auch eine landſchaftliche Maut ſowie eine landſchaftliche Weinmaut.[152]) 1732 iſt die Rede von kaiſerlichen Wegmauten im Kanker und Kappel, ſowie von einer Roſenbergſchen Maut in Kappel[153]). Ein 1630 erwähntes „Wachthäuſel" war vielleicht ein Zollwachthaus.

Die ziemlich hohen Aufwendungen, die Eiſenkappel im 17. Jh. für die Inſtandhaltung des Weges durch das Vellachtal machte, berechtigen uns ferner rückſchließend anzunehmen, daß auch damals noch ein gewiſſer Fernhandel beſtand, obwohl wir über deſſen Umfang kaum Angaben haben. Sicher ging der in den Hammerwerken des Vellachtales erzeugte Stahl auch in jener Zeit noch über Krain nach Italien. Dagegen dürfte der Eiſentranſithandel wohl mehr und mehr abgenommen haben. Der Warenfernverkehr war auch im 17. Jh. dort noch Saumverkehr. Noch 1674 vollzog ſich der Stahltransport in Saumlaſten ("Sämb")[154]) und als Verkehrsmittel

---

[150]) 1630/31 auf fl. 49 (unterſtrichen): „Item die Fiſch dem Herrn Landtsvizdomb gefiſcht im Namen Gemaines Markht bezalt. fl. 2.—", ſodann „Dem Fuhrmann Lohn geben von Fiſch führen" und „damals ſo wir die Fiſch dem Herrn Landtsvizdom nach Clagenfurth geſchikht, wir Und auch etliche Herrn ſambt Vnß verzert." Endlich heißt es 1633/34: „item gaben wir dem Matthesen Khobrer ſo auch mit gangen Vnd die Viſch wäſſern geholfen — 18 k." Die Fiſche bekam der Landesvizedom, ſie koſteten dem Markt 4 fl. 12 k. Siehe Raittungen.

[154]) In dem betreffenden Vellachabſchnitt hatten die Freiherrſchaft Sonnegg und die Komenda Rechberg das „Jus Piscandi". 1707 wurde ein Vergleichskontrakt geſchloſſen, nach welchem Chriſtallnigg der Herrſchaft Sonnegg und Hagenegg 5 fl. und der Komenda 4 fl. jährlich zu bezahlen hatte, ſo lange der Wehrſchlag beſteht. Siehe L. Jahne, Eiſeninduſtrie im Vellachtale 1930, S. 2.

[152]) Erſtere bereits im 16. Jh. erwähnt. Erzherzog Ferdinand II. überließ 1613 die Lf. Maut in Kappel der Kärntner Landſchaft auf 20 Jahre. Einnehmer der lſch. Weinmaut war 1613 Burkhard Hagen von Hagenegg. Siehe v. Jakſch, Eiſenkappel 1902, S. 10/11.

[153]) L. Jahne, a. a. O. 1930, S. 2. — 1774 beſtand eine Maut des Amts Kappel in „Kankher Ambt".

[154]) Nach L. Jahne, 1930, S. 6 ſpricht ein „Vergleichscontract" des Eberſteiner Archives von 1674 noch bezüglich des Stahlhandels auf dieſer Strecke von „Sämb", der Ladung eines Saumtieres.

diente das „Sämbroß".[155]) Als Raſt- und Umladeſtation dürfte Eiſenkappel immer noch eine gewiſſe Bedeutung gehabt haben. Beſonders trifft das für den Meerſalzhandel zu, der noch im 18. Jh. eine Rolle im Wirtſchaftsleben des Marktes ſpielte. Freilich war Kappel von ſeiner Stellung als Salzverſorger ganz Unterkärntens zu der eines lokalen Marktes für das benachbarte Jauntal herabgeglitten. Ueber die Verkoppelung der Getreideverſorgung Kappels mit der Deckung des Salzbedarfes der Jauntaler Bauern haben wir bereits berichtet.[156]) Von krainiſcher Seite her ſcheint es öfters zum Salzſchmuggel gekommen zu ſein. Deshalb war früher ein eigener Salzbereiter angeſtellt, der den Meerſalzhandel vom Loibl bis nach Gutenſtein zu überwachen hatte.[157]) Auch das alte Salzverkaufsprivileg der Kappler Bürger wurde immer wieder von den krainiſchen Säumern mißachtet und umgangen, wogegen ſich verſchiedene Beſchlüſſe der Kappler Ratsherren wenden.[158]) Vor allem wurde den Krainern verboten das Salz bereits Sonntag Nacht vor Beginn des Wochenmarkts auszumeſſen und zu verkaufen.[159])

Die Verſorgung der wachſenden Zahl von Hammerarbeitern, Bergknappen und Holzknechten mit Ausrüſtung, Nahrung und Kleidung bedingte im Laufe des 18. Jh.s eine ziemlich günſtige Entwicklung des Eiſenkappler Gewerbes. Ueber die gewerbliche Betätigung des 17. Jh.s haben wir nur lückenhafte Angaben. Eine Schmiede und einige Mühlen werden in den dreißiger Jahren des 17. Jh.s erwähnt.[160]) Die ſpäter bedeutend gewordene Weberei wurde ſchon in der Mitte des 17. Jh.s be-

---

[155]) Siehe Raittungen 1628/29.

[156]) Vergleiche die Beſtimmungen in den Betrachtungen von 1725, 1728, 1730 und 1732.

[157]) Den Salzverkauf hatte der Marktrichter unter ſich, der die Pflicht hatte, den Salzſchmuggel zu verhüten. Siehe v. Jakſch, a. a. O., 1902, S. 10.

[158]) Betrachtungen 1731. Punkt 8: „Denen Salz Crainern, ſolle dz Salz Verkauffen, an gewiſſen H. höchſt Tägen hinfüran v. H. Markhtrichter nicht verlaubt, ſondern eingeſtelt werden, dan ſolches Gerwehrb gehöret nur denen Burgern alda Vnd nicht den Crainern. Ferner „Betrachtungen" 1745 gegen den Salzverkauf der Krainer an Feſttagen und 1775 ein Beſchluß „dasz die Crainer in der Wochen kein Salz verkaufen dürfen."

[159]) Beſchluß von 1701: „dasz der richter nit ſo nachläſſig ſein Vndt nit den Khrainern alles Zu laſſen, daz ſy zu nachts das Salz in Häuſern ſollen auß meſſen, ſondern zu morgens nach der Erſten Möß wie ſchon zue offt betrachtet iſt worden." 1707: Die Krainer ſollen das Salz nicht Sonntags Nacht ausmeſſen, ſondern Montag nach der erſten Meſſe. 1731: Auch Sonntag abends ſollen die Krainer kein Salz verkaufen. (Betrachtungen).

[160]) 1634/35: „in der Schmid die gleszer beſſern laſſen, dem Khalterwindt bezalt . . . . 24 k." 1630/31 Erwähnung der „Trobe Müll", 1633/34 iſt öfters die Rede von verkauften „Stampff und Müll".

trieben; es gab 1653 mindeſtens 2 Weber, außerdem auch einen „Walker", wohl einen Lodenwalker. Ferner mindeſtens 2 Schuſter, einen „Ledrer", einen „Säler", einen „Padar" und einen Aufſeher.[161])

Natürlich wurde auch das Maurerhandwerk betrieben; den dazu erforderlichen Kalk bezog man von dem Bauern Ouszuniak[162]) (wohl Oſolnik). Um die Mitte des 18. Jh.s hatte das Eiſenkappler Gewerbe infolge der oben erwähnten induſtriellen Entwicklung des Vellachtales einen ganz günſtigen Stand erreicht, es gab im Markte ungefähr 50 ſelbſtändige Gewerbetreibende.[163]) Ganz auffallend iſt die hohe Zahl von 24 Schankwirten[164]), welche für das leibliche Wohl der Bergleute und Hammerarbeiter, wie auch der durchreiſenden Kaufleute ſorgten. Wir dürfen ähnlich, wie aus den dauernden Brückenausbeſſerungsarbeiten auch aus der bedeutenden Zahl der Gaſtſtätten auf einen immer noch vorhandenen, nicht ganz unbeträchtlichen Paßverkehr ſchließen. Unter den 1799 neu aufgenommenen Bürgern befinden ſich auch 2 Wirte und 2 „goſtgäber".[165]) Wie wir bereits hörten, hatte der Wollhandel und die Erzeugung von Strümpfen damals einen erheblichen Umfang angenommen. Im Jahre 1751 zählte man in Kappel 10 „Wöber"[166]). In Verbindung mit der Weberei waren damals 4 Färber[167]) tätig. Zur Ausbeſſerung und Anfertigung von Werkzeugen für Bergbau und Eiſenwerke ſowie zum Hufbeſchlag war das Schmiedehandwerk nötig; wir finden jedoch um 1753 nur 4 Schmiede[168]) angegeben und 1751 einen Nagelſchmied[169]). Bei den Bürgerneuaufnahmen von 1799 wird ein Kupferſchmied[170]) erwähnt. Ferner gab es 1751 zwei Schloſſer ſowie den Pulvermacher[171]). Das Maurerhandwerk beſchäftigte im ſelben Jahre 3 Gewerbetreibende[172]), 1799

---

[161]) Laut Verzeichnis der ausſtändigen Steuerſchulden für 1653 in den Raittungen.

[162]) 1649/50 wurde vom Markt ein Wagen „Khalch" vom Ouszuniak zum Untermauern der Schule gekauft. Siehe Raittungen.

[163]) Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel, Protokoll über Handwerker 1751. (Mindeſtens 46.)

[164]) Thereſianiſcher Kataſter „Protocollum über rektifizierte Außſchancks Würth de anno 1751."

[165]) Bürgeraufnahmen von 1682—1799 in den „Betrachtungen".

[166]) Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel, Gewerbe 1751.

[167]) Ebenda, Marckt Cappel um 1753. Unter den 1799 neuaufgenommenen Bürgern befindet ſich auch ein Färber.

[168]) Thereſianiſcher Kataſter, ebenda 4 „Schmid et Hader".

[169]) Thereſianiſcher Kataſter. Gewerbe 1751.

[170]) Bürgeraufnahmen in den Betrachtungen.

[171]) Thereſianiſcher Kataſter 1751. Protocolle über Handwerker. Um 1753 wird nur ein Schloſſer erwähnt.

[172]) Thereſianiſcher Kataſter. Protocolle über Handwerker.

wurden 2 Maurer neu als Bürger aufgenommen.[173]) Für das Baugewerbe war um 1753 auch noch ein Zimmermeiſter[174]) tätig, dagegen werden 1799 zwei Zimmerleute[175]) bei den Bürgerneuaufnahmen genannt. Tiſchler gab es um die Mitte des 18. Jh.s zwei, Lederer drei und Sattler einen.[176]). Im Bekleidungsgewerbe waren damals zwei bzw. vier Kürſchner[177]) (1799 ein Kürſchner als Neubürger)[178]), fünf Schneider (alle 1799 als Bürger aufgenommen)[179]) und ſechs Schuſter[180]) (1799 drei Schuſter als Neubürger)[181]) tätig, während das Nahrungsmittelgewerbe zwei Metzger[182]) (Fleiſchhacker) ernährte. Den Warenverkauf beſorgten zwei bzw. drei Kramer.[183]) Ein Bader[184]) fehlte auch damals nicht. Von ſonſtigen Handwerkern waren Ende des 18. Jh. noch je ein Weißgerber, Hafner, Glaſer und „Pinter" vorhanden.[185])

Fleiſch- und Bierhöchſtpreiſe wurden bereits Ende des 17. Jh.s gegen eine Verteuerung der Lebenshaltung erlaſſen.[186])

Die eingeſeſſenen Bürger von Eiſenkappel führten ſchon von Beginn des 17. Jh.s an einen dauernden und heftigen Kampf gegen die zugewanderten „Inwohner", welche als Kleingewerbetreibende eine unerwünſchte Konkurrenz bedeuteten, als Arbeiter und Holzknechte aber dem Markt zur Laſt fielen, wenn ſie beſchäftigungslos waren. Manche der gegen dieſen wirtſchaftlich ſchwächſten Teil der Bewohnerſchaft erlaſſenen Beſtimmungen muten uns heute recht hart an. Wir haben bereits an anderer

---

173) Darunter ein Meiſter. Bürgeraufnahmen in den Betrachtungen.

174) Thereſianiſcher Kataſter, Marckt Cappel um 1753.

175) Bürgeraufnahmen in den Betrachtungen.

176) Thereſianiſcher Kataſter Marckt Cappel um 1753; 1799 wird ein Lederer als Bürger aufgenommen.

177) Der Thereſianiſche Kataſter Marckt Cappel um 1753 nennt zwei, die Protocolle über Handwerker um 1751 aber vier Kürſchner.

178) Bürgeraufnahmen in den Betrachtungen.

179) Ebenda.

180) Thereſianiſcher Kataſter Marckt Cappel um 1753; eine Specification um 1750 nennt elf Schuſtermeiſter.

181) Bürgeraufnahmen in den Betrachtungen. Darunter ein Meiſter.

182) Thereſianiſcher Kataſter Marckt Cappel um 1753.

183) Der Thereſianiſche Kataſter von 1751 Protocolle über Handwerker gibt zwei, der um 1753 aber drei „Cramer" an.

184) Thereſianiſcher Kaſter um 1753.

185) Thereſianiſcher Kataſter um 1753 und Bürgeraufnahmen.

186) Die Feſtſetzung ſolcher Höchſtpreiſe erfolgte in den Jahren 1692 und 1693. Das Pfund Fleiſch durfte nicht mehr als 2 Kreuzer koſten, das Viertel Bier gleichfalls nicht mehr als 2 Kreuzer. Siehe „Betrachtungen". Im Jahre 1743 erfolgten neue, einſchränkende Getränkeverordnungen. Damals wurde beſchloſſen, daß „Eß denen Würthen alda dreyerley od(er) mehr alsz ein Trankh in Einem Hausz (zu haben) Völlig Eingeſtölt ſein ſollte". Siehe „Betrachtungen", a. a. O.

Stelle erwähnt, daß Inwohner und Gäſte weder Wollhandel noch Strumpfſtrickerei[187]) betreiben durften, noch anderweitig hauſieren ſollten, daß ſie kein Holz im Gemeindewald fällen durften und daß ihnen die Schaf- und Ziegenhaltung verboten war. Außerdem waren ſie ja noch verpflichtet beim Holzſchwemmen mitzuhelfen. Um die Mitte des 17. Jh.s wird weiter erwähnt, daß Männer und Frauen dieſes Bevölkerungsteils jährlich drei Tagwerk verrichten mußten. Wer ſich weigere, „der ſolle Von Gemain Markht hinweg geſchafft werden."[188]) Mit letzterer Beſtimmung war man in jener Zeit außerordentlich ſchnell bei der Hand. Wir finden Beſchlüſſe über Abſchaffung der Inwohner und „Gäſtleuth" ſich in ziemlich kurzen Abſtänden wiederholen.[189]) Als Gründe für die Ausweiſung finden wir angegeben, daß der Marckt mit Gäſten „gar Zu überhäuffet iſt"[190]), daß beſonders die „ledigen göſt (und) Weibsperſohnen .... den Markt und purgerſchaft Zu keinen nuzen ſein"[191]) bzw. daß es Inwohner gibt, die Markt und Bürgerſchaft nichts nützen und auch nicht arbeiten wollen[192]), ſondern nur das Holz umſonſt aus dem Gemeindewald tragen.[193]) Es gab auch Inwohner, welche im Sommer „aufs Gebürg" arbeiten gingen, wohl meiſt als Holzknechte und Köhler. Dieſe kehrten im Winter in den Markt zurück, um dort Unterſchlupf zu finden. Damit ſie den Bürgern nicht zur Laſt fielen, beſtimmte die Forſtordnung von 1639, daß ſolche

---

[187]) Ueber das Verbot des Strumpfhandels heißt es 1723: „2. auch waſz die Inwohner Vnd Gäſtleith ſein(,) ſolle ſich Kheiner mehr Vnterſtehen mit Strümpfen Vnd dergleichen mehr, an denen Märkhten herumb Zu Verkhauffen." („Betrachtungen", a. a. O.)

[188]) 1647/48: „Iſt von denen Herrn ſamentlich ainhöllig ſtatuirt worden, das die Inwohner, esz ſei Von Mans ſtam oder weibern anbelangt, das jedtweder, es ſey man oder weibs Pſon järlich ſolle drey tagwerck verrichten, welche es ſey Mans oder weibs Pſon es nicht will thun, der ſolle von Gemain Marckht hinweggeſchafft werden." Siehe Raittungen, a. a. O.

[189]) Beſchlüſſe von 1683, 1686, 1704, 1717, 1719, 1724, 1740 und 1760 in den „Betrachtungen".

[190]) Betrachtungen von 1683: „2 do Sol Herr Markhtrichter wegen der Gäſtleüth denen der Markht gar Zu überhäuffet iſt wol Acht haben, beuorab auf die ledigen göſt Weibsperſohnen daz welche nit weither den Markht u. purgerſchafft Zu keinen nuzen ſein, er ſollt ohne alle gnad abſchaffen möge."

[191]) Ebenda. Ferner iſt 1719 wieder die Rede von der Abſchaffung der „Gäſtleith", welche dem Markt nichts nutzen. 1724 erneuter Abſchaffungsbeſchluß der unnützen „Gäſtleith, die Strümpfe ſtricken und „Waid Verkhauffen"."

[192]) 1686 wird wieder einmal beſchloſſen, die „Inwohner", die Markt und Bürgerſchaft nichts nützen und auch nicht arbeiten wolllen „ahn ainicher Gnad abzuſchaffen." („Betrachtungen" a. a. O.)

[193]) „Betrachtungen" von 1730. 9.

Inwohner im Winter „Von Markht geſchafft werden" ſollten.[194]) Ueberhaupt war die Zuwanderung von Holzknechten nicht gern geſehen, da dieſe doch mehr Schaden als Nutzen brächten. Solche „Holzleith" ſollten daher garnicht aufgenommen werden.[195]) Da die Zuwanderung von Gäſten weiter andauerte und wohl nie völlig unterbunden werden konnte, wurde um die Mitte des 18. Jh.s beſtimmt, daß kein Bürger einen Gaſt ohne Vorwiſſen des Marktrichters in den Ort kommen laſſen und aufnehmen durfte.[196]) Am unangenehmſten war für die Kappler Bürger immer die Konkurrenz dieſer Leute in Handel und Gewerbe. So ſollte Anfang des 18. Jh.s allen nichtbürgerlichen Elementen, die „Handtierung" verboten oder aber eine ziemlich Beſteuerung auferlegt werden.[197]) Das wurde einige Jahre ſpäter (1717) erneut beſchloſſen. Derjenige, der kein Bürger ſei oder nicht „Hausz ohn ſäſſig", müſſen den Handel einſtellen und ſolle abgeſchafft werden.[198]) Auch den Bauern und Bauernbuben ſolle „die Geyhandlung Eingeſtölt werden."[199]) Allen nichtbürgerlichen Bewohnern war auch das Brotbacken[200]) und der Getreideeinkauf vor der Bedarfsdeckung der Bürger verboten. Unter den abzuſchaffenden Leuten werden 1719 intereſſanterweiſe auch die „Neymarktleriſchen"[201]) erwähnt. Vermutlich ſtanden dieſe mit dem Wollhandel und der Strumpffabrikation in Verbindung. Es müſſen

---

194) Inwohner, welche im Sommer „aufs Gebürg" arbeiten gingen, ſollten im Winter „Von Markht geſchafft werden". Forſtordnung in den „Raittungen".

195) „Betrachtungen" von 1733. „Holzleith", die von fremden Orten kommen und doch mehr Schaden als Nutzen bringen, ſollen nicht aufgenommen werden.

196) „Betrachtungen" von 1747 2 do. „Soll Kein Burger einen gaſt ohne Vorwiſſen des H. Markhtrichter aufnemben Vnd in Markht Komben laſſen."

197) „Betrachtungen" von 1704. Außer den wollhandelnden und ſtrumpfſtrickenden Inwohner ſollen abgeſchafft werden „auch die Nit Burger ſein die Handtierung treiben. ihnen ſolle alles Verpotten ſein od(er) ihnen ain Ziemliche Steuer ſolle angelegt werden!"

198) 1717 wird beſchloſſen, daß derjenige, der kein Bürger ſei oder nicht „Hausz ohn ſäſſig", den Handel einſtellen müſſe und abgeſchafft werden ſolle. „Betrachtungen" a. a. O.

199) 1719: „Quinto ſolle auch den Pauern undt Pauern Pueben die Geyhandlung Eingeſtölt werden. Wen disz nit Beſchehen ſolle, wirth die Burgerſchofft Verurſacht ſein weiter ſich Zu beſchlagen." („Betrachtungen" a. a. O.) — Dieſe Beſtimmung dient wieder der Aufrechterhaltung der Marktfunktion von Eiſenkappel.

200) Verordnung von 1696. 8. „Khein Inwonder ſolle khein Prott packen, der nit Purger iſt." („Betrachtungen" a. a. O.).

201) Ueber die Ausweiſung der den Kapplern wohl aus Konkurrenzgründen läſtig fallenden Neumarktler heißt es in den Betrachtungen vom 1719: „Tertio ſolle auch der H. Markhtrichter die Neymarkhtleriſchen alle von Markht Capl abſchaffen Vnd kheinen bey dem Markht nit leiden."

also in jener Zeit Wirtschaftsbeziehungen zwischen Kappel und jenem oberkrainischen Markt im Süden des Loiblpasses bestanden haben.

Es scheint, als wäre das Handels- und Gewerbeprivileg der Kappler Bürger immer wieder durchbrochen worden, da sich die Beschlüsse gegen die unerlaubte Ausübung von Handel und Gewerbe durch Nichtbürger bis Ende des 18. Jh.s (1778) immer wiederholen.[202]) Eine Steuer für Inwohner wird bereits in der ersten Hälfte des 17. Jh.s erwähnt. Sie gibt uns auch einen ungefähren Anhaltspunkt für die Größe dieser Bevölkerungsschicht. 1628 zahlen 17 Inwohner Steuern[203]), 1630/31 nur 10[204]). Unter ihnen befinden sich je ein Schneider, „Pinter", „Walkhner" und „Sauschneider". Die Namen dieser Leute wechseln rasch, fast alle aber stammen aus der bäuerlichen Umgebung.

Die einzige Vergünstigung, welche die nichtbürgerlichen Bewohner genossen, war die, daß sie die Soldaten nur 8 Tage in Quartier zu halten brauchten[205]). Solche Einquartierungen und die damit verbundenen Bewirtungen[206]) bedeuteten natürlich eine ziemliche Last für die Bevölkerung; sie kamen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges[207]) oder auch in der ersten Hälfte des 18. Jh.s[208]) manchmal vor. Um 1645/46 mußte der Markt sogar 2 Soldaten ausrüsten und unterhalten[209]) was für das kleine Gemein-

---

[202]) Vergleiche die Beschlüsse von 1704, 1717, 1719, 1723, 1724, 1728: „der kein Burger ist. . . . dem selbigen (solle) daz bürgerlich gewerb ein Gestelt werden." 1748. 3 to. „Wer kein Burger ist, auf die Märkht zu gehen Verbietten bey Straff." Ferner 1778.

[203]) Nach den Raittungen von 1628 waren dies: Jury Singer, Lienhardt Morruth, Sebastian Khnellnigg bezw. Khrellnigg, Jury Hopitschnig, wahrscheinlich Topitschnig, Motschnigg, Ambrosz Möroldt, Blasy Jung, Doltha bezw. Voltha(n) Zipf, Urban Singer, Philipp Stosoer, Oswaldt Khordesch, Lucas Suporz, Lorenz Prodarz, Mathesz Mikey, Simon Schuch, Rapoldt und Parounig. — 1629/30 zahlten 5 Inwohner Steuern.

[204]) Nach den Raittungen von 1630/31 waren dies: Florian Tesounikh, Anthoni Pinter, Presenig, Stephan Mäkhegg (Makek von Seeland), Simon Walkhner, Andre Hagendorffer Schneider, Peter Strosegg (Strohsack), Lorenz Khokhal, Sebastian Sauschneider, Blasy Pläsnikh.

[205]) „Betrachtungen" von 1728: „Der khein bürger ist, derselbe solle dem Saldathen nur 8 Tag in Quartier auszhalten."

[206]) Raittungen 1635/36: „Item gaben wir denen quartier Landtsknechten, so an heilig Gottleichnamstag, wie auch Octaua corporis Freudenschusz gethan 3 Vtl. Sitterstorffer das Vtl. 8 k."

[207]) Siehe oben; ferner wenige Jahre nach dem Kriege, 1650/51: „Dan gabe ich auch den Herrn Markhtrichter Alexien Schenkh, so er denen auf Pleiburg quartierende Soldaten müssen trag(en) fl. 1. 12 k." Ferner 1652/53: „Item so geben wir den H. Markhtrichter Von Steuer Gelt, daz er die Soldaten ausgezalt habe . . . 15 fl."

[208]) Neue Einquartierungsbestimmungen in den Betrachtungen von 1732.

[209]) 1645/46 Ankauf von Tuch und Gehenk von „zwahen Soldaten, so wir von Gemain Markht haben geben müssen." („Betrachtungen" a. a. O.)

weſen ziemliche Koſten verurſachte. Im 18. Jh. war es Sitte, daß die neuaufgenommenen Bürger eine „Muszkötten" bzw. „ain flinth" oder „kurz Gewöhr" aufs Rathaus gaben[210]), um die Wehrkraft des Ortes zu ſtärken. Ein Verzeichnis der auf dem Rathauſe vorhandenen „Musqueten" führt 1741 die Zahl von 57 Musqueten, 32 „Pörterſäl" (?) und zwei „Säbl" an.[211])

Daß die wirtſchaftliche Lage des Marktes im 17. Jh. recht ungünſtig war, hörten wir bereits, es überraſcht allerdings faſt, wenn wir auch noch aus der erſten Hälfte des 18. Jh.s öfters von „armen burgern" bzw. den „haimbiſchen armen burgers leith"[212]) vernehmen. Denjenigen von ihnen, welche nicht mehr Brot backen durften, ſollte ein Nachlaß in der Steueranlage gewährt werden.[213])

Die wenig erfreuliche Finanzlage Eiſenkappels im Laufe des 17. Jh.s wird durch die Rechnungsbücher eindringlich erläutert. Etwa von 1630 an bis 1655 war die Zahlungsbilanz des Marktes meiſtens paſſiv. Die Ausgaben überſtiegen die Einnahmen manchmal beträchtlich wie z. B. 1644/45, wo die Einnahmen 92 fl. 54 k. betrugen, die Ausgaben aber 124 fl. 59 k 2 ₰[214]) Allerdings beſtanden vom Ende der 1620er Jahre her noch einige Ueberſchüſſe.[215]) Von 27 Rechnungsjahren ſchloſſen 15 mit einem Verluſt ab. Einnahmen wie Ausgaben hielten ſich durchſchnittlich in Höhen zwiſchen 80 und 120 fl., der Umſatz war alſo recht gering. Die Einnahmequellen des Marktes waren verhältnismäßig vielfältig, die jeweiligen Poſten aber nur klein. Einen gewiſſen Grundſtock bildeten die Urbargelder der untertänigen Bauern, deren der Markt um die Mitte des 17. Jh.s ſechs beſaß,[216]) hundert Jahre ſpäter aber nur vier.[217]) Außer dieſen nennt

---

[210]) Siehe die Bürgerneuaufnahmen von 1709, 1724 uſw. in den „Betrachtungen.

[211]) Ebendort.

[212]) Häufig um 1733 ebenda.

[213]) 1725. 2 do. „Denen armen burgern, abſonderlich denen, ſo Proth zu backen eingeſtelt worden, bey der Steuer anlag einen Nachlaß zu thuen." ſ. Betrachtungen.

[214]) Raittungen 1644/45.

[215]) So war z. B. 1629/30 ein gutes Jahr, in dem den Einnahmen von 154 fl. 51 kh. 2 ₰ nur Ausgaben in Höhe von 101 fl. 45 kh. gegenüberſtanden.

[216]) Nach den Raittungen von 1652/53 waren dies: Caſpar Rapolt, Valtan Vrietſchnikh, Primus Poſſerpnikh, Lamprecht Volina Walkher, Adam Khnolitſch und Michael Pinter.

[217]) „Bekanntmuß Tabell der Herrſchaft Gemainer Marckt Cappel in Clagenfurther Viertl in Unter Cärnthen 1751" gehörig 4 Unterthanen, (nämlich) 1. Andree Priſtaunig in Trögern, weidete u. a. 30 „Schoff". 2. Andree Rapold in der Vellach, weidete u. a. 20 „Schoff", 3. Anton Vrietſchgo (= Fritzko), ein Keuſchler in der Vellach, weidete u. a. 28 „Schoff" und 4. Mathias Roblekh (in Seeland) Untertan der Herrſchaft Sonnegg, beſaß vom Markt Kappel „Eine alben." Alles im Thereſianiſchen Kataſter.

ein Auszug aus dem Kappler Stiftsurbar von 1740 bzw. 1748 aber noch 81 Abgabepflichtige.[218]) Ferner gab es damals noch 241 abgabepflichtige Landgerichtsinſaſſen, die dem Marktrichter Getreidegeld und Käſe geben mußten.[219]) Allermeiſtens zahlten dieſe einen Betrag für je ſechs Mäßl Hafer. Das Einkommen aus dem „völligen Urbarsdienſt" der ſechs Untertanen betrug im 17. Jh. zwiſchen 26—29 fl.[220]) Auf die Steuer der Inwohner[221]) haben wir bereits hingewieſen. Vermutlich ſind unter den abgabepflichtigen „Markht Caplerischen .. Inſaſſen" aus der Mitte des 18. Jh.s auch ſolche Inwohner mit inbegriffen. Eine weitere Einnahmequelle bildeten die Mauten, beſonders die Marktmauten, welche z. B. 1761 verpachtet wurden. Aus der erſten Hälfte des 17. Jh.s werden die „Maria Himmelfahrt Mauth" und die „Markht Simonis Judae Mauth" erwähnt[222]), 1758 die „große Markht Maut" und die „Freymärkht Maut.[223])

Für nach Krain ausgeführte Wolle wurde auch Maut eingehoben.[224])

Gering waren die Einnahmen aus gelegentlichen Getreide- und Holzverkäufen, häufig wurden dagegen alle möglichen Gebühren erhoben. Da gab es z. B. ſolche beim Beſitzwechſel von „Behauſungen", „Akherli" und „Gärtl"[225]) welche rege hin und her verkauft wurden, wie auch „Stampff und Müll".[226]) Für Aecker wurde die „Anleith"[227]) gegeben, für die zahlreichen Gereute des 17. Jh.s uſw. Ehrungsgelder.[228]) Daneben wurden Erbſchaftsgebühren und das Standrecht bezahlt wie auch Weidegebühren für fremde Schafe. Oft eingezogen wurden Strafgelder, z. B. wegen eines ohne Anmeldung eingezäunten „Oertls" oder wegen unbefugten Schafeinkaufes. Endlich brachte auch die Vermietung von dem Markt gehörenden Gebäuden gewiſſe Einnahmen. So wurde die Badſtube tageweiſe

---

[218]) „Extract ausz dem Gemain Markhts Grundt und Unterthans Stiffts Urbarium pro 1740 ſten bezw. 48 ſten Jahr." Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel.

[219]) „Specification deren Markht Caplerischen und anderen auszwärtigen landgerichtl. Inſaſſen, welche lauth Mauth Regüſter einen jeweiligen Markt Richter an unterſchiedlichen Getraidt gelt et Kaiſz jährlichen abzuführen haben." Thereſianiſcher Kataſter Markt Kappel.

[220]) Vergl. die „Raittungen" in den Jahren 1633 und 1643.

[221]) Die Steuern waren nicht ſehr hoch, ſie betrugen 15—27 k. pro Jahr; vergl. „Raittungen 1633/34.

[222]) Raittungen 1628/29.

[223]) „Betrachtungen" 1758.

[224]) Vergl. die „Betrachtungen" von 1729, Punkt 5.

[225]) Raittungen von 1633/34, 1649/50 uſw.

[226]) Raittungen von 1633/34.

[227]) Raittungen von 1652/53.

[228]) Raittungen von 1633—36 uſw. — Die meiſten Ehrungsgelder ſtammten aus verkauften Gärten, Aeckern und Häuſern. Siehe Raittungen 1633/34.

vermietet und erbrachte 4 ß pro Tag.[229]) Um die Mitte des 17. Jh.s war ſogar das Rathaus vermietet und gab Mietzins[230]).

Viel bunter als das Bild der Einnahmen, iſt jenes der Ausgaben des 17. Jh.s Am häufigſten waren Ausgaben, die mit der Unterhaltung von Brücken und Straßen, öffentlichen Gebäuden, ſowie überhaupt mit der Holzwirtſchaft in Verbindung ſtanden. Immer wieder erſchienen auf der Ausgabenſeite Reparaturen von Vellachbrücken und von ſolchen über die einmündenden Seitengräben (Lobnig und Ebriach), Koſten für dabei gebrauchtes Eſchen- und Lärchenholz, Fuhrlohn für das Brückenholz, ſowie Arbeitslöhne für den Wegmacher, an Holzhacker und Zimmerleute. Ferner Beträge für Holz zur Schwemme und für die Wiederherſtellung der verſchütteten „Schwemb", ſowie für Holztriften. Dazu Materialkoſten und Löhne für die Errichtung einer Wehranlage im oberen Markt ſowie für ein Wachthäuschen. Endlich Koſten zur Ausbeſſerung des Rathauſes, der Schule und Badſtube, die alle mit Schindeln gedeckt wurden. Ende des 18. Jh.s kamen dazu noch Aufwendungen für das Spital.[231]) Die klimatiſchen Bedingungen des engen Karawankentals mit ſeinen ſchneereichen Wintern brachten es weiter mit ſich, daß öfters Ausgaben zur Abſchauflung des „großen ſchnö"[232]) gemacht werden mußten. Einen weiteren Teil der Ausgaben machten die Perſonalkoſten aus. Die ſogenannten „officier", nämlich der Marktſchreiber, der Schulmeiſter, zwei „Wachter" und ein Gerichtsdiener[233]) erhielten ihre entſprechenden Beſoldungen, die um die Mitte des 17. Jh.s zuſammen 36 fl. 7 ß 2 ₰ ausmachten.[234]) Davon bekamen der Schulmeiſter ein Jahresgehalt von 10 fl., der Marktſchreiber 8 fl. und die

---

[229]) Raittungen 1639/40: „Urſula Padernig erlegt Von d. Padſtuben auf 2 Tag . . . . 8 ß." Weiter bezahlten für je 1 Tag Georg Schobrer, Thomasz Ferber, Jury Drittnig uſw. — Außer der Marktbadſtube werden 1636/37 noch die Badſtuben des Jakob Scuber und Michel Verſchnigg genannt.

[230]) Raittungen 1654/55: „Helena Writzni zalt Zinsz von Rathausz . . 22 ß 2 ₰.

[231]) Ein Spital (Altersheim) in Kappel wird in den „Betrachtungen" von 1766 erwähnt, war aber ſicher ſchon viel früher vorhanden. Eine eigene „Spital Raittung" erſcheint z. B. 1781.

[232]) Item bezalten wir dem Matthiaſen Teſounig ſo . . . 2 mall den großen ſchnö Von der Schul geſchauffelt . . . . Raittungen 1635/36. Ferner erſcheinen 1651/52 häufig Ausgaben „Von abſchauſeln desz Schnee".

[233]) Der Gerichtsdiener erhielt außerdem noch beſondere Entlohnung für Aufſagen und Abnehmen der Freiung am Jahrmarktstag. Siehe Raittungen 1630/31.

[234]) Raittungen 1653/54; Beſoldungen des Schulmeiſters und Marktſchreibers werden bereits 1626/28 aufgeführt, jene des Mesners, Gerichtsdieners und Wachters 1630/31.

beiden Wachter je 5 fl.[235]) Hinzu kam noch die Beſoldung des Mesners. In jener Zeit waren auch beträchtliche Koſten für die Reiſen von Eiſenkappler Abordnungen zum Landtag oder für ſonſtige Vertretungen des Marktes nach außen aufzubringen. Von 1630—1655 vergeht faſt kein Jahr ohne derartige Reiſe- und „Zerungs"koſtenzahlungen an zum Landtag nach Klagenfurt „Verordnete"[236]), an Abgeſandte nach Völkermarkt[237]) Ebern-dorf[238]) oder Krainburg[239]), ja ſogar nach Graz[240]). Um 1643/44 gingen Abgeſandte in Landgerichtsangelegenheiten (wahrſcheinlich Grenzſtreitigkeiten) mehrmals nach Krainburg[241]) und Klagenfurt.[242]) Dieſe Reiſen, beſonders die häufigen Abordnungen zum Landtag zeigen u. a., daß der Markt beſtrebt war, ſein Anſehen und ſeine Intereſſen zu wahren und nicht zur Bedeutungsloſigkeit herabzuſinken. Recht gering waren die Koſten, die dem Markt durch den Weinverbrauch bei verſchiedenen Gelegenheiten entſtanden, da man den einheimiſchen Sittersdorfer trank, von dem das Viertel 7 k koſtete.[243]) Die Rechnungsführer ſowie die „Forſcht und Comaunherrn" pflegten bei ihren Sitzungen meiſtens Sittersdorfer zu trinken[244]) und auch die Landsknechte wurden damit bewirtet. Daß die Kappler auch ſonſt einige Aufwendungen für Soldaten machen mußten, erwähnten wir bereits. Kleinere Beträge erforderten gelegentliche Gefälligkeitsdienſte wie

---

[235]) Raittungen 1651/52.

[236]) z. B. 1630/31 an den Marktrichter als „Zerung zum Landtag" 4 fl., 1632/33 „Zerungen" (je 2 und 3 fl.) für Andreas Hagendorfer und Maiſter Merthen (Traiber), die zu dem Landtag nach Klagenfurt abgeordnet waren; 1636/37 „Item gaben wir dem Andree Hagendorfer nach Clagenfurth Zerung . . .", ferner 1635/36, 1638/39, 1645/46, 1654/55 uſw.; alles ſiehe Raittungen.

[237]) 1632/33: „Zerung" für drei Geſandte nach „Völkenmarkt". Siehe Raittungen a. a. O.

[238]) Raittungen a. a. O. 1641/42: „Item damals wie die Herren wegen des Pfarrers auf Eberndorf gangen, Ich Inen Zerung geben."

[239]) Raittungen 1643/44: „Mehr geben wir dem Michael Lainſchitſch Zerung nach Crainburg wegen des Landtgericht . . . 2 fl." (ſpäter mehrmals).

[240]) Raittungen 1636/37: „Zerung" für Andree Hagendorffer nach Grätz; 1647/48 wird Hagendorffer zweimal nach Grätz abgeordnet.

[241]) Siehe oben.

[242]) Raittungen 1643/44: „Mehr geben wir dem Gregor Khrolnigg Zerung auf Clagenfurth wegen des Landtgerichts bericht . . . 30 kr."

[243]) Raittungen 1633/34: „verzerten wir ein Vtl. Sittersdorf(er) . . . 7 k."

[244]) Raittungen 1635/36: „Damals ein Viertl Sitterstorfer vertrunkhen . . 7 k." Ferner: „Mehr damals vertrunkhen, wie wir die Inwohner Zuſammen gefordert wegen der Steuer . ." Weiters wurde bei der „Sidlung" und verſchiedenen Verhandlungen wegen Schuldeneintreibung" und Verkäufen regelmäßig etwas Wein von den „Forſcht- und Comaunherrn" verzehrt. Raittungen 1630/31.

die Beſorgung von Fiſchen[245]) für den Landesvizedom und von Schmalz[246]) für den landesvizedomſchen Sekretär uſw. —

Die „Ordinar Steuer" von der „aigen gült"[247]) mußte nach Klagenfurt abgeführt werden, ebenſo die Steuer von Untertanen[248]) und das Rüſtgelt. Um die Mitte des 18. Jh.s war der Markt Kappel im landſchaftlichen Gültbuch mit 164 fl. —k und 11 ₰ beanſagt[249]). Im 18. Jh. ſtiegen die Einnahmen und beſonders die Ausgaben des Marktes ſehr erheblich; ſo betrugen 1764 die Einnahmen (Empfang) nach der „Haubt Raittung" 1343 fl. 13 k 2 ₰, die Ausgaben aber ſogar 2315 fl. 37 k 2 ₰[250]). Den Paſſivſaldo von 972 fl. 24 k blieb der Markt den „Raittungslegern" ſchuldig[251]), ähnlich war es auch ſchon im 17. Jh. ſowie auch z. B. 1781.[252]) In jenem Jahre erſcheint die Rechnung des Marktes ſpezifiziert in drei Teilen, der „gerichts Raittung", der „Regiſträth Raittung" und der „Spital Raittung". Von dieſen erhielt die Gerichts Raittung die Hauptbeträge und ſchloß mit einem Paſſivum ab, kleiner waren die Umſätze der Regiſträth- und Spital Raittung.

Im ganzen war das Bild der Eiſenkappler Finanzgebarung ziemlich trübe, im 17. Jh. wurde ſehr ſparſam, faſt ärmlich gewirtſchaftet, im 18. Jh. war die Bilanz des Marktes faſt immer paſſiv. Die Rechnungslegung erfolgte im 17. Jh. meiſt von Gregori zu Gregori bzw. auch vom 21. Juni zum 21. Juni.[253]) Als Rechnungsführer amtierten jeweils drei gewählte „Forſcht und Comaunherrn".[253a]) Der Erſtgenannte von dieſen

---

245) Vergl. die Raittungen 1630/31 S. 49 und 1633/34.

246) Abgabe von Schmalz für den „Landts Vizedombiſchen Secretarius". Siehe Raittungen 1632/33.

247) Siehe Raittungen 1651/52.

248) 1635/36 für Steuer, Rüſtgelt und Neue Zulage nach Clagenfurt 14 fl. bezahlt. (Raittungen) „Item bezalten wir die Steuer Von Vndterthanen auf Clagenfurth laut Quittung fl. 14.— (Raittungen 1638/39).

249) „Sumariſche Befunds Tabell über den Kayſz. Königl. Marckt Cappel." Thereſianiſcher Kataſter: „dießer Marckt iſt dermahlen in dem landſchaftl. Gültbuch beanſaget mit 164 fl. — k. 11 ₰."

250) „Betrachtungen" von 1764.

251) Ebenda.

252) 1635/36 blieb der Markt z. B. dem Raittungsleger Mathias Khopriunigg die die Einnahmen überſteigende Summe von 18 fl. 21 k. 2 ₰ ſchuldig. Bei der Gerichts Raittung von 1781 heißt es zum Schluß: „Schuldt dem H. Raittungsläger 298 fl. 36 k. 3 ₰

253) Das Rechnungsjahr 1633/34 lief z. B. vom 21 Juni zum 21 Juni (Sonnenwende). Dahingegen hieß es 10 Jahre ſpäter (1643/44): „Raittung getan den 12. Tag Marty, das iſt an St. Gregori tag." Auch 1651/52 wurde am 13. oder 14. März die Rechnung abgeſchloſſen, ebenfalls 1654/55 am 12. März.

253a) „. . . . . die durch ein Erſamb Magiſtrath Vnd ein Erſamb Gemain deß Marckhts Cappell durch frey Wahl Ellegierten Frey Forſchth und Comaunherr(n)." Siehe Raittungen 1629/30.

war immer der „Regiſtrator".[254]) Außer den Forſtherren gab es noch drei „Schlüſſelherren" und einen Weinmeiſter bzw. „Wein Meſſer".[255])

Bereits in der erſten Hälfte des 17. Jh.s beſtand in Eiſenkappel eine Magiſtratsverfaſſung.[256]) Von den Bürgern gewählt wurde der „Mindere Rath"[257]), der Marktrichter[258]) und die (3) „Viertlmaiſter".[259]) Bei der Aufzählung der Ratsmitglieder wurde ausdrücklich geſchieden, wer „Von Alten" dabei war und wer „Von Neuen" hinzukam.[260]) Um die Mitte des 18. Jh.s taucht, anſcheinend auf den Kleinen Rat bezw. einen Ratsausſchuß bezogen, die Bezeichnung „die Acht"[261]) auf, welche Vertretung ſich aus 8 Bürgern zuſammenſetzte. Zeitweiſe waren nicht genügend Bürger vorhanden, um einen Wechſel in der Zuſammenſetzung der Acht durch Neuwahlen zu erzielen. In dieſem Falle wurde dann die alte Acht für eine Reihe von Jahren weiter beſtätigt wie z. B. 1769.[262]) Von den als Marktrichtern tätigen Bewohnern ſeien Georg Khrollnigg (1634/35), Michel Nachtingal (1643/44) und Andreas Rueprecht (1685) erwähnt.[263]) Als Ratsmitglieder und Viertelmeiſter der erſten Hälfte des 17. Jh.s erſcheinen beſonders häufig Mitglieder der Familien Lerchinger, Khrollnig, Khobrer, Widmayr, Stroſſegg, Pläsnigg, Candolin und Marcutto.[264]) Die beiden letzteren Namen zeigen uns, wie damals in Eiſenkappel wohl hauptſächlich durch den Handel und die Induſtrie auch das italieniſche Element eingedrungen war. Kamen doch die handwerksmäßigen Kenntniſſe der Hammerarbeit wahrſcheinlich aus Oberitalien nach Kärnten, ſowie vermutlich anfangs auch italieniſche Arbeiter.[265])

---

[254]) Vgl. Raittungen 1651/52.

[255]) Die drei Schlüſſelherrn, die drei Wachter und der Wein Meſſer werden am Schluſſe jeder Rechnung erwähnt. Vgl. Raittungen 1641/42.

[256]) Vgl. die obengenannte Stelle in den Raittungen 1629/30 bei Anm. 253a.

[257]) „Betrachtungen" von 1682.

[258]) „Betrachtungen" von 1685.

[259]) 1643/44 erſcheinen die „Viertl Maiſter" unter der Rechnung unterſchrieben. (Raittungen). 1682 erfolgen z. B. Wahlen zum „Minderen Rath" und zu den „Vierthl Maiſtern". (Betrachtungen).

[260]) „Betrachtungen" 1700.

[261]) „Betrachtungen" 1750.

[262]) „Die Acht iſt in Ermanglung der wenig(en) burger die alte Vnd Vor . . . Jahre ge Confirmiert worden". „Betrachtungen" 1769, ähnlich wie 1768.

[263]) Die beiden erſten ſiehe Raittungen, der Dritte ſiehe „Betrachtungen" a. a. O.

[264]) Siehe Raittungen 1628—55.

[265]) L. Jahne, Die Eiſeninduſtrie im Vellachtale in Kärnten. Montaniſtiſche Runſchau. Wien 1930 S. 7.

Der Zuzug von Bürgern läßt sich für den Zeitraum von 1682 an bis 1799 gut an Hand des Bürgerverzeichnisses, der „Burger Roll“[266] verfolgen. Neuaufnahmen erfolgten zu Ende des 17. Jh.s ziemlich selten, durchschnittlich 2—5 pro Jahr. Auch zu Beginn des 18. Jh.s änderte sich dies nicht viel, mehr als 5 neue Bürger wurden nicht aufgenommen, ja es gab sogar Jahre ohne irgendwelche Neuaufnahmen.[267] Etwa um 1743 mehren sich die Aufnahmen ziemlich stark[268], um dann 1768/69 wohl einen Tiefstand[269] zu erreichen. Dagegen weist das (letzte) Jahr 1799 auffallenderweise einen Zugang von 29 Bürgern[270] auf. Von 1682—1724 wurden insgesamt 89 Bürger aufgenommen. Nach der Mitte des 18. Jh.s muß eine Stagnation im Zuzug eingetreten sein.

Das Herkunftsgebiet der neuen Bürger war wohl zum erheblichen Teil das gebirgige Ursprungsgebiet der Vellach und ihrer Seitengräben bis zum Seeländer Becken, das erweisen die Namen dieser Leute wie z. B. Rapoldt, Harrisch, Steffan, Marktl, Oboinigg, Voschitz, Khükhasz, Schenk, Teitschmann, Stieger, Schuber, Nachtigall usw. Anscheinend war der Zuzug aus dem nördlichen Kärnten und den übrigen deutschen Alpenländern, der zur Blütezeit des Eisenhandels zweifellos bestanden hat, infolge der Verkehrsverlagerung zur Loiblstraße und der Wirren des Dreißigjährigen Krieges in jener Zeit fast unterbunden, so daß die Ergänzung der Marktbevölkerung etwa bis Ende des 18. Jh.s wohl hauptsächlich aus der umwohnenden, überwiegend windischen (bzw. teilweise ursprünglich deutschstämmigen, erst im Laufe der Zeit umgevolkten) Bauernbevölkerung erfolgte. Daraufhin deutet auch eine in den „Betrachtungen“ enthaltene, windische Schwurformel, etwa vom Ende des 17. Jhs. Sie führt den Titel „Aydt Swur aines Neu aufgenommenen burgers“,[271] und beginnt nach einer zweisprachigen Anrufung Gottes[272] mit den Worten:

[266] „Volget nun der Burger Roll Wie deren Jeder Sein Burgerliche Aydtpflicht Nidergeleget hat. „Betrachtungen“ 1682 ff.

[267] So z. B. 1694/95, 1708, 1711—13, 1716, 1718—20 und nach 1724.

[268] „Betrachtungen“ 1743.

[269] Vergleiche die obenstehende Bemerkung über die geringe Anzahl der Bürger in diesen Jahren.

[270] „Betrachtungen“ 1799.

[271] „Betrachtungen“ deß Kaiserlichen Markhts Capel, 1682—1799 S. 138. Der Eid muß auch der Schrift nach aus der Zeit nach 1682 stammen. Hinter dem Bürgerverzeichnis, durch mehrere unbeschriebene Blätter getrennt, befindet sich die windische Schwurformel mit Zeichnung einer erhobenen Schwurhand, auf deren Fingern in deutscher Sprache folgende Bezeichnungen stehen: Gott, der Vater, Gott, der Sohn, Gott, der heillige Geist, Die Sell, Der Leib. Auf dem Handteller steht: Die Gotheit, neben der Hand links „der Todt“, rechts „Schwur“.

[272] Der deutsche Text lautet, „In den Namen der Heilligen Göttlichen untheilbaren Dreyfaltigkeit, deren ein jeglicher Mensch den der Ayd mit Vortheill Vnd recht zu thun aufgelegt würth . .“ usw.

„Vi bodete Saper Segli Bogu Oshetu, Sinu inu Suetimo Ducho, tudi nyh zeszarski ter kraleui Suetlusti, naschemo deshelskimo Firsto inu Gospudo, Gospudo N.: Sche nezh Gospud Richtario, Ratom inu posteni gmaini, ter zalimo gmain tergo ...“ Außer den Worten „First“ (Fürſt), „Richtar“, „Rat“ und „gmain“ kommen in dem Eid noch zahlreiche andere deutſche Ausdrücke wie „schirmati“, „burgar“, Freyheite“ uſw. vor, welche uns zeigen, wie ſtark die Durchſetzung des Kärntner Windiſchen mit deutſchen Worten auch damals geweſen iſt. Trotz der ſtarken ſlowenischen Unterwanderung des Marktes iſt es dem alten Kern der Bürgerſchaft gelungen, den deutſchen Charakter der Siedlung zu wahren, eine Tat, die umſo mehr Anerkennung verdient, als das enge, langgeſtreckte Karawankental damals noch verhältnismäßig weit vom geſchloſſenen deutſchen Volksboden entfernt war. Allerdings mag andererſeits die nicht unbeträchtliche induſtrielle Aufwärtsentwicklung des Vellachtals in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. mit den neu hinzukommenden Hammerarbeitern und Bergknappen eine gewiſſe Verſtärkung der deutſchen Volksgrundlage in Eiſenkappel gebracht haben. Daß die führende Schicht des Ortes zum größeren Teil deutſch war, beweiſt u. a. eine Namenszuſammenſtellung der Marktrichter und Ratsherren. Von 37 zwiſchen 1628 und 1655 genannten Marktrichtern, Forſt- und Comaunherrn führen 19 (= 52,6 %) deutſche,[273]) 16 (= 43,4 %) ſlowenische[274]) und 2 (= 5,4 %) italieniſche Namen. Siebenundfünfzig zwiſchen 1682 und 1799 neu aufgenommene Bürger haben zu 47,3 % deutſche[275]) und zu 42,1 % ſlowenische[276]) Namen; 10,5 % bleiben unbeſtimmbar. Von der erfaßten Geſamtbevölkerung weiſen im 17. Jh. mindeſtens über 40 % deutſche Namen auf.[277]) Wir können annehmen, daß ſich die Anteilswerte beider Namengruppen ungefähr die Wage hielten.[278])

---

[273]) laut Raittungen.

[274]) ebenda.

[275]) U. a. Gregor Rauch, Vrban Khreiger, Allex Nachpar, Vrban Hiertl, Jörg Graſſer, Joſeph Hochſtätter, Paullus Weishammer, Jacob Sutter.

[276]) U. a. Paull Miglauitſch, Steffan Pogatſchnigg, Peter Poderſchnig, Mathiß Marckowitz, Andreas Kontſchnig, Kaſper Sajautz, Vallentin Jeſſenig, Anton Gobanz.

[277]) Und zwar ſchwanken die Anteilswerte der deutſchen Namen zwiſchen 35 bis 45,4 %, diejenigen der Namen ſlowenischen Urſprungs zwiſchen 51—53 %. Vgl. die Karte XI im Deutſchen Archiv für Landes- und Volksforſchung 1937, welche 45,4 % deutſche Namen angibt. Dieſe Zahl bezieht ſich auf die von 1628—40 in den Raittungen genannten Einwohner. Nach dem Franziszeiſchen Kataſter von 1825—28 waren damals von den Bewohnernamen Eiſenkappels 44 % deutſchen Urſprungs; ſiehe die Karte 3 als Beilage zu den Südoſtdeutſchen Forſchungen 1938, S. 457—524.

[278]) Eine beſonders vorſichtige Schätzung läßt von 100 Einwohnernamen der Jahre 1628—55 etwa 51 (%) als ſlowenischer, 35 (%) als deutſcher und 2 (%) als

Eiſenkappler Einwohnernamen deutſcher Herkunft ſind aus den Jahren 1628—55[279]) u. a. folgende: Georg Singer, Ambroß Möroldt, Voltha(n), Zipf, Andre Räiner, Voltan Galler, Radigund Sämbrockh, Maria Wimmerin, Andre Hagendorffer, Hans Pitſchmann, Georg Suneger, Gregor Kholler, Georg Wiſchpler, Sebaſtian Pichler, Voltan Riepl. Von den ſloweniſchen Einwohnernamen ſeien hier u. a. genannt: Bärtlme Khernitſchär, Michael Lainſchitſch, Mathias Kopriunigg, Andree Roblegg, Michael Wielſchegg, Alex Khätzmun, Oßwaldt Khordeſch, Jacob Wiernikh, Anthoni Hribernigg, Florian Teſounikh, Stephan Mäkhegg, Mlintſchnigg, Saurattnigg, Wolautſchnigg, Michel Vorſchnigg. Die öfters auftauchenden beiden italieniſchen Einwohnernamen haben wir bereits erwähnt.

Es ſei hier noch hinzugefügt, daß der verhältnismäßig beträchtliche Hundertſatz der Namen ſloweniſcher Herkunft unter den Eiſenkappler Bewohnern den Anteil der Windiſchen an der Bevölkerung wohl größer erſcheinen läßt, als er tatſächlich war. Denn im 17. und beſonders im18. Jh. müſſen wir damit rechnen, daß ein beträchtlicher Teil der Träger ſloweniſcher Namen bereits eingedeutſcht war oder verhältnismäßig raſch wurde. Sonſt wäre es nicht zu begreifen, daß ſich Eiſenkappel als Sprachinſel bis ins 20. Jh. erhalten hat.

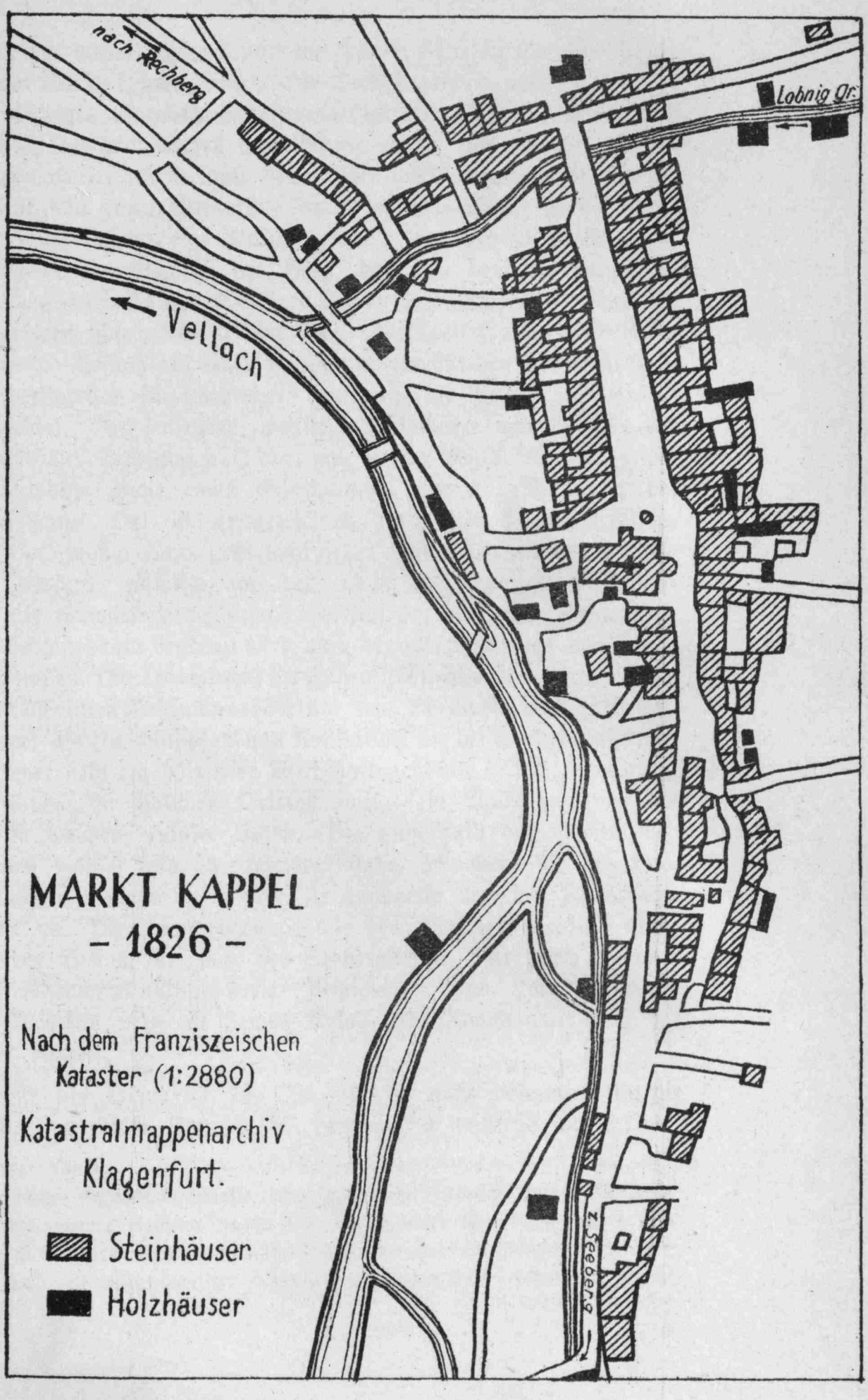
Das Siedlungsbild von Kappel dürfte beſonders im 18. Jh. zur Zeit der ſtärkeren induſtriellen Entwicklung nicht weſentlich von jenem abgewichen ſein, das uns vom Beginn des 19. Jh.s in der Indikationsſkizze[280]) des Franziszeiſchen Kataſters überliefert iſt. Danach umfaßte die Marktgemeinde Kappel nur ein ganz kleines Areal, eben das Ortsgebiet längs der Vellach mit dem umliegenden Kulturland und den Wäldern des Talbodens und der angrenzenden Hänge, etwas am Südhang des Lobniggrabens einwärts ziehend. Im Norden befand ſich zu beiden Seiten der Vellach Gemeindewald und -weide, fleckenweiſe verſtreut, z. T. an der Vellach etwas Gemeindeweide und endlich weſtlich der Vellach wieder etwas Gemeindewald (Basnig). Die vorherrſchende Flurform der Marktgemeinde war und iſt die Weilerflur, wenn man von 3—4 Einzelhöfen an der Straße im Norden des Ortes und 2 Einzelhöfen weſtlich der Vellach abſieht. Im Südteil des Marktes herrſchte auf engem Raume Streifenweilerflur von Gemüſegärten Kappler Beſitzer.

---

italieniſcher Herkunft erſcheinen. Jedoch bleiben 12 (%) unbeſtimmbar, wie z. B. Handwerkernamen. Von dieſen dürfte aber ein ſehr erheblicher Teil deutſchen Urſprungs ſein.

279) abgeſehen von den bereits vorher genannten.

280) Indikationsſkizze 1 : 2880 des Franziszeiſchen Kataſters. Kataſtralmappenarchiv Klagenfurt.



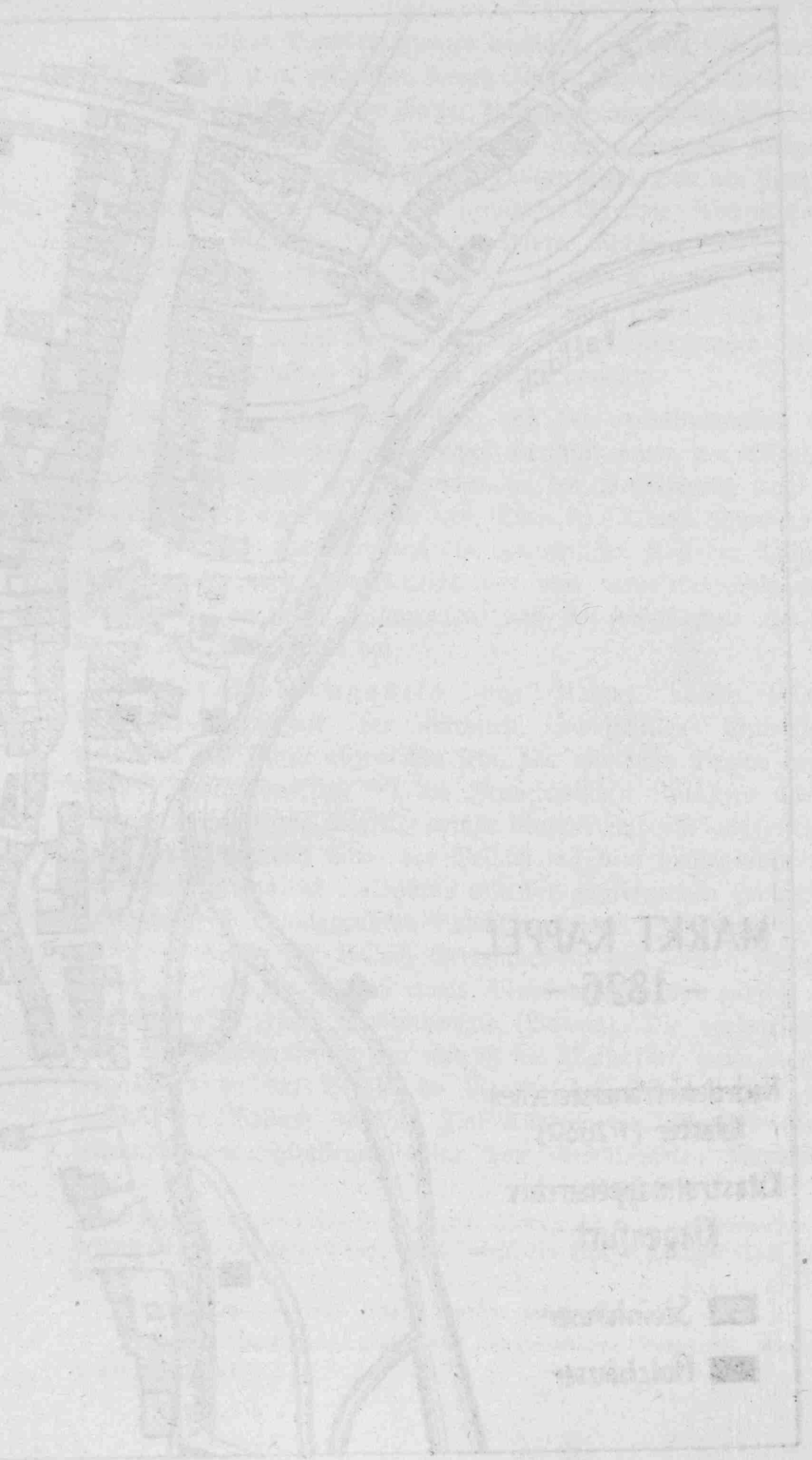
MARKT KAPPEL
– 1826 –

Nach dem Franziszeischen Kataster (1:2880)

Katastralmappenarchiv Klagenfurt.

Steinhäuser

Holzhäuser



Im Ort ſelbſt lag hinter jedem Haus ein kleiner Streifen Gemüſe- bezw. Ziergarten und Wieſe. (Zwergbeſitz). Die Siedlungsform von Eiſenkappel war und iſt die eines typiſchen Straßenmarktes mit platzartig erweiterter Hauptſtraße. An der platzartigen Erweiterung erhebt ſich auch die Pfarrkirche. Die faſt parallel der Vellach, etwa NW.—SO. verlaufende Hauptſtraße beherrſcht das ganze Ortsbild. Im Norden exiſtieren zwei kleinere Parallelgaſſen, im Süden eine kleinere, ſchräg verlaufende Gaſſe. In Querrichtung zieht hauptſächlich der Weg, der aus dem Lobniggraben kommt, in welchen ſich der Ort mit einigen kleinen Holzhäuſern und ſonſtigen bäuerlichen Häuſern hineinzieht. Dieſer Weg überſchreitet nach einer Knikkung weſtwärts die Vellach auf einer Brücke und erreicht den Ebriachgraben. Desgleichen überſchreitet eine nördlichere Quergaſſe die Vellach und wendet ſich ins Ebriachtal. Das jenſeitige, weſtliche Vellachufer war damals wie heute von märktlicher Siedlung frei; dort gab es nur Wald, Wieſen, Felder und zwei Einzelhöfe ſowie einen Eiſenhammer vor der Mündung der Ebriach. Der ganze Ort iſt ausgezeichnet durch ſeine charakteriſtiſche, ſtädtiſch-enge Verbauung. Haus ſteht dicht neben Haus. Die großen Bürgerhäuſer im Ortskern, nämlich an der platzartig erweiterten Hauptſtraße haben alle rückwärts des Hauſes einen Hof, der von einem zweiten ſteinernem Wirtſchaftsgebäude begrenzt wird, oder der Hof wird rings von Steingebäuden umſchloſſen. Die Toreinfahrt für Fuhrwerke geht mitten durchs Haus. Wir haben hier die alten Fuhrmannshöfe vor uns, die an die einſtige Bedeutung Eiſenkappel als Umſchlagplatz und Raſtſtation an der Seebergpaßſtraße erinnern. Seltener ſteht ein hölzernes Wirtſchaftsgebäude (Stall, Schuppen) hinter dem Haus. Im ſüdlichen Ortsteil zweigt ein Mühlgang von der Vellach ab, an welchem Häuſer liegen. Die außerhalb des geſchloſſenen Ortes gelegenen Häuſer und Wirtſchaftsgebäude, beſonders die des Lobniggrabens ſtachen damals durch ihre Holzbauweiſe von den eigentlichen Bürgerhäuſern ab. Die Hauptrichtungsachſe des Marktes verläuft nord-ſüdlich längs der Vellach im Zuge der Seebergſtraße. Nur durch die quer dazu ziehende Karawankenlängstalung (Remſchenig- bezw. Lobnig-Ebriachgraben) im Kriſtallin wird ein kleiner Anſatz zur Oſtweſtausrichtung des Straßenbildes bewirkt.

Die Größe des Ortes im 17. Jh. iſt uns nicht bekannt. Um die Mitte des 18. Jh.s zählte Kappel 161 Häuſer,[281]) während die Stadt

---

[281]) „Sumariſche Befundts Tabelle über den Kayſ. Königl. Marckt Cappel" um 1752. Thereſianiſcher Kataſter Faſz. 217. Lavantaller Viertl Herrſchaft L. A. Klagenfurt. — Von dieſen waren 158 „Bürgerliche Häußer", 2 „Geiſtliche Häußer" („Pfarrhauß" und „Burger Spithal") ſowie ein öffentliches Gebäude (Marckt-Rathauß").

Bleiburg zur ſelben Zeit nur 117 Häuſer[282]) hatte. Die Fernverkehrslage von Eiſenkappel war und iſt eben ungleich günſtiger als die von Bleiburg, das dazu noch von den Bergbaugebieten der Oſtkarawanken zu weit entfernt liegt. Bis zum Jahre 1787 war Eiſenkappel auf 177 Häuſer angewachſen, von denen ſich 168 im geſchloſſenen Ort befanden.[283])

Ueberblicken wir das Siedlungsbild und die wirtſchaftliche Entwicklung von Eiſenkappel im 17. und 18. Jh., ſo können wir folgende Hauptmerkmale hervorheben: Der Markt entſtand als Gründung deutſcher Grundherren, entwickelte ſich durch den Fernhandel im Zuge der Seebergpaßſtraße und erreichte durch den Eiſen- und Salzaustauſch zwiſchen Inneröſterreich und der Adriaküſte ſeine Hauptblüte. Durch Ablenkung des Verkehrs auf eine Parallelpaßſtraße war er im 17. Jh. ſchwer getroffen worden. Wenn auch der Fernhandel nie wieder ſeinen alten Umfang annahm, ſo blieb der Ort doch Mittler zwiſchen Oberkrain und dem Jauntal, Markt für Salz, Getreide, Schafe und Wolle. Als typiſcher, eng im Vellachtal zuſammengedrängter Straßenmarkt mit Zwergbeſitz, fehlte Eiſenkappel die agrare Grundlage. Trotz häufig angelegter Rodungen war eine Getreideſelbſtverſorgung unmöglich, vielmehr wurde das Getreide von den weiten Schotterflächen des Jauntals herangebracht, wobei bemerkt ſei, daß auch die umwohnenden Karawankenbauern eine Selbſtverſorgung mit Getreide nicht vollkommen durchführen konnten und ebenfalls auf den Eiſenkappler Markt mit angewieſen waren. Wohl aber konnte der Markt von dieſen Bauern ſeinen Viehbeſtand ergänzen. Strenge Bewirtſchaftung des kleinen Gemeindewaldes konnte die Holzverſorgung des Marktes nicht allein ermöglichen, vielmehr mußte man auf die großen Waldbeſitze umliegender Bauern zurückgreifen. Flöſſerei und Wolleverarbeitung waren wichtige Erwerbszweige. Seit dem 16. Jh. und beſonders im 18. Jh. fördern deutſche Grundherrſchaften wie die Ungnad von Sonnegg und die Grafen Chriſtallnigg die Entwicklung einer waſſerkraft- und brennſtoffgebundenen Eiſeninduſtrie, laſſen dieſelben und andere deutſche, meiſt adelige Unternehmer, wie die Grafen Thurn und der Gewerke von Silbernagel, aber auch Kappler Bürger auf Eiſenſtein, Silber und Blei ſchürfen. Mit der Entwicklung der Hammerwerke und des Bleibergbaues am Obir dehnt ſich die Induſtrielandſchaft in den Oſtkarawanken aus und hebt ſich gleichzeitig das Eiſenkappler Gewerbe, welches Mitte des 18. Jh.s wie der Ort einen gewiſſen Aufſchwung erfährt, obwohl Eiſenkappel niemals ſo günſtig daſtand wie z. B. das jenſeits des Gebirges gelegene oberkrainiſche Neumarktl.[284]) Daß die wirtſchaftlichen Verhältniſſe beſonders im

[282]) Thereſianiſcher Kataſter ebenda. Stadt Bleiburg.
[283]) Joſefiniſcher Kataſter 1787, Markt Kappel.
[284]) v. Jakſch, Eiſenkappel, a. a. O. 1902. S. 14.

17., aber auch im 18. Jh. nie beſonders hervorragend waren, beweiſen die Rechnungsbücher, wie auch der Kampf der Bürgerſchaft gegen das ſtändig zunehmende Keuſchlerweſen und um die Behauptung der Marktfunktion. Trotz des harten Daſeinskampfes dieſes bergbautreibenden Grenzmarktes und der dauernden Zuwanderung aus der benachbarten windiſchen Bauernbevölkerung beſaßen deſſen Bewohner aber die kulturelle Kraft, einen großen Teil der Zuwanderer dem deutſchen Volkstum zuzuführen, ſo daß ſich der auch durch die Marktverfaſſung gekennzeichnete deutſche Charakter des Ortes bis heute erhalten hat. Freilich erleichterte zum Teil auch die Paßſtraße die Eindeutſchung des Gebietes längs derſelben durch Verkehrseinflüſſe. Die wirtſchaftliche und kulturelle Erſchließung der Oſtkarawanken in ſpäterer Zeit iſt zum großen Teile das Werk des deutſchen Marktes Eiſenkappel geweſen.

Ziele und Entwicklung der slowakiſchen Volkskunde und ihre Stellung zur slowakiſchen Volkskunſt.

Von Eliſabeth Günther-Mayer (Preßburg).

Die Slowakei bedeutet für die mitteleuropäiſche Volkskunde eines der dankbarſten Forſchungsgebiete. Auf dieſem, ſeit uralter Zeit heiß umſtrittenen Boden haben ſich nämlich ethniſche Schwankungen abgeſpielt, deren Urſachen auf beſtimmte raſſiſche, völkiſche und ſoziale Umſchichtungen zurückzuführen ſind.

Schon in frühgeſchichtlicher Zeit prallen im Karpatengebiet Oſt und Weſt, Nord und Süden aneinander und geben dem jeweils bodenſtändigen Volkselement neue Anlagen der Weiterentwicklung.[1]) Dieſer Vorgang wiederholt ſich aber auch in der geſchichtlichen Zeit und hat durch die Zuführung neuer raſſiſcher Erbmaſſen eine günſtige Ausleſe ermöglicht und ſo das konſtante Weſen bodenſtändiger Eigenart mit neuen Werten bereichert. Es iſt uns bekannt, daß die Slowakei infolge der ſeit dem frühen Mittelalter erfolgten ſtändigen Zuwanderung fremder Völker, die beſonders durch die Koloniſationspolitik[2]) der ungariſchen Könige begünſtigt wurde, einem faſt ununterbrochenen Miſchungsprozeß ausgeſetzt war. Auch haben verheerende Kriege die Struktur der Bevölkerung weitgehend beeinflußt.[3]) Daß das ſlowakiſche Volk trotz dieſes ſtändigen, gewaltſamen Eindringens heterogener Einflüſſe ſeine raſſiſche Eigenart nicht einbüßte, iſt der ſtarken und widerſtandsfähigen Schicht ſeines Bauerntums zu verdanken, das bis in die jüngſte Zeit ſeine konſervative Lebensform beibehielt.

Der kollektive Geiſt und das ausgeprägte Kaſtenbewußtſein des Bauerntums ſtand allen von Außen kommenden individuellen Nivelliſierungsverſuchen ablehnend gegenüber und ordnete ſich nach ſeinen inneren Geſetzen. Nur ſo iſt es erklärlich, daß die einzelnen Dörfer ihre Eigenart auch untereinander bewahren konnten. Demgegenüber iſt für die Verhältniſſe in der Slowakei äußerſt bezeichnend, daß die Städte und größere Marktflecken in überwiegender Zahl kein einheitliches Geſicht zeigen.[4])

---

[1]) Skythen, Gallier, Gravisker, Boier, Kotiner, Jazygen, Germanen (Markomannen und Sveben), Römer, Quaden, Vandalen, Hunnen, Langobarden, Slawen, Awaren, Madjaren.

[2]) Innen- und Grenzlandkoloniſierung madjariſcher Elemente und Rodung und Urbarmachung der Urwaldgebiete durch Deutſche im 12. Jh., Entwicklung des Städteweſens und Bergbaues unter deutſcher Koloniſierung im 13.—14. Jh.

[3]) Tatareneinfall 1241, Huſſitenkriege 1446—49, Türkenherrſchaft 1526—1699 (insbeſondere die Jahre 1678, 1683, 1685—86), als deren Folge eine Invaſion fremder Völker nach Ungarn erfolgte (Koloniſierung unter Karl VI. und Franz von Lothringen).

[4]) Die alten deutſchen Städte ausgenommen.

Ihre Bewohnerſchaft bildet ſich faſt überall aus drei Nationalitäten, deren Verhältnis zueinander trotz gelegentlicher Kämpfe um die Vorherrſchaft im großen und ganzen nicht ablehnend war, vielmehr die Herausbildung verwandtſchaftlicher und kultureller Wechſelbeziehungen anſtrebte. Erſt die völkiſchen Ideen des 19. Jh.s haben hier neue Konflikte ergeben, deren Regelung der Staat in die Hand nahm. Während die öſterreichiſche Regierung aus politiſchen Gründen es zweckmäßiger fand, inmitten der einzelnen Volksgruppen eine völkiſch-intellektuelle ſtädtiſche Schicht heranzubilden, hat Ungarn, von der politiſchen Idee des einheitlichen Staates ausgehend, alles darangeſetzt, um durch ein gleichgeſchaltetes, einſprachig-madjariſches Erziehungsweſen die künſtliche Hebung des Madjarentums zu erzielen. Dieſe Beſtrebungen konnten naturgemäß nur dort Erfolge erzielen, wo im Völkiſchen der madjariſche Erbteil blutsmäßig vorhanden war, in andersartigen Schichten haben ſie nur Ablehnung gefunden und führten zum Zerfall Ungarns.

Unter ſolchen Umſtänden war in der Slowakei die Kluft zwiſchen Stadt und Dorf, alſo zwiſchen der intellektual fortſchrittlicheren Schicht und dem konſervativ-primitiveren Volke, gewaltig, denn der Großteil der aus dem ſlowakiſchen Volke hervorgegangenen gebildeten Schicht hat ſich teils ganz, teils ſcheinbar dem eigenen Volke entfremdet; die völkiſch bewußten Intellektuellen hingegen waren zahlenmäßig ſchwach vertreten und politiſchen Verfolgungen ausgeſetzt. Die unfreie Lage der aus dem ſlowakiſchen Volke aufgekommenen Oberſchicht hatte zur Folge, daß die natürliche Bildung einer völkiſchen Oberſchicht im Rahmen der ſtädtiſchen Kultur bis zum Umſturz v. J. 1918 unterbunden war. Anderſeits hatte dieſe willkürliche Unterbindung des Abganges aus dem Dorfkollektivum das Bauerntum qualitativ geſtärkt und die bäuerliche Kultur in ihrer völkiſch reinen, von der ſtädtiſchen Ziviliſation weniger berührten Form belaſſen. Aus dieſem notgedrungenen Verweilen bei einer bodenverbundenen Gemeinſchaftsform erklärt ſich die Exiſtenz einer hohen bäuerlichen Kultur bis in die Gegenwart. Die Umſchichtung der ſlowakiſchen Bevölkerung zu Gunſten der Stadt nimmt ſeit dem Umſturz des Jahres 1918 raſch zu und verurſacht eine ausgleichende Wirkung zwiſchen Dorf und Stadt, die zum Teil den zunehmenden Verfall der hochentwickelten bäuerlichen Kultur nach ſich ziehen wird, zum Teil aber Keime einer völkiſch-verbundenen ſtädtiſchen Kultur in ſich trägt. Heute ſtehen wir am Anfang dieſer Entwicklung und ſind daher noch imſtande, durch unmittelbares Erfaſſen die bäuerliche Kultur, die durch das ſlowakiſche Volkstum getragen wird, in ihren Grundzügen klar zu erkennen.

Schon A. Riegel hat das nördliche Karpatengebiet als Reſervation älteſter Hirtenkultur bezeichnet. Nicht minder bedeutungsvoll iſt auch

der Hinweis A. Haberlandts auf den alten, durch verſchiedene Einflüſſe gebildeten Agrarcharakter der ſlowakiſchen Volkskunſt. In dieſen beiden Feſtſtellungen iſt das Weſentliche des ſlowakiſchen Volkstums voll erfaßt. Primitives und Synthetiſches, bedingt durch und verbunden mit der Scholle.

Für die Beurteilung und Wertung völkiſcher Lebensäußerungen, alſo für das Intereſſe an den dinglichen und geiſtig-ſeeliſchen Gütern des Volkes iſt es nicht unweſentlich, welche Richtung die Geiſteskultur im Allgemeinen einnimmt. Wir wiſſen, daß der Sinn für die eigene Art immer vorhanden iſt, nur bedarf es ſtärkerer Impulſe, ihn bewußt zu machen. Es iſt daher kein Zufall, daß mit dem Erſtarken völkiſchen Bewußtſeins die älteſte Schicht des Volkes, das Bauerntum, als Lebensquell völkiſcher Eigenart angeſehen wird. So ſehen wir in der Slowakei die erſten Schritte zum Verſtändnis bereits bei Math. Bél, der als Vorläufer des nationalen Wiedererwachens gilt. In ſeiner Notitia Hungariae Novae (1735—37) finden wir viele volkskundlich wertvolle Bemerkungen über das Brauchtum des ſlowakiſchen Volkes. Siebzig Jahre ſpäter ſah Dobrovſky bereits den richtigen Weg, den die ſpätere Forſchung zu gehen hat, indem er die eigentliche Aufgabe der Volkskunde in der Klarlegung der verſchiedenen ethniſchen und geſchichtlichen Komponenten ſah, alſo ſowohl die Feſtſtellung der Anteilnahme einzelner Völker am Ausbau des Slowakiſchen, als auch den Hinweis auf die im Wandel der Zeiten erfolgte ſtändige Einſchmelzung zeitgenöſſiſcher Kultur- und Stilwerte für die richtige Beurteilung unumgänglich notwendig hielt. Dieſe klare Konzeption des bedeutenden tſchechiſchen Gelehrten fand in der Slowakei beſcheidenen Widerhall, obzwar ſein Einfluß bei Georg Ribay, Ladislaus Bartolomeides, Paul Michalko und Johann Čaplovič mittelbar zu bemerken iſt. Die bewußte, aus dem Gefühl der Zuſammengehörigkeit entſtandene Bejahung völkiſcher Art brachten dann die ſlowakiſchen Romantiker, die das moderne Nationalgefühl im Bewußtſein des Volkes verbreitet haben. Damals in der erſten Hälfte des 19. Jh.s waren es Dichter, Sprachforſcher, Maler und Gelehrte, die Sagen und Märchen, Volksſprache und Volkslied ſammelten und aus den geiſtig-ſeeliſchen Gütern des Volkes die Grundlagen einer nationalen Kultur erſchloſſen haben. Dieſe erſten Kundgebungen für das Volkstum als Ausdruck der Art waren literariſcher Natur und gehen auf Herder und Grimm zurück. Noch im Jahre 1823 erſcheint die große Volksliederſammlung von Kollár und Šafarik „Písně světské lidu slovenského“. In den Jahren 1833/34 folgen die „Národnie zpievanky“ von Kollár. Nach der Jahrhundertmitte iſt der Sinn für Sagen, Brauchtum, Sitten und Tracht erwacht, und man ſuchte in ihnen uralte, auf das Heidentum zurückreichende Reminiszenzen. Wir wollen hier auf

die Arbeiten Francisci Rimavſkýs (Slovenskje povesti 1845), Ludwig Štúrs (O národních písních a pověstech plemen slovanských 1853) und der Božena Němcová (Obrazy ze života slovenského 1859) hinweiſen, die aus der romantiſch-literariſchen Richtung hervorgegangen ſind und das Bindeglied zur Erben-Schule darſtellen. In dieſem literariſch-romantiſchen Rahmen, der ſich in erſter Linie für die geiſtigen Güter der Bauernkultur intereſſiert hat, bewegt ſich die Fachliteratur bis in die achtziger Jahre des 19. Jh.s. Die wichtigſten Werke dieſer Epoche ſind das Sammelwerk ſlowakiſcher Volkslieder, Sagen, Redensarten, Sprichwörter, Spiele, Sitten und Aberglauben und die Studie über ſlowakiſche Sagen von Paul Dobšinský (1871, 1878—1880), ferner die Darſtellung ſlowakiſcher Hochzeitsgebräuche von J. Borbis (erſch. 1863 in Schwerin) und A. Timko (erſch. 1868 in Neuſohl) ſowie auch die von J. Kadavý redigierte Volksliederſammlung Slovenské spevy (1862—1907). Neben dieſer literariſch-geiſtigen Einſtellung, die in der Auswahl geiſtiger Werte der bäuerlichen Kultur deutlich ſichtbar wird, wurde bereits im Revolutionsjahr 1848 der Sinn für die Volkstracht als nationales Erbgut wachgerufen. Es iſt aber bezeichnend, daß dieſes Intereſſe keinesfalls den dinglichen, ſondern den ſeeliſchen Wert der Volkstracht berückſichtigt hat, alſo bloß ein viſuelles Mittel des nationalen Geiſtes war. In dieſem Sinne zeichnet im Auftrage der literariſchen Geſellſchaft „Tatrín" der ſlowakiſche Maler P. Bohúň die erſten Trachtenbilder.

Mit der allmählichen Verſchiebung der Geiſtesentwicklung in das Materialiſtiſch-Reale hat ſich das Intereſſe der Forſcher den dinglichen Werten der Volkskultur zugewandt. In dieſe Entwicklungsſtufe fällt der großzügige Ausbau einer programmatiſchen muſealen Tätigkeit und des mit ihr verbundenen Sammelweſens. Die Slowakei wird von dieſer Strömung bereits in den ſiebziger Jahren des 19. Jh.s erfaßt. Nun war aber dieſe Zeit wegen des erſten Anlaufs der Madjariſierungspolitik für die normale Entwicklung der ſlowakiſchen Muſeologie die denkbar ungünſtigſte, denn die finanzielle Unterſtützung des Staates konnte für ein nichtmadjariſches Inſtitut infolge der politiſch zugeſpitzten Lage nicht verlangt werden. Man wollte dieſem Uebel durch die Veranſtaltung volkskundlicher Ausſtellungen abhelfen, umſomehr, als ſolche Veranſtaltungen gleichzeitig eine willkommene Gelegenheit waren zur politiſchen Agitation im Sinne allſlawiſcher bzw. tſchecho-ſlowakiſcher Beſtrebungen. Unter dieſen Ausſtellungen war die Volkskunſtausſtellung der Živena in T. St. Martin (1887) die weitaus wichtigſte. Bald nimmt aber die politiſche Tendenz ähnlicher Veranſtaltungen ſolche Ausmaße an, daß ſogar das Sammeln von ſlowakiſchen Stickereien, Keramiken und Hinterglasbildern in den gebildeten Kreiſen der ſlowakiſchen Geſellſchaft als Mittel politiſcher Agitation an-

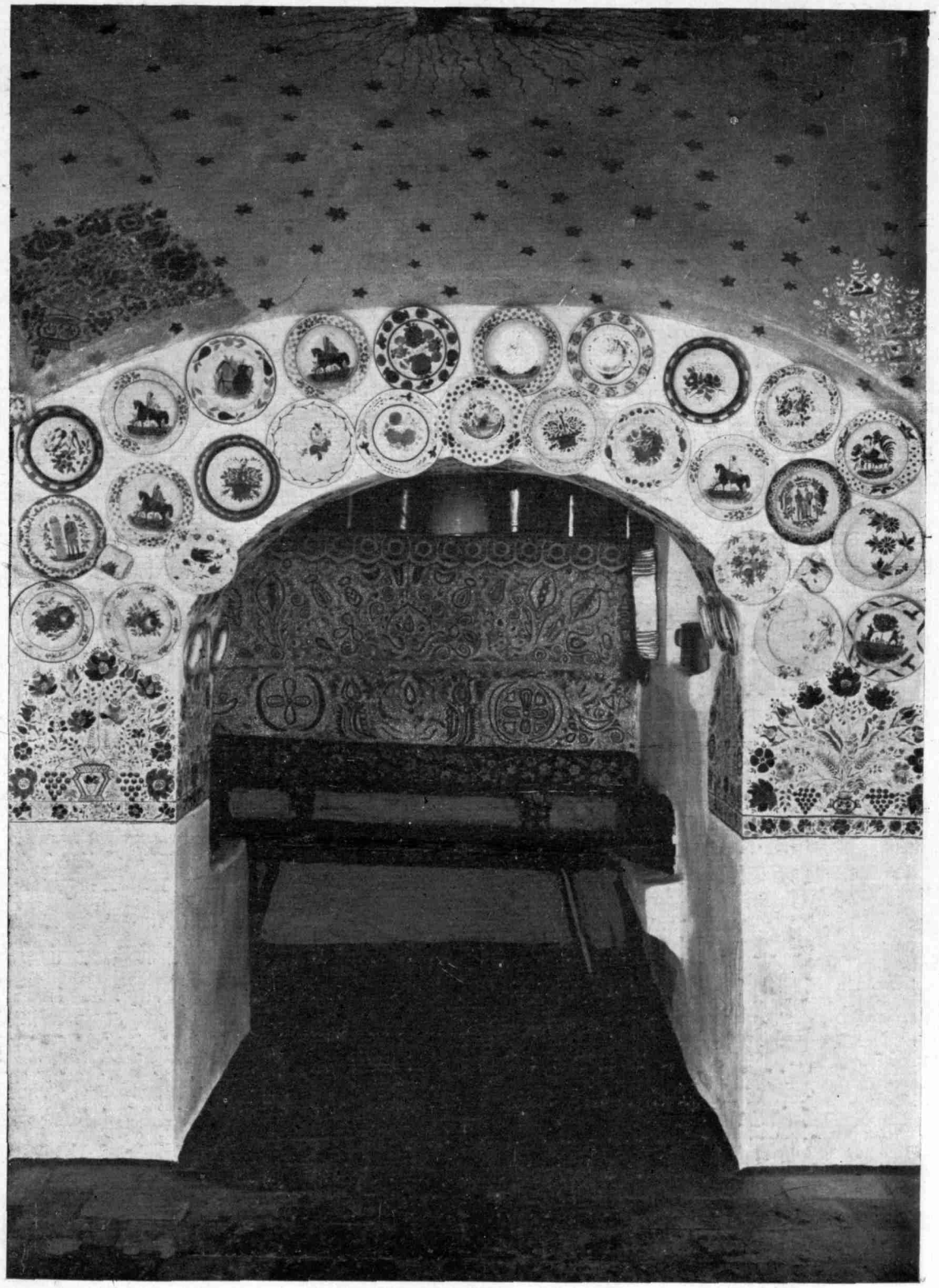
geſehen wird. Hiſtoriſch betrachtet iſt dieſer Standpunkt des Intereſſes an der Volkskunſt, als politiſche Demonſtration völkiſcher Eigenart, durchaus verſtändlich und als eine Reaktion auf die entnationaliſierende Tendenz der ungariſchen Regierungskreiſe aufzufaſſen. Wenn wir nun die rein wiſſenſchaftliche Bedeutung dieſer Beſtrebungen in Betracht ziehen, ſo können wir nicht umhin zu bemerken, daß durch das planloſe Sammeln ein Chaos entſtand, das die Ueberſicht des Geſamtmaterials auf lange Jahre unmöglich machte. Anderſeits aber konnte das einheimiſche Material auf ſolche Weiſe wenigſtens zum Teil im ſlowakiſchen Beſitz bleiben, obzwar der Abgang nach Brünn, Prag und Budapeſt auch ſo noch ein bedeutender war. Mit der im Jahre 1893 erfolgten Gründung der Slowakiſchen Muſealen Geſellſchaft in T. St. Martin wird die Desorganiſation teilweiſe behoben. Die neue Geſellſchaft wird durch die Herausgabe ihrer beiden Zeitſchriften zum eigentlichen Träger ſlowakiſchen wirtſchaftlichen Strebens und widmet ſich hauptſächlich der Volkskunde.

Unter ſolchen Umſtänden wird im Jahre 1895 die große volkskundliche Ausſtellung in Prag eröffnet, die auf die Fachliteratur ungemein befruchtend wirkte und auch der ſlowakiſchen Forſchung neue Impulſe gab. Dieſe große repräſentative Ausſtellung hat ein annäherndes Bild über das reichhaltige Geſamtmaterial der dinglichen Güter der beiden ſlawiſchen Nachbarvölker gegeben und ſo ein wertvolles Inventar geſchaffen, deſſen Sichtung und Aufarbeitung ein dankbares Arbeitsprogramm für die Forſchung wurde. Um dieſe Zeit war die volkskundliche Literatur bereits ſo reichhaltig, daß L. Rizner an einer Schrifttumſchau arbeiten konnte, die im Jahre 1897 tatſächlich erſchien[5]) und ein wichtiger Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte der ſlowakiſchen Volkskunde iſt. Die Schriftenſchau ſchließt mit dem Jahre 1896, und ſo finden wir in ihr auch die Namen jener, deren Tätigkeit in das 20. Jh. hineinragt, wie Kmeť, Halaša, Holuby, Chorvat, Lichard, Socháň, Záthurecký u. a.

Eine weitere Bedeutung der Prager volkskundlichen Ausſtellung lag ferner darin, daß ſie auf die äſthetiſchen Werte der dinglichen Güter der bäuerlichen Kultur aufmerkſam machte, alſo im eigentlichen Sinne die Entdeckung der Volkskunſt vornahm. Dieſen Weg fanden die ſchaffenden Künſtler dieſer Zeit ebenfalls und hatten damit die Grundlagen einer nationalen Kunſt gelegt, deren Hauptvertreter die Brüder Uprka und der ſlowakiſche Architekt Dušan Jurkovič waren.

Als wichtigſtes Ereignis der Vorkriegsjahre iſt die Eröffnung des Nationalmuſeums in T. St. Martin (1907) anzuſehen. Mit ihm wurde eine Zentralſtelle geſchaffen, in die nun allmählich faſt alle frühere Privatſamm-

[5]) In der Zeitſchrift Slovenské pohľady.



Herdmalerei aus Weinern.

lungen einſchmolzen. Die größte dieſer Sammlungen war die Trachten- und Volksſtickereienſammlung der Živena und die Sammlungen des Gründers A. Kmeť. In der zeitgenöſſiſchen Fachliteratur erſcheinen nun die erſten größeren Monographien, ſo die Arbeiten von Medvecký (Detva 1905), Bodnár (Myjava 1911) Socháň (Slovenské ornamenty, 1896 angefangen), Jurkovič (Práce lidu našeho 1904) und die tſchechiſchen Sammelwerke Slovensko (1901) und Slovenská čítanka (1911). Faſt alle dieſer Arbeiten beſchränken ſich auf die genaue Beſchreibung und empiriſche Feſtſtellungen.

Die Vorkriegsjahre ſtehen im Zeichen eines intenſiven geiſtigen Austauſches zwiſchen der Slowakei und dem heutigen Protektorat. In volkskundlicher Hinſicht war dieſer Austauſch beſonders lebhaft mit Mähren, deſſen große ethniſche Verwandtſchaft mit der Weſtſlowakei eine Intereſſenſphäre bildete, für welche das volkskundliche Schrifttum dieſer Jahre den beſten Beweis bildet.

Mit dem Umſturz (1918) werden dieſe Beziehungen im Rahmen der tſchechoſlowakiſchen Staatspolitik noch enger geknüpft. Im Anfang war die Begeiſterung wohl groß und die Mitarbeit im allgemeinen ehrlich, aber die willkürliche Prägung des „Tſchechoſlowakiſchen" als einheitliche Nationalidee barg Gefahren in ſich, die mit der Zeit zu ſchweren Differenzen führte, deren Urſachen im Völkiſchen zu ſuchen ſind. Es lag zum Teil an der verfehlten zentraliſtiſchen Politik, zum Teil aber in der ſlowakiſchen völkiſchen Bewegung der Autonomiſten, daß die jüngere Generation ſich gegen die fiktive Exiſtenz einer „tſchechoſlowakiſchen Einheit" wandte und den Kampf für die Anerkennung des Slowakiſchen begonnen hat. Unter ſolchen Umſtänden konnte die im Jahre 1919 gegründete Komenský-Univerſität in Preßburg jene Rolle nicht erfüllen, die ihr zugedacht worden war, denn die wiſſenſchaftliche Hochkultur einzelner Lehrkräfte konnte die innere, für viele vielleicht unbewußte völkiſch-ſeeliſche Spaltung nicht überbrücken. So kam es, daß die völkiſch bewußten Kreiſe alles daranſetzten, in T. St. Martin eine Kulturzentrale auszubauen, die in einer geſchloſſen ſlowakiſchen Umgebung den Geiſt völkiſchen Denkens, völkiſcher Zuſammenarbeit und völkiſchen Verſtehens zu pflegen berufen war. Später wird durch die politiſche Tätigkeit A. Hlinka's auch in Roſenberg eine wichtige Zentrale gebildet, deren eigentliche Bedeutung aber nicht im Kulturellen lag. Die Aufgabe beider war im gewiſſen Sinne mit der Verſelbſtändigung der Slowakei erfüllt und nun geht das Primat auch im völkiſchen Sinne auf die Hauptſtadt Preßburg über.

Die volkskundliche Forſchung der letzten zwei Jahrzehnte war ehrlich bemüht, der exakten Wiſſenſchaft zu dienen, obzwar die geiſtigen Kon-

flikte der allgemeinen Lage auch ſie nicht unberührt gelaſſen haben. Doch konnte durch eine zweckmäßige Arbeitsteilung die Entwicklung günſtig beeinflußt werden. So wurde in Preßburg ſowohl auf dem volkskundlichen Lehrfach, deſſen Organiſator der bekannte tſchechiſche Volkskundler Karl Chotek war, als auch im Heimatkundlichen Muſeum (gegr. 1924) und im, an das Muſeum angeſchloſſenen Volkskundlichen Fachrat für die Slowakei, das Hauptgewicht auf die techniſch und organiſatoriſch exakte Methode gelegt, in T. St. Martin hingegen lag die Betonung im völkiſchen Erfaſſen und Geſtalten. Die beiden wiſſenſchaftlichen Anſtalten in T. St. Martin, und zwar die Matica Slovenská ſowie das durch die Slow. Muſeale Geſellſchaft erhaltene Slowakiſche Nationalmuſeum, regelten ihr Arbeitsfeld laut gegenſeitigem ſtillem Uebereinkommen. Die MS befaßt ſich mit den geiſtig-ſeeliſchen, das Nationalmuſeum hingegen mit den dinglichen Gütern der Volkskultur. In manchem ergriff die MS die Initiative (Sammeln von Volksſagen, Volksliedern und Redensarten, Mundartforſchung, Filmarchiv und Volkskunſtpropaganda), in manchem die SMG (Neubau und zeitgemäße Aufſtellung der Sammlungen des Nationalmuſeums, demographiſche Expeditionen, anthropologiſche Meſſungen, Idee des Naturmuſeums uſw.); mit eigenem Programm kam das Heimatkundliche Muſeum in Preßburg (Brauchtumarchiv, Studienſammlungen) und ſo wurden die Grundlagen zu einer aufbauenden Zuſammenarbeit gelegt. Die übrigen Muſeen und Anſtalten kommen hier nicht in Frage, da ihre Arbeit ſich mehr auf das Lokale bezieht und für die Bildung einer geſamtſtaatlichen Richtung keine beſondere Bedeutung hat.

Wenn wir die letzten zwei Jahrzehnte der ſlowakiſchen ethnographiſchen Forſchung einer analytiſchen Betrachtung unterziehen, ſo ſehen wir in ihr zwei Richtungen. Eine ältere, die ſich auf die beſchreibende Darſtellung ſtützt, und eine jüngere, die das Genetiſche berückſichtigt. Beide Richtungen ſind in der Slowakei unentbehrlich, denn das Gebiet iſt vom Standpunkt der modernen Forſchung aus geſehen Neuland und ſoll erſt jetzt ſyſtematiſch aufgearbeitet werden. Bei dieſen Arbeiten kann die beſchreibende Methode beim Sammeln ſelbſt, die genetiſche hingegen bei den Erklärungen verwendet werden. Die ältere Richtung iſt in ihrer reinſten Form durch Paul Sochán und Jan Geryk vertreten, den Uebergang bilden A. Václavík, R. Bednárik und H. Mjartán. Die Vertreter der zweiten Richtung, die ſich der hiſtoriſchen Forſchung nähern, ſind V. Pražák, J. Vydra, J. Húſek, A. Stránská und V. Mencl. Mit der ſtruktual-funktionellen Erforſchung des ſlowakiſchen volkskundlichen Materiales befaßt ſich P. Bogatyrev, der die Arbeitsmethode des ruſſiſchen Forſchers Zelenin bei uns einführte. In der letzten Zeit ſind neben größeren volkskundlichen Monographien (Václavík: Podunajská dedina,

Stránská: Dolná Poruba, Mjartáň: Sebedražie, Húšek: Hranice moravsko-slovenská, Sochán: Zvyky rolníkov usw) hauptsächlich kleinere Studien über Brauchtum und Sage, ferner viele Besprechungen und Gesamtdarstellungen über die slowakische Volkskunst erschienen. Besonders dankbar begrüßte die Forschung die Volkskunstausstellung im Rahmen der Prager Ausstellung „Alte Kunst in der Slowakei" und deren Bildermaterial, das im Jahre 1938 erschienen ist.

Betrachten wir nun das Verhältnis der modernen slowakischen Forschung zur Frage der slowakischen Volkskunst.

Seit Naumann die Idee des „versunkenen Kulturgutes" aufbrachte, wurde vielfach die These aufgestellt, daß die Volkskunst eine zeitlich verspätete und in ihrer strukturellen Funktion unverstandene Wiederholung älterer Kunstrichtungen sei und ihre Anfänge kaum in das 18. Jh. zurückreichten. Diese Behauptung hat viel Wahrscheinliches in sich, kann aber in dieser dogmatischen Form die Gefahr der Einseitigkeit mit sich ziehen. Es ist wahr, daß die Volkskunst den stets wechselnden Einflüssen der Stilwandlungen ausgesetzt war, folglich alle Phasen der Stilentwicklung mitmachte und bei ihrer primitivsten Formensprache nicht stehen blieb. Eine historische Gliederung der Volkskunst im Sinne der Stilentwicklung wird sich aber trotzdem kaum ermöglichen lassen, weil immer wieder mehrere Stilstufen zeitlich nebeneinander und ineinander gehen, und nur durch das zeitlich jüngste Motiv könnte ein terminus post quem ausgesprochen werden. Diese Stilmischung erklärt sich aus der Fähigkeit des Volkes, fremde Motive in das gleichbleibende Gefüge bäuerlicher Formensprache organisch einzufügen. Und in der Art dieser Einfügung liegt der eigentliche Rassencharakter der Volkskunst. Denn ein jedes Volk hat seine ihm artgemäße ästhetische Empfänglichkeit, seine ausgesprochene Vorliebe für eine bestimmte Art von ästhetischen Reizen, und diese stark ausgeprägte Eigenart besitzt die urwüchsige Kraft, aus fremden Elementen nur das zurückzuhalten, was dem eigenen am besten entspricht. Diese artgebundene ästhetische Disposition sondert ab nach ihren unbewußten Prinzipien, scheidet das Wesentliche von dem Nebensächlichen und verschmilzt das Uebernommene mit dem Eigenen. Die fremden Bestandteile werden durch dieses blutgebundene Phänomen der unbewußten Auswahl vollkommen absorbiert und stellen eine neue künstlerische Einheit dar. Die neuaufgenommenen Werte werden hierbei so umkonzentriert, daß die Zusammenhänge zwischen Eindringendem und Vorhandenem nur noch äußerlich sind. Diese unbewußte, aus der Art zu verstehende Verschmelzung macht die Volkskunst wohl zeitlos, aber keinesfalls stillos. Denn in der naiven Wiederholung und Verschmelzung einzelner Motive gibt sich ein Stilempfinden kund, in welchem die spezielle ästhetische Disposition des Volkes zu erkennen ist. Dieses intuitive Stil-

empfinden ist als konstantes Element die eigentliche Triebkraft der Volkskunst. In ihr sehen wir den vollkommensten Ausdruck der inneren Resonanzfähigkeit der Rasse in künstlerischer Hinsicht.

Die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt auch jener Umstand, daß die äußerliche Erscheinungsform der Volkskunst, also das Motivistische, eigentlich international ist. Sie schöpft aus der Erscheinungswelt des Bauern: aus dem täglichen Leben und aus der religiösen Einstellung zu Gott und Natur. Diese zwei Komponenten der bäuerlichen Interessensphäre determinieren die äußere Form der Volkskunst, und mit ihnen ist das Repertoir eigentlich auch erschöpft. Daraus ergibt sich, daß die künstlerische Eigenart des Volkes keinesfalls von der motivistischen Vielseitigkeit, sondern vom formalen Ausdruck des Kunstwollens abhängt. Allgemeiner ausgedrückt, liegt der künstlerische Wert der Volkskunst nicht in dem, *was* sie darstellt, sondern in dem, *wie* sie es darstellt.

Das slowakische Volk hat eine ausgesprochene Vorliebe für reichen Rhythmus, streng gebundene Ornamentik, weitgehende Stilisierung der Formen und bunte Farbeneffekte.[6]) In formaler Hinsicht schöpft die slowakische Volkskunst aus dem uralten Schatz der geometrischen Ornamentik und aus den stilisierten Naturformen. Die Formen geometrischer Art sind allen Werkstoffen gemeinsam und lassen sich mit der primären Ornamentik der Vorzeit leicht in Zusammenhang bringen. Die Entstehung der geometrischen Ornamente beruht auf der aneinanderreihenden Wiederholung gewisser, besonders rhythmischer Reize, die sich bei der Bearbeitung des Materiales ergeben. Die Stilisierung der Naturformen jedoch ist die Folge von gewissen spekulativen Folgerungen symbolischen Charakters und bedeutet die abstrakte Naturform.

In der Formgebung ist das Nützlichkeitsprinzip, die ökonomisch praktischste Art der Lösung und die Erzeugungstechnik maßgebend, während die Ausschmückung, also der künstlerische Teil der Ausführung, von gewissen, aus dem Brauchtum hervorgegangenen mystischen Beziehungen zur Natur beeinflußt, neben dem Aesthetischen auch eine symbolische Funktion zu erfüllen hat. In den mystischen Beziehungen zur Natur gibt sich die geistig religiöse Einstellung des Bauern kund, für den die Dinge der Umwelt keine realen Erscheinungswerte von bestimmter Funktion sind, vielmehr einen magischen Zauber ausüben, den er zu bannen oder heraufzubeschwören immer bestrebt ist. Die Naturanschauung des mit der Scholle verbundenen Volkes zum ewigen Kreislauf des Lebens ist die Quelle, aus der Volksbrauch, Volksglaube und Sage schöpften, auf sie geht aber auch die Volks-

---

[6]) Vorwiegend blau, gelb und rot.

kunſt zurück, wenn ſie das Gebiet der Symbolik berührt (Symboliſche Zeichen und Motive, wie der Sonnenkreis, Lebensbaum, paarige Vögel uſw.).

Neben dieſen ſeeliſchen Zuſammenhängen beſteht eine weitere wichtige Komponente, die das völkiſche Kunſtſchaffen determiniert, in den klimatiſchen Verhältniſſen und in der mit dieſen zuſammenhängenden Art der Landſchaft und der Lebensführung, die für die Herausbildung eines lokalen Materialſtiles von Wichtigkeit ſind. So beſteht z. B. die Tracht in kälteren Gegenden aus überwiegend wärmeren Textilien, wie Wolle, Tuch, Filz und Pelzen, hingegen ſind in ſüdlicher liegenden Gegenden Leinen, Stickereien, Seide und Kattun vorherrſchend. Klimatiſche Verhältniſſe ſind weiter die Urſache verſchiedener ſozialer Unterſchiede, da ſie die Fruchtbarkeit und den damit zuſammenhängenden Wohlſtand der Gegend beeinflußen. In den ſozial beſſer ſtehenden Gebieten wird die Kunſttätigkeit freier, bewegter, reicher und ihre Produkte mannigfacher, prunkvoller und techniſch vollwertiger. Durch die ſoziale Schichtung ergeben ſich aber auch größere kulturelle Differenzen, denn die reicheren Gegenden werden von den Zeit- und Stilſtrömungen ſchneller erobert, da ſich das Volk das „Modiſche" leiſten kann.

Ein letztes wichtiges Moment bei der Bildung des ſynthetiſchen Charakters der ſlowakiſchen Volkskunſt iſt der raſſiſche und kulturelle Einfluß artverwandter und fremder Völker, dem das ſlowakiſche Volk in der geſchichtlichen Entwicklung ausgeſetzt war und auf den wir eingangs bereits hingewieſen haben. Die heutige Beſiedlung der Slowakei geht zum Teil auf verſchiedene ſlawiſche Stämme (Süd-, Weſt- und Oſtſlawen) zurück, die ſich im Laufe der Jahrhunderte mit dem urſprünglich hier ſtändig anſäſſig geweſenen älteſten ſlawiſchen Stamm verbunden haben und heute Slowaken ſind, zum Teil aber auf nichtſlawiſche Siedlervölker (Deutſche, Madjaren) und kleinere Nomadenvölker[8]) (Zigeuner, Juden). Der aſiatiſche Einfluß des Tatareneinfalls und der Türkenherrſchaft war einſt ſtärker vorhanden, heute iſt er faſt verſchwunden. Die Wurzel des älteſten ſlawiſchen Stammes, aus welchem ſich das Slowakiſche bildete, ſucht man in dem Volk der altſlawiſchen Frühgeſchichte, deren Zentrum in der heutigen Mittelſlowakei lag.[9]) In der Süd- und Südweſtſlowakei iſt ein ſtarker ſüdſlawiſcher Einſchlag zu bemerken (Herzogowiner beſonders in Det'va, Kroaten beſonders in Kroatiſch Grob, ferner Bulgaren, Serben und Wenden), im Weſten iſt durch die freie Lage der Marchebene das mähriſch-ſlowakiſche Element vorwiegend (Malacky, Myjava), das weit über die Staatsgrenze nach Mähren vordringt (Slovácko), im Norden und Nordweſten macht ſich die ſchleſiſch-polniſche ethniſche Grenze bemerkbar, im Oſten ſchließlich

[7]) A. Václavík, Umění na Slovensku.

[8]) Siedlertum — Nomadentum im Sinne W. Daree's.

[9]) Neutraer Fürſtentum Priwina's.

iſt der Einfluß der Ukrainer zu ſpüren. Vereinzelt finden wir im Gebiet des Tatramaſſivs Walachen, deren völkiſche Zugehörigkeit zu den Rumänen heute freilich nur eine ſehr loſe iſt.

Nicht unbeachtet bleibe ferner der rein individuelle Einfluß der auf Wanderſchaften gemachten Eindrücke, obzwar dieſer nicht groß ſein wird. In der Slowakei war bis zur jüngſten Zeit der Prozentſatz der Auswanderer nicht unbedeutend. Dieſe Auswanderer rekrutierten ſich aus Saiſonarbeitern, Wanderhändlern (Raſtelbinder, Spitzenhändler) und Glaſern. In der Regel waren ſie während beſtimmter Jahreszeiten der Heimat fern, kamen aber immer wieder zurück, und nur ein Teil von ihnen blieb ſtändig im Auslande (Kanada, U. S. Amerika). Die Auswandererbewegung wird ſeit dem Umſturze ſtaatlich geregelt und bleibt tief unter den früheren Verhältniſſen. Früher war auf dieſem Wege die Verbindung mit den ferneren Ländern (Frankreich, Rußland, das beſonders von den Turzer Safranhändlern beſucht worden iſt) zuſtande gekommen.

Die geläufigſte Klaſſifizierung der ſlowakiſchen Volkskunſt richtet ſich nach dem klimatiſch-territorialen Geſichtspunkt und kennt eine Volkskultur der Ebene und eine des Berggebietes. Nach dieſer Einteilung weiſt die Kultur der Ebene infolge ihrer freien Lage, günſtigeren Lebensbedingungen und materiellen Wohlſtandes bereits gewiſſe dem ſtädtiſchen Charakter näherſtehende Züge auf. Demgegenüber iſt das klimatiſch rauhe, ſozial ſchwächere und territorial ſchwer gangbare Berggebiet — ſofern es nämlich keine ausgeſprochene Induſtriegegend iſt — in ſeiner ganzen Art geſchloſſener und altertümlicher. Zwiſchen dieſen beiden Hauptgattungen laſſen ſich die weiteren örtlichen Typen von den Koloniſierungsbewegungen ableiten. Doch all dieſe Haupt- und Untergattungen können auf einen einheitlichen Nenner gebracht werden, denn die ſlowakiſche Volkskunſt iſt ihrem Weſen nach eine ausgeſprochene Agrarkunſt, alſo eine Kunſt ohne kriegeriſchen Einſchlag. Sie hat keine verzierten Waffen, keinen auf das Kriegeriſche bezughabenden Themenkreis, und auch das Jánošík-Motiv wird mehr von ſozialer, als von der kämpferiſchen Seite aus betrachtet.

Die archaiſchſte Stufe der ſlowakiſchen Volkskunſt iſt die Hirtenkunſt. Sie wird ausſchließlich nur von Männern ausgeführt und umfaßt hauptſächlich Arbeiten aus Holz und Textilarbeiten aus Wolle. Sie hängt mit der Schafzucht und dem Almweſen zuſammen. Bekanntlich bleibt die Herde über dem Sommer auf der Alm unter der Aufſicht des Hirten (bača). Der Hirte und ſeine Hirtenjungen beſorgen die Betreuung des Viehs und die Aufarbeitung der Milch, letztere beſteht in der Zubereitung von Schafkäſe. Die zur Milchproduktion notwendigen Geräte ſind größtenteils aus Holz

und werden von den Hirten ſelbſt verfertigt. An der Gefäßwandung und am Henkel läßt der Schnitzer ſeiner Kunſtfertigkeit freien Lauf. Die Gerätformen ſind zeitlos und zweckmäßig. Die Verzierung ſelbſt beſteht aus ornamentalem und figürlichem Schmuck. Die einfachſte Zierſtufe bilden Ritzmuſter, techniſch entwickelter iſt der Kerbſchnitt. Bei größerer Kunſtfertigkeit wird auch der Reliefſchnitt und die Einlagearbeit geübt. Die Motive ſind faſt überwiegend geometriſche: Kreiſe, Wirbelmuſter, Roſetten, Speichenräder, Kreuze uſw. Die Henkel der Gefäße ſind in der Regel mit figuralen Plaſtiken geſchmückt und zeigen Hunde, Schafe, Bären, Hirtengeſtalten, Vögel und ähnliches, der Natur abgelauſchtes Beiwerk, das mit der Schäferei zuſammenhängt. Dieſe kleinen Plaſtiken ſind von einer köſtlichen Unbeſchwertheit des künſtleriſchen Ausdruckes und auf das Elementarſte reduziert. In ihrer abſtrakten Primitivität erinnern ſie an die Ausdrucksformen vorgeſchichtlicher Kultgegenſtände. Beſonders ſchön ſind die Schöpfgefäße aus der Orav, aus Liptau und aus der Umgebung von Det'va. Letztere bevorzugen die Halbkugelform und ſind mit ähnlichen ſüdſlawiſchen Schöpfgefäßen artverwandt.

Die zweite Kunſtfertigkeit, die wir in der Hirtenkultur vorfinden, iſt die Wollweberei, die urſprünglich im Rahmen des Hausfleißes, ſpäter aber profeſſionell geübt wurde. Bei der Herſtellung der Gewebe werden verſchiedene alte Wirktechniken benützt, die J. Vydra einer näheren Würdigung unterzog. Am typiſchſten iſt das gewalzte Halinatuch in der Naturfarbe der weißen Schafwolle, die für Kleider und Stiefeln verwendet wird. Bei kleineren Wollſachen (Strümpfe, Handſchuhe, Seelenwärmer) verwendet man die Technik der Gobelinwirkerei. Wollgewebe mit eingewebter Muſterung ſind ſeltener, ihre Farben nur ſchwarz-weiß, die Webmuſter geometriſcher Natur und von der gitterartigen Struktur des Gewebes ausgehend. Da die Heimat der Hirtenkunſt das mittel- und nordſlowakiſche Berggebiet iſt, deſſen Klima das Tragen von Wollſachen aus geſundheitlichen Gründen geradezu erfordert, finden die Erzeugniſſe der Wollweberei in der einheitlichen Tracht Verwendung. Das Halinatuch wird verwendet bei enganliegenden langen Beinkleidern (Hoſen) und außerdem zu einem geſchnittenen, verhältnismäßig kurzen Mantel. Zur Ergänzung der Wintertracht kommen kurze Schafpelze hinzu. Pelze und Kleider ſind ſowohl im Schnitt als auch in der Ausarbeitung einfach, die Verzierung von ſtrenger Linearität, die ganze Silhouette geſchloſſen und einheitlich. Stickereien und Farben ſpielen eine untergeordnete Rolle. In den Hirtengebieten der Oberen Grangegend (Horehronie) und in der Umgebung von Det'va iſt dieſe Regel, vermutlich unter dem Einfluß der Balkankunſt,[10]) unterbrochen,

[10]) Südſlawiſche Koloniſten.

indem hier äußerſt ſchöne Pelze zu ſehen ſind, die mit bunter, beſonders roter Lederapplikation geſchmückt ſind. Die Pelz- und Lederaufarbeitung geſchieht hier in einer mit den Balkanländern verwandten Technik. Sowohl in der Sommer- wie auch in der Winterkleidung iſt die Grundfarbe weiß, nur die Hüte ſind aus ſchwarzem Filz, ihre Formen ſind auffallend groß (in den nördlichen und nordweſtlichen Gebieten) oder ungemein klein (Grangebiet). Die Hirtenkunſt kennt keine ſtändigen Bauten, deshalb ſind ihre Unterſtände oft nur proviſoriſcher Natur (Schlittenbaude). Typiſch iſt ferner das Fehlen von keramiſchen Arbeiten.

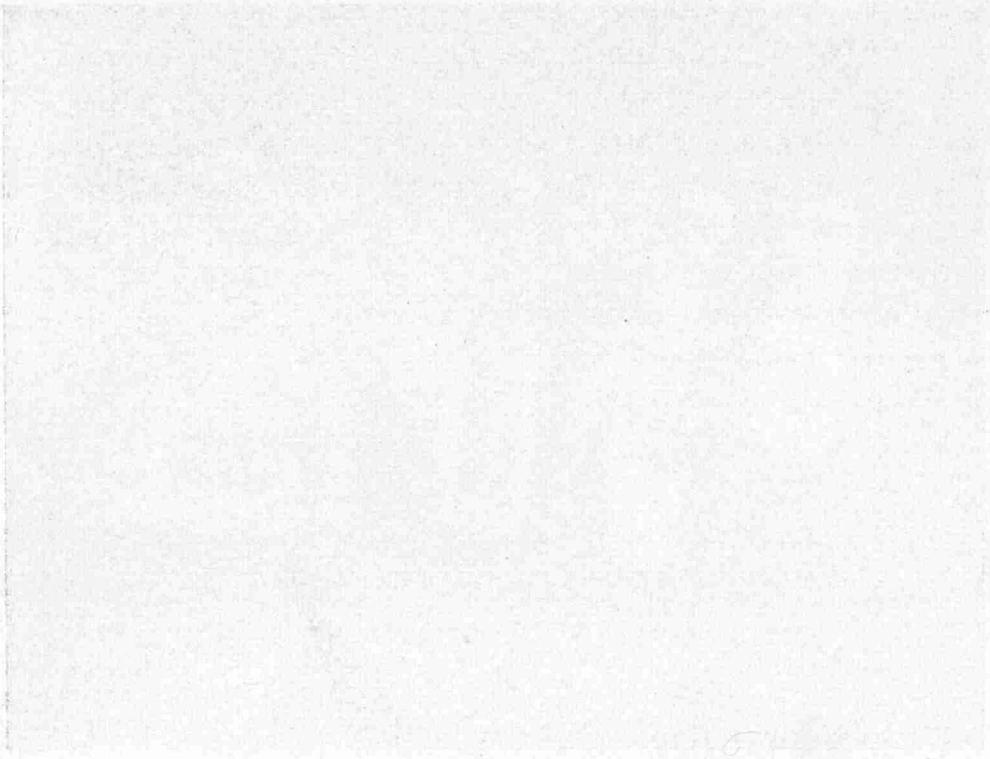
Eine jüngere Entwicklungsſtufe zeigt die bäuerliche Kultur der Berg- und Waldgebiete, die viele Züge der Hirtenkultur in ſich trägt. Die Grenzen beider laſſen ſich oft ſchwer feſtſtellen. Als ſicherſtes Merkmal gilt das Vorhandenſein eines ſtändigen Wohnhauſes (Urform der Siedlung) mit angeſchloſſener Bodenbearbeitung. Die Baukunſt dieſes Gebietes verwendet faſt ausſchließlich Holz, das in genügender Menge vorhanden iſt. Die Häuſer ſind in der Regel aus horizontal übereinander liegenden Balken gezimmert, die Ritze werden mit Moos oder mit Lehm ausgefüllt. Die Ausfüllung wird recht oft weiß oder farbig getüncht, wodurch der Bau einen eigenartigen geſtreiften Eindruck macht. Die Streifen werden nicht ſelten ornamental gebildet, ihre Motive ſind geometriſch, im Allgemeinen fällt der beruhigende Rhythmus auf (2×4×8). In Waldgebieten, die auf eine Ebene (Gebirgstäler, Tal- und Hochebene) hinauslaufen, wird die Außenſeite der Holzkonſtruktion mit Lehm beworfen und betüncht (Turtzer Tal). Die Tünche iſt in der Regel weiß oder lichtblau, der am Hauſe entlanglaufende, getünchte Sockel blau oder ziegelrot. Das Dach ragt an der dem Hofe zugekehrten Langſeite des Hauſes über die Seitenwand hinaus und verhindert das Naßwerden der Wand. Die Schmalſeite des Hauſes iſt giebelgekrönt. Der Giebel trägt am häufigſten kleine, halbkegelförmige Dachvorſprünge. Für einzelne Gebiete — hauptſächlich für die Orav — ſind Häuſer mit abgeſetzten, an Manſardendächer gemahnenden Dächern bezeichnend, deren vertikale Giebelwände mit Brettern beſchlagen ſind. Sie gehen auf deutſch-ſchleſiſche Typen zurück. Aus dem Typus des Hauſes mit abgeſetztem Giebel hat ſich das ſtockhohe Holzhaus entwickelt, deſſen vollendetſte Form in Čičmany vorkommt. Dieſe Häuſer haben eine oder mehrere Dachſtuben, deren Fenſter in einen, auf Konſolen ruhenden, offenen Gang münden. Der Gang wird vom Dach überragt. Aehnliche Typen ſind auch in der Umgebung von Krickerhäu. Die Dächer ſind mit Schindeln gedeckt. Die älteren Bauten haben die ganze Konſtruktion aus Holz, bei jüngeren Typen wird neben Holz auch Stein verwendet und zwar beim Unterbau. Bei neueren Typen findet man bereits Schornſteine, in primitiveren Gebieten ſind die Holzhäuſer ohne Rauchfang, ſo daß der vom Herde

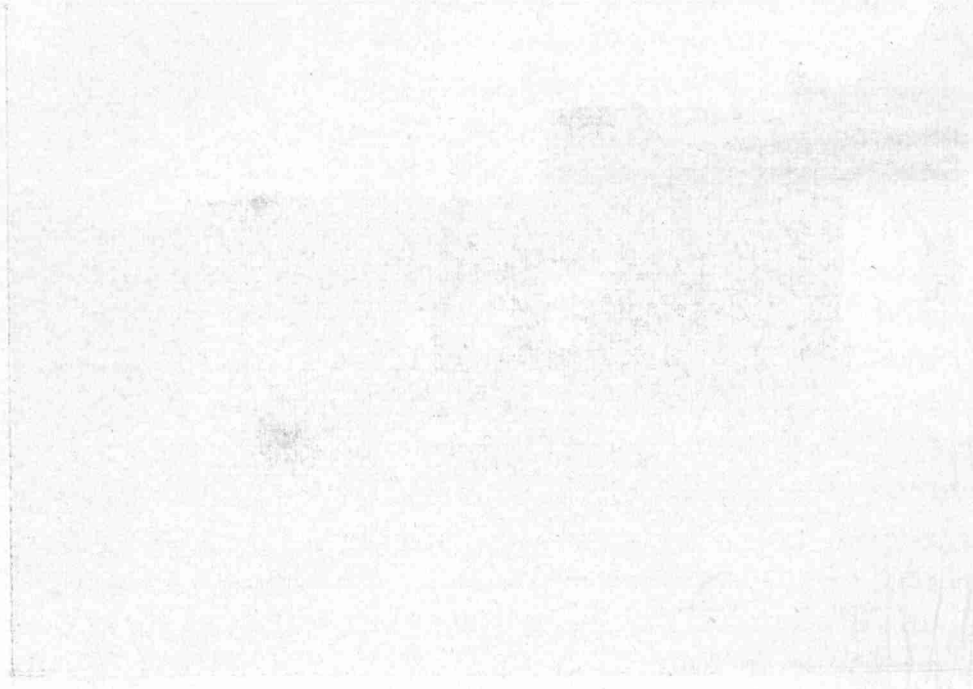


Sommertracht a. d. Südweſtſlowakei (Brádišť).



Reihendorf a. d. Südweſtſlowakei (Gegend bei Holitſch).





aufſteigende Rauch in den Dachboden dringt und durch die Ritzen des Schindeldaches entweicht. Der Grundriß des Hauſes iſt ſehr verſchieden. Der einfachſte Typus beſteht aus einem einzigen Raum, der als Wohnküche dient. Die Stallungen und andere Wirtſchaftsbauten ſind abſeits vom Hauſe frei aufgeſtellt. Entwickelter iſt der Haustypus mit abgeſondertem Herd, der ſomit aus zwei Räumen beſteht. Der kleinere Raum mit Herd dient als Flur, der größere mit zwei Fenſtern verſehene Raum iſt das Wohnzimmer. Aus dieſem Typus entwickelte ſich das Wohnhaus mit Flur, Zimmer und Kammer. Die Kammer liegt an der Hofſeite. Bei Häuſern mit mehreren Räumen liegen die weiteren Räume faſt immer nach dem Hofe zu. Die Innenausſtattung der Räume iſt einfach. In der Küche herrſcht der Herd vor mit einer gemauerten Herdbank. Hie und da ſieht man noch am Herd offene Feuerſtellen, die zur Beleuchtung dienten. Neben dem Herd iſt in der Regel ein reich geſchnitztes Regal mit Gefäßen und bunter Hafnerkeramik. Das Zimmer iſt ebenfalls ſehr einfach. Unter den Fenſtern verläuft eine Bank, die oft als Eckbank ausgebildet iſt. Vor der Bank, in die Zimmerecke gerückt, jedoch frei aufgeſtellt, ſteht der Tiſch. An der gegenüberliegenden Wand iſt die Lagerſtätte (Bank oder Bretterbett). Als weiteres Mobiliar dient die Truhe, wo die Kleider aufbewahrt werden. Sie iſt in ausgeſprochenen Berggebieten der einzige Luxus, den ſich der Bauer leiſtet. Die Truhe iſt reich geziert. Die Truhenformen ſind ſehr verſchieden, am häufigſten kommen Sockeltruhen vor, nicht ſelten ſind auch die Stollentruhen. Am ſchönſten und ſeltenſten ſind die ſog. Haus- oder Sargtruhen (nordiſches Erbgut), deren wuchtige Konturen an die Gotik gemahnen. Die Truhe der Berg- und Waldgebiete iſt ohne maleriſchen Schmuck, ihre Verzierung iſt geritzt, geſchnitten und ausgehöhlt. Das verwendete Holzmaterial iſt Buche, Lärche, Kiefer und Eiche. Bei harten Holzarten iſt die Verzierung in Kerbſchnitt ausgeführt, bei weicheren kommt die Reliefſchnitzerei hinzu. Die Motive ſind geometriſcher Natur, die Gliederung bandförmig durch additive Wiederholung der Motive gebildet. In katholiſchen Waldgebieten kommen geſchnitzte Hausheilige als Ausſchmückung des Innern hinzu. Dieſe kleinen Holzplaſtiken ſind von einer ungeahnten expreſſiven Kraft und von einer Innigkeit des religiöſen Ausdruckes, deſſen primitive Aufrichtigkeit nicht die Naturdarſtellung, ſondern das innere Bild des Geſchauten zurückgibt. Die Mehrzahl dieſer Hausheiligen geht auf barocke Vorlagen der Dorfkirche oder weiter liegende Wallfahrtskirchen zurück (Maria-Zell, Hoſtein, Schoßberg, Tſchenſtochau). Die ſchönſten Hausheiligen ſind aus der Umgebung von Neuſohl (Biſchofsſitz!). Das Mobiliar wird ergänzt durch verſchiedene Liebesgaben, wie Mangelbretter, Waſchbretter, Spinnrocken und -Rad, geſchnitzte Pfeifen uſw. Dieſe Gegenſtände kommen auch in der Ebene vor und haben verſchiedene magiſche

Bedeutung, die von A. Václavík[11]) eingehend unterſucht wurde. Bei der Geſtaltung und Einrichtung des Bauernhauſes iſt immer eine zweckmäßige Normierung maßgebend, die freilich die Typiſierung des holzgebauten Bauernhauſes mit ſich zog. Eine freie künſtleriſche Vielſeitigkeit läßt ſich aber auf den ſlowakiſchen Holzkirchen verfolgen, die ſowohl bautechniſch, als auch ſtiliſtiſch viele originelle Reize aufweiſen. Sie ſind das künſtleriſch wertvollſte Produkt ländlicher Baukunſt. Mit ihrer Würdigung haben ſich V. Mencl und Fr. Žákavec befaßt. Die zwei grundlegenden bautechniſchen Arten ſind der Blockbau (kleinere Kirchen) und der bretterverſchlagene Fachwerkbau. Dächer und Außenwand ſind bei beiden Typen mit Schindeln bedeckt. Stiliſtiſch überwiegen in den weſtlichen Gebieten gotiſche und Renaiſſance-Elemente, die von der weſteuropäiſchen Kunſt abgeleitet werden können, in den an die Karpatenukraine angrenzenden Gebieten ſieht man den Einfluß ruſſiſcher barocker Kirchenbauten. Von köſtlicher Volkstümlichkeit iſt die Innenausſchmückung dieſer Kirchen mit vielen ſchönen Schnitzereien (Emporen, Geſtühl, Heiligenfiguren uſw.) und derb-inniger figürlicher Ausmalung.

Gänzlich andersgeartet iſt die Kunſt des Flachlandes der ſüdlichen und ſüdweſtlichen Slowakei. Hier überwiegt die Vorliebe für Ton. Lehmbauten, Ziegelbauten, bunte Keramik, farbige Lehmmalerei charakteriſieren dieſe Kunſt in erſter Linie. Als weitere typiſche Merkmale gelten die Verwendung von Stroh bei Bauten (Strohdach) und Mobiliar (Stühle mit Strohgeflecht), ferner die große Malfreudigkeit (Wandmalereien im Flur und an der Herdſtelle, bemalte Truhen, Stühle uſw.) und viel Sinn für farbige Effekte (bunte Stickereien). In der Tracht überwiegen koſtbares Material (Gold- und Seidenſtickerei, viel Spitzen, Silberknöpfe) und breitausladende barocke Formen mit reicher Verzierung. Im Schnitt gehen die Kleider auf Renaiſſance- und Barockerinnerungen zurück. (Stark anliegend, nach der Körperform geſchnitten mit viel Pliſſierung. Die Aermel beſonders breit gerafft und weit ausladend. Die Tracht der Männer ebenfalls anliegend mit tailliertem kurzem Leibchen oder ähnlich geſchnittenem Rock. Die Beinkleider immer lang, im Sommer breite rockartig gezogene Leinenhoſen, ſog. „gate"). Die Trachten ſind reich und bunt beſtickt. Die Stickornamente laſſen ſich aus dem Motivenſchatz der Spätrenaiſſance, des prunkvollen Hochbarock und des ſpieleriſchen Rokoko ableiten. Die Vorliebe für Stickereien gibt ſich auch in der Innenausſtattung der Wohnung kund (das dekorative Bett mit aufgetürmten Kiſſen, reich beſticktem Bettlaken uſw.). Mit der ſtiliſtiſchen und techniſchen Unterſuchung der Volksſtickereien befaßte ſich V. Pražák[12]), der die Zuſammen-

[11]) Jn Zdroje ludovej výtvarnosti und in Tradicie ludovej drevorezby.

[12]) Jn K dejinám slov. výšivkového ornamentu und in Slovenské lidové vyšivky.

hänge zwiſchen bürgerlicher Renaiſſance und bäuerlichem Barock einwandfrei beleuchtete (Hinweis auf den Einfluß Quentls, Vavaſores und Siebmachers). In der Tracht gipfelt der ſtarke perſönliche dekorative Geſtaltungswille des Volkes, in ihr liegt aber auch ein tiefer ſozialer Sinn, indem die Tracht im Dienſte der bäuerlichen Gemeinſchaft ſteht. So unterſcheiden ſich innerhalb der Männer- und Weibertracht die Ledigen- und Verheiratetentracht. Die Heirat wird durch Trachtenwechſel feſtgelegt, ebenſo die Witwen- und Mutterſchaft. Ja ſogar für die ledige Mutter iſt eine eigene Tracht vorgeſehen. Gewiſſe Unterſchiede laſſen ſich erkennen in der Tracht der katholiſchen und evangeliſchen Bevölkerung. Aber auch der materielle Wohlſtand wird durch Betonung einzelner Details kenntlich gemacht. Diesbezügliche Unterſuchungen unternahm P. Bogatyrev in ſeiner Arbeit über die Funktion der mähriſch-ſlowakiſchen Volkstrachten.[13])

Für die weſtſlowakiſche Ebene iſt von beſonderer Bedeutung die große Beliebtheit der ſinnesfreudigen, mit reichem Dekor überſäten Volkskeramik in echter Fayencetechnik. Dieſe Kunſtart wurde im 16. Jh. durch die aus Oberitalien, Tirol und der Schweiz geflüchteten Wiedertäufer nach Mähren gebracht und von dort ſchon in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s auch nach der Slowakei verpflanzt. Als die Wiedertäufer — deren Kern deutſch war — aus Mähren gänzlich ausgewieſen wurden (1622), verſetzten ſie ihre Fayenceerzeugung auf weſtſlowakiſches Gebiet und brachten hier dieſe Kunſt zur vollſten Blüte.[14]) Während des 17. Jh.s war dieſe wiedertäuferiſche Fayencekunſt keine Volkskunſt, denn die Fayenceware kam wegen ihres hohen Preiſes für den bäuerlichen Haushalt nicht in Frage, auch war ihre Ornamentik für das Volk ungewohnt und fremd. Doch hat ſich das ſlowakiſche Volk, deſſen Sinn für das Ornamentale äußerſt lebhaft iſt, ſich mit dieſer Kunſtart raſch bekannt gemacht, anderſeits hatten die Wiedertäufer ſich durch die ſlowakiſchen Stickereien und durch den in dieſen lebenden Rhythmus ſtark beeinfluſſen laſſen, was an der Stilwandlung der Habanenfayencen deutlich zu erkennen iſt. So waren beide Teile gebend und empfangend, denn ſchon anfangs des 18. Jh.s wurde die Fayencekunſt auch von ſlowakiſchen Töpfern ausgeübt. Damals gewinnt im Ornamentſyſtem der weſtſlowakiſchen Fayencen der einheimiſche Kunſtſinn die Oberhand, der ſich in dem übereinander liegenden Bandſyſtem mit vegetabiler und geometriſcher Ornamentik und im Vorherrſchen der

---

[13]) Erſchienen 1937 in ſlow. Sprache.

[14]) Das ſlowakiſche Volk kennt die Wiedertäufer unter dem Namen Habaner. Dieſe deutſchen und deutſchſprachigen Sektierer hatten ihre auf Gütergemeinſchaft aufgebauten Anſiedlungen in ungefähr 17 Ortſchaften der Weſtſlowakei. Heute beſtehen nur die Habenerhöfe in Groß-Schützen und Sobotiſcht.

für die ſlowakiſche Volkskunſt überaus typiſchen Wellen und Spiralornamente kundgibt. Die weſtſlowakiſche Keramik zeichnet ſich aus durch die Leuchtkraft der Farben und großen Motivenſchatz. Die älteren, noch vorwiegend wiedertäuferiſchen Arbeiten wurzeln in der deutſchen und italieniſchen Renaiſſance, die neueren im völkiſchen Barock und im Wiener Rokoko (Einfluß der k. k. Fayencefabrik in Hollitſch auf die weſtſlow. Volkskeramik in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s). Die Ornamente ſind vegetabiler Natur. Neben ſtiliſierten Blumen herrſchen Granatapfel und Zwiebelmuſter (Meißen), ferner Vögel und Darſtellungen aus dem täglichen Leben vor. Beliebt ſind der pflügende Bauer, Wirtshausſcenen, köſtliche Sprüche von Wein und Liebe. Eine beſondere Art bilden die Weihwaſſerkrüge mit Darſtellungen aus der Heiligenlegende (Beſonders für Stampfen typiſch und durch die Nähe des Wallfahrtsortes Mariatal bedingt). Keramiſche Arbeiten findet man im Haushalte der Ebene, ja ſogar noch in dem Miſchgebieten bei Trentſchin überall vor. Ebenſo beliebt und verbreitet ſind auch die bunten Hinterglasbilder, die in dieſen Gebieten die Rolle der geſchnitzten Hausheiligen der Wald- und Berggegenden übernehmen. Die Hinterglasbilder haben ihre Vorbilder in den ſpätbarocken, klöſterlichen Reliquiar- und Heiligenbildern auf Glas, die in der Slowakei im 18. Jh. aufkamen. Die volkstümlichen Hinterglasbilder ſind gröber im Ausdruck und einfacher in der Ausführung. Motiviſtiſch ſtehen ſie unter dem Einfluß zeitgenöſſiſcher religiöſer Graphik (Heiligenbilder, Gebetbücherilluſtrationen uſw.). Die ſlowakiſchen Hinterglasbilder ſind ſtark konturierte Malereien auf Glas von der Rückſeite aus gemalt, ſo daß die Bildfläche unter das Glas kommt. Die Konturen ſind in Schwarzlot ausgeführt, die Farben entweder in Guache- oder Oeltechnik. Papier, oder Stahlſtichapplikationen kennt die ſlowakiſche Technik nicht. Für die Entſtehung der Hinterglasbilder kommt die Ebene bei Preßburg (Weinern, Kroatiſch Grob, Schwansbach) und die Umgebung von Trentſchin (Waagtalebene) in Betracht, alſo Gegenden mit vorwiegend katholiſcher Bevölkerung.

Sowohl die Keramik als auch die bunten Hinterglasbilder üben einen ſtarken Einfluß auf die Innenausſtattung des Wohnhauſes, deſſen Grundriß von jenem der Wald- und Berggebiete im großen und ganzen nicht abweicht. Der meiſtverbreitete Typus iſt das ebenerdige Wohnhaus mit Flurküche, Wohnzimmer und Kammer. Neben der Kammer in der Länge des Hauſes folgen die Stallungen, die mit dem Wohnhaus unter gemeinſamem Dach ſtehen. Manchmal wird durch die Tieferſetzung des Stalldaches der Unterſchied unterſtrichen. Als Baumaterial kommen ungebrannte, mit Stroh vermengte Lehmziegeln, bei wohlhabenderen Bauern auch gebrannte Ziegel vor. Der Bau wird verputzt und weiß oder lichtblau getüncht. Der Sockel iſt blau, gelb oder ziegelrot getüncht. In den

Grenzgebieten gegen Mähren zu haben die Häuser Flurvorbauten (žudro), deren bekanntestes Schema mit zwei Halbsäulen und Balkengesims gebildet wird. Ursprünglich wurden die Häuser mit Stroh gedeckt, jetzt sieht man am häufigsten Ziegeldächer (Einfluß des behördlichen Eingreifens). Beliebt ist die farbige Bemalung der Außenwand, besonders das Dachgesims mit Ornamenten (nur einfarbig), die aber heute nicht mehr geübt wird. Demgegenüber ist in den einzelnen Ortschaften der Westslowakei, so in Kroatisch Grob, Weinern, Schwansbach, Terling, Dubová, Cífer, Čataj usw. die prunkvolle Wandbemalung der Herdstelle (ohnisko, ohniště auch heute noch Sitte. Die Herdmalerei richtet sich freilich auch nach dem materiellen Wohlstande. Am einfachsten ist die Bemalung der Wand mittels in Farbe getauchtem Finger (lineare Ornamente in Doppel- und dreifacher Linie, je nach Fingerzahl), am prunkvollsten die bunte Pinselmalerei. Die erstere ist in der Regel ala prima, die zweite Art wird vorerst aufgezeichnet und nachträglich mit viel Sorgfalt ausgeführt. Die Ausführung liegt immer in Händen von besonders geschickten Bäuerinnen. Solche reich ornamentierte Herdmalereien, verbunden mit den farbenprächtigen Keramiken, die an der Küchenwand auf Regalen und auch frei aufgehängt untergebracht sind, geben dem westslowakischen Bauernhaus jene malerische Fröhlichkeit, die der Fremde als besonders anziehend empfindet. Die Farbenfröhlichkeit gibt sich aber auch in der „guten Stube" und am Mobiliar kund. Nicht nur die Truhe, sondern auch das Bett, der Schrank oder die Kommode sind mit bunten gemalten Blumen und Schleifenmotiven verziert. Die Möbeln sind hauptsächlich aus Fichtenholz, also aus einer weichen Holzart und bunt gestrichen. Beliebte Formen sind die barocken Sockeltruhen und Kastentruhen mit niedrigen Füßen. Der einfarbige Grund (grün oder braun) wird in farbige Felder geteilt und die Felder mit Ornamenten, hauptsächlich stilisierten Blumen und Vögeln versehen. Die Profile der Truhe sind abstechend bemalt. Haustruhen sind hier unbekannt. Die Schnitztechnik hat sich nur an den Waschhölzern und Mangelbrettern erhalten, aber auch hier sind oft malerische Effekte bevorzugt. Der Motiven- und Ornamentenschatz schöpft hauptsächlich aus Elementen des Barock und Rokoko, das Granatapfelmotiv weist auf die Renaissance, die Gotik ist verschwunden. Das Vorherrschen der barocken und spätbarocken Formensprache erklärt sich aus dem Umstand, daß die West- und Südslowakei von der Gegenreformation stark berührt wurde, am stärksten wirkte die barocke Kunst von Tyrnau und Preßburg.

Durch die Gegenüberstellung der beiden territorial bedingten Hauptgattungen sind die wichtigsten Merkmale der slowakischen Volkskunst einheitlich umrissen, die weiteren Abweichungen erklären sich aus lokalen Verschiedenheiten. Für das weitere volkskundliche Studium wird besonders

das mittlere Tatragebiet und die Südſlowakei um Neutra von Bedeutung ſein. Im erſten treffen ſich nach J. Vydra[15]) drei völkiſche Kulturen u. zw. die bürgerlich deutſche Kultur der Zips (von Deutſchendorf und Slavkov bis Bela und Windſchendorf), die polniſche Hirtenkultur (von Zakopané, Ždiar und Magura nach Norden bis zu Landeck) und das ſlowakiſche Siedlertum (von Važec bis Batizovce-Teplička); in der zweiten läßt ſich der madjariſche Einfluß in rein ſlowakiſchen Gemeinden von Nitr. Žabokreky bis Modrý Kámeň (Grangebiet) noch deutlich erkennen (geſchnitzte und bemalte Türchen am Toreingang, ferner geſchnitzte Grabhölzer). Der deutſche Einfluß meldet ſich neben der Zips auch in der Umgebung der deutſchen Bergbauſtädte und im Gebiet der einſtigen deutſchen Koloniſation (Orav, Liptau) und erſcheint hauptſächlich in der Architektur und im Vordringen gewerblicher Produkte (Kleider aus blaubedrucktem Leinen und ſchwarzem Tuch, viel Meſſingſchmuck und Knöpfe uſw.).

---

[15]) Celková linie lidového umění slovenského.

Samuel von Brukenthal, Gouverneur von Siebenbürgen.

Von Helmuth Klima (Hermannstadt).

Baron Samuel von Brukenthal stammmt aus einer sächsischen Bauernfamilie, die früher in Leschkirch im Harbachtal ihren Wohnsitz hatte und ursprünglich Breckner hieß. Schon seine Vorfahren spielten innerhalb des Leschkirchner Stuhles eine führende Rolle. Sowohl sein Großvater als auch sein Vater hatten die Leschkircher Königsrichterwürde inne. Während des Kurutzenaufstandes zeichnete sich der Vater Michael Brukenthal durch besonders zielbewußtes Eintreten für die kaiserliche Sache aus. Zur Belohnung dafür wurde die Familie im Jahre 1724 in den Adelstand erhoben und erhielt das Adelsprädikat „von Brukenthal".[1])

Samuel von Brukenthal wurde am 25. Juli 1721 in Leschkirch geboren. Weil er schon frühzeitig große Begabung zeigte, wurde er in das Hermannstädter Gymnasium geschickt, wo er mehrere Jahre studierte, bis er nach Neumarkt (Târgu-Mureș) übersiedelte, um dort die ungarische Sprache zu erlernen.[2])

Im Jahre 1741 begann er seine Beamtenpraxis beim Gubernium, um sich rechtliche und verwaltungstechnische Kenntnisse anzueignen. 1743 schrieb er sich in die Universität Halle als Student des Rechtes ein.

Nach kurzer Zeit jedoch setzte er seine Studien in Wien fort. Hier kam er mit freimaurerrischen Kreisen in Berührung und wurde selbst Mitglied einer Loge. Auf diese Weise lernte er viele Persönlichkeiten kennen, die ihm auf seiner weiteren Laufbahn von Nutzen waren. Durch seine Talente und seine gesellschaftliche Geschicklichkeit lenkte er bald die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Berlin wurde ihm der Vorschlag gemacht, in das preußische Heer einzutreten. Er lehnte ihn jedoch ab und kehrte im Jahre 1745 in seine Heimat zurück. Er heiratete Sofia Klockner, die Tochter des Hermannstädter Bürgermeisters, wodurch ihm der Weg in die Kreise des sächsischen Patriziertums geöffnet und die Möglichkeit gegeben wurde, seine Laufbahn als sächsischer Beamter anzutreten. Längere Zeit hielt er sich in Hermannstadt auf, ohne zunächst einen Posten zu finden, der seinen hervorragenden Eigenschaften entsprochen hätte.[3])

---

[1]) Schuller G. A.: Lebensgang des Freiherrn Samuel Breckner von Brukenthal. In „Kirchl. Blätter aus der evang. Landeskirche A. B. in Siebenbürgen" XIII. 1921. pg. 105.

[2]) Csaki M. und Teutsch Fr.: Samuel von Brukenthal. Zwei Vorträge. 2. Auflage. 8°. Hermannstadt, W. Krafft. (D. V.) 1903. 53 S.

[3]) Teutsch Friedrich: Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Band 2. 1907. 8° S. 130, Hermannstadt. W. Krafft.

Als er im Jahre 1753 als Mitglied einer Kommiſſion von der ſächſiſchen Nationsuniverſität nach Wien geſandt wurde, kam er das erſtemal in einer Audienz mit Kaiſerin Maria Thereſia in Berührung. Dieſe erkannte ſofort die Begabungen des jungen Beamten, begann an ſeiner Laufbahn Intereſſe zu nehmen und ihn zu begünſtigen.

Auf ihren ausdrücklichem Befehl erhielt er im Jahre 1754 als erſter evangeliſcher Sachſe den Poſten eines Gubernialſekretärs, der bisher ausſchließlich an Katholiken verliehen worden war. Nun begann auch die ſächſiſche Nation ſeine Verdienſte zu würdigen und ſandte ihn im Jahre 1759 als bevollmächtigten Vertreter nach Wien. In dieſer Eigenſchaft erzielte er für die ſächſiſche Nationsuniverſität die ſchönſten Erfolge, die er nicht nur ſeiner hohen Gönnerin verdankte, ſondern auch ſeiner Geſchicklichkeit und Zielſicherheit. Es gelang ihm, die Auflöſung des von Baron Seeberg geleiteten „Directorium oeconomicum“ zu erreichen, welches ein großes Hindernis für die Unabhängigkeit der ſächſiſchen Verwaltung bedeutete. Schon im nächſten Jahr wurde Brukenthal unter Beibehaltung ſeines bisherigen Poſtens zum Gubernialrat ernannt.[4])

Da Brukenthal ſich als ausgezeichneter Verteidiger der ſächſiſchen Rechte bewährte, ſtattete ihm die Nation ihren Dank dadurch ab, daß ſie ihn im Jahre 1761 zum Sachſenkomes wählte. Im ſelben Jahr erhielt General Buckow den Vorſitz des Guberniums, der in inniger Freundſchaft mit Brukenthal verbunden war. Dieſer wollte nun ſeinen beſten Mitarbeiter aus den Reihen der Gubernialbeamten nicht ſcheiden ſehen und veranlaßte daher die Kaiſerin, die Wahl Brukenthals unter dem Vorwand eines Formfehlers nicht zu beſtätigen.

Als Entſchädigung erhielt Brukenthal die Würde eines Provinzialkanzlers mit dem beſonderen Auftrag, Bukkow bei der Verwirklichung der Steuerreform und bei der Gründung der Militärgrenze in beſonderer Weiſe behilflich zu ſein. Damit er an Anſehen den madjariſchen Magnaten nicht nachſtehe, erhielt er von der Kaiſerin auch das Baronat. In dieſem Abſchnitt ſeines Lebens befand ſich Brukenthal teils in Wien, teils in Siebenbürgen.[5])

In Wien unterſtützte Brukenthal ſeinen Freund Bukkow bei der Durchſetzung ſeiner Reformpläne gegenüber der Kaiſerin und dem Staatsrat, nachdem dieſe zuerſt von der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei zurückgewieſen wurden. Nach dem Tode Bukkows beabſichtigte Brukenthal ſofort nach Siebenbürgen zu reiſen, um das Reformwerk des Verſtorbenen fortzuſetzen. Maria Thereſia jedoch unterſagte ihm auf das Entſchiedenſte die

[4]) Schuller G. A.: Lebensgang des Freiherrn Samuel Breckner von Brukenthal. S. 107.

[5]) Csaki M. und Teutſch Fr. S. 9, 10.

Abreiſe nach Siebenbürgen und befahl die Gründung einer Kommiſſion für ſiebenbürgiſche Angelegenheiten unter ſeinem Vorſitz. Dieſe Kommiſſion arbeitete mit ſo großem Erfolg, daß die Kaiſerin ſchon im Jahre 1765 den jungen Baron zum Präſidenten machte. In dieſer Eigenſchaft hatte er viele perſönliche Konflikte mit den Präſidenten des Guberniums Hadik und O'Donell.

In zwei ſehr wichtigen Fragen gelang es ihm günſtige Entſcheidungen für die ſächſiſche Nation zu erlangen:

1. Die Zuteilung des Titels „inclyta" bei Anrede der Nation;
2. Die Einverleibung des Fogaraſcher Gebietes in den Bereich des Sachſenbodens.[6])

Der Einfluß Brukenthals auf die Kaiſerin ſtieg in dem Maße, daß ſie ihn ſogar zu ihrem geheimen Ratgeber machte. Schon ſeit längerer Zeit arbeitete er an einer gründlichen Steuerreform für Siebenbürgen, die auch tatſächlich im Jahre 1768 von der Kaiſerin genehmigt wurde. Zur Durchführung dieſer Reform wurde Brukenthal als außerordentlicher kaiſerlicher Bevollmächtigter nach Siebenbürgen entſandt, wo er mit großen Feierlichkeiten empfangen wurde.[7]) Im Laufe eines Jahres gelang es ihm tatſächlich das neue Steuerſyſtem einzuführen.

Die großen Erfolge ſeiner Tätigkeit wurden durch die Einſetzung eines neuen Gouverneurs gefährdet. Dieſer, ein Graf Auersperg, begann, obwohl er die Verhältniſſe des Landes nicht kannte, willkürlich Maßnahmen zu ergreifen, ohne auf die Eigenart des Landes Rückſicht zu nehmen.[8]) Brukenthal ſah ſich genötigt dieſen Maßnahmen gegenüber Widerſtand zu leiſten.[9]) Es folgt daher ein Zeitabſchnitt unaufhörlichen politiſchen Kampfes zwiſchen Auersperg und Brukenthal. Durch eine große Menge von Briefen verſuchte Auersperg die Kaiſerin von der Unfähigkeit und Eigennützigkeit Brukenthals zu überzeugen, während Brukenthal ſich allen Maßnahmen Auerspergs widerſetzte. Bei jedem Mißgeſchick beſchuldigte einer den andern. Der junge Kaiſer Joſef II. ſchlug bei Gelegenheit einer Reiſe durch Siebenbürgen die Abſetzung Auerspergs vor, ohne für Brukenthal irgendwelche Gefühle der Sympathie zu hegen.[10])

An ſeiner Stelle ernannte Maria Thereſia am 6. Juli 1774 Brukenthal ſelbſt zum Präſidenten des Guberniums, indem ſie ihm gleichzeitig

---

[6]) Csaki und Teutſch Fr. S. 9, 10.

[7]) Teutſch II. S. 142—143.

[8]) Kutſchera Rolf, Guvernatorii ardeleni dela 1689 — 1774. (Die ſiebenb. Gouverneure, Doktordiſſertation, noch ungedruckt).

[9]) Schuller G. A.: Lebensgang des Freiherrn Samuel Breckner von Brukenthal, S. 111, 112.

[10]) Teutſch, II. S. 153, 154.

das Kommandeurkreuz des Stefans-Ordens verlieh. Bei Gelegenheit seiner Ernennung legte ihm die Kaiserin drei Aufgaben besonders ans Herz:

1. Die Betreuung der sächsischen Nationalangelegenheiten;
2. Die Überwachung des neuen Steuersystems;
3. Die Einführung eines neuen Urbarialreglements.

Es war ein Zeichen besonderer Gnade, daß die Kaiserin dem neu ernannten Gubernialpräsidenten gestattete, ihr direkt, unter Umgehung des längeren Amtsweges, Berichte zukommen zu lassen. Außerdem gewährte sie ihm die besondere Gnade, kaiserliche Anordnungen, die ihm unpassend erschienen, unausgeführt zu lassen, und die Gründe seiner ablehnenden Haltung sofort dem Hof zu berichten.[11])

Bei Gelegenheit seiner Ernennung brachte die Kaiserin ihre Gnade Brukenthal gegenüber durch einen Brief zum Ausdruck, in dem sie schrieb: „Vorzüglich empfehle ich ihme an die Religion, als die vornehmste Stütze des Staats und die Handhabung der gutten Sitten, dann die unparteiische Verwaltung der Justiz, die gute Einverständniß mit dem Militari, Camerali und übrigen Landesstellen, wie auch eine gleiche Benemmung gegen alle Nationen ohne Unterschied, gleichwie gesammte Stellen und Unterthanen einem Souverain unterworfen sind, folglich zum Besten des Dienstes auf gleiche Art behandelt werden müssen."[12])

An Stelle Brukenthals wurde als Vorsitzender der Hofkanzlei der gewesene Vizepräsident des Guberniums, Graf Michael Kornis, bestellt. Dieser bekannte Gegner der Sachsen, hatte unzählige heftige Zusammenstöße mit Brukenthal und versuchte mit allen Mitteln dessen Beseitigung.[13])

Gemäß der kaiserlichen Anordnung beschäftigte sich Brukenthal sehr viel mit der Steuerfrage. Die von Bukkow mit Hilfe Brukenthals durchgeführte Steuerreform stellte zwar einen großen Fortschritt dar, aber sie hatte noch einige Mängel. Die große Bedeutung des neuen Brukenthalischen Kontributionssystems bestand darin, daß die Kopftaxe, die bisher gleichmäßig auf alle Bewohner aufgeteilt wurde, von nun an nach dem Vermögen des Steuerträgers berechnet wurde. Die Steuerträger wurden in verschiedene Klassen eingeteilt, so daß ihrem Vermögen nach die Grundtaxe 1—27 Gulden betrug. Für ein Haus bezahlte man jährlich 5% des tatsächlichen Wertes, wogegen die Gehaltssteuer 10% betrug. Die Grundsteuer wurde nach der Qualität des Bodens berechnet.[14])

---

[11]) Teutsch, II. S. 159.

[12]) Schaser Joh. Georg: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn Samuel von Brukenthal, Gubernators von Siebenbürgen. 8°. Hermannstadt. Georg von Closius 1848. S. 45.

[13]) Teutsch, II. 159.

[14]) Teutsch, II. 141—43.

In enger Verbindung mit der Steuerfrage ſtand die Urbarialfrage (Hörigkeitsverhältnis). Im Jahre 1774 befahl die Kaiſerin dem Gubernium, ihr den Plan eines „Urbarialregulatives" vorzulegen. Die Kommiſſion, die mit der Ausarbeitung dieſes Regulativs beauftragt wurde, arbeitete ſo langſam, daß erſt 11 Jahre ſpäter, alſo nach der Bauernrevolution von 1784, das Regulativ in Geltung kam.[15])

In erſter Linie war Brukenthal an den ſeine Nation betreffenden Fragen intereſſiert. Nach der Abſetzung des Sachſengrafen Baußner blieb dieſe Stelle längere Zeit unbeſetzt, ſo daß es außer Brukenthal keine bedeutende ſächſiſche Perſönlichkeit in dieſer Zeit gab, die mit Erfolg für die ſächſiſchen Privilegien eingetreten wäre.

Bevor nun Brukenthal nach Siebenbürgen reiſte, um ſein neues Amt anzutreten, gelang es ihm noch die Kaiſerin zu veranlaſſen, einen für die Sachſen ungünſtigen Befehl rückgängig zu machen, dem gemäß der Fiskus in Siebenbürgen beauftragt wurde, alle ſächſiſchen Gemeindeländer unter ſeine Verwaltung zu nehmen.

Somit wandte er eine große Gefahr von der ſächſiſchen Nation ab, da eine Ausführung dieſer Anordnung ein harter Eingriff in das Selbſtverwaltungsrecht der Sachſen dargeſtellt hätte.[16])

Gerade in dieſer Zeit hatte Graf Kornis der Kaiſerin die Einführung des Konzivilitätsrechtes auf Königsboden vorgeſchlagen, demgemäß auch die madjariſchen Adeligen berechtigt geweſen wären, in den ſächſiſchen Städten Haus und Grund zu erwerben. Brukenthal wehrte ſich heftig gegen dieſen Vorſchlag und verſuchte in einer umfangreichen Eingabe, in der er die Rechtsgrundlage der ſächſiſchen Nation entwickelte, zu beweiſen, daß die Vermiſchung verſchiedener Nationen für die Ruhe des Landes die größte Gefahr bedeute. Seiner Meinung nach bildet die Eigenart eines Volkes die Grundlage für ein eigenes Recht. Die Sachſen könnten ſich nur dann als eigener Volksſtamm erhalten, wenn ihre Trennung von den anderen Nationen ſtreng durchgeführt würde.[17])

Aus dieſer Eingabe geht klar hervor, wie weit Brukenthal in die Rechtswiſſenſchaft und Geſchichte ſeines Volkes eingedrungen war. Tatſächlich war die Eingabe von Erfolg begleitet und bewirkte die Zurückweiſung des Vorſchlags von Kornis.

Seiner großen Erfolge wegen hatte Brukenthal viele Feinde, die ſich alle um Kornis gruppierten. Wegen der Anfeindungen und Beleidigungen von Seiten dieſer Feinde war Brukenthal 1776 ſogar genötigt nach Wien zu reiſen, wo er zur großen Zufriedenheit der Kaiſerin alle Beſchul-

[15]) Schaſer, 42.
[16]) Schaſer, 43.
[17]) Teutſch, II. 158—60.

digungen widerlegen konnte und ſich glänzend rechtfertigte. Wegen all dieſer Fragen war er genötigt, ein Jahr ſich in Wien aufzuhalten. Kurze Zeit darauf wurde Brukenthals tödlicher Gegner, Graf Kornis, von ſeiner Stelle als Präſident der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei enthoben und an ſeiner Stelle Baron Reiſchach ernannt.[18])

Brukenthal aber erhielt am 16. Juli 1777 durch ein Handſchreiben den Titel „Gouverneur". Am 3. Okt. kehrte er gleich nach Hermannſtadt zurück, wo am 14. Nov. ſeine feierliche Einſetzung ſtattfand, wobei General Franz Baron von Preiß die Kaiſerin vertrat. In Brukenthals Abweſenheit führte Nikolaus Bathlen den Vorſitz des Guberniums, der den neuen Gouverneur im Namen des Guberniums willkommen hieß.[19])

Gelegentlich dieſer Ernennung erhielt er einen in ſechs Punkten zuſammengefaßten Auftrag von Maria Thereſia:

1. Er ſolle als Proteſtant in keiner Weiſe die Entwicklung der katholiſchen Religion hindern;
2. Er ſolle die notwendigen Geſetzeserneuerungen vornehmen;
3. Für eine beſſere Behandlung der Hörigen Sorge tragen;
4. Das „Urbarialregulativ" fertigſtellen;
5. Die Militärkonſkription durchführen;
6. Regelmäßige Berichte an das Gubernium einſenden.[20])

Infolge des Einwandes von Seiten Brukenthals verzichtete Maria Thereſia zunächſt auf die Durchführung der Militärkonſkription. Brukenthal leitete nun die Regierungsgeſchäfte ganz nach dem Willen der Kaiſerin, ſo daß dieſe ſchon nach Ablauf eines Jahres ihrer Zufriedenheit Ausdruck verlieh und ihm immer neues Vertrauen entgegenbrachte. So lange die Kaiſerin lebte, war der Einfluß Brukenthals in allen Landesangelegenheiten unbegrenzt. Infolge der hohen Achtung, die Maria Thereſia für den tüchtigen Gouverneur hatte, zeichnete ſie ihn bei jeder möglichen Gelegenheit in beſonderer Weiſe aus. Bei ſeiner Ernennung zum Gouverneur war die Kaiſerin die Erſte, die ihn auf das Wärmſte beglückwünſchte.[21])

Nach dem Tode der Kaiſerin begann für Brukenthal unter der Regierung Joſefs II. ein neuer Wirkungsabſchnitt. Obwohl Brukenthal die Ideen des Kaiſers nicht billigte, war Joſef doch ſo weit gerecht, um die großen Verdienſte des Gouverneurs anzuerkennen. In ſeiner Perſon aber ſah er ein großes Hindernis für die Durchführung ſeiner Reformen. Schon zu Lebenszeit Maria Thereſias kam es oft zu Meinungsverſchieden-

---

[18]) Schuller J. K.: Maria Thereſia und Freiherr von Brukenthal. Hermannſtadt. Th. Steinhauſſen. 1863. 8°. 34 S.

[19]) Korreſpondenzbl. des ſieb. Ver. f. Landeskunde. 1905. S. 17—22.

[20]) Schaſer, 50.

[21]) Schuller J. K. S. 24.

heiten zwiſchen Joſef II. und Brukenthal, die in den meiſten Fällen durch die Kaiſerin zu Gunſten Brukenthals erledigt wurden.[22])

Mit der Thronbeſteigung Joſefs beginnt für Brukenthal eine traurige Zeit, weil er ſtändig gezwungen war Anordnungen durchzuführen, deren Zweckmäſigkeit er nicht einſah und die er für ſchädlich hielt. Als ſelbſtändig denkender Mann mit ausgeprägtem Charakter, konnte er ſich nicht mit der Rolle eines durchführenden untergeordneten Organs begnügen.[23])

Als im Jahre 1783 Joſef wiederum durch Siebenbürgen reiſte, beobachtete er dem Gouverneur gegenüber größte Zurückhaltung.

Im allgemeinen hatte zwar der Gouverneur für das Reformenbedürfnis des Kaiſers Verſtändnis, aber die vom Kaiſer unternommenen Maßnahmen hielt er für unüberlegt und ungünſtig angeſichts der ſiebenbürgiſchen Zuſtände.

In beſonderer Weiſe wurde Brukenthal durch die Auflöſung des Königsbodens getroffen. Alle ſeine Einwände und alle Geſuche der ſächſiſchen Nation waren erfolglos. Ebenſo vergeblich ſetzte er ſich der Einführung der deutſchen Sprache als allgemeine Kanzleiſprache zur Wehr, und ſein Einwand, daß die Unterdrückung der fremden Sprachen für die nichtdeutſchen Nationen einen unerträglichen Zwang bedeute, konnte den Kaiſer nicht umſtimmen.[24])

Nach der Bauernrevolution wurde ein neues Verwaltungsſyſtem eingeführt, demgemäß eine ganz neue Arbeitseinteilung erfolgte. Die höchſte Amtsſtelle des Landes blieb das Gubernium, zuſammen mit dem Theſaurariat, welches angefangen vom 1. 5. 1786 eine Sektion des Guberniums wurde. Brukenthal erhielt als Hilfskräfte zwei Vize-Präſidenten. Graf Teleki wurde zu ſeinem Vertreter in politiſchen Sachen ernannt, während Baron Wolfgang Bánfy ihm in Gerichtsſachen zur Seite zu ſtehen hatte.[25])

Um die Verwirklichung der Reformen zu überprüfen, erſchien Joſef II. im Jahre 1786 das dritte Mal in Siebenbürgen. Brukenthal wurde am 14. Juni zur Audienz befohlen und hatte bei dieſer Gelegenheit eine ausführliche Debatte mit dem Kaiſer, bei der ſich der große Unterſchied dieſer beiden Perſönlichkeiten kund tat. Zwei verſchiedene Vertreter aus zwei verſchiedenen Epochen ſtanden ſich gegenüber.! Brukenthal ſcheute ſich niemals die Reformen Joſefs zu kritiſieren, indem er ſie als ungünſtig für Siebenbürgen hinſtellte und dem Kaiſer vorhielt, daß ſie große Unzufriedenheit hervorgerufen hätten. Die Stände ſeien gar nicht in der Lage der Unzu-

[22]) Schaſer, 55.

[23]) Schuller G. A.: Lebensgang des Freiherrn Samuel Breckner von Brukenthal. S. 113.

[24]) Teutſch, II. 295.

[25]) Schaſer, 105.

friedenheit Ausdruck zu verleihen, da sie selbst seit längerer Zeit nicht mehr zusammentreten dürften. Als Josef II. alle diese Worte hörte, beantwortete er sie mit eisigem Schweigen und machte der Audienz ein Ende.[26]) Am 28. Jan. 1787 machte Brukenthal den letzten Versuch, den Kaiser zur Zurücknahme einer Reihe von Anordnungen zu bewegen und stellte in einer Denkschrift die durch die Verordnungen verursachte Unzufriedenheit der Sachsen dar.[27])

In derselben Stunde, in der Brukenthal diese Denkschrift verfaßte, war der Kaiser bereits entschlossen ihn abzusetzen. Am 9. Jan. 1787 wurde er in den Ruhestand versetzt unter dem Vorwand, daß er seinen „erschöpften Kräften" Ruhe zu gönnen beschlossen habe.[28])

Für seine langjährige Tätigkeit dankte ihm der Kaiser in schönen Worten und verlieh ihm das große Kreuz des Stefan-Ordens, obwohl es in der Öffentlichkeit bekannt war, daß Brukenthal nur wegen seiner den Reformen abgeneigten Haltung, abgesetzt worden war und nicht wegen seiner zerrütteten Gesundheit.[29])

Die aus 400 Gulden bestehende Jahrespension war im Verhältnis zu der bisherigen Jahrespension der Gouverneure sehr gering. Vergeblich protestierte Brukenthal jedoch gegen dieses Unrecht.[30])

Brukenthal, der bis 1787 als tatsächlicher Führer seines Volkes angesprochen werden konnte, muß in erster Linie in der Geschichte der Siebenbürger Sachsen Erwähnung finden. Durch die gewaltige Wirkung seiner Persönlichkeit aber und durch seinen Posten hat er sich einen wichtigen Platz in der Geschichte Siebenbürgens erobert. Von allen Kreisen war er hoch geschätzt, so daß die Achtung Maria Theresias für ihn nicht vereinzelt dastand. Der Hofrat Baron Greiner schlug einmal der Kaiserin vor, den Rat Brukenthals in einer Urbarialangelegenheit in Anspruch zu nehmen. Auf diesen Vorschlag erwiderte Maria Theresia, indem sie mit eigener Hand auf den Akt schrieb: „Ich bin recht vergnügt, daß Er Brukenthal wie ich kenne; Er wird verfolgt, weil ich ihme distinguiere."[31]) Auch Staatsrat Gebler war der Meinung, daß Brukenthal unbedingt zu den fähigsten Beamten der Kaiserin gehörte.[32])

Wenn wir versuchen die Bedeutung Brukenthals darzustellen, müssen wir zu dem vielfach noch vorhandenen handschriftlichen Material greifen.

---

[26]) Teutsch, II. 301.

[27]) Siebenbürg. Wochenblatt 1872/44.

[28]) Teutsch, II. 305.

[29]) Teutsch, II. 305.

[30]) Schuller G. A.: Lebensgang des Freiherrn Samuel Breckner von Brukenthal. S. 144.

[31]) Csaki. 20/21.

[32]) Csaki. 20/21.

Die vielen Denkſchriften, Bittſchriften und Berichte, die in den Wiener Archiven und in ſeinem Hausarchiv uns erhalten geblieben ſind, ſind mit großer Sachkenntnis geſchrieben und mit der Begabung, eine Sache kurz und klar darzuſtellen. Mit viel Wahrheitsliebe und Willensſtärke trat er für ſeine Ideen ein und verſuchte ſeine Pläne zu verwirklichen! Seine Denkſchriften waren oft ſehr umfangreich, wahre wiſſenſchaftliche Werke. Ja er weitgehende geſchichtliche Kenntniſſe beſaß, ſtellte er oft die einzelnen Gegenſtände in Zuſammenhang mit ihrer geſchichtlichen Entwicklung dar.

Als Joſef II. das erſtemal Siebenbürgen beſuchte, unterbreitete ihm Brukenthal eine Abhandlung über die Geſchichte der ſiebenbürgiſchen Verfaſſung.[33])

Außerdem verdienen noch zwei geſchichtlich-rechtskundliche Abhandlungen beſondere Erwähnung, von denen eine über den Königsboden handelt, während die andere das ſiebenbürgiſche Steuerſyſtem entwickelt.[34]) Schließlich hatte er auch eine kleine Sachſengeſchichte veröffentlicht, die von der Einwanderung bis zum Jahre 1750 reicht.[35])

Wie weit ſeine Fähigkeiten reichten, können wir daraus erſehen, daß er alle ſeine Beamtenſtellen bekam, ohne katholiſch zu ſein,, ja ſogar entſchiedener Proteſtant blieb.

Er iſt der einzige Sachſe, der Gouverneur von Siebenbürgen war. Es iſt verwunderlich, daß die Kaiſerin, die ſonſt in Glaubensfragen von größter Unduldſamkeit war, ihn begünſtigte, ohne auf den glaubensmäßigen Unterſchied Rückſicht zu nehmen. Joſef II. ſchrieb einmal, ohne jedoch beſondere Sympathie für Brukenthal zu haben: „Der Brukenthal iſt ein recht geſchickter Mann, er hat Wiſſenſchaft, er hat Feder, er hat Phlegma und könnte im Miniſterium gebraucht werden, wenn ihm nicht die Religion im Wege ſtünde.“[36])

Aus wirklicher Glaubensüberzeugung wies Brukenthal alle Bekehrungsverſuche entſchieden zurück. Als überzeugter lutheriſcher Chriſt nahm er aktiv am kirchlichen Leben teil und beſuchte regelmäßig, zweimal wöchentlich, den Gottesdienſt.[37]) Es war ſelbſtverſtändlich, daß die Kreiſe des Wiener Hofes ſich immer wieder größte Mühe gaben, den einflußreichen Baron zu „bekehren“. Biſchof Kerens aus Wiener Neuſtadt ſandte ihm einmal einen ausführlichen Brief, in dem er den Katholizismus als einen dogmatiſch feſt begründeten Grauben darſtellte, während, wie er nachzuweiſen verſuchte, der lutheriſche Glaube auf ſehr zweifelhaften Dogmen aufgebaut

[33]) Schaſer, 22.

[34]) Schaſer 43 und 46.

[35]) Brukenthal, Denkwürdigkeiten zur Geſchichte der Sachſen in Siebenbürgen, in „Siebenbürgiſche Provinzialblätter“, Hermannſtadt, 1824, V., S. 1—116.

[36]) Cſaki, 43.

[37]) Teutſch, II., 249.

ſei. Aus der Antwort Brukenthals iſt erſichtlich, daß er in Glaubensfragen ſehr wohl Beſcheid wußte und auf Grund der lutheriſchen Dogmen ſeinen Glauben mit Nachdruck verteidigte.[38])

Seine außerordentlichen Erfolge konnte Brukenthal ſicherlich zum Teil auch ſeiner imponierenden äußeren Erſcheinung verdanken. Auf den zahlreichen Bildern, die ſich uns erhalten haben, wird Brukenthal uns als ein ſchöner Mann dargeſtellt von großer Geſtalt und mit energiſchem Geſichtsausdruck. Sein großer Fleiß und ſeine Arbeitskraft ſind in beſonderer Weiſe für ihn kennzeichnend geweſen. Er arbeitete ununterbrochen, nahm an Sitzungen teil und empfing Parteien. Dabei führte er ein beſonders ſolides Leben, er trank nur Waſſer, rauchte nicht und tat alles Notwendige für ſeine Geſundheit, ſo daß er bis ins hohe Alter rüſtig blieb. Wenn wir die Geſchichte des Lebens von dieſem großen Mann verfolgen, können wir feſtſtellen, daß ſeine Lebensbahn in enger Verbindung mit der Perſon der Kaiſerin Maria Thereſia ſteht. Abgeſehen von dem günſtigen Eindruck, den der junge Baron auf die Kaiſerin machte, wurde die Sympathie dadurch vertieft, daß die beiderſeitigen politiſchen Anſchauungen ſehr naheliegend waren. Brukenthal war ein ausgeſprochener Anhänger des Thereſianiſchen Regierungsſyſtems, das auf das Wohl der Untertanen ausgerichtet war, ohne jedoch alte traditionsgebundene Lebensformen zu zerſtören. Als Anhänger dieſer Regierungsauffaſſung konnte er ſich zur Zeit Joſefs II. nur deshalb behaupten, weil dieſer zunächſt keinen Erſatz für ihn hatte. Die Haltung Brukenthals allen Problemen gegenüber war die eines Gouverneurs des zentraliſtiſch-abſolutiſtiſchen Syſtems. Obwohl er alles für das Wohl des Landes zu tun bereit war, wies er auf das Entſchiedenſte alle Reformbeſtrebungen zurück, die nicht vom Hofe ausgingen. Jeden Verſuch dieſer Art hielt er für Rebellion und verſtand es ſofort Maßnahmen dagegen zu ergreifen.[39])

Obwohl er beſtrebt war die alten ſiebenbürgiſchen Einrichtungen zu bewahren, hielt er die Einberufung eines Landtages nicht für notwendig. Durch ſeine Geſchicklichkeit nämlich war es ihm gelungen, die Anſprüche des Adels in Schranken zu halten, indem er dem einflußreichen Adel hohe Stellen zukommen ließ. Die Gegner des Kaiſers machte er dadurch mundtot, daß er ihnen die für ſie geeigneten Stellen übertrug. Er veranlaßte die Kaiſerin, die Stellen der Komitats-Obergeſpanne auch mit Calvinern zu beſetzen und hielt auf dieſe Weiſe die Oppoſition des Adels gegen den Abſolutismus zurück.[40])

---

[38]) Schuller G. A.: Brukenthals Glaubenstreue, „Kalender des ſächſiſchen Volksfreundes“ 1921., S. 77/78.

[39]) Schuller J. K. S. 30.

[40]) Teutſch II., 173.

Da Brukenthal fließend ungariſch ſprach, hatte er gute geſellſchaftliche Verbindungen zu der hohen ungariſchen Ariſtokratie. Gern hielten ſich die ungariſchen Magnaten in ſeinem Hauſe auf und beſuchten ihn auf ſeinen Gütern.[41])

Das wichtigſte Ereignis, das ſich während der Amtszeit Brukenthals in Siebenbürgen zutrug, war der rumäniſche Bauernaufſtand des Jahres 1784. In den Augen Brukenthals war das Problem der rumäniſchen Bauern kein nationales, ſondern ein ſoziales. Schon bei ſeiner Ernennung wurde ihm die Frage der Hörigen zu einer beſonders brennenden gemacht. Unter ſeinem perſönlichen Vorſitz trat eine Kommiſſion zuſammen, die ſich mit dieſer Frage befaſſen ſollte. Im Jahre 1775 wurde der Plan einer Urbarialreform von dieſer Kommiſſion an den Hof geſchickt. Im folgenden Jahr befaßte ſich der Staatsrat mit dieſem Plan und ſandte ihn mit ſeinen Bemerkungen zur nochmaligen Überarbeitung zurück. Als Brukenthal im Jahre 1777 mit ſeiner neuen Ernennung aus Wien zurückkehrte, befaßte er ſich aufs Neue mit dieſem Plan und ſchickte ihn überarbeitet wiederum nach Wien. Am Hofe aber geriet dieſer Plan bis 1781 in Vergeſſenheit. Erſt in dieſem Jahr befaßte ſich auf Grund eines kaiſerlichen Befehls die ſiebenbürgiſche Hofkanzlei wiederum mit der ſiebenbürgiſchen Urbarialfrage und ſandte abermals das Projekt Brukenthals mit ihren Bemerkungen zurück. Brukenthal beriet ſich aufs Neue mit der Urbarialkommiſſion und verfaßte einen neuen Plan, in dem er die Bemerkungen der Hofkanzlei berückſichtigte. Dieſer Plan blieb nun drei Jahre am Hofe liegen, ohne daß Brukenthal irgend eine Anordnung in dieſer Frage bekommen hätte, obwohl er auf privatem Wege die Beſchleunigung der Angelegenheit verſucht hatte. Der Befehl zur Durchführung der Urbarialreform wurde erſt nach dem rumäniſchen Bauernaufſtand gegeben.[42])

Durch die lange Verzögerung der Urbarial-Reform und durch die übereilt vorgenommene Konſkription, die vom kommandierenden General anbefohlen wurde, brach im Erzgebirge der Aufſtand der unterdrückten rumäniſchen Hörigen aus. Als der Kaiſer im Jahre 1763 Siebenbürgen bereiſte, befahl er die Vergrößerung des Militärgrenzgebietes. Im Herbſt des Jahres 1783 fand unter dem Vorſitz Brukenthals eine Beratung über dieſe Frage ſtatt, in der auch als Geſandter des Hofes General Geneyne teilnahm. Im Frühjahr des Jahres 1784 trat eine Kommiſſion, beſtehend aus Beamten und Offizieren, zuſammen, die die Aufgabe hatte, die Militärgrenze zu reoganiſieren, und die Militärkonſkription vorzunehmen.

---

[41]) Cſaki—Teutſch, 18.

[42]) Schuller G. A.: Ein Nachwort zur Karlsburger Gedenkfeier. Brukenthals Verhalten im Hinblick auf die Ereigniſſe von 1784. „Siebenbürgiſch-Deutſches Tageblatt" Hermannſtadt. LXXIV. 1937. Nr. 19369.

Die ſiebenbürgiſche Hofkanzlei aber verhinderte vollkommen die Durchführung der Pläne, die von der Kommiſſion ausgearbeitet wurden, indem ſie verfügte, daß man bei der Neueinrichtung der Militärgrenze nach dem Muſter der kroatiſchen Militärgrenze vorgehen müſſe. Nun mußte die Arbeit auf neue Grundlagen geſtellt werden, ſo daß erſt im Oktober, als die notwendigen Unterlagen beſchafft waren, die Kommiſſion ihre Tätigkeit wieder aufnehmen konnte.[43])

Am 18. Auguſt 1784 jedoch mußte Brukenthal ſchon dem Hofkanzler Eſterházy berichten, daß die rumäniſchen Bauern ſich in Maſſen nach Karlsburg begeben hatten und darum baten konſkribiert zu werden. Der Kriegskommiſſär aus Karlsburg hatte ſie auch tatſächlich konſkribiert. Als Brukenthal ſah, wie groß die Unruhe war, die durch ſolch eine Unternehmung unter den Bauern hervorgerufen wurde, ließ er die Konſkribierung ſofort unterbrechen und ſandte in die aufſtändiſchen Gebiete einige Gubernialkommiſſare.[44]) Als jedoch der Aufſtand größere Ausmaße annahm, ſah ſich Brukenthal genötigt den kommandierenden General Baron Preiß zu erſuchen, vier Infanterie-Kompagnien und eine Kavallerie-Diviſion für die Niederwerfung des Aufſtandes zur Verfügung zu ſtellen. Preiß jedoch entgegnete, daß er nicht befugt ſei, ohne die Zuſtimmung des Hofkriegsrates eine ſo große Truppenmaſſe in Bewegung zu ſetzen.[45]) Als Brukenthal dieſe Antwort erhielt, lehnte er jede weitere Verantwortung für den Verlauf des Aufſtandes ab und bat den General die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, ihn aber von allen Maßnahmen in Kenntnis zu ſetzen. Gleichzeitig befahl Brukenthal den beiden rumäniſchen Biſchöfen, das Volk durch perſönliche Einſprache und durch geſchriebene Zirkulare zu beruhigen.[46]) Ungefähr in derſelben Zeit wurde Michael Brukenthal zum Gubernial-Kommiſſär ernannt mit dem beſonderen Auftrag, in Zuſammenarbeit mit dem orthodoxen Biſchof Nichitici, die Rumänen zu beruhigen.

Als Brukenthal den Eindruck bekam, daß Preiß nicht in der Lage ſein werde des Aufſtandes Herr zu werden, erſuchte er den Kaiſer, den Befehl zu geben, aus Ungarn Truppen in das Land zu berufen.[47])

Am 15. November ſandte Joſef II. dem Gouverneur Anordnungen, betreffend die Befriedung der Bauern und befahl ihm ſtrenge Maßnahmen zu ergreifen und Todesurteile zu fällen, um die Bauern einzuſchüchtern.[48])

---

[43]) Schuller G. A.: Ein Nachwort zur Karlsburger Gedenkfeier. Brukenthals Verhalten im Hinblick auf die Ereigniſſe von 1784. „Siebenbürgiſch-Deutſches Tageblatt" Hermannſtadt. LXXIV. 1937. Nr. 19369.

[44]) Schaſer, 61.

[45]) Ibidem, 67.

[46]) Schaſer, 68.

[47]) Ibidem, 72.

[48]) Ibidem, 79.

Brukenthal ſelbſt plante, ſich perſönlich in die aufſtändiſchen Gebiete zu begeben, doch wurde er von den Gubernialräten überzeugt, daß ſeine Anweſenheit in den Sitzungen des Guberniums unbedingt notwendig ſei. Im Einvernehmen mit General Pfefferkorn brachte er den Aufſtändiſchen zur Kenntnis, daß ſie begnadigt würden, falls ſie ihren Anführer auslieferten und ihre Waffen ablegten.[49])

Da Brukenthal eine beſondere Abneigung für Grauſamkeiten hegte, verſuchte er jedes Blutvergießen zu umgehen. Brukenthal verbot daher ſofort dem Gerichtshof in Hunedoara, der 34 beſchuldigte Bauern köpfen ließ, ſolche Grauſamkeiten fortzuſetzen.[50])

Nachdem der kaiſerliche Kommiſſär Graf Anton von Jankovich am 13. Dezember mit der Eindämmung des Aufſtandes beauftragt wurde, beſchränkte ſich die Aufgabe des Guberniums in dieſer Frage auf Beobachtung und Berichterſtattung.[51])

Nach der Meinung des Kaiſers war die Schuld an dieſem Aufſtand bei General Preiß zu ſuchen, der nicht entſprechend mit dem Gubernium zuſammengearbeitet hatte und nicht zeitgerecht den Abbruch der Konſkription verfügt hatte.[52])

Aus dem Bericht Brukenthals iſt ein perſönliches Mitempfinden für das Los der rumäniſchen Bauern bemerkbar, die er „unglückſelige Menſchen" nennt.[53])

Am 1. Auguſt 1785 berichtet Brukenthal, daß er an alle Komitatsſtellen den Auftrag gegeben habe, die Unterdrückung der Rumänen vollſtändig abzuſtellen.[54])

Obwohl Brukenthal alle ſeine Kräfte in den Dienſt ſeiner Nation ſtellte, kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er gegen die übrigen Nationen Siebenbürgens ungerecht geweſen wäre. Was die Rumänen betrifft, ſo hat ſich Brukenthal frühzeitig von der Volkskraft derſelben Rechenſchaft abgelegt. In ſeinem Bericht über die „Konzivillität" auf Sachſenboden ſchreibt er: „In Comitaten ſowohl, als in den ſächſiſchen Stühlen, ſind viele deutſche Dörfer in walachiſche ausgeartet. Die ehemaligen Einwohner ſind entweder vertilgt und durch die überhandnehmenden Wala-

---

[49]) Ibidem, 82/83.

[50]) Ibidem, 85.

[51]) Ibidem, 91.

[52]) Schuller G. A.: Ein Nachwort zur Karlsburger Gedenkfeier. Brukenthals Verhalten im Hinblick auf die Ereigniſſe von 1784. „Siebenbürgiſch-Deutſches Tageblatt" Hermannſtadt, LXXIV. 1937. Nr. 19369.

[53]) Schaſer, 79.

[54]) Lupaş, Jon: Răscoala Ţăranilor din transilvania la anul 1784. (Bauernaufſtand in Siebenbürgen im Jahr 1784.) 8°. Klauſenburg. 1934.

chen verdrängt worden; oder es ſind die wenigen noch übrigen ſo herabgeſunken, daß ſie kaum ihre Sprache verſtehen und, weit von den Sitten und häuslicher Ordnung ihrer Vorfahren, vielleicht ihre Fehler und Gebrechen mit den angenommenen Fehlern und Gebrechen der Walachen vereinigen und dadurch ſchlechter und dem gemeinen Weſen noch weniger nützlich werden, als dieſe ſelbſt."[55])

Ein dauerndes Zeugnis von der Bedeutung, die der Gouverneur auf kulturellem Gebiet für ſein Volk hatte, iſt ſein in Hermannſtadt befindliches Palais, das er ſelbſt in dem Wiener Stil ſeiner Zeit bauen ließ. Am Rande der Stadt errichtete er eine Reihe von Sommerhäuſern, inmitten von Gärten, in denen er vielerlei, beſonders exotiſche Pflanzen züchtete. Seine Glashäuſer waren landbekannte Kurioſitäten. Sein Palais wurde nicht nur der geſellſchaftliche Mittelpunkt der Hermannſtädter Ariſtokratie, ſondern auch ein wichtiges Kulturzentrum des Landes. Faſt täglich verſammelte ſich dort die vornehme Geſellſchaft und zweimal wöchentlich wurden Muſikabende veranſtaltet.[56])

Beſonders hervorzuheben iſt die Tätigkeit Brukenthals als Sammler. Sein geräumiges Palais bot ihm die Möglichkeit große Sammlungen anzulegen. Von größter Bedeutung war ſeine Bibliothek. Da er auf allen Gebieten die neuen Ergebniſſe der Wiſſenſchaft verfolgte, beſtellte er ſich alle bedeutenden Neuerſcheinungen ſeiner Zeit. Faſt alle bedeutenden Neuerſcheinungen des 18. Jh.s wurden von ihm angeſchafft und von einem eigens dazu beſtellten Bibliothekar, dem ſpäter berühmten Arzt Samuel Hahnemann verwaltet. Als Kunſtmäzen begünſtigte er nicht nur heimiſche Meiſter, ſondern ſammelte auch eine Menge von Gemälden. Seine Gemäldeſammlung wurde auch durch Geſchenke ſeiner großen Gönnerin bereichert. Nebenbei ſammelte er auch noch Kupferſtiche, Münzen und Altertümer. Namentlich auf numismatiſchen Gebiet hatte er gutbegründete Kenntniſſe.[57])

Von ſeinen Zeitgenoſſen wurde Brukenthal als einer der reichſten Männer des Landes angeſprochen. Als Gouverneur hatte er ein Jahresgehalt von 24000 Gulden. Viele Schenkungen von Seiten der Kaiſerin vergrößerten ſeinen Reichtum.[58])

Seine Güter beſaß er im Fogaraſcher Diſtrikt. Auf ſeinem Gut in Freck baute er ein Schloß mit einem wunderſchönen Park, wo er ſich zur Sommerszeit aufhielt. Als Fiskallehen bekam er im Fogaraſcher Di-

---

[55]) Antwort Brukenthals auf den Bericht von Kornis. Schaſer, 38—43.

[56]) Schaſer, 119.

[57]) Cſaki M.: Baron Brukenthals Bedeutung für ſein Volk. „Kalender des ſieb. Volksfreundes, Hermannſtadt". 1921., S. 63—71.

[58]) Cſaki M., 30.

ſtrikt die Dörfer: Sâmbata de jos, Scorei und Ucia. An der Verwaltung ſeiner Güter nahm er perſönlich Anteil und ließ auf dem Gebiete des Ackerbaus und der Viehzucht die neueſten Methoden durchführen.

Mit ſeiner Gattin Sofia geb. Klockner lebte er von 1745—82 in glücklicher Ehe. Sie verſchied plötzlich durch einen Schlaganfall, von dem ſie gelegentlich eines Gaſtmahles beim kommandierenden Genarl Preiß betroffen wurde. Mit ihr hatte Brukenthal nur ein einziges Mädchen, das ſchon frühzeitig ſtarb.[59])

Nach ſeiner Abſetzung lebte Brukenthal in ſtiller Zurückgezogenheit. Bis zum Ende ſeines Lebens war er nicht von Anſchuldigungen verſchont geblieben, die ihm von Seiten ſeiner Gegner gemacht wurden, die ſich durch die Größe ſeiner Perſönlichkeit in den Schatten geſtellt ſahen. In mehreren Fällen wurde er in beleidigender Weiſe zur Verantwortung gezogen und geradezu zum Beweis genötigt, in welcher Weiſe er ſeine Reichtümer erworben hätte. Alle Unterſuchungen endeten zu Gunſten des Gouverneurs. Trotzdem aber verbitterten ſie arg ſeinen Lebensabend.

Obwohl er ſich ganz aus dem politiſchen Leben zurückgezogen hatte, verfolgte er mit großem Intereſſe alle Ereigniſſe, beſonders diejenigen, die ſeine Nation betrafen. Noch immer half er ſeinem Volk, wo er konnte, durch ſeine Beſitzungen. In den allerletzten Jahren ſeines Lebens lebte er beſonders einſam, da er ein hohes Alter erreichte, alle ſeine einſtigen Freunde geſtorben waren, und er die neue Generation nicht mehr recht verſtehen konnte.[60])

Am 3. Januar 1802 verfaßte Brukenthal ſein Teſtament. Seine Güter und ſein Vermögen hinterließ er ſeinem Neffen. Für die Beſorgung und Erweiterung ſeiner Sammlungen ſetzte er eine Summe von 36000 Gulden feſt und beſtimmte, daß im Fall des Verlöſchens ſeiner Familie alle Sammlungen in den Beſitz der evangeliſchen Kirchengemeinde Hermannſtadt übergehen ſollten.[61])

Brukenthal ſtarb am 9. April 1803 im Alter von 82 Jahren in Hermannſtadt. Er wurde in der dortigen evangeliſchen Stadtpfarrkirche beſtattet. Von allen Gouverneuren hat Brukenthal die bedeutendſte politiſche und kulturelle Rolle geſpielt. Die politiſchen Ereigniſſe in Siebenbürgen ſtehen in der Zeit Maria Thereſias in engſter Verbindung mit ſeiner bedeutenden Perſönlichkeit. Seine Sammlungen aber erinnern uns in ſichtbarer Weiſe bis heute an die Rolle, die er im kulturellen Leben Siebenbürgens einſt geſpielt hat.

---

[59]) Schaſer, 125.
[60]) Teutſch II., 423.
[61]) Schaſer, 139.

Karpatendeutſche Gelegenheitsgedichte.

Von Gerhard Eis (Ruppersdorf bei Reichenberg).

Ueber das Geiſtesleben der Inſel- und Streudeutſchen im Karpatenraum mangelt es nicht an Quellen, doch ſind dieſe zum größeren Teile unerſchloſſen. Wenn im Folgenden eine Handſchrift des 18. Jh.s bekanntgemacht wird, ſo geſchieht das nicht in der Annahme, daß gerade dieſer Quelle eine beſondere Bedeutung zukomme. Ich kenne die an Ort und Stelle liegenden Beſtände zu wenig, um ein vergleichendes Werturteil fällen zu können. Die Veröffentlichung einiger, in gewiſſem Sinne zufällig in meine Reichweite gelangter Gedichte geſchieht in der Ueberzeugung, daß die durch ſie zu gewinnenden Einblicke an ſich wertvoll ſind. Wenn dereinſt, vielleicht daraufhin, karpatendeutſche Lokalforſchung ebenſo Beachtliches oder Wertvolleres der gleichen Gattung bekanntmachen wird — umſo beſſer. Wir ſind durch die Volkskunde über die heimlicheren Güter des Karpatendeutſchtums beſſer unterrichtet als über die einſt den fremdvölkiſchen Nachbarn gewiß ſtärker in die Augen ſpringende ſtädtiſche Geſellſchaftskultur. Die folgenden Gedichte zeigen, welchen Gepräges und Umfangs — über dem Geſamtnenner einer etwa 150 Jahre lang vorherrſchenden Geiſteslage — das Denk- und Blickfeld humaniſtiſch gebildeter Kreiſe der deutſchen Oberſchicht in ungariſch-ſlowakiſcher Umwelt war. H. Kindermann hat die Fruchtbarmachung der „Gelegenheitsdichtung als Spiegel nationalen Lebens“ am Beiſpiel des Danziger Barocks eindrucksvoll verwirklicht. Das begeiſterte Bekenntnis zum Volkstum, das er in der Barockdichtung des deutſchen Nordoſtens vorfand, hat im Südoſten gewiß nicht bloß das hier zum Abdruck gelangende Gegenſtück.

Im Oktober 1937 erwarb ich von dem Prager Antiquar K. Zink für das damals von mir geleitete „Sudetendeutſche Archiv“ in Reichenberg ein handſchriftliches Heft, das nun die Signatur Hs. 24 trägt.[2]) In einem goldgrünen, gepreßten Papierumſchlag, deſſen Rückdeckel fehlt, ſtecken 38 Blätter von der Größe 33,5 × 20 cm; zwei Blätter am Schluſſe fehlen. Den Inhalt bilden Hochzeitsgedichte in lateiniſcher, madjariſcher, deutſcher und ſlowakiſcher Sprache, von mehreren Schönſchreibern in leicht lesbarer Schrift eingetragen. Der Schreiber des deutſchen Teils folgte den ihm von den Verfaſſern vorgelegten Niederſchriften mit peinlicher Genauig-

[1]) Danziger Barockdichtung. Ergänzungsband zu dem Sammelwerk „Deutſche Literatur in Entwicklungsreihen“, hg. von H. Kindermann und D. Kralik, 1939.

[2]) Karpatendeutſcher Herkunft ſind auch die Handſchriften 23, 59, 60, 67, 76—78, 101 des „Sudetendeutſchen Archivs“, die ich ſämtlich bei Prager Antiquaren auflas.

keit; in Samuel Szontaghs Gedicht korrigierte er mehrmals, augenſcheinlich um ſeine Vorlage buchſtabengetreu wiederzugeben, i zu y (willyg 14, ſeydnen 35, meynt 44 u. ö.); auch mehrere Raſuren zeugen für ſeine Sorgfalt.

Am ſtärkſten iſt die lateiniſche Abteilung, die das Heft eröffnet. Sie füllt Bl. 2r—18v. Den Anfang bildet ein acht Seiten füllendes, mit Gelehrſamkeit überladenes Gedicht, an deſſen Schluß der Verfaſſer genannt wird: Ita lusit integer Sextianus nunc Osgyanensis. Der Verfaſſer könnte als Amtsbruder des Bräutigams, deſſen Hochzeitsfeſt durch die Gedichte gefeiert wurde, an der Osgyaner-Schule gewirkt haben. Sextianus wurde zu ſeinem Gedicht, das er an einem Tage verfaßte, durch Petronius angeregt, wie er ſelbſt in der zweiten ſeiner zahlreichen und eingehenden Fußnoten angibt: Titus Petronius elegantiarum iuxta atque neqvitiarum arbiter facete et pro ingenio suo caussas et origines somniorum eleganter exponit. Qvare hunc heri sum imitatus eius Heroicum in Elegicum mutando carmen. Wir haben alſo keine originelle Konzeption vor uns. Auch hat Sextianus, wie er ſelbſt in den Fußnoten angibt, Gedanken und Prägungen aus Ovid und Marcellius Balingenius übernommen.[3]) Sextianus' Gedicht wurde hinwiederum Vorbild für das umfänglichſte Gedicht der deutſchen Abteilung, das Samuel Szontagh als Sprecher der deutſchen Jugend verfaßte.[4]) Unter den lateinſchreibenden Beiträgern befinden ſich gewiß noch mehrere Deutſche, was Namen wie Tobias Daxner, Andreas Schwandtner, Joannes Birheim, Michael Klein zeigen. Aber auch hinter den zahlreicheren madjariſchen und ſlowakiſchen Familiennamen können Deutſche ſtehen; ſo erſcheinen Samuel Chowan und Paul Deſſy[5]), die lateiniſche Beiträge lieferten, auch unter den Vertretern der deutſchen Jugend mit deutſchen Gedichten.

---

[3]) Bl. 5v: Non sunt hae meae cogitationes immo vix Phrases, sed Balingenii uſw.

[4]) Szontagh macht keinen Verweis auf Sextianus' Arbeit, die wir nicht abdrucken, aber ſo weit heranziehen, als es zum Verſtändnis der zahlreichen gelehrten Anſpielungen Szontaghs erforderlich iſt.

[5]) Chowan ſteuerte folgende lateiniſche Diſticha bei (Bl. 7rv):

Quae teneor sermone silentia rumpere multa
Dum quae vota canunt, vix ferat altus aer.
Ore sanus referat quisquis sit conscius horum.
Nescio, ovae tanti caussa, caputqve boni.
En! fert iam thalami Sexti sociam sibi duxit.
In cuius egregio laus, decus ore manet.
Ergo ego vobis cum laetas veho ad astra loqvelas
Et manibus plaudo, pulso nimisqve pede.
Eva puella pudica decus retinet tibi purum,
Laudemqve casta virginitatis habet.
O felix Sexti! qvo non felicior alter

An zweiter Stelle ſtehen die madjariſchen Gedichte, ſechs an der Zahl. Sie füllen die Blätter 20r—25r. Die ſlowakiſchen Beiträge ſtehen an vierter Stelle (Bl. 35r—38v).

Der deutſche Teil, der an dritter Stelle ſteht, füllt die Blätter 27r—33r. Das ihm vorgeſtellte Blatt trägt folgende Aufſchrift: Die Hochzeit Freüde / wurde, / Da der Wohlgelehrte Herr / Johann Sextius, / Der Osgyaner Schule / wohl meritirter Rector, / mit / Der Ehrenfeſten Jungfer / Ewa Simonideſin, / Deß wohl Ehrw. Herrn / Johann Simonides, / Pfarherrn zu Padar, / Jüngſten Tochter, / ſich glücklich 1755. Jahr. den 28. Jan. vermählet hat. / vorgeſtellt / von der Deütſchen Jugend.

Nach dem „Orientierungslexikon der Tſchechoſlowakiſchen Republik" von E. Pfohl (3. Aufl., Reichenberg 1931) iſt der im Zuge der europäiſchen Neuordnung an Ungarn zurückgefallene Ort Osgyan vorwiegend von Madjaren bewohnt (1373 Einwohner, darunter 995 Madjaren). Er liegt in der Geſpanſchaft Gemer im Gerichtsbezirk Groß-Steffelsdorf (Rimaſzombat). Pádár, gleichfalls im Gerichtsbezirk Groß-Steffelsdorf, hat nach Pfohl 464 madjariſche Einwohner und vier andere. Vor zweihundert Jahren mag das Verhältnis für die Deutſchen günſtiger geweſen ſein. Von den Beiträgern deutſcher Hochzeitsgedichte ſtammt keiner aus den Heimatorten der Brautleute. Samuel Szontagh, der Verfaſſer des aufſchlußreichſten Gedichtes, ſtammt aus Eperies, Samuel Chowan aus Acſa in der Peſter Geſpanſchaft, Paul Deſſy aus Eperies, Michael Klauſer aus Schemnitz und Matthias Höbenſtreit aus Roſenau. Trotz der jüdiſchen Vornamen braucht man nicht an der Deutſchblütigkeit der Verfaſſer zu zweifeln, wenngleich naturgemäß madjariſche und ſlowakiſche Blutsanteile nicht auszuſchließen ſind. Es iſt hervorhebenswert, daß gerade dieſe deutſchen Beiträger ein ausgeſprochenes Nationalbewußtſein verraten. Sie bezeichnen ſich in der angeführten Ueberſchrift als Sprecher der

---

Tempora multa aevi transigat Eva tua.
Adspicet semper vestro fortuna labori
Coeptas res vestras alma Minerva iuvet.
Viue! et qvem dederit fortuna hic perfice cursum
Et cantes toto nomen in orbe Dei.
Te veneror supplex, celsi moderator Olympi
Sed blandi precibus nulla repulsa fiat.
TV thalaMI socIIs tribVe tV Dona perenna
EXorsVs feLIX totVs et annVs eat.
Ex obligatione debita offert hoc / munusculum
chartacem Sa-/muel Chovan Acsa Pestiensis.

Von Deſſy ſtammt in der lat. Abteilung folgender chronoſtichiſcher Wunſch (17v):
O sVaVIssIMe DeVs aVXILIo sIs hIs In fVtVrIs perICVLIs.

Michael Klauſer aus Schemnitz beſchließt die vier Seiten füllenden lat. Chronoſtichen mit folgendem Einfall: Ego ConCLVDaM.

„Deütſchen Jugend", wogegen in den ſonſt gleichlaufenden Ueberſchriften der lateiniſchen, madjariſchen und ſlowakiſchen Abteilungen des Heftes keine ausdrücklichen Benennungen der Volkszugehörigkeit der Beiträger zu leſen ſind. Die lateiniſchen Stücke ſind dicatae / a / Juuentute Nobili et Studiosa Osgyanensi, am Schluß des magyariſchen Widmungsblattes ſteht Osgyában levö Tanúló Iffiuság und am Schluß der ſlowakiſchen Titelſeite Včinene a dedikowane / od / Skolské Mládežj Ozdjanske. V. 261 bezeichnet ſich Samuel Szontagh als den von „der Deutſchen Nation" beauftragten Wortführer. Als ſein Vaterland, von dem er rühmt, daß es reich an Männern iſt, „die auf die Bücher ſehen" (V.168), betrachtet Szontagh wohl Ungarn. Sein Wunſch, daß der „Hüter Israels" die Brautleute beſchützen möge (V. 271), erklärt ſich aus der altteſtamentariſchen Gedankenwelt des proteſtantiſchen Barocks. Uebrigens iſt auch dieſe Stelle des deutſchen Gedichts bei Sextianus vorgebildet; deſſen Gedicht ſchließt:

Gratulor ergo tibi votumqve e pectore fundo,
Prosperet ut vestrum summus Jehova torum.

Einen in der Tat jüdiſchen Einfluß beweiſen die den Schluß der lateiniſchen Gruppe bildenden Vota per Caballam annum exprimentia. Die kabbaliſtiſche Zahlenmyſtik wird hier wie das ſeit der Renaiſſance beliebte lateiniſche Chronogramm ſpieleriſch gehandhabt. Zwei der fünf kabbaliſtiſchen Reihen unſerer Handſchrift haben Andreas Schwantner zum Verfaſſer; ſie ſeien hier mitgeteilt, ohne daß ich allerdings den Schlüſſel geben könnte, nach welchem die Zahlen den Wörtern beigeordnet ſind:

Ecce	age	iam	Joannes	Sexti	adsumit	Evam	Simonidem	1755
16	13	40	235	504	435	236	277	
Eia	socii	Dei	uniti	corpore	simul	vivite		1755
15	163	18	388	378	349	523		

Augenſcheinlich ſoll 1755, das Jahr der Hochzeit, jeweils durch Addition der einzelnen Zahlen erzielt werden; freilich ergibt die erſte Reihe in Wahrheit 1756, die zweite 1834; ob es ſich dabei um Verſehen des Reinſchreibers oder unvollkommene Beherrſchung der Kabbaliſtik durch Schwantner handelt, vermag ich nicht zu entſcheiden.

Die jugendlichen Reimſchmiede waren vermutlich wie die ganze Hochzeitsgeſellſchaft evangeliſch. Daß das Brautpaar der Augsburger Konfeſſion angehörte, läßt am deutlichſten das madjariſche Widmungsblatt erkennen, auf dem es heißt; Lakadalmi örom uſw. SEXTIUS JANOS / LIRAM / Osgyani Augustana Confession levö Isko / lanak erdemes

Tanitoja. In dieſem Zuſammenhang ſei angemerkt, daß die Hs. 23 des „Sudetendeutſchen Archivs" die Arbeit eines Samuel Simonides enthält, der vielleicht mit der Braut Eva Simonides verwandt war. Er war Prorektor des Neuſohler Gymnaſiums, gleichfalls einer evangeliſchen Anſtalt. Der 72 Quartblätter umfaſſende Band, der in einem mit grobem Leinenrücken beklebten Papierumſchlag ſteckt, trägt den Titel: Institutiones / Eloquentiae Vivae / sive / ORATORIA / ad / Hodiernos vsus accommodata / Opera et studio V. A. C. D. / Samuelis Simonidis / p. t. gymnasii Nouisoliensis Euang-/gelico Lutherani Rectoris / per quam mentissimi fidelicissimi / in vsum Juuentutis Studiosae / eiusdem Gymnasii / adornata / Anno . . . (Jahreszahl leider nicht eingetragen, doch weiſt die Schrift auf die Mitte des 18. Jh.s). Hier iſt die Zugehörigkeit — etwaigen Zweiflern zur Vergewiſſerung — zum Augsburger Bekenntnis für einen den bibliſchen Namen Samuel tragenden Schulmann bezeugt.

Die Nachweiſung der Lebensſchickſale der fünf Verfaſſer ſei der örtlichen Heimatforſchung überlaſſen. Hier kann ihrer entraten werden, da die Gedichte nicht ihrer Urheber wegen, ſondern als Zeugniſſe der deutſchen Bildungslage im entlegenen Oſten betrachtet werden. Es wäre möglich, daß ein vielleicht ſogar genealogiſcher Zuſammenhang der karpatenländiſchen Paſtorenfamilie Simonides mit Böhmen und der Lauſitz beſteht. Ein Adam Simonides iſt der Herausgeber einer Reihe tſchechiſcher Emigrantendrucke in Zittau. Bekannt iſt aus den Bibliographien von Jungmann und Rizner ſein Kázanj Přistupugjcy kteréžto, w nowě k Auřadu pořádně powolany . . . Kněž . . . w XI. Nedělí po Sw. Trogicý, wykonáwal (Zittau 1718). Bei einer Verſteigerung des Prager Antiquars K. Zink am 29. 11. 1939 tauchten von ihm drei weitere Schriften auf, die Jungmann und Rizner unbekannt waren: eine Ausgabe der Nábožná Pjseň o Dni Saudnem des Tobias Mouřenín von Leitomiſchl, eines tſchechiſchen Schriftſtellers des 16. Jh.s, ein Pjseň w Nowé složená (beide ohne Jahr) und vor allem ein Heftchen von Liedern, die aus dem Deutſchen überſetzt ſind, Některé Pjsně Nábožné z Ně-Německého (!) Gazyku do Czeského přeložené (Zittau 1724)[6]). Von den Fußnoten, die Sextianus ſeinem Gedicht beigab, weiſt eine auf Beziehungen des karpatendeutſchen Kreiſes zu Böhmen. Zu dem Vers Intramus venerando lares savosque penates, der keiner Erläuterung bedürfte, macht er folgenden Hinweis: Manserunt ad nostra qvoqve tempora ritus huius religionis nunc superstitiosae, nunc innocentes et vere suae. Certe illa slavo Bohemorum salutavi. Niteus a sancto Vito qvem Bohoemi et ante et

[6]) Siehe Aktionskatalog (LIV. Zinková aukce, Pro každého něco) Nr. 83, 96, 97.

post sui conversionem repurgans a Carolo Magno[7]) litturgiis pro patrono regni domuumqve suarum colebant, originemqve traxit, ut non inepte Joannes Dubravius in Hist. Boh. lib. 1 edit Frank 1687, p. 83 annotavit.

Die Einweiſung der Gedichte in den breiten Strom ſpätbarocker Gelegenheitslyrik ergibt ſich ſchon aus der Verskunſt. Die Gedichte von Szontagh, Klauſer, Deſſy und Höbenſtreit gehen in Alexandrinern, die bei Deſſy und Höbenſtreit paarnweis, bei Szontagh gekreuzt und bei Klauſer umſchließend reimen. Nur Chowan verſucht ſich in daktyliſchen, vierhebigen Verſen, welche Strophen mit der Reimſtellung ababcc bilden. Die gleiche Strophenform, jedoch trochäiſch, verwendete z. B. Joh. Chriſtian Günther als Neunzehnjähriger in einem Gedicht „Auf ein Mädchen, ſo er einſtmals bei einem guten Freunde in der Nachbarſchaft ſahe zum Fenſter herausſehen". Barock iſt auch die Sprache, der mythologiſche Apparat mit Nymphen und Schäfern, der Bildervorrat; auch Szontaghs Reime „Exempl:Tempel" begegnen bei Günther (was angemerkt wird, ohne eine unmittelbare Beeinfluſſung durch den genialſten ſchleſiſchen Lyriker zu behaupten). Die Sprach- und Verskunſt der fünf Dichter iſt ſchülerhaft.[8]) Dem natürlichen Wortton wird beſonders durch Szontagh häufig Gewalt angetan, wobei neben mangelnder metriſcher Gewandtheit wohl auch Einfluß der magyariſchen Erſtſilbenbetonung mitwirkt. Oft mißglückt die ſyntaktiſche Formung, ſo daß mitunter ſogar der Sinn unklar bleibt. Bemerkenswert ſind ſchwache Präteritalbildungen wie rufte, laufte heiſte, bekommt'. In reichem Maße wird von Szontagh der Wohlklang des Stabreims genützt: „Das Haupt Trug einen Helm, die Hände Schild und Stangen" (V. 25), „Gelehrte wiſſen wohl, was Weiber mit ſich bringen" (68); oft werden ſtehende Prägungen angewendet: „Ruh und Raſt" 12, „müd und matt" 12, „mein Tichten und mein Trachten" 17, „nach Wunſch und Willen" 170 uſw. Auch auf Sprichwörter (nicht zweyen Herren dienen 159, der Apfel fällt nicht weit von ſeinem Reiß und Stamm 188) und Bibelſtellen (der Geiſt muſt willig ſeyn 14 — nach Matth. 26, 41) wird angeſpielt.

Szontaghs Gedicht, das wir nach V. 206 „Die Red von Eheſtand" nennen, arbeitet wie die Dichtung ſeines Lehrers Sextianus mit dem mythologiſchen Apparat und der ſchäferiſchen Szenerie des Barocks. Morpheus ſchläfert den Dichter ein. Pallas Athene, von den Muſen begleitet, tritt mit Venus, der die Cupidines Eros und Anteros folgen,

[7]) An anderer Stelle bezeichnet Sextianus Karl den Großen als den Begründer der ſieben freien Künſte: Artistarum auctor Carolus magnus felix litterarum consepultarum restauratos. Hoc nomini adpellavit omnes eos, qvi 7 illas artes minores docebant in triviis.

in einen Streit über die Frage, ob Gelehrte „in einem ſtillen Haus“ ihrer Aufgabe nachgehen oder heiraten ſollen. Zum Schiedsrichter wird Apoll von Jupiter beſtimmt. Minerva tritt für die Eheloſigkeit der Gelehrten ein und führt eine Reihe von griechiſchen Denkern ſowie frühchriſtlichen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Theologen und Schriftſtellern als Zeugen für die Schädlichkeit und die Nachteile des ehelichen Lebens an. Faſt vermag ſie Apoll zu überzeugen, aber die Worte Venus', die gegenteilige Beiſpiele aus der Gelehrtengeſchichte (in weſentlich geringerer Zahl) anführt, belehren ihn eines Beſſeren. Nach der Schilderung des Götterfeſtes zur Verherrlichung der Hochzeitsfreuden bringt der Dichter, aus ſeinem Traumgeſicht zur Wirklichkeit erwachend, dem Brautpaar die Glückwünſche der „Deutſchen Nation“ dar. In der gleichen Geiſteswelt bewegt ſich Samuel Chowan, der in ſeinen wenigen Verſen außer Nymphen, Flora und Juno den Gott des Geſanges unter vier Bezeichnungen (Foebus, Zynthius, Apollo, Cythariſt) anführt. Weniger anſpruchsvoll entbietet Paul Deſſy ſeinen Wunſch, den ſein „annoch ſchwacher geiſt“ in Verſe gebracht; die Erwähnung des Königs Neſtor von Pylos, der drei Menſchenalter ſah, iſt ſeine einzige Anſpielung auf die Antike. Michael Klauſer erwähnt die ihm aus der Lektüre der römiſchen Dichter bekannten goldführenden Flüſſe Hermus (Hauptfluß von Lydien), Tagus (Tajo in Spanien, bei Ovid „aurifer“) und Pactolus (in Lydien, bei Horaz, ſprichwörtlich tibi Pactolus fluat). Es iſt bemerkenswert, daß gerade ein Beiträger aus der reichen Bergſtadt Schemnitz die Goldflüſſe der Alten heranzieht. In den herzlichen Zeilen von Matthias Höbenſtreit deuten die „Zinnen des Helicons“ auf humaniſtiſche Erziehung.

Was das Gedicht Szontaghs zu einer ſchätzenswerten Quelle für die Geiſtesgeſchichte macht, iſt die nicht ungeſchickt in das Streitgeſpräch eingefügte Fülle von Hinweiſen auf Bücher und Gelehrtenſchickſale, die in dem Kreis bekannt geweſen ſein müſſen, für den das Gedicht beſtimmt war. Es iſt dabei klar, daß nicht der Schüler ſelbſt die Werke alle geleſen haben muß; ſie mögen durch Sextianus in ſeine Reichweite gerückt worden ſein. Staunt man immer erneut, welch gewaltigen Büchermaſſen aus der Slowakei ſeit den letzten Jahren auf den Prager Altbüchermarkt gelangen, ſo kann man aus Szontaghs Gedicht ableſen, daß dieſe Bücherſchätze einſt tatſächlich über einige Gelehrtenſtuben hinaus eine lebendige Wirkung auf weitere Kreiſe übten. Es ſpricht aus dieſen dichteriſchen Verſuchen ein ſehr eifriger Wille zur Teilnahme am Geiſtesleben des Weſtens mit dem

---

[8]) Schülerhaft auch die Anſpielung Szontaghs auf die Strenge der Lehrer; ein Lehrer, der ſelbſt Kinder hat, werde „der Schüler freches Herz mit Sanftmut beugen“ (V. 174 f); der verheiratete Gelehrte ſoll „mit Verſtand regieren, nicht wie die Hund ſich beiſſen“ (V. 225).

deutlichen Beſtreben, die Gelehrſamkeit nicht äußerlich als Zier und Zuflug zu betrachten, ſondern ſie als weſentlichen Hausrat der eigenen Lebensmitte einzubauen. Szontaghs Gedicht ſagt uns, was jene deutſchen Volksſplitter laſen, wußten, geiſtbeſtimmend beſaßen und mit einem geradezu ergreifenden Eifer hochſchätzten. Die Bücher und Menſchen, über die ſich jene Lehrer und Schüler unterhielten — das ſei vorweg zuſammenfaſſend feſtgeſtellt — ſind uns Heutigen faſt gänzlich aus dem Blickfeld entſchwunden. Sie haben zum Teil nicht einmal in die großen Nachſchlagewerke Aufnahme gefunden, ſo daß es uns nicht gelingt, alle Anſpielungen wieder zum Sprechen zu bringen. Manches bleibt uns unklar, weil die Verfaſſer, die in dem Stoffe lebten, weniger ſachliche Anhaltspunkte bieten als Uneingeweihten nottäte. „Der weiſe Kingius, gebohrner Engelländer", der im Scheiße ſeines Angeſichts zu Hab und Gut kam (V. 119 f), gewinnt für uns kein Leben mehr; ſelbſt dem „Auskunftsbüro der deutſchen Bibliotheken" (fortan AddB) war es „ſchwer, etwas zu ſagen, da es eine ganze Menge von King in den genannten Jahrhunderten gibt".

Gilt auch heute noch vielfach Xantippe als die Verkörperung der zankſüchtigen Gelehrtengattin, ſo iſt es weniger bekannt, daß auch Euripides' Ehe für unglücklich galt. Szontagh führt die ungünſtige Beleuchtung, in der die Frauengeſtalten dieſes Dichters erſcheinen, auf die „Tragödie zu Hauſe" zurück, die ihm das Leben verbitterte (V. 97 f). Er folgt in dieſer Anſchauung ſeinem Lehrer Sextianus, bei dem es heißt (Bl. 4r):

Euripides sapiens et octis notus ille Tragoediis
Connubium tragium senserat ipse domi.

In der Fußnote ſagt Sextianus, daß es kaum einen Akt bei Euripides gibt, in welchem er nicht die debilitas der Frauen berühre, und verweiſt für die Urſachenbeurteilung auf Gellius (in Noctibus Atticis Lib XV,20).[9] Szontaghs Andeutungen über das Privatleben des Häretikers Nikolaus (V. 103 ff) ſind gleichfalls dem Gedicht Sextianus' nachgebildet, der wiederum ausführliche Nachweiſungen in der Fußnote bietet, wo er insbeſondere auch auf eine Erwähnung vor dem Konzil von Tours hinweiſt. Auch die Skandalgeſchichte von Novatus (V. 109 ff), dem im 3. Jh. lebenden karthaginenſiſchen Miturheber des novitianiſchen Schismas in Rom, hat Szontagh von Sextianus entlehnt. Die wenig ergiebige Anſpielung auf einen Gelehrten namens Lypſius (V. 101 f), bezieht ſich, wie aus der Fußnote Sextianus' hervorgeht, auf Juſtus Lypſius. Dieſer Schriftſteller, deſſen philologiſch-kritiſche und philoſophiſch-theologiſche Schriften große Verbreitung fanden, lebte 1557—1609. Caſpar Velius (V.

[9]) Aulus Gellius, Noctium Atticarum libri XX ed. Hosius, Leipzig 1903. Die attiſchen Nächte ins Deutſche überſetzt von F. Weiß, Leipzig 1875.

115 ff), nach AddB 1493 zu Schweidnitz geboren, Doktor der Rechte und Sekretär beim Kardinal Lang, dem Bischof von Gurk, starb am 5. Mai 1538. Zu seinem Freitod in der Donau, von dem Szontagh berichtet, bietet Sextianus folgende Fußnote, die leider nicht die Quelle nennt: Intelligo Casparum Velium virum de re litteraria sic satis meritum, qvi furias uxoris suae aqvis Danubianis restingvere coactus est, dum praeceps in eas rueret, finem vitae et tori faciens. Auch was Szontagh über Kingius sagt, ist inhaltlich Sextianus entnommen, der mit diesem Gelehrten Minerva ihre Rede beenden läßt. Szontaghs Verse 123—191 haben bei Sextianus kein poetisches Gegenstück; wohl aber bietet eine ausführliche gelehrte Fußnote des Lehrers (Bl. 4v) die Daten, die Szontagh zur Verlängerung der Beweisführung Minervas benützte. Demsterus (V. 123) ist der am 23. August 1579 in Schottland geborene Thomas Dempster, nach AddB doctor juris canonici, Professor in Pisa und Bologna, der 1625 in Butri starb. Sextianus erwähnt seinen Kommentar zu Claudianus' (um 400 n. Chr.) De raptu Proserpinae und formt dabei mit seiner Prägung qvi stoicam plane patientiam simulavit cum sua proserpina das Vorbild für Szontaghs Vers 125. Für die der Tochter Brissonius' nachgesagte Schmach ist gleichfalls in Sextianus' Fußnote die Grundlage enthalten, wo außerdem auch de libidine ejus conjugis die Rede ist. Ueber die Person des Brissonius teilte das AddB mit: „Brisson Barnabas, Jurist, geboren 1531 zu Fontenay le Comte en Poitou, 1578 Advocat général am Pariser Parlament, 1591 bei den politischen Unruhen gehängt." Ueber Rohaulcus' unwürdige Gattin (AddB: Jacob Rohault ?, geb. 1620 ?, Philosoph, Schüler des Cartesius in Paris, gest. 1675) gibt Sextianus ausführlichere Kunde, die hier nicht aus dem Schmutz gezogen zu werden braucht. Szontaghs Ausdruck, daß sie bei der Türe stehen „mußte", gibt seine Quelle ungenau wieder. Sextianus vergleicht die Frau mit der ägyptischen Thais meretrix der Legende. Hat Sextianus Recht, der in diesem Zusammenhang die Jahre 1635 und 1640 erwähnt, dann ist das Geburtsjahr Rohaults früher als 1620 anzunehmen. Michael Verini, den Szontagh am Schlusse der Rede Minervas anführt, wurde auch von Sextianus im Gedicht (an früherer Stelle) erwähnt, der in der Fußnote die Quelle ausführlicher anzog. Dort erfahren wir den Vornamen des Politianus (Haec confirmat uberius Angelus Politianus in suis Epigrammatis). Michael Verini, von dessen recht merkwürdigem Tod unser Gedicht spricht, ist der im Alter von 18 Jahren gestorbene Verfasser einiger 1487 in Florenz gedruckter Disticha et Epigrammata (AddB). Der fahrende Humanist Politianus (1454—1494) war Doktor des Kirchenrechts und Professor des Griechischen und Lateinischen in Florenz (AddB). Weniger zahlreich sind die Beispiele aus der Gelehrten-

geſchichte, die Sextianus und Szontagh der Venus in den Mund legen. Thuanus, der (V. 193) als Gewährsmann für die Gepflogenheit des Tiraquellus angeführt wird, die Geburt jedes Kindes durch die Herausgabe eines Buches zu feiern, iſt der franzöſiſche Geſchichtsſchreiber und Staatsmann Jacques Auguſte de Thou (1553—1617). Thuani Commentarii de vita sua libri IV (Orléans 1620) erſchienen auch in deutſcher Ueberſetzung in Seybolds Selbſtbiographie berühmter Männer. Die Tiraquellus-Anekdote wird von ihm nach Sextianus zum Jahr 1550 berichtet. Daß Szontagh die auch dem Jodocus Badius nachgeſagte Gepflogenheit der Bücherherausgabe zur Geburt eines jeden Kindes gleichfalls auf Thuanus zurückführt, geſchieht in Abweichung von Sextianus. Bei dieſem wird die Erläuterung Jodocus Badius tot libros qvot uxorcula liberos luci publici exposuit ohne Hinweis auf Thuanus geboten. Aus Badius' Preſſe ging der erſte Druck der Werke Bedas des Ehrwürdigen hervor. Für ſeine eigene Gelehrſamkeit zeugt ſeine 1511 zu Lyon erſchienene Cicero-Ausgabe Martii Tulii Ciceronis philosophia totius: ac facundie principis: de officiis, amicitia, senectute et paradoxis: illustria monumenta Cum diligentissima Jodoci Badii Ascensii textus explanatione. Necnon eleg. consummatissimisque Petri Marci commentariis etc. ed. Nic. Capposutum, Lugduni, Jac. de la Place 1511 die 8. Maii.

Der Abdruck der Gedichte erfolgt buchſtabengetreu unter Beibehaltung der Groß- und Kleinſchreibung wie ſie die Handſchrift bietet. Die Abkürzungen werden aufgelöſt, offenſichtliche Schreibfehler gebeſſert und die Interpunktion der unſeren angenähert, wo dadurch das Verſtändnis gefördert wird. In der Handſchrift werden die Cäſuren durch Beiſtriche bezeichnet, die hier weggelaſſen werden.

1. Die Red von Eheſtand.

(Bl. 27r) Ich ſucht' zu jeder Stund' vollkommenes Vergnügen,
Morpheus wußte wohl, worauf mein Hertz gedacht:
Es mußte ſich derſelb' recht wohl zuſammen fügen
Mit meinem Naturel. Er gab mir Krafft und Macht.
Morpheus beſter Artzt, erzeig't mir ſolches Weſen,
Als der mit aller Luſt ihn über alles liebt.
Morphaeum hat mein Hertz zum Eigenthum erleſen,
Weil ſeine Lieblichkeit ihm Wohlgefallen giebt.
Wie große Süßigkeit und Ruhe ohne Maßen!

Ich hat' an ihr vielmehr als überflüßig ſatt!
Das helle Augen=Licht, ja gar all Thun und Laſſen
Sucht lauter Ruh und Raſt. Wie nicht, ſo müd und matt?
Ich muſte Meine Luſt an Schlaf und Traumen haben,
Der Geiſt muſt' willyg ſeyn, in dem der Leib bereit.
Ich konnt' in Hoffnung mich mit Friedens=Vorſchmack laben,
Ich ſtund' in Meynung gar, ich hab' die Seeligkeit.
Ich ſchlaffe ſanfte ein, mein Tichten und mein Trachten
Verwandelt ſeinen Lauf. Ich ſchlaffe ſanfte ein.
Ich ſchlaffe ſanfte ein, die Götter um mich wachten,
Die guten Genii muſten auch Wächter ſeyn.
Pallas, Verſtandes voll und Tugendreichen Gaben,
Stritt' um den Vorzug auch, von kräftiger Geſtallt,
Trotzig, zum Krieg geſchickt, die ſich mit Krieg thut laben,
Gewapnet und gerüſt mit mächtiger Gewalt.
Das Haupt Trug einen Helm, die Hände Schild und Stangen,
Das Pantzer=Werck der Leib — die Augen werden glau —
Der Helm mit einem Thier — ſein Nahm iſt Sphinx — umfangen,
Der Schild hat Gorgones. Da ſehet unſre Frau!
Die Muſen folgten nach mit flauten, Harffen, Geigen,
Trompeten, Cymbeln auch, mit großer fröhlichkeit.
Minerva war das Haupt, um dadurch anzuzeigen:
Ohn' weißheit kann man nicht geh'n in die Fröhlichkeit.
(Bl. 27v) Ich ſtunde bey dem Meer, ſah' auf die Himmels=Schaaren,
Da ging in einem Schiff Venus, ein ſchönes Weib
Von großer Lieblichkeit, der Kopf mit ſeydnen Haaren
Bedeckt, ohn alle Scheu, mit unbedeckten Leib.
Eros und Anteros, die zwey wohllüſt'gen Knaben
Nahmens Cupidines, die wurden die Laqwey,
Nackend und Ungekleidt, die nichts denn Flügel haben,
Pfeil, Lampfen in der Hand, nur lauter Phantaſey.
Die Venus tratt' zu mir mit Ruffen und mit Lachen,
Minerva grüſte mich: Willkommen, gutter Freund!
Sie ſagten gar, ich wär', der von gelehrten Sachen
Nur discuriren kann, weil ſo Minerva meynt'!
Die Frag' wurd' vorgeſtellt: was hör't man auf der Erden?
Und wie Gelehrte ſich aufführen in der Welt?
Wohl, ſag' ich, doch es mus Ihr Thun zu nichte werden,
Wo Ihnen Weib und Kind nicht werde zugeſellt!
Minerva ſolche Wort ſind durch das Hertz gedrungen.

Die Venus lachte drauf: Ha, ha, der Weiber Freund!
Ich ſahe einen Streit, ein'n Streit, den keine Zungen
Beſchreiben kan. Fragſt: was? Zwey Weyber, große Feind',
Zanckten mit großer Krafft, der Sieg war nur vorhanden.
Ich ſtund' und fürchte mich, daß ich zu Boden fiel.
Jupiter ſchreckte ſie mit Ketten und mit Banden.
Es ging' ſehr grauſam zu, doch ohne Zweck und Ziel.
Die Muſen lauften bald zu Jupiter, dem großen,
Er wolle gnädig ſeyn und ihre Bitt' erhörn.
Er ſagt' mit großen Zorn: Es ſind nur Narrens-Poſſen.
Apollo dennoch ſoll die beyde Weiber währn.
Er reſolvirte ſich, Minerva allegiret:
Gelehrte müßen wohl ledigen Standes ſeyn.
Die Venus, die mit Luſt die Lüſtigen regiret,
Ruft' gleich mit lauter Stimm: Du irreſt, Schweſter! Nein!
(Bl. 28r) Wohlan, ſo laßet uns der beyden Gründe hören!
Apollo ſagte drauf: Es kommt wohl was daraus.

Da fangt Minerva an mit Ihren ſchönen Lehren:
Die Meiſter müßen leben in einem ſtillen Haus.
Gelehrte wißen wohl, was Weiber mit ſich bringen.
Der Kopf mus graue ſeyn, das Leben kummervoll.
Heyrathen iſt ein Krieg, in dem ſie ſtreiten, ringen,
Ja, was am gröſten iſt: man wird ein Narr und Toll.
Iſt auch Oeconomus ein fleißiger Gelehrte?
Ey Wirtſchafft ohne Wirth! Ein ſolcher Eheſtandt
Iſt wenig oder nichts, er ſelbſt und ſein Gefährte
Iſt voller Traurigkeit. Seht einen Betler Standt!
Wenn man auch dieſes leüget, ſo müßen doch geſtehen
Die auf den Wege gehen, daß nichts den Wohlluſt iſt,
In dem ſie Martam weit, als Spartam lieber ſehen.
Beym Weib hällt man ſich auf, lehren iſt Trug und Liſt.
Ja wenn der Jupiter ausſchüt't ſein' reichen Seegen
Und ſie mit Kindern oft begabet und bekrönt:
Wo iſt Gelehrſamkeit? An andern nichts gelegen
Iſt, wenn man nur allein ſich nach den eig'nen ſehnt.
Ihr Hertz kann nicht beſtehn, ſo oft ſie Venus ſehen,
Die Ungelegenheit iſt unausſprechlich groß.
Natur iſt manigfalt, ſie ſitzen oder gehen,
Iſt doch nur ausgemacht: ſie haben Sünd und Stoß.
Wie köndten ſelbige als mit geduld ſich laben?

Wenn Trübſall wird geſchickt, man mus in Schande ſtehn.
Socrates, weiſer Mann, mit eigenem Exempl
Erleuchtet ſolchen Grund: Xantippe, böſes Weib.
Mit Plato Treiben thut Wohlluſt. O Teuffels=Tempel!
O ſeelig, der gewinn't ein'n unbefleckten Leib!
Was that' Euripides auf den Tragoedie Spielen,
Daß Er die Weiber ſo mit harten Worten ſchlägt?
Er hat Tragoedie zu Hauſe und wollt' zielen
Auf ſein verfluchtes Weib, in welcher Wolluſt ſteckt.
(Bl. 28v) Ey rechter Eheſtandt! O ſchön und rein's Gewiſſen!
Heiſt das verehlich ſeyn? Wie, ſchöne Herrlichkeit?
Lypſius wuſte wohl, was heiſte Trübſall bußen
Mit ſeinem böſen Weib das Brodt der Traurigkeit.
Was hat Nicolaum, von dem die Ketzer kommen,
Bewogen, daß Er ſchreibt: all Guth Theilhaftig iſt
Mein Laßterhafftes Weib, zu dieſen Zweck genommen
Hab, daß genüſſen ſoll, all Ihr'r zu jeder Friſt.
So wunderswürdig iſt, wenn Meiſter ſich verbinden
Mit ſolchen Huren=Kind! Die Fehler kom'n heraus.
Novatus muſte auch verfall'n in große Sünden,
Sein' Lehr' ein Ketzerey. Er lebt' in Huren=Haus,
Weil ſeine Delila ein Kind zur Welt gebohren,
Als weßen richtige Zeit noch nicht gekommen iſt.
Warum? Er prügelt ſie, hat wahre Lehr' verlohren,
Beſagt: ohn Straff' beſteh'n kann auch Ein böſer Chriſt.
Caſparus Velius die brennende Begierde,
Des Weibes böſe Art, mit waßer leſchen muſt'.
Die Donau friſt ſein'n Leib, des Eheſtandes Zierde,
Beſudelt und befleckt. Da ſehet eüre Luſt!
Der weiſe Kingius, gebohrner Engelländer,
Im Schweiß des Angeſichts kommet zu Haab' und Guth.
Sein böß Glycerium und ihres Leibes Schänder
Verlohren und verzerth, ſündlich mit freydig'n Muth.
Demſterus wird gelobt, daß er vollkommenes Weſen,
Ein Commentarium in Claudianum ſchreibt,
Raptus Proſerpinae, mit aller Luſt zu leſen,
Weil rein' Proſerpina wegg'nomen Wohlluſt Treib't.
Was hat Briſſonius, der weiſe rechts gelehrte,
Mit ſeinem Weib erfahr'n! Bekommt viel Schwägers=Leüt.
(Bl. 29r) Die Schule wurde voll, die Jugend ſich vermehrte,

Die Tochter dienen muß allen zur Freud und Beüt.
Rohaulci loſes Weib muſt' bey der Thüre ſtehen
Des Auditorij, und ſahe ein und aus
Viel unbefleckte Seelen ohn kreuſeln Haaren gehen,
Entbrandt ihr warmes Hertz und ruffte ſie heraus.
Wohl dem! Minerva ſpricht, der ſolchen Standt recht fliehet
Und ſtets in Einſamkeit ohn Weib und Kindern lebt!
Was iſts, daß höchſter Ruhm Michels Verini blühet?
Weil Er dem Todte ſich mit allem übergebt.
Die Aerzte ſagten, daß Er ſich zum Eheſtandt wende,
Er ſoll ſich nehm ein Weib, Er wird geſunde ſeyn.
Nein, ſpricht er, ich befehl mein'n Geiſt in Gottes Hände.
Cupido, ſcher dich fort! So lernet groß und klein.
Wenn man zu Hertze nimmt Politiani Schrifften,
Man finde ſolche Wort, die von Verino ſind:
Die Venus konnt' allein der Kranckheit Artzney ſtiften,
Doch will ich unbefleckt gehn ohne Weib und Kind.

Apollo nahm zu Hertz alle Minervae Worte.
Er ſpricht: Du ſageſt wohl, wenn Venus auch ſo meynt.
Allein das luſtige Weib geh't in ein andere Pforte.
Minerva, fangt es an, die Worte als ein Freund.
Sweſter, du habeſt recht, Gelehrte müßen leben
In einen ſtillen Haus und unverweßlich gehn.
Viel nehmen ſie vor ſich, die nichts den Kummer geben.
Iſt möglich, daß ſie ſo in Einſamkeit beſtehn?
Nein, es muß ſolchen auch Weib zugeſallet werden,
daß ihre Mühe und Fleiß ſich vor die Augen legt.
Er muß zur Muſen gehn, daſelb mit all'n Geberden
In Hauß Curatrix ſeyn, das alle Sachen wägt.
Gelehrte können auch nicht zweyen Herren dienen,
In Schulen auf dem Platz und in der Kuchel ſeyn.
(Bl. 29v) Die Hühner Eyer ſäen. Die Weisheit mus ja grünen.
Wie doch, ich bitte dich, ſag mir den Willen dein?
Ein Krieg iſt Eheſtand, doch glücklich, der ſo ſtreitet!
Die Wunde wird geheilt, Cupido heilet ſchon.
Die Sparta iſt zu groß, durch Ehe wird geleitet
Der Meiſter, daß er hällt Martam für ſeinen Lohn.
Ich leügne ſolches nicht; viel werden doch gefunden
In unſern Vaterland, die auf die Bücher ſehn.
Noch beßer, als wenn ſie nich wärn mit Weib verbunden,

Sie könnten quitt und Loß nach Wunſch und Willen gehn.
Ein frommes Ehe Weib hilft Schulen, Laſt auch Tragen,
Nicht ungelegen iſt, wenn es auch Kinder zeügt.
Ein Kind von guter Art nicht leydet viele Plagen,
Dem Vater anlaß gibt, daß er mit Sanft Muth beygt
Der Schüler freches Hertz. Sonſt muß er Henker bleiben,
Wo er nicht mit Verſtand in allen Maaße hällt.
Es kann mit Sophia Sophia ſchon verbleiben,
Wenn Weisheit Tugend auch als Wolluſt mehr gefällt.
Apollo, der uns richt't, muſt' mit neün Muſen leben.
Es gienge alles wohl. Iſt wahr', er zankte nicht.
Wie könnt' nun einer nicht an einem Weibe kleben,
Wenn nur die Einſamkeit ſo brennet wie ein Licht?
Mit Weibern pack dich fort, verhinderſt weiſe Kinder!
Die leere Jungfrauſchafft iſt nichts den leeres Faß.
Die Weisheit komt von Weib. Verfahre doch gelinder
Mit unſern Eheſtandt! Gieb deinen Worten Paß!
Gelehrte zweyffels frey gelehrte Kinder zeügen.
Der Apfel fällt nicht weit von ſeinem Reiß und Stamm,
Wie ſolches jeden uns ſchöne Exempel zeigen.
Kein ſchwache Taube kommt aus eines Adlers Saam.
Exempl, die du mir thuſt vor die Augen ſetzen,
Von großer Wichtigkeit ſind, allein höre an:
(Bl. 30r) Thuanus wißet ſchon von weiblichen Ergötzen
Zu reden, wenn er ſchreibt von einen weiſen Mann,
Jodoco Badio. Des Himmels reicher Seegen
An Kindern ſehen ließ anlaß zur Müh und Fleis.
Ein Büchlein opfert er jeglichem Kindes Pflegen,
Viel Kinder, Bücher viel, gar nach der alten Weis.
Kluger Tiraquellus, von dem Thuanus ſchreibet,
Jährlich bekomt von Gott ein Tochter oder Sohn,
Jährlich ein Buch giebt aus, in Fleiß und Arbeit bleibet,
Ein Schrifft ans Tages Licht, zu zeigen Freud und Wonn.
Nun ſiehe, Schweſter mein, ſagt Venus, ſolche Fälle
Gereichen zum Beſchlus und Endzweck unſrer Frag.
Was ſoll man diſputirn! doch ſieh, ob dier gefälle
Die Red' von Eheſtand. Merk wohl, was ich jetzt ſag.
Ich ſag: ſie haben recht, weiſe Societeten,
Die mit der Treüen Eh' verbeßern und vermehren.
Ihr Meiſter, nehmet Weib an allen Ort und Städten!
Die Götter warten ſchon, Eüch alles guts beſcheren!

Apollo konnte kaum das End und Ziel erwarten.
Er ſagt: Stille ſchon! Hört meine Worte an:
Gelehrte müßen ſich zum erſten nehmen Marthen
Und zur Vollkommenheit gereichen grad und plan.
Mein Hertz iſt voller Freud, da Euer diſputiren
So lehrreich und beredt aus ſchönen Gründen fleüſt.
Der Götter iſt beſchlus: die Mäüler nicht zu rühren.
Die Meiſter ſollen Weib nehmen mit freudigen Geiſt,
Nachkommen nehmen ſich aus ihren Thun und Laſſen,
Ein Beyſpiel Nutzbahrkeit, der Tugend und Verſtand's.
Wie kann es ſeyn, wenn ſie das Kinder zeügen haſſen
Und in der Einſamkeit nur leben leed'gen Stands?
Darum iſt jenigen Gelehrten ſo verheiſſen,
Der ſich in Eh' begibt: Er ſoll geſeegnet ſeyn,
(Bl. 30v) Nur mit Verſtand regieren, nicht wie die Hund ſich beißen,
Nur ſtille, ſanffte, fromm. Er ſoll geſegnet ſeyn.
Er ſoll geſeegnet ſeyn, ihr müßet ſtille bleiben.
Lebt ohne Krieg und Streit und gebet euch die Händ!
Denn Rathſchlus werdet ihr in eüre Hertzen ſchreiben:
Bleibt Freunde ewiglich und küßet euch behend!
Ein' nimmt des andern Hand, das Küßen war ein Zeichen
Der großen Freundlichkeit. O Freüde über Freüde!
All zwietracht, Zorn und Streit muſten von ihnen weichen.
Es wurd' verwandelt auch der vor'ge Haß und Neid.
Es kam' ein junger Mann, die Freude zu vergrößern,
Mit Mantl und mit Stab, die Bücher in der Hand.
Zwey Knaben Trugen vor viel Ruthen, die bey Wäßern
Gewachſen, bey der Seit Schrifften ein volles Band.
Er kam zu Apollo und fallet auf die Füße,
Er beyget ſeine Knie vor dieſem großen Gott.
Apollo ſagt: daß er die Städte nicht verlieſſe,
Er woll' zu Göttern geh'n und helfen aus der Noth.
Kaum daß er wieder ſaß, da kommt Apollo wieder
Mit einer Nymphen ſchön und gab ſie in die Hand.
Er nahm vergnüget an und ſinget Freüden-Lieder,
Trompeten blaſen ließ Freüde im gantzen Land.
Er danckt am höflichſten, die Götter gratulirten
Zu ſolchen hohen Feſt. Die Hochzeit war bereit,
Das Spielen und der Tantz vorhanden, Muſicirten

Die Muſen, alles ſchreyt: Wie große Frölichkeit!
Der krumme Vulcanus tantzet und fiel zu Erden
Mit Venus Täntzerin. Ein Krachen, Knall geſchah,
Donner und ein geſchrey mit Lermen muſte werden.

Ich wurde aufgeweckt, die Hochzeit gar nicht ſah.
(Bl. 31r) Die Augen hob ich auf, das Hertz mit Freyd umfangen,
Der Traum erfüllet wurd. Ich höre Neüigkeit:
Johannes Sextius mit lauter Luſt und Prangen
Evam Simonides nimmt heint mit großer Freüd.
Ich dachte bey mir ſelbſt, wie konnt ich meinen Pflichten
Heute genüge Thun bey ſolcher Luſtbahrkeit?
Der Deutſchen Nation all Trachten und all Tichten
Ward, ich ſoll mein Wunſch ablegen. Ja, bereit
Ich redt von meinem Traum, ſagen die gutten Freunde,
Der Inhalt wäre gut, kein ſchöner findlich iſt.
Ich unterſtehe mich bey dieſer Hochzeit Freude
Das unſre abzulegen nun und zu jeder Friſt:
Es ſoll kein Traurigkeit zu Eirer Hütt ſich nahen,
Der Seegen und der Fried ſoll ewig dienlich ſeyn.
Die Götter wollen ſelbſt mit ihren Schutz umfahen
Sextii wehrtes Haus und ſegnen groß und klein.
Der Hütter Israels woll Leib und Seel bewahren
Für aller Schand' und Schad' zu ſeinem Eigenthum,
Nach Leben Eeüre Seel' geradt zum Himmels Schaaren
Verſetzen nach der Zeit zum eignen Preiß und Ruhm.
Ihr Freünde beyderſeits ſollt ſolches Glücke ſehen
Erfreüdig und getroſt auf viele Jahr und Tag,
Auch frommer Enckelchen vor Eüren Augen ſtehen,
Die Eüres alters Laſt Tragen ohn Müh und Plag.

In Nahmen der Deutſchen Osgya=/ner Jugend wollte hiemit ſeine / gehorſamſte Pflicht und Schuldigkeit / bey ſolcher Hochzeitsfreüde an Tage le=/gen Samuel Szontagh aus/ Eperies gebürthig, der Osgyáner / Schul Mitglied.

2.

(Bl. 31r) Götter in Wäldern und Nymphen in Flüßen,
Gebt Zeichen aus der Frölichkeit!

Hirten in Feldern, helfft heute verſüſſen
den ſchönen Tag, die frohe Zeit!
Foebus bringt auf den Goldgüldenen Wagen
Nun Evam Simonideſſin heüte getragen.

Billig ſoll Flora die Haare bekräntzen
Eüch, Edle Braut, und Eure Hand!
Gülden bewunden wie Zynthius gläntzen
Als ſolcher Freude unterpfand!
Juno hat aber den Vorzug genommen,
Da denn die Freüde verdoppelt mus kommen.

Zwinge derhalben, Apollo, die Seiten
Und komm, o edler Cythariſt!
Eyle, nicht weile, befreye die Zeiten,
In welchen dies Feſt unſer iſt
Wie auch des Paares, das ſich jetzt ergiebet
Eines dem andern und hertzlich ſich liebet.

Liebet Eüch, labet Eüch, freüet Eüch, lebet,
Ihr, neues Paar, ergötzet Euch ſehr!
Beyde die Sorgen, Ihr Liebſten, nun gebet
Zu tragen hin ins ferne Meer!
Nähret Eüch! mehret Eüch! Himmliſche Gaben
Sollet von Geber des Guten Ihr haben!

So ſinget mit Anerwünſchung alles / Wohlergehens zu dem Hochzeit Feſte / Samuel Chowan aus Acſa / in Peſter Geſpanſchafft, der Osgya/ner Jugend Mitglied.

3.

(Bl. 32r) Was ſoll ich, ſchönſtes Paar, Eüch heüte wohl fürtragen,
Daß Eüch bey dieſer Zeit möcht inniglich behagen?
Da Eüer Hochzeit Feſt nunmehr ſich ſtellet ein,
Des wegen billig Ihr jetzt ſollet frölich ſeyn.

Ich ſollte billig zwar die ſchwache Feder ſchärfen
Umb Eürer beyden Lob und beſſer was entwerffen.
Das Wollen hätt ich wohl! das Thun fallt mir nicht bey.
Darum ein Wunſch allein mein Hochzeit Gabe ſey.

Der Ausgang aus der Höh, der Höchſte wolle legen
Umb Eüch und Eüer Hauss ein reiches Feld von Seegen,
Darauf das Glück zugleich und Geſundheit gepflanzt
Das gegen mir mit gunſt auch um und um verſchantzt.

O nehmt, geehrtes Paar! nemt zu den Hochzeit Kertzen
Den Wunſch, denn Ich allein Eüch bringe doch von Hertzen.
Nehmt an, was jetzo ſingt mein annoch ſchwacher geiſt,
Als welchen erſt die Kunſt und Tugend wird geweiſt.

Und lebet, lebet lang, erreicht die Neſtor Jahre!
Ich unterdeſſen jetzt mit beten nur fortfahre,
Daß Gott Eüch mehren woll und ſegnen allezeit,
Ja krönnen endlich auch mit ſeiner Herlichkeit.
Hiemit wollte ſeinen / Wunſch ablegen
Paullus / Deſſy aus Eperies.

4.

(Bl. 32v) So fern ein guter Wunſch mir heüte ſoll begegnen,
Begehr ich Hermus nicht, noch, Tagus, deinen Strand,
Noch was man ſchönes lieſt aus der Pactolus Sand,
Vielmehr, daß meinen Mund der Höchſte wolle Seegnen
Und hoher Sinnen Pracht in mein Gemüthe gießen,
Daß meiner Wörter Schein ſich dem Geſtirne gleicht
An reiner Zierlichkeit: da meine Rede reicht
Biſt Himmel an: daß ſie muß majeſtettiſch fließen,
Da mit ich Eüer Feſt nach würde zu erheben,
Geehrte Jungfrau Braut, beredt genugſam ſey.
Doch weil an Wißenſchaft mir wenig fallet bey,
Müſt Ihr dem ſchlechten Wunſch geliebte Stelle geben.
Ich wünſche, daß von Eüch mög alles Leiden ſtürtzen,
Entgegen Seegen, Glück und langes Leben hin
In Eüer Hoff und Haus mit vollem Hauffen ziehn.
Den beſten Wunſch, den trag ich aber noch in Hertzen.
So wolte ſeine Freyde / bezeigen Michael / Klauſer
aus Schemnitz.

5.

(Bl. 83r) O daß doch mein Verſtand! o daß doch meine Sinnen
Noch nicht erſtärkert ſind! o daß ich nicht die Zinnen
Des Helicons erblickt! ich hielt mich zu der Schaar,
Die Reime ſchrieb und rufft: Glück zu dem lieben Paar!
Doch, liebſtes Paar, ich weiß, Ihr nehmt von mir den Willen
An ſtatt der That und das, was mein Gott wird erfüllen.
Ich wünſche, Jungfrau Braut, daß Ihr in ſteter Freüd,
Auch Ihr, Herr Bräutigam, ohn aller Sorg und Leyd
Zu bringet Eüre Zeit und friedlich Eüch begehet,
Daß übers Jahr — wills Gott! — Ihr ſolchen Seegen ſehet,
Der Eüch, geehrtes Paar, erfreuet und ergötzt,
Wenn künfftig an Eüch kommpt das Alter hergeſetzt.
So lebt nun lange Zeit, lebt ſo viel gutter Jahre,
Als Ihr auf Eüren Haupt könnt zehlen ſchöner Haare.
Dies iſt mein treuer Wunſch. Ich wünſche, was ich ſoll.
Wo Gott mein Wünſchen giebt, ſo gehts Euch ewig wohl.

So beſchlieſſet mit ſeinem / treüen Wünſch dieſe Hochzeit / Freüde Matthias Höbenſtreit / aus Roſenau.

Kleine Mitteilungen.

Ludwig Koſſuth und Gottlieb Auguſt Wimmer.

Der bekannte Gründer der Lehranſtalten von Oberſchützen, Gottlieb Auguſt Wimmer (1791—1863), ſtand in mancherlei Beziehung zu den berühmten Männern ſeiner Zeit. Unter denen, die zu Wimmers Bekanntenkreis gehörten, ragt u. a. Ludwig Koſſuth beſonders hervor. Die beiden ſtanden miteinander auch im Briefwechſel. Im arg zerſtreuten Nachlaß Wimmers vermochte der Schreiber dieſer Zeilen allerdings nur einen einzigen der zahlreichen Briefe Koſſuths an Wimmer ausfindig zu machen, von deren Vorhandenſein ein Urenkel Wimmers weiß. Immerhin, dieſer eine Brief erſetzt zweifellos eine ganze Reihe anderer, die ſicherlich nicht ſo bedeutend ſein können als der hier mitgeteilte.

Pfarrer Wimmer, der neben einer ausgedehnten ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit als Populariſator erdkundlicher Forſchungsergebniſſe[1]) und warmherziger Freund der Volksbildung auch aktive ſozialpolitiſche Intereſſen hatte[2]), begrüßte den ungariſchen Freiheitskrieg des Jahres 1848 lebhaft. Kennen wir auch nicht alle ſeine Gründe, die ihn dies tun ließen, ſo iſt doch völlig klar, daß er in einem von der Herrſchaft Habsburgs befreiten Ungarn für ſeine Wahlheimat (Wimmer war gebürtiger Wiener, wo er auch verſtarb) einen Sieg der fortſchrittlichen Elemente und damit auch für den Proteſtantismus eine ſeiner Bedeutung entſprechende Stellung, die rechtliche Gleichſtellung mit der katholiſchen Kirche, erhoffte. So wird es begreiflich, daß Wimmer ebenſo wie eine ganze Reihe anderer proteſtantiſcher Geiſtlicher an dem Aufſtand Ungarns aktiven Teil nahm, war ja doch der Proteſtantismus in Ungarn von jeher der Kern der nationalen und freiheitlichen Oppoſition.[2a])

Schon im Mai 1848 ging Wimmer im Auftrag der ungariſchen Regierung nach London. Seine Aufgabe war hochpolitiſcher Natur, das ergibt ſich aus einem Schreiben Wimmers, das unter vielen anderen im Archiv der Britiſchen und Ausländiſchen

---

[1]) Wimmer war mit Alexander von Humboldt befreundet und mit dieſem auch öfter bei König Friedrich Wilhelm IV. in Babelsberg. Sein Buch „Neueſtes Gemälde der europäiſchen Türkei und Griechenlands" (Wien 1833) erregte das beſondere Intereſſe des Fürſten Miloſch von Serbien, der Wimmer als Anerkennung hiefür eine goldene Tabaksdoſe überreichen ließ.

[2]) Oberſchützen war dank der Initiative Wimmers die zweite Gemeinde in Ungarn (Kakaſchd ging als erſte voran), die ſich aus dem Joch der Leibeigenſchaft befreite. Der deutſche Text des Freikaufvertrages iſt in dem noch zu erwähnenden Werk von Joh. Ebenſpanger abgedruckt (S. 6 ff.).

[2a]) Wimmers Anteilnahme am Aufſtand des Jahres 1848 iſt keineswegs als Verleugnung ſeines Volkstums anzuſehen, ſondern als ein Hinneigen zu den Freiheitsidealen ſeiner Zeit. Obwohl oder vielleicht gerade weil er ein aus ärmlichen Verhältniſſen Aufgeſtiegener war, der auch viel mit Magnaten und hohen Standesperſonen zu tun hatte, war er immer ein Volksmann geblieben. Die ſpannungsvolle Polarität Wimmers, der in Bremen, wo er die letzte Etappe ſeines an Wanderungen reichen Lebens verbrachte (1851—1863), hauptſächlich in konſervativen Kreiſen des dortigen Patriziertums verkehrte, kennzeichnet Iken folgendermaßen: „Wimmer war ein ſtrenggläubiger, tiefernſter Prediger, dem die Bibel als das wahrhaftige Gotteswort und die alleinige Wahrheit feſtſtand, zugleich aber in politiſchen Dingen vollſtändig freiſinnig und revolutionär. Dabei beſaß er eine hinreißende Beredſamkeit. In Bremen ſchloß er ſich den chriſtgläubigen Leuten an und enthielt ſich unter den obwaltenden Verhältniſſen [= in der Hanſaſtadt herrſchte damals eine ausgeſprochen reaktionäre Bewegung. Anm. d. Verf.] ſeiner Wutergüſſe auf Fürſten und Tyrannen, ſo weit es ſeine Ueberzeugung geſtattete. Vgl. J. Fr. Iken: „Die innere Miſſion in Bremen", Hamburg 1881, S. 38.

Bibelgeſellſchaft aufbewahrt iſt. Wiſſen wir auch die näheren Umſtände jenes Aufenthaltes in England nicht und mit welchen Kreiſen Wimmer damals Fühlung hatte, ſo ſind wir beſtens darüber orientiert, welche Miſſion Wimmer im Auguſt 1848 nach London geführt hat, wo er ja ſchon mehrmals geweilt und allerlei Beziehungen angeknüpft hatte, die er nunmehr im Intereſſe Ungarns verwerten wollte. Daß Koſſuth das ihm von Wimmer gemachte Angebot ſehr gelegen kam, können wir begreifen. Und hatte Wimmer zunächſt nur daran gedacht, in London eine Staatsanleihe für Ungarn erwirken zu wollen, ſo geht Koſſuth weit über dieſen Plan Wimmers hinaus.[2b]) Die Fülle der wichtigen Betrauungen, die Koſſuth dieſem evangeliſchen Pfarrer, den er ja auch zum ungariſchen Kultusminiſter zu machen beabſichtigt haben ſoll,[3]) wie er ihn ja ſpäter tatſächlich als „bevollmächtigten Geſandten" an den Berliner Hof geſchickt hatte, ſind ein außerordentlich beredtes Zeugnis dafür, welchen gewaltigen Eindruck dieſer Landpfarrer auf Koſſuth gemacht haben muß und welch tiefes Vertrauen er in Wimmer geſetzt hat, daß er ihm eine ſolche Menge bedeutender Kommiſſionen anvertraute.

Wenn die von Wimmer zu kontrahierende Staatsanleihe auch nicht zuſtande kam, ſo hängt dies ganz gewiß damit zuſammen, daß die Londoner Finanzkreiſe —, die an und für ſich ja niemals ſehr ſpröde waren, ein für ſie günſtiges Projekt kriegeriſcher Natur zu unterſtützen, falls dabei entſprechend hohe Dividenden herausſchauten —, die Ausſichten des ungariſchen Aufſtandes bei weitem ungünſtiger beurteilten, als man dies in Peſt und Oberſchützen tat. Da aber die erhoffte Staatsanleihe an dem für die Londoner Finanzkreiſe zu großen Riſiko ſcheiterte, ſchritt Koſſuth zu dem zunächſt ja erfolgreichen, dann aber für das Land umſo verhängnisvolleren Weg der Banknotenemiſſion, von der er ja in dieſem Brief bereits ſpricht. Dabei iſt es nun in der Tat mehr als intereſſant, daß unſer Wimmer an dieſer Angelegenheit einen nicht geringen Anteil haben ſollte. Denn ſo viel wir wiſſen, hat Wimmer den ihm erteilten Auftrag ausgeführt und Koſſuth die zur Banknotenherſtellung nötigen Preſſen in England beſorgt. Einem von der öſterreichiſchen Geheimpolizei aufgefangenen Brief des Seminardirektors von Oberſchützen, Ferdinand Carl Kühne, an ſeinen damals in New York weilenden[4]) Schwiegervater Wimmer vom 21. Januar 1850

[2b]) Faragó, ein guter Kenner der Wirtſchaftsgeſchichte Ungarns im Zeitalter des Vor- und Nachmärz, meint, Koſſuth habe niemals den Verſuch unternommen, im Ausland eine Anleihe zu kontrahieren. Unſer Brief widerlegt dieſe Anſicht in klarer Weiſe. Vgl. M. Faragó: A Kossuth-bankók kora. Budapeſt, ohne Jahr, S. 48.

[3]) Vgl. Die Jubiläumsſchrift des kirchl. Wochenblattes „Harangszó" unter dem Titel „Erös vár a mi Istenünk" (Ein feſte Burg iſt unſer Gott), Raab 1934. S. 17.

[3a]) Faragó erblickt in der Banknotenemmiſſion, welche auf Koſſuth's Antrag vom ung. Reichstag am 24. Auguſt 1848 genehmigt wurde, ein Mittel der nationalen Selbſtverteidigung. Auch die Kaiſerlichen erblickten in den Koſſuth-Banknoten die ſchärfſte Waffe des nationalmadjariſchen Widerſtandes. Vgl. Faragó, a. a. O. S. 149, 192 u. 201.

[4]) Wimmers Aufenthalt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gehört mit zu den intereſſanteſten Kapiteln ſeines romanhaft anmutenden Lebens. Unter anderen verkehrte er dabei mit einer Reihe von Emigranten, die nach dem Zuſammenbruch des Aufſtandes von 1848/49 in der „Neuen Welt" ihr Heil verſucht hatten. Zu dieſen gehörten Männer wie: Ujházy, Graf Baß, Prágay, Reményi, Juhos, Karafiát, Rombauer, Radnich uſw. Das von den Emigranten in 4 Sprachen (deutſch, engliſch, franzöſiſch und magyariſch) verfaßte Manifeſt „Au Nom de la Nation Hongroise" vom 28. Februar 1850 zeigt ſo ſehr den Stil Wimmers, daß ich ohne weiteres geneigt bin, ihm die Verfaſſerſchaft oder mindeſtens weſentlich Mitarbeit daran zuzuſchreiben. Die Berechtigung zu dieſer Annahme gibt außer dem Stil

entnehmen wir, daß der Anwalt des königlichen Fiskus in Güns, von Torkos, Wimmers Gattin aufforderte, die Verrechnung über diejenigen Gelder einzusenden, die Wimmer in zwei verschiedenen Terminen durch die ungarische Regierung behoben hat.

In der Zuschrift des Anwaltes des königlich-ungarischen Fiskus heißt es: „Laut ‚Journal des Ofner königlichen Cameral-Zahlamtes' erhielt Ihr Gemahl, Herr Gottlieb August Wimmer, gegen Anweisung des vormaligen ungarischen Ministeriums im Monat August 1848 an Reise-Auslagen nach England wegen Anschaffung der Banknotenfabrikations-Instrumente fl. 1350; im Monat September desselben Jahres aber zur Anschaffung von Waffen in London fl. 30 000 im Cmze.[5]) — Da es sich aber vermuthen läßt, daß über obige Beträge die Verrechnung unter den hier zurückgelassenen Papieren Ihres Herrn Gemahles vorfindig sey, so fordere ich höheren Auftrages gemäß, Sie hiemit auf, obberührte Verrechnung binnen einigen Tagen mir hierher übersenden zu wollen."[6]) Wahrscheinlich, daß sich diese Verrechnung unter den Privatpapieren Wimmers fand. Seine Frau wußte allerdings nichts über diese Sache. Sie erwiderte nur, „daß sie bey der großen Wichtigkeit und Ausdehnung" von Ihres Gatten „Geschäften sowohl, als auch wegen ihrer Kränklichkeit und Schwäche, nie den mindesten Antheil an denselben genommen, ja von denselben auch nie die mindeste Kenntniß gehabt."[7]) Ob sich freilich damals in Oberschützen noch ein Beleg hierüber vorfand, ist fraglich, denn Wimmer hat am 4. Dezember 1849 aus London seiner Frau geschrieben, daß er nach Amerika auswandere, wo er so viel Geld zu erübrigen hoffte, um sich dort ein kleines Gut kaufen zu können. Zu diesem Zwecke forderte er auch seine Frau auf, Alles zu Geld zu machen, die Pfarrschriften der Gemeinde zu übergeben, seine Bibliothek[8]) mitzunehmen, selbst mit den Kindern über Hamburg ihm nach Neu-York nachzufolgen, die gesamte Privatkorrespondenz aber zu verbrennen.[9]) Denn, wenn Wimmers Frau ihrem Manne auch nicht nach Amerika nachfolgte, so ist das eine gewiß, der deutliche Wink bezüglich des Verbrennens seiner Privatkorrespondenz ist in Oberschützen wohl verstanden worden. Ein Umstand, den niemand mehr bedauert als der, der sich dem Erforschen des so ungewöhnlichen Lebensschicksales Wimmers widmet. Wie viel höchst interessante Dokumente zur Kirchen- und Kulturgeschichte des ungarländischen Deutschtums sind uns auf diese Weise leider verloren gegangen!

Die hier erwähnte Waffenlieferung war eine der Ursachen, die Wimmer später so belastet haben. Angeblich hat Wimmer die Gewehre, für die er dreißigtausend

---

aber auch die Tatsache, daß dieses Manifest, das „Im Namen des verbannten Ungarn" ergangen war u. a. von Gottlieb August Wimmer als einem Mitglied des Comitte' unterzeichnet ist und zwar mit Hinzufügung des Titels, den er offensichtlich mit Stolz geführt hat, „gewesener bevollmächtigter Gesandter am preußischen Hof". Vgl. New Yorker Staats-Zeitung vom 12. März 1850. — Aufgrund mancherlei in den Vereinigten Staaten gesammelten Materials hoffe ich, auch diesen Lebensabschnitt Wimmers in bisher noch unbekanntes Licht rücken zu können. Man vgl. übrigens auch das ohne Verfassernamen und sonstige Daten erschienene Buch „Sophie Karafiát, geb. Riecke, Erinnerungen an unsere Großmutter". S. 48 f. und A. Payr: „Wimmer G. . . két levele Mária Dorottyához" in „Theologiai Szemle", Debrezin 1929.

[5]) Cmze = Courente Münze.

[6]) Staatsarchiv Wien A 1501/1850.

[7]) Ebda.

[8]) Wimmer besaß neben dem Grafen Batthyány im ganzen Eisenburger Comitat die größte Bibliothek. Leider ist sie nach seinem Tode in alle Welt zerstreut worden. Ein geringer Bruchteil davon befindet sich unter den Beständen der Bücherei der Deutschen Oberschule in Oberschützen.

[9]) Staatsarchiv Wien, ebda.

Gulden gezahl hat, als Bibeln deklariert und so in das Land hereingeschmuggelt. Wie dieser Sachverhalt war, läßt sich aufgrund der vorliegenden Dokumente nicht mehr völlig einwandfrei darstellen. Die Ueberlieferung in Oberschützen will es allerdings so wissen und ihr schließen sich auch die in Ungarn erschienenen biographischen Darstellungen Wimmers voll und ganz an. In dem ganzen, immerhin, trotz der erwähnten Verbrennung seiner Privatkorrespondenz, reichlich auf uns gekommenen Briefwechsel Wimmers findet sich diesbezüglich nicht das Allergeringste erwähnt. Eine einzige Stelle nimmt überhaupt auf Waffen Bezug. In einem aus Genf an seine Tochter Adele nach Glasgow gerichteten Brief vom 22. Mai 1849 kommt nachstehender Satz vor, der allerdings keine klare Deutung zuläßt: „Die Angelegenheit mit den Waffen trage ich ja schwer auf dem Herzen, und thue alles, was nur immer möglich ist."[9a])

Zur Kenntnis der Außenpolitik der Regierung Kossuth ist sehr lehrreich, daß Kossuth bereits im Juli 1848 sich mit dem Gedanken trägt, eine vollkommen selbständige diplomatische Vertretung Ungarns im Auslande zu errichten. Wenn Kossuth Wimmer den Ratschlag gibt, den Engländern die Errichtung eines Generalkonsulates in Pest dadurch schmackhaft zu machen, daß er auf die „wünschenswerthen näheren Handelsverbindungen" hinweist, so ist dies unzweifelhaft klug gewesen, denn England konnte unter Umständen ein gewichtiges Wort in der Angelegenheit von Ungarns Zukunft mitreden. Und wie wir wissen, hat es dies auch getan. Freilich entgegen einem phantastischen Plan Kossuths, der die Pforte zur Schutzherrin der Länder der Stephanskrone machen wollte, was aber besonders am Widerstand Englands scheiterte, das dadurch das Gleichgewicht in Südosteuropa gestört sah.[10]) Trotz der in England unleugbar vorhandenen Sympathien für Ungarn verhielten sich die offiziellen Regierungskreise dem von Wimmer im Namen Kossuths vorgebrachten Projekt gegenüber ablehnend und als Kossuth von sich aus damit begann, diplomatische Vertretungen im Ausland zu errichten (Wimmer wurde nach Berlin entsandt), erkannte London eben so wenig wie Paris und Berlin Kossuths Geschäftsträger an.[11])

Wenn sich Wimmer in London auch nicht in dem von Kossuth erhofften Maße nützlich machen konnte, so setzte er sich bald nach seiner Rückkunft aus England für die Sache des ungarischen Freiheitskampfes auf andere Weise ein. Er tat dies zunächst in seiner Eigenschaft als Mann, der nicht blos des gesprochenen Wortes in besonderem Maße mächtig war. Als bekannter und geschätzter Schriftsteller verfügte Wimmer auch über die Fähigkeit, mit dem geschriebenen bezw. gedruckten Wort breite Wirkungen auszuüben. Als daher Kossuth in den stürmischen Septembertagen des Jahres 1848, in denen die Situation Ungarns durch das Vordringen Jellasich' und die Krise, in der sich das Ministerium Batthyány befand, sich immer ungünstiger gestaltete, einen Aufruf erließ, in welchem er das Volk zum Widerstand mit der Waffe und zur Verteidigung des Vaterlandes aufrief, sah Wimmer sich abermals gedrungen, Ludwig Kossuth zur Hilfe zu eilen. Er übersetzte Kossuths Aufruf, der das Datum des Todestages des vom Pester Revolutionshaufen ermordeten kaiserlichen Feldmarschalls Graf Franz Lamberg trägt, in freier Weise. Diese Uebersetzung gefiel dem Komi-

---

[9a]) Dieser Brief befindet sich mit zahlreichen anderen höchst aufschlußreichen Dokumenten zur biographischen Auswertung zur Zeit in meinem Besitz.

[10]) Wilhelm Alter: „Die auswärtige Politik der ungar. Revolution 1848/49." Berlin 1912. S. 129—168.

[11]) Gracza György: Kossuth Lajos élete, müködése és halála. 3. Aufl. Budapest 1893 S. 119; derselbe: Az 1848—49 iki magyar szabadságharc története. III. Bd., S. 162 f. Ueber die mehr als zurückhaltende Einstellung Lord Palmerstons zur Regierung Kossuths und seinem nach London entsandten Geschäftsträger Ladislaus Szalay gibt Kossuth selbst Aufschluß. Vgl. Kossuth Lajos Iratai, Bd. II, S. 217. Budapest 1881.

tatsausſchuß von Eiſenburg ſo ſehr, daß er in ſeiner Sitzung vom 3. Oktober 1848 beſchloß, ihn in 10 000 Exemplaren drucken und durch die Beamten, Geiſtlichen und herrſchaftlichen Gutsverwalter in breitere Maſſen des Volkes bringen zu laſſen. Können wir hier aus Raummangel auch nicht den vollen Wortlaut dieſes wirkungsvollen Aufrufes bringen, ſo ſeien doch jene Stellen angeführt, die zum deutſchen Volk in Ungarn in beſonderer Weiſe ſprechen:

„Mitbürger, und Ihr ſeit Achthundert acht und vierzig Jahren mit dem hochherzigen Magyarenſtamm verbundene, verwandte deutſche Mitbürger, deren Heldenblut ſich in tauſend Schlachten mit dem Magyarenblut gemiſcht hat; deren Voreltern vereint mit den Magyaren auf den Siegesfeldern von St. Gotthard, Zenta, Mohatſch, Neuhäuſel, Peterwardein und in den Gräbern der Hauptſtadt Ofen und auf tauſend andern Siegesfeldern des Vaterlandes gekämpft haben, und der Ewigkeit und Auferſtehung entgegen ſchlummern. Deutſche und Magyaren! vereintes durch Gotteshand vereinigtes Volk des geſegneten, ſchönen Ungarns! Auf zum Kampfe. Zum ſeligſten Kampfe für Religion, Herd, Freiheit, Vaterland und den von ſchlechten Rathgebern gefangenen und mißbrauchten König!“

„Man hat unſern König gezwungen, ſein Wort zu brechen, treuloſe Rathgeber haben die Wilden beſonders gegen die Magyaren und Deutſchen aufgehetzt!“

„Deutſche Mitbürger! Deutſche Brüder! Unſer ſchönes Ungarn, von eingefallenen Barbaren geſchändet, bedarf der Vertheidiger. Magyaren und Deutſche vereint waren einſt Vormauer gegen die Türken, und ſie vereint haben Glauben, Vaterland und Freiheit gerettet!“

„Die wilden Raizen — und die räuberiſchen Serben wurden im Namen des Königs zur Ausrottung der Magyaren und Deutſchen aufgeſtachelt!

Und man mordet! Man mordet Männer, Weiber, Kinder! Man verbrennt die deutſchen und magyariſchen Dörfer zu Aſche, und nimmt ihre Felder in Beſitz.“

„Ungarn ſieht auf Euch, deutſche Mitbürger, und Eure Enkeln werden von Euern Thaten ſprechen, wodurch Gott ſein geliebtes Ungarn gerettet hat.“[12])

Daß Wimmer bald nach dieſem Aufruf ſelbſt auch das Schwert ſich umgürtete, um an der Spitze eines Bauernaufgebotes von Oberſchützen und Umgebung dem Einbrechen kroatiſcher Truppen unter General Theodorovich erfolgreich Halt zu gebieten, weiß man, wenn auch in nicht völlig geklärter Weiſe.[12a]) Auf jeden Fall war auch dieſe Tat Wimmers eine, die mit dazu beigetragen hat, daß er ſich den Ruf erwarb „Koſſuths rechte Hand“ zu ſein.[13]) Auf dieſe ſeine „rechte Hand“ ſetzte Koſ-

[12]) Dieſer Aufruf findet ſich abgedruckt in der anläßlich des 50jährigen Beſtehens der Oberſchützener Lehranſtalten erſchienenen Feſtſchrift von Johannes Ebenſpanger, „Die 50jähr. Geſchichte der evang. Schulanſtalten zu Oberſchützen“, Oberwarth 1895. S. 11 ff.

[12a]) Magyar Győző: „Wimmer a szabadságharcban“, Oberwarth 1909. Wimmers, des gebürtigen Wieners, Teilnahme am ung. Aufſtand gehört eigentlich in das traurige Kapitel der unter der Herrſchaft der Habsburger aus dynaſtiſchen Intereſſen geführten Kämpfe, in denen Deutſche wider Deutſche für volksfremde Belange ihr Blut vergoſſen. In welch hohem Maße dies auch im Aufſtand Koſſuths der Fall war, iſt bekannt. Vgl. Aegid Hermann: „Deutſche Legionen im ung. Freiheitskampf 1848—49“ in der Feſtſchrift für Gideon Petz, Budapeſt 1933, S. 143 ff.

[13]) In einem Brief des mit der Bibelgeſellſchaft verbundenen Dr. Mariott an den Sekretär der Geſellſchaft in London vom 22. Januar 1849 ſchreibt Mariott aus Baſel an Mr. Brandram u. a. „Windischgraetz has ordered the sequester of the property of all the adhaerents of Kossuth, and as our friend (näml. Wimmer, Anm. d. Verf.) is accused to the Austrian Government by the Magistrates of Güns, for having said, „I am the right hand of Kossuth“, we must fear, that not only his property, but that of the Society, will be sequestered.“ Archiv der British & Foreign Bible Society ‚Foreign Correspondence Inwards Vol. 1849 P. 62.

ſuth auch die letzte Hoffnung, bei den Weſtmächten Unterſtützung zu finden. Im Juli 1849 ſollte Wimmer im Namen der Regierung Koſſuths bei König Friedrich Wilhelm IV., der dem Pfarrer von Oberſchützen ſehr geneigt war, dahin wirken, die St. Stephans Krone anzunehmen und einem Mitglied des Hauſes Hohenzollern zu übertragen.[14]) Die erzkonſervative Einſtellung dieſes Monarchen, der vom Gottesgnadentum der Herrſcher ſo tief wie wenige durchdrungen war, ließ es aber nicht zu, daß der als Botſchafter der revolutionären Regierung entſandte Pfarrer, der anſonſten ſein Wohlwollen genoſſen hatte, diesmal bei ihm vorſtellig werden könne. Ja, Wimmer mußte ſich ſogar einen Ausweiſungsbefehl gefallen laſſen und aus Berlin ſchleunig abreiſen.[15])

Obwohl in der Folgezeit ſich Wimmers Begeiſterung für Koſſuth ſtark legte und ſogar einer recht kritiſchen Einſtellung Platz machte, was allerdings erſt aus ſeinem Nachlaß hervorgeht und der bisherigen Forſchung über Wimmer gänzlich unbekannt war, wollen wir hier mit einem Satz ſchließen, der wahrſcheinlich im Jahre 1852 aus Wimmers Feder floß und an Kaiſer Franz Joſeph gerichtet war: „Das Auftreten Koſſuths aus den beſchränkten Räumen des Preßburger Landhauſes auf die Schauplätze der Weltgeſchichte iſt geſchehen. — Eine ernſte Stunde hat auf der Uhr der Weltbühne geſchlagen! Verſöhnung mit Ungarn iſt der einzige Rettungsanker.“[16])

Gottlieb Auguſt Wimmer hatte ſich den Günſern angeboten, mit dem ihm unterſtehenden Freiwilligenbann der Stadt Güns bei der Abwehr der Kroaten zur Hülfe zu ſein. Der Stadtmagiſtrat hat dieſes von Wimmer in einem Schreiben vom 12. Okt. 1848 früh morgens um 4 Uhr gemachte Angebot lediglich zur Kenntnis genommen, aber nicht darauf reagiert. Die Günſer, die im Revolutionsjahr 1848 ſich ſehr ſtark als circumſpectante, vorſichtige Leute erwieſen und es an Begeiſterung ziemlich mangeln ließen, wurden daher von den in Steinamanger amtierenden Regierungskommiſſären Békáſſy, Széll und Reiſſig in einer Erklärung am 14. Oktober der Feigheit bezichtigt, weil ſie nichts dazu beigetragen haben, daß die ins Land eingebrochenen Kroaten gänzlich vernichtet wurden, wozu ſich Gelegenheit geboten hätte. Der Magſtrat verſuchte, ſich den ungariſchen Behörden gegenüber zu rechtfertigen, war aber bald darauf froh, den kaiſerlichen Militärs gegenüber erklären zu können, daß die Bevölkerung ſich nur gezwungen an dem Aufſtand beteiligt hat. Bei dieſer Sachlage iſt es daher durchaus möglich, daß aus dem Schoße des Günſer Magiſtrats eine Anzeige gegen Wimmer erſtattet wurde. Wimmer, der in Güns beſtens bekannt war, hatte daſelbſt gerade auch im Kreiſe der Günſer Geiſtlichen heftige Gegner und wenn der Ueberlieferung eines in der Stadtgeſchichte ſehr bewanderten Mannes zu trauen iſt, kam die Anzeige gegen Wimmer ſogar aus jenen Kreiſen. Vgl. Günſer Stadtarchiv — Politikai Jegyzökönyv 1848, S. 858 ff. und das Sitzungsprotokoll v. 19. Okt. 1848 Punkt 1169, a. a. O. O. S. 863 f. Gracza, a. a. O. II. Bd., S. 305.

[14]) Alter, a. a. O. S. 191 ff.

[15]) Brief Wimmers vom 26. und 27. Juli 1849 aus Berlin an den ungariſchen Außenminiſter Graf Kaſimir Batthyány (z. Zt. im Beſitz des Verf.). Die Ausweiſung Wimmers aus Berlin erfolgte im September 1849, worauf er dann nach London ging. Ueber ſeine dortige Tätigkeit im Kreiſe der ungariſchen Emigranten haben wir wertvolle Aufſchlüſſe. Wiener Staatsarchiv B. M. 4253 ex 62 und T724 A. Ueber Friedr. Wilhelm IV. Perſon u. Haltung vgl. Veit Valentin „Geſchichte d. Deutſchen Revolution 1848—1849“, Berlin 1930, Bd. I, S. 28 ff.

[16]) „Offenes Sendſchreiben an Seine Majeſtät den Kaiſer Franz Joſeph von Oeſterreich von einem Patrioten.“ (Handſchriftlich aus Wimmers Nachlaß, z. Zt. im Beſitz des Verfaſſers). — Dieſes „Offene Sendſchreiben“, von dem der Verfaſſer nicht weiß, ob es jemals in die Hände des Kaiſers gelangt iſt, dürfte allem Wahrſcheine nach aus den Jahren 1851—1852 ſtammen. Dies läßt der Inhalt mit ſeiner Bezugnahme auf das Zeitgeſchehen vermuten. Für uns iſt es eine wichtige Quelle, weil es in ſehr ausführlicher Weiſe auf die Nationalitätenpolitik Ungarns vor 1848 zu ſprechen kommt und den Standpunkt des Autors zur Geltung bringt, der faſt ganz und gar der ungariſche iſt.

An den Herrn Gottlieb Auguſt Wimmer.[17])

Indem ich Ihr Anerbiethen, — nach England in der Abſicht zu reiſen, um dort behufs eines für das Königreich Ungarn zu kontrahierenden Anlehens das Nöthige einzuleiten, und nach Thunlichkeit das Erforderliche zu verabreden — mit Dank annehme, finde ich mich veranlaßt, Ihnen zu Ihrer Richtſchnur folgendes zu eröffnen.

Die ungariſche Staatsverwaltung beabſichtigt ein Darlehen von 3 bis höchſtens 5 Millionen Sterling in Silber, in monathlichen Rathen von 250 000 bis 500 000 Sterling abführbar auf eine beſtimmte Reihe von 25 bis zirka 30 Jahren, gegen halbjährige Entrichtung der zu bedingenden Zinſen, und bare Rückzahlung des Kapitals zu kontrahieren.

Der Zinsfuß ſoll 5% nicht überſteigen.

Die Kapitalsrückerſtattung kann auf zweyerlei Weiſe geſchehen, entweder

a) daß nach Ablauf der erſten 10, oder wenigſtens 5 Jahren während der übrigen Zeit das in halb oder ganzjährige gleiche Raten abzutheilende Kapital, mit dem entfallenden Ratenbetrage im baren zurückgezahlt, oder aber

b) daß das Kapital durch einen zu beſtimmenden und mit den Intereſſen gleichzeitig zu behebenden 1, bis 2prozentigen jährlichen Amortiſationsbetrag getilgt werde.

Der erſteren Modalität würde ich den Vorzug geben.

Das Darlehen dürfte auf die Geſamteinkünfte des Staates radicirt, und vom Lande natürlich mit königlicher Sanction garantirt werden; wodurch die Gläubiger um ſo mehr vollkommene Sicherheit erlangen, als das Königreich Ungarn noch gar keine Schulden hat.

Sollte jedoch auf eine ſpecielle Hypothek beharret werden, dann könnten hiezu die ungariſchen Salinen gebothen werden.

Ungarn beſitzt in der Marmaroſch 4 Salzgruben, in Rhónaszék, Sugatagh, Szlatina und Königsthal, dann in den vormaligen Siebenbürgiſchen Landestheilen 6 ſolche Salzgruben zu Maros-Ujvár, Désakna, Kolos, Parajd, Vizakna, und Thorda, welche das reinſte Steinſalz in jeder beliebigen Menge liefern, und die ergiebigſte Ausbeute auf hunderte von Jahren ſichern nebſt dem ein Salzſudwerk in Soóvár, welches bei 130 000 Zentner Sudſalz jährlich liefert.

Der inländiſche Salzabſatz in Ungarn, und den dazu gehörigen Ländern beträgt jährlich zwiſchen 1 800 000 bis 1 900 000 Zentner, welcher zum größten Theile aus der eigenen Erzeugung gedeckt wird, nur ein geringes Quantum von 250 bis 260 Ztr. wird der leichteren Zufuhr wegen aus Gallicien oder aus der Seeſalzerzeugung bezogen.

Die reinen Einkünfte des Salzverſchleißes betragen jährlich zwiſchen 6 500 000 bis 7 000 000 Fl. Cour.: Münze. Ueber den Erfolg ihrer Negociation, deren Ratification ich mir natürlich vorbehalte, gewärtige ich um ſo ſchneller Ihre gefällige Mitteilung, als der gegenwärtige Reichstag dem Finanzminiſterium bereits einen außerordentlichen Credit von 42 000 000 Fl. eingeräumt hat, und die ſpecifiſche Ermächtigung diesfalls zu einem Staatsanlehen zu ſchreiten ich in den nächſten Tagen gewärtigen kann; wo ich dann aus Rückſicht der obwaltenden dringenden

---

[17]) Das Original befindet ſich im Beſitz des ev. Pfarrers von Wien-Floridsdorf, Lic. theol. Dr. Otto Kühne, der ein Urenkel Wimmers iſt.

Verhältniſſen entweder zu einer Anleihe oder zur Banknotenemiſſion zu ſchreiten mich unverzüglich veranlaßt ſehen muß.[18])

Falls Ihre Negociation erfolgreich zu werden verſpricht, würde es mir das angenehmſte ſeyn, wenn Sie die Sache ſo einleiteten, daß ein zum Abſchluß des Anlehens bevollmächtigter Commiſſionair der betreffenden Häuſer, allenfalls mit den nöthigen Ratenfonds verſehen, — Sie hieher begleiten möchte, dem Sie natürlich die Erſtattung der Auslagen ſelbſt für den Fall verbürgen würden, wenn die eingeleitete Negociation nicht ratificiert werden könnte.

Gelegentlich Ihrer Anweſenheit in England wollen Sie ſich auch darüber die nähere Gewißheit verſchaffen, und mir genaue Auskunft ertheilen, ob und unter welchen Bedingungen man dort geneigt wäre uns einige Kanonierbote, — welche für den Kriegsdienſt auf der Donau geeignet wären — zu überlaſſen. Wobey ich genaue Beſchreibung der Bote, ſammt ihrer Fahrtiefe und Ausrüſtung mir erbitte.

Ebenſo iſt es höchſt wichtig für uns, fertige Feuergewehre mit Stich- und Haubajonetten für Infanterie und Jäger in je größerer Zahl und je beſſerer Conſtruction anzukaufen. Sie würden den Staat ſehr verbinden, wenn Sie 10—50tauſend Stück in England anzuſchaffen vermögten, worüber Sie ſich aber mit Sachverſtändigen in einvernehmen zu ſetzen hätten. U. wenn Sie mich hierüber ſo wohl in Betreff der Zahl und Beſchaffenheit, als auch hinſichtlich des Preiſes, der Lieferungszeit und Garantien benachrichtigen, würde ich nicht ſäumen wegen der Zahlung und Uebernahme das nöthige zu veranlaſſen.

Ferners würde es uns ſehr angenehm ſeyn ein paar tüchtige, in Verfertigung von Congreviſchen Raketen und ähnlichen Schießbedarf bewanderten Individuen in unſeren Dienſt zu nehmen, — worüber Sie die nöthigen Erkundigungen einzuziehen hiemit beauftragt werden.

Auch würde mir ſehr angenehm ſeyn, wenn Sie über die zweckmäßige Einrichtung einer Banknotenfabricationswerkſtätte ſich Kentniß verſchaffen, und mir die Beſchreibung der hiebey verwendeten Maſchinen, ſammt Preistariff, und Lieferungszeit einſchicken würden. Am ſchnellſten und nothwendigſten brauche ich eine Numerir Maſchine (: womit die ſerien und regiſter Zahlen der Banknoten numerirt werden :) — wäre eine ſolche fertig zu bekommen, ſind Sie ermächtigt ſelbe ohne weiteres mit gehöriger Vorſicht anzukaufen, und ſpedieren zu laßen. — Den Preis können Sie (: mich darüber benachrichtigend :) auf das Haus Wodjaner u. Sohn in Wien ziehen laſſen oder meine ſonſtige Verfügung einhohlen.[19])

---

[18]) Die „Koſſuth-Banknoten", die tatſächlich in der Höhe von 42 Millionen Gulden ausgegeben wurden, hatten für die ein und zwei Guldenſcheine eine Edelmetalldeckung, für die höheren Werte galten die Staatseinnahmen als Deckung. Nach der Niederwerfung des ungariſchen Aufſtandes wurden dieſe „illegalen" Geldwerte, deren Annahme Koſſuth bei Todesſtrafe verfügt hatte, von der kaiſerlichen Regierung nicht nur nicht anerkannt, ſondern eingezogen und vernichtet. Tolnai Világlexikona Bd. IX, S. 130, Faragó a. a. O. S. 233 u. 272.

[19]) Die erſten Serien der Koſſuth-Banknoten ſind mit der Hand numeriert worden. Solche mit der Hand numerierte Banknoten finden ſich wiedergegeben bei Gracza, a. zuerſt a. O. S. 47 und 53. Die Herſtellung der Banknoten beſorgte Joſef Tyroler, der nach dem Zuſammenbruch des Aufſtandes hiefür im Peſter „Neugebäude" zu büßen hatte. Vgl. die judenſchützleriſche Flugſchrift „Itéljetek! Néhány kiragadott lap a magyar zsidó életköszösség könyvéből". Budapeſt 1939, S. 18 und Faragó S. 295. Unſere beſondere Aufmerkſamkeit verdient auch die Tatſache, daß die Banknotenpreſſe Koſſuth's, wie Faragó betont, nicht nur bis zum endgültigen Zuſammenbruch des ung. Freiheitskampfes hervorragend funktionierte, ſondern daß faſt das ganze Perſonal der bekannten Peſter Druckerei Landerer, die dieſen Dienſt übernommen hatte, aus Deutſchen beſtand. Auch die Geſchäftsführung ſowie die Arbeitsinſtruktionen erfolgten in deutſcher Sprache. A. a. O. S. 144 ff.

Endlich empfehle ich Ihnen als höchst wichtig, Ihre Freunde in England auf das gemeinschaftliche mancher wichtigen Interessen mit Ungarn, und das wünschenswerthe näherer Handelsverbindungen aufmerksam zu machen, und unsere Bereitwilligkeit zu freundschaftlichen Berührungen zu erklären. Von der höchsten Wichtigkeit wäre es, wenn England ein general Consulat in Pesth etabliren wollte, welches des distinguirtes Empfanges von Seite Ungarns gewärtig seyn kann.[20]) Unbezweifelt wird

[20]) Die in England entfaltete ungarische Propaganda, die bekanntlich bald nach dem Weltkriege sehr stark betrieben wurde und gewiß nicht ungeschickt gehandhabt wird, operierte auch zur Zeit Kossuths schon mit dem für demokratische Länder so bestechenden Mittel des Konstitutionalismus. Auch Wimmer kommt in seiner Propaganda darauf zu sprechen, daß Ungarn die „älteste Constitution" in Europa habe. Der Einfluß Englands auf Ungarn, der wie F. Valjavec betonte (Deutsch-ungarische Heimatblätter, Bd. VI, S. 166), im 18. und 19. Jh. den Umweg über Wien genommen hat, war gerade in der ersten Hälfte des 19. Jh.s sehr angewachsen. Die Anglophilie in Ungarn, die so bedeutend ist, daß in Sárospatak sogar eine für höhere Schüler errichtete Anstalt, nach dem Muster der englischen höheren Schulen mit englischer Unterrichtssprache besteht, obwohl sich die Schülerschaft aus Söhnen ungarländischer Familien rekrutiert, hat allerdings auch noch andere starke Wurzeln als die der Vorliebe des ungarischen Hochadels für England und seine aristokratisch-konservative Kultur. Der geistige Einfluß Englands, am stärksten im ungarischen Calvinismus verankert, ist auf dem Weg der theologischen und kirchlichen Beziehungen der reformierten Kirche Ungarns im Lande verbreitet worden und hat besonders in der „Schottischen Mission" in Budapest einen einflußvollen Stützpunkt. Wimmer, obwohl Lutheraner, aber mit stark unionistischen Tendenzen, pflegte sehr herzliche Beziehungen zu den Mitgliedern der Schottischen Mission. Näheres hierüber gedenke ich in meiner geplanten ausführlichen Lebensbeschreibung Wimmers mitteilen zu können. Die im Briefe Kossuths genannten Freunde Wimmers in England sind die Kreise der Bibelgesellschaft. Wimmers Tätigkeit für die British & Foreign Bible Society habe ich bereits in großen Zügen geschildert. Vgl. B. H. Zimmermann: „Gottlieb August Wimmer — ein Bahnbrecher der Bibelverbreitung in Südosteuropa" in „Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich" Bd. 58 (Wien 1937), S. 125—150. — Ein Musterbeispiel geschickter ungarischer Werbung in England waren die Vorträge Graf Stephan Bethlens, die er im Herbst 1933 in London und Cambridge vor gewähltem Publikum gehalten hat. Vgl. Bethlen István Angliai előadásai, Budapest ohne Jahr, Genius Kiadás.

Ueber „Ziel und Mittel der ungarischen Propaganda" machte jüngst Ludwig Terbe in der Julifolge der Monatsschrift „Egyedül vagyunk" (Budapest 1939, Nr. 7) bemerkenswerte Ausführungen. Der Schlußsatz dieser Erörterungen ist für das madjarische Denken so ungemein bezeichnend, daß wir uns gedrungen fühlen, ihn hier in wörtlicher Uebersetzung wiederzugeben: „Die wichtigste Aufgabe der ungarischen Propaganda besteht darin, das Madjarentum, die benachbarten Völker und die Nationen des Westens davon zu überzeugen, daß Mitteleuropa nur dann stark und glücklich zu sein vermag, wenn das Leben im Karpatenbecken unter madjarischer Führung geordnet wird." Das Erscheinen der neuen Zeitschrift „Evangelical Hungary" als Organ des ungarländischen Protestantismus zur Orientierung des englischen und amerikanischen Protestantismus ist u. E. ebenfalls als ein Mittel geschickt gehandhabter Kulturpropaganda zu werten.

In diesem Zusammenhang sei auch darauf aufmerksam gemacht, daß in Martinsberg bei Raab im September 1939 die erste Klasse eines italienischen Gymnasiums eröffnet wird. Hiezu schreibt das Budapester Wochenblatt „Deutscher Volksbote" vom 6. August 1939: „Nach dem französischen Gymnasium des Prämonstratenserordens in Gödöllö und dem englischen Lyceum in Sárospatak wird nun auch eine italienische Mittelschule in Ungarn bestehen. Bei den intensiven kulturellen Beziehungen Ungarns zum Deutschen Reiche und angesichts des auch vom Ung. Statistischen Landesamte bestätigten steten Rückgangs der deutschen Sprachkenntnis wäre selbstverständlich auch die Errichtung einer deutschen Mittelschule notwendig, da ja das jetzt bestehende System mit dem obligatorischen Unterricht der deutschen Sprache sein Ziel kaum erreicht." Von Ludwig Kossuth bis heute, welch ein Rückgang des Deutschen in Ungarn!

noch diesen Reichstag eine Bill durchgehen, wodurch unsere diplomatischen Berührungen eine vollkommene Selbständigkeit erlangen. Wodann gleich die Ernennung eines Geschäftsträgers nach England erfolgen wird.

Diesen Wisch aber bitte ich ganz confidentiel zu gebrauchen, wie auch überhaupt in Betreff aller Punkte Ihres Auftrags ich auf Ihre Discretion zuversichtlich rechne.

Pesth am 29ten July 1848. Ludwig Kossuth
ungar. Finanzminister.

Oberschützen. Bernhard Hans Zimmermann.

Die Stephan Ludwig Roth-Ausgabe und der Stand der Roth-Forschung.

1. Stephan Ludwig Roth und Friedrich List.

Der neue sechste Band der Stephan Ludwig Roth-Ausgabe[1]), bringt, nachdem der fünfte Band die einschlägigen Veröffentlichungen Roth's gebracht hatte, die persönlichen Aeußerungen Roths (Briefe und Tagebücher) aus seiner Tätigkeit für die Anwerbung von württembergischen Einwanderern für Siebenbürgen. Roth ging in eigener Person als Einwanderungsagent nach Württemberg und hielt sich hier ein Vierteljahr auf. Die gesamte Tätigkeit, die er in dieser Angelegenheit entfaltet hat, können wir nunmehr übersehen. Unter dem Neuen, was der sechste Band bringt, ist vor allem zu nennen Roths württembergisches Reisetagebuch, das er von der Abreise aus Wien bis zur Rückkehr nach Siebenbürgen, vom 18. August bis zum 21. Dezember 1845 geführt hat.

Roth hat die Reise „als rationeller und praktischer Landwirt" unternommen (Brief vom 8. Juni 1845); das Ziel: durch Gewinnung von württembergischen Landwirten einen Anstoß zur Hebung und Veredelung der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft zu geben. Daneben spielt der Gedanke, durch Einwanderung dieser Landwirte zugleich eine Stärkung des deutschen Bevölkerungselements in Siebenbürgen herbeizuführen, eine Rolle.

Insbesondere durfte man darauf gespannt sein, was sich etwa aus dem neuen Material für das Verhältnis von Roth und seinen Freunden zu den Gedanken von Friedrich List ergibt; auf diese Beziehungen hatte zuerst der Aufsatz von Georg [nicht: Gustav] Adolf Schuller, „Ueber die Einwanderung von Württembergern in das Sachsenland in den Jahren 1845—1846" aufmerksam gemacht.[2]) Nunmehr gewinnen wir über diesen Punkt Klarheit.

Folberth veröffentlicht nämlich auch den grundlegenden Brief, den der Hofagent Franz Conrad in Wien, einer der wichtigsten Helfer Roths, am 18. März 1845 an Roth geschrieben hat und der den Anstoß zu Roths Reise gab. In diesem Briefe beruft sich Conrad ausdrücklich auf Friedrich List; er zitiert, wenn auch mit ungenauer Titelangabe, Lists Schrift „Die Ackerverfassung, die Zwergwirtschaft und die

---

[1]) Der Schwabenkönig. Briefe, Tagebücher und Reden aus den Jahren 1837—1847. Stephan Ludwig Roths Gesammelte Schriften und Briefe. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Otto Folberth. Hermannstadt 1939. Verlag Krafft und Drotleff. Für Deutschland: Walter de Gruyter & Co, Berlin-Leipzig. 270 S.

[2]) Landwirtschaftliche Blätter für Siebenbürgen. 1922. Vgl. meinen Aufsatz: Stephan Ludwig Roth. Umrisse seines Wirkens. Südostdeutsche Forschungen 1938, S. 791 ff.

Auswanderung“[3]) und verwendet einen Gedanken daraus: „Nach Dr. Lists Werk über Ackerbau, Wirtschaft und Auswanderer“, schreibt Conrad an Roth, „braucht ein Auswanderer zur Reise aus der Heimat bis in einen amerikanischen Hafen[4]) für sich und seine Familie mindestens 1 200 Gulden“. Die Reise nach Siebenbürgen sei bedeutend kürzer und billiger; zudem komme der Einwanderer bereits in kultiviertere Verhältnisse. Also sei die Auswanderung nach Siebenbürgen vorteilhafter als nach Amerika. Es könne nicht schwer fallen, „die Auswanderung von Amerika ab nach Siebenbürgen zu leiten“. Das den Auswanderungslustigen plausibel zu machen, sei eben Roths Aufgabe. Der Gedanke ist einleuchtend.

Doch ist es nötig, zunächst Lists Gedanken näher ins Auge zu fassen.

List bekämpft in seiner Schrift die Zwergwirtschaft, die in manchen Gegenden Deutschlands, gerade auch in Württemberg, überhand zu nehmen drohe. Als Heilmittel gegen sie nennt er die Zusammenlegung der Parzellen (Kommassation), die Aufhebung des Zusammenlebens in Dörfern (Hofwirtschaft) und die Aufhebung des Gemeindebesitzes; bei dieser Umgestaltung der Ackerverfassung könne auch die Abschiebung von überflüssiger Bevölkerung nützlich sein. Doch das sind Schmerzen der deutschländischen Landwirte, um die sich Conrad und Roth als Ausländer nicht den Kopf zu zerbrechen brauchen.

Für sie genügt es, wenn sie den einen Gedanken Lists, der sie angeht, herausgreifen: der Bauer aus Süddeutschland tut besser, statt nach Amerika in das nähere und kultiviertere Siebenbürgen auszuwandern.

Was soll er nun dort nach Lists Meinung? — Tatsächlich empfiehlt List nicht die Auswanderung nach Siebenbürgen, sondern nach Ungarn; Siebenbürgen kommt für ihn nur in Betracht, sofern es an Ungarn grenzt. List faßt summarisch die Länder, deren Lebensader die Donau ist, ins Auge; dazu gehört auch Siebenbürgen.

Was sollen die deutschen Auswanderer dort? — Sie sollen nicht etwa germanisieren, sondern die Magyaren unterstützen; unterstützen nicht nur mit ihrem Kapital, sondern auch mit ihrem Blut; sie sollen sich magyarisieren. In dieser Weise müssen Deutsche und Magyaren zusammengehen. „Nicht wohl kann es eine Verbindung geben, von welcher man sich eine schönere Harmonie, reicheren Ehesegen, mehr materielle und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen den Deutschen und Madjaren.... Die eine Partei bringt Fruchtbarkeit, produktive Kraft im Ackerbau, in Gewerbe und Handel Kapital, Sinn für bürgerliche Ordnung und Einrichtungen, einen hohen Grad von Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten und eine reiche Literatur bei; die andere ritterlichen Sinn, kriegerischen Geist, politisches und rhetorisches Talent, feurigen Patriotismus, in ihrer Grundlage ganz vortreffliche Institutionen, die nur noch der Feile bedürfen, um so gute Dienste zu tun als die besten ihrer Art, endlich große Massen von Naturfonds. Deutsches Phlegma wird durch ungarisches Feuer belebt, wie dieses durch jenes temperiert wird. Deutschland wird jährlich an Ungarn eine halbe Million Menschen abgeben können und gleich-

---

[3]) Erschienen 1842 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ und gleichzeitig als selbständige Schrift (Verlag Cotta, Stuttgart). Gesammelte Werke Bd. V, S. 418—547; Kleinere Schriften (hsgg. von Friedrich Lenz), Jena 1926, S. 437—554.

[4]) Ungenau; List rechnet zu den Reisekosten nicht nur die Ueberfahrt bis in den Hafen, sondern auch die Landreise bis in „die westlichen Teile von Amerika“; ein Familienvater mit Frau und sechs oder sieben Kindern brauche bis dahin 1000—1500 Gulden. — Roth verwendet Conrads briefliche Angaben in seinem „dritten Zusatz zur Anzeige für Einwanderer nach Siebenbürgen“ (Bd. V, S. 154): „Um nach Amerika gehen zu können, braucht ein Hausvater zur Ueberfahrt 1000—2000 Gulden hiesigen Geldes.“ Er hat offenbar aus Conrads Brief, nicht aus Lists Schrift geschöpft.

wohl seine eigene Bevölkerung bedeutend vermehren. Ungarn mit Transsylvanien wird statt 11—12 mit Leichtigkeit 25—30 und mit den übrigen Donauländern 50 bis 60 Millionen Menschen nähren können.... Und ist Ungarn im Innern gekräftigt und politisch geordnet, ist das magyarische Element mit dem deutschen ein Herz und eine Seele, stehen beide in Harmonie mit der königlichen Gewalt, so wird auch das ungarische Slawentum sich zu magyarisieren genötigt sehen; und keine Gewalt der Erde wird dann hindern, daß Ungarn seine Macht bis an den Balkan, bis an die Ufer des Schwarzen Meeres erstrecke und in die Reihe der ersten Nationen von Europa eintrete" (bei Lenz, S. 522—524).

List hat also ein völlig anderes Ziel als Conrad und Roth. Die deutschen Auswanderer, deren Mitarbeit Ungarn zu ungeahnter Blüte bringen wird, sollen im madjarischen Volke aufgehen. Die bodenständige deutsche Bevölkerung Ungarns und Siebenbürgens ist noch nicht in Lists Bewußtsein eingetreten — wie List auch mit derselben Großzügigkeit die Existenz des rumänischen Volkes ignoriert. Das Problem, mit dem Roth und seine Freunde ringen: wie können wir uns den an Zahl überlegenen Ungarn gegenüber behaupten? wie können wir die Lage unseres Volkes verbessern? — dies Problem existiert für List einfach nicht. Er ist, scheint es, der madjarischen Assimilierungspropaganda erlegen, wie ihr — wenigstens zeitweise — auch ein ungarländischer Deutscher vom Range Tobias Gottfried Schröers erlegen ist.[5])

Roth und List verfolgen also ganz verschiedene Ziele, die sich letzten Endes sogar feindlich gegenüberstehen. Nur in einem berühren sie sich: in dem Gedanken der Ablenkung der deutschen Auswanderung von Nordamerika in den Südosten Europas. „Der Strom der Auswanderung", sagt List, „hat in der neuesten Zeit in Deutschland so ganz ausschließlich seine Richtung nach Nordamerika genommen, daß man an kein anderes Land mehr denkt, wenn davon die Rede ist.... Im Grunde genommen ist aber diese Richtung der Auswanderungen für Süddeutschland eine ganz unnatürliche... Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Ufer der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres, bieten so recht dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenützter, aber natürlich fruchtbarer Ländereien, die ihm nicht schwerer zu erreichen wären, als es dem Nordamerikaner von New York oder Pennsylvanien die Ländereien am Mississippi und Missouri sind. . . . Welchen gewaltigen Strom von Macht läßt das südöstliche Deutschland nach dem Ozean fließen! In den Kanal der Donau geleitet, was könnte er bewirken?" (S. 519/520).

Der fundamentale Unterschied ist deutlich: List will die deutschen Auswanderer der Entnationalisierung zuführen; statt in Amerika sollen sie in Ungarn das Grab ihres Volkstums finden; Conrad und Roth wollen sie benützen, um durch sie den deutschen Volkszweig in Siebenbürgen zu stärken.

Von List stammt also nur der Gedanke, die deutsche Auswanderung in die Donauländer abzulenken; nach List soll Deutschland jährlich eine halbe Million Menschen abgeben. Der wesentlichere Gedanke aber, die Auswanderer im Dienste des deutschen Volkstums zu gebrauchen, stammt nicht von List.[6]) Denn List denkt —

---

[5]) Fittbogen, Tobias Gottfried Schröer über die Zukunft des deutschen Elements in Ungarn. Deutsch-ungarische Heimatblätter 1935, S. 51—58. — Vgl. dazu: RSt, T. G. Schröers Kampf um deutsche Schulen. Südostdeutsche Forsch. I (1936), S. 305 ff; Fritz Valjavec, Zur Entstehung des deutschen Volksbewußtseins in Ungarn. Ebenda 1938, S. 628 ff.

[6]) Das persönliche Bindeglied zwischen diesen Sachsen und der binnendeutschen Bewegung, die sich um die Erhaltung des Volkstums der Auswanderer bemüht, ist noch zu suchen. Vielleicht Ludwig von Rosenfeld.

mindeſtens in dieſer Schrift — nicht volksdeutſch, ſondern ſtaatsdeutſch. Wann der Gedanke zuerſt in Siebenbürgen ausgeſprochen iſt, bedarf noch der Unterſuchung. Lag er nicht für den Siebenbürger Sachſen in der Luft?

In den vorliegenden Briefen Roths taucht er zuerſt am 29. April 1841 auf. Roth ſpricht da von ſeinem Plan, einen deutſchen Landwirt auf ſeine Meierei bei Mediaſch zu ſetzen, „um auf dem Wege der Anſchauung und des Beiſpiels dem rationellen Feldbau unter uns Eingang zu verſchaffen"; es iſt das die Keimzelle des geſamten Einwanderungsplans. Dann fügt er hinzu: „Deine Anſichten über Koloniſation deutſcher Brüder, ſowie Deine Vorſchläge zur Ermöglichung derſelben, haben mich ſehr angeſprochen und ſind fortwährend Gegenſtand meines Nachdenkens geweſen.... Du haſt Recht, Verſtärkung des deutſchen Elementes tut uns ebenſo not als Hebung des Feldbaus." Dieſer Gedanke ſtammt alſo nicht von Roth, ſondern von dem, an den er ſchreibt: von ſeinem Neffen, Stephan Adolf Bergleiter, dem Sohn ſeiner Schweſter Eliſabeth, der damals als Gymnaſiallehrer in Hermannſtadt diente (1814—1863).

In demſelben Jahrgang der „Deutſchen Vierteljahrsſchrift" übrigens, in dem Liſts Arbeit zur Bekämpfung der Zwergwirtſchaft erſchien, erſchien noch ein anderer Aufſatz, der die Aufmerkſamkeit auf die Länder von der unteren Donau lenkt: „Erweiterung des deutſchen Handels und Einfluſſes durch Geſellſchaften, Verträge und Anſiedlung" von Guſtav Höfken (Vierteljahrsſchrift 1842, 2. Heft, S. 172—218; auch als ſelbſtändige Schrift); darin befürwortet Höfken die Gründung einer ſüddeutſchen Handels- und Koloniſationsgeſellſchaft, die den deutſchen Einfluß an der unteren Donau bis ans Schwarze Meer feſtigen ſollte; ſie müßte eine beſondere Abteilung für Anſiedlung an der unteren Donau einrichten (im Vordergrund des Intereſſes ſtehen ihm dabei die Länder der europäiſchen Türkei). Doch iſt dieſe Theorie noch im embryonalen Zuſtand. Später hat Höfken ſeinen Gedanken weiter ausgebildet und eine Schrift „Deutſche Auswanderung und Koloniſation im Hinblick auf Ungarn" (Wien 1850) erſcheinen laſſen. Doch das führt in eine ſpätere Zeit. Conrad und Roth waren bereits tot.

Für Roth aber wird hierdurch ausdrücklich beſtätigt, daß er von der Landwirtſchaft her, und nur von der Landwirtſchaft her, zu ſeinem Plan kam. Darauf beruht ſeine Solidität.

Die grundlegende Arbeit von Georg Adolf Schuller, der die Einwanderung der Württemberger nach Siebenbürgen zum erſten Male im Zuſammenhang darſtellte (ſiehe oben S. 115), iſt auch heute noch unentbehrlich; es wird nur nötig ſein, von ihr — auf Grund des Zuwachſes an Material — ſozuſagen eine zweite Auflage herzuſtellen.

Drei Aeußerungen von württembergiſchen Zeitgenoſſen Roths beſitzen wir bereits. Zwei ſtammen von Württembergern, die durch Roth nach Siebenbürgen gekommen ſind und die ſich hier gut eingelebt haben, die eine von einem Koloniſten[7]), die andere von einem Lehrer[8]); beide ſind poſitiv gehalten. Die dritte Stimme verhält ſich ablehnend.[9]) Aber auch ſie iſt nicht ohne weiteres bei Seite zu ſchieben. Der

[7]) Aus den Lebenserinnerungen des Württemberger Einwanderers Johann Georg Haldenwang. Mündlichen Mitteilungen nacherzählt von Joh. Martini. Hermannſtadt 1906. Verlag W. Krafft. 59. S. — Zuerſt im Neuen Volkskalender 1904, 1905, 1906.

[8]) [Friedrich Dengler], Skizzen aus dem Privat- und Familienleben Stephan Ludwig Roths. Schul- und Kirchenbote für das Sachſenland. 1870, S. 230 bis 239. 259—262.

[9]) Jakob Kleins (von Oberndorf bei Welzheim) Reiſe nach Siebenbürgen im Mai 1846, und was er dort geſehen und erlebt. Zur Belehrung für ſeine Landsleute. Stuttgart 1846. 24. S.

Verfaſſer iſt nämlich nicht ein Rückwanderer, der nun aus der Stimmung des Mißerfolges heraus alles ſchwarz färbt; er iſt ein nicht ganz unbemittelter Bauer, der ſich zunächſt durch den Augenſchein überzeugen will, ob es für ihn ratſam ſei, die Ueberſiedlung nach Siebenbürgen zu vollziehen. Er ſieht mit offenen Augen um ſich; ſeine Beobachtungen teilt er genau mit (ſie müſſen ſich alſo — mindeſtens zum Teil — nachprüfen laſſen); was ihn veranlaßt hat, in Württemberg zu bleiben, und auch ſeine Landsleute vor der Ueberſiedlung nach Siebenbürgen zu warnen, iſt im weſentlichen Zweierlei: die Preiſe für Kauf und Pacht von Grundſtücken ſind erheblich geſtiegen; die ſächſiſchen Grundbeſitzer nützen die Konjunktur egoiſtiſch aus; und zweitens: die Verhältniſſe ſind dort nicht ſo gut geordnet wie in Württemberg. Den Landwirten, die bereits in Siebenbürgen Gut oder Pachtung übernommen haben, geſteht er keine ungünſtigen Ausſichten zu: „Ein beſſeres Brot werden wohl die meiſten Ausgewanderten finden; dagegen werden ſie manche ſchwere Erfahrung machen müſſen, bis ſie ſich in die neuen Verhältniſſe gefunden haben."

Sollten ſich in Siebenbürgen nicht noch mehr Aeußerungen von Einwanderern aufſpüren laſſen? In Familienaufzeichnungen?

Schuller hat die Geſchichte der Einwanderer bis zum Ende der Einwanderung verfolgt. Aber was iſt ſeitdem aus den Einwanderern und ihren Familien geworden? Es iſt alſo nötig, die Geſchichte der eingewanderten Familien bis auf die Gegenwart zu verfolgen. Erſt dann haben wir einen vollen Ueberblick über Bedeutung oder Nichtbedeutung dieſer Einwanderer für die ſächſiſche Landwirtſchaft und das ſächſiſche Volk.

Als beſonders wertvolle Gabe enthält der 6. Band das württembergiſche Reiſetagebuch Roths. Es zeigt uns Roth bei der praktiſchen Arbeit, die er als Einwanderungsagent zu leiſten hatte, umſichtig und fürſorglich. Mit einer beſonderen Schwierigkeit hatte der Herausgeber freilich bei der Veröffentlichung des Tagebuches zu kämpfen:

Roth iſt in Württemberg ſehr vielen Menſchen begegnet; ſein Tagebuch verzeichnet zahlloſe Namen. Wie konnte der Herausgeber ihnen allen auf die Spur kommen? — Das war vom fernen Siebenbürgen aus, abgeſchnitten von den nötigen Hilfsmitteln, einfach unmöglich. Hier mußte er reichsdeutſche Helfer finden, und er hat ſie gefunden, beſonders einen (Bd. VI, S. 9).

Aber hier ſind immerhin einige Lücken geblieben. Bei einem dieſer Männer enthält z. B. das Familienalbum den Eintrag „entwichen nach Amerika" (VI. 72). Wenn die Familie über dieſen Mann weiter nichts zu melden weiß, wozu ſich dann noch weiter bemühen? Nun war aber gerade dieſer Stuttgarter, bei dem Roth die erſte Woche in Stuttgart wohnte, damals ein ſehr angeſehener Mann; auch Roth rühmt ſein „nobles Quartier"; es war der Hofrat und Muſikdirektor Guſtav Schilling (1805—1881) aus Schwarzfeld (Harz). Ueber ihn ſind wir recht genau orientiert. Er ſelbſt nämlich hat eine „Encyklopädie der geſamten muſikaliſchen Wiſſenſchaften oder Univerſal-Lexikon der Tonkunſt" in ſieben Bänden herausgegeben (2. Ausgabe. Stuttgart 1840—1842) und dabei nicht verfehlt, ausführlich über ſich ſelbſt zu berichten (Bd. VII, S. 377 ff.); vgl. auch das einbändige „Univerſal-Lexikon der Tonkunſt". Stuttgart 1849. Weitere Daten über ihn: Allgemeine Deutſche Biographie, Bd. 31 (Nachtrag 33, S. 749), Hugo Riemann, Muſik-Lexikon. 11. Ausgabe. Berlin 1929. Wenn die Familienchronik nichts weiter über ihn berichtet, ſo dürfte das damit zuſammenhängen, daß Schilling nicht als politiſcher Flüchtling nach Amerika ging, ſondern weil er mit dem Strafgeſetz in Konflikt gekommen war (Schulden und Verdacht der Unehrlichkeit).

Friedrich Notter (Bd. VI. 79) iſt nicht der Verfaſſer des Buches „Brief-

wechſel zweier Deutſchen"; dies Buch ſtammt vielmehr von Paul Pfizer (1831. Neudruck, herausgegeben von Georg Küntzel. Berlin 1911, in der Schriftenreihe „Deutſche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts", Nr. 144; die Einleitung und die Anmerkungen, die dort als beſonderer Band angekündigt werden, ſind leider nicht erſchienen). Notter war aber mit Pfizer befreundet und hat mit ihm in den Jahren 1827—1829 einen wirklichen Briefwechſel geführt; aus dieſem hat Pfizer tatſächlich einiges in das Buch übernommen, und zwar in den erſten (theoretiſchen) Teil; der zweite (praktiſche) Teil ſtammt — mit einer Ausnahme (in Brief 14) — ausſchließlich von Pfizer. Vgl. Notters Nachruf auf Pfizer im Schwäbiſchen Merkur 1867, Nr. 213, 214.

Der Pfarrer Boos, „kath. in Gallneukirchen", von dem es heißt, daß ſeine Lebensbeſchreibung merkwürdig zu leſen ſei, iſt Martin Boos (1762—1825), 1806—1815 Pfarrer in Gallneukirchen, wo er eine evangeliſche Bewegung hervorrief, der Freund von Ignaz Lindl und Johannes Goſſner; ſeine Lebensbeſchreibung fiel Roth in Tübingen in die Hände.

Der Name Verſchner (S. 100) iſt vielmehr Verſchuer zu leſen: Ernſt Freiherr von Verſchuer (1787—1860), fürſtlich Fürſtenbergiſcher Hofmarſchall; vgl. Genealogiſches Taſchenbuch der freiherrlichen Häuſer. Gotha 1935.

Doch bei dieſen Dingen handelt es ſich nur um Kleinigkeiten, die den Wert der Ausgabe nicht berühren.

Da die Roth-Ausgabe nun vor dem Abſchluß ſteht (es fehlt nur noch ein Band, der demnächſt zu erwarten iſt), iſt es geboten, einen Blick auf die früheren Bände zu werfen und ſich zu vergegenwärtigen, was ſie bereits jetzt für die Rothforſchung bedeuten.

2. Die Roth-Ausgabe.

Zunächſt ein Wort über die Ausgabe ſelbſt: wie iſt ſie aufgebaut?

Auf die methodiſchen Geſichtspunkte, nach denen die Ausgabe geſtaltet iſt, wollen wir im einzelnen nicht eingehen; wir haben das früher einmal, für die erſten drei Bände, getan (Deutſche Hefte für Volks- und Kulturbodenforſchung. Jahrg. I. [1930/31], S. 325 f.), wollen aber darauf nicht mehr zurückkommen. Hat man die Wahl zwiſchen etwas Vollkommenem, das aber ſeiner Vollkommenheit wegen nicht möglich iſt, und etwas Brauchbarem, das ſich mit einigen Kompromiſſen verwirklichen läßt, ſo iſt die Wahl ſchon getroffen. Dieſe Ausgabe, die nicht nur die Schriften Roths aufs neue herausbringt, ſondern auch den ſchriftſtelleriſchen Nachlaß Roths erſchließt und daraus ſehr viel unbekanntes Material veröffentlicht (mehr als die Hälfte der Ausgabe iſt mit dieſem neuen Material ausgefüllt), iſt ein bedeutender Schritt vorwärts. Mit ihr beginnt eine neue Periode der Roth-Forſchung.

Der Aufbau der Roth-Ausgabe tritt jetzt klar zu Tage; ſie gliedert ſich nach der Abſicht des Herausgebers (Bd. VI, S. 7—8) in drei Teile, die ſich dem Lebensgange Roths anſchließen; ſie haben folgenden Inhalt.

Teil I: Roths Jugend und erſtes Mannesalter, Bd. I, II, III, 1—166. Hier überwiegen die „unmittelbaren Lebenszeugniſſe", wie ſie der Herausgeber nennt (das heißt: die Briefe, tagebuchartigen Aufzeichnungen und Reiſebeſchreibungen).

Die ſachlich-ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen (es ſind das die ungedruckte Schrift über den fremdſprachlichen Unterricht, der Entwurf ſeiner Doktor-Diſſertation, das Programm der Anſtalt für die Ausbildung von Dorfſchul-Lehrern) treten hier zurück. Der Herausgeber hat dieſe Stücke nicht ſachlich, ſondern chronologiſch, der Reihenfolge ihrer Entſtehung nach, angeordnet. Die biographiſchen Aeußerungen umfaſſen nicht

nur die Jugend, ſondern auch die geſamte Mediaſcher Zeit (letzter Brief v. 26. Jan. 1837), alſo die Jahre von 1817—1836).

Teil II: Der mittlere Lebensabſchnitt Roths, Bd. III, S. 167—346. — Hier ändert ſich das Anordnungsprinzip. Die biographiſchen Stücke (Briefe uſw.) treten ganz zurück; im Vordergrund ſtehen die ſachlich-ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen Roths. Sie werden nach ſachlichen Geſichtspunkten geordnet; es entſtehen vier Fachgruppen:

Erſte Fachgruppe: Der gelehrte Nachlaß der Mediaſcher Jahre; Bd. III, S. 167—188. Er bleibt ungedruckt; aber der Herausgeber gibt einen genauen Bericht über ſeine einzelnen Stücke.

Daran ſchließt ſich wieder Biographiſches: der Streit um das Rektorat, Bd. III, S. 189—192; die betreffenden Briefe und Eingaben Roths.

Beide Mitteilungen gehören chronologiſch noch zum erſten Teil, in die Mediaſcher Jahre; die Abgrenzung der Teile iſt hier alſo unſcharf.

Zweite Fachgruppe: Roth als Prediger. Bd. III, S. 213—346. Ungedrucktes: Predigten und Leichenreden. Der Bearbeiter dieſes Teils iſt Karl Reineth als theologiſcher Fachmann. — Es leuchtet ohne weiteres ein, daß es zweckmäßig war, dieſe Zeugniſſe von Roths paſtoraler Tätigkeit zuſammenzuſtellen; chronologiſch würden alle noch in den erſten Teil der Werke gehören. Beide Teile überſchneiden ſich. Die Predigten ſind in Mediaſch entſtanden, teils noch während ſeiner Tätigkeit am Gymnaſium, teils während ſeiner Tätigkeit als Stadtprediger; aus der Zeit ſeines Pfarramts ſtammt keine. (Genaueres ſiehe unten.)

Dritte Fachgruppe: Die Schriften der Jahre 1842 und 1843; Bd. IV. Bei der Bearbeitung dieſer Schriften hat der Herausgeber wieder Fachleute für die einzelnen Gebiete herangezogen; für die landwirtſchaftlichen Schriften (Ueber Ackerbau und Nomadenleben; Wünſche und Ratſchläge, eine Bittſchrift fürs Landvolk) Martin Roth, für die anderen wirtſchaftlichen Schriften (Die Zünfte; Der Geldmangel und die Verarmung in Siebenbürgen, beſonders unter den Sachſen) Ewald Sindel. Nur für den „Sprachkampf in Siebenbürgen" hat der Herausgeber ſelbſt die Einteilung geſchrieben.

Vierte Fachgruppe: Aufſätze aus den Jahren 1842—1848; Bd. V. — Da Roth einmal die Preſſe als den „Predigtſtuhl der Zeit" bezeichnet hat, trägt dieſer Band, der die Zeitſchriften- und Zeitungsaufſätze Roths vereinigt, den Titel „Predigtſtuhl der Zeit".

Der 2. Teil umfaßt alſo die Jahre 1837—1848.

Teil III: Der Abſchluß von Roths Leben. Bd. VI, VII (1848—1849).

Beide Bände enthalten wieder ganz überwiegend — faſt ausſchließlich — „unmittelbare Lebenszeugniſſe Roths (Briefe, Tagebucheintragungen, Reden). Formal ſind ſie alſo einheitlich. Chronologiſch würde Bd. VI zum 2. Teil, den mittleren Lebensjahren, gehören.

Bd. VI vereinigt Briefe, Tagebücher und Reden aus den Jahren 1837—1847 unter dem Haupttitel „Der Schwabenkönig". Es ſind das die perſönlichen Aeußerungen Roths aus ſeiner Tätigkeit für die württembergiſchen Einwanderer, die wir oben kennen gelernt haben. Zeitlich fallen ſie mit den Zeitungsaufſätzen, die Roth in dieſer Angelegenheit geſchrieben hat und die in Bd. V ſtehen, zuſammen.

Bd. VII wird die Tätigkeit Roths während der ungariſchen Revolution enthalten und ſein Lebensende; er wird alſo weſentlich dem Politiker Roth gewidmet ſein.

In dieſem Aufbau der Ausgabe kann man ſich alſo leicht zurechtfinden.

Grundsätzlich bedenklich ist nur, daß zwischen Werken und „unmittelbaren Lebensäußerungen" kein wesentlicher Unterschied gemacht wird. Briefe sind Aeußerungen des Augenblicks, Werke sind der Extrakt einer langen Zeit. Die Werke haben sich von der Person ihres Urhebers getrennt und führen ein eigenes Dasein. Werk in vollem Sinne ist nur das vollendete, das im Druck erschienen und so Lebewesen eigener Art geworden ist. Die Aufhebung des Unterschiedes zwischen „Werk" und „Nicht-Werk" hat für den Benützer seinen entschiedenen Nachteil.

Die Roth-Ausgabe ist naturnotwendig der Mittelpunkt der Roth-Forschung geworden. Die Arbeit an ihr hat den Herausgeber noch zu manchen Nebenpublikationen veranlaßt; teils hat er Material aus dem Nachlaß, das sich für die Ausgabe nicht eignete, besonders herausgegeben[10]), teils hat er sich in Aufsätzen über Roth geäußert, zu Einzelfragen[11]), zusammenfassend[12]) oder populärisierend[13]). Außerdem haben die Bände der Ausgabe die Aufmerksamkeit auf Roth gelenkt und bereits manche wissenschaftliche Aeußerung hervorgerufen. Werfen wir also einen Blick auf die Roth-Forschung.

3. Stand der Roth-Forschung.

Am deutlichsten wird uns der Stand der Roth-Forschung, wenn wir die verschiedenen Seiten seines Lebens und seiner Tätigkeit — in lockerer Reihenfolge — nacheinander betrachten.

1. Persönliches Leben.

Vom allerpersönlichsten Leben Roths zeugen seine Liebesbriefe.

Otto Folberth hat sie, noch bevor der erste Band der Ausgabe erschien (1927), für sich gesondert, als eigene Schrift herausgegeben: Liebesbriefe Stephan Ludwig Roths. Mediasch 1924. Kommissionsverlag Hans und Ernst Harth. Diese Briefe mußten zwar später auch in der Gesamtausgabe erscheinen; sie sind dort in Bd. I und II wieder abgedruckt, vermehrt um den — inzwischen aufgefundenen — Brief

---

[10]) Mitteilung neuen Materials:
Der Degradationsstreit Stephan Ludwig Roths. Archiv d. V. f. Siebenbg. Ldke. 1930, S. 372—430.
Briefe um Stephan Ludwig Roth [Briefe des Hamburger Pastors Alt an Roth]. Klingsor Juli 1935.
Stephan Ludwig Roth über die Aufstellung von sächsischen Schützenkompagnien. Siebbg. Vjschr. 1933, S. 1—9.
Ahnentafel Stephan Ludwig Roths. Leipzig 1939.

[11]) Aufsätze zu Einzelfragen:
Pestalozzi—Fichte—Roth. Siebbg. Deutsches Tageblatt (zum 11. 5. 1939).
Stephan Ludwig Roth als Sprachpädagoge. Geistige Arbeit. 5. Juni 1938.
Aus der Werkstatt der St. L. Roth-Forschung. Kalender des Siebenbürger Volksfreundes 1938, S. 91—95.

[12]) Zusammenfassende Aufsätze:
Stephan Ludwig Roths Schicksalsweg. Auslanddeutsche Volksforschung. 1937, S. 273—284.
Stephan Ludwig Roth. Der Märtyrer der Siebenbürger Sachsen. In: Große Deutsche im Ausland. Stuttgart 1939, S. 182—192.
Zusammenstellung der Veröffentlichungen aus Anlaß von Roths 90. Todestag. Siebbg. Vierteljahresschr. 1939, S. 397 ff.

[13]) Populärisierend:
Stürmen und Stranden: Ein Stephan Ludwig Roth-Buch. Stuttgart 1924. Ausland und Heimat-Verlag A.G. 197 S.
Stephan Ludwig Roth. Ein Märtyrer des Deutschtums in Siebenbürgen. Auswahl aus seinen Schriften und Briefen. München 1937. Verlag Albert Langen-Georg Müller. 76 S.

vom 24. September 1819, in dem Roth seinem Vater die Verlobung mitteilt und ihn um seinen Segen dazu bittet; einen Brief, der vielleicht nie abgeschickt ist; aber für sich allein gedruckt, wirken sie doch stärker als in der Menge der übrigen Briefe. Sie zeigen Roth von einer neuen Seite: als Verlobten; von seiner Braut, Marie Schmid, hatte bisher in Siebenbürgen niemand gewußt.

Sie haben Beachtung gefunden. Aus ihrer Heimat, Vorarlberg, hat Hans Nägele[14]) einige Mitteilungen über Marie Schmid beigebracht, insbesondere über ihre spätere Ehe.

Fritz Holzträger[15]) hat diese Briefe zum Anlaß genommen, die Aufgabe, die der Roth-Forschung aus den neuen Materialveröffentlichungen erwächst, zu präzisieren und die grundsätzliche Erkenntnis sogleich auf diese Liebesbriefe anzuwenden. Mit der bisherigen Art, Roth von der Gloriole des Märtyrers umstrahlt als eine Art Heiligenbild zu verehren, ist es vorbei. Bevor er ein Fertiger war, war er — wie jeder Mensch — ein Unfertiger, ein Werdender; die Aufgabe der Wissenschaft ist, ihn in seinem Werden zu begleiten und zu verstehen. Nicht vom Tode aus, sondern von seiner Geburt aus, als Mensch, der lebt und sich entwickelt, ist Roth zu begreifen. Die Fülle des neuen Materials, das durch die neue Aufgabe gewonnen wird, stellt der Wissenschaft eine neue Aufgabe. Nicht nur viele neue Einzelaufgaben, sondern eine neue Gesamtaufgabe: an die Stelle des Heiligenbildes das Bild eines Menschen mit konkreten Zügen zu setzen.

Und gerade diese Liebesbriefe zeigen, wie nötig eine rein menschliche Betrachtungsweise Roths ist. In der Umgebung Pestalozzis herrschte eine höchst unerquickliche Atmosphäre; Roth habe an dem Intrigenspiel teilgenommen und, wo es ihm zweckmäßig schien, frisch drauf los gelogen (Holzträger, S. 48). In der Tat wäre es wünschenswert, in diese Dinge tiefer hineinzusehen. Roth war mit Marie Schmid verlobt, aber ihr Bruder Josef Schmid, Pestalozzis rechte Hand, ist sein schärfster Gegner. Dessen Feindschaft hat es zuwege gebracht, daß Roth Herten noch schneller verlassen hat und schneller in die Heimat zurückgekehrt ist, als sein Vater erwartete.

Tiefer greift das Zweite. Nach Holzträger (S. 61) hat Roth in der Situation als Liebender versagt: er habe an Marie Schmid Verrat geübt. Mag das auch übers Ziel hinausgeschossen sein, die wissenschaftliche Aufgabe ist richtig erkannt: Roth ist nicht blindlings als Heiliger zu verehren; er kann auch einmal fehlgegriffen haben. Jede Handlung ist auf ihre Motive zurückzuverfolgen — wie bei jedem andern Menschen sonst.

Charakteristisch ist für Roths Liebesbriefe in der Tat, daß sie einen starken nationalen Einschlag aufweisen. Die Briefe seiner Braut sind nicht erhalten; wir können also nicht wissen, wie weit auch sie einen rationalen Einschlag enthalten). Roths seelische Haltung in dieser Situation ergibt sich besonders aus zwei Briefen. An seinen Vater schreibt er (am 24. September 1819) [daß er diesen Brief nachher, wie wir bereits wissen (siehe oben), wahrscheinlich nicht abgeschickt hat, ist gleichgültig]: „Sie (Marie Schmid) ist seit einem Jahre Vorsteherin unserer Armenschule. Sie hat Wunder getan. Nicht nur verdankt diese Schule ihr das Dasein, sondern auch die geistige Kraft, die in allen Kindern lebt. Ihre innere Erhebung hat sich den Kindern mitgeteilt; Arbeitsamkeit, Demut und Frömmigkeit lebt, webt

[14]) Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseums in Bregenz. 1929. S. 45—47.

[15]) Deus bene vertat! Studien zu Stephan Ludwig Roths Seelenleben. In: Nösner Gabe 1928. Festschrift anläßlich der 66. Hauptversammlung des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Bistritz 1928, S. 25—64.

und ist in ihnen. Diese Kraft, diese Liebe, Vater, die aus ihr selber hervorgeht, die ja sie und ihr Wesen selber ausmachen und ohne welche sie ein gewöhnliches Mädchen sein würde, welches mich nicht anspräche, diese Kraft, diese Liebe, Vater, können wir unserm Vaterlande zuwenden." Das Beste (damit sucht er den Vater zu gewinnen), was man in der Fremde findet, muß man in die Heimat mitnehmen.

Marie Schmid leitete ja eine solche Armenanstalt, wie sie Roth für Siebenbürgen vorschwebte. Sie sollte — als seine Frau — ihm zur Seite stehen und das Innere der Anstalt leiten. Wenn wir fragen, was Roth für seine geplante Anstalt von Pestalozzi, was er von Fellenberg übernommen[16]), ist dem noch eine dritte Frage hinzuzufügen: was hat er dafür direkt von Marie Schmid gelernt? Sie ist für ihn nicht bloß Gegenstand seiner Liebe, sondern zugleich pädagogische Lehrmeisterin.

Und an Marie Schmid selbst schreibt er in einem seiner Briefe (1. Juli 1820 aus Tübingen, wo er eben den Doktortitel erworben hat): „Wir wollen ein tüchtiges Stück zusammenarbeiten." Man sieht, die ratio war in diesem Verhältnis nie ausgeschaltet, bei Roth nicht, und, darf man vermuten, auch bei Marie Schmid nicht.

2. Die Familie.

Welche Bedeutung seinem Vater und der Familie in Roths Empfinden zukommt, darauf hat Holzträger in seinem Aufsatz nachdrücklich hingewiesen.

Als ersten Beitrag zur Familienforschung hat Otto Folberth die Vorfahren Roths festgestellt, soweit das möglich war.[17]) Die Ahnentafel weist kaum etwas Besonderes auf. Gerade darin liegt das Bedeutsame. Als einer von vielen ist Roth aus dem Schoße seines Volkes hervorgegangen.

Anzumerken ist allenfalls, daß zwei seiner Vorfahren aus Deutschland zugewandert sind; aber solche Blutzufuhr aus dem Mutterland ist durchaus nichts Vereinzeltes, sie fällt durchaus nicht aus dem Rahmen. Bei den Vorfahren namens Ungar wäre Herkunft und Bedeutung des Namens zu erfragen.

3. Der Schulmann.

Ueber Roths pädagogische Tätigkeit und Entwicklung liegt ein reiches Material vor, das der Verarbeitung harrt.

Im einzelnen gliedert sich das Material in vier Fragenkreise:

1. Sein Aufenthalt in Herten; Roth als Jünger Pestalozzis. Einfluß anderer Pädagogen (Fellenberg, Marie Schmid).

2. Versuch, Pestalozzis Gedanken zu verwirklichen:

a) in der theoretischen Schrift über den fremdsprachlichen Unterricht, die ungedruckt und darum ohne Wirkung blieb;

b) in dem Projekt seiner Armenanstalt, das Projekt blieb.

3. Roths unterrichtliche Tätigkeit in Siebenbürgen. Wie weit hat er als Lehrer und Rektor im Sinne Pestalozzis gearbeitet?

4. Das Ende seiner Tätigkeit im Schuldienst. „Degradierungsstreit."[18]) Wodurch hat Roth sich die Feindschaft seiner Mediascher Gegner zugezogen? Hat er etwas getan, wodurch er sie unnötig gereizt hat?

---

[16]) Südostdeutsche Forschungen 1938, S. 784 f.

[17]) Ahnentafel Stephan Ludwig Roths. Mit einer Nachfahrenliste St. L. Roths von Gustav Servatius. Leipzig 1939. Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. [Ahnentafeln berühmter Deutscher. 5. Folge. Lieferung 4].

[18]) Archiv 1930; dazu Werke III. 100, 131, 138—142, 195.

4. Der Pfarrer.

Nicht übermäßig reichlich sind wir über den Theologen und Pfarrer Roth orientiert.

Ueber den Theologen hat Karl Reinerth in seiner Einleitung zu Roths Predigten und Leichenreden (III. 213 ff.) sich sehr vorsichtig geäußert: „Es darf nicht vergessen werden, daß Roth eigentlich kein Theologe war oder höchstens in dem Sinne, wie diese Bezeichnung in der siebenbürgisch-sächsischen Kirche heute noch üblich ist, wo sie infolge der engen Verbindung von Kirche und Schule auch all denen zuerkannt wird, die Theologie während der Universitätszeit nur als Nebenfach neben den philosophischen Hauptfächern ansehen. Bei Roth war das ebenso. Ja, sein Studiengang hatte ihn noch viel mehr als andere sich von der Theologie entfernen und zu einem Schulmann werden. lassen."

Roth hat die Universität bekanntlich nur ein Jahr lang besucht. Das theologische Examen hat er dann vor seiner Heimatbehörde bestanden; aber auf seine Anciennität hat sie nur sein Universitätsjahr angerechnet, von den beiden anderen Jahren seiner Ausbildungszeit (anderthalb Jahre in Herten bei Pestalozzi, ein halbes Jahr für Hin- und Rückreise) hat sie amtlich keine Notiz genommen. Roth hat deswegen beim Oberkonsistorium Beschwerde erhoben; aber die Sache ist nie zur Entscheidung gekommen.

Mit den Predigten und Leichenreden, die in Bd. III mitgeteilt werden, steht es eigentümlich: sie stammen sämtlich aus seiner Mediascher Zeit. Er hat als konfessioneller Lehrer nach siebenbürgisch-sächsischem Brauch mehrfach gepredigt, dann hatte er zwei Jahre lang (1835—1837) als erster Stadtprediger regelmäßig zu predigen. Dann wurde er Pfarrer (1837—1847 in Nimesch, 1847—1849 in Meschen); aber aus der ganzen Zeit seines Pfarrertums ist bisher keine einzige Predigt veröffentlicht. Aus dieser Zeit stammen nur eine Grabrede aus dem Jahre 1843 (auf den Bischof Bergleiter) und der Entwurf einer Abhandlung (übers Beten) aus unbestimmter Zeit; „die Schriftzüge weisen auf die späteren Nimescher oder Meschener Jahre hin". Ueber den Pfarrer Roth sind wir also verhältnismäßig wenig unterrichtet. Die Frage liegt nahe: hat Roth als Pfarrer seine Predigten nicht mehr schriftlich fixiert?

Während Roth in Mediasch Prediger war, stand über ihm der Stadtpfarrer. Mediasch war damals sehr reich mit Geistlichen versehen; es verfügte über den Stadtpfarrer und drei Prediger. Pfarrer aber war zu jener Zeit eine nicht unbedeutende Persönlichkeit: Simon Gottlieb Brandsch (1773—1852), der in der Geschichte der sächsischen Dialektdichtung eine Rolle spielt. Seine „sächsische Bürgermiliz in Paris" war schon zu Roths Zeit bekannt (1840 verkürzt abgedruckt bei Johann Karl Schuller, Gedichte in siebenbürgischer Mundart); anderes ist erst zwei Menschenalter nach seinem Tode veröffentlicht.[19]) Es ist bisher nicht bekannt geworden, ob irgendwelche Beziehungen persönlicher Art zwischen beiden Männern bestanden haben.

Wie lebte Roth als Pfarrer unter seinen Pfarrkindern?

Einen gewissen Einblick gewähren hier die — schon oben S. 118 erwähnten — Aufzeichnungen des Lehrers Friedrich Dengler, die dies Gebiet wenigstens streifen.

Tieferen Einblick bieten die Protokolle der Sitzungen, die das Lokal-Konsistorium (etwa: der Gemeinde-Kirchenrat) von Meschen unter Roths Vorsitz abgehalten hat; das Wesentliche aus ihnen teilt Erich Waldemar Lingner, derzeitig Pfarrer

---

[19]) Vgl. Andreas Scheiner, Die Mundart Simon Gottlieb Brandschs. Hermannstadt 1928. Kommissionsverlag Krafft und Drotleff.

von Meschen, mit.[20]) Manches betrifft naturgemäß nur Verwaltungsfragen, manches führt aber auch in die Sphäre des spezifisch kirchlichen und religiösen Lebens.

5. Der Landwirt.

Reichlich fließen die Quellen über Roths Tätigkeit als Landwirt; Bd. IV, V und VI handeln zum großen Teile davon. Bd. IV enthält die beiden landwirtschaftlichen Schriften Roths (mit der Einleitung von Martin Roth), Bd. V enthält die Aufsätze, Bd. VI die persönlichen Aufzeichnungen (Briefe, Eingaben, Tagebucheintragungen) Roths aus seiner Aktion der Anwerbung von württembergischen Einwanderern. Diese Angelegenheit betrieb er ja, wie wir oben gesehen haben, als Landwirt.

Zwei Hauptkomplexe ergeben sich dabei.

Im Ganzen: die Uebertragung der von Albrecht Thaer begonnenen Reform der deutschländischen Landwirtschaft nach Siebenbürgen;

im Speziellen: die Verpflanzung landwirtschaftlicher Lehrmeister von Deutschland nach Siebenbürgen.

Wie weit im Einzelnen Roths Vorschläge praktischen Erfolg gehabt haben, wie weit sie unbeachtet geblieben sind, können wir nicht genau feststellen. Dazu würde eine Geschichte der sächsischen Landwirtschaft nötig sein; doch die würde weit über den Rahmen von Roths Leben hinausführen.

Die Pfarrer bildeten eine besondere, nicht unwichtige Gruppe unter den sächsischen Landwirten. Der Bauer stellte die Masse der Landwirte, der Pfarrer stellte — kraft seiner geistigen Schulung — die Intelligenz der Landwirte. Auf ihrer aktiven Mitarbeit beruht zum großen Teil der Fortschritt der Landwirtschaft. Roth als Landwirt ist also keine Ausnahmeerscheinung. Die Personalunion von Pfarrer und Landwirt ist vielmehr die Regel; auch hierin ist Roth echter Siebenbürger Sachse. Nur darin zeichnet er sich vor den anderen aus, daß er die Sache mit größerer Einsicht und mit größerer Energie anpackt.

6. Der Mann des Volkstums.

Roth betrachtet das sächsische Volk als lebendigen Organismus; für alles das, was diesem lebendigen Wesen zum Gedeihen nötig ist, tritt er ein: für das Volkstum. Das wichtigste Dokument aus dieser Zeit ist sein Eintreten für die Rechte der deutschen Sprache und des deutschen Volkes in Siebenbürgen gegen drohende Uebergriffe der madjarischen Sprache und des madjarischen Volkes (Der Sprachkampf in Siebenbürgen (IV, S. 75—159; dazu die Einleitung von Otto Folberth). Vorwärts weisend sind auch seine Aeußerungen über das rumänische Volkstum. (Klingsor, Mai 1939. Nation und Staat, 1939, S. 569 ff.).

7. Der Politiker.

Die rein politische Tätigkeit Roths bleibt für den letzten Band der Ausgabe aufgespart. Davon soll hier nicht die Rede sein. Zu diesem Thema hat der Herausgeber bereits vorweg eine wichtige Aeußerung Roths veröffentlicht: seinen Plan, sächsische Schützenkompagnien aufzustellen, den er im Revolutionsjahr 1848 der österreichischen Regierung unterbreitete.[21]) Von hier aus führt der Weg mitten in die aktive Politik. Den Mitteilungen des letzten Bandes über Roths Tätigkeit im Kampf gegen die

---

[20]) Aus dem Wirken Stephan Ludwig Roths als Meschener Pfarrer. Kirchliche Blätter der evgl. Landeskirche A. B. in Rumänien. 9. Mai 1939 (Gedenknummer zu Roths 90. Todestag).

[21]) Stephan Ludwig Roth über die Aufstellung von sächsischen Schützenkompagnien. Ein Plan Roths im Sturmjahr 1848. Siebenbürgische Vierteljahresschrift 1933.

ungariſche Revolution und ſein Verhältnis zu dem öſterreichiſchen Oberkommandierenden in Siebenbürgen, Baron Puchner, darf man mit beſonderem Intereſſe entgegenſehen.

Es fügt ſich günſtig, daß Friedrich Reimeſch eine Ueberſicht gibt über alle Sachſen, die im Kampf gegen die ungariſche Revolution gefallen ſind.[21a]) Roth ſpielt zwar in dieſer Zuſammenſtellung keine Rolle; aber ſie iſt doch nicht ohne Wert für Roth. Auch hier zeigt ſich: Roth ſteht nicht iſoliert in ſeinem Volke. Nicht wenige erleiden damals dasſelbe Schickſal. Roth erleidet es nur auf ſichtbarerem Poſten.

8. Roths Ausdrucksweiſe.

Selbſtverſtändlich haben die neuen Textmitteilungen auch die Frage angeregt, wie ſich Roths Charakter in ſeiner Art, ſich auszudrücken, widerſpiegelt. Friedrich Cikeli hat dieſer Frage der Sprache Roths ſeine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt.[22])

Die Art Roths, ſich auszudrücken, wird deutlich an zwei Emendationen, die der Herausgeber, wie uns ſcheint, zu Unrecht vorgenommen hat. — Im Großen und Ganzen iſt der Text gut überliefert. Es gibt aber im einzelnen verſchiedene Klippen. Wie, wenn ein authentiſches Manuſkript Roths zwar vorhanden iſt, dies aber an einigen Stellen nicht mit voller Sicherheit entziffert werden kann? Das iſt z. T. beim württembergiſchen Tagebuch der Fall; vgl. z. B. die irrige Leſung des Namens Verſchuer, oben S. 120. Wie, wenn das Manuſkript nicht mehr vorhanden iſt, aber im erſten Druck offenbare Uniſtimmigkeiten vorhanden ſind? Da hilft nur, ſich in den Sinn verſenken und aus dem Sinn heraus den urſprünglichen Text erſchließen, alſo durch vorſichtige Konjektur. Im Ganzen alſo gilt es, konſervativ zu verfahren.

An zwei Stellen aber hat der Herausgeber den Text ohne Not geändert. Roth ſpricht (V. 350) davon, daß die Siebenbürger Sachſen den mitwohnenden Nationen, Magyaren und Rumänen, an Zahl unterlegen ſeien; letztlich ſeien ſie auf ihre innere Kraft angewieſen: Mut und geiſtige Schulung. „Wir fechten nicht mehr hinter dem Schutz von Mauern und begünſtigenden Wällen und Gräben; wir können uns nunmehr im Kampf auf offenem Feld durch ſelbſteigene Tapferkeit und Kriegskunſt erhalten. Dieſe Kriegskunſt iſt aber der Unterricht oder Schule, und dieſe Tapferkeit iſt die Sittlichkeit oder Kirche. Dieſe Seelentapferkeit und Kopfkunſt ſind nun unſer Schild und Spieß, Wehr und Waffe, unſere Wälle und Verſchanzung." — „Kopfkunſt?" — Gewiß ein auffallendes Wort. Aber aus der Situation heraus ohne weiteres verſtändlich. Die Tapferkeit wurzelt in der Seele, im Gemüt; ſie iſt „Seelentapferkeit". Ebenſo wurzelt die Kriegskunſt im Kopf, ſie iſt „Kopfkunſt". Beide Begriffe entſprechen ſich; der eine bedingt den anderen. Wo alſo von der Fähigkeit der Seele die Rede iſt, muß alſo auch von der Fähigkeit des Kopfes, der „Kopfkunſt", die Rede ſein. Der echte Ausdruck „Kopfkunſt" darf alſo nicht, wie es der Herausgeber (verführt durch Obert) getan hat, in „Kriegskunſt" verwäſſert werden.

„Es iſt möglich", fährt Roth fort, „daß wir ohne Tapferkeit, welche eine Eigenſchaft des Gemütes, und ohne Kriegskunſt, welche eine Eigenſchaft des Kopfes iſt, ſprachlich im Verlauf der Zeiten unterliegen". Er ſtellt auch die beiden Begriffs-

---

[21a]) Siebbg. Vjſchr. 1937, S. 306—308.

[22]) Beobachtungen über den Sprachgebrauch in Stephan Ludwig Roths Jugendſchriften. In: Fünfundzwanzig Jahre Lehrerinnenbildungsanſtalt. Herausgegeben von von Heinz Brandſch-Schäßburg. 1929, S. 103—123.

St. L. Roth und die Mundart. Siebbg. Vierteljſchr. 1933, S. 10—13. 196—204.

St. L. Roths Bilderſprache. Siebenbürgiſche Vierteljahresſchrift 1934, S. 253—270.

Dazu ins einzelne gehende Vorſchläge für Textänderungen in Bd. V der Roth-Ausgabe. Siebbg. Vierteljahresſchrift 1937, S. 235 f.

paare (Gemüt oder Seele und Tapferkeit, Kopf- und Kriegskunſt) einander gegenüber. Es beſteht alſo kein Zweifel, daß Roth wirklich das Wort „Kopfkunſt" gebraucht hat. Es iſt genau das, was er in dieſem Augenblick ausdrücken will.

Ihm kommt es nicht auf „ſchöne" Wendungen an, aber auf charakteriſtiſche. So kommt er (und deswegen lohnt es ſich auf dieſe Textverſchlechterung einzugehen) aus dem Augenblick heraus zu Neuſchöpfungen oder Neuprägungen, die nur für dieſen Augenblick beſtimmt, in dieſem Augenblick aber ſchlagend ſind.

Aehnlich ſteht es mit der zweiten Stelle (V. 166). Roth ſagt ſeinen württembergiſchen Einwanderern, welchen Anteil in Siebenbürgen der Pächter an der Ernte zu haben pflegt. Das iſt bei den verſchiedenen Kulturpflanzen verſchieden. „Der Pächter hat bei den Kartoffeln die ganze Arbeit und die Hälfte des Erträgniſſes. Wer das erſte Gras mäht, trocknet und dem Herrn deſſen Teil nach Hauſe fährt, erhält den dritten Teil des ganzen Haus durchs Los", nämlich den dritten Teil des Graſes, das er durch Mähen oder Hauen im Schweiße ſeines Angeſichts eingebracht hat. Die Arbeit des Mähens ſteht ihm vor Augen; das Gemähte oder „Gehauene" nennt er kurzhin „den Hau". Kann man ſich prägnanter ausdrücken? — Daß wir das „gehauene Gras" zufällig Heu nennen, hat damit nichts zu tun und berechtigt noch weniger, wie der Herausgeber vorſchlägt, den Text in „Heu" zu ändern. Zweifellos iſt auch hier das von Roth wirklich gebrauchte Wort das anſchaulichere. Der ganze Arbeitsvorgang des „Hauens" ſteht ihm vor Augen. Es lohnte ſich wohl, einmal dem genauer nachzugehen und zu ſehen, in welchem Umfange ſich derartige Prägungen des Augenblicks bei Roth finden.

9. Roth in der Dichtung.

Die Rothausgabe fiel in eine fruchtbare Zeit. Noch nie waren die Menſchen ſo aufgeſchloſſen für die Erſcheinungen des deutſchen Volkstums im Ausland wie in den letzten zwei Jahrzehnten. Das kam auch Roth zugute.

Auch die Dichtung hat ſich ſeiner bemächtigt; es liegen drei Roth-Dichtungen vor. Ein Siebenbürgiſcher Verfaſſer hat ein Roth-Drama geliefert[23]); richtiger: die letzten Stunden Roths dramatiſiert. (Die Geſchichte macht es hier dem Dichter ſchwer; wir wiſſen ſo genau über Roths Lebensausgang Beſcheid, daß dem Dichter kaum noch etwas zu tun übrig bleibt.) Zwei binnendeutſche Autoren haben Roth in den Mittelpunkt eines Romans geſtellt. Den Oeſterreicher[24]) reizt es, darzuſtellen, wie auf dem Boden Siebenbürgens drei „Nationalismen", drei Volkstümer mit einander ringen: das deutſche, das rumäniſche, das magyariſche. Bei dem Reichsdeutſchen[25]) verläuft das Geſchehen faſt monodramatiſch, Roth allein beherrſcht die Situation, ein ebenbürtiger Gegenſpieler fehlt. Jedenfalls tragen beide Romane dazu bei, dieſen Siebenbürger Sachen den binnendeutſchen Leſern nahezubringen. Sie ſind keine Wiſſenſchaft, aber eine indirekte Folge der wiſſenſchaftlichen Arbeit.

* * *

Wir wiederholen: die Rothausgabe fiel in eine fruchtbare Zeit. Noch nie waren die Deutſchen ſo bereit, ſich ſo eingehend um einen Auslanddeutſchen zu kümmern, wie jetzt. Die Zeit war erfüllet.

So kommt es, daß die Roth-Ausgabe — als Mittelpunkt der Roth-Forſchung — bereits vor ihrer Vollendung eine erhebliche Wirkung ausgeübt hat.

---

[23]) Anton Maly, So ſtarb St. L. Roth. Hermannſtadt 1932.

[24]) Theodor Heinrich Meyer, Deutſcher im Oſten. Roman. Leipzig 1932. Verlag L. Staackmann.

[25]) Kurt Müno, Der Schwabenkönig. Ein Stephan Ludwig Roth-Roman. Vgl. dazu meinen Aufſatz „Ein St. L. Roth-Roman". Hilfe 1938, Nr. 2.

Briefe von J. Šafařík und L'. Štúr an August Friedrich Pott.

1.

Der Hallenser Sprachwiſſenſchaftler Auguſt Friedrich Pott galt während ſeiner Lehrtätigkeit als einer der anerkannteſten Meiſter der deutſchen Sprachwiſſenſchaft. So war es durchaus natürlich, daß ſich an ihn wiederholt die ſlawiſchen Sprachforſcher mit Anfragen, Mitteilungen, Zuſendungen wandten. Pott hat die brieflichen Verbindungen mit den ſlawiſchen Gelehrten umſo lieber aufgenommen, als er ſelbſt ſich nur wenig mit den ſlawiſchen Sprachen beſchäftigt hat und für ſeine Arbeiten, die er immer auf möglichſt weiter Grundlage aufzubauen beſtrebt war, vielfach auf die Auskünfte dieſer Forſcher angewieſen war; man darf auch nicht vergeſſen, daß die ſlawiſche Philologie in den erſten Jahrzehnten der Tätigkeit Potts, zwiſchen 1830—50, erſt ihre Anfangsſchritte machte, — man konnte vielfach von den Fachleuten Vieles erfahren, was in der Fachliteratur noch nicht mitgeteilt war. So erklärt es ſich, daß ſich im umfangreichen Nachlaß Potts (z. Zt. im Beſitze der Halliſchen Univerſitätsbibliothek) unter anderem Briefe von ſlawiſchen Gelehrten befinden, ſo von Kopitar,[1]) Sreznevskij, Štúr, Šafařík, Mikucki uſw. Dieſe Briefe zeugen u. a. auch davon, daß die ſlawiſchen Sprachforſcher, wenn ſie nach Deutſchland kamen, nach Möglichkeit Pott beſuchten.[2]) Aber außer den jungen Gelehrten kamen zu Pott auch ſlawiſche Studenten.[3]) Unter ſolchen befanden ſich, wie es ſcheint, vor allem Slowaken, da Halle ſeit alter Zeit eine von den ſlowakiſchen Theologie-Studenten beſonders bevorzugte Univerſität war.[4])

Für die Geſchichte der ſlawiſchen Philologie haben die Briefe von J. Šafařík ein beſonderes Intereſſe. Der ſlowakiſche Gelehrte war zu jener Zeit eine der zentralſten Geſtalten der ſlawiſchen Philologie. Sein Briefwechſel iſt vielfach als eine der wichtigſten Quellen für die Geſchichte der ſlaviſchen Philologie verwertet worden.[5]) Die Briefe Šafaříks an Pott bringen vielleicht keine beſonders intereſſanten neuen Tatſachen, bieten aber doch die Hauptdaten über die Beziehungen Šafaříks zu Pott und ſind außerdem für die Geſchichte der Hallenſer Studien L'udovít Štúrs, des vielſeitigen ſlowakiſchen Politikers, Sprachforſchers, Philoſophen, Dichters und Volkskundlers, von Intereſſe.[6]) Die Halliſche Zeit Štúrs, 1838—40, iſt uns bis jetzt nicht ſehr gut bekannt; die Quelle für dieſe Zeit bilden

---

[1]) Veröffentlicht von M. Vasmer: B. Kopitars Briefwechſel mit Jakob Grimm. Berlin. 1938, S. 204 ff.

[2]) U. a. Sreznevskij, Prajs (vgl. Jagić: Geſch. der Slaviſchen Philologie, 1910, 323—3, einer der Slowaken, die er in Halle kennen gelernt hat, war Štúr — vgl. unten).

[3]) Vgl. Hinweiſe unten.

[4]) Vgl. meinen Aufſatz „Der Kreis A. H. Franckes in Halle und ſeine ſlaviſtiſchen Studien", ZfſlPh. XVI (1939), S. 16—68.

[5]) Außer der großen Publikation V. A. Francevs: „Korespondence Šafařika s ruskými učenci", 2 Bände, vgl. z. B. K. Jireček: P. J. Šafařík mezi Jihoslovany („Osvěta", 1895), K. Paul: P. J. Šafařík a Vuk St. Karadžić („Slavia", VIII), derſelbe: P. J. Šafařík a Poláci in „Sborník prof. J. Máchala", Briefe Šafaříks an Kopitar — V. Burian in „Bratislava", V, über Šafařík und Čop — derſelbe in „Slovenská Miscellanea", 1931, Briefe in „Zbornik Maticy Slovenskej", I, V, neuerdings K. Paul: P. J. Šafařík a Bartoloměj Kopitar. Prag. 1938 — um nur das Wichtigſte und das Neueſte zu nennen.

[6]) Ueber Štúr erſcheint von mir demnächſt ein Aufſatz in SODF und ein ſlowakiſches Buch über ſeine philoſophiſchen Anſichten.

einerſeits die eigenen Briefe Štúrs, anderſeits die — wohl nach den Erzählungen Štúrs 40 Jahre ſpäter geſchriebenen — Seiten in der Biographie Štúrs aus der Feder ſeines Freundes J. M. Hurban, der ſelbſtverſtändlich nicht mehr alles ganz genau wußte. Die Feſtſtellung, daß Štúr nach Halle mit einer beſtimmten Abſicht, u. a. auch die Sprachwiſſenſchaft zu ſtudieren, kam, finden wir erſt in den Briefen Šafaříks. Daß Štúr bei Pott nicht zufällig Vorleſungen gehört, ſondern ſyſtematiſch gearbeitet hat, iſt auch für die Beurteilung der ſprachwiſſenſchaftlichen Werke Štúrs von Bedeutung.[7])

2.

Briefe Šafaříks an A. Fr. Pott und Štúr.

Ich veröffentliche hier die Briefe Šafaříks an Pott mit dem notwendigen Kommentar.[8]) Ein Zettel, der ſich auch im Nachlaß Potts fand, iſt, wie wir ſehen werden, eigentlich an Štúr gerichtet.

Den erſten erhaltenen Brief (Nachlaß von Pott, Univerſitätsbibliothek Halle: I, 1162) richtete Šafařík an Pott im Herbſt 1838, nachdem er vorher Pott perſönlich kennen gelernt hat (2). Schon bei dieſem mündlichen Geſpräch hat Šafařík Pott L'. Štúr (1) empfohlen, der nach Halle gehen wollte, um Philoſophie zu ſtudieren. Aus dem Brief Šafaříks vom 16. Oktober 1838 erfahren wir, daß man in Preßburg und Prag ſchon damals daran gedacht hat, daß der begabte junge Mann Nachfolger des Profeſſors Palkovič in Preßburg werden ſollte. Štúr kam bekanntlich nach Halle im Herbſt 1838 und blieb dort bis zum Herbſt 1840. Sein Freund J. M. Hurban erzählt in ſeiner Štúrliographie, die für uns die Hauptquelle für die Hallenſer Jahre Štúrs iſt, vorwiegend über philoſophiſche und theologiſche Studien Štúrs. Aus den Briefen Šafaříks ſehen wir, daß Štúr von vornherein die Abſicht hatte, auch die Sprachwiſſenſchaft in Halle zu ſtudieren und daß ſeine Studien bei Pott nicht zufällig waren. Die Beziehungen Štúrs zu Pott beſtanden auch noch nach der Abreiſe Štúrs von Halle.

I. Šafařík an Pott.

„Wohlgeboren Herr Profeſſor

Herr Schtur (1), der Ueberbringer dieſer Zeilen, wünſcht ſich während ſeiner Univerſitätsſtudien unter Ihren ſpeziellen Schutz zu begeben. Ich wiederhole nun meine mündliche Fürſprache (2), indem ich Ihnen den jungen Mann, an deſſen tüchtiger philologiſcher und hiſtoriſcher Ausbildung uns ſehr viel liegt, aufs beſte empfehle. Sie werden bald und leicht wahrnehmen, wie weit er es in Ungarn gebracht hat und wie ſich auf dieſer Grundlage weiter fortbauen ließe. Hr. Schtur iſt in mehreren ſlawiſchen Dialekten bewandert und wir möchten ihn gern dereinſt als Profeſſor der ſlawiſchen Sprache und Literatur am Lyzeum in Preßburg angeſtellt ſehen.

Indem ich mich Ew. Wohlgeboren zu jeder Art literariſchen Dienſtes erbiete, verharre ich mit aufrichtiger Hochachtung

Ew. Wohlgeboren ergebenſter Diener und Verehrer

Prag, 16. Oct. 1838 Paul Joſef Schafarik
m. p."

---

[7]) Vgl. zu den ſprachwiſſenſchaftlichen Anſichten Štúrs L'. Novák: „K vnitřním dějinám spisovné slovenštiny" in „Slavia", XI (1932).

[8]) Die Zahlen im Text des Kommentars weiſen auf die entſprechenden Stellen in den Briefen.

Das chronologiſche zweite Schriftſtück iſt ein Zettel (Nachlaß Potts, I, 1166), den Šafařík, wie man aus der Notiz am unteren Rande „Panu Štúrowi s pozdrawenjm“ ſieht, wahrſcheinlich durch irgendeinen Studenten, der zum Sommer-Semeſter nach Halle reiſte, an Štúr geſchickt hat, um durch ſeine Vermittlung bei Pott Auskunft zu erhalten. Den Inhalt der Anfrage erſehen wir aus dem Zettel ſelbſt:

II. Šafařík an Štúr.

„J. Thunmann's Unterſuchungen über die alte Geſchichte einiger Nordiſchen Völker. Halle. 1772. 8°. S. 283.

„Außer dem Dithmar kannten auch die Isländiſchen Schriftſteller die Wendiſchen Runen (Winda Runir)“.

Könnte ich nicht, durch gütige Vermittlung des Hrn. Prof. Pott, von irgendeinem Kenner der Isländiſchen Sagen und Denkmäler, die Stelle, wo von den Wendiſchen Runen die Rede iſt, in der Originalſprache ſammt der deutſchen oder lateiniſchen Ueberſetzung, erhalten?

Prag den 13. März 1839. Paul Joſef Schaffarik
m. p.“

Panu Štúrowi s pozdrawenjm.“

Pott hat die Anfrage Šafaříks wie es ſcheint, ziemlich bald beantwortet und ſchickte ihm nicht nur die Mitteilung, daß die von Thumann zitierte Stelle unaufſindbar ſei, ſondern legte ſeinem Brief auch eine Schrift von F. v. Hagenow über die Runenſchrift bei, wohl nicht deshalb, weil er dieſe ziemlich phantaſtiſche Schrift, die Šafařík ſchon kannte, ſchätzte: „Beſchreibung der auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Neuſtrelitz befindlichen Runenſteine und Verſuch zur Erklärung der auf denſelben befindlichen Inſchriften, nebſt einigen neuen Nachrichten über die Fundorte derſelben und der dort ebenfalls befindlichen ſlawiſchen Gottheiten von Friedrich von Hagenow.“ Mit 14 Holzſchnitten. Greifswald 1826, 3 Blätter + 25 Seiten + 10 Tafeln. — Die Frage nach den Neuſtrelitzer Runen hat viel ſpäter V. Jagić behandelt (Archiv f. ſlav. Phil. V, 1881, S. 193 ff.) und iſt zu dem Schluß gekommen, daß es ſich hier um eine unverſchämte Fälſchung aus dem 18. Jahrh. handelt (vgl. neuerdings noch Niederle, II, 3, 2, 736 f.).

Šafařík ſelbſt äußerte ſich in ſeinen „Altertümern“ (deutſche Ausgabe, Leipzig 1843) über die ſlawiſchen Runen ſehr vorſichtig, ohne Belege als geſichert anzuführen (vgl. I, 8, I, 23, zit. Ausgabe I, 136; vgl. Potts Etymol. Forſchungen, I, 1833, XXXIII, zit. Šafařík).

Den Brief Potts und das Büchlein Hagenows brachte nach Prag Prof. (M. H. E.) Meier, ein Hallenſer Kollege Potts.[9]) Der Antwortbrief Šafaříks vom 3. Oktober 1839 iſt erhalten und enthält einige intereſſante Kleinigkeiten (I, 1165). Nicht ſo die Mitteilung über die „einheimiſchen, alten Zeugniſſe über die windiſchen Runen“ (1), denn ſolche Zeugniſſe gibt es nicht, ſondern wiederum einige Erwähnungen von Štúr. Štúr hat in Wittenberg den tſchechiſchen Text aus dem bekannten „Wittenberger Pſalter“ abgeſchrieben, und ſeine Abſchrift wurde von Šafařík teilweiſe veröffentlicht

---

[9]) Allem Anſchein nach war der Ueberbringer des Briefes der Halliſche klaſſiſche Philologe Moritz Hermann Eduard Meier (1796—1855), der 1825—45 und dann wiederum nach 1848 an der Univerſität Halle tätig war. Vgl. über ihn „Allgemeine Deutſche Biographie“, Bd. XXI (1885), S. 209 ff.

(2). Šafařík erwähnt in seinem Brief nicht nur diese Arbeit Štúrs[10]), sondern wir erfahren auch, daß Štúr seine literarischen Arbeiten durch Vermittlung Šafaříks in den tschechischen Zeitschriften untergebracht hat (3). Es handelt sich hier wohl nicht um die zahlreichen tschechischen Gedichte Štúrs, die er 1839—40 veröffentlicht hat (vgl. die Bibliographie Riznerś), sondern um die beiden Korrespondenzen Štúrs: „Cesta do Lužic" (in „Mus. Čas.", 1839, 462 ff.) und „Sbirka starožitností slowánských w museumě Berlinském" (in „Kwěty" 1838), vielleicht auch um zwei weitere Beiträge in „Kwěty": „Napoleon a Lucian w Mantui" (1839, 166 f.) und Wendische Volkslieder (in „Přilohy" zu „Kwěty", 1840, Nr. 19).

Šafařík versucht Pott dazu zu bewegen, die tschechische Orthographie für Umschrift der slawischen Worte anzunehmen, ebenso für die Umschrift der Worte anderer Sprachen und beruft sich dabei auf die Arbeit von E. Rask[11]), deren Titel genau lautet: Erasmus Rask: Commentatio de pleno systemate decem sibilantium in linguis montanis item de methodo Ibericam et Armenicam linguam literis Europaeis exprimandi. Hanfniae. 1832. 27., und auf die Bestrebungen „aller lateinisch schreibenden Slawen": hier war bei Šafařík der Wunsch der Vater des Gedankens, mindestens insoweit, inwieweit es sich hier um die Polen handelte, bei denen doch keine Stimmen für diakritische Zeichen statt der traditionellen polnischen Orthographie lautbar waren.

Am Schluß des Briefes erfahren wir noch, daß Šafařík an Pott Bücher geschickt hat. Da die Bibliothek Potts nach seinem Tode nach Amerika verkauft wurde, können wir jetzt über diese und andere in seinem Briefwechsel erwähnten Zusendungen der slawischen Gelehrten leider nichts Sicheres mehr erfahren.

III. Šafařík an Pott.

„Verehrter Herr Professor!

Ihre freundschaftliche Zuschrift, welche mir durch Herrn Prof. Meier zugekommen, hat mich sehr erfreut. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig für Ihre Bereitwilligkeit, meine literarischen Anfragen zu beantworten. Schade doch daß der gelehrte, für die Geschichte zu früh verstorbene Thunmann die Quelle nicht näher angegeben hat, wo er seine „vinda-runar" gefunden! Aber gelesen muß er es doch haben. Das Zeugnis, wenn es sich auffinden ließe, wäre für uns wichtig, aber nur in dem Falle, wenn es alt und echt wäre und unzweifelhaft auf windische Schrift gedeutet werden könnte. Denn vinda-runar könnte ja auch „windische Lieder" bedeuten? — Uebrigens haben wir jetzt über windische Runen einheimische alte Zeugnisse gefunden (1): die Bestätigung und der Einklang eines Ausländers wäre uns dennoch erwünscht. Hagenows Schriftchen schicke ich mit Dank zurück: ich besitze dieselbe, so wie die wichtigsten neueren Schriften über die Runen, bereits selbst. Hr Štúr sollte doch nicht unterlassen, den böhmischen Psalter (2) in Wittenberg genauer zu untersuchen, damit wir einmal darüber ins Reine kommen. Ich bitte demselben gelegentlich meinen Gruß zu melden; die eingeschickten Aufsätze (3) werden ihrer Bestimmung gemäß verwendet. — Hier beneide ich Sie in Ihrer Stellung, die es Ihnen leicht macht, sich ungetheilt und mit frohem Muthe wissenschaftlichen Forschungen

---

[10]) Vgl. Hinweise bei Jungmann II, 109, vgl. VI, 148: „Rozbor staročeské literatury . . .", 1840—41 und VI, 773: „Výbor z literatury české", 1845. Bekanntlich hat den interlinearen čechischen Text des wittenberger Psalters später Gebauer veröffentlicht (Žaltář wittenbergsky. Prag, 1880, als Heft 7 der „Památky staré literatury české").

[11]) Uebrigens tritt Rask in seiner Abhandlung keinesfalls für das tschechische System der Orthographie ein, sondern schlechterdings für das Prinzip der diakritischen Zeichen im allgemeinen.

hinzugeben! So glücklich ſind wir hier nicht, aus Urſachen, die Sie ſich viel leichter denken können, als ich Ihnen ſchreiben kann. Ihren Anſichten über die Litauiſche (und Lettiſche) Sprache ſtimme ich unbedingt bei. — Ich erlaube mir nochmals, Ihre (und Lettiſche) Sprache ſtimme ich unbedingt bei. — Ich erlaube mir nochmals, Ihre mutatis mutandis auch für die orientaliſchen Sprachen paßt, wie Rask in einer Abh. (Am Rand: Comment de pleno System. decem sibilantium etc. Hafniae. 1832. 4°) dargethan. Es gibt doch nichts einfacheres und conſequenteres, als unſere Bezeichnung der Laute

c s z „ʒ"
ć ś ź „ʒ́"
č š ž „ǯ" uſw.

indem hier verwandte Laute auch durch verwandte und dabei einfache Schriftzüge bezeichnet werden. Halten ſie doch die Sache nicht für geringfügig. Alle lateinſchreibenden Slawen ſind auf dem Wege zur Vereinigung in der Orthographie — würde nicht das Anſchließen der Philologen im Weſten wünſchenswerth finden! Nie fühlte ich dieſes Bedürfnis lebhafter, als beim Leſen Ihrer vortrefflichen Etym. Forſchungen. Wer müßte nicht Schreibweiſen, wie Udshdshajini (ſtatt Užžajini), bhurdschdscha (ſtatt b'uržža, ſlaw. breza), gatschtsch (ſtatt gačč) uſw. verhorresciren! Ich denke, es iſt unmöglich, eine Sprache in ſolchem Lautgewande wahrhaft liebzugewinnen. — (S. 3). Die Büchlein, die Sie empfingen, waren zum Geſchenk beſtimmt: ich konnte deshalb auch den mir durch Hrn. Prof. Meier angebotenen Betrag nicht annehmen.

Hochachtungsvoll verharrend
Ihr ergebenſter

Prag 3 Oct. P. J. Schafarik."

Auf Seite 4 ſteht die Adreſſe: „Sr Wohlgeboren Herrn A. F. Pott, Prof an der Kön. preuß. Univ. in Halle."

Den nächſten uns erhaltenen Brief Šafaříks an Pott (I, 1163) brachten nach Halle zwei weitere ſlowakiſche Schützlinge Šafaříks — die Brüder Ľudovít Miloslav und Samuel Bohdan Hroboň. Samuel Bohdan Hroboň (1820—94) — ein Preßburger Schüler und Freund Štúrs, ein begabter Dichter, hatte auch lebendige theologiſche und philoſophiſche Intereſſen; Štúr ſelbſt hat ihn veranlaßt, als Studienfach Philoſophie und Theologie zu wählen (vgl. „Sborník Matice Slovenskej", V, 1927, S. 123 ff.). Sein Bruder iſt weniger hervorgetreten und blieb ein ſchlichter Landpfarrer (geſt. 1880). Die geiſtige Geſtalt S. B. Hroboňs und ſein tragiſches Schickſal bleiben bis jetzt nicht ganz geklärt (vgl. die bekannten Studien von Fl. Kleinſchnitzová: „Z našej romantiky", „Slovenské Pohľady", 1924 11—12 und einzeln, und „S. B. Hroboň a K. S. Amerling" „Slov. Pohľ.", 1930, 6—8 und 9). Seine ſeltſamen an Neologismen ſtrotzenden Schriften aus der ſpäteren Zeit ſeines Lebens ziehen erſt jetzt die Aufmerkſamkeit der Geiſteshiſtoriker auf ſich (vergl. meinen Bericht über die Literatur zur ſlowakiſchen Geiſtesgeſchichte in der ZfſlPh XV, 1938, 1—2 und neuerdings M. Pišút in „Sborník Matice Slovenskej", XIV, 1937, 3—4). Jedenfalls galt der junge S. B. Hroboň als ein aufgehender Stern an dem ſlowakiſchen Himmel. Nach Halle kamen die beiden Brüder mit den Empfehlungen von Šafařík und ebenſo von Stur, denn der Brief Štúrs an Pott vom 14. März 1842 enthielt doch auch eine Empfehlung (vgl. weiter). Die Empfehlung Šafaříks galt ſicherlich in der erſten Linie S. B. Hroboň, den er gewiß bei ſeinem längeren Aufenthalt in Prag (vgl. „Slovenské Pohľ." 1924, S. 677 ff. und 1930, 6—8, S. 517) näher

kennen gelernt hat. Bezeichnender Weise schreibt Šafařik in der Mitte seines Briefs einfach von einem „Herrn Hroboň", obwohl bei Pott doch mit diesem Brief zwei Brüder erscheinen sollten.

Šafařik erwähnt in diesem Brief auch seine (oben genannte) Abhandlung in „Rozbor" (1) und seinen „Slowanský národopis", der in Prag 1842 in zwei Ausgaben erschienen ist (2). — Da Pott slawistische Sprachen nicht genügend kannte, um slawische Bücher lesen zu können, hatte er von Šafařik diese beiden Werke wahrscheinlich nicht erhalten.

IV. Šafařik an Pott.

„Prag, den 28. März 1842

Wohlgeborener

Hochverehrter Herr Professor!

Zwei meiner Landsleute, die Brüder Hroboň aus Ungarn, begeben sich nach Halle, um dort an der Quelle die Lehren höherer Weisheit zu schöpfen. Ich empfehle beide Ihrem Wohlwollen aufs beste. Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir auf den lateinisch-böhmischen Psalter in der Bibl. des Seminars zu Wittenberg nochmals mit einer Bitte zurückzukommen. Hr Štúr besorgte 1840 eine Abschrift samt Facsimile für mich; allein das Facsimile ist mißlungen, weil es nicht auf Strohpapier durchgezeichnet, sondern aus freier Hand nachgemalt wurde. Wäre es nicht möglich durch Ihre oder des Hrn Prof. Gesenius[12]) gütige Vermittlung, die Handschrift auf drei Tage nach Halle zu bekommen, damit mir Hr. Hobroň ein besseres Facsimile besorgt? Ich bitte inständigst darum. Eine Abh. über den Codex (1) von mir erscheint so eben in den Acten unserer Ges.; ich wünschte später die böhm. Version ganz zu ediren. Binnen 2 Mon. erscheint von mir eine slaw. Ethnographie (2) sammt Sprachkarte; die Schrift ist nicht für Forscher berechnet, und dient bloß zur Veranschaulichung der bereits gewonnenen Resultate. — Mit aufrichtiger Hochachtung verharrend

Ihr ergebenster

Paul Josef Schafarik

m. p."

Die 4te Seite trägt die Adresse: „Sw. Wohlgeboren Herrn Dr. Augs. Friedr. Pott Prof. an der kön. Universität in Halle". — Pott notierte sich die Adresse der Brüder: „Samuel und Ludwig Hrobóň (sic!), Jaegerplatz nr. 185". (Briefe S. B. Hroboňs aus Halle vgl. in „Slov. Pohl'." 1924, 11—12, S. 667 ff.).

Der letzte erhaltene Brief Šafaříks an Pott hat keine Beziehung zu Štúr und Slowaken mehr und betrifft eine bibliographische Frage. Šafařik versucht durch Vermittlung Potts zwei deutsche Schriften zu erhalten, eine Arbeit von C. Schmidt über die Präpositionen[13]) und ein Buch von A. Stern über die Sprachphilosophie. Die Bücher bestellt Šafařik gleichzeitig auch durch die Lippertsche (auch jetzt noch existierende Niemeyer-Lippertsche) Buchhandlung in Halle. Vielleicht ist das Interesse für die Sprachphilosophie bei Šafařik durch die tschechischen Versuche M. F. Klácels

---

[12]) H. F. W. Gesenius (1786—1842), Alttestamentler. War unt. and. mit Kopitar bekannt (vgl. M. Vasmer, a. a. O. S. 204).

[13]) Der genaue Titel der Schrift C. Schmidts, eines Schülers von Beck, ist: Quaestiones grammaticae de praepositionibus graecis. Carolus Gottlob Schmidt. Berlin, o. J. (Berliner Dissertation; aus dem „curriculum vitae" erfahren wir, daß der Verfasser Lehrer an der „Schola Caueriana" war).

(„Počatky wědecké mluwnictwí českého“, Brno, 1843) und eines Anonymus („Mluwnictwi a zjeweni“. Brno, o. J.)[14] erweckt worden? Zum Schluß erwähnt Šafařík noch seine Beiträge zur Vergleichenden Grammatik der tschechischen Sprache in ČČM 1846 und denkt wohl, wenn er von seinen neueren Arbeiten spricht, an seine „Klasobraní“ in derselben Zeitschrift. Pott blieben jedenfalls diese Veröffentlichungen, wie oben gesagt, unzugänglich.

Ob Šafařík die beiden Bücher erhalten hat, konnte ich nicht feststellen.

V. Šafařík an Pott.

„Verehrtester Herr und Freund!

Aus einem ganz speziellen Anlaß wünschte ich nachstehende zwei Schriften einzusehen und mir einige Excerpte daraus zu machen: C. Schmidt de praepositionibus quaes (vor dem 2ten Bericht über die Gauersche Erziehungsanstalt in Charlottenburg befindlich). Berlin 1829. 8°.

Stern: Grundlegung zu einer Sprachphilosophie. Berlin. 835. 8°.

Seit einem Jahre habe ich mich vergeblich bemüht, diese vergriffenen Schriften durch Antiquare und mittelst des Buchhändlerblattes habhaft zu werden. Ich erlaube mir daher die Bitte, ob Sie mir nicht dieselben auf vierzehn Tage zum Gebrauch verschaffen und im Wege des Buchhandels zumitteln — oder wenigstens einen Weg zeigen könnten, wie und wo ich sie mit besserem Erfolg suchen könnte?

Ich schrieb gestern auch an die Lippert'sche Antiquariatsbuchh. einige Zeilen: allein ich weiß nicht, ob das nützen wird? Jedenfalls dürfte es lang dauern, und deshalb wäre mir eine vorläufige Einsicht der Schriften sehr wünschenswerth.

Von mir erscheinen seit Anfang 1846 in der hiesigen Museumszeitsch. zahlreiche Abh. über slw. Sprachforschung (vom hist.-comparat. Standpunkte aus). Ich werde dafür Sorge tragen, daß später die Resultate auch deutschen Forschern zugänglich gemacht werden.

Mit vorzüglicher Hochachtung verharrend

Ew. Wohlg. ergebenster Diener und Freund

Prag, 7. Jäner 1847. P. J. Schafarik
m. p.“

Auf der Rückseite die Adresse: „Sr. Wohlgeboren Herrn Aug. Friedr. Pott Professor an der Kön. Preuß. Universität in Halle (Preußen)“.

Daß keine weiteren Briefe Šafaříks im Nachlaß Potts sich befinden, kann nicht als Beweis dienen, daß der Briefwechsel mit dem Brief vom 7. 1. 1847 aufhörte. Nachweisbar sind nicht alle an Pott gerichteten Briefe in seinem Nachlaß erhalten geblieben.

3.

Zwei Briefe Štúrs an August Friedrich Pott.

Die beiden Briefe von Štúr[15] stammen aus den Jahren 1842 und 1844. Den ersten (Pott, Nachlaß I, 1307) brachte nach Halle als eine Empfehlung S. B. Hroboňs, der mit seinem Bruder Ľudovít Miloslav 1842 nach Halle kam. Štúr beantwortet dabei auch die Bestellungen, die ihm von Pott B. P. Červanák mitbrachte. Pott arbeitete damals an seinem großen Werk „Zigeuner“. Die bedeutungslose Grammatik des Zigeunerlichen von

[14]) Vgl St. Souček: Klácelova „filosofie řeči české“ ... „Listy filol.“, XXXII.

Molnár (Debrezin 1798) hat Štúr nicht auftreiben können; dagegen ſchickte er Pott das Buch A. J. Puchmejers über die zigeuneriſche Sprache (Prag. 1821 „Románi Cib“), welches Pott in ſeinem Buch mit Anerkennung erwähnt und worin er auch Štúr ſeinen Dank für die Beſchaffung des Buches ausſpricht.

I. Štúr an Pott.

Seiner Wohlgeboren Herrn Frid. Aug. Pott,
ordentl. Profeſſor an der Univerſität zu Halle.

Geehrteſter Herr Profeſſor!

Červenák, der im Herbſt aus dem unvergeßlichen Muſenſitze nach Hauſe zurückkehrte, hat mich mit Ihrem Wunſche, eine Zigeuneriſche Grammatik von Mollnar zu beſitzen, bekannt gemacht. Ich bedaure herzlich, Ihrem Wunſche nicht nachkommen zu können: die Grammatik war nirgends zu bekommen. Wie gerne hätte ich Ihnen damit gedient! wie gerne den Wunſch des unvergeßlichen Meiſters befriedigt geſehen. Die Zigeuneriſche Grammatik von Puchmayer habe ich Ihnen überſchickt und ich hoffe, daß Sie ſie richtig erhalten haben. Wenn Sie aus Ungarn etwas beziehen wollen, belieben mich davon in Kenntnis zu ſetzen, ich werde auf das Eifrigſte bemüht ſein, es Ihnen zukommen zu laſſen, falls es nur zu haben ſein wird. In unſerer Literatur erſcheint jetzt nichts wichtiges Philologiſches von Belang, ſonſt würde ich damit gedient haben. Meine Freunde, die Gebrüder Hroboň, beziehen Ihre Univerſität, die holde, die freundliche. Ihr dankbarſter Schüler ergreift die Gelegenheit ſich Ihrem Andenken anzuempfehlen. Indem ich herzlich wünſche, daß es Ihnen an allem wohlergehen möge, verbleibe ich mit aller Achtung

Preßburg in Ungarn, den 14 März 1842 Ihr unterthänigſter Diener
Lud. Štúr.

Der zweite erhaltene Brief (Potts Nachlaß I, 1308) folgt nach einer Pauſe von über zwei Jahren. Ihn bringt nach Halle der Preßburger Lehrer Štúrs, Profeſſor T. G. Schröer, der in Halle 1816—17 ſelbſt ſtudiert hat und der jetzt ſeinen Sohn, den ſpäteren Germaniſten der Wiener Univerſität beſucht, der um 1844 in Halle ſtudiert. Štúr überſendet an Pott durch Schröer das Heft der „Tatranka“ mit ſeinem Aufſatz über die Arbeit Chmelas („Rozbor jména přídavného“ in ČČM. XVI 1842) als eine Gegengabe für die ihm von Pott zugeſchickten Abhandlungen. Štúr weiſt dabei darauf hin, daß dieſer ſein Aufſatz von den wiſſenſchaftlichen Anſichten Potts abhängig iſt. Štúr erwähnt auch ſeine, damals in Vorbereitung ſich befindende „Nauka reči slovenskej“. Kurze Hinweiſe auf die neuen ſlawiſtiſchen Arbeiten und die bedeutendſten Slawiſten ſchließen den Brief ab; vom Intereſſe iſt es hier, daß Štúr von der Arbeit Kláceks mit keiner beſonderen Anerkennung ſpricht.[15])

Die Abſetzung Štúrs in Preßburg iſt nur kurz erwähnt. Sicherlich hat darüber Schröer ausführlicher berichtet.

II Štúr an Pott

Preßburg 1844 den 1. Juli

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Herrn Gottfried Schroer [sic!], Profeſſor am hieſigen Evangel. Lyceum, der Ihnen dieſe Zeilen gütigſt überbringt, begibt ſich in den eingetretenen Ferien nach

15) Die beiden Briefe habe ich, ſchon in einem anderen Zuſammenhang in „Sbornik Maticy Slovenskej“, XIV, I, 1, 184 ff. mitgeteilt.

ſeinem erſehnten Deutſchland, wo ſeine ſchönſten Erinnerungen weilen und beſucht ſeinen hoffnungsreichen Sohn, den Zögling Ihrer Univerſität. Durch dieſen vielgelehrten Mann bin ich ſo frei Ihnen ein Heft von unſerer Zeitſchrift ‚Tatranka' zu ſenden und mich dadurch Ihrem mir ſehr theueren Andenken, das Sie mir durch die Zuſchickung Ihrer werthaften Abhandlungen kundthaten, anempfehlen. Es ſoll Ihnen dadurch zugleich der Beweis geliefert werden, daß ich die Studien, in denen Sie mein Meiſter waren, mitten in dieſen Wirren nicht vernachläſſigte, denn das gegenwärtige Heft enthält eine Abhandlung von mir über das ſlawiſche Beiwort, in dem ich einen gewiſſen Prof. Chmela, welcher mit einer ausführlichen Theorie über denſelben Gegenſtand in der Zeitſchrift des böhmiſchen Muſeums aufgetreten war und alles auf die Analogie zurückführen wollte, abfertigte. Ich weiß nicht, wie Ihnen meine Abhandlung erſcheinen wird, doch hoffe ich werden Sie mir in manchem, da es ja hauptſächlich nur Corollarien ſind, welche der dankbare Schüler aus dem tief durchdachten Syſtem ſeines Meiſters gezogen hat, beipflichten. Der Gegner replicirte nicht darauf. Ich hoffe Ihnen auch nach kurzer Zeit eine von mir verfaßte Grammatik der Karpatiſch-Sloveniſchen Mundart überſchicken zu können. Zu der vergleichenden Grammatik der ſlaviſchen Mundarten bin ich noch nicht gekommen, denn die Vorarbeiten ſind für eine ſolche noch nicht ganz da. Eine vergleichende Grammatik hat jetzt ein mähriſcher Slave, Dr. Terebelski, angekündigt. Den Mann kenne ich nicht näher, weiß Ihnen folglich über den Werth ſeiner zukünftigen Grammatik im Voraus nichts zu ſagen. Gott gäbe es, daß er etwas Nützliches liefere! Die Sprachforſchung wird auch bei uns immer reger. Neulich hat Prof. Klacel, ein böhmiſcher Slave, philoſophiſche Gedanken über die böhmiſche Sprache veröffentlicht. Manches iſt darin vortrefflich, doch der Kreis iſt zu enge und hie und da ſchlichen ſich auch fälſchlich ...ſt..ſten[17]) Sätze ein. Unſere ausgezeichneten Sprachforſcher ſind gegenwärtig (....)[18]) übrigens, der Pole Ciegelski, Prof. in Poſen und der Ruſſe Preiß, Prof. der ſlawiſchen Sprachen an der Univerſität zu Petersburg.

Den letztern habe ich Ihnen in Halle aufgeführt.

So manches Harte iſt über mich ſeit der Zeit, als ich Sie ſah ergangen! Doch nichts auf der Welt ſoll einen niederſchlagen, der da im Kampfe für die Hebung eines ſchwer darniederliegenden Volkes ſich befindet, denn ein ſolcher Kampf, wie Sie ſelbſt anerkennen werden, iſt wohl das höchſte Recht! Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung verharre ich

Ihr ergebener Diener
L'udevit Štúr.

Soweit ſind die Briefe erhalten. Wenn ſie auch nur einzelne Kleinigkeiten über Štúr, Hroboňs, Šafařík, Červenák und Schröer bringen, ſo ergänzen ſie doch unſer Bild von den Studien der ſlowakiſchen Studenten in Halle und zwar zeigen ſie uns, daß Auguſt Friedrich Pott nicht nur Lehrer Štúrs, ſondern auch weiterer ſlowakiſcher Studenten war.[19])

D. Tſchižewskij.

---

[16]) Vgl. über Schröer und die Slowakei meinen Aufſatz in „Slovenské Pohl'ady", 1936, III, 140 ff.

[17]) Das Wort im ganzen nicht lesbar.

[18]) Ein Wort geſtrichen.

[19]) Ueber das Leben und die Studien der ſlowakiſchen Studenten in Halle vgl. meinen Aufſatz über Štúr.

Das natürliche Wachstum des ſlawoniſchen Deutſchtums.

(Mit einer Tafel der Bevölkerungsbewegung aller deutſchen Mehrheitsſiedlungen der Drauniederung ſowie einem ſtatiſtiſchen Anhang.)

Zur Beobachtung des Wachstums des ſlawoniſchen Deutſchtums könnte zunächſt die allgemeine Statiſtik herangezogen werden und zwar für den Zeitraum der letzten 50 Jahre, da erſt ſeit 1880 regelmäßige und genaue Volkszählungen durchgeführt werden, die auch die Angaben der Mutterſprache einſchließen. Nach früheren Erhebungen ſoll es in der Geſpanſchaft Wirowitiza 1840 nur 3500 und 1857 12 639 (1880: 17 532), in der Geſpanſchaft Poſchega 1840 nur 1000 und 1857 1551 (1880: 7336) Deutſche gegeben haben.[1]) Slawonien in der Abgrenzung, die auch Rüdiger[2]) gewählt hat, umfaßt neben den genannten Geſpanſchaften auch die Bezirke Winkowzi, Wukowar und Schupanja, die an Syrmien grenzen, und zählte 1880 44710 Deutſche, von denen mehr als die Hälfte in der Drauniederung wohnte. Bereits nach einem Jahrzehnt war dieſe Zahl um rund 20 000, nach dem nächſten um weitere 10 000 geſtiegen, ſo daß es 1900 74 630 Deutſche gab und damit der Volkszählung nach ein Höchſtſtand erreicht war. Im Jahre 1910 gab es angeblich 2000 Deutſche weniger, 1931 weitere 5000 weniger, denn dieſe Zählung, die letzte bisher durchgeführte, ſtellte nur noch 67 401 Einwohner feſt, die ſich zur deutſchen Mutterſprache bekannten. Dieſe knappe Gegenüberſtellung weiſt uns darauf hin, daß weder die raſche Zunahme vor 1900 noch die Abnahme ſeither durch natürliche Bevölkerungsbewegung erklärt werden kann. Ausſchlaggebend ſind vielmehr im erſten Abſchnitt die ſtarken Zuwanderungen, im letzteren aber gewiſſe Entdeutſchungserſcheinungen, die trotz anhaltender Einwanderung die Geſamtzahl herabſetzen. Immer müſſen wir bei Betrachtung des ſlawoniſchen Deutſchtums die Jugendlichkeit dieſer Siedlungsgruppe vor Augen haben, denn die Siedlungstätigkeit dauerte bis in die Nachkriegszeit an, obwohl einzelne deutſche Dörfer ſchon vor nahezu 200 Jahren gegründet wurden. So konnte für die Drauniederung gezeigt werden,[3]) daß von der heutigen Elterngeneration nur wenig mehr als die Hälfte aller Ehegatten im Wohnort ſelbſt geboren iſt, alle anderen aber aus anderen ſlawoniſchen Ortſchaften, aus der Batſchka, aus Ungarn und anderen Gebieten zugewandert ſind. Infolgedeſſen beſteht bei jeder Auslegung der Wachstumszahlen die Gefahr, daß außer der natürlichen Bewegung die nur ſchwer kontrollierbare Zuwanderung oder auf der anderen Seite der Deutſchtumsverluſt durch Umvolkung von Bedeutung ſein könnte. Beide letzteren Faktoren ſind gering bei den rein deutſchen Gründungen, deren Anwachſen von Jahrzehnt zu Jahrzehnt weitgehend der geſunden natürlichen Entwicklung entſpricht, aber auch hier kann beſonders Abwanderung durch Gründung von Tochterſiedlungen oder Auswanderung bedeutſam ſein.

Veröffentlichungen über die Bewegung von Geburten und Sterbefällen finden wir nur für ein Jahrzehnt, u. zw. von 1900 bis 1910[4]). Daraus geht hervor, daß in dieſem Zeitraum im Königreich Kroatien-Slawonien die natürliche Zunahme der Deutſchen durchſchnittlich pro Jahr 16,6 auf 1000 betrug und einen Lebensinder

---

[1]) Lakatoš, Josip: Narodna Statistika, Agram 1914.

[2]) Vgl. hierzu Sattler, Wilhelm: Die deutſchen Siedlungen in Slawonien (mit einer Karte). In: Auslandsdeutſche Volksforſchung II (1938), S. 72—80.

[3]) Sattler, Wilhelm: Die ſlawoniſche Drauniederung als deutſche Volksinſellandſchaft (Diſſertation 1937 im Druck).

[4]) Kreſer, Milan: Gustoća žiteljstva. Izdala Jugoslavenska Akademija znamosti i umjetnosti, Agram 1917, S. 112.

von 172 zeigte, wenn wir darunter die Zahl der Geburten auf 100 Sterbefälle verstehen. Eine Aufgliederung dieser Angaben auf Bezirke wird nicht gegeben, so daß weitere Schlüsse nicht gezogen werden können. In dieser Hinsicht sind die Ergebnisse von Pirc[5]) genauer, der 5 slawonische Bezirke für den Zeitraum von 1924 bis 28 auch auf die Muttersprache hin untersucht hat und zu der Feststellung kommt, daß in dem betreffenden Gebiet, wo die Deutschen besonders in den Bezirken Djakowo, Wukowar und Winkowzi vertreten sind, sie nach den nur wenig zahlreichen Ruthenen den höchsten Lebensindex mit 176,7 aufzuweisen haben, während die Serben einen solchen von 146,1 und die Kroaten einen von 127,1 zeigen. Wie auch Kreiner[6]) zu den weiteren Ausführungen von Pirc bemerkt, liegt der Schluß auf eine bevölkerungspolitische Ueberlegenheit der Deutschen auf der Hand, und die deutsche Siedlungsgruppe in Slawonien erscheint innerhalb der gesamten Volksgruppe in einem besonderen Licht, da im Hauptsiedlungsgebiet dieser hohe Index nur in wenigen Gemeinden der Südwestbatschka erreicht wird. Einschränkend ist jedoch zu berücksichtigen, daß die Kürze der untersuchten Zeitspanne (5 Jahre) noch dazu in der Nachkriegszeit leicht ein falsches Bild geben kann und daß außerdem das betreffende Gebiet im südöstlichen Slawonien eine Ausnahme bei den sonst durch hohe Geburtlichkeit gekennzeichneten Südslawen bildet.

Der erste Einwand muß auch erhoben werden für die Bearbeitung der statistischen Zählbögen[7]), die der Verfasser für den Zeitraum von 1931 bis 1935 im Landbezirk Esseg, in dem die Deutschen bei der Zählung von 1931 20,3% der Gesamtbevölkerung ausmachten, vorgenommen hat. Bei einem Lebensindex der Gesamtbevölkerung von 128 ergab sich für die Deutschen ein solcher von nur 119, der nur wenig höher als der der Madjaren mit 117, jedoch niedriger als der der Serben mit 122 ist.

Beide Ergebnisse stehen aber in starkem Widerspruch zueinander, woraus wir zwei Lehren ziehen können:

1. Die Zeitspanne von wenigen Jahren reicht nicht aus, um die bevölkerungsbiologische Lage der deutschen Siedlungsgruppe beurteilen zu können. Besonders in den letzten Jahrzehnten zeigt die Geburtenbewegung als Kriegsfolge einen anormalen Verlauf, indem der Kriegsausfall besonders in den Jahren 1920—22 nachgeholt wurde und seither ein starkes Fallen einsetzte, so daß ein ganz anderes Bild entsteht, ob die Spanne 1924—28 oder die von 1931—35 herausgegriffen wird.

2. Die Geburtlichkeit ist innerhalb der deutschen Siedlungsgruppe nach dem Charakter der Siedlungen verschieden, sodaß je nach dem Vorherrschen des einen oder anderen Typus ein Gebiet günstig erscheint, ein anderes aber nicht. Auf die auffallend hohen Geburtenzahlen von deutschen Ortschaften innerhalb der früheren Militärgrenze hat Haller[8]) hingewiesen, und es mag sein, daß diese Einrichtung auch auf die günstigen Feststellungen im Untersuchungsgebiet von Pirc Einfluß gehabt hat.

---

[5]) Pirc, Bojan: Opadanje stanovništva u slavoniji. Belgrad 1931.

[6]) Kreiner, Erwin: Zur bevölkerungspolitischen Lage in Slawonien. In: „Der Auslandsdeutsche", Jg. 20. Heft 4. Sonderdruck. Stuttgart 1937, S. 51—54.

[7]) Meldezettel, die bei jeder Geburt und bei jedem Sterbefall von der Kirchenbehörde ausgefüllt werden und die u. a. auch die Angabe der Muttersprache enthalten, aber in dieser Hinsicht nicht immer einwandfrei sind, sodaß bei den Deutschen der Name zur Entscheidung mit hinzugezogen wurde.

[8]) Haller, Hermann: Neu-Pasua und Neu-Banovci, zwei Schwabensiedlungen in Syrmien. In: Auslandsdeutsche Volksforschung, I (1937), S. 44—65.

Aufschlüsse über die wirkliche biologische Lage der deutschen Siedlungsgruppe können nur Einzeluntersuchungen der Dörfer geben, alle sonstigen Rückschlüsse sind ungenau und täuschen leicht über den wahren Stand hinweg. Je mehr Beispiele herangezogen werden können, desto eher wird das Bild der Wirklichkeit entsprechen. Bisher liegen jedoch noch keine Teiluntersuchungen vor. Im Sommer 1937 hat der Verfasser alle deutschen Ortschaften der slawonischen Drauniederung aufgesucht und für die Mehrheitssiedlungen die natürliche Entwicklung an Hand der Kirchenbücher, wenn möglich vom Zeitpunkt der Ortsgründung an, verfolgt. Einfach war die Durchsicht der evangelischen Pfarrmatrikeln, da bis auf geringe Ausnahmen alle Evangelischen deutsch sind, während alle katholischen Deutschen mit Ausnahme eines einzigen Dorfes kroatischen Pfarrgemeinden angehören und zwischen deutschen und volksfremden Katholiken der einzelnen Dörfer unterschieden werden mußte. Alle Angaben beziehen sich stets nur auf das der Abstammung nach deutsche Bevölkerungselement.

Die Mannigfaltigkeit der Ansiedlungsvorgänge in diesem Gebiet, in dem alle wesentlichen Siedlungstypen des slawonischen Deutschtums vertreten sind, äußert sich auch in der Entwicklung der Geburten- und Sterbeziffern und verringert die Einseitigkeit, der jede Betrachtung eines Teilgebietes ausgesetzt ist. Von den 67 401 Deutschen Slawoniens, die sich bei der Volkszählung von 1931 noch als solche bekannten und die damals 9,08% der Gesamtbevölkerung ausmachten, leben mehr als zwei Fünftel, nämlich 27 507 in der untersuchten slawonischen Drauniederung bei einem Anteil an der Gesamtbevölkerung von 10,14%. Wenn wir vom zahlreichen städtischen Deutschtum in Essek (1931:9731) absehen, kommt die Hälfte davon auf 20 Dörfer, in denen die Deutschen die Mehrheit haben. Bis auf zwei Ausnahmen, wo Einsiedlungen besonders stark geworden sind, handelt es sich dabei um deutsche Ortsgründungen, die man zumeist als rein deutsch bezeichnen kann, da der Anteil der Fremdvölkischen nur gering ist und sich vorwiegend aus Beamten und Knechten zusammensetzt.

Im Folgenden sollen die untersuchten Ortschaften kurz gekennzeichnet und jeweils die zugehörigen Geburten- und Sterbekurven kurz erläutert werden. (Vgl. dazu die Beilage).

A. Stammansiedlungen des 18. Jh.s

Die ältesten Ansiedlungen in der Drauniederung entstanden seit der Mitte des 18. Jh.s unter der Regierung von Maria Theresia und Joseph II. Es handelt sich um Gründung rein deutscher Ortschaften durch den privaten Großgrundbesitz mit Siedlern aus den Reichsgebieten. Unter ihnen können wir drei Typen unterscheiden, die sich auch hinsichtlich ihrer biologischen Lage verschieden verhalten, nichtbäuerliche Siedlungen, zu denen Lukatsch und Bresniz gehören und die die ältesten sind, bäuerliche Siedlungen aus der Zeit Maria Theresias wie Sarwasch und Krawize und solche aus der Zeit Josephs II, wie Josipowaz und Kapan.

1) **Lukatsch**, an der Straße von Wirowitiza nach Barcs, wurde nach 1750 mit gedienten Soldaten gegründet und zählte 1910 von 440 Einwohnern 234 katholische Deutsche, d. h. 53,2% der Gesamtbevölkerung. Die soziale Struktur ist günstiger als im Durchschnitt der Drauniederung, indem Besitze mit 10—25 Joch vorherrschen.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	92	77	62	44	53	48	38	414
b) Sterbefälle	54	49	44	38	33	32	21	271
c) Lebensindex	170	157	141	116	160	150	181	153

Die Kurven der Geburten und Sterbefälle wurden von 1775 an aufgenommen und mit einer Lücke bis 1936 fortgeführt. Allgemein zeigt ſich ein Anſteigen bis zur Mitte des vorigen Jh.s, dann ein gewiſſes Stagnieren und ſchließlich ſeit der Jh.-wende ein Abſtieg. Das Abfallen der Geburtenzahlen in unſerem Jh. war ſtetig bis zum Kriegsende, wie die Zeile a der vorſtehenden Tabelle zeigt, in der je 5 Jahre zuſammengefaßt ſind. Der Geburtenausfall des Krieges löſte einen Wiederanſtieg aus, aber in den letzten 5 Jahren ſind die Zahlen niedriger als in der Kriegsgruppe (38 gegen 44). Für die erſte Gruppe (1931—35) ergibt ſich bei einer Bevölkerungszahl von 276 vom Jahre 1931 ein Satz von 27,6 Geburten im Jahr auf 1000 Deutſche. Infolge der ſtetigen Abnahme der Sterbeziffern um mehr als die Hälfte von der erſten Gruppe zur letzten, wie die Zeile b der Tabelle zeigt, kommt in dem in Zeile c angegebenen Lebensindex die ſtarke Abnahme der Geburten von 92 auf 38 weniger zum Ausdruck. Hierbei iſt die Kriegsgruppe mit 116 Geburten auf 100 Sterbefälle bei einem Durchſchnitt von 153 am geringſten, während die letzte Gruppe mit 181 ſcheinbar das günſtigſte Bild von allen bietet und einen Ueberſchuß von 12,3 auf 1000 Deutſche aufzuweiſen hat. Die Zahl der Sterbefälle war 1936 nur um 1 geringer als die Geburten.

2) Deutſch-Bresniz bei Naſchize entſtand ſeit 1770 als Waldarbeiterſiedlung und hatte auf zwei Verwaltungsgemeinden verteilt 1931 592 katholiſche Deutſche, die bei einer Geſamtbevölkerung von 759 78% ausmachten. Neben wenigen Zwerg- und Kleinbauern ſind es vor allem Waldarbeiter, die nur 1—2 Joch Boden beſitzen.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	100	120	88	92	164	118	110	792
b) Sterbefälle	84	56	49	62	65	58	61	435
c) Lebensindex	119	214	180	148	252	204	180	182

Die Kurven zeigen in der erſten Hälfte des vorigen Jh.s nur ein geringes Anſteigen, ein ſtärkeres zu Beginn der zweiten, das bei den Geburten nach Rückſchlägen auch im erſten Jahrzehnt unſeres Jh.s noch anhält, jedoch ſchon vor Kriegsausbruch durch ein raſches Sinken abgelöſt wird. Der folgende Anſtieg der Nachkriegsjahre übertrifft alle früheren Geburtenzahlen, beim anſchließenden Fallen tritt die Tendenz nicht ſo deutlich hervor wie an anderen Beiſpielen. Die Sterbekurve weiſt im Jahre 1873 eine Zahl von 105 auf, als infolge der Cholera, die im ganzen Lande wütete, und deren Auswirkungen an vielen Kurven feſtzuſtellen ſind, faſt ſo viel Menſchen hingerafft wurden wie im ganzen letzten Jahrzehnt.

Zeile a zeigt, daß in der Vorkriegsgruppe die Geburtenzahl ſchon etwas niedriger iſt als in der Kriegsgruppe, wobei allerdings ſtets zu berückſichtigen iſt, daß wegen einer regelmäßigen Einteilung das Jahr 1915 noch zur erſten gerechnet iſt, während die häufig wieder ſehr geburtenreichen Jahre 1919 und 1920 bei der letzten inbegriffen ſind. In der Nachkriegsgruppe iſt die Zahl faſt verdoppelt, nimmt dann zwar ab, jedoch nicht ſo ſtark wie anderswo, ſodaß in der letzten Gruppe (1931—35) noch eine Geburtenzahl von 37,2 auf 1000 Deutſche erreicht wurde. Nur wenig haben ſich die Sterbeziffern verändert, wodurch der Index bei einem Durchſchnitt von 182 in den letzten 5 Jahren mit 180 ähnlich dem von Lukatſch iſt und trotz der beträchtlich höheren Geburtenzahllen der Ueberſchuß mit 13,2‰ nur um ein Geringes von dem der oben genannten Siedlung abweicht. Eine Verringerung beſonders der Säuglingsſterblichkeit ſcheint in dieſer wenig wohlhabenden Ortſchaft durch Beſſerung der hygieniſchen Verhältniſſe durchaus möglich zu ſein.

3) Sarwasch liegt unterhalb von Essek nahe der Drau und wurde um 1770 gegründet. Bei einer Gesamtbevölkerung von 1202 im Jahre 1931 ist es nicht nur die größte rein deutsche Gemeinde der Drauniederung, sondern hat mit 1157 Deutschen auch den höchsten Hundertsatz von 96,3. Vor dem Kriege galt es als eines der reichsten Dörfer Slawoniens, in seinem sozialen Aufbau tritt aber der Gegensatz von Bauern mit 10—50 Joch und Taglöhnern, Handwerkern, Fabrikarbeitern, die nur wenig Feld besitzen und häufig in der nahen Stadt beschäftigt sind, deutlich hervor. Reichtum und Stadtnähe dürften auch dafür verantwortlich zu machen sein, daß die mit großer Klarheit und Regelmäßigkeit verlaufende Geburtenkurve nach einem starken und stetigen Anstieg seit 1880 in steilem Fallen begriffen ist und in den letzten drei Jahren bereits von der Sterbekurve überschritten wird.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	227	217	192	152	201	139	128	1256
b) Sterbefälle	126	161	165	157	143	94	119	965
c) Lebensindex	180	135	116	97	140	148	108	130

Wie aus der Zeile a hervorgeht, erreicht die Nachkriegsgruppe die beiden ersten nicht, und beide späteren sind niedriger als die Kriegsgruppe. In den letzten 5 Jahren ergab sich eine Geburtenzahl von nur 22,1‰. Die niedrigen Sterbeziffern vermögen selbst in der Nachkriegszeit noch über den wahren Stand hinwegzutäuschen, aber der durchschnittliche Lebensindex von 130 ist doch der niedrigste in der ganzen Drauniederung und beträgt in den letzten 5 Jahren nur noch 108, sodaß die größte und stattlichste deutsche Gemeinde zugleich die biologisch gefährdetste ist. In vieler Hinsicht erinnert sie an die Verhältnisse der Batschka.

4) Krawize oberhalb Essegs wurde bei der Gründung vor 1770 nur mit wenig Geld ausgestattet, und seine Bewohner sind bis heute, wenn auch nicht arm, so doch in bescheidenen Verhältnissen geblieben. Klein- und Mittelbesitze sind nur gering vertreten, um so mehr aber Arbeiter und Taglöhner, die sich teilweise ihren Verdienst in der Stadt suchen. 1931 zählte es 411 katholische Deutsche, die bei einer Gesamtbevölkerung von 564 72,9% ausmachten. Mit 27 Familien gegründet, hat es sich nur langsam entwickelt, und die Kurven steigen erst seit der Mitte des vorigen Jh.s stärker an, um seit der Jh.wende auf gleicher Höhe zu bleiben.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	78	95	90	79	89	85	83	599
b) Sterbefälle	34	42	33	47	42	46	39	283
c) Lebensindex	230	226	271	168	212	185	213	212

Hier sind die Geburtenzahlen der Zeile a entsprechend nur wenig gesunken, in den letzten 5 Jahren herrscht vielmehr noch eine Zahl von 40,4‰. Auch die Sterbeziffern haben sich kaum verändert, sodaß der Lebensindex der letzten Gruppe mit 213 dem durchschnittlichen mit 212 gleichkommt und in dieser Zeit ein Ueberschuß von 21,4‰ besteht, der von keiner anderen katholischen deutschen Ortschaft der Drauniederung erreicht wird.

5) Anders liegen die Verhältnisse in Josipowaz (Josephsdorf), mit dem es räumlich unmittelbar verbunden ist. Es entstand 1786, und die Siedler wurden mit Land ausreichend ausgestattet, sodaß es überwiegend Besitze mit 6—25 Joch Feld gibt, wenn es auch infolge der Landverknappung an Zwergbesitzern und Landlosen nicht fehlt. 1931 zählte das Dorf 554 Einwohner, von denen 96,2% oder 533 katho-

lische Deutsche waren. Die natürliche Bewegung ließ sich erst ab 1844 feststellen; sie zeigt schon früh einen Stillstand bezw. ein Absinken der Kurven und ist der von Sarwasch ähnlich, wenn auch etwas abgeschwächt.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	119	131	111	72	100	93	72	698
b) Sterbefälle	70	78	56	65	76	57	68	470
c) Lebensindex	170	168	198	111	132	163	106	149

In den Nachkriegsgruppen reichen die Geburtenzahlen nicht an die der Vorkriegszeit heran, und die letzte ist auf der gleichen tiefen Stufe wie die Kriegsgruppe, sodaß der Satz auf 1000 nur noch 27,0 beträgt. Wenig veränderlich sind die Sterbeziffern, und der Lebensindex fällt daher von seinem Höchststand mit 198 (1911—15) auf 106 (1931—35), womit die niedrigste Zahl in der Drauniederung erreicht wird und gleichzeitig auch der Geburtenüberschuß nur 1,50‰ beträgt. Etwas günstiger ist der Lebensindex im Durchschnitt unseres Jh.s mit 149; es muß jedoch bedenklich stimmen, daß auch im Jahre 1936 die Geburtenzahl noch beträchtlich sank und nach 1916 den niedrigsten Stand erreichte.

6) Ganz ähnlich verhält sich das im gleichen Jahr unter entsprechenden Bedingungen gegründete Kapan (Antonsdorf) in der oberen Drauniederung unweit von Virowitiza. Es zählte 1931 unter 350 Einwohnern 300 Deutsche oder 85,7%. Noch mehr als in Josipowaz überwiegen hier die Besitze zwischen 8 und 50 Joch, während es nur wenige Zwergbesitzer gibt. Die Kurven zeigen nur geringe Krümmung und sind bereits seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jh.s im allmählichen Sinken begriffen.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	62	62	64	29	64	55	39	375
b) Sterbefälle	35	37	47	37	35	31	29	251
c) Lebensindex	177	168	136	78	183	177	135	149

Die Geburtengruppe der Nachkriegszeit hat die vorangehenden Gruppen nicht überschritten, der Tiefstand der Kriegszeit, als die Sterbeziffern beträchtlich höher als die Geburtenzahlen waren, wird aber auch in den letzten 5 Jahren noch nicht erreicht. Das Jahr 1936 brachte einen weiteren Abstieg, wenn auch nicht bis zu der Tiefe, die die Jahre 1931 und 1932 zeigen. Die Geburtenzahl von 26‰ in der letzten Gruppe zählt zu den niedrigsten in der Drauniederung. Nur wenig zurückgegangen ist die Sterblichkeit, sodaß der Index in der Zeit von 1901—35 mit 149 dem von Josipowaz gleicht, wenn auch der Ueberschuß in der letzten Gruppe mit 6,67‰ höher liegt als dort.

B. Herrschaftliche Tochtersiedlungen des 19. Jh.s

Waren in die Ansiedlungen des 18. Jh.s die Gründer direkt aus den Reichsgebieten gekommen, so sind die folgenden dadurch zu kennzeichnen, daß ihre Siedler schon in anderen donauschwäbischen Ortschaften ansässig waren, in ihrer ersten Heimat nur zu hohen Preisen hätten Feld erwerben können und daher sich solchen Gegenden zuwandten, wo der Großgrundbesitz noch zu günstigen Bedingungen neue Stellen schuf. Im Gegensatz zu den josephinischen Gründungen, die mit ausreichendem Grundbesitz ausgestattet wurden, handelt es sich hier zumeist um Siedlungen von Landarbeitern, die der Grundbesitz für seine Güter als Arbeitskräfte haben wollte,

und weniger um die Schaffung ſelbſtändiger Bauernſtellen. Als beſondere Typen können wir die katholiſchen Landarbeiterſiedlungen Jowanowaz und Erneſtinowo, die evangeliſchen Landarbeiterſiedlungen Adolfsdorf und Grabitſch und die proteſtantiſche Siedlung Welimirowaz auffaſſen.

7) Südlich von Eſſeg entſtand 1836 Jowanowaz, gegründet mit Siedlern aus dem ungariſchen Komitat Tolnau, die ſpäter noch Zuzug erhielten. 1931 zählte es unter 808 Einwohnern 764 oder 94,6% katholiſche Deutſche. Entſprechend dem Zweck der Anſiedlung herrſchen noch heute Landarbeiter und Taglöhner vor, die in den umliegenden Gütern Beſchäftigung finden und nur wenig eigenes Feld beſitzen. Seit der Mitte des vorigen Jh.s ſind die Geburtenzahlen außerordentlich raſch geſtiegen, und ſo konnte Jowanowaz in der Vorkriegszeit die höchſten abſoluten Werte unter den deutſchen Siedlungen der Drauniederung aufweiſen, obwohl es der Einwohnerzahl nach erſt an dritter Stelle ſtand.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	243	249	224	135	168	116	108	1243
b) Sterbefälle	127	150	154	98	106	81	73	789
c) Lebensindex	191	166	145	138	158	143	148	158

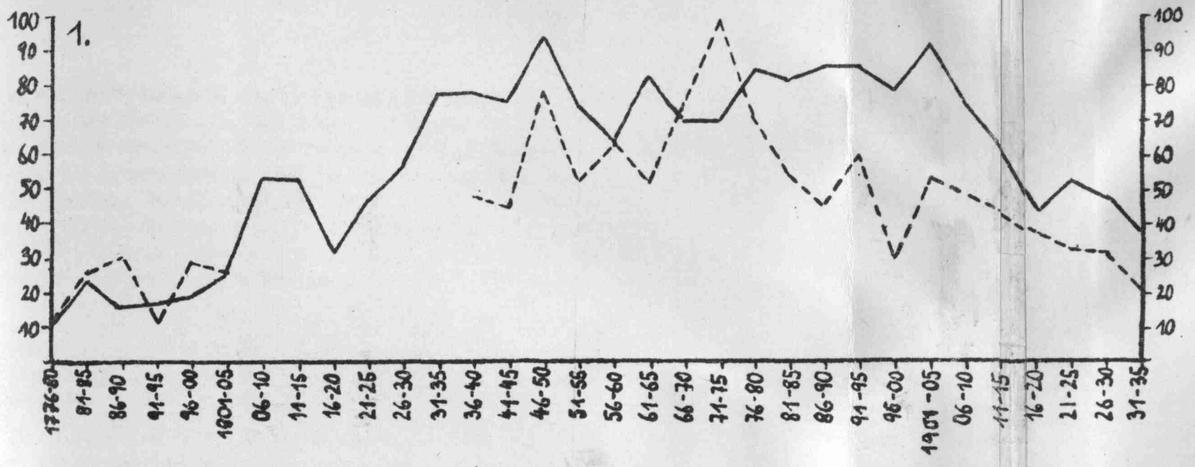
Der Vorkriegsſtand wurde in der Nachkriegsgruppe bei weitem nicht erreicht, und die folgenden Gruppen blieben um mehr als die Hälfte dahinter zurück. Die Zahl der Geburten auf 1000 machte in den letzten 5 Jahren nur 28,3 durchſchnittlich aus und iſt damit faſt ſo niedrig wie die der joſephiniſchen Stammanſiedlungen. Verhältnismäßig hoch ſind die Sterbeziffern, deren Abſinken mit dem der Geburtenzahlen nicht Schritt hält, ſodaß der Index von 191 in der Gruppe 1901—05 auf 148 in der letzten Gruppe geſunken iſt und der Ueberſchuß in der letzten Zeit nur noch 9,2‰ betrug. Der allgemeine Lebensindex ſeit 1901 liegt mit 158 höher als der der joſephiniſchen Anſiedlungen.

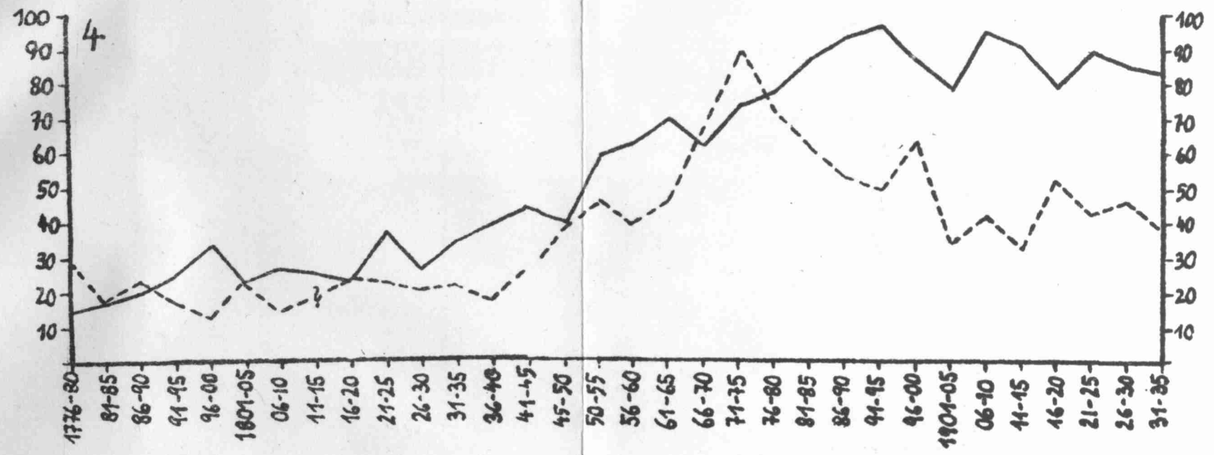
8) Aehnlich ſteht es mit dem benachbarten Erneſtinowo, das 1865 gegründet wurde und 1931 mit 838 Deutſchen bei einem Anteil an der Geſamtbevölkerung von 84,6% die zweitgrößte deutſche Ortſchaft in der Drauniederung war. Seinem ſozialen Aufbau nach iſt es eine typiſche Landarbeiterſiedlung, in der die Zahl der Beſitzer von mehr als 1 Joch Feld nur wenig, die ſolcher mit 1 Joch und darunter übertrifft. Vor dem Kriege hielten ſich die Geburtenzahlen etwas unter denen von Jowanowaz, ſeither übertreffen ſie dieſe ſtets.

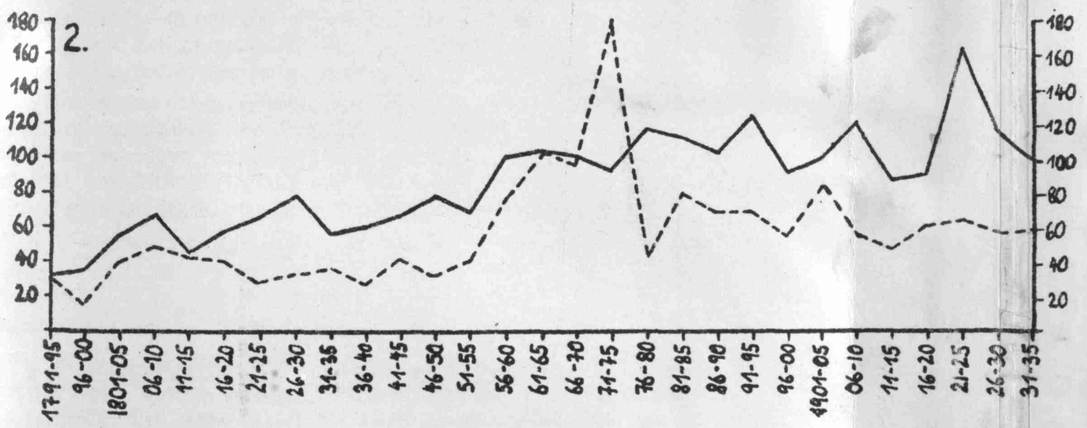
	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	239	239	201	154	183	130	123	1269
b) Sterbefälle	130	122	145	98	92	74	64	725
c) Lebensindex	184	196	139	157	199	176	192	175

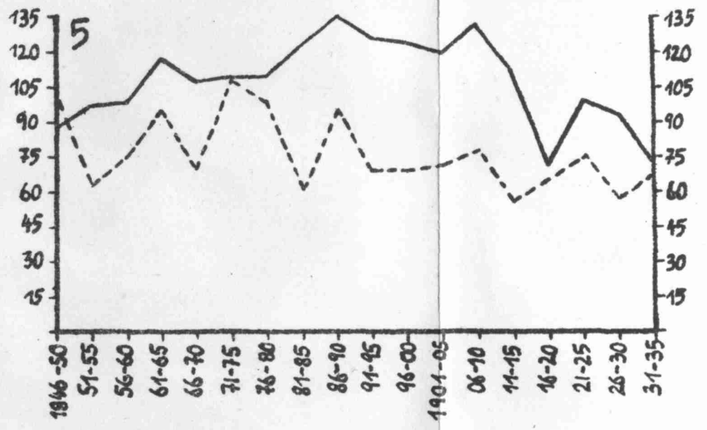
Nicht ganz in dem Maße wie dort ſind ſie hier nahezu um die Hälfte geſunken, und die relative Geburtenzahl der letzten 5 Jahre liegt mit 29,4‰ nur wenig höher als die von Jowanowaz. Geringer iſt die Sterblichkeit, die von der erſten zur letzten Gruppe auf die Hälfte zurückgegangen iſt. Dadurch iſt der Index faſt in allen Gruppen höher als der von Jowanowaz. Er beträgt bei einem Durchſchnitt von 175 in den letzten 5 Jahren infolge der niedrigen Sterbeziffern ſogar 192 und erreicht damit nach Krawize den höchſten Wert innerhalb der katholiſchen Siedlungen, wie auch unter ihnen in dieſem Zeitraum der Geburtenüberſchuß von 14,1‰ der zweithöchſte iſt.

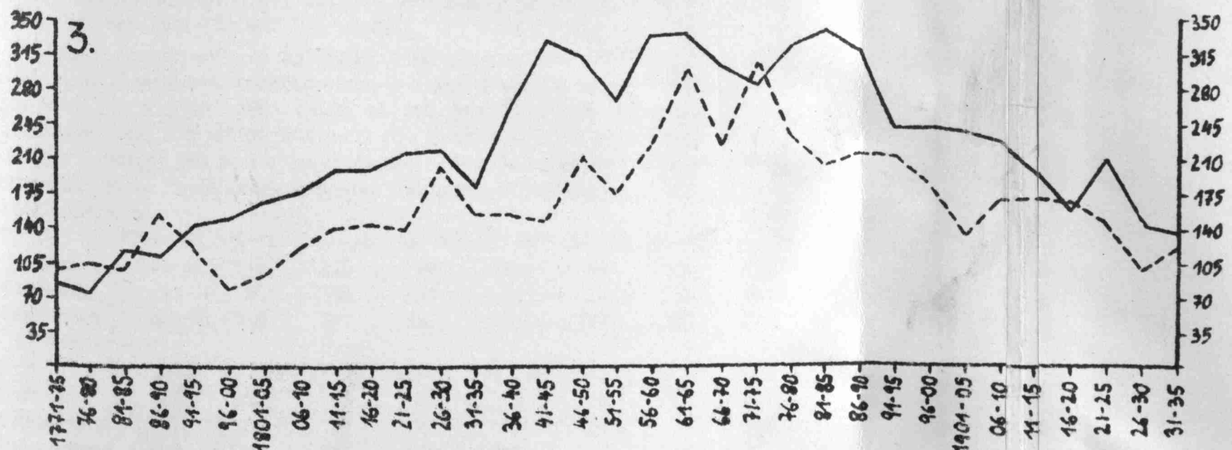
Wilhelm Sattler: Das natürliche Wachstum des slawonischen Deutschtums, Tafel I.

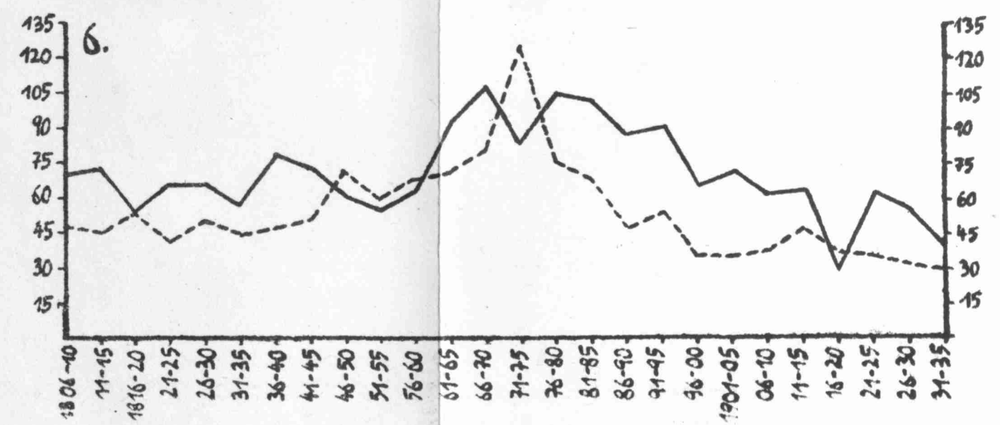










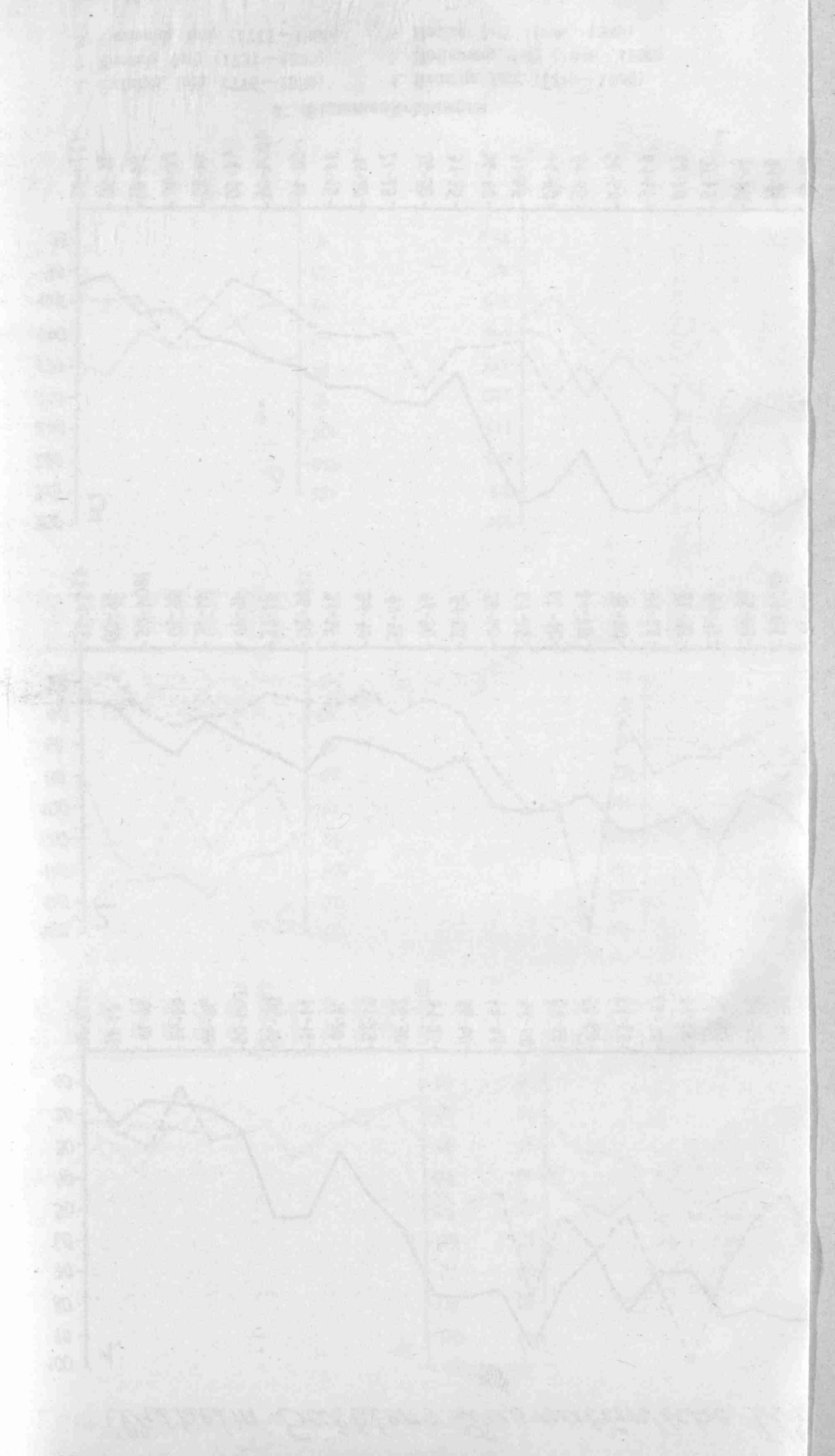


A: Stammansiedlungen

1. Lukatsch, kath. 1776—1935)
2. Bresnitz, kath. (1791—1935)
3. Sarwatsch, kath. (1771—1935)
4. Krawize, kath. (1776—1935)
5. Josipowaz, kath (1846—1935)
6. Kapan, kath. (1806—1935)

—— Geburten

– – – – Sterbefälle



9) Bedeutend kleiner blieben die evangelischen Landarbeitersiedlungen von Schaumburg-Lippeschen Besitzungen, von denen das ältere Adolfsdorf 1866 gegründet wurde. Mit 86 Deutschen von 91 Einwohnern ist es die kleinste rein deutsche Siedlung und hat dementsprechend auch die niedrigste absolute Geburtenzahl aufzuweisen. Bei der geringen Bevölkerungszahl kommt den Erhebungen der relativen Verhältnisse nur geringe Bedeutung zu, da Entwicklungslinien nach dem Gesetz der großen Zahl nur hinreichend genau zu verfolgen sind, wenn möglichst viel Individuen erfaßt werden. Bei einigen Familien können dagegen leicht Zufälligkeiten eine Rolle spielen.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	15	25	17	7	21	10	13	108
b) Sterbefälle	5	15	8	4	9	6	12	59
c) Lebensindex	300	167	212	175	234	167	108	183

So ist dem Anstieg der Geburtenzahlen seit 1931 keine große Bedeutung beizumessen, ebenfalls nicht dem Lebensindex von 1901—05 mit 300 und dem äußerst geringen von 1931—35 mit 108, als der Geburtenüberschuß trotz einer Geburtenzahl von 30,2‰ nur 2,3‰ ausmachte. Der Index der gesamten Zeit mit 183 mag den wirklichen Verhältnissen am besten entsprechen.

10) Für Grabitsch, ebenfalls im Slatinaer Bezirk, gelten die gleichen Einschränkungen. Es entstand ein Jahr später und weist wie Adolfsdorf eine ziemlich gleichmäßige Verteilung von Besitzen bis zu 15 Joch auf. Mit 255 Einwohnern, von denen 1931 drei Viertel (75,7%) oder 193 deutsch waren, ist es zwar mehr als doppelt so groß wie jenes, dennoch zu den kleinsten Dörfern zu zählen.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	36	36	37	25	39	32	28	233
b) Sterbefälle	16	11	29	15	21	19	18	129
c) Lebensindex	225	328	127	167	185	168	155	180

Die Geburtenzahlen sind seit der Vorkriegszeit nur wenig gesunken, im Durchschnitt der letzten Gruppe betragen sie 29,0‰ und die Sterbeziffern sind ungefähr gleich geblieben. Der höhere Index der Vorkriegszeit vermag nicht viel auszusagen, hebt aber den Durchschnittsindex auf 180, dem gegenüber der der Gruppe 1926—30 nur 168, der von 1931—35 nur 155 beträgt.

11) Ein wesentlich anderes und besser auswertbares Bild zeigt die Bewegung in der letzten herrschaftlichen Tochtersiedlung, die hier genannt werden soll, in Welimirowaz bei Naschize. 1885 wurde es mit protestantischen Deutschen aus der Batschka gegründet und zählte 1931 unter 915 Einwohnern 778 oder 85,0% Deutsche. Von ihnen gehörten 365 dem evangelisch-lutherischen und 407 dem reformierten Bekenntnis an. Beide Konfessionen verhalten sich nicht gleichmäßig.

1. Lutheraner

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	171	143	115	64	115	84	61	753
b) Sterbefälle	49	55	38	27	64	45	33	310
c) Lebensindex	350	260	311	237	180	187	185	243

2. Reformierte

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	117	125	84	48	76	58	67	575
b) Sterbefälle	47	55	34	27	38	24	33	258
c) Lebensindex	250	228	246	178	200	242	203	223

Die Geburtenzahlen der Lutheraner ſind bedeutend höher, obwohl ſie weniger als die Hälfte der Bevölkerung ausmachen; der Abſtieg ſeit der Jh.wende iſt jedoch ſo ſtark, daß bei ihnen die letzte Gruppe nur wenig mehr als ein Drittel der erſten zählt, während die Kurve bei den Reformierten weniger ſtark geſunken iſt. Die Sterbeziffern ſind bei beiden Konfeſſionen gering, ſodaß beträchtliche Lebensindices von 350 bezw. 250 in der Zeit von 1901—05, und ſelbſt in der letzten Gruppe von 1931 bis 1935 noch ſolche von 185 bezw. 203 erreicht werden. In der letzten Gruppe iſt nicht nur die Geburtenzahl von zuſammen 33,0‰ höher als die bei katholiſchen Dörfern herrſchende, unter denen nur Bresniz ſie übertrifft, auch der Ueberſchuß in der gleichen Zeit (1931—35) liegt mit 16,0 höher als in den katholiſchen Ortſchaften mit Ausnahme von Krawize. An erſter Stelle unter den bisher behandelten Ortſchaften ſteht es hinſichtlich ſeines Lebensindexes in der Zeit von 1901 bis 35 mit 243 bei den Lutheranern und 223 bei den Reformierten.

Wie weit die Unterſchiede bei beiden Konfeſſionen durch das Bekenntnis ſelbſt, durch Herkunft oder Beſitz bedingt ſind, müßte erſt näher unterſucht werden. Unter der Bevölkerung werden keine Unterſchiede gemacht und Miſchehen ſind ſehr verbreitet.

C. Einſiedlungen.

Neben der Gründung von ſelbſtändigen Tochterſiedlungen begannen ſeit Beginn des vorigen Jh.s, ſtärker ſeit der Bauernbefreiung, zahlreiche Deutſche aus donauſchwäbiſchen Gebieten ſich auch in der Donauniederung in ſlawiſche Ortſchaften einzeln oder in Gruppen einzukaufen. In den meiſten Dörfern gibt es einige deutſche Familien, in vielen Fällen haben ſie im Laufe der Zeit eine ſtattliche Anzahl erreicht, in einem der beiden zu nennenden Beiſpiele die abſolute Mehrheit, im anderen 40% einer großen Siedlung.

12) Nach Spiſchitſch-Bukowiza oberhalb von Wirowitiza kamen im erſten Jahrzehnt des vorigen Jh.s in großer Zahl deutſche katholiſche Familien vor allem aus dem jenſeits der Drau gelegenen Szulok (Schomodei). 1931 zählten ſie 707 Seelen und machten damit bei einer Geſamtbevölkerung von 1750 40,4% aus. Infolge ihrer Ueberlegenheit dem einheimiſchen Element gegenüber konnten ſie es zu einem gewiſſen Wohlſtand bringen, ſodaß neben Zwergbeſitzen ſolche mit 10—20 Joch recht zahlreich ſind.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	174	166	145	114	175	136	117	1027
b) Sterbefälle	118	90	93	95	77	67	97	637
c) Lebensindex	147	184	156	120	228	203	121	161

Die Geburtenzahlen ſind ſeit der Jh.wende weniger gefallen als in den meiſten katholiſchen Ortſchaften, und die Zahl auf 1000 Deutſche iſt auch in der letzten Gruppe mit 33,1 verhältnismäßig hoch. Auf den allgemeinen Rückgang der Sterbeziffern folgt in der letzten Gruppe nochmals ein Anſtieg, wodurch der Lebensindex in dieſer Zeit auf 121 ſinkt und damit der Ueberſchuß nur 5,65‰ beträgt. Der allgemeine Index von 161 dürfte den wahren Verhältniſſen eher entſprechen.

13) Weliſchkowzi, die andere Einſiedlung, die hier genannt werden ſoll, liegt zwiſchen Walpowo und Donji Miholjaz. Dort wanderten ſeit der Mitte des vorigen Jh.s katholiſche Deutſche zumeiſt aus Apatin ein, die 1931 325 Seelen zählten und damit 53,5% der Geſamtbevölkerung von 607 ausmachten.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	60	58	54	46	59	55	34	366
b) Sterbefälle	30	28	51	37	48	32	23	249
c) Lebensindex	200	207	106	124	123	172	148	147

Ihre Geburtenzahlen sind auch früher schon niedrig gewesen, und die letzte Gruppe erreicht nur eine Zahl von 20,9‰. Verschleiert wird dieser Tiefstand durch eine geringe Sterblichkeit, sodaß der Index der letzten Gruppe 148 beträgt und damit dem Gesamtwert von 147 gleichkommt. Der Ueberschuß von nur 6,8‰ in der Zeit Zeit von 1931—35 mag die Lage kennzeichnen.

D. Die Meierhofgründungen des beginnenden 20. Jh.s.

Die letzte Gründungsperiode deutscher Ortschaften erfolgte in der Drauniederung vor und nach dem Kriege, u. zw. vor allem durch evangelische Siedler, die gemeinsam ein Gut erwarben und es unter sich aufteilten. Zunächst entstand neben dem kroatischen Tschatschinzi eine deutsche Siedlung, die jedoch keine Selbständigkeit erlangte, während die drei weiteren eigene, wenn auch kleine Dörfer bilden. Die Struktur der letzteren ist gleichartig, die Siedler kamen alle aus Neu-Pasua (Syrmien), das die kinderreichste Gemeinde der ganzen Doppelmonarchie war,[9]) und nahmen sich beträchtliche Anteile, sodaß Besitze bis zu 100 Joch entstanden. Von ihnen sollen lediglich zwei behandelt werden, da die jüngste erst 1923 gegründet wurde und infolge teilweiser Abwanderung eine genaue Beurteilung ihrer biologischen Lage nicht zuläßt, in dieser Hinsicht aber von den beiden anderen nur wenig abweicht.

14) Bei Tschatschinzi boten 1908 Obrowazer Bauern (Batschka) ihr Gut zum Verkauf an Interessenten ihrer katholischen Heimatgemeinde an. Vor und nach dem Kriege folgten diesen evangelische und reformierte Familien, sodaß das Deutschtum hinsichtlich der Konfession dreigeteilt ist, wobei zwischen Lutheranern und Reformierten kaum Unterschiede gemacht werden und Mischehen häufig vorkommen, beide aber von den Katholiken deutlich getrennt sind. Verschiedenheiten machen sich auch im sozialen Aufbau bemerkbar. Unter den Reformierten gibt es besonders viele Besitze mit 20—50 Joch, bei den Evangelischen daneben zahlreiche Taglöhner, und bei den Katholiken sind alle Gruppen am gleichmäßigsten vertreten. Nach Braun[10]) sind von 2875 Einwohnern 757 Deutsche, die sich nahezu gleichmäßig auf die drei Konfessionen verteilen: Lutheraner 225, Reformierte 271 und Katholiken 261. Braun gibt auch die durchschnittlichen Kinderzahlen der Konfessionen mit rund 3,3 und 2 in der gleichen Reihenfolge wie oben an. Diese Angaben werden durch die Kurven nicht bestätigt.

1. Katholiken

	1911—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	29	30	61	51	42	213
b) Sterbefälle	23	19	23	27	21	113
c) Lebensindex	126	158	265	189	200	191

---

[9]) Haller, a. a. O. S. 53.

[10]) Braun, Fritz: Die deutsche Siedlung Slawoniens und ihre Beziehungen zur Batschka. In: „Der Auslandsdeutsche". Sonderdruck, a. a. O. S. 24—31.

2. Lutheraner

	1911—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	35	13	38	51	54	191
b) Sterbefälle	9	8	21	19	34	91
c) Lebensindex	389	163	181	268	159	210

3. Reformierte

	1911—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	33	18	44	44	25	164
b) Sterbefälle	8	9	26	19	15	77
c) Lebensindex	413	200	169	232	167	213

In der Gesamtzahl stehen die Katholiken an der Spitze und haben erst in den letzten 5 Jahren die Führung an die Lutheraner abgeben müssen, während bei den Reformierten die Zahlen in der letzten Gruppe erheblich zurückbleiben. Die gesamte Geburtenzahl in den Jahren 1931—35 ist mit 39,9‰, bezogen auf die in der Zählung von 1931 angegebenen 607 Deutschen, sehr hoch. Ebenfalls der Index, der sich zwischen 191 für die Katholiken, 210 für die Lutheraner und 213 für die Reformierten bewegt, und entsprechend auch der Geburtenüberschuß, der noch in den letzten 5 Jahren durchschnittlich 16,8‰ betrug.

15 u. 16) Bresik entstand 1912 nahe bei Wirowitiza und zählte 1931 204 Deutsche, die 92,3% einer Gesamtbevölkerung von 221 ausmachten, und Ziganka, das 1918 nördlich von Slatina gegründet wurde, zählte 1931 bei einer Gesamtbevölkerung von 198 einen Anteil von 73,2% oder 145 Deutsche.

1. Bresik

	1916—20	21—25	26—30	31—35	1916—35
a) Geburten	25	33	47	54	159
b) Sterbefälle	9	6	8	22	45
c) Lebensindex	278	550	588	245	354

2. Ziganka

	1921—25	26—30	31—35	1921—35
a) Geburten	36	44	47	127
b) Sterbefälle	20	22	12	54
c) Lebensindex	180	200	392	235

Beide jungen Gründungen zeigen eine einzigartige Geburtenbewegung, die sich nur aus den Verhältnissen im Herkunftsort Neu-Pasua erklären läßt. Die Zahl der Geburten betrug in der letzten Gruppe für Bresik 53,0‰, für Ziganka sogar 64.8‰. Ihre Anzahl übertrifft die Sterbefälle um das Dreifache, sodaß ein äußerst günstiger Index und ein Geburtenüberschuß von 30,8 bzw. 48,3‰ für die letzten 5 Jahre festgestellt werden kann. Haller[11]), der die Heimatgemeinde untersucht hat, will deren günstige biologische Lage vor allem der früheren Einrichtung der Militärgrenze zuschreiben. Auch die Tochtersiedlungen weisen zunächst noch günstige soziale Bedingungen auf. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß sie sehr klein sind und infolgedessen keinen großen Einfluß auf die Verhältnisse der gesamten Drauniederung ausüben können.

---

[11]) Haller, a. a. O. S. 53.

Damit haben wir die Ueberſicht der Ortſchaften in der Drauniederung beendet. Wenn wir nunmehr die Ergebniſſe der einzelnen Dörfer zuſammenfaſſen, erhalten wir ein Bild, das für das ganze Gebiet als gültig angeſehen werden kann und das überdies wohl für ganz Slawonien ähnlich ſein wird.

	1901—05	06—10	11—15	16—20	21—25	26—30	31—35	01—35
a) Geburten	1733	1743	1581	1147	1619	1396	1243	10572
b) Sterbefälle	925	949	985	852	945	761	794	6211
c) Lebensindex	188	184	161	135	171	183	157	170

Die Geburtenzahlen ſind bis 1910 zuletzt nur noch langſam geſtiegen, ſinken ſeither beträchtlich und haben nach vorübergehendem Anſtieg, der jedoch den Vorkriegsſtand nicht erreichte (1407 gegen 1484), ſtärker abgenommen als in der Kriegszeit (1021 im Zeitraum von 1931—35 gegen 1061 in der Zeit von 1916—20). Eine Aufbeſſerung brachten die evangeliſchen Meierhofgründungen, wodurch in der letzten Gruppe die Zahl auf 1243 gehoben wurde und die Geburtlichkeit 36,0‰ betrug. Weniger haben die Sterbeziffern abgenommen, und der Index zeigt keine bedeutenden Schwankungen innerhalb der einzelnen Gruppen. Einſchließlich der jüngſten Gründung macht er in dem Zeitraum von 1901—35 170 aus. In der letzten Zeit (1931—35) betrug er noch 157 (gegen 146, wenn man die jüngſten Gründungen ausſchließt) und entſprach einem Geburtenüberſchuß von 12,7‰.

Dieſe beiden Werte kennzeichnen wohl am beſten den günſtigen Zuſtand, in dem ſich das ſlawoniſche Deutſchtum in der letzten Zeit noch gegenüber den Verhältniſſen der Batſchka befand, für die Wüſcht[12]) einen natürlichen Zuwachs von 8,68 im Jahre 1930, 5,44 im Jahre 1931 und 6,28 im Jahre 1932 feſtſtellte, Zahlreiche Beiſpiele zeigten uns aber, daß auch hier einige Ortſchaften äußerſt bedroht ſind, und beſonders das ſteile Abfallen der Geburtenkurven in allerjüngſter Zeit ſollte uns bedenklich ſtimmen. Vielfach kann freilich durch Beſſerung der hygieniſchen Verhältniſſe eine Verringerung der Sterbefälle beſonders im Kindesalter erreicht werden, noch ehe die Geburtenbeſchränkung ſtärkere Ausmaße annimmt.

München. Wilhelm Sattler.

---

[12]) Wüſcht, Johann: Die bevölkerungspolitiſche Gefahrenlage der Deutſchen in Südſlawien. In: Archiv für Bevölkerungswiſſenſchaft. Jg. VI, 1936, S. 141.

Statiſtiſche Angaben.

1. Lukatſch

Jahr	Geburten	Sterbefälle
1775	6	4
76	3	6
77	0	1
78	2	0
79	1	2
1780	5	2
81	2	7
82	3	6
83	3	4
84	10	5
85	6	3
86	4	3
87	7	3
88	4	2
89	0	13
1790	1	9
91	5	3
92	3	2
93	4	3
94	3	1
95	2	2
96	3	10
97	5	6
98	4	3
99	3	4
1800	4	6
01	3	3
02	4	4
03	8	8
04	2	6
05	8	4
06	13	5
07	10	
08	8	
09	12	
1810	10	
11	10	
12	10	
13	14	
14	10	
15	8	
16	7	
17	5	
18	7	
19	4	
1820	8	
21	5	
22	9	
23	8	
24	12	
25	13	
26	11	
27	11	
28	9	
1829	11	
1830	15	
31	14	
32	14	
33	13	
34	18	
35	18	16
36	17	8
37	15	2
38	16	16
39	16	9
1840	14	13
41	17	9
42	14	13
43	9	7
44	17	6
45	18	10
46	15	13
47	19	15
48	12	14
49	22	22
1850	25	24
51	7	5
52	16	3
53	18	12
54	15	21
55	17	11
56	16	10
57	10	14
58	10	7
59	17	23
1860	11	9
61	11	10
62	22	12
63	14	9
64	18	14
65	17	7
66	13	8
67	18	24
68	15	15
69	16	12
1870	18	16
71	18	23
72	12	34
73	13	23
74	12	8
75	15	11
76	22	23
77	14	15
78	19	16
79	20	9
1880	10	8
81	23	12
82	15	14
1883	8	6
84	21	11
85	15	11
86	23	9
87	15	6
88	17	11
89	17	11
1890	13	8
91	16	13
92	17	12
93	19	8
94	16	20
95	17	6
96	15	1
97	16	8
98	12	8
99	17	5
1900	19	8
01	13	7
02	21	10
03	19	12
04	21	8
05	18	17
06	15	7
07	16	13
08	16	8
09	17	12
1910	16	9
11	12	14
12	20	6
13	8	10
14	11	7
15	11	7
16	3	4
17	6	4
18	8	10
19	12	9
1920	15	11
21	10	6
22	11	8
23	12	7
24	11	6
25	9	6
26	15	4
27	6	7
28	9	8
29	8	7
1930	10	6
31	8	8
32	7	3
33	10	4
34	6	2
35	7	4
36	4	3

2. Bresniz

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1790	5	1	1839	6	5	1888	22	10
91	7	2	1840	15	10	89	20	13
92	2	1	41	14	4	1890	20	9
93	7	3	42	7	9	91	22	10
94	3	7	43	15	13	92	26	16
95	7	16	44	15	10	93	19	18
96	8	4	45	14	6	94	25	13
97	5	0	46	16	14	95	31	14
98	9	3	47	20	7	96	16	10
99	8	5	48	12	9	97	20	16
1800	5	5	49	12	2	98	14	12
01	10	5	1850	18	1	99	25	10
02	11	2	51	12	5	1900	18	7
03	17	7	52	18	4	01	11	21
04	14	13	53	15	11	02	19	21
05	14	9	54	17	15	03	17	16
06	16	7	55	7	6	04	20	10
07	16	9	56	18	15	05	33	16
08	12	16	57	16	10	06	23	13
09	16	10	58	17	23	07	32	15
1810	8	8	59	27	13	08	17	11
11	9	9	1860	21	16	09	20	9
12	8	8	61	19	29	1910	28	8
13	14	6	62	20	21	11	29	11
14	11	8	63	23	14	12	23	9
15	4	11	64	27	20	13	17	5
16	17	10	65	26	21	14	12	12
17	6	14	66	19	18	15	7	12
18	7	6	67	17	19	16	14	7
19	9	4	68	20	23	17	15	12
1820	16	7	69	21	21	18	6	21
21	11	6	1870	25	14	19	30	12
22	15	4	71	15	29	1920	27	10
23	11	7	72	19	25	21	35	16
24	14	3	73	16	105	22	40	8
25	15	8	74	21	8	23	28	13
26	14	13	75	20	14	24	30	19
27	16	2	76	28	9	25	31	9
28	14	5	77	23	4	26	33	18
29	13	6	78	22	12	27	26	13
1830	11	7	79	23	8	28	28	17
31	13	14	1880	25	11	29	15	4
32	10	8	81	15	20	1930	16	6
33	7	4	82	27	18	31	19	12
34	16	6	83	29	8	32	20	8
35	10	5	84	17	17	33	23	11
36	14	2	85	24	16	34	29	17
37	10	3	86	26	27	35	19	13
38	14	7	87	19	11	36	16	13

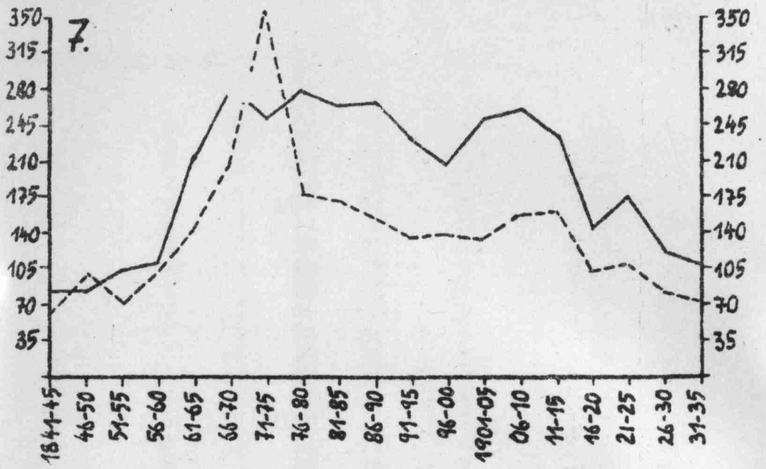
3. Sarwaſch

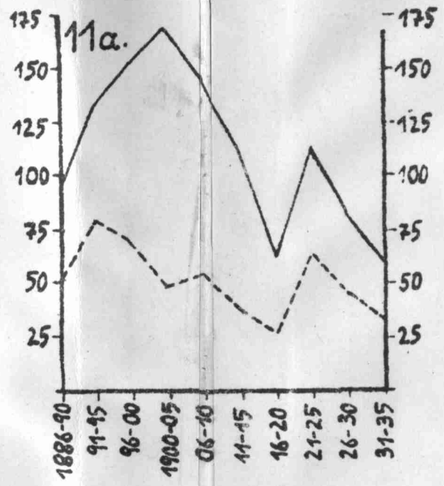
1770	20	23	1777	22	16	1784	17	37
71	7	20	78	9	19	85	23	14
72	16	19	79	4	34	86	16	31
73	16	15	1780	13	19	87	28	30
74	20	10	81	16	14	88	20	36
75	20	30	82	19	17	89	23	37
76	24	12	83	36	11	1790	19	14

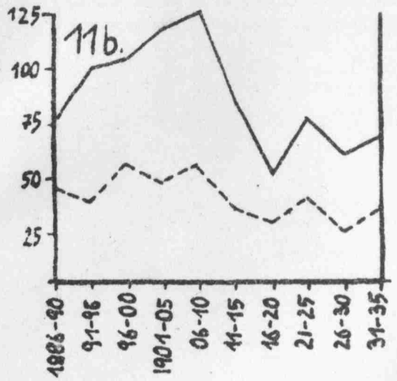
Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefäll
1791	25	14	1840	56	31	1889	63	31
92	28	21	41	57	33	1890	56	23
93	28	36	42	62	20	91	41	60
94	19	15	43	55	23	92	42	46
95	33	31	44	72	30	93	47	26
96	24	11	45	69	34	94	49	31
97	35	24	46	64	46	95	50	37
98	21	12	47	49	61	96	45	27
99	34	19	48	64	40	97	42	23
1800	30	12	49	56	76	98	44	29
01	32	15	1850	62	46	99	52	53
02	33	20	51	33	22	1900	48	40
03	25	20	52	56	30	01	46	26
04	39	23	53	68	41	02	52	21
05	30	12	54	46	35	03	37	28
06	25	20	55	52	38	04	45	27
07	36	16	56	52	46	05	47	24
08	36	33	57	70	23	06	44	23
09	27	30	58	57	50	07	40	43
1810	45	14	59	71	46	08	36	33
11	34	20	1860	65	47	09	54	33
12	42	17	61	60	55	1910	43	29
13	36	24	62	67	43	11	40	38
14	41	51	63	63	54	12	51	30
15	37	20	64	56	75	13	41	35
16	37	24	65	73	60	14	38	27
17	36	40	66	60	52	15	22	35
18	39	35	67	46	38	16	22	24
19	39	19	68	58	45	17	17	24
1820	38	19	69	65	42	18	24	52
21	28	26	1870	62	37	19	39	36
22	36	18	71	56	38	1920	50	21
23	51	35	72	55	65	21	52	32
24	51	24	73	55	97	22	42	45
25	42	27	74	54	58	23	40	28
26	50	30	75	52	34	24	30	14
27	47	40	76	55	46	25	37	24
28	37	45	77	71	45	26	28	24
29	40	27	78	49	34	27	31	12
1830	38	48	79	66	40	28	20	27
31	14	45	1880	69	58	29	38	20
32	59	28	81	73	43	1930	22	11
33	27	34	82	70	37	31	23	24
34	39	26	83	53	37	32	25	27
35	45	14	84	63	39	33	31	26
36	46	48	85	66	38	34	30	22
37	45	20	86	60	41	35	19	20
38	54	20	87	70	54	36	16	22
39	53	29	88	57	46			

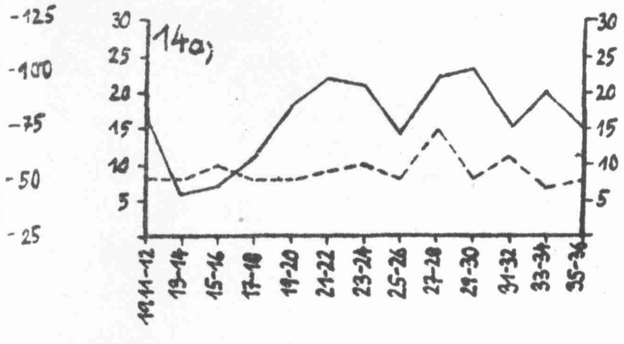
4. Krawize

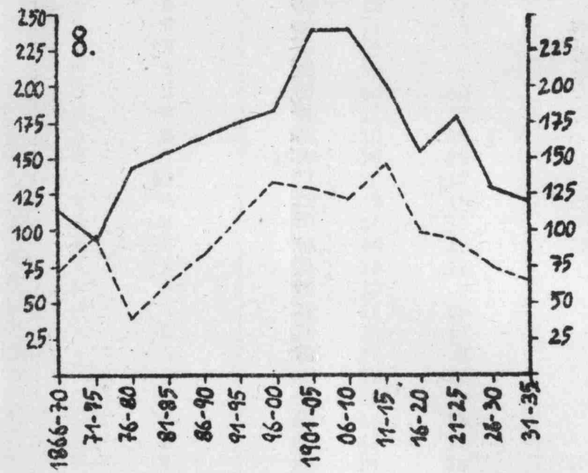
1772	2	5	1781	3	5	1790	5	7
73	2	5	82	4	2	91	8	2
74	4	2	83	1	4	92	3	4
75	2	4	84	4	2	93	7	4
76	2	8	85	5	5	94	4	8
77	2	5	86	5	5	95	3	0
78	4	11	87	4	5	96	9	4
79	2	6	88	2	6	97	4	3
1780	5	0	89	2	1	98	5	2

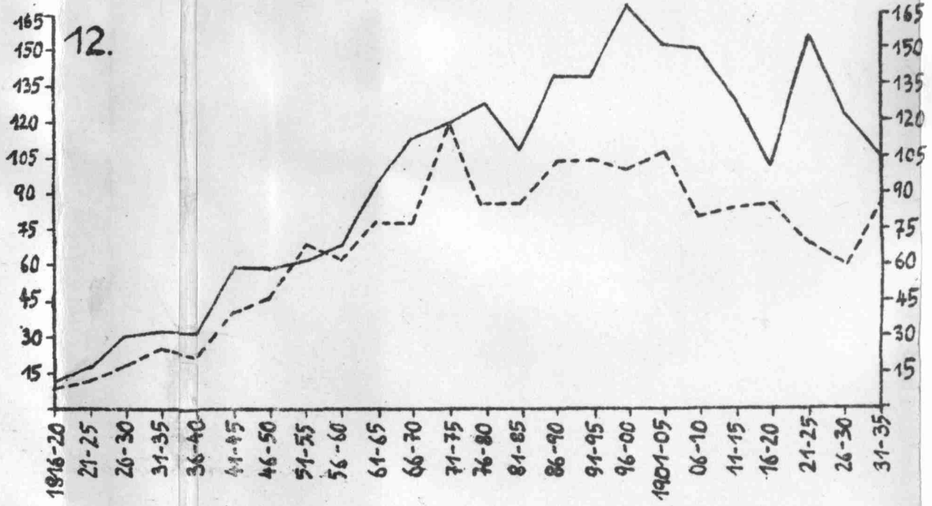


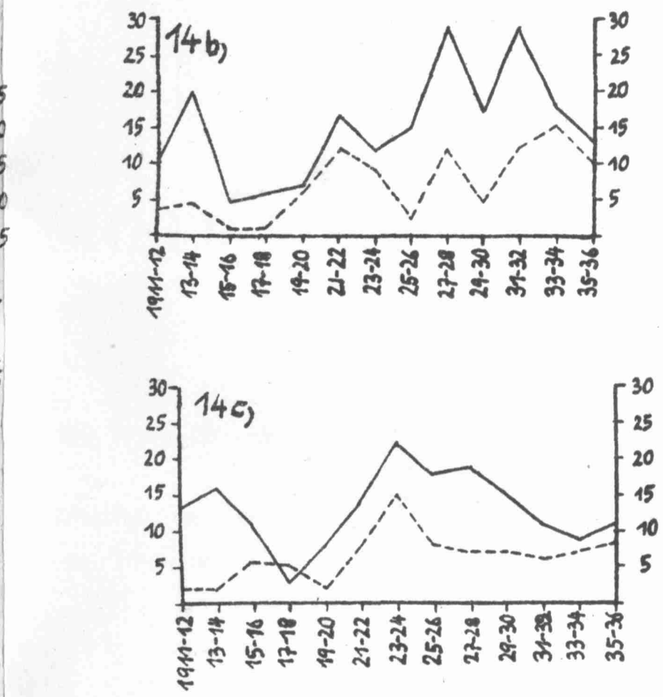


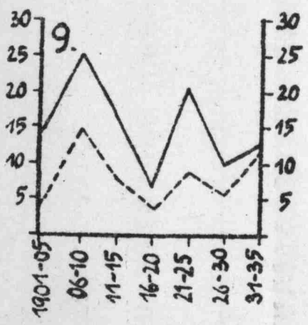


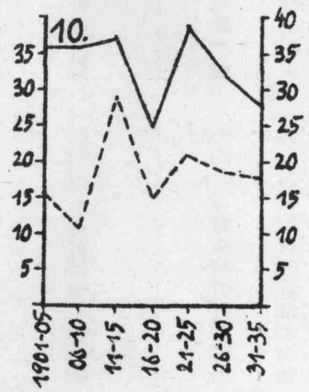


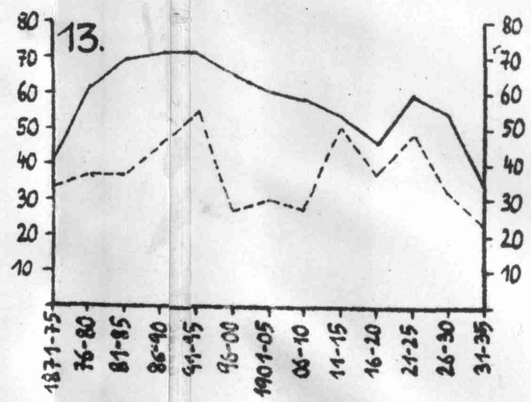


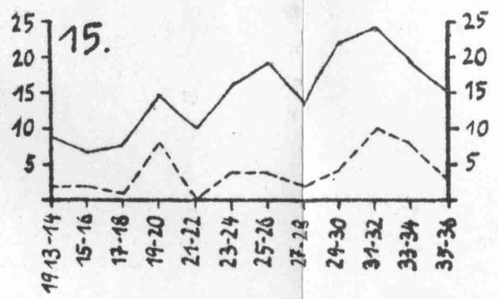


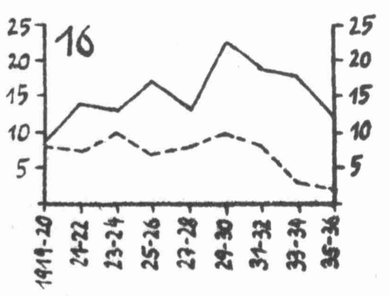












B. Tochtersiedlungen

7. Jowanowaz, kath. (1841—1935)
8. Ernestinowo, kath. (1866—1935)
9. Adolfsdorf, evang. (1901—1935)
10. Grabitsch, evakg. (1901—1935)
11. Welimirowaz (1886—1935).
a) Lutheraner · b) Reformierte

C. Einsiedlungen

12. Sp. Bukowiza, kath. (1816—1935) 13. Welischkowzi, kath. (1871—1935)

D. Meierhofgründungen

14. Tschatschinzi (1911—1935)
a) Kathol. b) Luth. c) Reform.
15. Brestk, evang. (1913—1936)
16. Ziganka, evang. (1919—1933)

—— Geburten
– – – – Sterbefälle









Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1799	6	3	1845	8	11	1891	10	10
1800	9	1	46	8	5	92	20	8
01	4	4	47	5	7	93	19	9
02	3	2	48	7	6	94	24	14
03	3	5	49	6	14	95	23	8
04	4	4	1850	13	6	96	20	17
05	9	8	51	5	5	97	19	16
06	2	6	52	11	9	98	20	11
07	8	0	53	12	3	99	13	9
08	4	6	54	11	19	1900	14	10
09	6	2	55	9	9	01	16	4
1810	6	1	56	11	6	02	16	7
11	4		57	12	8	03	20	4
12	6		58	14	5	04	11	11
13	4		59	14	13	05	14	8
14	7	5	1860	11	7	06	20	4
15	4	5	61	14	8	07	14	9
16	5	8	62	13	7	08	19	6
17	2	5	63	15	14	09	19	8
18	5	5	64	11	7	1910	23	15
19	6	3	65	16	9	11	24	7
1820	5	2	66	14	9	12	13	5
21	8	2	67	10	13	13	17	6
22	6	4	68	11	17	14	21	8
23	5	3	69	10	16	15	15	7
24	8	1	1870	16	12	16	13	8
25	10	12	71	20	17	17	11	16
26	5	4	72	9	18	18	13	5
27	6	2	73	14	19	19	23	9
28	6	6	74	14	18	1920	19	14
29	4	3	75	16	16	21	16	7
1830	5	5	76	19	9	22	22	6
31	9	5	77	11	28	23	23	11
32	5	5	78	18	14	24	15	8
33	6	6	79	17	5	25	13	10
34	5	2	1880	12	15	26	16	9
35	9	3	81	19	10	27	22	12
36	9	6	82	14	15	28	15	8
37	6	1	83	17	11	29	17	7
38	5	4	84	21	18	1930	15	10
39	12	2	85	16	7	31	18	10
1840	6	4	86	15	7	32	16	11
41	10	0	87	19	13	33	22	7
42	9	6	88	22	10	34	14	8
43	8	3	89	18	11	35	13	3
44	8	5	1890	19	12	36	7	3

5. Josipowaz

1844	23	10	1856	15	20	1868	24	18
45	11	6	57	21	12	69	16	11
46	18	17	58	24	18	1870	16	15
47	18	14	59	18	11	71	26	23
48	17	14	1860	21	15	72	18	15
49	15	42	61	28	14	73	26	36
1850	20	16	62	22	39	74	17	14
51	18	12	63	20	15	75	21	20
52	20	6	64	24	8	76	25	19
53	18	13	65	22	20	77	28	15
54	19	16	66	34	5	78	16	17
55	23	15	67	17	20	79	22	19

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1880	18	29	1899	21	9	1918	11	10
81	20	13	1900	26	19	19	21	12
82	21	13	01	32	19	1920	23	19
83	25	9	02	24	9	21	32	19
84	28	9	03	22	14	22	17	13
85	29	15	04	19	6	23	22	18
86	27	23	05	22	22	24	14	9
87	33	22	06	26	17	25	15	17
88	24	20	07	27	21	26	26	12
89	24	14	08	27	15	27	16	15
1890	27	17	09	24	10	28	19	7
91	20	7	1910	27	15	29	17	11
92	28	16	11	20	6	1930	15	12
93	28	23	12	20	10	31	11	19
94	27	11	13	24	12	32	15	15
95	23	11	14	28	15	33	17	12
96	21	7	15	19	13	34	12	13
97	27	19	16	5	12	35	17	9
98	28	14	17	12	12	36	7	9

6. Kapan

1802	13	11	1841	13	8	1880	17	2
03	7	9	42	13	16	81	20	9
04	8	14	43	14	13	82	17	18
05	12	10	44	15	7	83	25	12
06	6	9	45	18	7	84	19	8
07	14	8	46	7	18	85	21	11
08	20	15	47	19	11	86	19	9
09	19	7	48	8	13	87	21	8
1810	11	8	49	15	17	88	14	10
11	18	11	1850	12	13	89	24	13
12	20	6	51	10	5	1890	10	7
13	14	8	52	11	6	91	20	16
14	8	7	53	19	18	92	14	11
15	12	13	54	8	17	93	14	10
16	7	11	55	7	15	94	21	9
17	4	9	56	11	20	95	22	9
18	14	11	57	7	9	96	9	3
19	14	15	58	12	13	97	16	11
1820	16	8	59	15	13	98	11	9
21	10	12	1860	19	13	99	23	10
22	15	6	61	8	16	1900	7	2
23	17	9	62	27	24	01	8	4
24	11	8	63	12	9	02	14	6
25	13	6	64	22	10	03	12	7
26	16	9	65	24	12	04	12	4
27	9	13	66	21	14	05	16	14
28	11	10	67	21	21	06	10	7
29	10	9	68	24	11	07	15	3
1830	21	10	69	19	16	08	12	10
31	8	9	1870	23	18	09	11	12
32	7	11	71	27	29	1910	14	5
33	10	7	72	14	28	11	9	5
34	18	9	73	15	34	12	16	16
35	14	8	74	8	21	13	15	6
36	18	6	75	20	13	14	16	7
37	17	6	76	17	19	15	8	13
38	14	13	77	25	17	16	3	5
39	19	12	78	23	17	17	4	4
1840	9	10	79	22	11	18	6	12

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1919	9	5	1925	6	7	1931	4	7
1920	7	11	26	13	7	32	4	5
21	14	8	27	7	3	33	7	7
22	18	8	28	11	8	34	16	5
23	11	8	29	10	9	35	8	5
24	15	4	1930	14	4	36	5	3

7. Jowanowaz

1840	11	12	1873	42	102	1906	55	29
41	17	8	74	43	51	07	59	56
42	12	10	75	67	39	08	46	26
43	11	11	76	58	35	09	47	29
44	26	21	77	52	33	1910	42	20
45	13	9	78	44	36	11	59	41
46	12	6	79	60	22	12	48	25
47	23	15	1880	49	43	13	50	24
48	11	30	81	64	32	14	40	17
49	17	39	82	41	30	15	27	47
1850	16	5	83	51	29	16	20	21
51	20	11	84	47	46	17	18	15
52	21	12	85	50	25	18	14	24
53	16	15	86	58	20	19	36	18
54	26	15	87	46	39	1920	47	20
55	15	15	88	60	32	21	45	27
56	20	23	89	47	26	22	30	20
57	16	13	1890	46	30	23	33	18
58	19	19	91	41	22	24	32	23
59	23	21	92	47	26	25	28	18
1860	30	25	93	45	26	26	33	16
61	24	13	94	51	29	27	17	21
62	37	15	95	39	27	28	28	13
63	37	30	96	33	26	29	23	15
64	44	48	97	40	36	1930	15	16
65	61	41	98	34	16	31	19	19
66	54	23	99	42	26	32	22	16
67	42	42	1900	47	32	33	25	13
68	51	51	01	36	23	34	24	10
69	43	53	02	49	33	35	18	15
1870	65	65	03	47	26	36	18	14
71	48	48	04	57	19			
72	43	43	05	54	26			

8. Ernestinowo

1866	9	13	1883	32	9	1900	40	35
67	21	15	84	32	16	01	36	26
68	24	25	85	34	13	02	55	22
69	27	7	86	39	11	03	43	30
1870	33	13	87	35	21	04	52	29
71	15	11	88	30	21	05	53	28
72	13	11	89	31	15	06	48	21
73	11	45	1890	29	17	07	54	23
74	23	13	91	33	27	08	49	33
75	32	16	92	32	15	09	51	29
76	30	14	93	33	23	1910	37	15
77	30	7	94	36	26	12	52	29
78	31	7	95	42	18	13	47	22
79	31	6	96	32	22	14	44	18
1880	23	6	97	39	13	15	24	20
81	33	19	98	32	29	16	17	56
82	25	10	99	42	36	17	27	22

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1918	18	22	1925	26	17	1932	23	11
19	53	19	26	24	16	33	30	14
1920	39	84	27	29	8	34	84	17
21	54	27	28	29	19	35	20	10
22	30	17	29	30	13	36	18	15
23	40	15	1930	18	18			
24	33	16	31	26	12			

9. Adolfsdorf

1900	4	5	1913	5	2	1926	3	1
01	5	1	14	3	0	27	2	1
02	1	1	15	3	2	28	2	2
03	2	0	16	0	1	29	1	2
04	2	0	17	1	0	1930	2	0
05	5	3	18	0	2	31	1	2
06	3	6	19	1	0	32	4	1
07	4	2	1920	5	1	33	3	4
08	5	3	21	5	1	34	3	3
09	4	1	22	2	0	35	2	2
1910	8	3	23	4	1	36	4	2
11	5	1	24	5	3			
12	1	3	25	5	4			

10. Grabitsch

1901	6	3	1913	9	7	1926	10	4
02	6	3	14	5	6	27	6	4
03	8	6	15	5	6	28	6	3
04	8	4	16	5	1	29	4	3
05	8	0	17	1	2	1930	6	5
06	4	2	18	2	5	31	7	4
07	8	1	19	8	4	32	6	2
08	6	5	1920	7	3	33	7	6
09	10	0	21	4	6	34	2	2
1910	8	3	22	7	3	35	6	4
11	8	7	23	8	4	36	7	1
12	10	3	24	10	5			
			25	10	3			

11. Welimirowaz (Lutheraner)

1886	19	9	1903	18	12	1920	14	6
87	13	3	04	34	12	21	27	8
88	18	15	05	32	5	22	18	6
89	24	12	06	29	5	23	20	20
1890	20	14	07	40	9	24	26	10
91	31	16	08	25	12	25	24	20
92	22	20	09	26	18	26	20	10
93	25	15	1910	23	11	27	17	11
94	22	15	11	27	11	28	18	9
95	34	13	12	25	6	29	13	7
96	28	14	13	26	10	1930	16	8
97	43	14	14	27	2	31	10	9
98	21	13	15	10	8	32	14	4
99	35	15	16	6	2	33	9	10
1900	27	16	17	10	7	34	18	6
01	44	8	18	13	9	35	10	4
02	43	12	19	21	3	36	16	2

11. Welimirowaz (Reformierte)

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1886	7	1	1903	17	11	1920	18	13
87	20	6	04	24	7	21	17	6
88	14	10	05	29	7	22	17	7
89	17	13	06	26	12	23	17	14
1890	17	14	07	17	8	24	10	7
91	21	4	08	25	17	25	15	4
92	12	11	09	26	10	26	13	4
93	25	8	1910	31	8	27	12	5
94	24	7	11	17	7	28	14	7
95	20	8	12	18	6	29	11	4
96	22	10	13	16	7	1930	8	4
97	17	14	14	21	9	31	7	3
98	29	9	15	12	5	32	15	5
99	15	6	16	7	5	33	20	8
1900	21	16	17	5	3	34	14	12
01	23	6	18	4	1	35	11	5
02	24	16	19	14	5	36	15	11

12. Spischitsch—Bukowiza

1815	2	3	1856	10	9	1897	32	22
16	8	1	57	14	11	98	30	26
17	2	3	58	20	16	99	44	21
18	2	3	59	17	10	1900	47	23
19	3	2	1860	15	23	01	37	26
1820	4	1	61	20	21	02	39	34
21	4	2	62	18	6	03	37	17
22	2	4	63	21	18	04	38	15
23	8	5	64	26	21	05	23	26
24	3	0	65	21	22	06	35	20
25	3	2	66	26	9	07	34	15
26	8	7	67	20	27	08	36	24
27	9	4	68	23	15	09	28	15
28	7	2	69	25	18	1910	33	16
29	7	3	1870	33	19	11	30	19
1830	4	5	71	26	26	12	37	17
31	8	10	72	20	34	13	31	22
32	3	7	73	26	26	14	34	19
33	9	4	74	26	23	15	13	16
34	11	4	75	36	23	16	14	10
35	6	3	76	31	27	17	12	5
36	9	2	77	31	28	18	21	30
37	5	3	78	27	9	19	27	35
38	9	12	79	27	15	1920	40	15
39	7	3	1880	26	16	21	40	19
1840	6	4	81	28	24	22	32	15
41	11	8	82	23	32	23	37	16
42	8	7	83	28	11	24	30	16
43	20	13	84	22	11	25	36	11
44	16	5	85	20	17	26	28	14
45	11	12	86	35	15	27	30	14
46	8	8	87	30	19	28	28	17
47	11	13	88	27	28	29	25	14
48	12	9	89	35	31	1930	25	8
49	12	18	1890	28	21	31	18	17
1850	22	4	91	27	23	32	25	16
51	9	10	92	36	17	33	27	16
52	16	9	93	29	43	34	24	23
53	18	12	94	31	20	35	13	25
54	13	19	95	31	12	36	17	23
55	13	26	96	35	18			

13. Weliſchkowzi

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1969	13	2	1892	18	10	1915	12	13
1870	10	14	93	13	19	16	3	6
71	5	8	94	15	8	17	6	4
72	6	9	95	9	6	18	6	9
73	9	8	96	15	5	19	11	7
74	10	7	97	13	6	1920	20	11
75	10	2	98	13	9	21	8	11
76	9	9	99	15	5	22	9	11
77	9	10	00	9	2	23	16	7
78	19	7	1901	16	6	24	16	13
79	13	5	02	9	10	25	10	6
1880	12	6	03	10	1	26	9	2
81	15	6	04	11	5	27	12	10
82	13	7	05	14	8	28	12	3
83	12	7	06	13	7	29	11	9
84	15	9	07	13	8	1930	11	8
85	14	8	08	12	5	31	9	4
86	14	4	09	9	1	32	8	2
87	13	20	10	11	7	33	6	6
88	19	4	1911	10	8	34	3	4
89	9	5	12	12	7	35	8	7
1890	16	13	13	9	8	36	8	6
91	16	12	14	11	15			

14. Tſchatſchinzi

(Katholiken)			(Lutheraner)			(Reformierte)		
1909	3	3	1910	6	2	1909	2	2
1910	5	4	11	3	1	1910	12	2
11	7	6	12	7	3	11	7	1
12	10	2	13	14	3	12	6	1
13	4	4	14	6	2	13	5	1
14	2	4	15	5	0	14	11	1
15	6	7	16	0	1	15	4	4
16	1	3	17	3	1	16	7	2
17	6	5	18	3	0	17	0	2
18	5	3	19	4	2	18	3	3
19	9	4	1920	3	4	19	4	1
1920	9	4	21	11	6	1920	4	1
21	13	6	22	6	6	21	6	7
22	9	3	23	4	4	22	8	1
23	14	6	24	8	5	23	12	4
24	7	4	25	10	0	24	10	11
25	8	4	26	5	2	25	8	3
26	6	4	27	11	9	26	10	5
27	7	4	28	18	3	27	6	3
28	15	11	29	8	3	28	13	4
29	10	3	1930	9	2	29	6	4
1930	13	5	31	17	6	1930	9	3
31	5	3	32	12	6	31	7	4
32	10	8	33	10	8	32	4	2
33	7	3	34	8	7	33	6	1
34	13	4	35	7	7	34	3	6
35	7	3	36	6	3	35	5	2
36	8	5				36	6	6

15. Brefik

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle	Jahr	Geburten	Sterbefälle
1912	1	1	1921	6	0	1930	9	2
13	3	0	22	4	0	31	13	8
14	6	2	23	8	2	32	11	2
15	5	2	24	8	2	33	10	5
16	2	0	25	7	2	34	9	3
17	4	0	26	12	2	35	11	3
18	4	1	27	6	1	36	4	0
19	5	4	28	7	1			
1920	10	4	29	13	2			

16. Ziganka

1919	2	0	1925	9	3	1931	12	3
1920	7	8	26	8	4	32	7	5
21	6	4	27	5	5	33	10	2
22	8	3	28	8	3	34	8	1
23	10	5	29	13	5	35	10	1
24	3	5	1930	10	5	36	2	1

Zur Beſiedlung der Gemeinde Pilisvörösvár (Ofner Bergland).

Pilisvörösvár iſt die erſte deutſche Siedlung, die nach der Vertreibung der Türken im Ofner Bergland entſtand. 1685 war der Ort noch „ganz oedt“[1]). 1690 fand man hier nur einige Bewohner, darunter einen Poſtmeiſter[2]). 1696 wurden aber hier ſchon 64 deutſche und 2 madjariſche Hauswirte gezählt.[3])

Ueber den Siedlungsvorgang wiſſen wir leider nichts Näheres. In der Konſkription aus dem Jahre 1696 heißt es, die drei Freijahre ſeien „kaumb vorbey geloffen“. 1692 wurde die röm.-kath. Pfarre errichtet.[4]) Die Kirchenbücher beginnen mit dem Jahr 1693[5]). Aus all dem geht hervor, daß die Koloniſation 1692—93 erfolgte, beſſer geſagt, einſetzte.[6]) In den Kirchenbüchern und Konſkriptionen begegnen wir anfangs immer neueren Namen. Zuweilen, beſonders um die Jahrhundertwende, erſcheinen ſie in großer Zahl. Die Siedler kamen alſo nicht auf einmal.[7]) Im dritten Jahrzehnt des 18. Jh.s war die Zuwanderung aus dem Reich allerdings abgeſchloſſen. Um dieſe Zeit ſind ſchon die meiſten der heute bekannten deutſchen Familien anſäſſig.

Die Frage, wer oder was unſere Deutſchen dazu bewog, die Heimat zu verlaſſen, kann noch nicht beantwortet werden. Es iſt anzunehmen — und mit Recht! — daß die erſten deutſchen Koloniſten *nicht mit leeren Händen hieherzogen*;[8]) ihre Habe im Jahre 1696 läßt darauf ſchließen.

Die Kirchenbücher[9] haben glücklicherweiſe die Herkunftsorte[10]) mehrerer Familien bewahrt. Einige dieſer Orte konnten überhaupt nicht, andere nicht einwandfrei gedeutet werden. Mangels genauerer Angaben und wenig typiſcher Anſiedlernamen bleibt mancher Herkunftsort ein Rätſel. Von den 64 deutſchen Familien, die die Konſkription aus dem Jahre 1696 anführt, ſind es bloß 19, deren Heimatsort aus den Matrikeln hervorgeht. Verhältnismäßig beſſer kennen wir das Abwanderungsgebiet der ſpäter Eingewanderten. Zuſammenfaſſend kann man feſtſtellen, daß die Siedler — abgeſehen von wenigen Ausnahmen — aus verſchiedenen Provinzen Süddeutſchlands und der Oſtmark ſtammten. Schwaben gab es unter ihnen in ſchöner Zahl. Die Baiern, wohl durch Nachwanderungen geſtärkt, nahmen aber im Laufe der Zeit überhand, und drängten den andersſtämmigen Dorfgenoſſen ihre Eigenart und ihre Sprache[11]) auf. Außer der Schwaben-Gaſſe[12]), angeblich die erſte Gaſſe der Gemeinde, erinnert kaum mehr etwas an die ſchwäbiſchen Siedler von einſt.

Wir laſſen nun die Konſkription aus dem Jahre 1696 folgen.[13]) Als erſte Beſtandaufnahme knapp nach der Beſiedlung iſt ſie für uns von großem Wert. In den drei bis vier Jahren, die ſchon zurücklagen, mußte gewiß harte Arbeit geleiſtet werden, um die verödete Landſchaft einigermaßen wieder nutzbar zu machen. Die Beſchreibung läßt zugleich ahnen, was hier noch zu ſchaffen war.

	Lehen (Sessio)	Sohn	Töchter	Ros St.	Füllen St.	Ochsen St.	Kühe St.	Kälber St.	Schaff St.	Gays St.	Schwein St.	Beindl St.	angebaute Früchten: Waiz Mezen	Korn Mezen	Gerst Mez.	Haber Mez.	Tindel Mez.	Hirich Mez.	Tagwerk Wein Garten	Joch Acker	Fuhr Hey	Inwohner
Christian Vötter	1/2	1	1	2	—	2	3	5	—	3	2	—	2	3	2	5	—	—	—	12	3	—
Rochus Trör	1/2	3	—	—	—	2	3	3	—	—	3	4	1/2	2	2	2	—	—	—	6	—	—
Hans Beither	1/4	1	—	1	—	—	2	1	—	1	2	—	—	1	1	—	—	—	—	2	3	—
Georg Sauer	1/2	1	—	—	—	2	3	3	—	—	4	4	—	4	1	2	—	—	—	7	2	—
Georg Wüst	1/2	2	2	—	—	2	3	3	—	—	2	1	—	3 1/2	1 1/4	3 1/4	—	—	—	10	3	—
Johan Rückh	1/4	1	—	—	—	—	4	2	—	2	1	—	—	1	1	1	—	—	—	3	2	—
Johann Hafner	1/4	—	—	—	—	—	2	—	—	1	3	—	—	2	1	—	—	—	—	4	3	—
Jacob Hamer	1/4	1	1	—	—	—	1	1	—	2	1	—	—	1	3/4	3/4	—	—	—	1	3	—
Mathias Hierlman	1/2	1	1	—	—	4	3	4	—	—	3	1	3	6	3	6	—	—	—	14	—	—
Ignati Schoonauger	1/2	3	1	—	—	4	3	4	—	—	6	—	2	4	2	—	—	—	—	10	6	—
Jacob Fenkher	1/2	1	3	—	—	4	3	—	—	—	2	7	2	3	1	2	—	—	—	9	—	—
Christoph Mandl	1/2	2	1	—	—	2	2	1	—	—	2	—	1	2	1	—	—	—	—	3	2	—
Michael Ruckwidt	1/2	2	1	—	—	2	4	1	—	3	2	—	2	3	1	1	—	—	—	6	6	—
Gregor Feniger	1/4	—	—	—	—	—	3	1	—	—	1	1	—	2	1	—	—	—	—	3	4	—
Sebastian Grupp	1/4	1	—	—	—	1	2	—	—	—	4	4	2	2	1	1	—	—	—	6	1	—
Hans Piringer	1/2	1	3	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3	1	—	—	—	—	3	—	—
Hans Braun	1/2	—	—	—	—	2	1	1	—	2	2	—	1	5	1	2	—	—	—	6	6	—
Felix Hasffraj	1/4	2	1	—	—	—	2	1	—	1	1	—	—	1/2	—	—	—	—	—	3	2	—
Conrath Wüst	1/2	2	—	—	—	2	2	4	—	—	4	5	2	3	1	2	—	—	—	8	—	—
Michael Andres	1/2	1	—	—	—	2	1	—	—	1	3	1	1 1/2	3	1/2	—	—	—	—	5	3	—
Michael Grup	1/2	1	2	—	—	4	4	4	—	—	4	—	2	4	1	2	—	—	—	12	1	—
Lorenz Mässner	1/4	2	2	—	—	—	3	3	—	3	1	—	1	1 1/2	1	—	—	—	—	6	2	—

	Lehen (Sessio)	Sohn	Töchter	Ros St.	Füllen St.	Ochsen St.	Kühe St.	Kälber St.	Schaff St.	Gays St.	Schwein St.	Beindl St.	angebaute Früchten: Waiz Mezen	Korn Mezen	Gerst Mez.	Haber Mez.	Lindel Mez.	Hirsch Mez.	Tagwerk Wein Garten	Joch Aekher	Fuhr Hey	Inwohner
Lorenz Simel	1/2	1	1	2	—	2	3	3	—	—	5	4	2	6	2	3	—	—	—	15	3	—
Alexander Paliz	1/4	1	—	—	—	—	2	3	—	—	—	—	1	2	1	—	—	—	—	5	—	—
Caspar Hagen	1/2	1	—	1	—	4	3	2	—	4	3	—	2	4	2	2	—	—	—	10	—	—
Bartl Bayr	1/4	1	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	1/2	1	—	—	—	—	—	1	1	—
Hans Gaus	1/2	1	—	—	—	4	3	4	—	—	3	4	2	6	1	2	—	—	—	13	—	—
Michael Purkhart	1/4	1	1	—	—	—	1	—	—	2	1	—	—	2	1/2	—	—	—	—	1	4	—
Franz Schindler	1/4	—	2	—	—	—	1	—	—	1	2	—	1/2	1	1/2	—	—	—	—	21	1 1/2	—
Martin Röterer	1/2	—	—	—	—	—	3	2	—	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	—
Hans Nerz	1/2	—	1	—	—	4	—	1	—	4	3	—	1	3	1	2	—	—	—	5	6	—
Caspar Kaynz	1/4	—	—	—	—	2	3	2	—	—	2	—	2	4	1	1	—	—	—	4	8	—
Mainrath Zenger	1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	1	1	—	—	2	—	—	—	—	—	—	3	—
Hans Georg Straub	1/4	1	1	—	—	—	1	—	—	2	2	—	—	2	1	—	—	—	—	2	3	—
Heinrich Merkh	1/4	—	—	—	—	—	2	1	—	3	4	—	—	1	1/2	—	—	—	—	4	1	—
Costanz Costanzer	1/4	1	—	—	—	1	1	1	—	3	1	—	1	3	1	—	—	—	—	4	6	—
Vester Manherz	1/4	2	2	—	—	—	2	—	—	3	1	6	—	1 1/2	—	—	—	—	—	3	2	—
Jacob Müller	1/4	1	1	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	1	1/2	—	—	—	—	2	1	—
Conrath Landtholt	1/4	1	3	—	—	—	—	—	—	4	1	—	—	1 1/2	—	—	—	—	—	2	1	—
Hans Wükh	1/4	1	3	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2	1	—
Toma Autterer	1/4	2	—	—	—	—	2	—	—	2	4	—	—	2	3	—	—	—	—	4	5	—
Martin Schmidt	1/4	1	—	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	—	—	—	2	1	—
Christoph Hamer	1/4	—	1	—	—	1	1	1	—	—	2	—	—	3	1	1	—	—	—	2	8	—
Georg Kois	1/2	3	2	—	—	4	—	2	—	1	4	2	1	4	1 1/2	3	—	—	—	4	8	—
Andre Winkhler	1/4	—	—	—	—	—	3	1	—	—	1	—	1	2	1	1	—	—	—	3	5	—

	Lehen (Sessio)	Sohn	Töchter	Ros St.	Füllen St.	Ochsen St.	Kühe St.	Kälber St.	Schaff St.	Gays St.	Schwein St.	Beindl St.	angebaute Früchten: Waiz Mezen	Korn Mezen	Gerst Mez.	Haber Mez.	Tindel Mez.	Hirsch Mez.	Tagwerk Wein Garten	Joch Aker	Fuhr Hey	Inwohner
Michael Schindler	1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	3	2	—	—	1	1/2	—	—	—	—	2	1	—
Franz Kaufer	1/4	—	1	—	—	2	1	2	—	—	4	—	1	2	1	—	—	—	—	4	—	—
Hans Widerkher	1/4	1	1	—	—	—	2	—	—	1	1	—	1	1	—	—	—	1	—	2	1	—
Ignazi Bochner	1/4	1	—	—	—	—	1	—	—	2	2	—	1/2	1	—	—	—	—	—	2	3	—
Joseph Feseler	1/4	1	—	—	—	—	2	3	—	—	2	—	—	2	1/2	1	—	—	—	4	3	—
Georg Fux	1/4	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	—	—
Christian Wükher	1/4	—	4	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	3	—
Vitez Giörgy	1/4	1	—	2	1	—	—	3	—	1	4	1	1	2 1/2	1	—	—	—	—	3	5	—
Johan Mayr	1/4	—	2	—	—	—	2	—	—	—	2	—	—	1 1/2	1/4	—	—	—	—	3	—	—
Clemens Fleiß	1/4	1	1	—	—	—	1	—	—	2	—	—	—	1/2	1	—	—	—	—	1	3	—
Nagy Istvan	1/2	1	1	2	—	2	3	3	—	—	8	3	2	3	2	3	—	—	—	5	—	—
Georg Iflinger	1/4	2	1	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	1	1/2	—	—	—	—	1	—	—
Andre Müller	1/4	3	1	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1/2	1/2	—	—	—	—	—	—	—
Melchor Oswalt	1/4	2	4	—	—	—	1	—	—	3	1	—	—	1 1/4	1/2	—	—	—	—	1	—	—
Georg Weindl	1/4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	4	—	3	1	1	—	—	—	5	2	—
Georg Flejs	1/4	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	1	—	—	1	—	—	—	—	1/2	2	—
Johan Rein	1/4	—	—	—	—	—	2	—	—	—	1	—	—	1	1/2	—	—	—	—	1	1	—
Johan Rößl	1/4	2	3	2	—	—	1	—	—	3	5	2	2	2	2	2	—	—	—	9	3	—
Mathias Fröllig	1/4	—	1	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—
Herr Franz Schärl, Leithnant	1/4	—	—	3	—	4	5	6	—	—	12	—	2	6	—	10	—	—	—	15	—	—
Michael Grueb	1/4	—	2	—	—	—	3	1	—	—	1	—	1	1	—	—	—	—	—	2	1	—
Summe (in der Konskription nicht addiert!):		66	60	15	1	67	122	83	—	72	139	52	46 1/2	146 1/2	56 1/2	62	—	—	—	294 1/2	146	—

„Disser Marckht Vörösvár ligt in einen schönen ebnen Velt, zwischen Gebürg vnd Wältern vnd gegen mitternacht, von Ofen zwey grosse Meil weg entlegen, die anderen benachbarten Dörfer seint von denen aniezo Teutschen Leithen, sambt des ganzen Territorium vnbekhandt.

Christlicher Grundtherr seye Hl: Graf Csaky Lazlo, was dissen Jährlichen Prestiert mues werden, ist noch ganz vnbewust maßen die 3 Jährl: frey-Jahren Kaumb vorbey geloffen.

Türkischen Zeiten wahre disser Orth Vörösvár mit Türkhischer Guarnison besetzt geweßen.

Ein Wein schankh bey dissen Markht, vnd wer solchen zu seinen Nutzen gebrauchen will, mues von ein ieden Emer wein 15. Kr. der Gemain bezallen.

Item ein alte, von Zieglstein aufgemauerte Castelln wahre auch vor Zeiten allhier zu sehen, aber schon ganz zu samben gefallen, allein von gueter Materia gewölbter Keller ist annoch ganz vnuerlezt, die Größe vngefehr 10 Claffter lang vnd 2.breit.

Wie auch Obstgarten, seint Türkischen Zeiten bey dissenn Orth genuegsamb, aber durch die Marchierente Völckher gänzlich ruiniert.

Gegen Morgen $^1/_2$stund, von dem Markht vntter dem Gebürg, seint ganz öede Weingarten, vnd werden von denen iezigen Teutschen Inwohner etwas wenig an gefangen, auf zurichten, aber noch kein wein daraus erzeugt.

Die Hierumb ligenthe Ackher, vnd daruon etwas wenig angebauet seint mitlmässiger Güete daruon der Zehent, dem Kayßer, vnd das Neintl dem Grundtherrn Jahrl: dargereicht werden muesss.

Wie auch Waltungen ist obbbemeltes Vörösvár von allerley gueten bau vnd brenholz allenthhalben vmbgeben. Die Grösse desselben ist gleich den anderen Gruntstükhen vnbewust.

Wissmaden gleich fahls, wie die Waltungen in vnwissentheit der Inwohner.

Dissser Marckht Vörösvár bestehet in 22. Halben vndt 44 Viertl Häussern."

Nachstehende Tabellen bringen die Eintragungen der Pilisvörösvárer Kirchenbücher, soweit sie Herkunftsorte von Siedlern enthalten.[15]) In den Taufmatrikeln war in bezug auf die Urheimat nichts zu finden. Den Totenmatrikeln konnte nur einiges entnommen werden. Die Heiratsmatrikeln boten hingegen reichlich Stoff. Die Kirchenbücher wurden natürlich in lateinischer Sprache geführt; vereinzelt erscheinen darin auch deutsche oder zweisprachige Eintragungen. Bald sind die Eintragungen ausführlich, bald sind sie lückenhaft. Hier bringen wir alles in deutscher Sprache. Die Schreibung der Ortsnamen behielten wir. Das Suffix -in, das man einst, bei Personen weiblichen Geschlechtes, den Zunamen anfügte, ließen wir jedoch ausfallen.

Zur Pilisvörösvárer Pfarre gehörten anfangs auch die deutschen Gemeinden Nagykovácsi und Pilisszentiván und das deutsch-slawische Solymár. Herkunftsorte von Bewohnern der Filialgemeinden sind in den Matrikeln nur selten vermerkt; man begnügte sich in der Regel mit dem Wohnort. Der spärliche Ertrag soll in einem anderen Zusammenhang veröffentlicht werden.

Aus den Heiratsmatrikeln:

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
			1696 [16]			
2. Oktober	Joseph Bamperle, Winzer (vinicola)	Stolzendorf [17] (Oesterreich)	Gregorius B., Schneider ebda und Barbara	Anna Schorer	Retshausen [18] (Schwaben)	Georg Sch. Bauer und Barbara
"	Georg Schellhamer, Wagner (rotifaber)	Kapfen [19] (Bayern, Passauer Diözese)	Georg Sch. und Katharina	Anna Schindler	Kalihofen [20] (Schwaben)	Franz Sch Arbeiter und Katharina
"	Lorenz Koch, Winzer	Binckhen [21] (Oesterreich)	† Lorenz K. und † Elisabeth	Maria Haid	Horb (Württemberg)	Jakob H. und Maria
			1697			
27. Mai	Johann Gropp, Fleischhauer (lanio)	Dunczdorf [22] (Schwaben)	Michael G. Bäcker ebda und Elisabeth	Maria Ursula Schwaiger [23]	Oberbissingen [24] (Schwaben, 3 Meilen unterhalb Ulm)	Philipp Sch. Bauer und Susanna
21. Juli	Georg Mittenegger, Winzer	Gapern-Ragniz [25] (Steiermark)	† Mathias M. und † Ursula	Anna Rigl	de Schlattamoan in Suevia ex [26] Heeg [27]	Johann R., Bauer ebda und Agnes
4. August	Johann Eckart, Schiffer	Hochenwart [28] (Bayern)	Wolfgang E. Schneider ebda und Anna	Anna Maria Oswald	Horb [29] (Schwaben)	Melchior O., Weber in Vörösvár wohnhaft, und Katharina
11. August	Georg Wiest, Witwer, Wagner			Barbara Wingert	Vinningen [30] (Schwaben)	Jakob W. Zimmermann ebda und Katharina
2. September	Georg Gotzgi	Gomorrhn [31] (Ungarn)	Johann G. Stiefelmacher ebda und Maria	Katharina Gottwald	Mariamaigen [32] (Schwaben)	

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
2. September	Martin Gabera, Zimmermann	Wesfala[33] (Böhmen)	Wenzeslaus G. Unternehmer ebda	Anna Maria Cughamer	Eperspergen[34] (Passauer Diözese)	Stephan C. Schneider ebda und Barbara
3. November	Joseph Miller	Rehnenstein[35] (Schwaben)	Andreas M. und Justine	Anna Barbara Kern	Rethingen[36] (Schwaben)	† August K. Weber und † Katharine
26. Dezember	Johann Christoph Knes, Soldat im Regiment Glöckelsperg	„Schlesianus de Landshut“[37]	Joseph K. und Agnes	Barbara Haußer	Gandelskirch[38] (Ungarn)	Matthias H. Bauer und Magdalena
			1698			
	Sebastian Merck	Möskirch[39] (Schwaben)	Heinrich M. und Maria	Ursula Rey	Schlatt[40] (Schwaben)	Johann R., Bauer ebda und Agnes
	Georg Bernard	Zwendendorf[41] (Oesterreich)	Stephan B., Bauer	Katharina Wicker	Ostrey[42] (Schwaben)	Christian W. und Anna Maria
	Matthias Geizhas			Katharina Mösner	Schlatt (Schwaben)	Lorenz M. und Katharina
29. Juni	Johann Märcker	Elmau (Tirol)	Kaspar M., Bauer ebda und Anna	Barbara Auther Witwe des Thomas Auther		
			1699			
17. Februar	Franz Rubischer	Weitra (Oberoesterreich)	Stephan R. Fleischhauer und Juliana	Maria Ostmann	Hamburg[43] (Ungarn)	Oswald O., Chirurg und Anna
31. Mai	Georg Böringer	Vinningen[44] (Schwaben)	Johann B., Bauer und Anna	Maria Koch	Abingen (Schwaben)	† Michael K., Weber und † Katharina

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
25. Juni	Sebastian Knisell	Vnderjungen[46] (Schwaben)	Johann G. und Anna	Sabine Zingerl	Simeringen[47] (Schwaben)	Johann Z. und Juliana
"	Blasius Bernard	Zwentendorff[48] (Oesterreich)	Stephan Bernhard	Kathatina Mösner Witwe des Lorenz Mösner		
14. Juli	Adam Gürenberger, Schneider	Landvelldt[49] (Oberoesterreich)	Philipp G. und Maria	Veronika Oswald	Horben[50] (Schwaben)	Melchior O. und Katharina
31. August	Franz Schonauer, Witwer			Anna Steffmann	Rotenburg[51] (Mähren)	† Johann S. und † Katharina
			1700			
21. Februar	Meinhard Dony	Ohscheda[52]	Albert D. und Ursula	Helene Zimler		Blasius Z. und Maria
28. April	Johann Pöller	Vntersingen[53] (Schwaben)	Georg P. und Ursula	Ursula Käs		Georg K. und Walburg
2. Mai	Andreas Wincler		Reichard W. und Dorothea „ex Fuvanio"[54]	Katharina Schindler	Hochenföls[55] (Schwaben)	Franz Sch. und Katharina
16. Mai	Matthias Beschlidt	Beinock[56]	Michael B. und Margarethe	Katharina König	„ex Magno Waristorf"[57]	Mathias K. und Katharina
12. Juni	Vinzenz Pascholl	Weisföldt[58] (Krain)	Georg P. und Maria	Christine Tobagruber	Landtßhag (Oberösterreich)	Zacharias T. und Christine

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
10. Juli	Chistian Herzföldt	„ex Pomern in veteri Gettin“ [60]	Michael H. und Klara	Maria Töller	Graz	Blasius T. und Christine
20. Juli	Johann Georg Veithauer	Cromlovo [61] (Böhmen)	Veit V. und Magdalene	Magdalene Wicker	Eisendorff [62] (Schwaben)	Franz W. und Anna
11. November	Valentin Frösch el	Tragburg [63] (Ober-Kärnten)	Ulrich F. und	Katharina Mandl	Rechtenstain (Schwaben)	Christoph M. und Maria
			1701			
21. Januar	Johann Sader	Stoob [65] (Ungarn)	Johann S. und Barbara	Esther Zöngerle	Sigmaring [66] (Schwaben)	Johann Z. und Juliana
3. April	Kaspar Schlögl	Hawonga [67] (Schwaben)	Johann Sch. und Anna	Ursula Föncker, Witwe des Jakob Föncker		
23. Mai	Michael Madlener	Sulz [68] (Oberoesterreich)	Joseph M und Maria	Katharina Punttinger, Witwe d. Wolfgang Punttinger	Plonstorff [69] (Niederoesterreich)	
6. Juni	Sebastian Poidinger	Zungtlkirchen [70] (Schwaben)	Matthias P. und Barbara	Anna Maria Miller	Reichenstein [71] (Schwaben)	Andreas M. und Barbara
9. Juni	Johann Stöng	Bleny [72] (Schwaben)	Johann S. und Dorothea	Maria Fux	Rozingen [73] (Schwaben)	Georg F. und Katharina
20. Juni	Martin Schmidt	Weitingen [74] (Schwaben)	Johann Sch. und Maria	Veronika Seür	Rechnitz [75] (Ungarn)	Georg Saür und Katharina

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
3. Juli	Christoph Wagner	Traunstain [76] (Bayern)	Johann W. und Eva	Magdalene Wiker	Osterroch [77] (Schwaben)	Christian W. und Maria
7. November	Matthias Carl	Piberſee [78] (Bayern)	Peter C. und Salome	Anna Stollmar	Menigen [79]	Leonhard S. und Katharina
20. November	Johann Horn	Pasberg [80] (Bayern)	Johann H. und Anna	Eva Koch	Obernau [81] (Schwaben)	Konrad K. und Maria
			1702			
2. Mai	Philipp Leopold Egger (faber)	Stötten [82] (Oeſterreich)	Johann E. und Hedwig	Maria Fröllich Witwe des Matthias Fröllich		
9. Mai	Friedrich Stieglperg, Bäcker	Galneukürh [83] „auß dem land ob der Ennß“		Barbara Preyß		Auguſt P. und Eva
21. Mai	Johann Zeller	Weingardt [84] (Schwaben)	Johann Z. und Katharina	Maria Müllner		Sebaſtian M. und Barbara
9. Juni	Ulrich Mundtbrodt, Witwer	Ofen		Maria Anna Oeller		Adam Oeller und Maria Regina „adhuc in vinis Civis et Fab: lignar: zu Amberg in der pfaltz“ [85]
18. Juni	Michael Graff		Georg G. und Sophie	Martha Preßl	Gwentendorff [86] bei Mißelbach	Georg P. und Roſina
13. Auguſt	Franz Ferdinand Groshaubt, Leutnant			Margarethe Hildl		Daniel Hildl „bürger vnd würth in Wienn“.

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
21. November	Christoph Moser		Johann M.	Katharina Wickh	Pirting [87] (Schwaben)	Johann W.
26. November	Johann Draier		Rochus D.	Anna Tholomäus (?)	Mahlspiern [88] (Schwaben)	Johann Kaspar T.
			1703			
11. Februar	Joseph Mellkarcht, Tischler	Obermärchtl [89] (Schwaben)	Martin M. und Anna	Elisabeth Keß		Georg K. und Waldburg
13. Februar	Jakob Fäß	Vberäckher [90] (Bayern)	Johann F. und Katharina	Wwe Rosina Perse		
24. Mai	Georg Freymüllner	Enzerstorff [91] (Niederoesterreich)	Georg F. und Regina	Maria Eva Koperger		
19. Juni	Adam Glaser	Michelstötten [92] (Niederoesterreich)	Thomas G. und † Appolonia	(Vorname ?) Zengerl	Simering [93] (Schwaben)	Johann Z. und Juliana Prut
7. Juli	Nikolaus Manherz	Salbenschweill [94]	Silvester M. und Appolonia	Barbara Ring	Hechingen [95] (Schwaben)	Johann Wolfgang R. und Maria
19. November	Peter Segenwein	St. Veit [96] (Steiermark)		Susanna Hueber, Witwe des Valentin Hueber		
25. November	Benedikt Schindler	Wilferstorff [97] (Niederoesterreich)		Magdalene Vhendorffer		

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
			1705			
27. April	Jakob Mesner	Sehbad am Randten[98]) (Schweiz)		Margarethe Gerina		
11. April	Stephan Schnaider, Witwer	aus Kroatien		Witwe Matthe		
			1708			
20. Februar	Christian Hofer	aus Böhmen		Anna Manherz		
			1711			
18. Januar	Gregor Grüen, Witwer	Brünn (Mähren)		Maria Palikovics	Oedenburg	Thomas P. und Susanna
19. Mai	Gregor Schenauer, Witwer	„Fischeminensis ex Austria"[99])		Eva Freimillner, Witwe des Georg Freimillner aus Vörösvár		
			1724			
10. September	Georg Fischer, gewesener Soldat			Barbara Luc	aus Schwaben	
27. Oktober	Ignaz Christoph Hoogger, Witwer, Lehrer			Maria Pruner	Zwisl[100]) (Bayern)	Martin P. und Magdalena
			1730			
24. September	Johann Georg Nußhardt, Maurer	Passau	Johann Georg N. Kaufmann zu Passau und Katharina	Dorothea Keeß		Michael K. und Magdalena, wohnhaft in Vörösvár.

Tag der Trauung	Name des Bräutigams	Herkunftsort des Bräutigams	Eltern des Bräutigams	Name der Braut	Herkunftsort der Braut	Eltern der Braut
			1738			
28. Oktober	Joseph Rieger	aus Schwaben		Maria Magdalene Held	Schwarzwaldt	
			1743			
7. Mai	Anton Streith	aus Mähren		Rosina Fux		
			1745			
2. März	Bonifald Gabeli, Schuhmacher	aus Schwaben		Katharina Rebholtz	aus Schwaben	
1. Juli	Johann Georg Beytler	aus Oesterreich		Rosalia Grieb		

Aus den Totenmatrikeln:

Am II. Mai 1704 ſtarb Wwe Margarethe Gleim aus Schwanen Statt[101]) in Oberoeſterreich im Alter von 80 Jahren — Am 5. Januar 1719 ſtarb Barbara Fil aus Franken im Alter von ungefähr 20 Jahren — Am 27. Februar 1719 ſtarb Maria Michelbacher aus Tirol im Alter von 15 Jahren — Am 22. Januar 1720 ſtarb Jakob Pfaff aus Zwifalden[102]) in Schwaben im Alter von 19 Jahren. — Am 5. Januar 1732 ſtarb Chriſtoph Füſcher „ex districtu Neo-Mark"[103]) im Alter von 35 Jahren — Am 14. Dezember 1738 ſtarb Kaſpar Schloſſer aus Oberwalt[104]) im Alter von 32 Jahren — Am 19. Dezember ſtarb Johann N. „Teutho Bohemus" im Alter von 24 Jahren — Am 24. Dezember ſtarb Juliana Glik aus Dillingen im Alter von 62 Jahren — Am 12. März 1743 ſtarb Johann Stranski Korporal im ungariſchen Heer gebürtig aus Boemiſch Trybele im Alter von 36 Jahren.

Die Zuſammenſetzung der Bevölkerung von Pilisvörösvár ſehen wir nun einigermaßen klar. Von den anderen Gemeinden in den Ofener Bergen kann dies leider noch nicht geſagt werden. Wir haben hierüber bisher entweder gar keine oder nur wenig Anhaltspunkte. Die Volksmeinung, wonach die Ahnen aus dem Schwarzwald gekommen wären, beſagt natürlich wenig.

Budapeſt. Eugen Bonomi.

Anmerkungen:

[1]) Landesarchiv Budapeſt, Urbaria et Conscriptiones Fasc. 10. Nr. 2. — [2]) Galgócy, Karl, Pest — Pilis — Solt — Kiskun megye monographiája (Monographie des Peſter Komitats). Budapeſt 1877 Bd. 3. S. 81. — [3]) Beſchreib: vnd Schäzung Etwelch: in dem Ofneriſchen District bewohnt: vnd vnbewohnt herumbligenden Dörffern. 1696. Urb. et Conscr. Fasc. 63. Nr. 15. Landesarchiv Budapeſt — [4]) Pauer, Joannes, Historia Dioecesis Alba" — Regalensis ab erecta sede episcopali 1777—1877. Albae Regiae 1877. S. 488. — Bernhard Hörmann, der erſte Pfarrer der Gemeinde, trat 1696 ſein Amt an und wirkte hier bis 1702 (ſ. Kirchenbücher). — [5]) Die erſte Eintragung iſt eine Taufe. Am 22. Februar 1693 wurde das Kind des Johann Peither und ſeiner Ehefrau Anna auf den Namen Matthias getauft. Erſt ſeit 1696 werden die Kirchenbücher regelmäßig geführt! — [6]) Vgl. hiezu auch Schilling, Rogerius, Anſiedlung der Deutſchen in Rumpfungarn: Das Deutſchtum in Rumpfungarn, hrsg. von Jakob Bleyer. Budapeſt 1928. S. 49. Czoernig verlegt den Zeitpunkt der Beſiedlung von Solymár und Vörösvár (er ſetzt allerdings ein Fragezeichen dazu) auf 1688. Dies ſtimmt aber nicht. Vgl. Czoernig, Karl Frh. v., Ethnographie der oeſterreichiſchen Monarchie. Wien 1857, Bd. 2. S. 305. — [7]) Von einem Maſſenſterben, das eine Ergänzung der Bevölkerung notwendig gemacht hätte, wiſſen wir nichts. Der Peſt fielen 1710 nur 10 Perſonen zum Opfer (ſ. Kirchenbücher). Eine Abwanderung, wenigſtens in großem Ausmaß, kommt auch nicht in Frage. Der tüchtige deutſche Bauer und Handwerker, ob angeworben oder

nicht, war damals, zur Zeit des Wiederaufbaues, immer willkommen. Beſonders in einem mit Slawen durchſetzten Gebiet! — [8]) Kallbrunner, Joſef und Wilhelm, Franz, Beiträge zur deutſchen Siedlungsgeſchichte in Südoſteuropa: Neue Heimatblätter I (1935/36), S. 150. — [9]) Innigſten Dank ſage ich Hochw. Herrn Pfarrer und päpſtlichen Kämmerer Martin Ohmüller, daß er mir die Durchſicht der Pilisvörösvárer Kirchenbücher bereitwilligſt geſtattete und der heimatkundlichen Forſchung ſtets Verſtändnis entgegenbrachte. — [10]) Die Beſtimmung der Heimatsorte beſorgte großenteils Frl. Dr. Hedwig Bauer (Stuttgart, Hauptſtelle für auslandsdeutſche Sippenkunde im DAJ). Für die freundliche Mitarbeit und das Entgegenkommen danke ich von Herzen. Herrn Univerſitätsaſſiſtenten Dr. Egon Lendl (Wien) bin ich gleichfalls für manchen Hinweis verbunden. — [11]) Die heutige Mundart von Pilisvörösvár hat eine geradezu auffallende oſtbairiſch-burgenländiſche Färbung. Bei alten Leuten ſtößt man noch manchmal auf ſchwäbiſche Sprachrelikte. — [12]) Jetzt Iskola-utca (Schulgaſſe). — [13]) Kallbrunner und Wilhelm (a. a. O. S. 150—51) veröffentlichten bereits die Namen der Siedler von Pilisvörösvár und deuteten kurz den Inhalt der Dorfbeſchreibung an. Hier bringen wir die Konſkription in vollem Umfang zum Abdruck. — [14]) S. oben Fasc. 63. Nr. 15. — [15]) Matricula Ecclesiae Parochialis Vörösvar et Filiam: Solymär, Sz. Ivany, Kovats. Ab Anno 1693 usque an Annum 1776 inclusive auf der röm. kath. Pfarre zu Pilisvörösvár). In den Matrikeln nach 1766 fand ſich in bezug auf die Urheimat nichts mehr. — [16]) 1696 wurde ſpäter in 1697 abgeändert. Die Folge der Eintragungen ſpricht aber für 1696; darum behielten wir auch die urſprüngliche Jahreszahl. — [17]) Stoizendorf bei Röſchitz (Niederöſterr.) — [18]) Ratshauſen (Württbg., Oberamt Spaichingen). — [19]) Vielleicht Kapfham gehörig zu Kellberg (Niederb., B.A. Paſſau) oder Kapfham gehörig zu Waſching (Niederb., B.A. Wolfſtein) oder auch Karpfham (Niederb.) — [20]) Kalkofen (Hohenzollern, Kreis Sigmaringen). — [21]) Wahrſcheinlich Pingendorf oder Bingendorf bei Geras im Waldviertel. — [22]) Donzdorf (Württbg., Oberamt Geislingen). — [23]) Über die ſchwäbiſche Familie Schwaiger vgl. den Aufſatz von J. K. Brechenmacher, Sie blühen in 1000 Sippen die Schwicker, Schweiger, Schweikert, Schweickardt: Stuttgarter NS. Kurier — Abendausgabe v. 4./5. Februar 1939. — [24]) Vielleicht Biſſingen ob Lontal zwiſchen Ulm und Hildesheim (Württemberg) oder Biſſingen zwiſchen Dillingen und Nördlingen (bayriſch Schwaben, Bezirksamt Dillingen). — [25]) In der Steiermark gibt es zwei Ragnitz: bei Graz und bei Wildern. — [26]) Schlatt am Randen (Bayern, Amtsbezirk Engen), wahrſcheinlich Ausgangsort. — [27]) Häg (Bayern, Amtsbezirk Schopfheim/Breisgau), wahrſcheinlich Geburtsort. — [28]) Hohenwart (Nieder- oder Oberbayern). — [29]) In Württemberg. — [30]) Finningen (Bayern, Bezirksamt Neu-Ulm). In Ulm gibt es noch eine Familie Wingert. — [31]) Komorn, madj. Komárom. — [32]) Vielleicht St. Maria Märgen (Baden, Amtsbezirk Freiburg). In Freiburg führen zwei Familien den Namen Gottwald. — [33]) Wo? — [34]) Ebersberg in Oberbayern? — [35]) Vielleicht Reichenſtein gehörig zu Lauterach (Württemberg, Oberamt Ehingen, Poſt Obermarchtal), Rechtenſtein (Württemberg, Oberamt Ehingen, Poſt Obermarchtal). — [36]) Zuſum-Rettingen bei Donauwörth. — [37]) Aus Schleſien gebürtig, von Landshut abgewandert oder umgekehrt .— [38]) Nicht zu ermitteln. — [39]) Meßkirch (Baden). — — [40]) Schlatt (Baden, Amtsbezirk Staufen, bei Freiburg i. Br.). In Freiburg gibt es eine Familie namens Rey. — Unter Umſtänden auch das vorhin erwähnte Schlatt am Randen ſ. Anmerkung [26]). — [41]) Wohl Zwentendorf bei Ernſtbrunn im Weinviertel. — [42]) Oſtrach (Hohenzollern, Kreis Sigmaringen). In Stuttgart (16), Ulm (1) und Konſtanz (1) finden wir noch Wicker. — [43]) Nicht zu deuten. — [44]) Vgl.

Anmerkung [30]). Der Name Böhringer, Behringer, Beringer ist im Schwäbischen häufig. — [45]) Ebingen (Württemberg, Oberamt Balingen). — — [46]) Jungingen (Hohenzollern, Kreis Hechingen oder in Württemberg, Oberamt Ulm). Der Name Knisel ist in Ulm (1) und Konstanz (2) belegt. — [47]) Sigmaringen (Hohenzollern). — [48]) Vgl. Anmerkung [41]). — [49]) Wahrscheinlich Langfeld; das ist der alte Name für Leonfelden im Mühlkreis, Oberoesterreich. — [50]) Vermutlich Horb. Vgl. Anmerkung [92]). — Es dürfte sich um die gleiche Familie Oswald handeln. — [51]) Wo? — [52]) Achstetten (Württemberg, Oberamt Laupheim). Eine Familie Thony sitzt in Ulm. — [53]) Wahrscheinlich eines der drei Hundersingen in Württemberg: 1. Oberamt Ehingen, Post Munderkingen, 2. Oberamt Münsingen bei Mehrstetten, 3. Oberamt Riedlingen. In Stuttgart gibt es 23 Pöller, in Ulm 10 Poehler. — [54]) Wahrscheinlich Furtwangen (Baden, Amtsbezirk Donaueschingen) oder vielleicht Fulgenstadt (Baden, Oberamt Saulgau). — [55]) Hohenfels bei Buch (Baden, Amtsbezirk Waldshut). — [56]) Nicht zu erklären. — [57]) Groszwaresdorf im Burgenland (ehem. madj. Nagybarom oder Borisfalva). — [58]) Weißenfels (Krain). — [59]) Ober-Landshaag in der Großgemeinde Feldkirchen bei Ottensheim im Mühlviertel. — [60]) Nicht zu deuten. — [61]) Vielleicht Kromolow in Polen? — [62]) Zurzeit noch ungeklärt. Wahrscheinlich in Schwaben. Vgl. Anmerkung [42]). — [63]) Vielleicht Tragberg (Oberösterreich, Mühlkreis). — [64]) Vgl. Anmerkung [35]). — [65]) Stoob oder Staab, madj. Csáva (Komitat Oedenburg). — [66]) Sigmaringen (Hohenzollern). — [67]) Hawangen (bayrisch Schwaben, Bezirksamt Memmingen). — [68]) Ober- oder Niedersulz bei Mistelbach (Niederösterreich). — [69]) Wo? — [70]) Nicht zu deuten; wohl in bayrisch Schwaben. — [71]) Vgl. Anmerkung [64]). — [72]) Vielleicht Plieningen (Oberamt Stuttgart). In Stuttgart gibt es 9 Steng, 4 Sting, in Tübingen 4 Sting. — — [73]) Vielleicht Trossingen (Württemberg, Oberamt Tuttlingen). — [74]) In Württemberg, Oberamt Horb. — [75]) Im Burgenland ehem. madj. Rohoncz. — [76]) Traunstein (Oberb.). — [77]) Vgl. Anmerkung [42]). — [78]) Wahrscheinlich Ueberseeb. Traunstein (Oberb.). — [79]) Mennigen (Baden, Amtsbezirk Meszkirch). — [80]) Vielleicht Passelsberg gehörig zu Langgraben (Niederbayern). — [81]) In Württemberg, Oberamt Rottenburg. — [82]) Stetten bei Korneuburg (Niederösterreich). — [83]) Gallneukirchen (Oberösterreich). — [84]) Weingarten (Württemberg, Oberamt Ravensburg). — [85]) In der Oberpfalz. — [86]) Vgl. Anmerkung [48]). — [87]) Wahrscheinlich Nürtingen (Württbg.). — [88]) Mahlspüren im Hegau (Baden, Amtsbez. Stockach) oder Mahlspüren im Tal (Baden, Amtsbez. Stockach). — [89]) Obermarchtal (Württbg., Oberamt Ehingen). — [90]) Ueberacker (Oberb., B.A. Fürstenfeldbruck). — [91]) In Niederösterreich gibt es 4 Enzersdorf. — [92]) Michelstetten (Niederösterr., Weinviertel). — [93]) Vgl. Anmerkung [66]). — [94]) Salem am Bodensee (Baden, Amt Ueberlingen). Einst hieß der Ort Salmansweiler. — [95]) In Hohenzollern. — [96]) St. Veit oberhalb Graz oder bei Neumarkt. — [97]) Wilfersdorf bei Mistelbach oder bei Tulln. — [98]) Vielleicht Seebad bei Zürich. — [99]) Fischamend, jetzt Groß-Wien. — [100]) Zwiesel (Niederbayern). — [101]) Schwanenstadt (Oberösterreich). — [102]) Zwiefalten (Württemberg, Oberamt Münsingen). — [103]) Wo? Es gibt ja viele Neumark(t)! — [104]) Vielleicht Oberwalchen (Oberbayern), Oberwalting (Niederbayern, Bezirksamt Straubing). Oberwaldbach gehörig zu Jettingen (bayrisch Schwaben, Bezirksamt Günzburg)....

Preſchau (Oſtſlowakei), eine deutſche Namenform.

Die einſtige tſchechiſche Ortsnamenpolitik in der Slowakei war im weſentlichen darauf gerichtet, deutſche Ortsnamen und deutſche Ortsnamenformen weitgehend zu unterdrücken. Und bei den Gemeinden, bei denen es infolge der zahlenmäßigen Stärke des deutſchen Volkstums nicht möglich war, im amtlichen Gebrauch den deutſchen Namen ganz zu meiden, wurden vielfach Formen verwendet, die nur ein recht mäßiges Verſtändnis für die deutſche Sprache und die deutſchen Mundarten zeigten.

Es iſt mit eine vordringliche Aufgabe der deutſchen Sprach- und Volksgeſchichte in der Slowakei, hier Klarheit zu ſchaffen, das heißt aufzuzeigen, welche Ortsnamen und Ortsnamenformen als deutſche zu bezeichnen ſind und wie ſie geſchrieben werden müſſen. Die deutſche Volksgruppe hat da und dort dieſe Angelegenheit noch in der Zeit der alten Tſchecho-Slowakei ſelbſt in die Hand genommen, um wenigſtens bei den Deutſchen Klarheit zu ſchaffen. Die wichtigſte Arbeit auf dieſem Gebiet iſt zweifelsohne die 1931 erſchienene „Karte der Zips" von Johann Loiſch, die auch der „Zipſer Volkskunde" von Julius Gréb (Käsmark und Reichenberg 1932) beigegeben wurde. 1939 kam von dieſer Karte die dritte Auflage heraus, die gegenüber der erſten nicht nur zahlreiche Aenderungen in den Namenformen zeigt, ſondern in der außerdem noch zu einer Reihe von deutſchen Namenformen Fragezeichen geſetzt wurden. Nicht jede Veränderung iſt aber als Verbeſſerung zu bezeichnen. So kann ich mich nicht mit „Neundorf" ſtatt „(Zipſer) Neudorf" befreunden, das auf die Fügung „in dem Neuendorf" zurückgeht. In ſolchen Fällen muß ſelbſtverſtändlich der Nominativ verwendet werden. In der Zips müßte auch der Frage der Ortsnamen auf -hau mehr Beachtung geſchenkt werden. So iſt nur Frankenhau richtig und nicht Frankenau, worauf ja auch der madjariſche Name Frankvágása deutet, der nichts anderes als eine Ueberſetzung des alten deutſchen Namens darſtellt. Auch Friedmann hätte gemieden werden ſollen, denn Friedmannshau iſt die volle deutſche Form. Dieſe Bemerkungen ſollen nur darauf aufmerkſam machen, daß mit der Karte von Loiſch, die an ſich ſehr verdienſtlich iſt und die einen großen Fortſchritt darſtellt, noch nicht alle Fragen befriedigend geklärt ſind.

Was für die Zips gilt, beſteht für die anderen Gebiete der Slowakei ebenſo zu Recht. Im folgenden ſoll nun auf die unſeres Erachtens einzig mögliche deutſche Namenform für die Hauptſtadt der Oſtſlowakei nachdrücklich aufmerkſam gemacht werden. Der ſlowakiſche Name der Stadt iſt Prešov, der madjariſche Eperjes. Die Etymologie iſt uns in dieſem Fall, in dem es darauf ankommt, die dem lebendigen deutſchen Sprachgebrauch entſtammende Form feſtzuſtellen, Nebenſache. Wir wollen nur wiſſen, wie das bodenſtändige Deutſchtum des Raumes dieſe Stadt genannt hat. In der Zips hat ſich in der letzten Zeit Eperies (mit -s, nicht -sch!) durchgeſetzt, man wollte damit einerſeits betonen, daß man die madjariſche Form nicht ohne weiteres annimmt und dann, daß man die ſlowakiſche Form Prešov auch nicht für Deutſche gemäß findet. Man war eben auf der Suche nach einer deutſchen Benennung. Denn eine ununterbrochene Ueberlieferung des Namens im deutſchen Mund war wohl deshalb nicht vorhanden, weil zur Zeit der größten Madjariſierungsbeſtrebungen — in den Jahrzehnten vor dem Umbruch des Jahres 1918 — ſich die madjariſche Form Eperjes (lies -sch) eingebürgert hatte.*) Dabei

*) M. W. wurde die Ortsnamenform Eperies im deutſchen Sprachgebrauch des Karpatengebietes und auch Ungarns ſeit dem Mittelalter ohne Unterbrechung gebraucht. In deutſchen Texten der Zeit auch vor 1918 wurde die madjariſche Form Eperjes nur ſelten verwendet. F. V.

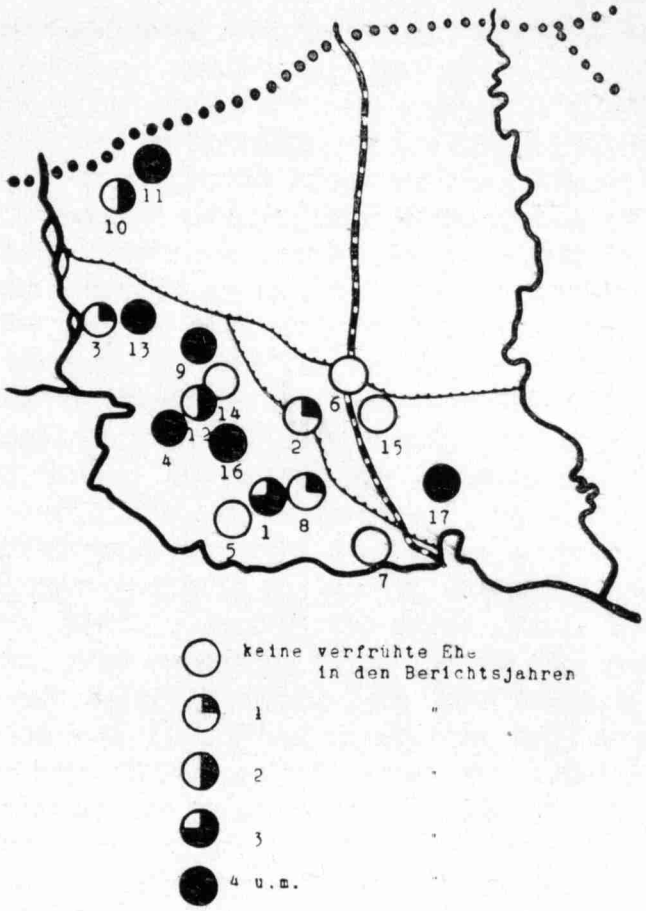


Abb. 1: Orte mit Eheschließungen im Brautalter von 15 Jahren und darunter in der südslawischen Batschka. Die Ziffern entsprechen den laufenden Nummern der in Zahlentafel 4 genannten Ortschaften.

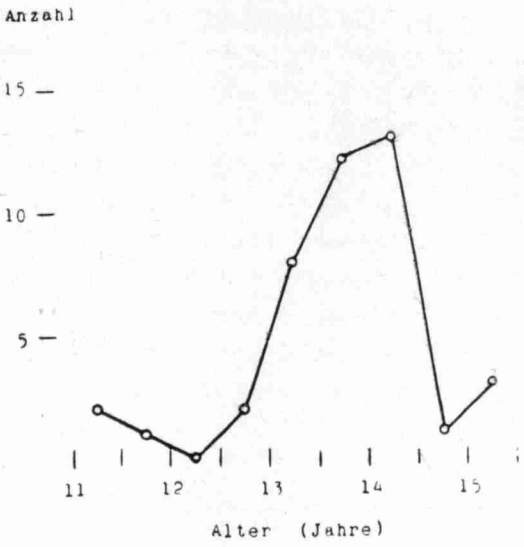


Abb. 2: Verteilung der ersten Menstruation bei 42 Turnerinnen aus Siebenbürgen.

iſt es immerhin möglich, daß ſich beſonders in den öſtlichen deutſchen Dörfern der Zips noch eine andere deutſche Form erhalten hat; ſie konnte aber bislang nicht erfragt werden. Wenn wir die Frage zunächſt hiſtoriſch angehen, ſo muß der Wahrheit entſprechend geſagt werden, daß im Mittelalter in den bodenſtändigen Schriften durchaus Eperies, Epperies gilt. Dies geht vor allem aus den zahlloſen aus dieſer Stadt ſtammenden Briefen hervor, die im Bartfelder Archiv aufbewahrt ſind und die mir in Lichtbildern vorliegen. Wenn wir zunächſt von der Ausſprache des auslautenden -s abſehen, ſo muß bezweifelt werden, daß ſich im Deutſchen eine Betonung Epérjes, alſo auf der zweiten Silbe, längere Zeit halten konnte. Es iſt überflüſſig zu betonen, daß die Stadt bis weit über den Beginn der Neuzeit hinaus deutſch war; es iſt ſehr aufſchlußreich, wenn wir hören, daß dicke ſtädtiſche Aktenbündel aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur deutſch geſchrieben ſind. Wir müſſen annehmen, daß in Eperjes bald der Hauptton von der zweiten auf die erſte Silbe verlegt wurde und daß im Zuſammenhang damit die beiden folgenden minderbetonten Silben geſchwächt bzw. abgeſchliffen wurden. Das zeigen nun mittelalterliche Schreibungen tatſächlich an. Ein in Groß-Scharoſch 1440 geſchriebener Brief (Stadtarchiv Preſchau, Nr. 269) ſchreibt de civitate Eppries, eine zehn Jahre ſpäter in der Stadt ſelbſt ausgeſtellte Urkunde bringt „der stat Eppries", eine andere von 1462 „der stadt Eppryes", dieſelbe Form leſen wir auch 1466 uſw. (Stadtarchiv Preſchau, Nr. 338, 430, 449). Damit iſt bewieſen, daß die madjariſche Form im Mittelalter dem deutſchen Mund angepaßt wurde. Eine vollſtändige Ueberſicht über die zahlloſen Nennungen der Stadt fehlt noch, doch fällt auf, daß trotz der vielen Belege Schreibungen, die auf die -sch-Ausſprache des auslautenden -s weiſen, bislang anſcheinend fehlen. Wenn ein in Wien ausgeſtellter Brief des Königs Ladislaus V. „in unser stat Eperiesch" ſchreibt (Stadtarchiv Preſchau, Nr. 366), ſo beſagt das nichts für den Sprachgebrauch in der Stadt ſelbſt.

Nun gibt es in der Neuzeit eine andere dem Deutſchtum geläufige Namenform, nämlich Preſchau. Sie konnte bei dem ausſterbenden Deutſchtum in der ein Stück weiter im Norden gelegenen Stadt Bartfeld erfragt werden, ſie iſt in den uns bekannt gewordenen Stücken von 1721—1786 achtmal zu belegen. Aber auch in Kaſchau kennt das bodenſtändige Deutſchtum Preſchau. Wir brauchen nun eigentlich gar nicht mehr weiter nach älteren Belegen ſuchen, die Zeugniſſe der untergehenden Deutſchtumsreſte der Nachbarſchaft genügen für die Tatſache einer geſprochenen, alſo wirklich vorhandenen deutſchen Form. Die Preſchau-Schreibungen in der Stadt ſelbſt zeugen, daß — was eigentlich ſelbſtverſtändlich iſt — die Form Preſchau auch hier geläufig war. Es iſt möglich, daß ſie es heute noch iſt, doch wird das bei der Haltung eines Teiles des bodenſtändigen Preſchauer Deutſchtums ſchwer feſtzuſtellen ſein, denn dieſes will nur die madjariſche Form kennen.

Die Form Preſchau begegnet auch immer wieder im älteren und neueren deutſchen Schrifttum, was als ein Zeichen der vormaligen größeren Verbreitung zu gelten hat. Daß das volksbewußte Deutſchtum von der madjariſchen Namensform Eperjes nichts wiſſen will, weil damit nur Erinnerungen an nicht begründete madjariſche Forderungen wach werden, iſt verſtändlich. Andererſeits iſt es begreiflich, daß auch das ſlowakiſche Prešov auf Bedenken ſtößt. Man wird deshalb gut tun, die Form Preſchau wieder aufzugreifen. Sie iſt nicht erfunden, ſondern gewachſen, und ſie tut niemandem Unrecht, am allerwenigſten dem ſlowakiſchen Volk, da ſie ſich noch deutlich als eine im lebendigen deutſchen Sprachgebrauch vollzogene Entwicklung des ſlowakiſchen Prešov gibt.

Prag. Herbert Weinelt.

Ein Ehe-Reife-Diagramm und seine Anwendung auf südostdeutsche Volksgruppen.*)

Nach dem „Gesundheitsstatistischen Auskunftsbuch für das Deutsche Reich", Ausgabe 1936, Tab. 166, kam auf 1000 Ledige nur eine ganz geringe Anzahl von Eheschließungen zwischen 16 und 18 Jahren:

Zahlentafel 1.

	Auf 1000 Ledige kamen Eheschließungen (weibl.):				
Vollendetes	16. J.	1,6	1,1	1,6	1,8	2,2
	17. „	6,9	5,3	7,2	7,2	8,4
	18. „	21,0	15,9	20,5	20,0	20,4
		1910/11	1925	1930	1931	1932

Dagegen ist die Zahl der Eheschließungen, bei denen die Frau noch unter 16 Jahren alt ist, in südostdeutschen Gemeinden vielfach sehr groß. Dies soll an je einem Beispiel aus Slawonien und aus der Batschka im Folgenden gezeigt werden, das vor vielen anderen den Vorzug genauer Zahlenangaben aufweist. Unter Zugrundelegung einer Tabelle von Woernle (1) läßt sich die Verteilung des Eheschließungsalters in der Gemeinde Slatinik, Slawonien folgendermaßen darstellen:

Zahlentafel 2

Verteilung des Heiratsalters in Slatinik.

Heiratsalter der Braut	Zahl der Eheschließungen bei der jüngeren Generation n	%	ältesten Generation n	%
14 Jahre	5	(4,2%)	—	—
15 „	13	(10,9 „)	2	(8,3%)
16 „	16	(13,4 „)	5	(20,8 „)
17 „	16	(13,4 „)	5	(20,8 „)
18 „	14	(11,8 „)	2	(8,3 „)
19 „	14	(11,8 „)	2	(8,3 „)
20 „	17	(14,3 „)	3	(12,5 „)
21 „	6	(5,0 „)	2	(8,3 „)
22 „	3	(2,5 „)	2	(8,3 „)
23 „	2	(1,7 „)	—	—
24 „	2	(1,7 „)	—	—
25 „	1	(0,84 „)	1	(4,2 „)
> 25 „	2	(1,7 „)	—	—
unbekanntes Heiratsalter	8	(6,7 „)	—	—

Der Mittelwert aus den 109 Fällen mit bekanntem Heiratsalter beträgt in der jüngeren Generation 18,0 Jahre, das Schwankungsmaß (σ) beträgt $\pm$ 2,41 Jahr. Die Tabelle zeigt: sowohl in der älteren wie in der jüngeren Generation haben ein reichliches Viertel (29,1% bezw. 28,5%) aller Mädchen im Alter von 14—16 Jahren geheiratet. Doch nehmen von diesem Prozentsatz die 14- und 15jährigen Mädchen in

*) Aus dem Anthropologischen Institut der Universität Breslau (Dir.: Prof. Dr. E. Freiherr von Eickstedt).

der jüngeren Generation ziemlich genau die Hälfte (15,1%), in der älteren Generation noch nicht einmal ein Drittel ein. Gehen wir bis zum Alter von 18 Jahren, so liegen die Dinge so, daß die Summe aller 14- bis 18jährigen Mädchen in der älteren Generation 58,2% aller eheschließenden Mädchen überhaupt, in der jüngeren etwas weniger (53,7%) ausmacht. Es ist also ein Brautalter von weniger als 18 Jahren innerhalb des erfaßten Zeitraums schon immer überwiegend gewesen, doch wird die Beteiligung der 14—16jährigen Mädchen an dieser Schicht immer größer.

Die Situation in Bukin (Batschka) wird durch folgende Zahlentafel gekennzeichnet (Grimm, 2):

Zahlentafel 3

Heiratsalter deutscher Mädchen in Bukin.

Jahreszahl	Im Alter von 16 Jahren und jünger schlossen die Ehe	20 Jahre und jünger (also mit Einschluß der Spalte I)
1829	5,1	48,7
1843	0,0	40,7
1900	18,0	77,0
1910	37,5	82,5
1919	6,4	71,3
1934	28,0	76,0
	%	%

Da die Frühehe in Bukin von G. Wülker-Weymann (3) zum Gegenstand einer besonderen Darstellung gemacht worden ist, so genügt die Anführung der Tabelle. Es handelt sich bei Slatinik und Bukin nicht um Ausnahmeerscheinungen. Das ergaben die Antworten auf einen Fragebogen, den J. Wüscht in Novi Sad auf die Bitte des Verfassers im Jahre 1936 versandt hat. Sie sind in Zahlentafel 4 zusammengestellt und belegen für 27 weitere Ortschaften die Sitte einer außerordentlich frühen Heirat. Abb. 1 soll das noch verdeutlichen.

Zahlentafel 4

	Ort	Eheschließungen														
		1933					1934					1935				
		Brautalter					Brautalter					Brautalter				
		14	15	16	17	18	14	15	16	17	18	14	15	16	17	18
1	Gajdobra			5	1	3				1	2		3	7	1	1
2	Torschau					4		1			1				1	
3	Apatin			3	5	9		1	2	4	5			3	5	5
4	Karawukowo		2	9	10	9		1	8	13	11		2	8	12	12
5	Obrowatz		1	1	4	4		1	1	2	1		1	1	1	2
6	Neu Werbaß			1		3	1				2				3	1
7	Neu Futok				3	2					1			2	1	1
8	Bulkeß			6	4	1			1		1		1	1	3	8
9	Brestowatz			2	2	2		1	2	1	1		4	7	3	2
10	Gakowo				1	3		1	1	1	2		1	5	2	2
11	Ridjica	1	1	2	2	1			1	1	2		3	6	2	2
12	Hodschag			4	6	1				1	2		2	1	3	2
13	Prigrewica Sveti Iwan		2	3	3	7		1	2	5	7		3	13	12	

	Ort	Eheschließungen														
		1933					1934					1935				
		Brautalter					Brautalter					Brautalter				
		14	15	16	17	18	14	15	16	17	18	14	15	16	17	18
14	Filipowo										1				1	3
15	Kleinker			1		5			1	1	4					1
16	Parabutsch					4		2	2	1	3		4	5	6	3
17	Jarek					2			2	2	5	1	3	3	1	1
18	Neu-Pasua				2	5				6	4				2	11
19	Schuple					2					1		2	2	6	1
20	Pantschowa				3	5				3	6				4	6
21	Sartscha															1
22	Jascha Tomitsch		1										1		1	
23	Hajdutschitza													1		
24	Knitschanin													3	6	2
25	Kraljewitschewo				8	14					8				6	
26	Nakowo		1	1						7	1					1
27	Lazarewo					1									1	2
		1	8	38	54	87	1	9	23	49	71	1	30	68	83	74
		188					153					256				

Es ist die Frage, ob diese Neigung zu einer frühen Eheschließung auch in einem
Abb. 1 frühen Eintritt der Geschlechtsreife bei den auslanddeutschen Mädchen ihren Grund hat.

Als „Eintritt der Geschlechtsreife" bei der Frau pflegt man allgemein die erste Menstruation anzusehen. Priesel und Wagner (4) haben an Wienerinnen erneut gezeigt, daß die Menarche zwar nicht den Schlußstein der Pubertätsentwicklung darstellen muß, sie ist aber „unter physiologischen Verhältnissen niemals ein Frühsymptom". Daher ist sie als orientierendes Merkmal wohl zu brauchen. Leider sind wir in Bezug auf das Menarchealter südostdeutscher Mädchen auf Annahmen angewiesen. Immerhin läßt sich eine obere und untere Grenze nach den Angaben von Pollich, Wülker-Weymann u. a. ziehen. Pollich (5) nennt die Mädchen in der Batschka „mit 14 bis 16 Jahren noch in der Pubertät, geschlechtlich kaum reif". Küppers (6) zitiert Aussagen von anderen Aerzten, wonach die Mädchen mit 16 Jahren „körperlich durchaus zur Ehe reif" sind. Wülker-Weymann hat Aerzte befragt, nach denen die deutschen Mädchen in der Batschka im 12. bis 13. Lebensjahr menstruieren, die serbischen Mädchen im 11. bis 12. Jahr. Da aber Maleš und Ivanić (7) für die letzteren rund $13^1/_2$ (Stadtbevölkerung) bis $15^3/_4$ (Landbevölkerung) ermittelt haben, so dürften die Schätzungen der Landärzte nicht ganz zuverlässig sein. Škerlj (8) Angaben über Slowenininnen (Mittleres Menarchealter für 506 Fälle 14,42 Jahre, $\sigma = 1{,}83 \pm 0{,}58$ Jahre) bieten noch einen Anhalt dafür, daß es sich bei mit 12 Jahren menstruierenden südostdeutschen Mädchen um Ausnahmen handeln dürfte. Unter seinem Material befanden sich viele „Mischlinge" (deutsche Vorfahren!) aus Südsteiermark und Oberkrain. Für die deutschen Frauen Südostslawoniens gibt Ihlenfeld (9) an: „Menarche etwa zwischen dem 13. und 17. Lebensjahr, meist früh." So können wir vielleicht den Spielraum der Menarche mit 12 bis 16 Jahren eingrenzen und ein rohes Mittel von 14 Jahren annehmen. Diese Annahme wird gestützt durch das Ergebnis einer Befragung

von 42 jungen deutschen Turnerinnen aus Siebenbürgen, die der Verfasser auf dem Turn- und Sportfest in Breslau untersuchen konnte. Auch sie ergibt ein Mittel, das in diesen Bereich fällt (M = 14,0), vergl. auch Abb. 2. Halten wir dem etwa die Angaben für mitteldeutsche Frauen gegenüber (Koch (10) fand, daß bei 13jährigen Volksschülerinnen in Leipzig zu 55% bereits die Menarche eingetreten war, bei gleichaltrigen Schülerinnen höherer Schulen sogar zu 78%), so müssen wir das Ergebnis von Wülker-Weymann („die Geschlechtsreife scheint gegenüber den Verhältnissen im Deutschen Reich etwa um ein Jahr verfrüht einzutreten") teilweise korrigieren: An einen zeitigeren Eintritt der Geschlechtsreife bei den Südostdeutschen ist kaum zu denken! Gleichzeitig unterstreichen wir damit aber den Schluß, daß die „Frühehe" bei den Südostdeutschen vorwiegend wirtschaftlich-soziologisch bedingt sei (vgl. hierzu Kogutowicz (11), Ott (12) und Wüscht (13). Abb.

Angaben über das Heiratsalter stehen uns, wie eingangs gezeigt, reichlicher zur Verfügung (vergl. auch Zahlentafel 5). Die Beziehungen zwischen Menarche und Heiratsalter lassen sich nun auch graphisch zu Darstellung bringen. Um die Sonderstellung des Südostdeutschtums mit aller Deutlichkeit herauszuarbeiten, müssen wir vorher noch den Begriff des „optimalen Heiratsalters" einführen. Volksbiologisch

Zahlentafel 5

Eheschließungsalter südostdeutscher Frauen.

Ort	ungefähres mittleres Heiratsalter	Anmerkungen
Kruševlje, südslaw. Batschka	16	n. „Wogeblatt", Neusatz Nr. 3, S. 41, 1934.
Neu-Schowe „ „	16½	„gewöhnlich zw. 16 u. 17" n. Brücker (14).
Bukin „ „	17½	n. Wülker-Weymann (3). Niedrigstes Heiratsalter: 14 Jahre!
Petrowopolje (Bosnien)	20½	„19 bis 22 J." „Wogeblatt" I, S. 90 bis 92, 1932.
Felsőszentiván, ungar. Bácska	?	Niedrigstes Heiratsalter: 13! Nach mündl. Mitt. v. cand. phil. J. Steinsch.
Csávoly	?	Niedrigstes Heiratsalter: 13! Nach mündl. Mitt. v. cand. phil. J. Steinsch.
Saderlach (rumän. Banat)	?	„allzufrühe und . . volksbiologisch verwerfliche Heiraten von 18jähr. Burschen und 14- bis 15-jähr. Mädchen", n. Maenner (15).
Jaad Nösener Gau	17 b. 18	n. mündl. Mitteilung.
Klein-Bistritz „ „	17 b. 18	n. mündl. Mitteilung.
Deutsch-Budak „ „	17 b. 18	n. mündl. Mitteilung.
Lechnitz „ „	17 b. 18	n. mündl. Mitteilung.
Sächsisch-Regen „ „	26,6	n. Csallner (16).

kann dies nicht anders als durch das Optimum der Fruchtbarkeit bestimmt sein, diese aber hätten wir unmittelbar hinter dem Wachstumsabschluß zu suchen (Glaesmer, 17). Die Vollendung des Wachstums bei der deutschen Frau wird etwa bei dem 18. Lebensjahr angenommen (18). Pollich nimmt ein Alter von 20 bis 22 Jahren als optimales Heiratsalter für die südostdeutschen Mädchen an. Unsere bisherigen Wachstumstabellen (19) geben uns leider nicht die Möglichkeit, nachzuprüfen, wann das Wachstum der deutschen Mädchen in Jugoslawien beendet ist, da sie in den fraglichen Jahrgängen zu schwach besetzt sind. Es läßt sich aber nach einem Material von 67 Mädchen und Frauen die Frage nach der schließlich erreichten Größe beantworten: Die kleine Serie ($n = 13$) von 15—20jährigen Mädchen liefert ein Mittel von 157,3 cm ($\sigma = 4{,}4 \pm 1{,}2$ cm). Aus Burchards Angaben (20) läßt sich für 54 Frauen von 21 bis 40 Jahren aus Kleinkeer ein Mittel von 156,3 cm errechnen. Vergleichsmaterial bringt Zahlentafel 6:

Burzenländerinnen (16- bis 20jährig)	158,4 ($m = \pm 0{,}23$)	n. Herrmann (21)
Badnerinnen	156,0	n. Fischer (22)
Frauen aus Genkingen (Schwäb. Alb)	158,0 ($m = \pm 0{,}37$)	n. Breig (23)
„Süddeutsche" Turnerinnen (Süddeutschland, Deutschböhmen, Deutsch-Oesterreich, deutsche Schweiz)	158,0	n. Rott (24)

Danach muß man vorläufig annehmen, daß tatsächlich die (praktisch) endgültige Größe der südostdeutschen Frau spätestens mit 20 Jahren erreicht ist. Nach diesen Daten läßt sich nun ein sehr aufschlußreiches Ehe-Reife-Diagramm zeichnen. Trägt man nämlich in einem Koordinatensystem auf der Ordinate das Heiratsalter, auf der Abszisse das Menarchealter ab, so verteilen sich die Punkte, die bestimmten Menschengruppen zugeordnet sind, auf ganz bestimmte Felder der Tafel. Am weitesten links und unten liegen alle Gruppen mit frühem Eintritt der Geschlechtsreife und niedrigem Heiratsalter, am weitesten rechts und oben die Gruppen mit später Reife und hohem Heiratsalter. Das Feld wird geteilt durch eine Gerade, auf der jene Gruppen liegen würden, bei denen eine Eheschließung im gleichen Alter, in dem die Menarche eintritt, Sitte ist. Unterhalb dieser Linie würden Gruppen einzutragen sein, die die Eheschließung (im biologischen Sinne) vor der Geschlechtsreife der Frau vollziehen (hierfür gibt es einige außereuropäische Beispiele) usw. Unter Heranziehung möglichst verschiedener, auch nichtdeutscher Gruppen, mag das zunächst an einem Beispiel klargemacht werden (Zahlentafel 7).

	Gruppe	Menarche	Bemerkungen	Heiratsalter	Bemerkungen
I	Mountain Whites Appalachen, USA	14½	amerikan. Durchschnitt, nach Frommolt (25)	15½	nach H. v. Hellmer-Wullen (26)
II	Mitteldeutsche (Leipzigerinnen)	13½	nach Koch (10)	26½	Berechnet n. briefl. Mitteil des Statistischen Amtes der Stadt Leipzig v. 14. 8. 1936
III	Norwegerinnen	14¾	nach Schiötz (27)	26½	n. briefl. Mitt. d. Statitiske Centralbyra. Oslo v. 8. 1. 37 (Jahr 1933)
IV	Brasiliendeutsche	13	Schätzung auf Grund d. Mitteil. v. Mühlens (28) u. a.	18	nach Fräger (29)

Die Frauen in den Südappalachen (fast 90% eingeborene Weiße, die zu einem Fünftel bis zu einem Zwölftel deutsche Vorfahren haben), sind „mit 25 Jahren schon abgearbeitet und „alt“ ...“. Das niedrigste durchschnittliche Menarchealter in USA., das Frommolt in seiner Zusammenstellung gibt, ist 13,80 Jahre. Für „alle Schichten“ gibt er 14,20 Jahre. Selbst wenn wir $13^3/_4$ zugrundelegen, haben wir noch nicht volle 2 Jahre Abstand der Eheschließung von der ersten Menstruation. Nach Pasmore und Weymouth (30) sind amerikanische Studentinnen im allgemeinen mit vollendetem 18. Lebensjahr als ausgewachsen zu bezeichnen. Wenigstens ähnlich dürfte die Vollendung des Wachstums für Amerikanerinnen überhaupt liegen. Damit liegt das Heiratsalter der weiblichen „Mountain Whites“ mehr als ein Jahr unter der Vollendung ihres Wachstums! Dagegen ist nun der Abstand von der ersten Menstruation zur Eheschließung bei der mitteldeutschen Stadtbevölkerung sehr hoch: es vergehen zwischen Menarche und Eheschließung etwa ebensoviel Jahre, wie von der Geburt bis zur Menarche zurückgelegt wurden. Norwegerinnen zeigen in unserer Auswahl die späteste Menarche und einen ebenso großen Abstand zwischen erster Menstruation und Eheschließung wie die mitteldeutschen Städterinnen. Für Gruppen, in denen das Heiratsalter in so hohem Abstand vom Reifungsalter liegt, kann freilich die Zahlenangabe für das Heiratsalter ihre biologische Bedeutung verlieren. So werden die alpenländischen Ehen in einem Drittel der Fälle erst in einem Brautalter von über 30 Jahren geschlossen (nach Trenker 31). Aehnlich liegen die Verhältnisse unter der Miesbacher Landbevölkerung (Oberbayern, nach Ried 32). In einem solchen Fall beginnen geschlechtliche Beziehungen viel eher, wie die hohe Zahl der unehelich geborenen Kinder in den österreichischen Alpenländern (etwa ein Viertel der Gesamtzahl der Geburten in allen Landesteilen, bis zu 80% in Kärnten) zeigt. Daß diese Tatsachen keine moralische Kritik erlauben, ist wiederholt ausgeführt worden (Mikosch (33), Schinzel (34), Trenker). Für Reichsdeutsche zeigte Gmelin (35) an Hand von amtsärztlichen Untersuchungen von Verlobten (133 Männer, 120 Frauen) verschiedener sozialer Herkunft, daß die „biologische Ehe“ (Beginn der geschlechtlichen Beziehungen) bei Männern durchschnittlich mit 21, bei Frauen mit 19 Jahren eingegangen wird, bei beiden Geschlechtern durchschnittlich etwa 7 Jahre vor der bürgerlichen Eheschließung! Daß Lenz (36) die untersuchte Gruppe für eine ausgesprochen ungünstige Auslese hält und vor dem Begriff „biologische Ehe“ warnt, soll nicht verschwiegen werden. Aber auch wenn wir diese Zahlen z. B. für die mitteldeutsche Stadtbevölkerung einsetzen wollten, liegt der Beginn geschlechtlicher Beziehungen in dem Lebensabschnitt hinter dem Abschluß des Wachstums. Das Heiratsalter brasiliendeutscher Mädchen (nach Fräger, 29) würde mit dem Wachstumsabschluß wenigstens ungefähr zusammenfallen.

Abb. 3 und 4

Ein gleiches Ehe-Reife-Diagramm für die Südostdeutschen können wir uns nun noch etwas genauer aufgliedern: Die unterste Begrenzung eines Bandes von 14 ± 2 Jahren Breite (Mittelwert und Schwankungsbreite des Menarchealters) liegt bei 13 Jahren, wo die Heiraten deutscher Mädchen in der südungarischen Batschka beginnen. Die obere Begrenzung wollen wir mit 35 Jahren ansetzen, das ist das Alter, in dem nach Wüscht die Gebärtätigkeit der deutschen Frauen im allgemeinen aufhört. Was darüberliegt, hat demnach bevölkerungsbiologisch keine Bedeutung. Der individuellen Schwankungen halber dürften eigentlich keine Strichgrenzen, sondern fließende Uebergänge gezeichnet werden. Wir haben zwei Gebiete hervorzuheben, die wir als bevölkerungspolitisch ausgesprochen ungünstig bezeichnen müssen: Einmal, weil das Wachstum noch als nicht abgeschlossen betrachtet werden darf, zum andern, weil, je näher das Heiratsalter der 35-Jahrgrenze rückt, desto geringer die Aussicht

auf Geburt von 4 Kindern wird, welche nach Burgdörfer erforderlich ſind, wenn die Ehe zum Wachstum des Volkes beitragen ſoll. Zum Zeichen deſſen belegt die Abbildung mit dichter Schraffur alle die eben erwähnten Eheſchließungen im Alter von mehr als 35 Jahren und den Zipfel, der von der ſchrägen Linie von der Baſis unſeres rechteckigen Feldes abgetrennt wird und die Heiratsfälle vor dem Eintritt der Geſchlechtsreife bei der Braut aufnehmen würde. Die ihnen benachbarten Gebiete unterhalb der 18-Jahrgrenze laſſen Bedenken entſtehen, während gegen Heiraten nach dem Wachstumsabſchluß im Alter von 18 Jahren keine Bedenken mehr zu erheben ſind. Die weiter werdende und ſchließlich ausfallende Schraffur ſoll das andeuten. Werden jetzt in dieſe Felder unſere Tabellenbeiſpiele eingezeichnet (Abb. 4), ſo ſtellt ſich heraus, daß ein nicht unbeträchtlicher Anteil der ſüdoſtdeutſchen Ehen von den Frauen ſogar vor Vollendung des Wachstumsabſchluſſes eingegangen wird. Relativ nahe kommen dem Optimum lediglich die Siebenbürgerinnen im Nöſener Gau. Wenn aber dem weiblichen Organismus die Fortpflanzung vor Beendigung des Eigenwachstums auferlegt wird, ſo erfährt das Wachstum eine Hemmung (Sellheim, 37). Die entſprechenden Folgen der „Frühehe" im Südoſtdeutſchtum ſind mehrfach erkannt und geſchildert worden. So ſchreibt Pollich: „Die Folgen der Frühehe ſind die künſtlichen Unterbrechungen der Schwangerſchaft und darauffolgende verſchiedene Erkrankungen. Die Schwangerſchaft bei ganz jungen Frauen muß doch künſtlich unterbrochen werden, weil, — wie die Mutter es behauptet —, „ſie iſt doch noch zu jung". Die Folgen ſind verſchiedene Unterleibserkrankungen, Nervenſchwäche, Blutarmut, Lungenſpitzenkatarrh uſw. Kaum ſind aber einige Jahre nach der Eheſchließung vorüber, ſo ſind die jungen Mütter ſchon zu alt, um Kinder zu kriegen und es kommt dann wieder zur künſtlichen Unterbrechung der Schwangerſchaft". Auch Wüſcht (38), der die „Frühehe" vom bevölkerungspolitiſchen Standpunkt aus begrüßt, „weil ſich durch ſie in das Gefüge unſeres Volkes eine neue Generation einſchiebt, die bei ſpätheiratenden Völkern nicht beſteht", iſt ſich darüber klar: ſie „bedeutet ein frühes Dahinblühen unſerer Frauen". — „Die jungen Weiber ſind ausgemergelt und dürr, dunkelfleckig und welk im Geſicht. Sie werden alt und müde, bevor ſie ſich noch in voller fraulicher Schönheit entfalten konnten." (Petri, 39). Kein Zweifel, daß dieſe Heiraten die Bezeichnung „Frühehe" nicht verdienen, ſondern daß es ſich um ausgeſprochen „verfrühte" Heiraten handelt! Der Verfaſſer hat deshalb vorgeſchlagen, für Ehen, die vor dem Abſchluß des körperlichen Wachstums geſchloſſen werden, nicht mehr den Ausdruck „Frühehe" — unter dem ja in der Bevölkerungsbiologie und -politik ein die Volksvermehrung fördernder Faktor verſtanden wird —, ſondern „verfrühte Ehe" anzuwenden. Burchard (40) hat dieſen Vorſchlag bereits aufgegriffen.

Die Scheidung der Begriffe „Frühehe" und „verfrühte Ehe" iſt nicht ein müßiger Streit um Begriffe... Je ſicherer wir die Grenzen ziehen können, deſto wirkungsvoller können die berufenen Stellen — wir denken hier an die Aerzte und die deutſchen Geſundheitsgenoſſenſchaften — Stellung nehmen gegen die bedrohliche Erſcheinung. Bei der Wichtigkeit, die der Feſtlegung des Verhältniſſes von Geſchlechtsreife, Wachstumsabſchluß, Konzeptions- und Gebärfähigkeit und Heiratsalter außerdem für die Prognoſe der Bevölkerungsentwicklung zukommt — Burgdörfer (41) z. B. legt ſeinen Rechnungen über die „biologiſche Lebensbilanz des Deutſchtums in der Batſchka als gebärfähiges Alter die Spanne von 15 bis 50 Jahren zugrunde, während Wüſcht die Grenze ſchon bei 35 Jahren zieht (Maenner und Schinzel nehmen eine Mittelſtellung ein und ſetzen 45 Jahre als Ende des gebärfähigen Alters) — beſteht auch von Seiten der Bevölkerungswiſſenſchaft der Wunſch, möglichſt bald an die Sammlung einwandfreier Daten zu gehen.

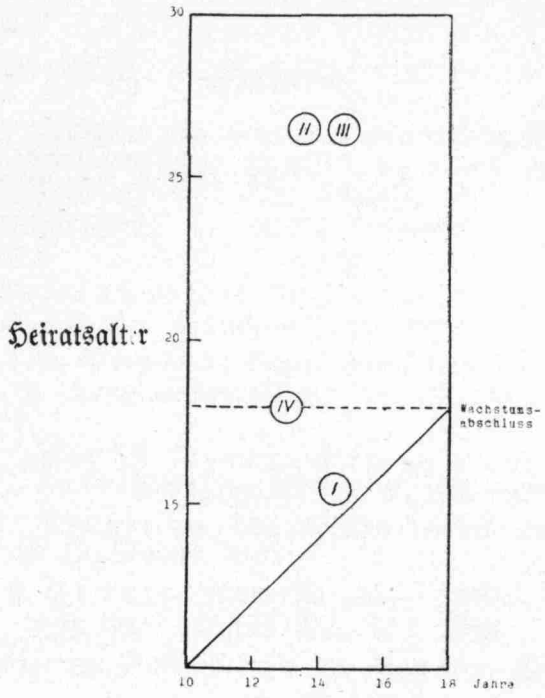


Abb. 3: Die Lage der in Zahlentafel 7 genannten 4 Gruppen im „Ehe-Reife-Diagramm".

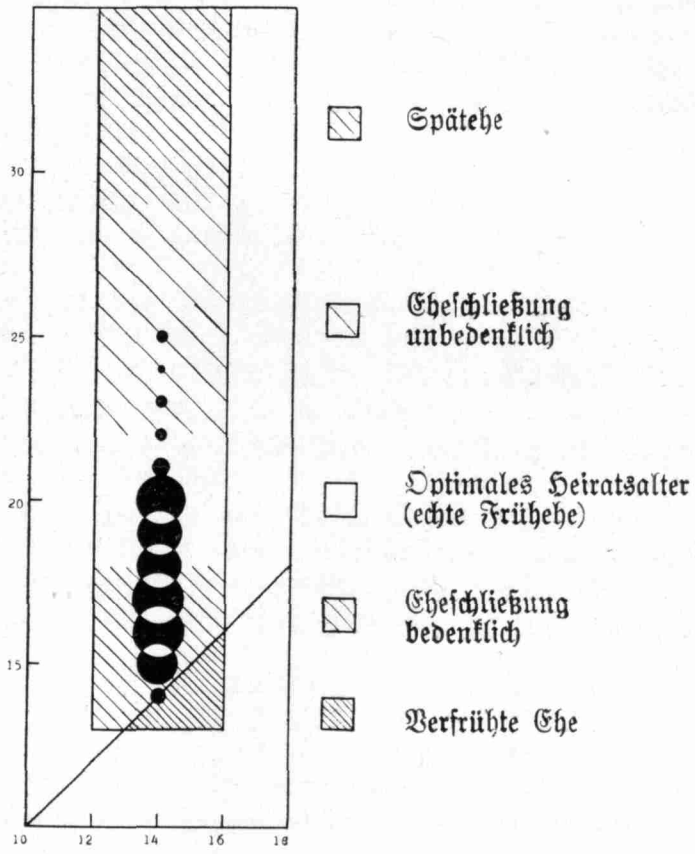


Abb. 4: Ehe-Reife-Diagramm für Südostdeutsche. Es sind die Heiratsfälle der Zahlentafel 2 (Slatinik, Slawonien) eingezeichnet. Der Durchmesser der Kreisflächen entspricht der Häufigkeit.

Schrifttum.

1 K. Woernle: Unterſuchungen über die Lebensbedingungen und den Geſundheitszuſtand der deutſchſprachigen Bevölkerung eines Dorfes in Jugoſlawien. Arch. Bev.Wiſſ. Bev.Politik VII, 200/209, 1937.

2 H. Grimm: Dorfforſchung in Bukin (Batſchka). „Unſere Heimat" 11. H., 338/341, 1937.

3 G. Wülker-Weymann: Das Früheheproblem in Bukin. „Junge Wiſſenſchaft" Bd. 3, 105/111, München-Berlin 1938.

4 R. Prieſel und R. Wagner: Geſetzmäßigkeiten im Auftreten der extragenitalen ſekundären Geſchlechtsmerkmale bei Mädchen. Z. Konſt. Lehre 15, 333/352, 1931.

5 A. Pollich: Aufgaben der Krankenvorſorge in den Wohlfahrtsgenoſſenſchaften. „Wogeblatt" (Z. ländl. Wohlfahrtspflege) V, 2/3, 1936.

6 G. A. Küppers: Deutſche im Donaubecken — ein raſſenkundlicher Streifzug. Volk und Raſſe 12, 95/104, 1937.

7 B. Maleš und S. Jovanić: Menarha sela i varosi, uticaj socialnih prilika. Glasn. Zentr. Hyg. Inst. Belgrad, Vol. 8, 7, 1933.

8 B. Škerlj: Beiträge zur Anthropologie der Slowenen, Anthrop. Anz. VIII, 124/143, 1932.

9 G. Ihlenfeld: Aerztlich-Hygieniſche Betrachtungen in deutſchen Siedlungen Slawoniens. Z. auslandsdtſch. Volksforſch. II, 113/130, 1938.

10 E. W. Koch: Ueber die Veränderung des menſchlichen Wachstums im erſten Drittel des 20. Jahrhunderts. Leipzig 1935.

11 K. Kogutowicz: Dunántúl és Kisalföld irasban és képben II, Szegedin 1936 (n. Ref. v. O. A. Isbert, Z. auslandsdtſch. Volksforſch. II, 573/574, 1938).

12 J. Ott: Die deutſche Frau in Jugoſlawien. Sonderabdr. d. „Volksruf", o. D.

13 J. Wüſcht: Bilder aus unſeren Dörfern: Kruševlje. „Wogeblatt" (Z. ländl. Wohlfahrtspflege) III, 40/42, 1934.

14 Chr. Brücker: „Volkswart" (Neuſatz) III, 29, 1934.

15 E. Maenner: Chemmet ine! Bilder aus der Vergangenheit und Gegenwart des Alemannendorfes Saderlach im rumäniſchen Banat. Weinheim a. d. B. 1937.

16 A. Csallner: Die Miſchehen in den ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen Städten und Märkten. Z. auslandsdtſch. Volksforſch. I, 225/255, 1937.

17 E. Gläsmer: Körperbau und Sexualfunktion. 15/16. Stuttgart 1930.

18 E. Martin: Lehrbuch der Anthropologie, I, Jena 1928.

19 H. Grimm: Körperliche Entwicklung auslandsdeutſcher Jugend. Z. auslandsdeutſche Volksforſchung II, 130/138, 1938.

20 W. Burchard: Körperbau-Unterſuchungen aus Bačko Dobro Polje. In: H. Grimm: Ergebniſſe einer Dorfarbeit in der ſüdſlawiſchen Bačka. „Wogeblatt" (Z. ländl. Wohlfahrtspflege), Sonderheft, 7/14, Neuſatz 1935.

21 A. Hermann: Die deutſchen Bauern des Burzenlandes. Deutſche Raſſenk. Bd. 15/16, Jena 1937.

22 E. Fiſcher: zit. n. A. Rhiel: Unterſuchungen zur Anthropologie und Konſtitution der deutſchen Frau. Z. Morph. 26, 333/358, 1927.

23 A. Breig: Eine anthropologiſche Unterſuchung auf der Schwäbiſchen Alb (Dorf Genkingen). Deutſche Raſſenkunde, Bd. 13. Jena 1935.

24 A. Rott: Körperbauſtudien an deutſchen Frauen. Anthrop. Anz. III, 39/45, 1926

25 G. Frommolt: Raſſenfragen in der Geburtshilfe und Gynäkologie. Leipz. 1936

26 H. v. Hellmer-Wullen: Eugeniſche Beobachtungen an Bewohnern der Südappalachen. Z. Raſſenk. II, 144/154, 1935.

27 C. Schiötz: Somatologiſche und funktionelle Unterſuchungen an 300 jungen norwegiſchen Frauen. Skr. Norske Vid.Ak.Oslo, 1935, Nr. 11.

28 Ruge Mühlens-z. Werth: Krankheiten und Hygiene der warmen Länder. Leipzig 1930, S. 32.

29 P. Fräger: „Der Auslandsdeutsche 17, 337/344, 1934.

30 E. Pasmore und F. Weymouth: The Relation of Vital Capacity to other Physical Measurements in Women. Am Phys. Educ. Rev. Vol. 29, Nr. 4, S. 266.

31 Trenker, L.: Berge und Menschen. Berlin 1933.

32 H. A. Ried: Miesbacher Landbevölkerung. Deutsche Rassenkunde III, 171 S. Jena 1930.

33 L. Mikosch: Stirbt unser Volk? Klagenfurt 1937.

34 A. Schinzel: Die biologische Lage der deutschen Ostmark. In: Reichel, H.: Beiträge zur Kenntnis der natürlichen Bevölkerungsbewegung im Lande Oesterreich. Arch. Bev.Wiss. Bev.Politik VIII, 369/411, 1938.

35 Gmelin: Dtsch. Aerzteblatt Nr. 50, 1936.

36 Lenz, F.: Volk und Rasse, 91, 1937. Hierzu: Lehmann, K.: Bevölkerungspolitik und Frühehe. „Biologe" VI, 175, 1937.

37 Sellheim, H.: Produktionsgrenze und Geburtenrückgang. 1914.

38 J. Wüscht: Die Bevölkerungsbewegung der Deutsch-Evangelischen im Batscher Seniorat 1920/1930. „Wogeblatt" (Z. ländl. Wohlfahrtspflege) II, Nr. 2/3, 9/15 ,1933.

39 Petri: Festschrift Schowe 1786/1936.

40 W. Burchard: Eine Körperbau-Untersuchung in der Batschka und in der Gottschee ... „Junge Wissenschaft", Bd. 3, 112/154, München-Berlin 1938.

41 F. Burgdörfer: Zur Biologie des Auslandsdeutschtums. Z. Geopolitik, X, 606/617, 1933.

Breslau. Hans Grimm.

Bücher- und Zeitschriftenschau.

Übersetzte Titel von Zeitschriftenaufsätzen sind mit * versehen. Mit R gezeichnete Notizen sind von der Schriftleitung angefertigt. Sind mehrere Besprechungen hintereinander vom gleichen Verfasser, so ist nur die letzte gezeichnet. Die Verfasser einschlägiger Veröffentlichungen und Aufsätze werden um Einsendung von Besprechungsstücken gebeten.

I. Allgemeines.

Archiv für Sippenforschung und alle verwandten Gebiete. Herausgeg. v. E. Wentscher. 15. Jahrg., Verlag f. Sippenforschung und Wappenkunde, C. A. Starke, Görlitz, 1938.

In der biologischen Volkstumsgeschichte ist „Anonymität der Forschung", eine „menschenvergessende" Forschungsweise (Scheidt) nicht möglich. Darum ist die Sippenkunde ihre wichtigste Hilfswissenschaft. Das wird auch in einigen den besonderen Interessen südostdeutscher Forschung dienenden Beiträgen des obengenannten Archivs deutlich. H. Klamroth schreibt über „Beimischungen türkischen Blutes in deutschen Familien" (H. 2,3). Er kann aus Mitteldeutschland (Magdeburg, Halberstadt, Barby, Jessen bei Wittenberg, Heimburg im Harz u. a.) und aus Hannover rund 20 Fälle anführen, in denen türkische Knaben und Mädchen aus den Türkenkämpfen 1683/1699 oder aus dem Krimkriege 1733/1740 nach Deutschland verbracht wurden und später mit Deutschen die Ehe schlossen. Allein am kurhannoverschen Hofe ließen Erbprinz Georg Ludwig und Prinz Maximilian 12 Türkenkinder erziehen. Wie ihr Erbgut weitergetragen wurde, das läßt sich z. T. sehr genau verfolgen, z. B. an der auszugsweise dargebotenen „Stammtafel der Aly" (Berlin 1903). Die Frage nach der rassischen Zugehörigkeit muß der Verfasser natürlich unentschieden lassen, er weist in diesem Zusammenhang hin auf ein Porträt der Abbas Cachiane Käfe Rhebisch (der späteren Gattin des Pfarrers Chr. M. Grimm in Sorge im Harz), auf dem das Mädchen blondes Haar und helle Augen sowie geraden Nasenrücken zeigt, also keinerlei orientalide oder armenide Züge, die dagegen auf dem Bilde des Kammertürken Aly im Charlottenburger Schloß angedeutet sind. — Die umfangreiche Namensliste aus der „Matrikel der Akademie der bildenden Künste in Wien" 1726—1739 (H. A. Mansfeld) füllt das ganze 4. Heft. Sie ermöglicht recht interessante Studien über das „Einzugsgebiet" der Akademie, über die soziale und berufliche Zusammensetzung ihrer Hörer u. a. Ebenfalls durch ihre Namenslisten wertvoll sind die Mitteilungen von F. Muck (H. 5, 6, 7, 9) über „Kriegsgefangene Preußen in Siebenbürgen und im Banat", mit denen der Verf. anregen will, „nach Herkunft und Fortpflanzung der darin erwähnten Personen weiter zu forschen und vom fernen Herkunftsgebiet zu den Ansiedlungsländern der Kaiserin eine Brücke bewußter Blutsverbundenheit zu schlagen". Für folgerichtige Verwendung der Begriffe „Volk" und „Bevölkerung" — ersterer mit „ganzheitlichem", letzterer mit „gesamtheitlichem" Inhalt — tritt J. Krauße ein (H. 9). E. Görlich nennt in H. 10 „Oesterreichische Ostindienfahrer im 18. Jahrhundert". (Es handelt sich allerdings um Angehörige der „österreichischen Niederlande"!). Es ist ein Gerüst aus Namen und Daten, das hier geboten wird, eine biologische Auswertung wird nicht versucht. Wer aber daran geht, das Material in diesem Sinne zu benutzen, wird über die genannten Beiträge hinaus zahllose Hinweise auf weitere Quellen und Forschungsunternehmen finden, die die Brauchbarkeit des Archivs außerordentlich erhöhen.

Breslau. Hans Grimm.

Kos, Milko: Conversio Bagoariorum et Carantanorum [Razprave znanstvenega društva v Ljubljani, 11. Historični odsek, 3 (Abhandlungen der wissenschaftl. Gesellschaft in Laibach, 11. Hist. Abt. 3)]. Laibach: 1936, 157 S.

Die neue Herausgabe der Conversio von K. bedeutet nicht nur eine wertvolle Bereicherung unseres Vorrats an historischem Quellenmaterial, sondern sie ist auch vor allem in Bezug auf kritische Eigenleistung und Auswertung der bis dahin geleisteten analytischen Arbeit als eine glänzende Abhandlung zu bezeichnen. Wollte man allerdings hier auf den durch die „Conversio" gebotenen geschichtlichen Stoff näher eingehen, so hieße es den ganzen Bereich der schwerwiegendsten europäischen Geschicke des 8. und 9. Jh.s aufrollen: Das Verhältnis der Slawen zu den Bayern, der Bayern zu den Franken, der Franken zu Rom; Verbreitung

des Christentums — irische, bairische, fränkische u. a. Missionen; Kampf und Gegenwehr des Heidentums, den Gegensatz zwischen der bairischen und reichsfränkischen Mission (Virgil—Bonifaz), die Auseinandersetzung mit Awaren und Bezwingung ihrer Macht durch bayrisch-slawisch-fränkischen Einsatz; die Politik Karls d. Gr. und die für den Osten bedeutungsvollen Reichsreformen Ludwig des Deutschen, nicht zuletzt die weitspannenden politischen Ueberbrückungen vom Rhein bis zum Bosporus, wie lokalere geschichtliche Begebenheiten im Lande des Pribina und Kozel, Kolonisation und Aufbau, innere Auseinandersetzung im pannonisch-mährischen Raume, Uebergriffe der Bulgaren, kirchliche und politische Bündnisse usw., die den Rahmen für unseren „Libellus" über die Bekehrung der Bayern und Kärntner bilden. Die umfangreiche Untersuchung von K. (S. 3—109) meistert sachkundig eine große Anzahl sich ergebender Fragen. Vor allem jedoch verfolgt der Verf. jene Fragen, die sich vornehmlich auf seine „karantanische" Landschaft im engeren Sinne beziehen. Niemand könnte sich einer solchen Aufgabe mit Aussicht auf annähernd gleichen Erfolg unterziehen wie K. selbst, der als Verf. mehrerer Arbeiten über Geschichte der Slowenen und anderer — in den Umkreis gehörender — Abhandlungen Vorbedingungen für beste Auswertung der in der C. enthaltenen Fragen von Haus aus mit sich brachte. In dieser Hinsicht ist z. B. die Kommentierung einzelner Orts- und Personennamen sehr aufschlußreich. — Die Entstehungszeit der C. wird frühestens ins letzte Viertel des Jahres 871 gesetzt. Es galt gegen eine neu aufgetretene geistige und politische Gefahr, die sich in Gestalt der griechischen Missionstätigkeit des Method und seiner Schüler unter den Slawen für das Erzbistum ergab, eine Abwehrschrift zu verfassen. K. trifft diesbezüglich zweifelsohne das richtige, wenn er meint, daß gewisse Stellen der C. wie eine Erwiderung auf Methods Argumente im Streit gegen die bayrischen Bischöfe aussehen (S. 103). Er vertritt die Meinung, daß diese Schrift vor allem für den Salzburger Erzbischof Adalwin selbst und nicht etwa für König Ludwig oder einen der Päpste (Hadrian II., Johannes VIII.) verfaßt worden sei.

Die Textausgabe (S. 126—140) stützt sich auf erschöpfende Auswertung des handschriftlichen Materials, welches vor allem in der Wiener Nationalbibliothek aufbewahrt wird (cod. 596, 1064, 546, 423, 434 und 1524 [3 weitere Handschr. mit veränderter Fassung befinden sich in Wien, cod. 3662, im Schloß Mlada Vozice bei Tabor und im Kloster St. Peter in Salzburg]). Der bei K. abgedruckte Text der C. genügt allen Anforderungen einer wissenschaftlichen Ausgabe und reiht sich würdig an die gute Tradition der Herausgabe in den Monumenta Germaniae historica an. Auch die Vorlagen der C. werden eingehend untersucht und soweit sie festzustellen sind am Rande der Textausgabe verzeichnet.

München. M. Hocij.

Némedi, Ludwig: A mai német irodalom (Das deutsche Schrifttum von heute). Debrezin: 1938. S.-A. aus Heft 5 der Csokonai-Bücherei. 36 S.

Ueber Sinn und Entwicklung des neuen deutschen Schrifttums herrscht im Ausland vielfach ein falsches und verworrenes Bild. Es tut also not, diese Entwicklung mit Verständnis und Objektivität zu betrachten und auch auf diesem Wege eine gegenseitige Annäherung der Nationalkulturen und Völker anzubahnen. Hinsichtlich der deutsch-ungarischen Beziehungen wirkt N.s knappe, jedoch gehaltvolle Uebersicht im Dienste dieser Zielsetzung.

Die Entwicklungslinie der deutschen Literatur verfolgt die Arbeit vom Naturalismus an und betrachtet nacheinander den Impressionismus, das Aufkommen eines neuen irrational-vital bestimmten Weltbildes, den Sieg der Ausdruckskunst mit all ihren Folgen, das Erwachen eines neuen Gemeinschaftsgefühls, die Vorherrschaft der sogenannten „Neuen Sachlichkeit", und dann die Wege zu einer mehr national bestimmten Kunst, die sich teils schon bei George, teils bei den „Dichtern des Landes" (Kolbenheyer, Grimm u. a.) anbahnen. Der Sieg des Nationalismus auch in kulturpolitischer Hinsicht schließt diesen geschichtlichen Ueberblick.

Der abschließende zweite Teil der Arbeit betrachtet nun im Spiegel der einzelnen Kunstgattungen das Schrifttum des Dritten Reiches: die Lyrik, die dramatischen Bestrebungen, die Romandichtung und endlich das Verhältnis der Literatur zu Volk und Staat. N. ist hier mit Objektivität und Interesse am Werk und widerlegt mit Ueberlegenheit die Legenden über „Barbarei und Kulturfeindlichkeit" des neuen Deutschlands. Einige Behauptungen müssen allerdings sowohl hier, als auch im

ersten Teil berichtigt werden. So möchten wir nicht behaupten, die Neuromantik sei bloß eine Verfeinerung naturalistischer Kunst. Auch können wir der These nicht zustimmen, daß bloß das Lustspiel heute größere Verbreitung hat. Im Gegenteil: Es besteht eher an guten deutschen Lustspieldichtungen ein Mangel. Das ernste Drama zeigt viel mehr wertvolle Ansätze und kann deshalb alle Bühnen des Reiches schnell erobern (Denken wir etwa an Langenbecks Hochverräter!). Der bekannte schwäbische Lyriker der jungen Generation heißt nicht Georg, sondern Gerhard Schumann!

Diese Einwände sollen jedoch N.s Verdienste nicht im geringsten schmälern. Hat er doch nicht nur den guten Willen, sondern auch den klaren Blick. Zu seinem reichen Wissen kommt auch noch die Fähigkeit, die Erscheinungen im Rahmen eines weltanschaulichen Ganzen zu sehen. All das ermöglicht ihm, ein richtiges und daneben auch interessantes Bild von der geistigen und schriftlichen Entwicklung der deutschen Gegenwart zu geben. Die Arbeit ist ein Gewinn der ungarischen Germanistik.

München. Andreas Angyal.

Engel, Carl [Hrsg.]: Ostbaltische Frühzeit (Baltische Lande, Bd. 1). Leipzig: Hirzel 1939. 498 S., 277 Abb. 2 Kt.

Das wertvolle Sammelwerk, das der Zusammenarbeit sachkundiger Ostforscher sein Entstehen verdankt, ist auch für uns von großem Wert. Wir haben uns darüber im klaren zu sein, daß es eine scharf ausgeprägte Abgrenzung eines Südostbereiches gegen den übrigen Osten nicht geben kann, und daß vor allem für das frühe Mittelalter die Südostforschung nur dann erfolgreich zu arbeiten imstande sein kann, wenn sie alle Seitenstücke und Vergleichsmöglichkeiten systematisch heranzuziehen imstande ist. Wichtig sind unter diesem Gesichtspunkt für uns die Aufsätze über vor- und frühgeschichtliche (P. W. Thompson, S. 1 ff., W. Giere, S. 15 ff., V. Kiparsky, S. 42 ff.; H. Laakmann, 204 ff.; P. Johansen, S. 263 ff.; A. Bauer, S. 307 ff.; H. Mortensen, S. 330 ff.) und sprachkundliche (V. Kiparsky, S. 48 ff.; T. E. Karsten, S. 60 ff.). Fragenbereiche, dann aber auch die sehr wertvolle, in manchem grundlegende Studie von Sophie Ehrhardt, Zur Rassenkunde und Rassengeschichte der Baltischen Völker und Ostpreußens (S. 87—166).

Weniger Parallelen bietet uns der Vorgang der deutschen Einwanderung in die baltischen Länder. Das gleiche gilt wohl für die kunst- und literaturgeschichtlichen Verhältnisse.

Wir können das stattliche Buch nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns aus der Hand legen, wenn wir daran denken, wie viel die deutsche Südostforschung noch wird arbeiten und leisten müssen, bis sie ähnliche Ergebnisse aufzuweisen imstande sein wird. F. V.

Aubin Hermann: Zur Erforschung der deutschen Ostbewegung (Deutsche Schriften zur Landes- und Volksforschung, 2. Bd.). Leipzig: S. Hirzel. 1939. 90 S.

Der Breslauer Historiker hat drei im Archiv für Landes- und Volksforschung 1, 37—70, 309—31 und 562—602 erschienene Aufsätze über die deutsche Ostbewegung als Büchlein erscheinen lassen. Gegenüber den Aufsätzen sind an größeren Aenderungen ein Vorwort, weitere Zusätze S. 10, 66 und 72—73 sowie viele Anmerkungen hinzugekommen.

Der erste Abschnitt zeigt, wie die herkömmliche Vorstellung von der deutschen Ostbewegung auf einem 1862 von Wilhelm Wattenbach gehaltenen Vortrag beruht und dadurch ein kleindeutsches Gepräge erhielt. Demgegenüber weist Verf. auf die Bedeutung Karl des Großen als Urheber der Südostsiedlung und damit Vater der ganzen Ostbewegung hin, sucht zwischen der um 1400 auslaufenden ersten großen Siedlung in Süd- und Nordost und der späteren von den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen geleiteten Siedlung Zusammenhänge zu finden und will damit eine einzige große Ostbewegung des deutschen Volkes feststellen. Diesem programmatischen ersten Abschnitt folgt als zweiter ein Ueberblick über die verschiedensten kulturellen Seiten der Ostforschung und als dritter ein Ueberblick über die politischen und nationalen Seiten derselben. Das sehr anziehend und elegant geschriebene Büchlein bietet einen ausgezeichneten Ueberblick vor allem über die Leistungen jener Gelehrtengruppe, die in erster Linie den sog. Nordostabschnitt planmäßig bearbeitet. Die Arbeiten, die in Oesterreich auf dem gleichen Gebiet geleistet wurden, sind meist in

den Anmerkungen kurz gestreift und dabei manchmal etwas zu kurz gekommen. Man hätte sich gefreut, wenn A. die Gelegenheit benützt und nicht nur die jahrelange kleindeutsche Behandlung der Ostgrenzen aufgezeigt, sondern einmal die egoistischen und monopolistischen Beweggründe einer gewissen liberalen Schichte beleuchtet hätte, die ihre kleindeutschen Thesen lediglich als Vorwände für ihre angebliche Auserwähltheit im deutschen Volk ersonnen hatte. So hält der Aufsatz, so sehr man sich über die programmatischen Darlegungen, die vom etatistischen und konfessionellen Denken weg zum Denken im Ganzen unserer Nation führen, freuen muß, in der praktischen Durchführung seines Programms vielleicht doch nicht alles, was man von ihm erwarten möchte, so anziehend er geschrieben ist.

St. Pölten. E. Klebel.

Heymann, Egon: Balkan. Kriege, Bündnisse, Revolutionen. 150 Jahre Politik und Schicksal. Berlin: Junker und Dünnhaupt. 1918. 440 S. 50 Abb., 9 Kt., 5 Stammtafeln.

Eine gemeinverständliche Uebersicht, deren Schwergewicht naturgemäß auf der Gegenwart beruht. Am wertvollsten sind die Ausführungen über die außenpolitischen Probleme der Gegenwart. Auch über die südslawische Innenpolitik der letzten Jahre bietet H. manche unbekannte Einzelheit. Bes. anzuerkennen ist, daß H. seiner Darstellung auch Anmerkungen beigegeben hat, wodurch diese entschieden gewinnt. R.

Sering—v. Dietze: Agrarverfassung der deutschen Auslandssiedlungen in Osteuropa.

In der Schriftenreihe der Internationalen Konferenz für Agrarwissenschaft geben S. und v. D. ein Sammelwerk heraus, dessen erster Band jetzt erschienen ist und die Agrarverfassung der deutschen Siedlungen in Rußland, den Baltischen Ländern, Polen, den Sudetenländern und den Westkarpaten behandelt. Uns interessieren: Im Abschnitt III (Polen) die Unterabschnitte D (Das Deutschtum in Wolhynien, S. 199—203), E (Das Deutschtum in Galizien, S. 203—206) und F (Das Deutschtum in Schlesien, S. 206—208); ferner im besonderen Maße Abschnitt IV, in dem Andreas Meisner über die Agrarverfassung der Deutschen in den Sudetenländern und den Westkarpaten berichtet (S. 213—296).

Wie die Namen der Herausgeber und Verf. (Sering, Auhagen, Seraphim, Lübbike und Meisner) vermuten lassen, werden in dem Werk vor allem die wirtschaftlichen (und im Zusammenhang damit die geographisch-geologischen) Verhältnisse in den genannten Ländern behandelt. Doch wird im Abschnitt IV dankenswerterweise auch den kulturellen und soziologischen Verhältnissen der deutschen Siedler ein Sonderkapitel gewidmet (S. 266—274), in welchem vor allem dem Bildungswesen ein breiter Platz eingeräumt wird. Die übrigen Kapitel dieses Abschnittes behandeln die geschichtliche Entwicklung der deutschen Siedlungen im Sudeten- und Westkarpatenraum und — im letzten (12.) Kapitel — Reformen und Reformbestrebungen.

Eine „Schlußbetrachtung" (S. 296—303) enthält Tabellen, welche die Bevölkerungsbewegung in der ehemaligen Tschecho-Slowakei veranschaulichen, sowie Tabellen über die Entwicklung der Arbeitslosigkeit in diesen Gebieten, und, hieran anschließend, in die Zukunft weisende Betrachtungen. Ein beigefügtes reichhaltiges Kartenwerk illustriert nicht nur die in dem Werk enthaltenen Ausführungen, sondern stellt diese gleichsam in einen größeren Rahmen. Auch im Textteil finden wir ergänzende Abbildungen und Karten.

Dem Erscheinen des zweiten Bandes, der das Donaugebiet behandeln soll, darf die Südostforschung mit größtem Interesse und berechtigten Erwartungen entgegensehen.

München. F. Weden.

Martini, E.: Einiges über die Seuchenlage in Südosteuropa. Leipzig. Vierteljahrsschr. f. Südosteuropa, 2. 102—118, 1938.

In dieser geomedizinischen Betrachtung über Ungarn und Rumänien, in der allerdings die deutschen Siedlungsgebiete nicht gesondert erwähnt werden, kennzeichnet der Verfasser einige wichtige Volksseuchen (Flecktyphus, Malaria, Pellagra, Trachom) als südosteuropäische Besonderheiten. Pest und Cholera werden nur kurz er-

wähnt, da der Südosten heute frei davon ist, ebenso Tuberkulose, Syphilis und Pocken, da sie keine grundsätzlich von Mitteleuropa verschiedenen Verhältnisse bieten. Eigene Eindrücke, die auf Malaria-Bereisungen i. J. 1933 und 1937 beruhen, verleihen den auch räumlich hervortretenden Ausführungen über Malaria besonderes Interesse. Bei der Schilderung der Verbreitung der Arten und Unterarten (Rassen) der Malaria-Ueberträger (Anopheles sp.) treten auch Jugoslawien und Albanien in den Blickkreis. Zwei Verbreitungsarten von Jancso (um 1900) und Lörincz (Nachkriegsjahre) zeigen den Rückgang der Malaria in Ungarn (die Lörinczsche Karte steht übrigens auf dem Kopf!). In Rumänien, wo Alexa, Ciuca, Mezinescu, Zotta u. a. eine Bestandsaufnahme der Hauptvolksseuchen durchführen, hat in Versuchen von Cornelson das deutsche Atebrin recht erfreuliche Wirkung gegen Malaria gezigt. Die epidemiologische Bedeutung der Lebensgewohnheiten der Zigeuner wird gestreift, die für die Verbreitung des Flecktyphus eine erhebliche Rolle spielen (viel weniger dagegen für Syphilis!). Auch bezüglich der Pellagra, die einen merkwürdigen Zusammenhang mit der Ernährung mit Mais erkennen läßt, nimmt das Gebiet eine Sonderstellung ein (Hauptherd in der Moldau, Bessarabien und der Bukowina). Die gelegentlichen geschichtlichen Bemerkungen des Verfassers lassen ahnen, welche auslesende und ausmerzende Bedeutung die Volksseuchen vor allem in vergangenen Generationen gehabt haben mögen. In der Nachkriegszeit erscheint der ärztliche Einsatz für ihre Bekämpfung überall gesteigert und wegen seiner jeweiligen völkischen Bedeutung beachtenswert.

Breslau. Hans Grimm.

II. Binnendeutsche Grenzgebiete.

Mayer-Löwenschwerdt, Erwin: Schönerer der Vorkämpfer. Wien-Leipzig: Braumüller, 1938. 390 S.

Weiten Kreisen des deutschen Volkes, und vor allem der jüngeren Generation, ist der Name „Schönerer" erst ein Begriff geworden durch das Denkmal, das der Führer ihm in „Mein Kampf" gesetzt hat, Schönerer als großen Lehrer seiner Jugend bezeichnend. — Das Jahr 1938 hat schlagartig, und man kann sagen, zufällig, diese Lücke der historischen wie der Volksbildung überhaupt, gefüllt. In der Schriftenreihe des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands erschien, von Schönerers altem Mitkämpfer Hofrat Pichl herausgegeben, eine sechsbändige Sammlung aller Reden und Schriften Schönerers, — M.-L. veröffentlichte zu gleicher Zeit seine Biographie. Seine Arbeit ist stärkster Beweis dafür, daß wahre Gerechtigkeit der Beurteilung nur dem möglich ist, der nicht kalt abwägend, sondern warm mitempfindend der von ihm geschilderten Gestalt gegenüber steht, weil er den Herzschlag des Geschehens erfaßt, mag er auch manche, für das Gesamtbild wichtige Tatsachen deshalb nicht sehen. Keine Persönlichkeit bot vielleicht der biographischen Erfassung stärkere Schwierigkeiten als gerade dieser österreichische Volksmann, der, in packendem Redefluß seine Zuhörer mitreißend, in scharfem Witz die Gegner entwaffnend, nie ein Mann der Feder war, der niemals das Gesamtgebäude seiner politischen Ideen zusammengefaßt hat außer vielleicht in seinem Linzer Programm von 1879, das zum schlechthinigen Bekenntnis des deutschen Nationalismus in Oesterreich wurde. M.-L.s Werk ist wirklich von gleichem Blut wie das Schönerers; es ist im besten Sinne des Wortes eine „politische Biographie". In glänzenden Formulierungen, denen man den geschulten politischen Redner und Denker anmerkt, werden politische Probleme entwickelt, werden Grundsätze politischen Handelns herausgearbeitet, die für jede deutsche Politik Geltung beanspruchen können. Nicht mit kleinem parteipolitischem, sondern höchstem nationalhistorischem Urteil werden Führertum und Gefolgschaft, Staat und Volk, Liberalismus und Konservativismus, Bauerntum, Arbeitertum und Bürgertum, Presse und Judentum hier in ihrer für das deutsche 19. Jh. wesentlichen Erscheinung charakterisiert und auch kritisiert, auf dem Boden eines gefestigten völkischen Denkens. An dem Wort „Deutsches Volk" wird hier die Bedeutung der österreichischen Innen- und Außenpolitik zwischen 1866 und 1918, ja 1938!, für das Volksschicksal der Ostmark darzulegen versucht. Diese schwierige Aufgabe ist dem Verf. von der Schilderung der Persönlichkeit und des Schaffens Schönerers aus gelungen, in dem sich ja tatsächlich die Grundprobleme der letzten Jahrzehnte vor und nach dem Weltkriege verkörpern, zur Zeit eines Badeni wie

im Laufe des 20. Jh.s. Der gleiche Geist nationalen Widerstandes, der in Schönerer lebendig war, glühte in jenen österreichischen Nationalsozialisten, aus deren Reihen M.-L. stammt, gegen den gleichen Feind war dieses Buch gerichtet, das, indem es die Gegner Schönerers und seiner nationalen Bewegung charakterisierte, zugleich als Kampfruf gedacht war gegen das volkszerstörende System der österreichischen Regierung von 1933 bis 1938, das auch jetzt noch nach seiner Ueberwindung gelten kann als Mahnruf gegen künftige Gefahren.

Es war Schönerers Größe, das seit 1866 so oft verkannte Grundprinzip der Existenz der deutschen Ostmark erkannt zu haben, daß nämlich nur engste Vereinigung mit Deutschland diesem deutschen Stamm die Möglichkeit gibt zu eigenem Schaffen, zur Selbstbehauptung im Ringen der Völker des Südostraums. Gerade das Aussprechen dieser Erkenntnis hat Schönerer vielleicht die tiefste Feindschaft der österreichischen Partikularisten, vom Kaiser Franz Josef angefangen, zugezogen, es hat ihm aber auch die Verständigung fast unmöglich gemacht mit einem Deutschland, das nach der Durchführung der kleindeutschen Lösung 1870/71 nur noch rein staatlich dachte, das verzichtet hatte auf die weiten deutschen Gebiete des Donauraums und diesen Verzicht durch eine einseitige Auffassung der deutschen geschichtlichen Entwicklung zu rechtfertigen suchte. Den Kampf für diese seine Erkenntnis hat Schönerer bis zum letzten durchgeführt, er hat an ihm auch festgehalten, als das zweite Reich um des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn willen von aller Unterstützung der Deutschen in Oesterreich abrückte, als sich bei Konservativen wie Liberalen des deutschen Reichstags in gleicher Weise immer mehr das Mißverständnis für den Kampf des deutschen Volkes in Oesterreich entwickelte. Schönerer hat trotzdem den Glauben nicht verloren, er hat in einsamer Größe trotz allem an Bismarcks überragender Persönlichkeit festgehalten in unerschütterlicher, wahrhaft germanischer Gefolgschaftstreue, die den Führer anerkennt, selbst wenn sie dem Gewissen folgend eigene Wege gehen muß; er hat dieser Treue tiefsten Ausdruck gegeben, als er sich neben jenem Großen in Friedrichsruh begraben ließ.

Der Kampf für sein deutsches Volk mußte Schönerer zum Kampf gegen alle Internationalen führen, die die deutsche Ostmark entnationalisieren wollten, um mit dieser kulturell höchsten Nation dann auch alle anderen slawischen und sonstigen Völker des Donauraums zu treffen. Der Kampf gegen das nach 1866 sich immer mehr dem Deutschtum entfremdende Habsburg war vielleicht der schwerste von allen, stand doch hier nicht nur die Anklage auf Zertrümmerung des Staates gewichtig gegen ihn, sondern ebenso sehr die Tatsache, daß das von ihm verehrte deutsche Reich, daß Bismarck und Kaiser Wilhelm in schwerer Verkennung der allmählichen Strukturwandlung der Donaumonarchie vom deutschen zum slawischen Staat für die Erhaltung der Habsburger Dynastie sich einsetzten. Und um seines Volkes willen hat Schönerer den Kampf auch gegen die beiden anderen Internationalen aufgenommen, gegen das Judentum und gegen die römische Kirche, — gegen die letztere nicht aus konfessionellen, kirchenreformatorischen Erwägungen heraus, sondern, wie M.-L. überzeugend darlegt, wiederum nur aus dem Zwang der Politik. Und politisch sollte nach Schönerer der Kampf gegen Rom in erster Linie sein. Freilich, der Kirchenkampf ergab sich aus der Parole „Los von Rom" fast unvermeidlich, aber hier ist es zweifellos Schönerers Fehler gewesen, zu früh, neben dem Kampf gegen das Judentum, auch noch den gegen die Kirche aufgenommen zu haben, mochte auch seine Ansicht richtig sein, daß die katholische Kirche in Oesterreich versuchte, — und hier selbst als Gegnerin einer von Franz Josef hartnäckig behaupteten staatlichen Oberhoheit, — die Kraft des deutschen Volkstums zu brechen; nicht anders, wie später. Gegen die Dynastie, gegen das Judentum, gegen die Kirche, und schließlich gegen den slawischen Chauvinismus der Tschechen und Polen, — nicht gegen den berechtigten Nationalismus, — dieser Kampfansagen Schönerers waren zu viele, und hierin wird man auch einen der Hauptpunkte für sein Scheitern sehen dürfen, wenn man nicht schon von vornherein sein ganzes Streben auf Sammlung des deutschen Volkstums für aussichtslos erklären will, angesichts des fehlenden Rückhalts am deutschen Gesamtvolk, angesichts der Fülle zerspaltender Tendenzen.

Schönerer sprach und kämpfte für das ganze Volk, für die Bürger, für die Bauern wie für die Arbeiter, — aber er, der Landedelmann, fand doch den Weg zu den Arbeitern nicht, zur stärksten Kraft des Volkes. Schönerer hat die großen zerstörenden Kräfte seiner Zeit ebenso wie die Gefahren für sein deutsches Volk erkannt, aber er war kein Politiker, — nimmt man dies Wort in seiner höchsten Bedeutung,

— sondern Programmatiker, wenn auch einer, der an rücksichtslosem Mut alle seine „Collegen" im Parlament ebenso übertraf wie an Größe der Gesinnung, der vielleicht nach Bismarcks Abgang der weitsichtigste Deutsche war. Sein Programm für die innere Gliederung der Monarchie verrät jene gewisse Einseitigkeit, die immer notwendig ist zur großen Tat, die aber schwerste Widerstände hervorrufen muß, wenn sie zu völliger Blindheit gegenüber Tatsachen führt. Schönerer wollte den Deutschen in der zisleithanischen Reichshälfte wieder das Uebergewicht der Zahl verschaffen, um dann hier eine reindeutsche Staatssprache mit deutschgerichteter Gesetzgebung und Verwaltung einzuführen, die den Bedürfnissen des deutschen Volkes der Ostmark gerecht werden könnte. Dieser Teil der Donaumonarchie sollte nach seinem Vorschlag bundesrechtlich dem deutschen Reich angeschlossen, der habsburger Kaiser also deutscher Bundesfürst werden, der in bloßer Personalunion Herrscher der ungarischen Reichshälfte sein würde; an sie wollte Schönerer Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina überweisen, während Galizien eine Sonderstellung erhalten sollte. Ein utopischer Plan, zugleich der schärfste Gegensatz zu der trialistischen Idee des Thronfolgers Franz Ferdinand, neben einem deutschen einen madjarischen und einen slawischen Teil der Monarchie zu bilden. —

Zweifellos hatte Schönerer Recht, wenn er den Besitz Böhmens als für das deutsche Reich unentbehrlich festhalten wollte, aber stand es ebenso, wenn er die verwaltungsmäßige Einheit und die innere und äußere deutsche Staatssprache für ganz Böhmen und Mähren forderte, wenn er, der begeisterte Vertreter des Volksgedankens, den Tschechen diese Lösung oktroyieren wollte? Hat die geschichtliche Entwicklung nicht alle jene Männer bestätigt, die forderten, die deutschen und tschechischen Gebiete zu trennen, ihnen besondere Landtage zu geben und hier die deutsche, dort die tschechische Staatssprache einzuführen? M.-L. meint, daß dieses Verhalten Schönerers geboten war durch die Notwendigkeit, das deutsche Volk nicht in die Verteidigungsstellung drängen zu lassen, aber hier wird doch übersehen, daß die Verteidigung nur gewonnen hätte, wenn man unhaltbare Positionen geräumt und dafür vielleicht die Hälfte der anderen Nationen gegen das internationale Habsburg-Regime eingetauscht hätte. Aehnlich einseitig und fehlerhaft war Schönerers Plan in seinem zweiten Teil, in der Ausgestaltung der ungarischen Herrschaft. Muß es nicht eigenartig berühren, daß Schönerer die slawischen Völker ausgerechnet an Ungarn ausliefern wollte, das zu dieser Zeit unter Stefan Tisza eine Hochblüte des Chauvinismus erlebte, daß er das Donauschwabentum ebenso wie die Siebenbürger Sachsen — 2 Millionen Deutsche — bedingungslos dem Reich der Stefanskrone, und das heißt dem Volkstode, preisgeben wollte?

Gerade die letzte Tatsache zeigt, daß Schönerer auch in seinem politischen Kampf für das deutsche Volkstum der Donaumonarchie nur das deutsche Volk Wiens, Ober- und Niederösterreichs, das Volk der Gebirge und des böhmischen Raums überhaupt sah, daß sein volkstumsmäßiges Denken, wenn auch weitsichtiger als das der Deutschen im Altreich, so doch kurzsichtiger war als das der Führer des Ungarndeutschtums, die im ganzen Südostraum dachten. Von den zwei großen Grundtendenzen der Ostmark hat Schönerer nur die eine gesehen, die unlösliche Verbundenheit mit dem Mutterland Deutschland. Die andere Aufgabe der Ostmark, im Südosten, hat Schönerer anscheinend nie erkannt. Man kann sagen, daß die Stützung dieser verstreuten, wenn auch großen deutschen Siedlungen im Donauraum eine spätere Frage sein mußte, die erst gelöst werden konnte, wenn das Kerngebiet, die Ostmark, ihre Schlagkraft wiedererhalten hatte, aber zu denken gibt es doch, daß Schönerer auch nicht einmal sich mit diesem Problem beschäftigt oder sich mit den Führern des Deutschtums in der ungarischen Reichshälfte in Verbindung gesetzt hat.

Diese Erkenntnis bewahrt uns vor einem folgenschweren Irrtum, zu dem die Bewunderung dieses großen deutschen Kämpfers verleiten könnte. Nicht nur in Schönerers Arbeit, die wegbereitend war für den österreichischen Nationalsozialismus und für den Anschluß 1938, lag die Größe und Kraft der Zukunft der deutschen Ostmark von 1866 bis 1918 — sie lag ebensosehr in der stillen Pflichterfüllung jener deutschen Beamten und Soldaten der k. und k. Armee der Habsburger Monarchie, die dazu beitrugen, den Staat zusammenzuhalten und damit Rußlands Vordringen zu bremsen. Was es bedeutet hätte, wenn Rußland die slawischen und sonstigen Völker der Donau-Monarchie überflutet, sie ihrer Eigenständigkeit beraubt und in sein Herrschaftsgebiet einbezogen hätte, wenn die zaristische Dampfwalze nicht nur in Nordosten, sondern auch im Südosten unmittelbar vor den deutschen Volksgrenzen

gestanden hätte, wenn das Deutschtum des Südostens damit völlig vernichtet worden wäre, — das hat uns der Weltkrieg deutlich genug gezeigt.

Die Wehrkraft des deutschen Volkstums, die sich in der Armee der Donaumonarchie darstellte, der Idealismus der Ostmark, wie er in Schönerer Gestalt wurde, sie haben mit der Erhaltung eines nationalen und nicht internationalen Oesterreich nicht nur Deutschland, sondern auch Europa einen Dienst geleistet. Mit M.-L.s Biographie ist der erste Schritt getan zu einer wahrhaften Eingliederung der österreichischen Geschichte der letzten 90 Jahre in die gesamtdeutsche, die unumgänglich nötig ist zum Verständnis der deutschen Ostmark.

Berlin. Helmut Rößler.

Szeps, Bertha: My life and History. London—Toronto—Melbourne—Sidney: Cassel [1938]. 257 S., 8 Bildtaf.

Die vorliegenden Memoiren (Verf.n ist die Tochter des Herausgebers v. „Neuen Wiener Tagblatt", Moritz Sz.), die in deutscher Fassung in einem Emigrantenverlag erschienen sind, beanspruchen unser Interesse vor allem durch die weitläuftigen Partien über den österreichischen Kronprinzen Rudolf, dessen Ansichten über die Notwendigkeiten einer österreichischen Südostpolitik durch die im Text mitgeteilten zahlreichen Briefe des Kronprinzen an Moritz Sz. gut beleuchtet werden. Rudolf befürwortete bekanntlich eine aktive Südostpolitik der Monarchie, forderte eine Ausbreitung „bis Saloniki" und eine Auseinandersetzung mit Rußland (vgl. etwa S. 70 ff.). Er pflog 1883 sogar persönliche Besprechungen mit König Milan von Serbien (S. 73—74). Aber auch nach der Lektüre der hier gebotenen Briefe muß man sagen, daß seine Südostansichten unreif, von einer halbverdauten Ideologie bestimmt waren — jedenfalls einen starken Gegensatz zur zielbewußten Klarheit des Erzherzogs Franz Ferdinand darstellen. F. B.

Schermann, Aegid: Geschichte von Lockenhaus. Martinsberg: [Selbstverlag]. 1936. 296 S.

Auslandsdeutschtums- wie Südostforschung haben Grund, das Erscheinen von Sch.s Buch über Lockenhaus, das in geographischer, politischer und sprachlicher Hinsicht als Grenzsiedlung anzusprechen ist und dessen Geschichte demgemäß eine Fülle von Interessantem bietet, dankbar zu begrüßen. Umsomehr, als der Verf. auch das wissenschaftliche Rüstzeug mitbringt, um sein Buch nicht nur interessant, sondern auch wissenschaftlich wertvoll zu gestalten. Ueberdies hat sich Sch. der Mithilfe der Archivare und überhaupt aller interessierten Akademiker von Lockenhaus und den benachbarten Orten versichert (insbesondere der Geistlichen, sodaß der 4. Teil, „Kirchliches", besonders ausführlich und ergiebig ausgefallen ist).

Dem größten Interesse dürfte Teil 5 begegnen, der, nachdem die ersten vier Teile Burg und Schloß Lockenhaus, Klöster und Pfarre sowie Schulwesen behandelt haben, der Darstellung der Entwicklung der eigentlichen Gemeinde Lockenhaus gewidmet ist (S. 208—293). Nicht nur das 6. Kapitel dieses Teils („Die Beschäftigung der Inwohner, Landwirtschaft, Gewerbe und Handel" betitelt), sondern auch vorhergehende und nachfolgende Kapitel geben über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Auskunft, so Kap. 5, das sich mit den Einnahmen der Gemeinde und den Abgaben der Untertanen, und Kap. 9, das sich mit dem Gesundheits- und Armenwesen befaßt. Ueber die in geschichtlicher Hinsicht interessantesten Zeiten — die Revolutionsjahre 1848/9 und die Weltkriegs- und Nachweltkriegsjahre 1914—1921 (die Angliederung an Oesterreich erfolgte Sept./Nov. 1921) — unterrichten Kap. 11 und 12 (S. 269—274).

Kap. 15 (S. 287—293) erzählt von Volksbräuchen und Aberglauben in Lockenhaus. Davon abgesehen scheint uns jedoch der volkskundliche und vor allem der sprachgeschichtliche Teil zu kurz gekommen zu sein. Dieser Hinweis soll aber den Gesamtwert der — nach eigenen Worten des Verf.s ergänzungsbedürftigen — Abhandlung nicht herabsetzen. Besonders anzuerkennen und hervorzuheben ist, daß Sch. den statistischen Teil vorzüglich ausgebaut und vor allem in jedem Abschnitt seine Mitteilungen gewissenhaft — fast auf keiner Seite fehlen Fußnoten — belegt hat.

München. Weden.

Geyer, E.: Der Stand der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark. In: Hesch, M. und Spannaus, G.: Kultur und Rasse (Festschrift für O. Reche). München-Berlin: Verlag?? 1939, 80—87.

Anthropologische Untersuchungen an Lebenden begannen in Oesterreich ungefähr um 1880. Die seither erschienenen Veröffentlichungen stellt der Verfasser in einem Literaturverzeichnis zusammen, das — zusammen mit den Arbeiten über osteologisches Material — immerhin 60 Nummern umfaßt. Dabei werden die in den letzten zehn Jahren erschienenen Arbeiten (Brezina, Keiter, Lebzelter, Polland, Rosenauer, Tuppa, Wastl u. a.) inhaltlich ganz kurz gekennzeichnet. Es fälllt dabei auf, daß — wie auch früher unter zahlreichen Arbeiten über Schädel- und Kopfformen etwa eine Arbeit wie die von Weisbach (1866) „Die Beckenformen österreichischer Völker" ganz allein stand — wirkliche Körperbaustudien an der Bevölkerung der Ostmark auch in der neueren Literatur fast völlig fehlen (Ausnahmen: Untersuchungen an Lokomotivführern (Brezina und Lebzelter) und an Wiener Straßenbahnbediensteten (Brezina und Wastl). Für Wien wurden nur 3 Arbeiten über insgesamt 369 Männer aufgeführt, hier wären noch die Untersuchungen von A. Corvin (Z. Rassenphysiologie 10, 129—144 [1. Teil], 1938) ergänzend einzufügen, die sich auf Blutgruppe, Haar- und Augenfarbe, Kopflänge und -breite von 3917 Männern und 2277 Frauen, also zusammen auf 6194 Wiener Einwohner beziehen. Besonders danken muß man dem Verf. für den Ueberblick über noch unveröffentlichtes Material, das etwa 31 100 Menschen umfaßt und sich, wie eine Kartenskizze zeigt, hauptsächlich entlang dem Donaulauf und an der Grenze gegen Ungarn und Jugoslawien verteilt. Besonders interessieren in diesem Zusammenhang die Untersuchungen von K. Tuppa an Kärntner Schulkindern und in St. Jakob im Rosental und die von H. L. Jungwirth in Feld am See. Morawek hat im Burgenland auch 460 Zigeuner untersucht, so daß beispielsweise die Klärung der von R. Ritter („Die Zigeunerfrage und das Zigeunerbastardproblem" Fortschr. Erbpath. Rassenhyg. III, 2—20, 1939) angeschnittenen Frage, ob nicht die „Zigeuner" im Burgenland Bastardpolulationen darstellen, von hier aus zu erwarten ist. Für eine planvolle Fortführung der rassenkundlichen Untersuchungen in der Ostmark (Verf. weist auf vordringliche Forschungsaufgaben im Grenzland hin) sind jedenfalls die Angaben über das unveröffentlichte Material unentbehrlich.

Breslau. H. Grimm.

III. Sudetengau; Böhmen, Mähren; Slowakei.

Slovenský archív. Sbírka pramenů k dějinám Slovenska. Sv. 1. Středověké listy ze Slovenska. Sbírka listu a listin, psaných jazykem národním. (Slowakisches Archiv. Quellensammlung zur Geschichte der Slowakei. Band I.: Mittelalterliche Urkunden aus der Slowakei. Urkunden und Briefe in nationaler [slawischer] Sprache). Herausgegeben von V. Chaloupecký. Preßburg-Prag: Melantrich 1937. XL—266 S., 24 Fakf.

Der erste Band des von der Šafárik-Gesellschaft herausgegebenen Slowakischen Archivs ist den in slawischer Sprache geschriebenen mittelalterlichen Urkunden und Briefen gewidmet, die für die Geschichte der Slowakei von Bedeutung sind. Publiziert werden hier Dokumente, die entweder in oder für die Slowakei herausgegeben wurden oder mit ihrer Geschichte in irgendwelchem Zusammenhange stehen, ferner Briefe und Dokumente von Personen, die aus der Slowakei stammen, schließlich diverse Urkunden und Briefe, die sich in slowakischen Archiven befinden. Zuletzt werden im Anhang solche mittelalterliche lateinische Urkunden publiziert, die später in slawischer Sprache erschienen sind.

Diese reichhaltige Sammlung von 218 Urkunden und Briefen aus der Zeit von 1429 (1426) bis 1491 gewährt uns in mancher Hinsicht einen unmittelbaren Einblick in die spätmittelalterlichen Verhältnisse der Slowakei, insbesondere in der Hussitenzeit. Die alt-tschechische Sprache dieser Urkunden ist ortsgebunden und weist viele Dialekte auf, die neben slowakischem auch polnischen Einfluß verraten. In der Schriftweise hat Chaloupecký bei der tschechischen und tschechisch-slowakischen Mundart die phonetische Transkription bevorzugt, bei dem tschechisch-polnischen Dialekt hingegen

palaeographiſche Tranſkription gewählt. Die Schwierigkeit der Leſung wird durch das Glossarium bohemoslavicum von V. Vážny, das als ſelbſtändiger Ergänzungsband in der Edition der Bibliothek des Slowakiſchen Archivs erſchienen iſt (1938) und hier nicht näher beſprochen wird, in vieler Hinſicht erleichtert. Die Drucklegung der Urkundentexte erfolgte im vollen Wortlaut der Originale und bei Hinzugabe von Regeſten und ergänzenden Anmerkungen. Den Schluß des Buches bilden ausführliche Perſonen-, Orts- und Sachverzeichniſſe und der bereits erwähnte Anhang.

Die Sammlung bringt in chronologiſcher Reihenfolge verſchiedene Kundmachungen und Nachrichten über die militäriſchen Bewegungen des Huſſitenheeres, Beſtätigungen, Teſtamente, Drohbriefe und Klagen an die ſlowakiſchen Städte, Waffenſtillſtandsverträge aus der Okkupationszeit der Slowakei durch Jiskra und ſeine tſchechiſchen Söldner.

Das von tſchechiſcher Seite gewiß nicht ohne jede Tendenz verlegte Werk iſt eine wichtige Quelle zur Geſchichte der Huſſitenzeit.

Preßburg. E. Günther-Mayer.

Karpathenland. 8., 9. und 10. Jg. Reichenberg: Anſtalt für Sudetendeutſche Heimatforſchung. 1935, 1936, 1937. 128; 128 S.

Dieſe Vierteljahrsſchrift für Geſchichte, Volkskunde und Kultur der Deutſchen in den nördlichen Karpatenländern befaßt ſich in der Hauptſache mit dem Deutſchtum der Slowakei, alſo den Sprachinſeln der Zips und des Schemnitz-Kremnitzer Gebietes. Anton Damko iſt ein eifriger Sammler und Sichter alten Brauchtums beſonders aus der Kremnitzer Sprachinſel und bietet in allen drei Jahrgängen volkskundliche Beiträge; auch Richard Zeiſel und Stephan Richter beſchäftigen ſich mit dieſen Stoffgebieten und tragen Märchen und Volksſagen, Bergmannslieder und Jahresbräuche zuſammen. Von den geſchichtlichen Abhandlungen intereſſieren im 8. Jg. vor allem „Ein Beitrag zur Herkunftsfrage der Deutſchen im Gömörer Komitate", dem ſüdlichen Nachbarkomitat der Zips, v. J. Lux, und „Käsmark und ſeine Nachbarn im ausgehenden 13. Jahrhundert" von F. Repp. Auch Urkundenveröffentlichungen und Bürgerliſten ſind als Quellenſtudien von Wert für den Hiſtoriker, der ſich mit der Geſchichte des karpatenländiſchen Deutſchtums befaſſen will.

Im 9. Jg. iſt gleichfalls intereſſantes Urkundenmaterial zur Veröffentlichung gelangt, königliche Urkunden aus der Zeit der Jagellonen werden beſprochen, und das von R. Horvay mitgeteilte „Regulament der Kaufmanns Bedienten Compagnie in Leutſchau und Mitglieder von 1737—1805" wird beſonders Familienkundlern gute Dienſte leiſten können. Die wichtigſte Abhandlung dieſes Jahrgangs dürften wohl A. Bakers „Beiträge zum Geiſtesleben der Schemnitzer Waldbürger im 15. bis 18. Jahrhundert" ſein, die uns einen guten Einblick in Zerſtreuung, Erbauung und kulturelle Regſamkeit des Schemnitzer Stadt- und Waldbügertums gewähren, der aus den in Stadtprotokollen und Verlaſſenſchaftsinventaren angeführten Bücherbeſtänden gewonnen wurde.

Im folgenden (10.) Jg. unterſucht A. Branſe „Das Kerbholz im Karpatenraum mit beſonderer Berückſichtigung der Zips" als Meßſtab und zur Darſtellung wirtſchaftlicher Vorgänge, z. B. als Zehntbretter oder bei der Verrechnung von Arbeitstagen. „Zur Familiennamenkunde des Karpatendeutſchtums" hat F. Repp die älteſten Namen der in deutſchen oder damals deutſchen Städten wie Preßburg oder Tyrnau ſiedelnden Bewohner bearbeitet und vorläufig das Namenmaterial zuſammengetragen, dem ſich ſpäter eine eingehendere Unterſuchung anſchließen ſoll. Von den übrigen größeren Abhandlungen ſei noch auf „Die Aufzeichnungen des Leutſchauer Ratsherrn Hans Hirſchhorn" hingewieſen, die L. Slafowsky herausgegeben hat und aus denen mancherlei über die Lebenshaltung der Zipſer Bürger des 16. Jh.s zu erfahren iſt.

Časopis Muzeálnej slovenskej spoločnosti (Zeitſchrift der Slowakiſchen Muſeumsgeſellſchaft). 26.—29. Jg. Tur. St. Martin 1934/38.

Neben den Mitteilungen über Vereinstätigkeit und Geſchäftsgebahrung ihrer Geſellſchaft dient dieſe Zeitſchrift der Veröffentlichung neugewonnener Kenntniſſe im

Rahmen der slowakischen Landes- und Volkskunde, wie sie durch das Nationalmuseum in Tur. St. Martin erfaßt und der Wissenschaft und dem Publikum zugänglich gemacht wurden. Im 26. Jg. der Zeitschrift gewähren mehrere Beiträge über die Ausgestaltung des Museums, dessen vorgeschichtliche Sammlung viel Material über die Germanenzeit besitzt und dem nun auch ein botanischer Garten angegliedert wurde, um möglichst alle landeskundlichen Wissenszweige zu umfassen, einen guten Einblick in Wollen und Planen der Gesellschaft. Ein Aufsatz von Vl. Wagner über den „*Flügelaltar aus Dovalov", der im Museum zur Aufstellung kam, zeigt wiederum deutlich den starken deutschen Einfluß auf die oberen Schichten des slowakischen Volkes, dessen Kunstübung — wenn sie nicht gar überhaupt von Deutschen bestritten wurde — seit dem Mittelalter von deutschen Vorbildern abhängt.

In dem die Berichtsjahre 1936/37 umfassenden Jahrgang 27/28 lesen wir wiederum archäologische Beiträge, die über Sitze des diluvialen Menschen in der Slowakei und über den neuerlichen Zuwachs der Sammlungen handeln oder neue Funde zu bestimmen suchen. Ueber den slowakischen Maler Peter M. Bohun 1822—1879, dessen Lebenswerk obzwar stärkerer Berücksichtigung würdig noch zu wenig bekannt wurde, schreibt Elis. Güntherová-Mayerová. Das Heft 1/2 des 29. Jg.s (1938) ist vor allem der Geschichte des Slowakischen Nationalmuseums gewidmet, das am 10. Juli 1938 unter Beteiligung der Vertreter des amerikanischen Slowakentums sein neues Gebäude eröffnete, wobei auch gleichzeitig der Grundstein zu einer slow. Nationalbücherei gelegt wurde, die von der literarischen Seite her die Arbeit des Museums unterstützen soll. Als unter den madjarischen Entvolklichungsbestrebungen den Slowaken alle Kultureinrichtungen, die an und für sich nicht übermäßig zahlreich waren, vollends verboten wurden, rief der Pfarrer Andreas Kmet' das Volk auf, wenigstens die Reste seiner nationalen Vergangenheit zu sammeln; aus diesen Anfängen, die in die siebziger Jahre des 19. Jh.s zurückreichen, entwickelte sich schließlich nach mancherlei Schwierigkeiten das Nationalmuseum, dem auch der deutsche Forscher bei der Beschäftigung mit slowakischer Geschichte Anregungen verdanken wird, denn das Museum enthält auch genügend Material aus den Sprachinseln oder läßt zumindest in vielen Bereichen den deutschen Einfluß deutlich hervortreten.

München. Erich Emmerling.

Dr. Ján, Stanislav: Životy slovanských apoštolov Cyrilla a Metoda, Panonsko-moravské legendy [Lebensbeschreibungen der slawischen Apostel Zyrill und Method. Pannonisch-mährische Legenden]. Slowakische Uebersetzung aus dem Altkirchenslowakischen. II. Auflage. Bratislava-Praha. 1934. 4°, 87 + X + 3 S.

Den kompakten Text der altkirchenslavischen Vorlagen hat man geschickt in einzelne Kapitel aufgeteilt und ein jedes mit erläuternden Ueberschriften versehen. Auch einzelne Sätze befreite man aus der engen Zeilenersparnis, wodurch die Dialoge das Gepräge eines dramatischen Geschehens bekommen. Im Zusammenhang mit der guten Uebersetzungsleistung wird auf diese Weise die Lebensbeschreibung des Zyrill und Method zu einer lebendigen, teilweise spannenden Lektüre. Die äußere Aufmachung und drucktechnische Seite ist sehr beachtenswert.

Durch vorliegende Ausgabe hat man der pietätvollen Hochachtung Ausdruck gegeben den Männern gegenüber, die vor elfhundert Jahren das slovakische Neutra-Land zur Zeit des Fürsten Pribina zu ihrem ersten Missionsfeld wählten. Es erübrigt sich, auf den Inhalt der eigentlichen Vitae (S. 11—87) einzugehen,. da diesbezüglich eine große und reiche Literatur wie auch vielfache andere Uebersetzungen vorhanden sind. Dem Texte folgt ein Nachwort (S. I—X). Mit Recht wird auf die große Tragweite des Lebenswerkes beider Apostel-Brüder hingewiesen, insbesondere auf ihre Erkämpfung der Gleichberechtigung der slavischen Sprache im Kirchengebrauch neben der griechischen und lateinischen. Auch die Tatsache, daß diese Sprache, in der auch die Originale der beiden Vitae geschrieben worden sind, auf einmal „so kultiviert, als wenn sie hinter sich eine große literarische Vergangenheit hätte", vor uns da steht, verdient hervorgehoben zu werden (S. III). Denn wenn auch die Sprachanalyse gelegentlich zu einem älteren Kern des Altkirchenslavischen vorzudringen glaubt, der nicht den vollkommenen Zustand dieser Sprache widerspiegelt, so bleiben trotzdem die großen Qualitäten des Ausdrucks, des grammatikalischen Baues und der Anpassungsfähigkeit an Einzelheiten des fremden schriftlichen Gutes bestehen.

Als Verfasser der Vitae wird der Hl. Kliment, ein Schüler Methods, angesehen (nach Gorskij).

Die historisch-literarische Uebersicht weist gelegentlich grundsätzliche Lücken auf — es werden z. B. solche gründlichen mehrbändigen Werke wie die des J. Ohienko nicht erwähnt — allerdings ist der wissenschaftliche Apparat mehr oder weniger nur als Beiwerk an das Buch herangezogen. (Darum werden auch gewisse fragliche Theorien wie z. B. daß die „russische" Schrift, die Zyrill in Cherson las, „eine gotische Uebersetzung von Ulfila gewesen ist", als ein feststehendes Ergebnis in Form von erläuternden Anmerkungen herangezogen). Das Hauptziel des Buches ist allerdings als weitgehend erreicht zu bezeichnen. Der moderne eigenrhytmische Fluß der slovakischen Sprache ist den altkirchenslavischen Originalen auf das glücklichste angepaßt. Das diesbezügliche Verdienst gebührt löblicherweise dem Uebersetzer Ján Stanislav wie auch seinem Mitarbeiter, dem Dichter Ján Smrek. Den Illustrationsteil führte der Akad.-Maler M. Benka aus.

München. M. Hocij.

Jeršová, Maria: Rod Ivanka z Jordánu a Dražkoviec. Príspevok k dejinám Turca (Das Geschlecht der Ivánka von Jordan und Draškovce. Ein Beitrag zur Geschichte der Turz). T. St. Martin: Selbstverlag 1937, 222 S., gen. Tabellen und Mappen. Zeichnungen von Vodrážka.

Im Rahmen einer wertvollen historischen Studie über die Geschichte des unteren Turzer Gebietes bringt Verf.n interessante Daten zur Genealogie der adeligen Familie Ivanka. Aus dem reichhaltigen archivalischen Material entsteht ein wechselvolles Bild der Besiedlung und Entwicklung dieses Gebietes und der siebenhundertjährigen Geschichte dieser alten Familie und ihrer Beziehungen zur väterlichen Scholle.

Auf Grund von verschiedenen Bodenfunden wissen wir, daß die Turz schon in der frühgeschichtlichen Wallburgen-Zeit ziemlich dicht besiedelt war. Verf.n behauptet mit überzeugender Beweisführung, daß die Kontinuität zwischen dieser frühgeschichtlichen Besiedlung und der späteren Zeit nie abgebrochen wurde und stellt sich mit dieser ihrer äußerst wahrscheinlichen Hypothese gegen die von Chaloupecký aufgestellte Behauptung, daß die nördliche Slowakei im 11. und 12. Jh. unbewohnt gewesen sei.

An Hand von historischen Fakten und Dokumenten behandelt die Autorin das 13. und 14. Jh. in sozialer, wirtschaftlicher, politischer und nationaler Hinsicht. Interessant sind ihre Ausführungen über die Kolonisierungsgeschichte des Gebietes und über die Entwicklung der Komitats-Administrative und des Städtewesens. Für die deutsche Forschung besonders wertvoll sind die Angaben über die deutsche Besiedlung der Turz und der Hinweis des deutsch-schlesischen Einflusses bei der Organisierung der Städte. Ausführlich befaßt sich weiter die Verf.n mit der Hussitenzeit und der Reformationsbewegung. Die neuere Geschichte wird nur ganz kurz berücksichtigt.

Im Zusammenhang mit diesen äußerst interessanten lokalhistorischen Daten wird die Familiengeschichte der Ivankas vom 13. Jh. bis in die Zeit um 1840 an Hand von Originaldokumenten und Familienaufzeichnungen erzählt.

Sowohl die Ausführungen der Verf.n — in der wir eine gediegene und gewissenhafte Forscherin kennen lernen — als auch das dem Buche beigegebene dokumentarische Material wird der weiteren Forschung dienlich sein.

Preßburg. E. Günther-Mayer.

Urkundliche Daten zur Geschichte der Zipser Bergstädte. 1. Heft. Zusammengestellt von Leopold Gruß [Direktor der deutschen Bürgerschule zu Göllnitz]. O. J. [1939]. 97 S.

Das Heft enthält eine Zusammenstellung von bereits im Druck erschienenen, zum Teil auch ungedruckten Beiträgen aus der Geschichte der Zipser Bergstädte. Die wichtigsten Teile bilden die Beiträge: „Historische Skizze der Gründner Städte" von Dr. Erasmus Schwab (erschienen Brünn 1864) und die „Synoptische Geschichte des Bergbaues im Göllnitztale" von Florian Colliná§zy (erschienen im „Schmöllnitzer Bergkalender" im Jahre 1839 bis 1841, Leutschau). Diesen Aufsätzen gesellen sich solche von früheren Forschern wie Christian Genersich, Anton Stark und Alexander Münnich bei. Der Herausgeber hat diese heute schon schwer zugäng-

lichen Aufsätze mit einer Einleitung über die Landschaft und ihre Bewohner und mit eigenen Daten ergänzt. Diese Beiträge, dann die Geschichte der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche, ferner einige Proben aus der Heimatdichtung gestalten das Heft zu einem Heimatbuch der „Zipser Gründe".

Käsmark. Johann Lipták.

25 **rokov Liptovského muzea v Ružomberku** (25 Jahre Liptauer Museum in Rosenberg). Verlag „Lev", Rosenberg. Selbstverlag des Museums. 1937. 72 S.

Der zum 25-jährigen Jubiläum des Liptauer Museums in Rosenberg von dem Museumsverwalter Julius Kürti zusammengestellte Bericht gewährt einen guten Einblick in die Leistungen dieser national-slowakischen Einrichtung, die als Heimatmuseum für die Liptau in erster Linie die Zeugnisse der Vergangenheit dieser Gegend sammeln und der Forschung zugänglich machen soll. Die Vorzeit der Slowakei ist für die gesamteuropäische Altertumskunde von keineswegs nur örtlicher Bedeutung, sondern die Beziehungen der slowakischen Vor- und Frühgeschichte zu Ostdeutschland und damit zu Mitteleuropa spielen eine wichtige Rolle bei gemeineuropäischen Fragen der Völker-, Stammes-, Siedlungs- und Gesittungsgeschichte. Gerade das nordslowakische Gebiet liefert dazu wertvolle Beiträge, wenn es möglichst gründlich in dieser Hinsicht durchforscht wird; dem Museum in Rosenberg gebührt das Verdienst, besonders durch seine jüngsten Arbeiten viel zur Aufhellung aller Fragen um diesen früher durch die Forschung wenig berücksichtigten Landstrich beigetragen zu haben.

Der eigentliche Bericht schildert die kleinen und teilweise auch schwierigen Anfänge des Museums, für das sich erst ein enger Kreis von Heimatfreunden einsetzen mußte, um es ganz allmählich zu dem werden zu lassen, was es heute bedeutet: den Mittelpunkt der volks- und siedlungskundlichen Arbeit in der nordwestlichen Slowakei. In dem Vierteljahrhundert von 1912 bis 1937 haben die Sammlungen einen steten Zuwachs zu verzeichnen und können schließlich in einen neuen und zweckentsprechenden eigenen Gebäude ihre würdige Heimstatt finden. Im Jahre 1936 umfaßte der Bestand des Museums bereits rund 70000 Stücke, eine beachtliche Menge zum Großteil wichtiger und seltener Funde. Aus dem Ausweis über die Geldgebarung des Museums ist unschwer zu ersehen, in wie reichem Maße das Interesse der Allgemeinheit mitgewirkt hat, denn über dreiviertel des Bestandes kam durch Schenkungen oder Leihgaben zu Stande.

Die dem Museum anläßlich seines Jubiläums zugegangenen Würdigungen, unter denen wir nur die Zuschriften von Prof. Frh. v. Richthofen und Dr. E. Beninger hervorheben wollen, lassen die Achtung erkennen, die man allgemein in Wissenschaftlerkreisen den Bemühungen des Museums zollt. Einige kürzere Beiträge zu vorgeschichtlichen und geologischen Fragen der Liptau runden den Arbeitsbericht des Museums und bezeugen den Umfang seines Mitarbeiterkreises.

München. E. Emmerling.

Húščava, Alexander: Ján Literát a liptovské falzá (Johannes Literatus und die Urkundenfälschungen in Liptau). Práce Učené Spoločnosti Šafárikovy v Bratislave, Bd. 22. Preßburg: 1936. XII + 196 S. (Mit deutscher Zusammenfassung.)

H. behandelt das dankbare Thema der von der ungarischen Forschung bereits öfters erörterten Urkundenfälschung des Johannes Literatus, dessen Tätigkeit Ende des 14. Jh.s die amtliche Revision sämtlicher für das Gebiet Liptau und Turz herausgegebenen Urkunden notwendig machte. Der Fall des Johannes Literatus war einer der größten Prozesse des Mittelalters und endete mit der Hinrichtung des Fälschers und seiner Mitarbeiter. Nach Beendigung des Prozesses wurde im Sinne eines königl. Ediktes die Revision der in Turz und Liptau vorhandenen Schenkungsurkunden durchgeführt. Die mit der Revision betraute Kommission hat ihre Sitzungen vom 13. bis 25. Sept. 1931 in Lipt. St. Mara und vom 27. Sept. bis 6. Okt. desselben Jahres in T. St. Martin abgehalten. Bei dieser Gelegenheit wurden sämtliche Urkunden der Kommission vorgelegt und über die Echtheit derselben ein amtliches Verzeichnis angelegt. Diese beiden Verzeichnisse (aus Liptau und der Turz) umfassen sämtliche bis zum Oktober 1391 herausgegebenen Donationsurkunden, deren Echtheit die Kommission unwiderruflich feststellte. Aber schon Horvát und Fejérpa-

taky haben darauf hingewiesen, daß die Verzeichnisse keinesfalls verläßlich sind, da viele der angeführten, als echt befundenen Urkunden Fälschungen sind. So hat Horváth 18 Urkunden als Fälschungen bezeichnet, von diesen will H. einige jedoch als echte annehmen. Seinen Standpunkt begründet H. an Hand neuaufgefundener Urkunden und durch die einwandfreie paläographische und inhaltliche Untersuchung der fraglichen Dokumente. Unter diesen von Hůščava rehabilitierten Urkunden sind am wichtigsten der von Adalbert IV. gegebene Freibrief für die Gäste (Kolonisten) in Deutsch-Lipsch (5.4.1263) und der in einer späteren, von Andreas III. herausgegebenen Konfirmation (1297) erhaltene Privilegienbrief der Gäste von Hyby (21.7.1265). Die einwandfreie Feststellung der Echtheit dieser beiden Urkunden ist äußerst wichtig für die Kolonisierung der Liptau und für die Entwicklung des Städtewesens in diesem Gebiete.

Für weitere drei, von Horváth und Karácsonyi als Fälschungen angenommene Urkunden aus der Turz hat H. die Echtheit durch Auffindung der Originale feststellen können (Urkunden vom 7.8.1266 und 27.3.1359). Auch gebührt ihm der Dank sowohl für die Feststellung der Verwendung von rotem Wachs bei Siegelung einer Urkunde Ladislaus des Kumanen a. d. Jahre 1285, als auch für den Hinweis auf die bisher ungelösten Probleme der Urkundenforschung bezüglich der königlichen Urkunden aus dem Mittelalter.

Mit der Publizierung des Wortlautes der neuaufgefundenen Originale von Hyby, Sebeslaus und Čepčín schließt H. seine verdienstvolle Arbeit, die zu den besten Werken der jungen slowakischen Geschichtswissenschaft gehört.

Janota, Ludwig: Slovenské hrady (Slowakische Burgen). I.-III. Teil. Preßburg: Slovenská liga 1935. 320; 327; 330 S.

Das dreibändige, reich illustrierte Werk des bekannten slowakischen Sammlers J. ist eine typische Liebhaberarbeit. Verf. besitzt eine der vollständigsten Sammlungen von alten und neueren Abbildungen slowakischer Burgen und Städte, die ihm bei seiner Arbeit von großem Vorteil war. Jede Zeile des Buches atmet die romantische Liebe und kritiklose Bewunderung des Autors für die Sagenwelt und geschichtliche Vergangenheit der slowakischen Burgen. Aus jeder Zeile spricht eine tiefe Vaterlandsliebe und ein freimütiges Bekenntnis zur Heimat.

Janota ist kein geschulter Historiker, ihm fehlt die überlegene Objektivität des Forschers, aber sein lebhaftes und reges Interesse für das Thema hat ihm über manche Klippe des Stoffes hinweggeholfen. Im Wesentlichen stützt sich seine Arbeit auf die bisherige Literatur und keinesfalls auf Urkundenquellen oder direktes Studium. Nach einer allgemeinen Einleitung über die Bedeutung und das Leben der Burgen bringt Verf. in alphabetischer Reihenfolge ausführliche Berichte über Geschichte und Sagenschatz von hundertzwanzig Burgen der Slowakei. Bei jeder Abhandlung sind von der betreffenden Burg gleich mehrere Abbildungen zu sehen, darunter sehr viele von historischem Wert. Leider lassen die angeführten historischen Daten hinsichtlich einwandfreier Angaben viel zu wünschen übrig. Die Richtigkeit der Angaben einer eingehenden Revision zu unterziehen fällt aus dem Rahmen dieser Besprechung. Es sei nur darauf hingewiesen, daß durch die kritiklose Uebernahme vieler bereits längst überholter und unmotivierter Behauptungen nun die Gefahr vorliegt, daß das Gespenst der Irrtümer auch weiterhin sein Unwesen treiben wird. Zur Entschuldigung des Verf.s sei freilich gesagt, daß die Revision dieser falschen, durch die ältere Literatur eingeführten Ansichten keineswegs in das Bereich seiner Arbeit gehört, sondern spezielle historische Einzeluntersuchungen erfordert, die nur an Hand von Quellenmaterialforschung durchführbar sind. Und diese Arbeit gehört in das Programm der einschlägigen Fachwissenschaft. Trotzdem wäre aber bei der Angabe der Entstehungszeit mancher mittelalterlichen Burg mehr Vorsicht am Platze gewesen; denn die Behauptung beispielsweise, daß die Gründung der Burg Kremnitz und Hlohovec bis in die Römerzeit zurückreicht, ist mehr als gewagt. Ebenso unrichtig ist es zu behaupten, daß die Burgen Beckov, Gemer, Lietava, Trentschin, Chlumec und Brantsch schon vor der Landeseinnahme der Madjaren bestanden haben, denn diese in der Chronik des Anonymus vorkommenden Angaben können höchstens nur für die Historiographie des 13. Jh.s von Bedeutung sein. Die Forschungsergebnisse über die frühgeschichtliche Wallburgen-Zeit, die in den letzten Jah-

ren an Hand von Terrainforschungen erzielt worden sind, hätten den Verf. in mancher Hinsicht auf die richtige Spur gelenkt. Auf weitere Ungenauigkeiten des Buches wollen wir nicht eingehen. Allenfalls wollen wir bemerken, daß die Entstehungszeit der gemauerten mittelalterlichen Burgen im Gebiete der Slowakei keinesfalls vor dem 13. Jh. liegt (vgl. Mencl: Mittelalterliche Architektur in der Slowakei [tschech.]), vielmehr erst nach dem Tatareneinfall angenommen werden kann.

Preßburg. E. Günther-Mayer.

IV. Ungarn.

Századok (Jahrhunderte). Ergänzungshefte zum: Jg. 1937. Budapest: Universitätsdruckerei 175 (517—691) S. Jg. 1938. Ebda.: Ebdt. 207 (561—767) S.

Jg. 1937 enthält einen sehr wertvollen Aufsatz von Géza Istványi über „*Das erste Zeitalter der Schriftlichkeit in den Komitaten" (S. 1—36), der viel ungedrucktes Urkundenmaterial heranzieht und gleichzeitig auch zum inneren Leben der ungarischen Komitate des 14. und 15. Jh.s viel bietet. Bedeutsam ist ferner die forstgeschichtliche Studie von Ludwig Juhász (*Der Eisenburger Farkas-Wald im 17. und 18. Jh. [S. 37—59]), die auch methodisch bemerkenswert ist. Roland Hegedüs veröffentlicht: „*Die Meldungen des politischen Agenten von Lord Beaconsfield zur Zeit der östlichen Krise [1878] über die Politik Graf Julius Andrássys und Koloman Tiszas" (S. 60—100 [Unkommentierte Textwiedergabe der Meldungen; die Einleitung ist nicht fachkundig]). Sehr nützlich ist die „*Ungar. historische Bibliographie für das Jahr 1936" (S. 101—74).

Jg. 1938 zeichnet sich gleichfalls durch einen gediegenen Inhalt aus, obschon die Studie von Alois Kovács über „*Die Veränderungen der slowakisch-madjarischen Sprachgrenze in den letzten zwei Jahrhunderten" (S. 1—15) etwas herausticht, da es sich nicht um eine wissenschaftliche Arbeit, sondern um eine — in ihrer Art geschickte — politische Denkschrift handelt, die bei der Festsetzung der slowakisch-madjarischen Staatsgrenze im Herbst 1938 zur Stützung der ungarischen Forderungen diente (die slowakische Forschung wird sich sicherlich noch mit K.s Behauptungen auseinandersetzen). Zoltán Varga beschäftigt sich mit dem „*Freiheitsideal in der ungarischen Staatsauffassung der ersten Hälfte des 19. Jh.s ([gediegene geistesgeschichtliche Arbeit von gutem Ertrag] S. 16—81). Die Untersuchung von Dominikus Kosáry über „Ungarische und französische Außenpolitik im Jahre 1848/49" (S. 82—97) zeigt wieder einmal mit Deutlichkeit, daß das ungarische Werben um die Gunst Frankreichs sehr wenig Gegenliebe fand. K. hat übersehen, daß dabei auch die Sympathien Frankreichs für die slawischen Völker des Südostens, aber auch für die Rumänen, einen erheblichen Anteil hatten. Einen schweren Denkfehler begeht K. auf S. 96, wo er aus einem Bericht des Wiener französischen Gesandten De la Cour den Ausspruch anführt, die Wiener Regierung habe seit einem Jahrhundert in Ungarn im Gegensatz zur feudalen Gesellschaftsordnung des Landes „liberale" Reformen angestrebt. K. nennt diese Meinung „lächerlich" und sieht in ihr einen Beweis dafür, daß „der Ausgangspunkt der europäischen Anklagen gegen Ungarn, sei es unter Josef II. oder noch früher, in Wien zu suchen" sei. Verf. möge aber nicht erstaunt sein, wenn wir ihm verraten, daß diese „lächerliche Einstellung" von der gesamten deutschen Forschung geteilt wird, weil sie einfach dem Sachverhalt entspricht. Den madjarischen Reformwillen vor 1848 in allen Ehren, aber die gesamten Reformen auf der staatlichen Ebene, die in Ungarn seit der theresianischen Zeit etwa bis in den Vormärz hinein durchgeführt wurden, waren in allererster Linie das Werk Wiener Regierungsstellen (obschon sie sich auch z. T. unter ungarischer Mitarbeit vollzogen). K.s Entrüstung fußt also auf Unkenntnis des Sachverhalts.

Den Beschluß macht die „*Ungar. historische Bibliographie für das Jahr 1937" (S. 99—207).

Die „Ergänzungshefte" sind eine dankenswerte Bereicherung der ungar. Geschichtsliteratur, die in erster Linie von der systematischen Tätigkeit Alexander Domanovszkys rühmliches Zeugnis ablegen. Auch die deutsche Forschung darf ihren Wert — trotz gelegentlicher Meinungsunterschiede, die wir offen austragen wollen — anerkennend hervorheben. F. V.

Neue Heimatblätter, Vierteljahrschrift zur Erforschung des Deutschtums in Ungarn, hg. von Prof. Dr. Richard Huß-Debrezin, geleitet von Dr. Franz Basch-Budapest, III. Jg., 1938. 144 u. 132 S.

Mit diesem Jahrgang schließt eine der bedeutsamsten südostdeutschen wissenschaftlichen Zeitschriften ein inhalts- und für die deutsche Forschung ebenso wertvolles Jahr ab. Auch dieser Jahrgang reiht sich den früheren würdig an, ja hat den Forschungskreis der ungarländischen deutschen Wissenschaft in mancher Hinsicht noch erweitert.

Dieser Jahrgang ist in zwei Doppelheften erschienen. Das erste ist dem „Universitätsprofessor Dr. Heinrich Schmidt, dem verdienstvollen Mundartforscher der deutschen Siedlungsgebiete im einstigen Großungarn, dem Wegbereiter der Siedlungskunde und Familienforschung wie vieler anderer Teilgebiete der Volkskunde des ungarländischen Deutschtums in Dankbarkeit der Wissenschaft zu seinem 60. Geburtstag gewidmet und überreicht". Die Beiträge dieses Doppelheftes bewegen sich größtenteils im Themakreis Heinrich Schmidts. In dem einleitenden Aufsatz würdigt Anton Tafferner das Leben und Wirken des Jubilanten. Als Nachkomme eines aus Duchroth i. d. Pfalz ausgewanderten deutschen Kolonisten ist Heinrich Schmidt in der Batschka geboren. Nach Vollendung seiner Studien auf der Budapester und auf reichsdeutschen Universitäten war er eine Zeitlang Hochschulprofessor. Bald rief man ihn an die Universität zu Klausenburg (heute Szegedin), wo er auch heute noch wirkt. — Anton Tafferner fügt seinem Aufsatz auch ein eingehendes Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Heinrich Schmidts hinzu. — Richard Huß spricht zum beliebten Thema des Gefeierten, zur ungarländisch-deutschen Mundartforschung („Grundsätzliches zu einem Ungarländisch-Deutschen Sprachatlas"). Zum selben Thema schreibt einer der besten Kenner der deutschen Mundarten in Ungarn, Johann Weidlein, unter dem Titel „Wortgeographisches aus unseren Mundarten". — Die anderen Aufsätze und kleinen Beiträge sind gemischten Inhalts. — Der Debreziner Univ.-Prof. Dr. Stephan Kiss von Rugonfalva schreibt über den großen Landsmann H. Schmidts, Johann Eimann bezw. dessen Werk über die Ansiedlung der Batschka. Von den Aufsätzen dieses Hefts sind hervorzuheben „Der Sprachwandel in den Banater Franzosendörfern" (von Georg Reiser-Budapest), „Bemerkungen über Inhalt und Form im Volkstumswandel" (von Helmut Klocke-Berlin), „Die dörfliche Kameradschaft in Szakadát" (von Adam Schlitt), die „Lebendige Märchenpflege im Schildgebirge und im Bakonyer Wald" (von Elli Starzacher-Wien), „Ein Beitrag zur Erforschung der deutschen Siedlungen im südwestlichen Ungarn" (von Egon Lendl); die Aufsatzreihe schließen mit ihren Beiträgen zur Auswanderung aus dem Reich die reichsdeutschen Forscher Josef Häßler und Johannes Hack ab. — Mit meinem Aufsatz „Die deutsche Bevölkerungsfrage in Ungarn" begann ich ein Gebiet aufzuarbeiten, das in seiner Tiefe bisher noch niemand berührt hat. Nach einem vorarbeitenden Aufsatz im vorigen Jahrgang („Zur gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung des ungarländischen Deutschtums") trat ich zunächst an das Problem des riesigen, amtlich festgestellten Schwundes des ungarländischen Deutschtums von 1920 bis 1930 heran. Diese Frage, um die seit Beginn der 30-er Jahre bis jetzt viel herumgestritten wurde, fordert eine bis in die Einzelheiten gehende Untersuchung und vor allem eine klare Scheidung der Begriffe, die bei solchen Fragen zumeist nicht vorhanden zu sein scheint. Die ungarische Volkszählungsmethode wurde deshalb einer gründlichen Kritik unterzogen, und auf jene Momente bzw. Unklarheiten der ungarischen Statistik hingewiesen, die die Abweichung meiner Zahlen und Feststellungen von der amtlichen notwendigerweise bedingen. Meine Ausführungen in diesem Doppelheft waren im wesentlichen eine Auseinandersetzung mit dem typischen Hauptvertreter der ungarischen statistischen Methode, Alajos Kovács. — Meine Untersuchungen führte ich im zweiten Doppelheft weiter und schloß sie auch ab. Es stellte sich dabei am Ende heraus, daß die Zahl des ungarländischen Deutschtums 1930 — entgegen der amtlichen Feststellung von 478.630 — in Wahrheit (auf der Grundlage einer volksstatistisch durchgeführten Methode) 648.000, also rund 650.000 Seelen betragen hat — mit Einschluß des westungarischen städtischen, und mit Ausschluß des übrigen städtischen Deutschtums sowie selbstverständlich des deutschsprachigen Judentums. Als dann dieses, auf unumstößlichen Argumenten fußende Ergebnis meinerseits in der volksdeutschen Presse Ungarns publiziert wurde, ging ein wahrer Sturm der Entrüstung

darob los. Vor allem war es die chauvinistisch eingestellte Presse — ganz gleich ob links oder rechts — die gegen dieses Ergebnis, bezw. Feststellung der Volksgruppe selbst, den Feldzug eröffnete. Dieser Feldzug seitens der madjarischen Presse ist noch lange nicht abgeschlossen, zumal man auch die größte Autorität der ungarischen statistischen Wissenschaft, Kovács selbst, in die Auseinandersetzung mit meinem Ergebnis hineingezogen hat. Die Unannehmbarkeit meiner Feststellung durch die ungarische Oeffentlichkeit ist aber hauptsächlich darum erschwert worden, weil ich für 1940 die Zahl des ungarländischen Deutschtums mit zumindest 700.000 bezifferte! — Eine meritorische Antwort auf meine Ausführungen ist seitens der ungarischen Statistiker noch nicht erfolgt. Die Zeitungsartikel waren nur ein Vorbeireden am Problem. Es ist auch unmöglich, eine auf der Volksstatistik (entgegen der amtlichen Muttersprachenstatistik) fußende Volkszahl zu widerlegen. —

Im zweiten Doppelheft schreiben noch Adam Schlitt („Deutsche Liedpflege in Ungarn"), Johann Weidlein („Ueber die Regulierung der Gewässer der Schwäbischen Türkei im 18. Jh."), Matthias Albecker (über die Entwicklung der Gemarkung der deutschen Gemeinden im Ofner Bergland), Senior Johann Zimmermann (über die Herkunft der „Heidebauern"): ein neues Thema schneiden die reichsdeutschen Studenten Edith Rößner und Rudolf Meyer mit ihrem Aufsatz über die anthropologischen Verhältnisse der Donauschwaben an. — Georg Reiser entwirft uns ein Bild des zu einem besseren Schicksal berufenen Banater, urspr. deutschen, dann madjarisch gewordenen Historikers Ludwig Baroti (Grünn). — Von den kleinen Beiträgen sei die etymologische Erklärung des Namens Banat durch Leo Hoffmann erwähnt. „Man hat bis jetzt immer gedacht, der Name Banat ist slawischer Abstammung, niemand hat eine germanische für möglich gehalten", obwohl der Name Banat in der Germanenzeit eine große Rolle spielte. . . . . Hoffmann — auf zeitgenössische Autoren gestützt, versucht den Nachweis, daß der Name Banat vom Taurisker Stamm der Skordisker herstamme. Die Gegend (das heutige Banat), wo sie wohnten, nannten sie nach ihrem Führer Bathanatius Bathanatia, woraus dann später Bathanat, Bathan, Banat wurde.

Im Schrifttum wird stets ein treues Bild über die Erscheinungen der volksdeutschen Forschung, mit besonderer Berücksichtigung der donauschwäbischen Forschung und mit Einbeziehung der einschlägigen ungarischen Literatur, geboten. — Es wäre wünschenswert, ja dringend notwendig, daß die reichsdeutsche Forschung von diesem Organ des Südostdeutschtums mehr Kenntnis erhielte, als das bisher geschehen ist. — Diese Zeitschrift wird vom IV. (1939) Jahrgang an statt des nach außen hin nichtssagenden Titels „Neue Heimatblätter" unter dem Titel „Deutsche Forschungen in Ungarn" erscheinen.

Budapest. A. F. Christian Wirthoven.

Gyömrei, Sándor — Bértesy, Miklós: Baross Gábor (Gabriel B.). Budapest: Athenaeum 1937. 184 S. 1 Abb.

Eine gute Zusammenfassung von B.s Tätigkeit, die seine Verdienste als Staatssekretär und später als Minister stark herausstreicht, ohne jedoch in den Fehler unkritischer Lobrednerei zu verfallen. Auch die Anmerkungen sind ausreichend, um eine Kontrolle des gebotenen Stoffes zu gewährleisten. Trotzdem ist es zu bedauern, daß vorliegende Arbeit nicht stärker ausgebaut worden ist, da sie in ihrer vorliegenden Form — auch schon rein umfangsmäßig — nicht die Voraussetzungen erfüllen kann, die eine Biographie B.s auf weite Sicht gesehen besitzen müßte. Immerhin haben die Verff. einen — wie wir betonen wollen — sehr wertvollen Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Ungarns im dualistischen Zeitalter geliefert.

F. V.

Emlékkönyv Szentpétery Imre születése hatvanadik évfordulójának ünnepére. Irták Tanitványai (Festschrift zur Feier anläßlich des 60ten Geburtstages des Professors Imre von Szentpétery. Verfaßt von seinen Schülern). Budapest: 1938. 581 S.

Es ist auch in Ungarn Sitte geworden, Professoren oder andere hervorragende Gelehrte mit Festschriften zu ehren, und wenn jemand, so verdient das gerade Szentpétery, der hervorragende Professor der geschichtlichen Hilfswissenschaften der Budapester Universität, der vor einigen Jahren mit seinem brillanten Werk über die ungarische Urkundenlehre die allgemeine Anerkennung mit Recht verdient hat.

Die durch seine gewesenen Hörer verfaßte Festschrift enthält siebenundzwanzig Abhandlungen, und zwar nicht nur solche, die ins Fach schlagen, sondern wir finden auch von den geschichtlichen Hilfswissenschaften entfernt stehende zahlreiche Abhandlungen, die uns die allgemeine und vielseitige Wirkung Szentpéterys glänzend beweisen. Die Abhandlungen folgen nach den Namen der Verfasser in alphabetischer Ordnung, wir halten uns auch an diese Einteilung.

Tibor Baráth bespricht unter dem Titel: „*Der Positivismus Comtes und der ungarische Positivismus" die Geschichte der Entwicklung der ungarischen Geschichtsforschung, und er behauptet, daß es in Ungarn keinen Positivismus in französischem Sinne, sondern naturalistische Tendenzen gab. Dieser Naturalismus entwickelte sich teils unter deutschem Einfluß. Die ungarischen Historiker besuchten nämlich in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s die Universitäten Wien und Graz, wo damals die Methode des berühmten Theodor Sickel und seines Wiener Instituts vorherrschte. Eine Reihe ungarischer Gelehrter standen unter dem Einfluß der Sickel-Schuchard-Schule, und auch bei uns verbreitete sich allgemein diese minutiös tändelnde, aber auch mit strenger Kritik arbeitende Methode, deren Ergebnis eine Menge von Quellenpublikationen war. Aber diese Periode blieb arm an synthetischen Arbeiten. Immerhin hatte diese Schule die Grundlagen der heutigen modernen ungarischen Geschichtsschreibung vorbereitet.

Stephan Barta bietet einen Beitrag zu der Geschichte der mittelalterlichen Notariate. Diese ursprünglich kirchliche Institution konnte sich in Ungarn nie verbreiten, weil sie neben unseren ganz spezialen loca credibilia eigentlich überflüssig war. In Ungarn finden wir verhältnismäßig wenige Notariatsurkunden, weil die kirchliche loca credibilia et authentica tadellos funktionierten und sich in das ungarische Rechtswesen so vorzüglich einfügten, daß die sub apostolica oder imperiali auctoritate arbeitenden Notäre eigentlich nur in rein kirchlichen Angelegenheiten einen engen Wirkungskreis fanden. Die als loca credibilia wirkenden Kapitel und Konvente hätten übrigens gar nicht geduldet, daß mit ihnen eine, wenn auch kirchliche, aber doch parallele Institution konkurrierende Tätigkeit entwickle.

Scheinbar versuchte König (und deutscher Kaiser) Sigismund, das Notariatssystem in Ungarn zu verbreiten, weil er nicht nur im Jahre 1430 den Raaber Bischof, sondern schon im Jahre 1422 den Domprobst Benedikt von Alba (Stuhlweißenburg) bevollmächtigte „ad creandum decem notarios publicos seu tabelliones." (Staatsarchiv Wien, Reichsregistratur, Bücher, Bd. G. f. 120/v.). Nikolaus Bezsák schreibt über die Vergangenheit, Gegenwart und Aufgaben der ungarischen geschichtlichen Geographie, und er bemängelt, daß auf diesem Gebiet noch kein systematisches Arbeitsprogramm verfertigt wurde, infolgedessen arbeiten die Geographen derzeit noch nicht planmäßig.

Ein kulturhistorisches Thema bearbeitet sehr instruktiv Edith Csázár unter dem Titel: *Von der ungarischen Bühne. Sie behauptet, daß nach dem Weltkriege eigentlich die Germanisten des Bleyer-Seminars anfingen die Bühnengeschichte Ungarns auszuarbeiten. Nach Bleyers Tode hatte das heranrückende Zentenar des Ungarischen Nationaltheaters die Aufmerksamkeit der ungarischen Geschichtsschreibung auf die Bühnengeschichte gelenkt.

Der junge und talentierte Rechtsgeschichtler, Aloys von Degré dissertiert über die Entschädigung in unserm Privatrecht im Zeitalter der Anjous, also über den Teil des Obligationenrechts, welcher in Ungarn noch nicht ausgearbeitet ist. Schade, daß D. in seinem gründlich ausgearbeiteten Aufsatz unter Privatrecht nur das ungarische adelige Privatrecht versteht und das bürgerliche nicht berücksichtigt. Hauptsächlich auf Grund des Magdeburger Rechtes war in den ungarischen Städten das Entschädigungsrechtsproblem schon im 14. Jh. weit entwickelter als im adeligen Recht. Z. B. die schon im 14. Jh. in Eperies in Gebrauch gewesene Handschrift des Magdeburger Rechtes enthält — laut Randbemerkungen eines dortigen mittelalterlichen Notars — folgende Rechtssätze: folio 16/b: De Dampno. — Fol. 17/a; De edificationa dampnosa. — Fol. 17/b: De dampno illato per pecora. De dampno eveniente alicui ex negligentia obstructionis seu constructionis alicuius fontis vel cisterne. — Fol. 43/a: De dampnis sartorum et tonsorum. —Fol. 115/b: De dampno persolvendo in arendatis. — Fol. 180/a und 205/a: Cum quis pecora pellit super segetes alienas. — Fol. 218/a: De tenentibus feras indomitas facientes dampna) Archiv der Stadt Eperies, Nr. 113 I).

Der Aufsatz D.s ist sonst eine ernste und wertvolle Arbeit.

Franz Donászy erörtert die Vergangenheit, Gegenwart und die künftigen Aufgaben der ungariſchen Heraldik. Er ſchildert die Vorteile des Studiums und behauptet unter anderem, daß die mittelalterliche ungariſche Heraldik ſich nur auf Siegeln und Wappenbriefe ſtützen kann. Nun iſt es ſchade, daß Donászy das diesbezügliche archäologiſche Material nicht kennt .Unter andern haben wir z. B. von Keszthely und Leſenczetomaj angefangen bis Bartfeld (Bártfa) eine Menge mit Wappen geſchmückte mittelalterliche Epitaphien! Ferner beſpricht D. die ältere und neuere Literatur der ungariſchen Heraldik und umreißt deren zukünftige Aufgaben.

Viktor Ember gibt uns einen Beitrag zur Geſchichte des Statthaltereiamtes im 16. Jh. Auf Grund des Werkes von R. Kiß (*Die ungariſche Statthalterei im Zeitalter König Ferdinands I.) erörtert E., daß die Statthalterei hauptſächlich nur eine gerichtliche Inſtitution war.

Andreas Fiſcher wählt ſein Thema aus dem Felde der Archäologie und behandelt die urkundliche Praxis der Daciſchen Wachstafeln. Er ſtellt feſt, daß dieſe Praxis auf helleniſchen Einfluß deutet.

Koloman Guoth und Géza Iſtványi unterſuchen beide philologiſche Themen. Der erſte ſchreibt „*Ueber den Platz der ungariſchen Latinität in der allgemeinen Latinität" und behauptet, daß die mittelalterliche lateiniſche Sprache eine Kulturſprache darſtellte, die im 12.—13. Jh. anders war, als z. B. im 15. Jh. Die Sprache hatte in ihrer Entwicklung mit unſerem Kulturleben und hauptſächlich mit dem Rechtsleben Schritt gehalten, infolgedeſſen wäre es vom philologiſchen Standpunkt ſehr nützlich, das Latein der Urkunden zu ſtudieren.

Iſtványi ſchildert die Entwicklung der mittelalterlichen Philologie im Ausland und in Ungarn und beſchäftigt ſich hauptſachlich mit dem Wirken von Ludwig Traube.

Aloys Kovács bearbeitet die Grundbuchordnung in der Hauptſtadt Ofen während der Zeit der Kameraladminiſtration (die einige Zeit lang nach der Rückeroberung der Hauptſtadt dieſe verwaltete). Nach der Rückeroberung der Hauptſtadt wollte die Wiener Hofkammer auch die öſterreichiſche Grundbuchordnung einführen, um die Staatseinkünfte zu vermehren. Man wollte die Grundbuchordnung nach niederöſterreichiſchem Muſter in Ofen in Kraft ſetzen. Die Ofner Grundbücher hatte eigentlich Wolfgang Martin Hiltl, Sekretär bei der Ofner Kameraladminiſtration, verfertigt.

Schade daß Kovács in ſeinem wertvollen Aufſatz die Vorgeſchichte der ungariſchen Grundbuchfrage nicht berückſichtigte.

Nikolaus Kring bietet einen Beitrag zur Geſchichte der Gemeindeverwaltung, auf Grund der Protokolle der kleinen ungariſchen Stadt Tóváros, aus 1836—1849. Auch ein Gebiet der Wiſſenſchaft, wo bei uns noch ziemlich wenig geleiſtet wurde.

Bernhard L. Kumorovitz beſpricht die Vergangenheit der ungariſchen Sphragiſtik. Eine umfangreiche und reichhaltige Abhandlung, die nicht nur die Literatur der ungariſchen Sphragiſtik gründlich und eingehend beſpricht, ſondern auch darauf hinweiſt, daß man die Sphragiſtik eigentlich als ein ſelbſtändiges Studium pflegen ſollte, welches dieſer in reger Entwicklung ſtehende Zweig der Wiſſenſchaft mit Recht verdient. Aus dem Aufſatz ſehen wir, daß auf dieſem Gebiet in Ungarn ſchon eine ganz gewaltige Teilarbeit geleiſtet wurde, und an dieſer Arbeit hatte ſich der hervorragende Verfaſſer bedeutend beteiligt.

Tibor Mendöl wirft in ſeinem Aufſatz über Siedelungsgeſchichte, Siedelungsgeographie, geſchichtliche Geographie, einige bedeutſame grundſätzliche Fragen auf. Unter anderem hält er die Kulturgegend oder Kulturregion für ſehr wichtig und behauptet, daß dieſes eigentlich Gegenſtand der Geſchichte ſei.

Ludwig Nyers ſchildert das Archivweſen und den Zuſtand der Ordensgeſchichte der ungariſchen Piariſten. Er ſchildert, was eigentlich bisher in dieſer Richtung geleiſtet wurde, ferner ſkizziert er die diesbezüglichen großen Verdienſte der ehemaligen berühmten ungariſchen Piariſten Cſaplár, Révai und Prónai, und ſtellt feſt, daß auf dem Gebiete des Archivweſens mehr geſchehen iſt als in der Förderung der Ordensgeſchichte. Die ungariſchen Piariſten haben — leider — bis heute keine umfaſſende Ordensgeſchichte, ſondern nur — allerdings ſehr wertvolle — Monographien und Teilarbeiten. Der verdienſtvollſte Monographiſt des Ordens iſt Andreas Friedreich.

Helene von Pálfy behandelt die hiſtoriſche Statiſtik. Sie ſchildert die Aufgaben des Geſchichtsſchreibers bezüglich der hiſtoriſchen Statiſtik, die ſie als eine

Hilfswissenschaft der Geschichte auffaßt, infolgedessen können diese Hilfswissenschaft nur Fachgeschichtler kultivieren, die aber auch mit der Methode der Statistik vertraut sein müssen.

Ladislaus Papp faßt unter dem Titel: *Der Ablauf der Statution, d. h. der Einsetzung in seine Liegenschaft, alles kurz zusammen, was wir über dieses Verfahren wissen. Schade, daß Verf. nicht juridisch genaue und präzise Ausdrücke gebraucht. Es ist z. B. im Ungarischen juridisch ein großer Unterschied zwischen Besitz (birtok), welches auch ein Gut bedeutet, und Liegenschaft (ingatlan), zwischen end gültig und rechtsgültig, ungerecht und gesetzwidrig. Der Betreffende wurde in Eigentum, und nicht in Genuß (élvezet) der Liegenschaft eingeführt, der Interessierte widersprach (contradixit) bei der Statution oder Introduction, und damit hielt er den regelrechten Ablauf des Verfahrens auf (inhibuit), aber er protestierte (tiltakozik) nicht, weder mit Worten, noch mit Waffe.

Der Gebrauch dieser Ausdrücke scheint für einen Laien unbedeutende Kleinigkeit zu sein, aber in juridischen Abhandlungen ist die Präzision der Ausdrücke sehr wichtig und man soll die juridischen Fachausdrücke nicht vermeiden.

Anna Pécsi bespricht das erste Formularbuch der siebenbürgischen fürstlichen Kanzlei, dessen Verfasser Joannes Bácsy 1569 war. Auch ein Gebiet, wo in Ungarn noch viel zu arbeiten wäre.

Joseph Perényi behauptet unter dem Titel: „*Prosarhythmus in unseren Urkunden und die französischen Schulen", daß zwischen dem Urkundenstil und Universitätsunterricht ein Zusammenhang wäre. Diesen Zusammenhang könnten wir vielleicht im 14. Jh. beweisen, aber daß zwischen unserem Urkundenstil und der Universität von Orleans ein Zusammenhang wäre, ist zwar eine interessante, aber kühne Behauptung.

Lorenz Tibor Spilka beschäftigt sich mit einem Teil der Geschichte des glaubwürdigen Archivs der Probstei von Jászó, und bespricht das in diesem Archiv aufbewahrte Protokoll „B". In diesem Protokoll hatte der ehemalige Bibliothekar der Probstei, Joseph Mallyó, hauptsächlich die Urkunden der Familie Soós abgeschrieben.

Stephan Szabó beweist in seinem Aufsatz über den Gesetzartikel XVIII vom Jahre 1351, daß dieser Gesetzartikel kein Wort darüber enthält, daß die Fronbauern einst bei uns Freizügigkeit hatten. Der Irrtum, dieses in den Gesetzartikel hineinzulesen, entstand dadurch, daß die Verleger des ungarischen Corpus Juris, Mossóczy und Telegdy, 1584 über diesen Artikel ein Rubrum geschrieben hatten, wo sie mit den eigenmächtig zugefügten Worten „si migrare velint" viele Konfusion verursachten.

Der junge Emerich von Szentpétery, Sohn des Gefeierten, der den Spuren seines Vaters folgt, dissertiert über die Beweiskraft des roten Siegelwachses im Mittelalter. Da der König, aber auch die Kirchenoberhäupter, die hohen königlichen Beamten, die Hauptstadt usw. auf Grund königlicher Verleihung das vornehmere Siegelwachs gebrauchen konnten, verursachte dieser Umstand, daß die mit rotem Siegelwachs besiegelten Urkunden auch mehr Beweiskraft hatten, als die mit grünem oder schwarzem Siegelwachs besiegelten. Die größere Glaubwürdigkeit solcher Urkunden beruht natürlich auf der königilchen Macht, die das bezügliche Privileg verliehen hatte. Das Recht, rotes Siegelwachs zu gebrauchen, war also eine Auszeichnung, die Anfangs keinen besonderen Vorteil mit sich führte. Im Laufe der Entwicklung ist aber das rote Siegel ein Symbol der größeren Beweiskraft geworden.

Roland von Szilágyi, der sozusagen geborene Diplomatiker, der auf diesem Gebiete schon mehrere wertvolle Abhandlungen verfaßte, schreibt jetzt einen Aufsatz mit dem Titel: „*Die Diplomatik und die allgemeine Geschichte." Das ist ein theoretischer Beitrag zur Quellenkunde, in dem er die Wichtigkeit der Urkunden betreffs der Rechtsgeschichte, beziehungsweise der Verwaltungsgeschichte betont. Nach seiner Auffassung aber sind hauptsächlich die auf den Urkunden sichtbaren Kanzleivermerke wichtige Quellen der verwaltungsrechtlichen Forschungen. Die Wichtigkeit der Urkundenlehre und die Fortschritte dieser Wissenschaft in jeder Richtung werden — nach Auffassung Sz.s — dahin führen, daß die heutige Disziplin der Urkunden- u. Schriftlehre mit der Zeit sich zu einer Schriftlichkeitwissenschaft entwickeln würde.

Mit dieser Abhandlung bewies Sz., daß er auch in der Theorie der Urkundenlehre vollkommen bewandert ist, aber wir meinen doch, daß es vom Standpunkt der ungarischen Diplomatik bei weitem lohnender wäre, wenn er seine streng metho-

dische und äußerst wertvolle Arbeit auf dem Gebiet der praktischen Diplomatik fortsetzen würde.

Peter von Váczy beschäftigt sich unter dem Titel: „*Gyula und Ajtony" eigentlich mit urgenealogischen und topographischen Fragen, auf Grund sehr umsichtiger und gründlicher Quellenforschung und Quellenvergleichung. Unter andern stellt er fest, daß die Ungarn einen großen Teil Siebenbürgens schon in der Zeit der Fürsten besetzten.

Ludwig Bayer (Junior) schreibt einen Aufsatz über: *Illustration historischer Werke. Seiner Behauptung nach gab es in der Entwicklung der Bebilderung eine Zeit, in der Verfasser historischer Werke die Illustrationen sorgfältig vermieden haben, im Zeitalter des sogenannten Positivismus hingegen haben sich die Geschichtsschreiber den Bildbeilagen schon nicht mehr verschlossen. Doch behauptet Verf., daß die Illustrationen dieser Periode noch eine „falsche Anschaulichkeit" (!) zeigen, und diese Bilderwerke und Abbildungen keinen Quellenwert haben. Endlich schildert er, wie er sich die Illustrierung geschichtlicher Werke in der Zukunft vorstellt.

Emmerich Wellmann bietet uns sehr wertvolle Beiträge zur Geschichte des Önoder Reichstages. Er beweist, daß auf diesem Reichstag nicht die Absetzung der Habsburger die Hauptsache war, sondern eigentlich die Vorbereitung und Organisierung des weiteren Widerstandes. Auf Grund eines bisher noch nicht bearbeiteten Tagebuches erörtert der Verfasser mit brillanter Feder den Ablauf des Reichstages, mit seinen vielfachen Schwierigkeiten, erörtert die dort verfaßten Gesetzartikel, zieht Parallelen zwischen Önod und Szécsény, und weist darauf hin, daß in Önod die Beratungen schneller und doch disziplinierter als in Szécszény waren.

Am Ende des schön ausgestatteten Bandes erhalten wir in Zusammenstellung von Iván Janits das Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten Szentpéterys.

Die verschiedenen wertvollen Abhandlungen und Aufsätze der Festschrift beweisen, daß unter dem Einfluß Szentpéterys die geschichtlichen Hilfswissenschaften in Ungarn einen ganz besonderen und wesentlichen Fortschritt zu verzeichnen haben, und wir hoffen, daß seine verdienstvolle Schule unter der bewährten Führung die ungarische Geschichtswissenschaft noch mit vielen dauernden und schätzbaren Werken beschenken wird.

Vashegy. B. Iványi.

Gálos, Rudolf: Báró Amade László (Freiherr Ladislaus v. A.). Fünfkirchen: Dunántúl 1937. 228 S.

In den Vorkriegsjahren blühte in madjarischen wissenschaftlichen Kreisen die Mode der sogenannten „historischen Biographien". Die Gesellschaft für ungarische Geschichte veröffentlichte eine große Reihe solcher Lebensbeschreibungen, die größten Teils die Lebensschicksale literarischer Berühmtheiten untersuchten. Mit viel Akribie, auch mit einer oft entsetzlichen Trockenheit wurden diese Biographien geschrieben und blieben, obgleich einige von ihnen sogar mehrere dicke Wälzer umfaßten, in erschreckender Weise in Aeußerlichkeiten stecken. Wirtschaftliche Daten, kleinliche, für uns sogar oft unverständliche Verrechnungen füllten lange Seiten, bei der Untersuchung der eigentlichen Literatur, also der Werke, begnügte man sich jedoch meistens mit dahingeworfenen Schlagworten oder mit ästhetisierenden, hohl klingenden Phrasen. Bei der Lektüre der meisten solcher Werke überfällt den modernen Forscher die ödeste Langweile.

Aber auch die heutige, angeblich „geistesgeschichtlich" eingestellte Biographistik, die besonders in den Dissertationen madjarischer Universitäten eine ziemlich üppige Pflege findet, zeitigt höchst bedenkliche Phänomene. Während die älteren Werke durch Hunderte von Seiten von strategischen Beschreibungen oder wirtschaftlichen Berechnungen strotzten, soll hier Lebenslauf und schrifttümliche Tätigkeit des Betreffenden nach geisteswissenschaftlichen Grundsätzen dargestellt werden. Hierbei drooht eine neue Gefahr: daß nämlich das Leben in eine Analyse der Werke zerfällt, und dabei, weil der biographische Faden beibehalten werden muß, letztlich doch die Werke, ihr Gehalt und ihre geistige Bedeutung, zu kurz kommen. Vom Standpunkte einer ernsten Wissenschaftlichkeit ist auf eine solche Zusammenwürfelung von Lebenslauf und Werkdarstellung unbedingt zu verzichten. Der Pasitivismus, der Leben und Schaffen voneinander schied und in verschiedenen Kapiteln behandelte, hatte hierin unzweifelhaft Recht. Doch vermochte er anderseits das methodisch so Getrennte nicht in eine organische Verbindung zu bringen. Hier wie dort entstand letztlich ein Zwittergebilde.

Die A.-Biographie von G. verbindet dagegen mit geschickter Hand die Tradition und den Aufbau positivistischer Biographien mit dem Tiefblick der Geistesgeschichte. Beide Methoden kehren bei dieser Verbindung ihre vorteilhaftesten und glücklichsten Seiten heraus. Auch hier finden wir scheinbar äußerliche Daten, Wirtschaftliches: doch ist das notwendig, um dem großen ungarischen Barocklyriker der ersten Hälfte des 18. Jh.s auch menschlich näher zu kommen. Eine ständige Gefahr der Biographien von Geistesgrößen ist, ihre Helden gewissermaßen in einem luftleeren Raum schweben zu lassen. G. vermeidet das und stellt A. auf den Boden der Tatsachen. Daneben ist er aber durch und durch Geisteswissenschaftler und hat ein feines Ohr beim Abhorchen geistiger Strömungen. Er ging auch bei der großartig entwickelten deutschen Barockforschung in die Lehre, die ohne Zweifel heute in dieser Hinsicht führt, und gibt damit einen schlagenden Beweis, daß solche Methodik keineswegs einen Verzicht auf den nationalen Charakter madjarischer Wissenschaft bedeutet! Vielmehr sind diese neuen Erkenntnisse deutscher Barockforschung Lichtstrahlen, die auch für den ungarischen Schrifttumsforscher tiefere Ergebnisse aufleuchten lassen!

Die ersten zwei Kapitel widmet G. der Geschichte der Familie A., beziehungsweise dem Vater Anton v. A., der gleichfalls ein verdienstvoller Vertreter madjarischer Barocklyrik war. (Seine Gedichte erschienen jüngst in einer musterhaften, ebenfalls von G. besorgten Ausgabe).[1]) Solche Betrachtungen wurden von den positivistischen Biographen oft zu haarspalterischem Wortgedresche ausgenutzt. Bei unserem Vf. gewinnt es aber dadurch Bedeutung, daß er seinen Dichter mit dem Ahnenerbe verknüpft und ihn so in eine Gliederkette organischen Wachstums stellt. Gerade heute, bei der Betonung der Stammesverwurzelung eines jeden Menschen, auch des geistig hochstehenden, wirken solche Ausführungen aufs höchste lebendig.

Nach solcher Einleitung schildert G. die Jugendjahre des 1704 Geborenen, seine Studienzeit an der Universität Graz, die ihn in den Mittelpunkt süddeutscher Barockkultur führt, sein Leben am Hofe des Primas Emmerich V. Eszterházy, seine Flucht vor den drückenden Geldsorgen und seine erste Ehe, seine Kriegszeit im Erbfolgekrieg in Italien, die ihn bis nach Bologna führt, und seine Teilnahme am Siebenjährigen Krieg. Dann die nach dem Tode seiner ersten Gemahlin erfolgte zweite Ehe, die mit einer Trennung endet,. und als 10. Kapitel nun, geschickt mit dem Ganzen verflochten, seine dichterische Tätigkeit. Die letzten Kapitel behandeln dann seine Preßburger Jahre als Rat der königlich ungarischen Kammer und die Jahre des Alterns bis zu seinem 1764 erfolgten Tode. Ein reichhaltiges Belegmaterial schließt das mustergültige Werk ab, für das die madjarische Literaturkunde G. aufrichtigen Dank zollen muß.

Aber auch für den deutschen Forscher und insbesondere für den Erforscher deutsch-ungarischer Wechselbeziehungen ist das Buch von hoher Bedeutung. Die regen Beziehungen, die von der süddeutschen Barockwelt zu A. hinüberlaufen, werden in ein rechtes Licht gerückt. So verweist G. im 4. Kapitel (S. 32—44) auf die Wichtigkeit der Grazer Studienjahre A.s, die eine Grundlage seiner geistigen Einstellung schufen. Nicht nur, daß er hier die barocke große Gesellschaft am Hofe des Statthalters Grafen Breuner kennenlernte: er nahm die Ideen der süddeutsch-barocken Jesuitenbildung hier in seine junge Seele auf: den Kult des Hl. Johann Nepomuk, den Geist der Marianischen Kongregation, die barocke Metaphysik der Spätscholastik, ihre Auffassung der Welt als einer Schaubühne, die Liebe zum Theater und auch die Kenntnis des deutschen Barockliedes. Dieses Lied, von München und Wien ausstrahlend und italienische Ansätze weiterführend, teils selbst in italienischer, teils in deutscher Sprache, gelangte auch in die Adelskonvikte der Jesuiten. Hier empfing A. die ersten Anregungen zur Pflege einer solchen Lieddichtung, in der er später hauptsächlich in madjarischer, aber auch in deutscher und italienischer Sprache ein Meister werden sollte.

Immer wieder tauchen auch in den späteren Jahren Beziehungen zur süddeutschen Barockwelt auf, die G. sorgfältig verzeichnet. A. nimmt an der Prager Krönung der Kaiserin Maria Theresia teil (S. 105), besucht zur Faschingszeit oft Wien und dort das Operntheater (S. 116), läßt sich sogar in den Jahren des Alters und der Krankheit die wichtigsten deutschen und italienischen Opern- und Komödientexte

---

[1]) Budapest, 1937. Leider vermochten wir diese Ausgabe, die erst nach Abschluß des Manuskripts erschien,. nicht in unserer Studie über madjar. Barockzeit (Arch. Phil. 1938) zu verwenden.

aus Wien oder die Bilder der Frankfurter Kaiserkrönung zusenden (S. 177). Viel verkehrt er auch am Wallfahrtsort Mariazell (S. 116).

Im 10. Kapitel (S. 125—149), in dem G. die Dichtung A.s untersucht, finden wir treffliche Vergleiche mit der deutschen barocken Liebdichtung. Die schon im 4. Kap. angedeutete Beziehung wird hier nun ausführlicher dargelegt. Besonderes Interesse widmet G. den Liederdichtern und -Komponisten Jakob Kremberg und Philipp Heinrich Erlebach, deren Liedersammlungen sich im deutschen Spätbarock allgemeiner Verbreitung erfreuten. G. analysiert den Zusammenhang mit dieser Liedkunst hinsichtlich Form und Gehalt und weist neben diesen Einflüssen auch auf solche von Seiten italienischer und deutscher galanter Dichtung hin. Hierbei kommt es immer wieder zu feinsinnigen Bemerkungen über das barocke Seelentum. Ja G. gelingt es, die barocke Lyrik A.s mit einer Definition zu erfassen, die wahrhaft mustergültig zu nennen ist. Er betont nämlich, der Hauptzug in A.s Lyrik sei ein subjektives Erlebniselement, gebunden jedoch an gesellschaftliche Formen (S. 136). Hiermit wird alle Spitzfindigkeit zwecks einer Trennung barocker Erlebnis- und Gesellschaftsdichtung, wie sie die sonst so verdienstvollen Forscher K. Viëtor (Probleme der deutschen Barockliteratur, Leipzig, 1926) und G. Müller (Deutsche Dichtung von der Renaissance bis zum Ausgang des Barocks. Wildpark-Potsdam, 1932 ff.) versuchten, überflüssig. Diese Zweiteilung der Einheit barocker Dichtkunst war umso hinfälliger, da ja ein Blick auf die verwandten Schöpfungen barocker Bildkunst zeigt, welch starker Subjektivismus, ja man möchte sagen, Expressionismus in ihnen vorwaltet. Anderseits ist die Barockzeit zweifelsohne stark gesellschaftlich gebunden. In der Definition von G. werden diese beiden Grundströmungen richtig erkannt. Wenn auch G. keine Vergleiche mit der Bildkunst anstellt, so fühlen wir doch ihre Nähe und empfinden die ganze malerische Welt des Barocks immer als mitschwingend.

G. vermutet, ein Lied A.s (Neptunus népe) sei eine Uebersetzung aus irgendwelcher in Wien oder Preßburg gesehenen Oper. Hinzufügen können wir, daß eine Beeinflussung durch deutsche spätbarocke, galante Dichtung auch in A.s Gedichten in Zrínyi-Strophen anzunehmen ist. G. verweist hier nur auf Gyöngyösi, den großen Meister madjarisch-barocker Wortkunst, wir möchten aber dabei noch an die zweite schlesische Schule denken. Schon das ist ja durchaus möglich, daß A. in seinen zwölfsilbigen Versen nicht bloß eine ungarische Tradition fortsetzt, sondern gleichzeitig einen Ersatz für den deutschen Alexandriner der Schlesier schaffen will, wie ja später, am Ausgang des 18. Jh.s Georg Bessenyei den französischen, beziehungsweise Gottschedschen Alexandriner gleichfalls durch zwölfsilbige Zrínyi-Verse wiedergab. Aber auch in der Terminologie und im Aufbau dieser Gedichte zeigen sich augenfällige Parallelen zur Poesie der Schlesier. Wenn wir z. B. die Liebesszenen in den stark lyrisch gefärbten Dramen des Schlesiers Johann Christian Hallmann betrachten, finden wir oft verwandte Klänge. Es ist durchaus möglich, daß A. die Dichtungen des in Wien verstorbenen Konvertiten Hallmann, der gute Beziehungen zum Kaiserhaus hatte, in die Hand bekam. Man könnte aber auch an andere Dichter verwandter Artung denken. A. besingt die Geliebte folgendermaßen:

> Piros pipacs! bibor! börzsöny az orcája!
> Alabástrom! Tej! Hó képének formája!
> Mint Vénus! tengeri haboknak munkája[2]) . . . (zitiert v. G. S. 143)

In ähnlichem Geist gehalten sind die Hallmannschen Barockvergleiche:

> Der Augen schwartzer Sammt / das Paradieß der Wangen /
> Der Lefftzen Scharlach-Kleid / des Haares güldne Spangen /
> Der balsomierte Mund / der Brüste Helffenbein. . .[3])

Oder man vergleiche den mit Ausrufungszeichen unterbrochenen, pathetischen und rhetorischen Stil A.s in diesen Gedichten mit dem Hallmanns:

---

[2]) „Ihr Antlitz ist eine rote Kornblume! Scharlach und Purpur! Schneeweiß! Alabastern! Milchweiß! Gleich der Venus! Eine Schöpfung der Meereswogen!"

[3]) J. Chr. Hallmann: Trauer-Freuden- und Schäffer-Spiele. Breslau, o. J. Die Triumphierende Keuschheit oder die getreue Urania. II. Aufzug, S. 18.

Amade: Te, te vagy életem! Te halál — s reményem,
Nyugalmas éjtszakám! Virrasztó napfényem!
Citromom! Narancsom! Jószagú virágom!
Te vagy én mindenen! éjem és világom[4])! (ebenda.)

Hallmann:

Printzeſſin ſonder Fleck! Printzeſſin ſonder Mängel!
Mein Täubchen! Meine Perl! Mein Leit-Stern / Troſt und Engel!
Du Venus dieſer Welt / gantz Palaeſtinens Zier /
Ach Mariamne! ach! komm näher was zu mir![5])

Beide verwenden dieſelben pathetiſchen Stilmittel, beide holen ihre Metapher aus umfaſſendſten Gebieten, beide ſteigern die Liebesempfindung ins Kosmiſche. Die A.ſchen Vergleiche mit Sonne und Nacht ſind in der deutſchen Barocklyrik ſtehend, ebenſo die von G. anderswo (S. 137—8) angeführten Metaphern des Schiffes, des Magneten, die Gegenſätze Eis—Feuer, Honig—Gift, Stein—Wachs. Intereſſant und aufſchlußreich wäre in dieſer Hinſicht geweſen, der Beleſenheit des Dichters nachzugehen. Auf ſeinen Gütern auf der Inſel Schütt werden ſeine Bücherbeſtände ja wohl noch vorhanden ſein. Es wäre für Verf. eine lohnende Aufgabe, jetzt, wo die Angliederung dieſer Gebiete an Ungarn vollzogen iſt, ſolche ergänzende Forſchungen vorzunehmen. Wie ja ſolches für die geſamte ältere ungariſche Literatur eine wünſchenswerte Aufgabe wäre und auch manch neues Licht in bisher ungeahnte geiſtige Zuſammenhänge werfen könnte. Intereſſant wäre auch nachzuforſchen, ob noch in den Familienarchiven der Amades nicht weitere deutſche Gedichte unſeres Lyrikers (außer den bekannten vier) vorhanden ſind.

Zum Abſchluß müſſen wir nochmals auf die hohen Werte des Buches hinweiſen, und können es mit ruhigem Gewiſſen als eine Spitzenleiſtung madjariſcher Wiſſenſchaft bezeichnen. Sachliche, fleißige Erforſchung der Begebenheiten und ſcharfſinniges Erfaſſen höherer Zuſammenhänge und geiſtiger Belange reichen ſich in dieſem auch ſtiliſtiſch ſchönen und angenehm lesbaren Werk die Hand. Wir hoffen, daß ihm bald eine moderne Geſamtausgabe von A.s Gedichten und Briefen folgen wird.

Budapeſt. Andreas Angyal.

Balaſſa, Imre [Hrsg.]: Földy János, Világostól Josephstadtig (Von Világos bis Josephſtadt), 1849—1856. Budapeſt: Kir. Magy. Egyetemi Nyomda 1939. 323 S 24 Abb. 9 Taf.

B. veröffentlicht das Tagebuch F.s (1811—86), der urſprgl. Neupauer hieß, aus der Zips ſtammte und bis 1849 Profeſſor an der Großwardeiner Rechtsakademie war. Seine Aufzeichnungen berichten über ſeine Gefangennahme, Verurteilung ſowie über die in Joſephſtadt verbrachte Feſtungshaft. Ihr Wert beruht vor allem darin, daß ſie Einblicke in die Gemütsverfaſſung der zahlreichen madjariſchen Häftlinge im neoabſolutiſtiſchen Jahrzehnt gewähren. An unbekannten Einzelheiten bringt das Tagebuch naturgemäß weniger, obſchon immerhin manche Dinge in ein plaſtiſcheres Licht gerückt werden. Leider iſt der Text vom Herausgeber überarbeitet (vgl. S. 10) worden, ſodaß ſich daraus für ſeinen Quellenwert Einſchränkungen ergeben, die nicht unerheblich ſind. Der eine Abſchnitt (S. 267—73) beruht auf reiner Phantaſie. Der Herausgeber verſuchte an dieſer Stelle „das Tagebuch zu ergänzen und das zu beſchreiben: wie es geſchehen ſein mochte"! (S. 266). Unter ſolchen Umſtänden iſt Zurückhaltung ſehr am Platze. Trotzdem iſt die Veröffentlichung auch für die Forſchung von Wert, vor allem als Behelf bei der Rekonſtruktion der pſychologiſchen Sachlage. F. V.

Révéſz, Imre: Pokoly József (J. P.). Debrezin: Stephan Tiſza-Geſ. d. Wiſſ. 1936. 36 S. (Orationes ad memoriam sociorum habitam, I/2).

R. umreißt in vorliegender Gedenkrede, die alles eher als ſchablonenhaft iſt, nicht nur die Perſönlichkeit des reformierten Kirchenhiſtorikers P. (1866—1933) und

---

[4]) „Du, du biſt mein Leben! Mein Tod und meine Hoffnung, meine ruhespendende Nacht! Meine wachende Sonne! Meine Citrone! Meine Orange! Meine wohlduftende Blume! Du biſt mein Alles! meine Nacht und mein Licht!"

[5]) Hallmann: Die beleidigte Liebe oder die großmütige Mariamne. IV. 2.

ſein wiſſenſchaftliches Werk, ſondern bietet darüber hinaus einen wertvollen Beitrag zur Geiſtesgeſchichte des ungariſchen Proteſtantismus kalviniſtiſcher Prägung im Zeitalter des Dualismus, dem P. entſcheidend verhaftet war. Den Hauptwert der Arbeit, die die feine, eindringliche Betrachtungsweiſe des Verf.s aufs neue dokumentiert, ſehe ich gerade in dieſem ſeinem geiſtesgeſchichtlichen Ertrag. F. V.

Mészáros, Olga: Kunhalom (A m. kir. Ferencz József Tudományegyeten, tudományosközlemenyei földrajzés történettudományok köréből. IV. Band, Heft 2). Szegedin: 1938. 109 S. 16 Kart. 18 Lichtbilder.

In der Einleitung legt Verf.n die geografiſche Forſchungsmethode des finniſchen Gelehrten Granö dar ſowie des Syſtems, das er beim Aufbau ſeiner Forſchungen anwendet. Es iſt ein intereſſanter Verſuch, durch den M. mit Erfolg ein klares Bild des kleinen erforſchten Gebiets darſtellt. Die von Verf.n angewendete Methode kann unter Umſtänden in der weiteren erdkundlichen Forſchung Ungarns eine bedeutende Rolle ſpielen.

Das für die Forſchung gewählte Gelände liegt in der Nähe der Stadt Szeged. Obwohl es nur 1,5 km lang und 1 km breit iſt, iſt es intereſſant, da es phyſiſche und antropogeographiſche Eigenſchaften aufweiſt, die für das ungariſche Tiefland zwiſchen Theiß und Donau charakteriſtiſch ſind. Da es keine geografiſche Einheit bildet, konnte das Gelände nicht abgegrenzt werden. Die Unterſuchungen wurden im Laufe eines Jahres, durch öftere Beſuche des Geländes in den verſchiedenen Jahreszeiten gemacht, um die jährliche Veränderung ſowie die natürliche und kulturelle Entwicklung der Landſchaft feſtſtellen zu können. Außer den eigenen Beobachtungen ſammelte die Verf.n mündliche Ausſagen, fertigt Skizzen an, in welche ſie die verſchiedenen Erſcheinungen einzeichnet und denen ſie Fotografien beifügt. Die Vergleichung der Kartenſkizzen ergibt dann die geografiſche Syntheſe des Gebiets. Die Verf.n betont jedoch dabei, daß für eine derartige Unterſuchung die Beobachtungen eines einzigen Jahres nicht genügen, da das Landſchaftsbild ſich von einem zum anderen Jahr durch verſchiedene klimatiſche Gegebenheiten verändern kann. Nachdem die Verf.n uns die Methoden und Bedingungen erläutert hat, geht ſie zum Gegenſtand ſelbſt über und behandelt die beiden Hauptkapitel: 1.) Die Analyſe des Geländes, 2.) Die Syntheſe des Geländes. Das erſte Kapitel beginnt mit der Oberflächengeſtaltung: Es erklärt die Bodenformen, die Ausdehnung und Höhen und die hydrograſiſchen Bedingungen. — Der Boden: Die unbedeutenden Höhenunterſchiede, die ſich zwiſchen 10—11 m bewegen, rufen unleugbare Veränderungen in der Struktur des Bodens und in der Lebensform beſonders der Tier- und Pflanzenwelt hervor. — Grenzlinien in der Kataſteraufnahme: Die ſumpfigen und ſalzigen Niederungen ſind in die Kataſteraufnahme nicht einbezogen. — Vegetation: Die Form der kataſtralen Einteilung tritt auch durch die Verteilung der landwirtſchaftlichen Kulturen in Erſcheinung. Im Umfang der niederen und feuchten Gebiete bleibt die Vegetation, ſowohl nach der Art der Pflanzen als auch nach dem äußeren Bild die gleiche. Die größte Anbaufläche nimmt das Getreide ein (Weizen und Roggen). Die Häuſer liegen auf den trockenſten und ſandigen Stellen, die weniger fruchtbar ſind. Die feſteren Bodenflächen ſind mit Weizen, Mais und Paprika beſät, die ſandigen dagegen mit Gerſte, Weinſtöcken und Obſtbäumen. Die ſalzigen Flächen dienen als Weiden. Die Landſtraßen und Häuſer ſind umgeben von Akazien, die gemeinſam mit den Weiden am Rande der ſalzigen Flächen den Beſtand derBaumvegetation bilden. — Die Tiere: Die Verfaſſerin ſtellt die Verteilung der Haus- und wilden Tiere in Raum und Zeit dar. — Beweglichkeit: Das menſchliche Leben ergänzt ſich nach einem Naturgeſetz mit dem tieriſchen und pflanzlichen zu einem unteilbaren Ganzen als Lebenseinheit. Die Bewegungserſcheinung zeigt verſchiedene Intenſität in Zeit und Raum. Sie iſt betonter in der Umgebung der Salzen und Wege und flaut deutlich ab in den kultuvierten Gegenden, je nach der Beſchaffenheit der Kulturen. Die größte Bewegung iſt im Paprika, in den Weinſtöcken, weniger in den Kornfeldern, die erſt nach der Getreideernte intenſiver belebt ſind. Im Winter beſchränkt ſich die Bewegung vor allem auf die Straßen. Die Schwingung der Bewegungsintenſität kann auch bedingt ſein durch Feiertage, Märkte und das Programm der Arbeitstage. — Farbenflächen im Sommer: Bei großen Gegenſtänden wird die Aufmerkſamkeit durch die Form erregt, bei kleinen wird ſie durch die Farben hervorgerufen. Obwohl im Laufe eines Jahres die Farben ſich verändern, ſind ſie für jede Jahreszeit bezeichnend. Es wird

unterſchieden zwiſchen der eigenen Farbe der einzelnen Gegenſtände und der Wirkung, die ſie in großen Mengen haben. Nach einer mehr detaillierten Analyſe der Farben ergibt ſich, daß die ſüdlichen Teile eine Einheit der Farben aufweiſen, nicht nur in Ermangelung der Bäume, ſondern auch hervorgerufen durch die Häufigkeit des Paprika und des Mais, die mitunter auch die Farben des ſandigen Bodens durchſcheinen laſſen. — Farbenflächen im Herbſt: In dieſer Jahreszeit tritt nach und nach immer mehr die Farbe des Bodens hervor. — Umgeformter Stoff: Die einzigen Gebiete, die noch die natürliche Landſchaft darſtellen, ſind die Sumpfflächen und Salzgebiete. Die übrigen Böden wurden durch die menſchliche Tätigkeit in eine Kulturlandſchaft umgewandelt.

In der Folge beſchäftigt ſich Verf.n mit dem Verkehrsweſen, den Hauswirtſchaften, Umzäunungen uſw. — Tragfähigkeit des Subſtrates — Hinderniſſe: Der Grad des Bodenwiderſtandes (für den Verkehr) ändert ſich nach den Jahreszeiten und von einem Ort zum andern. Die Salzen ſind für den Verkehr während des Sommers günſtig (wenn ſie trocken ſind), zur ſelben Zeit ſind die ſandigen Stellen ungünſtig. In der Regenzeit iſt die Lage umgekehrt, mit Ausnahme des ſchwarzen Erdreiches, das während der häufigen Regenfälle für jeden Verlehr ein Hindernis darſtellt. Der Verkehr kann auch behindert werden durch die Vegetation, ſofern ſie von beſonderer Höhe und Dichte iſt (Mais, Paprika und die verſchiedenen Gräſer). — Offenheit im Medium: Nach dieſen analytiſchen Unterſuchungen ſchreitet die Verf.n zur Syntheſe des Problems, durch die Auslеſe der charakteriſtiſchen Erſcheinungen des erforſchten Geländes. Die Syntheſe des Geländes wurde nach der Methode Granös vorgenommen, unter Berückſichtigung folgender Faktoren: Bodenform, Waſſer (in dieſer Arbeit der Boden), die Vegetation und der umgeformte Stoff. Daraus ergibt ſich deutlich das Bild des erforſchten Geländes. Es iſt auch aus den 16 Karten erſichtlich, die der Arbeit beigefügt ſind und jeweils das Ergebnis eines Kapitels aus der analytiſchen Arbeit darſtellen.

Dieſe Arbeit, der ſich die Verf.n mit viel Pflichtbewußtſein unterzogen hat, hat alle Eigenſchaften einer ernſten wiſſenſchaftlichen Studie, die für die geografiſche Forſchung von Nutzen ſein kann.

München. Laurean Someşan.

Gulyás, Stefan: A XVII. század katolikus aszkétikus irodalma (Das katholiſch-asketiſche Schrifttum des 17. Jh.s). Budapeſt: Palaestra Calasanctiana, 26. 96 S.

Die Reihe der Budapeſter Palaestra Calasanctiana-Diſſertationen ſcheint ſich auf ſchriftumskundlichem Gebiete das Ziel einer eingehenden Erforſchung der madjariſchen Barockliteratur geſetzt zu haben. Ein umſo lobenswerterer Anſatz, da die Unterſuchungen hauptſächlich dem weltanſchaulichen Schrifttum der Zeit gewidmet ſind, dem Gebiet alſo, das bislang ziemlich im Hintergrund ſtand. Man dachte beim ungariſchen 17. Jh. immer an die großen Barockepiker und an die Lyrik, höchſtens an Pázmánys Predigt. Nun erſcheint in dieſer Reihe nach Gajtkós Unterſuchungen über die barocke Gebetliteratur und nach Gerencsérs Studie über den Philoſophen Pázmány auch eine Arbeit über die katholiſch-aſketiſche Literatur der früh- und hochbarocken Läufte. Und wir hoffen, daß weitere Arbeiten der Reihe endlich einmal auch das ſpätbarocke 18. Jh. auf dieſe Blickpunkte hin unterſuchen und prüfen werden. Wurde ja hier noch viel, viel weniger geleiſtet, als bei der Erforſchung des immerhin ſchon einigermaßen bekannten 17. Jh.s.

Verf. ſpannt den Rahmen des Begriffes: Asketiſches Schrifttum ziemlich weit. Man könnte ſchon hier einige Bedenken haben, ſo etwa betreffs der Einreihung der Fürſt Eſzterházyſchen Mirakelſammlungen in dieſen Rahmen. Nun weiß aber Verf. die Stränge aufzudecken, die ſolche und ähnliche Werke mit asketiſchen Zielſetzungen in Beziehung ſetzen.

Nach einer das Ziel einer Ueberſicht verfolgenden Einleitung gibt Verf. zunächſt eine chronologiſche Geſamtſchau des Stoffes und behandelt anſchließend die hauptſächlichſten religiöſen Erlebniſſe des 17. Jh.s, ſoweit ſie in Originalwerken und Ueberſetzungen madjariſcher Autoren ſich ſpiegeln. Dieſe Haupterlebniſſe ſind der leidende Heiland, die letzten Dinge und die Gottesmutter. Kapitel III beſchäftigt ſich mit dem Typus der geiſtlichen Lektüre und zwar mit Werken der Tugendlehre, der Eſchatologie, der Mariologie und mit dem Schaffen des gelehrten Jeſuiten Stefan Tarnóczi. Kapitel IV iſt der ſchrifttümlichen Gattung der Medi-

tation gewidmet. Sie folgt entweder auf Spuren des Ignatius von Loyola, oder sie betrachtet verschiedene Themata: die Leiden Christi, die Ewigkeit, die Nachfolge Christi in Form des Herz-Jesu-Kultes (bei Matthias Hajnal), die Natur als Schöpfung Gottes, das Vaterunser, das Leben des Antonius von Padua usw. Der Schlußabschnitt betrachtet kurz die Bedeutung dieser Werke in der schrifttümlichen Entwicklung Ungarns und analysiert Form und Inhalt ihrer Einleitungsdedikationen.

Die Arbeit ist eine fleißige, tüchtige Materialsammlung und -beschreibung. Verf. bemüht sich auch sichtlich, mit der Zeit zu gehen und läßt bei seinen Betrachtungen auch das Stilphänomen des Barock nicht außer Acht. Wir gewinnen an Hand dieser Arbeit allerlei interessante Einblicke in die Geistigkeit der Zeit. Leider bleiben sie aber eben nur — Einblicke, und keine Einsichten! Es hätte viel mehr gefrommt, hätte sich Verf. nicht allzusehr an eine formale Einteilung gehalten: eine Gefahr übrigens, die fast keinem Theologen bei Betrachtung literarischer Phänomene entgeht. Viel ersprießlicher wäre dagegen eine Auf- und Einteilung nach Ideengruppen und Gedankenkreisen des Gehaltes gewesen! Zwar bringt Verf. an Hand der formalen Beschreibung manch Aufschlußreiches, es fehlt aber das System, das diese Einblicke zusammenhielte und zu Einsichten organisierte.

Solch ein Ideenkreis wäre etwa die barocke Mystik, in ihrer musikalisch-weichen, sinnlich-übersinnlichen Art. Phänomene dieser Mystik erwähnt Verf. wiederholt (so z. B. bei Peter Ágoston, S. 73), er hätte aber die Ergebnisse viel systematischer zusammenfassen und gliedern können, hätte er seinem Werk ein Kapitel Mystik gegeben. In diesen Rahmen hätte dann vortrefflich auch die kosmisch eingestellte Unendlichkeitsmystik des Drexel-Uebersetzers Gregor Szentgyörgyi gepaßt, oder die mehr sensualistisch eingestellte Marienminne. Bei der letzteren wäre übrigens auch ein Hinweis auf die übrigen Habsburgischen Gebiete sowie auf die Lage in Bayern im Zeitalter des Kurfürsten Maximilian I. ersprießlich gewesen.

Ein zweites Kapitel hätte dann die Letzten Dinge betrachten können, in ihrer Formulierung erst noch manieristisch, wo man gewissermaßen das „Mechanische" der Hölle hervorhebt, und die Verdammten in allerhand verwickelten Maschinerien und Vorrichtungen leiden läßt (Breughel!). Diese „manieristische" Höllendarstellung scheint noch in die Anfangsjahre des 17. Jh.s hinüberzuspielen, um einer mehr „malerischen" und gewissermaßen „atmosphärischen" Darstellung der Flammen und der roten Beleuchtung zu weichen (Burnacinis Szenenbild des Pluto-Reiches zur Wiener Oper: Il Pomo d'oro, 1667). Diese Entwicklung muß auch in der asketischen Literatur Spuren hinterlassen haben, wie es ja übrigens bezeichnend ist, daß am Ausgang des 17. Jh.s eine elegisch-sentimentale Betrachtung des Todes in den Vordergrund tritt. Und diese Beschreibung der letzten Dinge hat gleichfalls einen mitteleuropäischen Hintergrund, auf den Rezensent schon in einer Arbeit (Ergebnisse und Zielsetzungen der literaturwissenschaftlichen Barockforschung in Ungarn. Pannonia, Jg. 1938) hinwies (Gryphius, Angelus Silesius, tschechische Barockdichtung!).

Der Hinweis auf die Welttheater-Konzeption bei M. Hajnal (S. 81) hätte gleichfalls weitere Untersuchungen verdient, da diese ja der Hauptgedanke des Barocks ist. Es hätte gelohnt, nachzuforschen, auf welche Weise auch in weiteren asketischen Werken solche oder ähnliche, mit der Idee des „theatrum mundi" in Verbindung zu setzende Gedankengänge vorkommen. Ein Kapitel hätte dann dem barocken Verhältnis zu Natur und Welt gewidmet werden können, mit exakter Herausarbeitung des malerischen, rauschhaft-extatischen Barocknaturalismus, der keineswegs mit manieristischer Härte gleichzusetzen ist. Anderseits hätte man hier auf die Verweltlichung der gegenreformatorischen Welt hinweisen können. Dies wäre sogleich eine Erklärung gewesen für das Verebben konfessioneller Polemik, das Verf. auf S. 6 und dann wiederholt erwähnte, für die Milde Tarnóczis, die dem Christen auch hohe Aemter und Lebensfreuden in maßvollem Grade zuspricht (S. 54), für die naturmystische Blumensymbolik bei M. Hajnal (S. 88), für den barocken Kosmismus in der Bellarmin-Uebersetzung des Kaspar Tasi (S. 84). Hier hätte man auch die Aesthetisierung der Himmelsdarstellungen betrachten können.

Nützlich wäre auch das Zusammenfassen der gemeineuropäischen und mitteleuropäischen Zusammenhänge gewesen. Nützliche Hinweise hätte dazu etwa D. Čyževs'kij geben können, in seinen drei Forschungsberichten: Aus den neuen Veröffentlichungen über die tschechische Barockdichtung (Zeitschrift für slawische Philologie, Jg. 1934, 35, 38). Die hier an Hand einer Studie von Vilém Bitnar erörterte Unterscheidung einer barocken Gotik und eines barocken Humanismus hätte auch manche ungelöste Probleme lösen können. Verf. behauptet u. a., in den asketischen Werken lebe oft das Mittelalter wieder, während im Vorwort schon der Zeitgeist vorherrscht. (S. 25 ff.). Diese Formulierung ist problematisch. Besser ist es, zu sagen: das Barock ist einerseits letzte Etappe der gotischen Entwicklung (Barockgotik), anderseits nimmt es Elemente des heroischen Renaissance-Ideals in sich auf (Barockhumanismus). Es ist also derselbe Zeitgeist, nur in sich ergänzenden Ausprägungen, der sowohl aus den Traktaten, als auch aus den Vorreden spricht.

Eine solche „europäische" Betrachtungsweise wäre umso angebrachter gewesen, da es sich vielfach um Uebersetzungen handelt. Dies wird aber einfach nur registriert, und das Original wird nicht eingesehen, obgleich das in vielen Fällen höchst aufschlußreich wäre. Oft wird aber der Verfasser des Originals garnicht erwähnt, nur hingewiesen, daß das Werk eine Uebersetzung aus dem Deutschen oder Lateinischen ist (so bei Valentin Lépes, Kaspar Tasi, S. 7, 64). An anderen Stellen bleibt die Nationalität des Verfassers unerwähnt, ja sein Name wird falsch wiedergegeben (Draxellius statt Drexel, Avincinus statt Avancinus oder Avancini). Dabei wäre Genauigkeit gerade bei der geistesgeschichtlichen Einordnung der Werke wichtig, denn hier zeigen sich am klarsten jene Fäden, die den ungarischen Barockkatholizismus mit Süddeutschland, Spanien und mit der geistig zwischen den beiden stehenden und von beiden beeinflußten italienischen Barockkultur verbinden. Interessant wäre auch ein Hinweis auf das Weiterleben deutsch-mittelalterlicher Mystik gewesen. Bei Drexel wäre Günther Müllers Höfische Kultur der Barockzeit (Halle, 1929) unbedingt einzusehen gewesen, da hier erstmalig auf die gesamteuropäische Bedeutung dieses Münchner Jesuiten und Hofschriftstellers hingewiesen wird. Das bei Johannes Rudinai auftauchende Pilgermotiv (erwähnt S. 70) hätte an Hand des Buches von Heinrich Schaller: Die Welt des Barock (München, 1936) gleichfalls einen europäischen Hintergrund bekommen können. Und der Aufmerksamkeit des Verf.s entging auch die madjarische Untersuchung Emmerich Waldapfels (Gyöngyösi-tanulmányok [Gy-Studien]: Irodalomtörténeti Közlemények, Jg. 1931), in dem ein Werk des österreichischen Benediktiners Corner als Quelle des Gyöngyösischen Rosenkranzgedichtes festgestellt wird. Ferner hätte Verf. bei Vergleichung des Werkes „Regina Sanctorum Omnium" des Fürsten Eszterházy mit dem Brunner'schen Original (Fasti Mariani) sehen können, daß die Ausrichtung auf den Marienkult schon im Original durchaus gegeben war, und keineswegs, wie es in der Arbeit (S. 52) behauptet wird, eine Erfindung Eszterházys ist. Das Einflechten ungarischer Beziehungen in die Uebersetzungen muß ebenfalls keineswegs immer ein Verdienst des Uebersetzers (S. 90) sein, da Ungarn gerade damals (Türkenkriege!) im Mittelpunkt abendländischer Interessen stand, und außerdem ungarische Geschichtswerke in lateinischer Sprache (Bonfini, Istvánffy) da waren, die jeder gebildete Ausländer zu lesen vermochte. Beim Betrachten der vorherrschenden Rolle der Gnade in der asketischen Theorie mancher hier bearbeiteten Schriftsteller hätte auch ein Seitenblick auf den Jansenismus nicht geschadet, der ja von Béla Zolnai in seinen ungarischen und europäischen Beziehungen eingehend untersucht wurde.

Diese Ausführungen wollen aber dem Verdienste des Verf.s keinen Abbruch tun. Seine entscheidende Tat war der mutige Schritt in kaum oder garnicht entdeckte Gebiete des madjarischen Schrifttums. Sein Werk ist reich an geistvollen und sehr richtigen Bemerkungen. Unsere Ausführungen sollen nur ihren Rahmen ergänzen und den Weg einer zukünftigen Forschung weisen. Nicht zu bezweifeln ist, daß Verf. in diesem Buch wertvolle Bausteine zur Seelengeschichte des barocken Menschen herbeitrug und einige Formen der zeitgemäßen Frömmigkeit trefflicher charakterisierte. So wenn er etwa von der „Blutfärbung" der Meditationen bei Joh. Rudinai (S. 16) spricht oder auf die Synthese von Wissenschaft, Asketik, Scholastik und Mystik bei St. Tarnóczi (S. 56) hinweist. Aehnliche Stellen ließen sich häufen. Sie machen die Studie zu einer lesenswerten Arbeit, und man

kann ſich nur aufrichtig freuen, daß es noch junge Philologen gibt, die ſich an ſolche Themen heranwagen und nicht in der bequem-läſſigen Art ſo vieler Doktorkandidaten die Wirkſamkeit eines kaum verſtorbenen Schriftſtellers zum Arbeitsfeld ausſuchten. Die ältere ungariſche Literatur iſt noch überreich an ungelöſten Fragen, ungeklärten Epochen. Mögen ſich mehr Geiſtesarbeiter für ſolche Forſchungen finden! Andreas Anghal.

Merényi, Oſzkár: Berzsenyi Dániel. Verseinek kiadatlan összövegei Kiadta, bevezetéssel és jegyzetekkel ellátta — (D. B. Die unveröffentlichten Urtexte ſeiner Gedichte. Hrsg., mit einer Einleitung und Anmerkungen verſehen von —). Budapeſt: Literaturgeſchichtl. Kommiſſion der Ungar. Akad. 1938. XVI + 91 S.

Derſ.: Berzsenyi Dániel. Ismeretlen és kiadatlan levelei. Kiadta, bevezetéssel és jegyzetekkel ellátta — (D. B. Unbekannte u. unveröffentlichte Briefe. Hrsg., mit einer Einleitung und Anmerkungen verſehen von —). Budapeſt: Ebd. 1938. XXXX S.

M., der ſich ſchon bisher mit B. eingehend beſchäftigte, bietet in der erſten Veröffentlichung endlich den Urtext der Gedichte B.s nach der Hſ. v. J. 1808, die eine viel exaktere Unterſuchung ſeiner Richtung, vor allem in ihren Anfängen, als bisher geſtattet. Die Edition iſt ſehr gewiſſenhaft. Die Anmerkungen, die ſich nur auf textkritiſche Fragen beziehen, ſind gründlich und unterrichtend.

Nicht minder bedeutungsvoll iſt die Herausgabe bisher unbekannter oder mangelhaft veröffentlichter Briefe, die nicht nur viel Neues zur Beurteilung von B.s Perſönlichkeit bieten, ſondern darüber hinaus auch zur Zeit- und Kulturgeſchichte der Zeit manches beiſteuern, worauf in dieſem Zuſammenhang leider nicht eingegangen werden kann. Bemerkenswert ſind die Angaben über ſein Verhältnis zum Deutſchtum. Die deutſche Sprache ſcheint er einwandfrei beherrſcht zu haben und war von ihrer Notwendigkeit durchdrungen, da er auch bei ſeinen Söhnen ſehr darauf achtete, daß ſie ſich dieſe gründlich aneignen möchten (vgl. S. 71). Einmal bezieht er ſich auf Friedrich d. Gr. (S. 17 [1809]), ſehr häufig auf Schiller (S. 22, 39, 42 uſw.), den er außerordentlich geſchätzt zu haben ſcheint. Wenn er ſeine Achtung vor Weimar dadurch zum Ausdruck bringt, daß er wiederholt die Schaffung eines Ungariſchen Weimars (in Keſzthely) als erſtrebenswertes Ziel bezeichnet (S. 60), ſo dürfte er dabei wenig oder gar nicht an Goethe, in erſter Linie aber an Schiller als Vorbild gedacht haben. Eines ſeiner Gedichte (A pók [Die Spinne]) iſt eine Ueberſetzung aus Engel, Der Philoſoph für die Welt (S. 52, 105). Auch deutſche literaturwiſſenſchaftliche Werke benützte und empfahl er (S. 41). Der Kommentar iſt knapp, aber gediegen. Schade, daß er nicht in Fußnotenformen geboten wurde, was die Benutzung erleichtern würde. F. V.

Jánoſſy, Dénes: Great Britain and Kossuth. Archivum Europae Centro-Orientalis. III Budapeſt. 1937. S. 53—190.

Der wiſſenſchaftlich ſowohl durch einen großen Fußnotenapparat wie durch Beigabe von Quellenmaterial außerordentlich gut fundierte Aufſatz erſchöpft nicht nur gründlich das angegebene Thema, indem er über die Beziehungen Koſſuths zu England und engliſchen Führerperſönlichkeiten berichtet; verſchiedentlich ſchürft der Verf. auch tiefer, ſo wenn er darauf hinweiſt, daß die Grundlagen für die im 19. Jh. ſich anbahnende geiſtige und politiſche Freundſchaft zwiſchen England und Ungarn in der ſtaatspolitiſchen Entwicklung beider Länder zu ſuchen ſind. Beide hatten eine ſehr alte Verfaſſung, England eine liberale, Ungarn eine feudale, zu reformierende. Ferner war England bis zum 18. Jh. das geweſen, was Ungarn noch im 19. war: ein Agrarland. Dieſe Parallelen hatten neben anderen Gründen viele Ungarn veranlaßt, die engliſchen Verhältniſſe an Ort und Stelle zu ſtudieren (häufiger und oft langer Aufenthalt des Grafen Széchenyi in England). Koſſuth kannte zwar England bis zu ſeiner Emigration nicht aus eigener Anſchauung, hatte aber viele engliſche, beſonders nationalökonomiſche Bücher geleſen und ſich viel mit engliſcher Literatur und Philoſophie beſchäftigt (ſogar eine Ueberſetzung des „Macbeth“ ins Ungariſche begonnen). Er begeiſterte ſich für ſtaatliche engliſche Einrichtungen und propagierte u. a. in Ungarn das Syſtem der engliſchen Kindergärten.

Nachdem J. über Koſſuths Beeinfluſſung durch von England ausgehende politiſche und philoſophiſche Lehren weſentliche Angaben gemacht hat, verſucht er im Hauptteil ſeines Aufſatzes einen Geſamtabriß der Beziehungen zwiſchen England und Ungarn während der Revolutionszeit zu geben. Am Anfang ſteht hier das Memorandum, das Blackwell, der Budapeſter Korreſpondent der britiſchen Geſandtſchaft in Wien, an den Peſter Klub richtete, worin er für den Export ungariſcher Agrarprodukte nach England Vorſchläge machte Im Zuſammenhang damit erfahren wir aus dem Aufſatz J.s, daß Koſſuths Plan, Fiume als direkten Expoct-hafen nach England ausbauen zu laſſen und eine Eiſenbahn von Budapeſt nach Fiume zu bauen, verworfen wurde zugunſten Széchenyis Vorſchlag, Hamburg und Rotterdam als Ausfuhrhäfen zu wählen.

Die folgenden Seiten bringen eine knappe Darlegung des Verlaufs der Revolution von 1848 in Ungarn, ſtets unter Hervorhebung aller Ereigniſſe, bei denen Ungarn und beſonders K. in nähere Verbindung mit England geriet. Der Kreis der Londoner Freunde Ungarns wird näher gekennzeichnet, Namen angeführt, ebenſo engliſche Zeitungen, welche durch Artikel Intereſſe für Ungarn zu erwecken ſuchten. Es iſt wohl anzunehmen, daß der Kontakt zwiſchen England und Ungarn während der Revolutionswirren noch enger geweſen wäre, wenn nicht die Schwierigkeiten einer Verſtändigung ſo groß geweſen wären. Die meiſten engliſchen Freunde rieten K., ſich mit Oeſterreich zu verſtändigen, über engliſche Vermittlungsbeſtrebungen erfahren wir nähere Einzelheiten, desgleichen werden wir unterrichtet über die Erbitterung, die die ruſſiſche Intervention, und über den ungünſtigen Eindruck, den die Entthronung Habsburgs in Ungarn im April 1849 in England hervorriefen. Die betont pro-ungariſche Einſtellung Cobdens und die zögernde Haltung Palmerſtons werden herausgearbeitet, die Stellungnahme der engliſchen Preſſe während und nach der Revolution ausführlich dargelegt.

In dem Teil, der Koſſuths Beziehungen zu England nach der Revolution ſchildert, verlegt der Verf. das Schwergewicht ſeiner Darſtellung auf die außenpolitiſchen Momente. Aus ſeinen diesbezüglichen Darlegungen heben wir hervor: Die Beſtrebungen K.s, nach Scheitern der Revolution Palmerſtons Zuſtimmung zu einem Block „The North Eastern Federative States“ zu gewinnen, der ſich im Falle einer Auflöſung Oeſterreichs zwiſchen Ungarn, Polen und der Türkei bilden ſollte; ferner K.s Verſuche, Cobden für eine „intervention for non-intervention“ zu gewinnen („Since the time he escaped he had always been seeking means to interpose another Russian intervention if Hungary happened to start a new fight for her independence“). Verf. beſchränkt ſich übrigens nicht, was an dieſer Stelle ausdrücklich hervorgehoben ſei, ausſchließlich auf ungariſch-engliſche Beziehungen, ſondern zieht — allerdings nur ſoweit das Thema es erfordert — zuweilen auch den übrigen Südoſten in den Kreis ſeiner Betrachtungen. So gewinnt die Abhandlung größere Bedeutung für die geſamte Südoſtforſchung und verdient ſchon aus dieſem Grunde eine eingehendere Würdigung. Beiſpielsweiſe verbreitet J. ſich auch über das in London veröffentlichte Manifeſt des Tſchechen Palacky über die Verſelbſtändigung der Nationalitäten in der Donaumonarchie.

Die Zeit des Aufenthalts Koſſuths in der Türkei intereſſiert Verf. beſonders hinſichtlich der direkten Beziehungen, die er hier zu Engländern anknüpfte, ſowie hinſichtlich engliſcher Bemühungen um die Freilaſſung K.s.

Daß K.s Aufenthalt in England ein großer Raum gewährt wird, iſt verſtändlich. Seine Fühlungnahme mit führenden engliſchen Perſönlichkeiten wird ebenſo ausführlich behandelt wie der Empfang, welcher ihm vom engliſchen Volk bereitet wurde. Teilweiſe abgedruckt wird der „speech“, den K. vor dem City Council hielt und hinſichtlich deſſen dieſe Körperſchaft eine Reſolution annahm, daß er „printed and framed should be hang up in the Guildhall“. Welche politiſche Bedeutung auch damals noch die Perſönlichkeit Koſſuths hatte, zeigt die Tatſache, daß die Beratungen über die offizielle Stellungnahme Englands zu K. während ſeines Aufenthaltes in England ernſtere Differenzen zwiſchen Kabinettsmitgliedern auslöſte, die Lord Broughton mit den Worten kennzeichnete: „Would it not be curious if Kossuth could defeat the British Cabinet when he had not succeeded against the Austrian Cabinet?“

Auf die vielen Einzelheiten, die J. über den Aufenthalt des ungariſchen Revolutionärs in Großbritannien bringt (Feiern, Reden K.s uſw.), kann hier ſelbſtverſtändlich nicht eingegangen werden. Eine „Summary of Kossuths trip in Britain“ findet ſich auf S. 153.

Aus dem Anhang, der Briefe, Memoranden, politische Berichte, „offene Briefe und Adressen" enthält, seien als bedeutsam hervorgehoben: Instruktionen des Ungarischen Auswärtigen Amtes an den diplomatischen Vertreter Ungarns in London, Franz Pulszky, vom 15. Mai 1849, welche die politische Lage zu Beginn der russischen Intervention und die Kräfteverhältnisse beleuchten (S. 165 f.); Cobdens Offener Brief an den österreichischen Minister Bach vom 20. Oktober 1849, in welchem C. Protest gegen die Hinrichtung der ungarischen Führer erhebt (S. 169 f.); ein Briefwechsel Cannings mit Kossuth während dessen Aufenthalts in der Türkei über die Flüchtlingsfrage (S. 173/174).

München. Weden.

Kósa, János: Pest és Buda elmagyarosodása 1848-ig (Die Madjarisierung Pests und Ofens bis 1848). Budapest: 1937. Apollo-Könyvtár (Apollo-Bücherei) Nr. 7., 277 S

Verf., dessen Arbeiten und Aufsätze über das deutsch-ungarische Verhältnis schon allgemein bekannt sind, liefert in diesem Buch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des südostdeutschen Städtewesens. Leider gehört K. jenem Kreis junger madjarischer Forscher an, deren Forschungsmethode und demzufolge auch Schlußfolgerungen und Endergebnisse vom deutschen wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht immer einwandfrei sind. Dieses Buch ist ein typisches Beispiel dafür.

Im Mittelpunkt der Anschauungen K.s, geradezu als Leitfaden seiner Untersuchungen, steht die Assimilation. Das ist nach der Auffassung K.s die treibende Kraft, die die Entwicklung der deutschen Städte Pest und Ofen vor 1848 bestimmte. — Verf. erblickt vor allem zwei Kräfte, die für die Assimilierung der beiden Schwesterstädte entscheidend wirkten, und zwar den seit Joseph II. aufflammenden madjarischen Nationalismus und den seit Anfang des 19. Jh.s eingetretenen Zentralismus, bezw. Zentralisation, wodurch das gesamte ungarische geistige und wirtschaftliche Leben sich in Pest und Ofen vereinigte. Diese Kräfte sollen nach K. auf die Umwandlung des geistigen Bildes von Pest und Ofen ganz natürlich gewirkt haben. Es war also ganz natürlich, daß um die Mitte des 19. Jh.s Pest und Ofen bereits als madjarische Städte erscheinen.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der nach dem Tode Josephs II. entstandene madjarische Nationalismus gewissermaßen als Reaktion auf die Vereinheitlichungsbestrebungen Josephs II. anzusehen ist. Dieser Nationalismus, der sich bisweilen fast nur in der Literatur (Dugonits u. a. m.) zeigte, ergriff bald das gesamte geistige Leben der Hauptstadt. Die Zentralisation bestand zunächst auch nur in einer literarischen: aus Pest einen literarischen Mittelpunkt der ungarischen Literatur machen zu wollen. Auf die Assimilierung war aber der soziologische Zentralismus, der Zustrom verschiedener Stände und Berufe, von viel wichtigerem Einfluß. Durch die zentrale Lage der beiden Städte wurde dieser Umstand sehr gefördert. Den Fortgang der Madjarisierung stellt K. in einzelnen Abschnitten dar, die die wichtigsten Zweige des geistigen und wirtschaftlichen Lebens Pests und Ofens umfassen.

Dem siegreichen Vordringen des madjarischen Nationalismus standen anfangs keine besonderen Hindernisse im Wege. Das deutsche Bürgertum Pests und Ofens war schon Ende des 18. Jh.s seelisch assimiliert. Das deutsche Bürgertum war in völkischer Hinsicht schon sehr verkümmert. Das bezieht sich nicht nur auf Pest und Ofen, sondern auch auf das gesamte ungarländisch-deutsche Bürgertum. — „Das ungarländische Bürgertum jener Zeit war höchstens in seiner Sprache deutsch, in seinem Leben und seiner Gesinnung aber madjarisch" (S. 31). Uebrigens ist K. geneigt, die Existenz einer ungarländisch-deutschen Bürgerschicht in Zweifel zu ziehen. Nach dem Schülerverzeichnis des Pester Piaristen-Gymnasiums aus dem Jahre 1780 will er feststellen, daß nicht einmal $^2/_3$ des Pester Bürgertums sich zum Deutschtum bekannt hat, was weiterhin besagen soll, „daß man das ungarländische Bürgertum nicht mit dem deutschen Element identifizieren kann" (S. 61). Nun ist es aber sehr gewagt, aus einem einzigen Schülerverzeichnis derartige Schlüsse nicht nur für das Pest-Ofener Deutschtum, sondern für das Deutschtum des ganzen Landes überhaupt zu ziehen. Verf. geht hiebei wahrscheinlich nach der Namensanalysierungsmethode vor, kommt aber zu ganz falschen Schlußfolgerungen. Unseres Erachtens kann der Name zu jener Zeit — mit einem gewissen Vorbehalt dem Adeligen gegenüber — ohne weiteres als sicheres Zeichen der Volkszugehörigkeit gelten. Wie eben bemerkt, ist eine Vorsicht nur bei den adeligen Namen am Platze, und ev. auch noch bei den

ſlawiſchen Namen, ſonſt könnte man die Träger dieſer Namen vielleicht ohne Bedenken dem Deutſchtum zuſchlagen. Es wäre viel ſicherer geweſen, wenn K. die bürgerliche und adelige Abſtammung der Schüler als Kriterium der Volkszugehörigkeit hinnähme. Daß unter bürgerlicher Abſtammung der Schüler (43,1%) z. gr. Teil deutſche, unter adeliger Abſtammung (38,9%) aber größtenteils madjariſche Schüler zu verſtehen ſind, leuchtet uns ohne weiteres ein. Daraus ergibt ſich aber dann ein anderes Bild über die völkiſche Zuſammenſetzung Peſts und Ofens. Wenn nun K. auf S. 60 ſelbſt zugibt, daß die madjariſchen Schüler zu 84,7%, die deutſchen nur zu 5,7% adeliger Abſtammung waren, ſo ſteht das völkiſche Bild Peſts und Ofens klar vor uns. Der Verſuch des Verf.s iſt allerdings intereſſant, ſeine Methode aber verfehlt, bezw. paßt gut in ſein vorgefaßtes Schema.

Die ſoziologiſche Umſchichtung Peſts und Ofens, in erſter Reihe durch die Bildung verſchiedener madjariſcher Beamtenſchichten, Niederlaſſung der Großhändler und Wirtſchaftsführer, Unternehmer, nicht zuletzt der Wortführer der ungariſchen Literatur und Politik uſw. gekennzeichnet, war für die Aſſimilation außerordentlich günſtig. Verf. vertritt diesbezüglich auch eine Auffaſſung, die ſeine Verankerung in der liberaliſtiſch-materialiſtiſchen Weltanſchauung des vorigen Jahrhunderts klar erſehen läßt. Der Sieg des Madjarentums über das Deutſchtum iſt in nicht geringem Maße auch der materialiſtiſchen Weltanſchauung des letzteren zuzuſchreiben. „Das Reichwerden, die Kapitaliſierung ... war eins mit der Madjariſierung" (S. 34). Daß aber dieſe Madjariſierung im Wege der Kapitaliſierung den madjariſchen Adel verarmte und zuletzt ſchon untergrub, ſcheint Verf. zu bemerken vergeſſen zu haben. Dieſe Auffaſſung des Verf.s tritt mitunter kraß hervor. Die Aſſimilation wäre letzten Endes nichts anderes als eine gelungene Wirtſchaftsangelegenheit. Andererſeits aber heißt es auch (nach K.), daß nur jener ein Fremdſprachiger bleibt, dem es nicht gelingt in die höheren Geſellſchaftskreiſe hinaufzudringen.

Mit der „materialiſtiſchen" Seite der Aſſimilation ſtand es alſo nach K. ſehr gut. In geiſtiger Hinſicht wurde der Fortſchritt der Aſſimilierung ebenfalls nicht gehemmt. Das ging umſo leichter vor ſich, da das deutſche Bürgertum kein deutſches Bewußtſein beſaß. Daß das kein „fair play" war, gibt auch K. zu. Nur die madjariſchen Chauviniſten und Nationaliſten „haben gekämpft, die Deutſchen haben niemals zurückgefeuert". Das ſtädtiſche Deutſchtum hat eine paſſive Rolle geſpielt: Minderheits- oder Nationalbewußtſein iſt niemals in ihm erwacht, dem madjariſchen Nationalismus iſt es nicht entgegengetreten, ſondern hat ſich ihm von ſelbſt angepaßt" (. 2 6). So reibungslos ging die Einſchmelzung des Deutſchtums doch nicht vor ſich. Man iſt madjariſcherſeits geneigt, vor allem das ſtädtiſche Deutſchtum jenes Zeitalters als völlig bewußtlos hinzuſtellen. Ganz abgeſehen davon, daß die ſüdoſtdeutſche Forſchung in den letzten Jahren ſchon viel zum Vorhandenſein eines Bewußtſeins des deutſchen ſtädtiſchen Bürgertums Stellung nahm, nennt K. ſelbſt Deutſche die ihm als „zu große" Deutſche erſcheinen. Er weiſt auf das „Jahrbuch des deutſchen Elementes in Ungarn" vom Jahre 1846 hin. Das wäre die einzige völkiſche Regung des Peſt-Ofner Deutſchtums geweſen. K. vergleicht die Aufſätze dieſes Jahrbuches mit den „Flugſchriften der Siebenbürger Sachſen" (S. 161). Der Herausgeber des Jahrbuchs, Karl Benkert, hat ſich ſpäter allerdings madjariſiert, dieſer Umſtand aber beeinträchtigte keinesfalls den bewußt deutſchen Charakter ſeines Jahrbuches.

Aus unſerer Beſprechung geht klar hervor, daß das Werk K.s einer Tendenz gegen das Deutſchtum nicht entbehrt. Manche Bemerkungen (z. B. jene über das Peſter deutſche Theater) klingen ganz abſtoßend. Auch die Hinweiſe und „Lehren" des Verf.s für die Gegenwart hätten unterbleiben ſollen. Das ziemt ſich für ein Werk, das für ernſt gehalten werden ſoll, überhaupt nicht und verrät nur allzu ſehr das wahre Ziel des Verf.s. K. gehört mit anderen Wiſſenſchaftlern (z. B. A. Kovács u. a. m.) zu jenen madjariſchen Forſchern, die auf wiſſenſchaftlichem Wege für eine madjariſche Idee (Aſſimilation) Propaganda machen. Ihren Arbeiten ſehen wir trotzdem immer mit Intereſſe entgegen und werden uns unſerer Kritik darüber natürlich nicht enthalten können.

Budapeſt. A. Fr. Chriſtian Wirthoven.

Scherer, Ferencz: Gyula város története. I. Kötet: A földesuri város. II. Kötet: A rendezett tanácsu város. **Veress, Endre:** Gyula város oklevéltára (1313—1800). (Franz Sch.: Geſchichte der Stadt Gyula. Band I. Die grundherrliche Stadt. Band II. Die Stadt mit geregeltem Magiſtrat. Andreas V: Urkundenbuch der Stadt Gyula [1313—1800]). Budapeſt: 1938. I: 469, II: 478. 500 S.

Die in zwei Bände geteilte Monographie Sch.s behandelt im erſten Band die Entſtehung, Entwicklung und Geſchichte der grundherrlichen Stadt und Feſtung Gyula bis 1848, im zweiten Band die Geſchichte der Erhebung des Ortes zu einer Stadt mit geregeltem Magiſtrat und die neuere Entwicklung ſowie gegenwärtigen Verhältniſſe der Stadt.

Den Stoff des erſten Bandes verteilt der Verfaſſer auf drei Hauptabſchnitte, und zwar:

1. Die mittelalterliche Stadt,
2. Geſchichte der wichtigen Feſtung Gyula und deren Schickſal während der Türkenzeiten,
3. Die nach der Rückeroberung neu gegründete Stadt: Ungariſch- und Deutſch-Gyula.

Die mittelalterliche Ortſchaft Gyula (Gyulamonostora) iſt ſcheinbar eine Gründung aus dem 13. Jh., wird aber zum erſten Mal im Jahre 1313 unter dem Namen Gyulamonostora (d. h. ein durch einen gewiſſen Julius gegründetes monasterium) erwähnt. Aus dieſem Monaſterium, welches am Berührungspunkte der großen Ebene, der Waldungen und des Ueberſchwemmungsgebietes der Körös entſtand, wo außerdem eine wichtige Uebergangsſtelle über beſagten Fluß war, entwickelte ſich ſchon im 14. Jh. die mittelalterliche Stadt und Feſtung Gyula.

Die Stadt wurde ſchon Anfang des 15. Jh.s der Hauptmittelpunkt der Herrſchaft Gyula, und die Domäne zählte derzeit 43 Dörfer und Puſzten (praedia).

Beſitzer dieſer Herrſchaft waren anfangs die Familie Losonczi, nachher die Familie Maróthi, die aber im Jahre 1476 ausſtarb Nach dem Tode des letzten Maróthis erhielt Johannes Corvinus, der natürliche Sohn des Königs Mathias, die Herrſchaft Gyula, der aber am 12. Oktober 1504 ſtarb.

Seine Witwe, die geborne Gräfin Beatrix von Frangepan, heiratete 1509 Georg Markgraf von Brandenburg. Im Jahre 1510 ſtarb Beatrix angeblich im Wochenbett, und ſo kam die Stadt, Feſtung und Herrſchaft Gyula und auch Hunyad in die Hände Georgs, der auf dieſe Weiſe als Markgraf von Brandenburg ungariſcher Großgrundbeſitzer wurde. Markgraf Georg bekam mit dieſen Herrſchaften auch die zugehörigen ſehr wertvollen Archive des Hauſes Hunyadi, die er bei ſeiner Rückkehr nach Ansbach ſamt ſeinen Schriften mitnahm. Eine bedeutende Anzahl dieſer Urkunden und Schriften iſt noch heute im Hauptſtaatsarchiv in München aufbewahrt (Brandenburg. Literalien).

Die äußerſt intereſſante Regierungsperiode Georgs in Gyula bearbeitete Sch. unter Verwertung des Münchener Archivmaterials ſehr ausführlich und eingehend.

Im Jahre 1530 ließ König Johann von Zápolya die Stadt und Feſtung Guyla für ſich erobern, und Markgraf Georg verlor die Herrſchaft Guyla und auch Hunyad.

Wegen des Vordringens der osmaniſchen Macht entlang der Maros-Linie hatte die jetzt ſchon ſozuſagen ſtaatliche Feſtung Gyula an Wichtigkeit ſehr gewonnen, fiel aber wegen des Zögerns König Maximilians 1566 in die Hände der Türken. Die kaiſerlichen Truppen konnten erſt am 18. Januar 1695 wieder in den Beſitz der Stadt gelangen.

Nach der Rückeroberung der Feſtung und Stadt Gyula mußten zwanzig Jahre verfließen, bis Johann Georg Harruckern, der aus dem oberöſterreichiſchen Städtchen Schenkenfeld ſtammende neue Beſitzer der Stadt und Herrſchaft, laut § 103 des Geſetzes von 1723 mit deutſchen Siedlern die Einwohnerſchaft der Stadt vermehren konnte.

Die erſten deutſchen Einwanderer, die Harruckern herbeirief und deren Namen der Verfaſſer feſtſtellen konnte, waren folgende:

Apl, Becker, Bernd, Beyer, Böreſz, Brachmann, Braun, Eigler, Enders, Fecher, Feuerbag, Forſt, Franck, Fieſſel, Frankenſtein, Geſzner, Gnörling, Götz, Griſzler, Haillinger, Hailmann, Heeresdorf, Herbert, Hirſchmann, Igler, Kern, Kling-

hammer, Koller, Krahm, Kropf, Lipp, Mandl, Mansmann, Metz, Mittel, Müller, Mütz, Oberländer, Oppenhauser, Pflaum, Rauſch, Reinhardt, Renner, Robell, Rothgerber, Rubert, Schäfer, Schimpf, Schneider, Schob, Schobesberg, Schöberl, Schröder, Stumpf, Ullrig, Wentz, Wörner, Wüllebeck, Zimmer, Zimmermann.

Im Jahre 1730 zählte man in der Stadt Gyula 116 ungariſche und ſchon 100 deutſche (ſowie 34 walachiſche) Familien; 1746 ſind in der Stadt nach der zweiten Einwanderung 173 ungariſche und 175 deutſche, alſo mehr deutſche als ungariſche Familien.

Die zweite Einwanderung wurde nach der im Jahre 1738 wütenden Peſtepidemie durchgeführt. Die vor 1738 eingewanderten Deutſchen ſtammen vom linken Ufer des Rheins, aus der Gegend von Koblenz und Trier. Die Ahnen des Verfaſſers der Monographie z. B. ſtammen aus Königshof im Erzbistum Mainz.

Die zweite Einwanderung der Deutſchen erfolgte aus Bayern und Oeſterreich.

Johann Georg Harruckern war alſo der zweite deutſche Beſitzer und Grundherr der Stadt und Herrſchaft Gyula, und ſeine Nachkommenſchaft beſaß die Herrſchaft bis 1776. Später fiel die Stadt und Herrſchaft Gyula der gräflichen Familie Wenckheim zu.

Die Einwanderung der zahlreichen Deutſchen verurſachte, daß angeblich im Jahre 1734 die Stadt Gyula ſich in eine ungariſche und eine deutſche Stadt (Magyar- und Német-Gyula) teilte, mit ſeparatem Stadtrichter, Magiſtrat, Verwaltung, Territorium uſw.

Der zweite Band der Monographie gliedert ſich in zwei Hauptabſchnitte, und zwar:

1. Das Ringen um den geregelten Magiſtrat.
2. Die Stabiliſierung des geregelten Magiſtrates.

Im erſten Hauptabſchnitt werden die Ereigniſſe des ungariſchen Freiheitskampfes (1848—1849), das Zeitalter des Abſolutismus (1850—1860 bezw. 1867), und im zweiten Hauptabſchnitt die Begebenheiten der neueſten Zeit bis heute beſprochen.

Im zweiten Band erfahren wir unter anderem, daß im Jahre 1857 die bisher geteilten Städte (Ungariſch- und Deutſch-Gyula) vereinigt wurden, nachdem das Deutſchtum langſam verſchwand und heute mehr nur die alten Familiennamen der Einwohner beweiſen, daß ſich hier einſt auch eine deutſche Siedlung befand.

1857 war z. B. Joſeph Kálló Richter der Stadt Deutſch-Gyula, und die Vertreter waren: Szikes, Sipos, Moldováný, Csomós, Nádra, Beſſeney, in Ungariſch-Gyula war hingegen der Stadtnotar Alois Bauer, und unter den Vertretern finden wir einen Michael Hoffmann.

1856 waren in Deutſch-Gyula in der Elementar-Knaben-Schule noch 200, in der Mädchen-Schule 157 deutſche Schüler. Im Jahre 1858 finden wir in den beiden Städten 18 002 Einwohner, darunter 11 685 Ungarn und 2242 Deutſche. Im Jahre 1930 hingegen hatte die Stadt Gyula 25 241 Einwohner, davon waren 23 468 Ungarn und im Ganzen nur 295 Deutſche. Man kann alſo feſtſtellen, daß heute die einſtigen deutſchen Einwanderer der Stadt vollkommen in das Ungarntum eingeſchmolzen ſind, und dieſe Einſchmelzung ging in der neueren Zeit ſehr ſchnell vor ſich.

Sch.s Werk iſt eine gewiſſenhafte, großzügige und gründliche Arbeit, die mit der vollſtändigen Kenntnis der einſchlägigen Literatur in jeder Richtung und Hinſicht ausgearbeitet wurde. Verf., der natürlich Fachmann iſt, bedient ſich eines glücklichen Stils, ſodaß ſich ſein Buch angenehm lieſt.

Die gelungenen zwei Bände der Monographie ergänzt der dritte, aber eigentlich doch ſelbſtändige Band, — das Urkundenbuch.

Die Hauptquellen der Monographie bzw. nur des erſten Bandes waren das durch V. redigierte Urkundenbuch und die Jahrbücher der Geſellſchaft für Archaeologie und Kulturgeſchichte des Komitates Békés. Dieſe Zeitſchrift erſchien zwiſchen 1875 und 1893 jährlich, und die ſiebzehn Jahrgänge hatten eigentlich mit ihren wertvollen Teilarbeiten die Monographie der Stadt Gyula langſam vorbereitet. Aber zur Entſtehung und Verwirklichung einer Monographie fehlte noch das Sammeln des archivaliſchen Urkundenmaterials. Dieſe zwar ſehr wichtige, aber doch ſchwere und nervenaufreibende Arbeit übernahm Andreas V.

V. ſammelte in mühſamer und umſichtiger Arbeit jahrelang beinahe alles zuſammen, was er die Geſchichte der Stadt Gyula betreffend in archivaliſchen Quellen

auftreiben konnte. Von Budapest angefangen bis Rom, und über Wien und Innsbruck bis München wurde alles Mögliche, was die Geschichte der Stadt Gyula anbelangt, fleißig aufgestöbert. So gelang es ihm, von 1313 bis 1800 789 Stück Schriften und Urkunden, darunter 122 mittelalterliche (nach ungarischer Zeitrechnung bis zur Schlacht von Mohácz 1526 reichend) zusammen zu bringen. Was von diesem Material schon irgendwo veröffentlicht wurde, das gab er nur in Regesten, die noch unedierten und unbekannten Stücke aber per extensum, oder oft — leider — nur auszugsweise heraus.

Verf. beklagt sich nämlich, daß er wegen des auf dreißig Druckbogen limitierten Umfangs des Urkundenbuches gezwungen wurde, sogar mittelalterliche Urkunden nur zu exzerpieren, und demgemäß die noch bisher unedierten Abschriften einstweilen — auf glücklichere Zeiten wartend — in dem städtischen Museum aufzubewahren.

Das auf diese Art und Weise verfertigte Urkundenbuch ist also — leider — gar nicht komplett, was aber nicht ausschließlich Schuld des Verf.s ist.

Nach unserer Meinung jedoch hätte man vielleicht ziemlich viel Raum ersparen können, wenn der Verfasser die Daten und Aufzeichnungen, die sich nicht strikt auf die Stadt Gyula, sondern z. B. auf die Herrschaft (also Békés, Simánd, Szénás Bánhegyes, Kondoros, Kétegyháza usw.) beziehen, weggelassen hätte. Die Monographie nämlich befaßt sich eigentlich nur mit Gyula, mit der Geschichte der Stadt, aber nicht mit der Herrschaft Gyula. Man hätte also die Nummern, z. B.: 151, 212, 214, 216, 388, 399, 401, 406, 431, 432, 433, 464, 478, 540, 543, 556, 587, 594, 597 usw. vielleicht wesentlich verkürzen, oder einiges sogar ganz weglassen können. Damit wollen wir gar nicht behaupten, daß diese Stücke wertlos sind, jedoch bei Raummangel ist man gezwungen, die nicht unmittelbar das Thema berührenden Textteile einfach wegzulassen.

Das Urkundenbuch der Stadt ist also eigentlich der Herstellungsversuch des alten Archivs der Stadt Gyula, welches in den unruhigen Zeiten zugrunde ging, und aus dessen Bruchstücken, die Verf. mit großem Fleiß zusammengeforscht hat, er zum Teil das verlorene Archiv der Stadt rekonstruierte.

Die wertvollen Schriften und Urkunden, die Verf. veröffentlichte, sind regelrecht veröffentlicht, und sein Werk, seine eifrige Mühe verdient Lob und Anerkennung, weil er alles Mögliche getan hat, um ein musterhaftes Urkundenwerk zu bieten.

Sein Band ist übrigens mit 20 Faksimilien und Abbildungen geschmückt und mit einem — wegen Raummangels nur gekürzten — Register versehen.

Bevor wir unsere Besprechung beendigen, soll erwähnt sein, daß, wie V. erforschte, die ersten deutschen Einwanderer schon im Herbst 1723 sich nach Gyula auf den Weg machten, und zwar: Aus Oberlenach bei Würzburg: Jörg Käß mit Frau und vier Kindern, und Hans Schimer oder Schirner. Im Jahre darauf folgten aus den Nachbardörfern Zellingen, Unterleinach, Erlabrunn und Thüngersheim noch Georg Harth, Hans Steinbach, Michael Walkh, Kaspar Engelbrecht, Hans Jörg Schmitt, Nikolaus Wirth, Jörg Freudenberger, Hans Herlein, Kilian Schmitt, Peter Müller, Anton Pfaff, Sebastian Hoffmann, Hans Behr, Jörg Hartmann, Fidelis Laucher, Philipp Hofmann und Hans Georg Salomon. Außer diesen kamen noch im Laufe des Jahres 1724 folgende Familien: Balthes Eggenhöffer, der Schneider war, Caspar Roß (Schuster), Hans Lang, (Bäcker), Hans Hoffmann (Schuster), Hans Weinschenk aus dem Orte Lauf im Amte Schlüsselau, unfern von Höchstädt sowie Hans Schaad und Georg Ehrbar aus Saldendorf.

Was schließlich die Ausstattung der Monographie anbelangt, so hat die Stadt Gyula, ihrer Vergangenheit würdig, sich selbst und die ungarische Wissenschaft mit einem reich und interessant illustrierten, prächtigen, lehrreichen Werk beschenkt, welches wir nur mit dankbarer Erkenntlichkeit und Lob entgegennehmen können.

Vashegy. B. Iványi.

Schmidt, János: Német telepesek bevándorlása Hesszenből Tolna—Baranya—Somogyba a XVIII. század első felében (Einwanderung deutscher Kolonisten in die Schwäbische Türkei in der ersten Hälfte des 18. Jh.s). Raab: 1939. 8°, 83 S.

Die deutsche Mundartenforschung in Ungarn hat schon vor vielen Jahren nachgewiesen, daß es in der Schwäbischen Türkei zahlreiche Ortschaften gibt, wo hessische Mundarten gesprochen werden. Während aber die fuldaische und schwäbische Auswanderung in mehreren siedlungsgeschichtlichen Arbeiten behandelt wurde, fehlten

hiſtoriſche Beweiſe über die heſſiſche Koloniſation faſt vollſtändig. Es iſt das Verdienſt des Gyórkönyer Pfarrers J. Schmidt, daß heute gerade die Auswanderungsverhältniſſe in Heſſen und die Siedlungsgeſchichte unſerer heſſiſchen Dörfer am meiſten erforſcht ſind.

Als luth. Geiſtlicher durchforſchte Verf. zuerſt die Kirchenbücher der ev. Tolnauer Dörfer, durchwanderte dann die urheimatlichen Gebiete und unterſuchte ſchließlich die Auswanderungsakten des Heſſiſchen Staatsarchivs in Darmſtadt. Vorliegendes Büchlein enthält nun die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen ſeit etwa 1930. Im erſten Teil der Arbeit wird — hauptſächlich auf Grund der Veröffentlichungen des Prälaten W. Diehl — die wirtſchaftliche Not der Bevölkerung Heſſens als Urſache der Auswanderung gezeichnet und die Folgen der Türkenherrſchaft auf die wirtſchaftlichen und volklichen Verhältniſſe der Schwäbiſchen Türkei dargeſtellt. Schon hier erwähnt er, daß es primäre heſſiſche Siedlungen nur in der Tolnau gibt und daß die Heſſendörfer der Baranya und der Schomodei lediglich Tochterſiedlungen der Tolnauer Ortſchaften ſind. Der zweite Abſchnitt behandelt vor allem die kaiſerlichen „Angeſinnen" im Intereſſe der Auswanderung und den Briefwechſel des Fürſten Ernſt Budwig und ſeiner Nachbarn in derſelben Angelegenheit. (Vgl. DUHVBl. I 1929, S. 210 und Jg. 2930, S. 223 ff.). Auch hören wir von Werbern, von kaiſerlichen Patenten und von den Anſiedlungsbedingungen (ſie dürfen eigene Geiſtliche mit ſich bringen und bleiben einzig und allein dem Kaiſer untertan; ung. Grundherren können über ſie nicht verfügen uſw.). Verf. berichtet auch über die Wirkung der Auswanderungsagitation in Heſſen, über die erſte große Auswanderungswelle in den Jahren 1723—1724 und über die Verfügungen des Fürſten, welche die maſſenhafte Auswanderung ſeiner Untertanen verhindern ſollten.

Ernſt Ludwig war übrigens von Anfang an gegen die Auswanderung: er erließ ſeinen Untertanen trotz wiederholten Schreiben des Kaiſers weder das Zehent noch die Manumiſſionsgebühren. Das hatte freilich zur Folge, daß viele — gewiß in erſter Linie die Begüterten, bei denen dieſe Gebühren eine bedeutende Summe ausgemacht hätten — bei Nacht und Nebel ihre Heimat verließen und daß diejenigen, die mit Paß und Erlaubnis wegzogen, meiſt arme Leute waren. Nach den Mitteilungen des Verf.s, der ſelbſtverſtändlich nur auf Grund amtlicher Aufzeichnungen arbeiten konnte, müßte man glauben, daß die heſſiſchen Auswanderer alle mittelloſe Menſchen geweſen wären, obzwar auch er feſtſtellen muß, daß ſich mit Hilfe der hieſigen Matrikeln viel mehr Heſſen ermitteln laſſen, als ſie in den urheimatlichen Akten angegeben ſind. (Vgl. darüber meinen Aufſatz im „Deutſchen Archiv für Landes- und Volksforſchung. Jg. 1. Heft 2.).

Die kaiſerlichen Werber ſuchten in Heſſen Koloniſten für das Banat, trotzdem gelangte ein anſehnlicher Teil von ihnen in die Schwäbiſche Türkei. Graf Mercy, der in der Tolnau große Güter hatte, ließ ſie durch ſeinen Adjutanten, den Hauptmann Vátzy, von Wien auf ſein Högyészer Gut ſchicken, wo er ſie durch ſehr günſtige Verträge auch feſtzuhalten vermochte (Solche Verträge ſind auch im Volksdeutſchen Kalender 1936 mitgeteilt). Freilich kamen nicht nur auf Mercyſche Güter heſſiſche Auswanderer, wie das aus dem dritten Teil der Arbeit hervorgeht. Die näheren Herkunftsorte der einzelnen Familien in den Heſſendörfern werden im letzten Abſchnitt nachgewieſen. Dieſer Teil iſt auch für die Mundartenforſchung von großer Bedeutung, da die hier mitgeteilten ſiedlungsgeſchichtlichen Ergebniſſe das vielumſtrittene Problem des Verhältniſſes von Herkunft und Mundart ſeiner Löſung näher bringen können.

Sch., der ſelbſt auch Nachkomme heſſiſcher Koloniſten iſt, hat die donaudeutſche Siedlungskunde mit einem wertvollen Beitrag bereichert. Mit einer genaueren Beachtung einſchlägiger Neuerſcheinungen hätte ſich aber ſeine Arbeit in die größere Geſchichte der neuzeitlichen Koloniſation oder wenigſtens doch in die Siedlungsgeſchichte der Schwäbiſchen Türkei beſſer einfügen laſſen.

Szarvas. Johann Weidlein.

Révész, Imre: Méliusz Péter levélváltása a cseh-morva atyafiakkal (Der Briefwechſel zwiſchen Peter Méliuſz und den böhmiſch-mähriſchen Brüdern): Theologiai Szemle (Debrezin) XIV (1938), 251—62. Derſ., Jegyzetek Méliusz Péter és a cseh-morva atyafiak levélváltásához (Bemerkungen zum Briefwechſel zwiſchen Peter Méliuſz und den böhmiſch-mähriſchen Brüdern): Ebda. XV (1939), 35—40.

R., dem wir auch ſchon bisher eine ſtattliche Reihe grundlegender Studien zur Geſchichte des ungariſchen Proteſtantismus verdanken, bietet in vorliegenden Stu-

dien einen Beitrag zur Geschichte der Beziehungen des ungarischen Kalvinismus zu Mitteleuropa, der auch kulturgeschichtlich deswegen von außerordentlichem Wert ist, weil er geistige Beziehungen zwischen Ostungarn (Debrezin) und der böhmisch-mährischen Landschaft behandelt, die sich auf Grund wirtschaftlicher Verbindungen ergaben. Es handelt sich um einen Briefwechsel, der 1564—65 zwischen der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde zu Ungarisch-Brod und Meliusz geführt wurde und zu einer recht kriegerischen Schaustellung der dogmatischen Meinungsunterschiede führte, die eine weitere Fühlungnahme unterband (erst im 17. Jh. wurden von neuem Verbindungen aufgenommen, die sich in erster Linie an den Namen Comenius' knüpfen). Der Abdruck der (lateinischen) Briefe und des (tschechischen) Verbindungstextes ist verläßlich und von einer ungarischen Uebersetzung begleitet, die freilich die Benutzung der wichtigen Veröffentlichung durch ausländische Forscher nicht eben begünstigt.

Wir dürfen schließlich noch unserer Freude Ausdruck verleihen, daß R. auch in seinem neuen Amt seinen kirchengeschichtlichen Forschungen nicht entsagt, — sehr zum Nutzen der Wissenschaft. Valjavec.

Klempa, Karl: A keszthelyi Festetics könyvtár (Die fürstliche F.-Bibliothek in Keszthely). Mit einem dt. Auszug (S. 21—24). Keszthely: Mérei o. J 24 S.

Verf. gibt in diesem Büchlein einen Ueberblick der berühmten Fürst Festetics'schen Büchersammlung und zeichnet ihre Geschichte auf. Ihr Begründer ist Christoph F. in der ersten Hälfte des 18. Jh.s. Im Empirezeitalter bekommt die Bücherei einen eigenen Flügel des im Stil der Zeit erweiterten Schlosses. Georg F., der Bauherr, ein wohltätiger Mäzen ungarischer Kultur, erweitert den Bücherbestand auch entsprechend und schafft für die Gelehrtenwelt dort eine Arbeitsstätte. Sein Nachfolger, Graf Ladislaus F., sammelt besonders ausländische Erscheinungen: zu seiner Zeit besitzt die Bibliothek ungefähr 25 000 Bände. Im weiteren Verlauf des 19. und beginnenden 20. Jh.s wird diese Zahl auf 36 211 erweitert (davon 30 Inkunabula und 29 alte madjarische Drucke). Heute zählt die Bibliothek etwa 52 000 Bände. Verf. schildert kurz die Einteilung der Bücherei, hebt besonders die reichhaltige Musik-, ferner die deutsche und französische Zeitungensammlung hervor, und gibt eine Skizze auch der zukünftigen Pläne und Aufgaben. All das bietet ein reizvolles und interessantes Bild vom Werden und der Gestaltung dieser wichtigen Kulturstätte in Ungarn. Der deutsche Auszug gewährt auch den Nichtmadjaren einen Einblick in diese Kulturstätte.

Interessant wäre es gewesen, hätte Kl. noch einige Seiten der Bibliotheksbeschreibung gewidmet und zumindest auf einiges Bemerkenswerte hingewiesen. So etwa auf die Tatsache, daß die Bibliothek interessante naturwissenschaftliche beziehungsweise naturphilosophische Werke des 16.—17. Jh.s besitzt, dann schöne Abraham a Sancta Clara-Drucke mit Kupfern, eine lateinische Descartes-Ausgabe aus dem 17. und die „Oeuvres complètes" Friedrichs des Großen aus dem 18. Jh., ferner humanistische Werke, die für den heutigen Leser nach erstaunlich modernen Gesichtspunkten geschriebene Philosophiegeschichte des bairischen Professors Rixner aus dem Zeitalter der Romantik u. a. Ein Aufzählen wenigstens der wichtigsten solcher Drucke wäre für die Geistesgeschichte der Beziehungen des neuzeitlichen ungarischen Geistes zu Europa von höchstem Belang und würde gleichzeitig zeigen, daß die fürstliche Bibliothek noch dem heutigen Forscher in jeder Hinsicht Wertvolles zu bieten vermag, als Hüter nicht nur madjarischer, sondern auch abendländischer Kulturtradition.

Freilich ist ein geisteswissenschaftliches Interesse beim Verf. durchaus vorhanden. Er erwähnt u. a. daß der Historiker Horányi im 18. Jh. in der Bibliothek arbeitete (S. 6), daß, wie schon bemerkt, Graf Ladislaus F. mannigfache Verbindungen mit dem Ausland pflegte (S. 11), und noch manch Aehnliches. Zu erforschen wären aber noch u. a. die Beziehungen der ungarischen, pannonischen Romantik zur Bibliothek. War ja Keszthely zur Zeit des Grafen Georg F. mit seinen heliconischen Festen ein geistiger Mittelpunkt pannonisch-romantischer Bewegung, mit Alexander Kisfaludy an der Spitze. Es ließe sich gut eine Geistesgeschichte dieser Bewegung aus dem Aspekt der Bibliothek denken. Oder es taucht der Name Karl Georg Rumy auf, der mehrere Jahre hindurch in Keszthely lehrte. Der Direktor der landwirtschaftlichen Georgikon-Akademie, Johann Asbóth, von dem Kl. bemerkt, daß er oft korbweise die Bücher der Bibliothek

auslieh, (S. 9—10), war Rumys Gönner und väterlicher Freund.[1]) Man könnte eine ungarische Geistesgeschichte des frühen 19. Jh.s in Hinblick auf die Keszthelyer Bibliothek schreiben: eine reizvolle und interessante Aufgabe. Die genaue Erforschung der erwähnten ausländischen Beziehungen wäre gleichfalls dankbar und gehörte in diesen Rahmen. Die besten Namen madjarischer Literaturentwicklung würden dabei Erwähnung finden müssen. Freilich überschritte eine solche Betrachtungsweise letztlich die Zielsetzungen einer solch kleinen, auf ihre Weise guten und verdienstvollen Arbeit. Wir hoffen jedoch, daß auch eine umfassende Darstellung in der oben umrissenen Art nicht lange auf sich warten läßt!

München Andreas Angyal.

V. Südslawien.

Kočevski Zbornik: Razprave o Kočevski in njenih ljudeh (Gottscheer Sammelschrift. Abhandlungen über die G. u. seine Einwohner). Laibach: 1939. 382 S. u. 3 Karten.

Ich möchte im vorhinein aufmerksam machen, daß ich keine Absicht habe, hier eine eingehende kritische Auseinandersetzung mit den einzelnen Studien und Aufsätzen dieses neuen slowenischen Sammelwerkes über die deutsche Sprachinsel Gottschee zu bringen, das von der größten slowenischen nationalen Abwehrorganisation, dem Zyrill-Method Verein, herausgegeben wurde. Hier soll nur auf das Erscheinen des Werkes hingewiesen werden, und gleichzeitig auf die Notwendigkeit einer späteren eingehenden Auseinandersetzung. Der Herausgeber, Ing. Janko Mačkovšek, Vorsitzender des Zyrill-Method Vereines, weist in der Einleitung auf die Tatsache hin, daß die Bevölkerung der Gottschee in den letzten Jahren ständig im Rückgang sei, ebenso die landwirtschaftlichen Nutzflächen und die Zahl der bewohnten und bewirtschafteten Häuser. Aus diesen Beobachtungen heraus hat sich die Leitung des Zyrill-Method Vereines entschlossen, eine Enquete durchzuführen, und eine genaue Beschreibung des allgemeinen Zustandes des Gottscheer Gebietes, das Mačkovšek als sprachliches Mischgebiet (!) bezeichnet, in eingehender Behandlung der einzelnen Fragen in einem Sammelband zu geben. Der Sammelband enthält folgende Beiträge: eine geographische Uebersicht des angeblichen sprachlichen Mischgebietes Gottschee (S. 7—44) von Ivan Simonič; dann von dem gleichen Verf. einen geschichtlichen Abriß des Gottscheer Gebietes (S. 45—130). Anschließend behandelt der Geograph und Statistiker Dr. Jože Rus unter dem Titel „Der Kern der Gottscheer Frage" die gegenwärtigen Zustände und die Zukunft der Wirtschaft in der Gottschee, aus ihren natürlichen und sozialen Grundlagen heraus. Auch Rus geht von dem Standpunkt aus, daß slowenische Urbevölkerung hier vorhanden gewesen sei und daß die deutschen Kolonisten zwischen diese slowenische Bevölkerung hinein gesiedelt hätten. Er vertritt schließlich die Auffassung, daß im Gottscheer Gebiet die Agrarreform eingreifen und das Land, das die Deutschen nicht mehr bearbeiten wollen und auch nicht hergeben wollen, slowenischen Neusiedlern zuteilen müßte. In der folgenden sehr eingehenden Untersuchung behandelt France Marolt die ursprünglichen slowenischen Grundlagen im Gottscheer Volkslied und im Gottscheer Brauchtum. Er gibt gleichzeitig auch Proben von Liedern samt Melodien. — Auch der Germanist Ivan Koštiál behandelt in seinem Aufsatz über die Gottscheer und über den Gottscheerischen Dialekt die Frage, ob die Deutschen ein unbewohntes Gebiet besiedelt hätten. S. Šantel versucht in seinem Aufsatz über den Ursprung der Gottscheer Volkstracht zu zeigen, daß die Deutschen, die in die Gottscheer Gebiete gekommen seien, ihre Tracht abgelegt und Tracht und Schnitt angenommen hätten, die sie in der neuen Heimat gefunden hätten. Das sei ein neuer Beweis, daß sie nicht in ein unbewohntes Bergland gekommen seien, sondern in Gegenden, die, wenn auch schütter, schon besiedelt gewesen seien. Sie hätten sich mit den Alteinsässigen vermischt, diese zwar assimiliert, aber von ihnen die Erwerbstätigkeit gelernt, spinnen und weben, und Farbe und Schnitt ihrer Bekleidung übernommen. Dr. Janko Lokar behandelt ebenfalls die slowenischen kulturellen Ein-

[1]) Später freilich kam es zwischen den beiden zum Bruch. Vgl. Rumys Brief an Aſbóth v. J. 1819 in der Briefsammlung der Ungarischen Akademie zu Budapest.

F. V.

flüsse auf die Deutschen in Gottschee und das Verhältnis der Gottscheer zu Weißkrain. Prof. Janko Kumer gibt eine interessante Statistik des Gottscheer Gymnasiums und seiner Frequenz durch deutsche und slowenische Schüler.

(1910—11	12	slowenische	und	147	deutsche Schüler
1917—18	22	"	"	109	" "
1918—19	10	"	"	54	" "
1922—23	110	"	"	13	" "
1935—36	260	"	"	48	" ")

Den Abschluß bildet ein Aufsatz, gezeichnet von O. F., über die Volksschulen im Gottscheer Gebiet. Das von Ivan Simonič gegebene Literatur- und Quellenverzeichnis weist eine Vollständigkeit auf, wie wir sie bisher in keiner Arbeit über die Gottschee gefunden haben. Die historisch-geographisch-philologischen Aufsätze sind geschrieben auf Grund voller Kenntnis der einschlägigen Literatur und Quellen. Doch der Zweck des Buches ist kein wissenschaftlicher, sondern ein ausgesprochen nationalpolitischer, eben der Versuch, den Nachweis zu erbringen, daß 1. die deutschen Kolonisten, die nach Gottschee kamen, schon slowenische Ansiedler vorgefunden haben, 2. von den Slowenen im stärksten Maße in der wirtschaftlichen Arbeit wie auch in ihren kulturellen Aeußerungsformen beeinflußt und durchsetzt seien, 3. daß es sich um keine deutsche Sprachinsel, sondern um ein völkisches Mischgebiet handle, 4. daß die Gottscheer künstlich durch den Deutschen Schulverein Südmark und die österreichische Regierung gehalten worden seien, und 5. daß die Vernachlässigung der Bodenbearbeitung slowenische innenkolonisatorische und agrarreformatorische Maßnahmen berechtigte.

Graz. J. Matl.

Ivić, Aleksa: Arhivska gradja o jugoslovenskim književnim i kulturnim radnicima (Archivquellen über südslawische Schriftsteller und Kulturschaffende). Bd. IV (1723—1887). Belgrad: Serb. Akademie 1935. XII + 515 S. (Zbornik za istoriju, jezik i književnost srpskog naroda. II. Abt., Bd. 9).

Im 4. Bd. seiner wertvollen Quellensammlung zur südslawischen Geistesgeschichte legt J. wieder ein überaus wertvolles Material vor, das einen Zeitraum von mehr als anderthalb Jahrhunderten umfaßt und in gleicher Weise — vor allem aus Budapester, bes. aber Wiener Beständen — Beiträge zur serbischen, kroatischen und slowenischen Geistes- und Kulturgeschichte liefert, die von bleibendem Quellenwert sind. Ueber die Editionstechnik möchte ich bemerken, daß es J. auf eine möglichst extensive Erschließung des noch unveröffentlichten archivalischen und handschriftlichen Materials ankommt. Eine systematische Kommentierung des zur Veröffentlichung gelangenden Stoffes, dessen Schwierigkeiten gerade bei südosteuropäischen Quellen nur zu leicht unterschätzt werden, ist unter diesen Umständen nicht gut möglich. Bedauerlich ist jedoch das Fehlen eines genaueren Inhaltsverzeichnisses (das auf S. [V—VIII] gebotene ist zu wenig ausführlich). Das Namensverzeichnis hätte auch (oder ausschließlich) mit lateinischen Typen gebracht werden sollen, da die zyrillische Transskription das Bestimmen der Namen oft sehr erschwert. Zweckmäßig wäre es vielleicht auch gewesen, die Fundorte der einzelnen Schrift- oder Aktenstücke genauer anzugeben. Die zahlreichen Druckfehler gehen wohl zu Lasten der Druckanstalt, sie lassen sich durch den sachkundigen Leser in den meisten Fällen berichtigen.

Diese Ausstellungen berühren aber — wie ich hervorheben möchte — den großen Quellenwert der Veröffentlichung keineswegs, für die wir sowohl dem Verf. als auch der Kgl. Serbischen Akademie aufrichtigen Dank schulden.

Valjavec.

Ramovš, Franz — Kos, Milko: Brižinski spomeniki (Die Freisinger Denkmäler). Laibach: Akademska Založba 1937. 37 S., 9 Fak.

Bisher haben sich mit dem ältesten slowenischen Sprachdenkmal, den sogenannten Freisinger Denkmälern, in der Hauptsache die Philologen beschäftigt (Untersuchungen von Vondrák, R. Nachtigal, E. Sievers, S. Pirchegger, Ramovš). Ich möchte hier aber gleich auf eine wenig bekannte Tatsache hinweisen, daß den Anstoß zur Auffindung und Herausgabe dieser Denk-

mäler bereits Jakob Grimm in einem Brief an Dobrovsky vom 10. März 1811 gegeben hat (vgl. Prager Deutsche Studien, VIII, S. 591 ff.). Was Jakob Grimm bahnbrechend und vorbildgebend für die slawische Sprach- und Rechtswissenschaft, Altertumskunde, Mythologie und Volkskunde geleistet hat, ist noch nicht zur Gänze wissenschaftlich klargelegt. Abgesehen von früheren Ausgaben des Briefwechsels Jakob Grimms mit slawischen Gelehrten durch V. Jagić, W. Sauer u. a., bringt die neue kritische Ausgabe: „B. Kopitars Briefwechsel mit Jakob Grimm", die wir M. Vasmer verdanken (Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften Jg. 1937, Phil.hist. Klasse, 7), einen neuen wertvollen Einblick in die Auswirkungen unseres großen Meisters.

Nun haben der beste wissenschaftliche Kenner der slowenischen Sprache, ihrer Entstehung, Entwicklung und Dialekte, R., und einer der gründlichsten Kenner der slowenischen mittelalterlichen Geschichte, K., beide Professoren der Laibacher Universität, in gemeinsamer Arbeit eine allen historischen, paläographischen und textkritischen Anforderungen entsprechende Ausgabe dieses Denkmals vorgelegt. In der Einleitung gibt zunächst K. aus gründlicher Schulung eine paläographische und historische Analyse der Handschrift, die liturgisch-homiletische Texte in lateinischer und slowenischer Sprache enthält. K. betont mit Recht, daß die in allen slowenischen und sonstigen slawischen Schul- und Handbüchern eingebürgerte Bezeichnung „brižinski" unrichtig und daß nur die Sprechform „freisinški" berechtigt ist. Ein innerer Zusammenhang zwischen den lateinischen und den dazwischen hineingeschriebenen slowenischen Texten besteht nicht. Die genaue Untersuchung der Schrift, des Inhalts und der Sprache der slowenischen Texte und einiger lateinischer Zusätze geschichtlichen Inhalts ermöglicht ziemlich genau die Datierung des Denkmals: die Freisinger Denkmäler wurden in der gleichen literarischen Minuskel geschrieben, wie sie sich in den Jahrhunderten nach Karl dem Großen im mittel- und westeuropäischen Kulturgebiet verbreitete und überall durchsetzte, wo mit lateinischen Buchstaben geschrieben wurde. Die slowenischen Texte richten sich nach Duktus, Schriftform, Ligaturen usw. vollständig nach der Minuskel, wie sie die bayerischen Skriptoren zwischen 975 und 1025 verwendeten. Eine Besonderheit der slowenischen Texte bilden nur bestimmte Akzentzeichen. Diese slowenischen Texte wurden geschrieben nach dem Jahre 972, und zwar der zweite und dritte Teil vor den Jahren 1022—23, der erste etwas früher (Bisher war man gewohnt, die Entstehung der Texte etwas früher anzusetzen). Aus der paläographischen und historischen Analyse wie auch aus der in jüngster Zeit erfolgten vergleichenden Untersuchung der Texte der Freisinger Denkmäler mit ähnlichen lateinischen und deutschen liturgischen Texten der Zeit, wie sie J. Grafenauer mit Erfolg durchgeführt hat (Karolinška katehesa ter izvor brižinskih spomenikov . . . . . Razprave Znanstv. Društva za human. vede 13, 1936), ergibt sich, daß die Entstehung ähnlicher Texte in ursächlichem geschichtlichem Zusammenhang mit der Missionstätigkeit des Freisinger Bischofs Abraham steht (gest. 994). Von Bischof Abraham wissen wir, daß er sich für das von Slowenen bewohnte Gebiet besonders interessierte und große Landkomplexe des slowenischen Siedlungsbodens für sein Bistum gewann, bzw. zu gewinnen suchte. Diese slowenischen Denkmäler waren jedenfalls für die Geistlichen bestimmt, die in Oberkärnten in dem Gebiet Lurnfeld bei Spital und im Flußgebiet des Möll und der Lieser, also in den Gebieten, die damals noch mit Slowenen besiedelt waren, ihre Missionstätigkeit gemäß den Bestimmungen der Aachener Bischofskonferenz und entsprechend dem Gesetz Karls des Großen durchführten (Daß die Ostpolitik Karls des Großen, die für die deutsche Ostbewegung in den folgenden Jahrhunderten Richtung und Ziel wies, Hand in Hand ging mit der Missionspolitik der Salzburger und Magdeburger Bischöfe, hat vor kurzem A. Brackmann eindeutig klargelegt: Die Anfänge der abendländischen Kulturbewegung in Osteuropa und deren Träger". Jahrbücher für die Geschichte Osteuropas [1938] S. 185 ff.).

So entstanden in jener Zeit lateinische und deutsche Beicht- und Gebetsformulare, und nach diesen hat ein deutscher Geistlicher, der zum Missionär unter den Slowenen bestimmt war und schon ziemlich gut Slowenisch gelernt hatte, die notwendigen slowenischen Texte verfaßt. Es ist anzunehmen, daß es ähnliche Tauf- und Gebetsformulare mehrere gegeben hat, aber erhalten haben sich nur die Freisinger Denkmäler, die selbst gerade dadurch, daß sie Abschriften darstellten, am besten beweisen, daß es mehrere derartige Aufzeichnungen gegeben hat. Immr

wieder wurden in der Forschung die Fragen des literarischen Zusammenhanges der Freisinger Denkmäler mit den altkirchenslawischen Texten, die die Schüler Methods im slawischen Pannonien im Fürstentum Kocelj's (869—874) verwendeten, aufgeworfen. Doch läßt sich eine engere literarische Verbindung nicht nachweisen. Vor allem läßt sich trotz gewisser Aehnlichkeiten im Ausdruck und in den Gedanken mit einem Beichtformular im Sinaitischen Euchologium und in einer Predigt des heiligen Kliment nicht nachweisen, daß die Freisinger Denkmäler auf Grundlage der in Pannonien geschriebenen altkirchenslawischen Texte entstanden sind. Da in Mähren und Pannonien schon vor Zyrill und Method deutsche Missionäre tätig waren, so besteht die Möglichkeit, daß aus Gebieten, die die Gläubigen schon aus der Tätigkeit dieser deutschen Missionäre in ihrer Sprache kannten, Ausdrücke und Gedanken in das kirchenslawische Schrifttum übergingen. Möglich wäre allerdings, daß die Tätigkeit der Schüler Methods eine lebhaftere Bereitwilligkeit der deutschen Missionare unter den Slowenen in Karantanien zur Folge hatte. Doch als Vorbild dienten überall nur die althochdeutschen Formulare, die die Missionare übersetzten und nach denen sie die Slowenen Beichtgebete lehrten. Die genauen althochdeutschen Vorbilder sind uns nicht erhalten. Das Gebet im Euchologium sinaiticum und zum Teil das dritte Freisinger Denkmal haben eine deutsche Vorlage im Gebet des Heiligen Emmeran. Von den deutschen Beichtformularen sind aus dem 9. und 10. Jh. nur zehn erhalten. Slowenische Texte sind drei erhalten, aber es steht außer Zweifel, daß es mehrere slowenische Texte gab und daß das slowenische Wort schon im 9 Jh. aufgeschrieben wurde. Der Schreiber der Freisinger Denkmäler ist ein Schüler der altbayrischen graphischen Schule und beherrscht die althochdeutsche Graphik sehr gut Dies beweist die Schreibung der slowenischen Spiranten und Affrikata, die Substituierung des slowenischen b und die Einfügung kurzer Hilfsvokale in schwer aussprechbaren Konsonantengruppen Der deutsche Schreiber versucht mit seiner heimischen Schreibweise auch die slowenischen Laute wiederzugeben Da aber die althochdeutsche Artikulationsfähigkeit und die graphische Wiedergabe nicht eine solche war, daß der Schreiber alle slowenischen Artikulationseigentümlichkeiten hätte genau entsprechend wiedergeben können, ist die Wiedergabe eine substitutionelle, ähnlich wie bei Aufzeichnungen slowenischer Orts- und Personennamen in lateinischen Urkunden, die von Deutschen geschrieben worden sind. Daher stellt R. die Substitutionsbeziehungen zwischen dem slowenischen Lautwert einerseits und dem althochdeutschen Lautwert und der althochdeutschen Graphik andererseits genau dar Auch die Sprache bestätigt in ihrer Uneinheitlichkeit, daß es sich um Abschriften handelt; sie bestätigt ferner, daß keine Zusammenhänge dieser Denkmäler mit der altkirchenslawischen Literatur in Pannonien bestanden. Hinsichtlich der sprachlichen Entwicklungsstufe finden wir in den Freisinger Denkmälern Formen, die das Urslawische hatte und das ursprüngliche Slowenische aus dem Urslawischen ererbt hatte, daneben aber auch schon Formen, die eine slowenische sprachliche Neuerung darstellen In allen ihren charakteristischen Elementen zeigt die Sprache der Freisinger Denkmäler die ausgeprägten slowenischen Anfangszüge, mit denen sich das Slowenische in eine selbständige slawische sprachliche Form zu bilden begann: so im Ersatz der Nasalvokale, der Halbvokale ŭ, ĭ, in dem Auftauchen dreier qualitativ verschiedener e-Vokale, in dem Ersatz der ursprünglichen palatalen t', d' Ausgeprägte slowenische Dialekteigentümlichkeiten sind in den Freisinger Denkmälern noch nicht zu finden. Der Wortschatz der Denkmäler ist der heute noch bei allen Slowenen heimische Einige Worte sind nur mehr in den Dialekten vorhanden

Dieser historischen philologischen Einleitung, die uns gleichzeitig einen klaren Einblick in die älteste Epoche der deutsch-slowenischen völkischen, sprachlichen und kulturellen Beziehungen gewährt, folgen zunächst paläographische und phonetische Ueberschreibungen der Denkmäler, ferner Uebersetzungen ins heutige Schriftslowenisch, schließlich die Faksimile der Pergamente

Noch eine ergänzende Bemerkung: Die slowenische Forschung hat sich in den letzten Jahrzehnten sehr gründlich mit dem Mittelalter beschäftigt Dies bezeugen, abgesehen von den Arbeiten S. Hauptmanns, die wissenschaftlichen Darstellungen wie Milko Kos, Zgodovina Slovencev od naselitve do reformacije (Laibach 1933, 256 S.), die rechtsgeschichtliche Darstellung: Metod Dolenc, Pravna zgodovina za slovensko ozemlje (Laibach 1935, 559 S.), die neue kirchengeschichtliche Arbeit von Franc Grivec Slovenski knez Kocelj (Laibach 1938, 299 S.); die neue

Stadtmonographie des Sozialgeschichtlers Joza Zontar, Zgodovina mesta Kranja (Laibach 1930, 530 S.), Muzejsko, Drustvo za Slovenijo. Alle diese ernsten wissenschaftlichen Arbeiten sind für die Erkenntnis der deutsch-slowenischen völkischen Beziehungen von größter Wichtigkeit. Auf die Studie des Laibacher Germanisten Fak. Kelemina „Slovenačko-nemački kulturni odnosi u srednjem veku (Slowen.-deutsche Kulturbeziehungen im Mittelalter [Belgrad 1937]) werde ich selbst noch in eingehender kritischer Betrachtung demnächst in den SODF zurückkommen.

Rahtigal, Rajko: Slovanski jeziki, I (Slawische Sprachen, I). Laibach: Znanstveno Društvo 1938. XVII + 355 S.

Diese außerordentlich willkommene und wertvolle wissenschaftliche Darstellung der slawischen Sprachen ist entstanden aus Vorträgen, die der slowenische Slawist R. an der Laibacher Volksuniversität im Frühjahr 1936 gehalten hat. Den Verf., der bis zum Ende des Weltkrieges in Wien und Graz im akademischen Lehramt für slawische Philologie tätig war, leitete die Absicht, die slawischen Sprachen in ihrer Gesamtheit und in ihrem gegenseitigen Verhältnis auf die kürzeste und präziseste Weise darzulegen. Daher beschränkt er sich auch auf die wichtigen Literatursprachen, führt die Scheidung zwischen schriftsprachlichen, dialektischen und sprachgeschichtlichen Tatsachen durch, verbindet in außerordentlich geschickter Weise die philologischen Angaben mit den Ergebnissen der linguistischen Forschung. Da bisher die gebräuchlichsten wissenschaftlichen Gesamtdarstellungen der vergleichenden Grammatik der slawischen Sprachen in deutscher Sprache vorlagen (F. Miklosich, Vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen I—IV. Wien 1875—83; V. Vondrák, Vergleichende slawische Grammatik I—II, 1906, 1908, 1924², 1928²), bedeutet dieses Werk nach den eigenen Worten des Verf. den ersten „Ariadnefaden durch das Labyrinth der slawischen vergleichenden Grammatik" in einer slawischen Sprache. Das Neue in der Darstellung gegenüber der wenig übersichtlichen Darstellung Vondráks besteht darin, daß erstens die historische Zeit der einzelnen slawischen Sprachen von der vorhistorischen urslawischen Epoche zeitlich genau geschieden und daß zweitens das Material für beide Epochen nach den allgemeinen Gesichtspunkten der Hauptzüge und der Hauptentwicklungsrichtungen der slawischen sprachlichen Individualität — vor allem in der Lautlehre — geschieden ist. Insbesondere erscheint als neues Einteilungs- und Erklärungsprinzip die Erklärung und Ableitung der anscheinend verschiedenartigsten lautlichen Erscheinungen des Slawischen aus dem Gesetz der offenen Silbe, aus dem Gesetz des musikalischen Akzents und der palatalen Artikulationsbasis. So werden sowohl verschiedene Assimilationserscheinungen, die Monophthongisierung der Diphthonge, die Entstehung der Nasale und der sonantischen r, l, dann die sogenannten ort-, olt-, ert-, elt-, bzw. tort-, tolt-, tert-, telt-Gruppen aus dem urslawischen Gesetz der offenen Silbe erklärt. Damit ergibt sich gegenüber der Art, wie wir diese Vorgänge einst lernten und dann lehrten, eine wesentliche Vereinfachung. Für die Darstellung der Akzent- und Quantitätsfragen im Urslawischen und in den späteren slawischen Einzelsprachen konnte R. neben seinen eigenen Forschungen auch die verhältnismäßig reichhaltige neue und neueste Forschung (R. Wijk u. a.) verarbeiten, zumal da ja die slawische Sprachforschung in den letzten Jahrzehnten gerade diesen schwierigen Problemen große Aufmerksamkeit zugewendet hat. In der Darstellung der Formenlehre werden von R. vor allem die Entwicklungsbewegungen in der Struktur der Formen und die Analogievorgänge in Betracht gezogen. So erreicht der Verf. sein Ziel: nicht ein detailiertes Kompendium, sondern einen kurzen und plastischen Abriß des Typus und der Struktur der slawischen Sprachen zu geben. Das Literaturverzeichnis am Ende des Buches enthält die gesamte bedeutsame europäische Literatur zur allgemeinen Sprachwissenschaft, allerdings ohne die neuesten Arbeiten der deutschen Sprachphilosophie z. B. von Mally, zu berücksichtigen; enthält die Arbeiten zur vergleichenden Grammatik des Baltoslawischen, der Balkanistik, des Altkirchenslawischen und der vergleichenden slawischen Sprachwissenschaft im engeren Sinne, zur historischen Grammatik, Wörterbücher, Dialektologie, Geschichte der einzelnen Literatursprachen, Chrestomatien. Wir hatten zwar bisher für das Gebiet der slawischen Geschichte und Literaturgeschichte in tschechischen Gesamtdarstellungen (Jar. Bidlo, Dějiny Slovanstvo, 1927; Fr. Wollman, Slovesnost Slovanů, 1928 ed. M. Weingart, Prag, Vesmir) verhältnismäßig vollständige, wenn auch in mancher Hinsicht einseitige Ueber-

sichten über das Forschungsmaterial und ihre Ergebnisse, aber für das Gebiet der slawischen Sprachen fehlte bisher ein derartiges Werk. Kritisch wäre allerdings zu bemerken, daß die Lesbarkeit des N.schen Werkes bedeutend gewinnen würde, wenn er die in der Sprachwissenschaft und in der grammatikalischen Praxis der einzelnen europäischen Kulturvölker üblichen und gebräuchlichen linguistisch grammatikalischen Termini wie z. B. Dentale, Afrikata, Labiale, Palatal, Velar, Nominativ, Genetiv, Dativ usw., in ihren slowenisierten Formen beibehalten und nicht dem geradezu erblichen und forcierten slowenischen Sprachpurismus opfern würde. Ich erinnere mich einer wahren Geschichte, wie ein slowenischer Bauer nach Marburg zu einer Gerichtsbehörde kam und ihm erklärt wurde, er müsse mit dem „Gospod pristav" sprechen. Nach langem Herumfragen wird dem Bauern endlich klar, daß damit der Herr „Adjunkt" gemeint sein soll. — Alles in allem bedeutet das Werk N.s einen großen Fortschritt gegenüber den Darstellungen Miklosichs und Vondráks und einen dauernden Gewinn für die gesamte slawistische Forschung. Es ist kein Zufall, daß das kleine slowenische Volk der europäischen Wissenschaft ein halbes Dutzend ganz bedeutender, maßgeblicher Sprachforscher gegeben hat. Denn der völkische Lebenskampf der Slowenen gewann in erster Linie Gestalt in dem Kampf um die Erhaltung der Muttersprache. Die Sprache war und ist für den Slowenen, dessen nationales Problem durch Jahrhunderte ein täglich sich erneuerndes Plebiszit darstellt, das ängstlich behütete und sorgfältig gepflegte Symbol des nationalen Seins.

Graz. J. Matl.

Stanojević, Stanoje: Istorija srpskog naroda u srednjem veku. I. Izvori i istoriografija (Gesch. des serb. Volkes im Ma. I. Quellen und Geschichtsschreibung). Bd 1. O izvorima (Ueber die Quellen) Belgrad: Serb. Akademie 1937. 388 S. (Srpska Kraljevska Akademija. Posebnja izdanja, Bd. CXXI, Društveni i istoriski spisi, Bd. 49).

Der viel zu früh Verschiedene bietet uns in vorliegendem Band eine Quellenkunde zur serbischen Geschichte des Mittelalters, die einen gewaltigen Schritt nach vorwärts bedeutet. Eigentlich handelt es sich nur um den ersten Band eines großen Werkes, das infolge des in der Zwischenzeit erfolgten Ablebens des Verf.s nicht fortgeführt werden kann. Aber auch als Torso ist der Band eine große wissenschaftliche Leistung von bleibendem Wert.

St. bietet eine eingehende Uebersicht über die serbischen Quellen des Mittelalters nach privaten Sammlungen (S. 6—16) und Archiven (S. 17 ff.), ferner eine Darstellung der Erforschung der serbischen Altertümer, nach den einzelnen Landschaften eingeteilt (S. 107). Des weiteren stellt St. u. a. „Die Arbeit in den italienischen Archiven" (S. 156 ff.), die Tätigkeit Šafariks (in Neusatz) (S. 197 ff.), Wuk Karadschitschs (S. 204), die Herausgabe der Quellen (S. 309 ff.) und den Anteil dar, den die serbischen wissenschaftlichen und literarischen Gesellschaften an der Sammlung dieser mittelalterlichen Altertümer hatten (S. 350 ff.).

St. bietet uns in seinem Werke eine Quellenkunde auf geschichtlicher Grundlage, d. h. er behandelt nicht die Bestände an sich, sondern ihre Erforschung. Gerade dadurch bietet er aber über seine ursprüngliche Absicht hinaus einen überaus gehaltreichen Beitrag zur Geschichte der Erforschung des mittelalterlichen Serbentums, sowie vor allem auch zur Geschichte der serbischen Historiographie, über die wir leider noch viel zu wenig unterrichtet sind. Valjavec.

Jović, Aleksa: Spisi bečkih arhiva o prvom srpskom ustanku (Schriftstücke aus den Wiener Archiven über den ersten serbischen Aufstand). Maria Theresiopel: Serb. Akad. 1935—38. Bd. I (1804), XL + 444 S. III (1806), XVI + 550 S. IV (1807), XVI + 1124 S. (Srpska Kraljevska Akademija. Zbornik za istoriju, jezik i književnost srpskog naroda. II. Abt. Bd. VIII, XI, XII).[1])

Schon 1920 hatte J. aus den Beständen des Agramer Landesarchivs Berichte über den ersten serbischen Aufstand gegen die Türken herausgegeben (Documenti o ustanku Srba pod Karadjordjem Petrovićem [Dokumente über den Aufstand der Serben unter Kara Georg Petrowitsch]: Vjesnik kr. Hrvatsko-Slavonsko-Dalmatins-

[1]) Band II, der die Schriftstücke des Jahres 1805 bringt, stand mir leider nicht zur Verfügung.

koga Zemaljskog Arkiva XXI—XXII [1920]),[2]) die bereits eine reiche Fülle wichtiger Nachrichten über den Aufstand boten und darüber hinaus auch für die Kulturgeschichte der Serben in jener Zeit eine wichtige Quelle darstellten. Nunmehr ging J. an die Auswertung der Wiener Akten, die so reichhaltig sind, daß sie für jedes Jahr des Aufstandes einen umfangreichen Band ergeben. J. hat damit für die serbische Geschichte ein Material von einzigartigem Umfang erschlossen. 1904 hatte M. Gavrilović die in Pariser Archiven befindlichen Akten veröffentlicht. Für die Zeitdauer des ganzen serbischen Aufstandes ergaben sie einen Umfang, den in der Veröffentlichung J.s durchschnittlich ein einziger Jahresband besitzt! Die starke Verbindung Serbiens mit Mitteleuropa spiegelt sich auch in derartigen Tatsachen wieder.

J. bietet im ersten Band eine Einleitung, die nicht etwa eine Auswertung der zum Abdruck gelangenden Schriftstücke versucht, sondern die für die Veröffentlichung in Frage kommenden Wiener Archivbestände bespricht, die Stellungen und Funktionen der in den Akten auftretenden österreichischen Staatsmänner, Beamten und Militärpersonen erörtert und auch auf die serbischen, also einheimischen Quellen zur Geschichte dieses Aufstandes eingeht.

Auf den Inhalt der Aktenveröffentlichung näher einzugehen kann nicht einmal versucht werden, da eine Besprechung auch nur der wichtigsten Dokumente den Umfang eines Buches erreichen würde. Ich beschränke mich daher auf den Hinweis, daß die Veröffentlichung auch nichtserbischen Forschern bequem zugänglich ist, da die meisten Schriftstücke in deutscher (einige in lateinischer und französischer) Sprache abgefaßt sind. Die Wichtigkeit dieser Bände wird ferner durch den Umstand vergrößert, daß sie nicht nur Berichte und Nachrichten über den eigenen Aufstand bringen, sondern darüber hinaus wichtige Materialen zur Beurteilung des österreichisch-serbischen Verhältnisses und der österreichischen Balkanpolitik bieten, die daher gerade auch für die deutsche Forschung von allergrößter Wichtigkeit sind. Es war sehr verdienstvoll, daß J. bei der Auswahl der Akten durchaus nicht engherzig vorging und alles aufnahm, was sich auf österreichisch-serbische Beziehungen in jenen Jahren erstreckt. Die Veröffentlichung rundet sich dadurch gewissermaßen auf das vorteilhafteste ab. Wie aufschlußreich ist z. B. der Geheimbericht des Majors B. v. Tarlowitz aus dem Jahre 1807, worin er die russenfreundliche Haltung der Serben schildert und auch das Serbentum der Monarchie als politisch unzuverlässig bezeichnet. Die Serben gehen nach seiner Ansicht „mit Nichts andern, als mit der Stiftung eines National-Staates für sich schwanger" (IV, 201)!

Der Abdruck der Urkunden ist im großen Ganzen, soweit sich das ohne Heranziehung der Urkunden beurteilen läßt, durchaus korrekt. Die Zahl der — wenigstens offensichtlichen — Druckfehler ist im wohltuenden Gegensatz zu ähnlichen Veröffentlichungen keineswegs groß. Die Akten selbst werden ohne Kommentierung geboten, ihre Fundorte durchwegs genau angegeben. Jedem Band ist ein Register beigegeben, was die Benutzung erleichtert. Ein ausgesprochener Mißstand ist es jedoch, wenn das Namensverzeichnis einer Veröffentlichung mit lateinischer Schrift, mit zyrillischen Lettern und — das ist entscheidend — Umschreibung wiedergegeben wird. Vielleicht könnte dieser Schönheitsfehler wenigstens in den folgenden Bänden vermieden werden.

Wir sehen den folgenden Bänden mit großer Anteilnahme entgegen und hoffen, daß die Veröffentlichung, die der serbischen Geschichtsforschung das beste Zeugnis ausstellt, zum baldigen Abschluß gelangen wird. Valjavec.

Lotz, Friedrich: Novi Vrbas, Neuwerbaß. Aus der Vergangenheit eines Batschkaer deutschen Sprachinseldorfes 1785—1935; herausgegeben vom Festausschuß der 150-jährigen Ansiedlungsfeier. Batschkaer Heimatbücher, 3. Bd. „Werbaßer Buchdruckerei" Heinrich Pleeß: Neuwerbaß 1935.

Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man L. als den eifrigsten Heimatforscher der deutschen Volksgruppe in Südslawien bezeichnet. Seit mehr als einem Jahrzehnt veröffentlicht er vor allem im „Deutschen Volksblatt", im „Volkswart" und in dessen Nachfolger „Volk und Heimat", aber auch in anderen Zeitschriften, Heimat-

[2]) Außerdem hatte J. schon 1915 in der gleichen Zeitschrift Akten über denselben Fragenkreis veröffentlicht, die ich jedoch nur aus einer Erwähnung des Verf.s, a. a. O. I, S. XXXII, kenne.

kalendern u. dgl. wertvolles Material über die deutschen Ansiedlungen der Batschka, das er mit unermüdlichem Fleiß nicht nur in seiner Heimat, sondern auch aus den amtlichen Archiven von Budapest, Wien, Ulm, Koblenz u. a. O. zusammengetragen hat. Zu den 150-Jahrfeiern der josefinischen Gründungen um das Jahr 1936 hat er umfassende Festschriften herausgegeben, die weit über diesen Rahmen hinaus ausführliche Monographien darstellen und neben der Ansiedlungsgeschichte, dem Verzeichnis der Ansiedlerfamilien, zumeist mit Herkunftsbezeichnung und anderen näheren Angaben, eine Darstellung der Entwicklung und der heutigen Lage auf den verschiedenen Gebieten des völkischen und sozialen Lebens enthalten. Darüber hinaus ist von seiner Hand eine ausführliche Untersuchung der josefinischen Besiedlung der Batschka zu erwarten. Mit seinen Quellenstudien leistet dieser volksdeutsche Historiker, der als Bürgerschulprofessor in Neusatz wirkt und dessen Arbeiten die sonstigen Heimatbücher an Auswahl des Stoffes und wissenschaftlicher Methodik weit überragen, ungemein wertvolle Dienste für die deutsche Volksforschung.

Das vorliegende Buch über Neu-Werbaß, das vom Festausschuß der 150-jährigen Ansiedlungsfeier herausgegeben wurde und als dritter Band der Batschkaer Heimatbücherei, mit zahlreichen Karten und Photos versehen, erschienen ist, hat Verf., der selbst aus Werbaß stammt, mit besonders großer Hingabe geschrieben, und es ist wohl als eine der besten von seinen vielen Arbeiten zu bezeichnen. Das erste Drittel des über 300 Seiten starken Werkes ist mehr als eine Ortsgeschichte: es ist eine auf Quellenstudium aufgebaute Geschichte der josefinischen Kolonisation der Batschka als Gegenstück zum Heimatbuch von Hodschag des gleichen Verf.s, in dem die theresianische Ansiedlung ausführlicher dargestellt wird. Das zweite Drittel nimmt vor allem die Familiengeschichte ein, in der unter Hinzuziehung anderer Vorarbeiten Einzelheiten über die Ansiedlerfamilien, über später zugewanderte Familien, vielfach mit genauen Abstammungsorten, gebracht werden. Nach der Zusammenfassung (S. 175) stammen die Kolonisten bei 508 Ehen aus 308 verschiedenen Ortschaften, vor allem aus der Pfalz (117 Ehen aus 71 Ortschaften), aus den preußischen Regierungsbezirken Trier, Koblenz, Wiesbaden u. a. (insgesamt 179 Ehen aus 106 Ortschaften), aus Elsaß-Lothringen (71 Ehen aus 43 Ortschaften) und aus anderen Gebieten vorwiegend Südwestdeutschlands. Diese Mannigfaltigkeit der Herkunftsorte ist übrigens bei den meisten Ansiedlungen bei genauerer Nachforschung festzustellen. Im Schlußteil werden Kirchen- und Schulgeschichte ausführlich behandelt, sowie die Entwicklung von Landwirtschaft und Gewerbe. Angefügt ist neben einem Abschnitt über die Einsiedlung nach dem serbischen Alt-Werbaß eine Uebersicht über die Entstehung des König-Peter- (früher Franzens-) Kanals, der, die Donau mit der Theiß verbindend, sich am Fuße der Teletschka hinzieht und für die wirtschaftliche Entwicklung der deutschen Gemeinden von großer Bedeutung gewesen ist.

Popović, D. J. — Sečanski, . .: Gradja za istoriju naselja u Vojvodini od 1695 do 1796 (Quellen zur Siedlungsgeschichte in der Wojwodina von 1695 bis 1796). Istorisko društvo u Novom Sadu, Posebna isdanja, Knjiga IV, Neusatz: 1936. 144 S.

Siedlungsgeschichtliche Arbeiten aus dem Gebiet der Wojwodina gibt es sowohl in deutscher als auch madjarischer Sprache und entsprechend vom deutschen und madjarischen Standpunkt. Seit der Angliederung an Südslawien mußte es das serbische Nationalgefühl aber als Mangel empfinden, über seine eigene Siedlungsgeschichte in dieser völkischen Mischzone nicht näher unterrichtet zu sein. Allgemein war zwar bekannt, daß vor der neuzeitlichen Kolonisation auch ein breiter Streifen jenseits der Donau vorwiegend mit Serben besiedelt war, außer den ungarischen Veröffentlichungen über die türkischen Steuerlisten und der Statistik über die Bevölkerung Ungarns zur Zeit der Pragmatischen Sanktion gab es jedoch nur die Arbeiten von Ruvarac, der kirchliche serbische Aufzeichnungen verwendete. Nach dem Kriege verlangte die Verteidigung der nationalen Interessen eine vollständigere Auswertung aller Quellen, die geeignet waren, die serbischen Ansprüche zu unterstützen.

Diese Lücke will die vorliegende Arbeit P.s ausfüllen, in der für die Zeit von 1695 bis 1796 das wichtigste Quellenmaterial aus dem Wiener Hofkammerarchiv, das sich auf die Serben in der Wojwodina bezieht, veröffentlicht und diesem eine längere von P. verfaßte Einführung (S. V — XXIII) vorausgeschickt wird.

Sie ermöglicht einen Ueberblick über die Stärke und Verbreitung des Serbentums in dieser Zeit sowie Rückschlüsse auf ihre Lebensweise, Beschäftigung, Wanderungsbewegungen usw. und gibt Hinweise, die für Monographien einzelner Siedlungen und die Zugehörigkeit ihrer Einwohner sehr wertvoll sind.

Das Quellenmaterial umfaßt folgende Listen aus Wiener Archivbeständen, die leider nicht mit den entsprechenden Quellenangaben versehen sind:

1. Verzeichnis der serbischen Einwohner von Fünfkirchen 1698 (lateinisch und serbisch), S. 1—6.
2. Verzeichnis der Einwohner der Baranja 1695/96 (serbisch), S. 7—12.
3. Verzeichnis der serbischen Einwohner von Schikloſch und Umgebung von 1695 (serbisch), S. 13—14.
4. Verzeichnis der serbischen Einwohner in den Siedlungen von Ofen bis Paksch von 1696 (deutsch), S. 15—22.
5. Verzeichnis der Siedlungen in der unteren Batschka von 1698 (lateinisch), S. 34.
6. Verzeichnis der verlassenen Dörfer im Batschkaer Distrikt von 1698 (lateinisch), S. 34.
7. Verzeichnis der Einwohner von Baja von 1727 (serbisch), S. 35—38.
8. Verzeichnis der Einwohner von Katsch, Kowilj, Temerin, Turija, Kuzura und Ker (deutsch) von 1730, S. 39—44.
9. Verzeichnis der Einwohner von Gardinowzi von 1730 (deutsch), S. 45—46.
10. Verzeichnis der Einwohner des Betschkereker Distriktes von 1740 (deutsch), S. 47—61.
11. Der Betschkereker Distrikt 1736. 1737 und 1739 (deutsch), S. 62—63.
12. Der Betschkereker Distrikt 1736 und 1737 (deutsch), S. 64—65.
13. Summarischer Extrakt über die im Betschkereker Distrikt befindlichen Einwohner und die Besitzverhältnisse von 1740 (deutsch), S. 66.
14. Verzeichnis der Siedlungen im Banat nach der völkischen Zugehörigkeit von 1753 (deutsch), S. 67—73.
15. Verzeichnis der Prädien im Pantschewoer Distrikt von 1761 (deutsch), S. 74—78.
16. Verzeichnis der Einwohner im Pantschewoer Distrikt von 1764 (deutsch), S. 79—96.
17. Tabellarischer Auszug der Zahl der Einwohner und des Einkommens in den einzelnen Gemeinden von 1764 (deutsch), S. 97.
18. Verzeichnis der Einwohner von Werschetz von 1796 (serbisch), S. 98—104.

Diese Verzeichnisse werfen ein deutliches Licht auf die Ausbreitung des serbischen Elementes als Folge der Türkenherrschaft in seiner Heimat auf weite Teile des Pannonischen Beckens, die damals als Raizen (Rasciani) bezeichnet wurden. Während der Türkenzeit bewohnten die Serben in diesen Gebieten kleine Siedlungen, die oft nur kurze Zeit bestanden und häufig ihre Einwohnerschaft wechselten. Unstetigkeit und häufiges Wandern kennzeichnen die serbische Wohnweise bis zum Ende des 18. Jh.s, als eine endgültige Ansiedlung in größeren Ortschaften begann. Die Quellen bestätigen dieses Wandern durch rasches Schwanken der Bevölkerungszahlen und vielfach auch durch die Familiennamen, die wertvolle Hinweise auf den letzten Wohnort, nicht aber immer auf die Herkunft geben. Auf Grund der Angaben von Liste 4, die neben den Daten der Konskription von 1696 auch Hinweise über die Bevölkerung zur Türkenzeit gibt, ermittelt P. zwischen Paksch und Ofen die optimale Zahl von 18 rein serbischen Siedlungen mit etwa 1350 Familien, die freilich schon vor der Jh.wende auf einen Bruchteil zurückgegangen waren. Viele Ansiedlungen waren inzwischen entvölkert, andere hatten ihre Bewohnerschaft gewechselt, besonders zugunsten von katholischen Südslawen. Auch die Baranja büßte immer mehr von ihrem südslawischen Charakter ein, desgleichen einzelne Orte der Batschka, wie Baja, Batsch und Futok, die ehemals von hervorragender Bedeutung waren.

Unter den Gründen, die für diese Verluste an Siedlungsboden maßgebend waren, führt P. vor allem die verstreute und dünne Siedlungsweise, sowie die Unterschiede innerhalb der Südslawen an. Nach ihrer Auffassung bildeten die Kroaten mit den übrigen Katholiken, d. h. Madjaren und Deutschen, nicht nur eine Glaubens-, sondern auch eine Gefühlseinheit, und die Serben standen ganz allein ohne Schutz und Verbindung mit dem Mutterland, während „die Madjaren die Regierung, die Deutschen aber ihre hohe Kultur hinter sich hatten" (S. XIII).

Besser hielt sich das Serbentum im Bereich der früheren Militärgrenze, wo es als Grenzer bevorzugt und ansässig gemacht wurde und wo sich ein großer Teil der aus den zivilen Gebieten abgewanderten Serben zusammenfand.

Auch im Banat war nach der Türkenzeit die Bevölkerung ſtark zurückgegangen. Im Gegenſatz zu Schünemann, der die Meinung vertritt, daß nur längs der Donau urſprünglich etwas mehr Serben anſäſſig waren, das Innere aber unbeſiedelt geweſen ſei, glaubt Verf., daß das ganze Banat während der Türkenzeit beſſer beſiedelt geweſen iſt als ſpäter. Danach waren und blieben die Serben in der Ebene die wichtigſte Bevölkerung. Daß ſich die anderen Volksgruppen zur Verſtändigung untereinander immer der ſerbiſchen Sprache bedienten, wie es S. XVII heißt, ſcheint uns bei der geringen Verbreitung der ſerbiſchen Schulbildung bis in die Nachkriegszeit wenig einleuchtend zu ſein. Sachlich wird an dieſer Stelle die deutſche Koloniſation und das Vordringen der rumäniſchen Hirten aus Siebenbürgen in die Ebene erwähnt. Durch dieſes Vordringen kam es zu einer Reihe von rumäniſchen Ortsgründungen auf dem Boden des heutigen ſüdſlawiſchen Staates, wodurch jetzt rund 70 000 Rumänen hier vorwiegend in 28 Gemeinden mit ſtarker Mehrheit leben. Dem ſtehen in Rumänien etwa 55 000 Südſlawen, davon 45 000 Orthodoxe, gegenüber in 27 Mehrheitsſiedlungen. Das Vordringen des Madjarentums erhellt die Tatſache, daß es 1753 im ganzen Banat nicht eine einzige Siedlung hatte, 1910 aber im heutigen ſüdſlawiſchen Teil ſchon rund 110 000 Seelen zählte.

Das ſerbiſche Element aber war, durch die Grenzen von ſeinem Heimatgebiet abgeſchnitten, dem ſtändigen Rückgang ausgeſetzt. Es hat zwar nicht an Geſamtzahl verloren, denn weder Volkstum noch Glaube wurden aufgegeben, aber an Boden und Siedlungen hat es beträchtliche Einbuße erlitten. Wie groß dieſe Verluſte ſind, können die Quellen im Vergleich mit der heutigen Lage zeigen, und die ſachliche Darſtellung ſcheut ſich nicht, dieſe Tatſache auszudrücken. Die Arbeit iſt eine wertvolle Unterlage nicht nur für die ſerbiſche Siedlungsgeſchichte, ſondern auch für jede kulturgeographiſche und hiſtoriſche Unterſuchung aus dem Gebiet der Wojwodina. Im Titel hätte allerdings die Beſchränkung der Quellen auf das ſerbiſche Element zum Ausdruck gebracht werden können. Nicht gering iſt ferner die Anzahl der Druckfehler in den deutſchen Texten, was aber wohl zu Laſten der Druckerei gehen mag.

München. W. Sattler.

Glauert, Günter: Zur Beſiedlung der Steiner Alpen und Oſtkarawanken:. Deutſches Archiv für Landes- und Volksforſchung I (1937), S. 457—86.

Die bei O. Maull in Graz entſtandene Arbeit ſucht ein geographiſch abgeſchloſſenes Gebiet ſiedlungsgeſchichtlich zu erfaſſen. Es wird zunächſt dargetan, daß die vorrömiſche und römiſche Siedlung nur die Ränder der Steiner Alpen und der Karawanken vom Obir nach Oſten erreicht hat und daß die ſlawiſche Siedlung des 7. Jh.s auf dieſer römiſchen Siedlung aufgebaut und den Siedlungsraum zunächſt kaum erweitert hat.

Im Anſchluß an meine Arbeiten über die Pfarrorganiſation Kärntens, von Unterſteiermark und Krain wie über die Siedlungsgeſchichte der Alpenländer hat G. dann verſucht ein Bild der Siedlungsgeſchichte des geografiſch abgeſteckten Gebietes zu gewinnen. Dabei konnte er dartun, daß die Beſiedlung hier ſehr ſpät begonnen hat; es ſind die großen deutſchen Grundherren, die Grafen v. Heunburg und jene von Andechs und ihre Dienſtmannen und die von ihnen gegründeten Klöſter, dann das aquilejiſche Eigenkloſter Oberburg, die um 1150 mit der Rodung in großem Stil begonnen haben. G. kann weiter dartun, daß die Rodungsformen der Schwaighöfe und Neugereute in den Steiner Alpen erſt ſpäter auftreten als in den Zentralalpen, die erſteren reichen noch tief ins 13. Jh. hinein.

Auf Grund ſehr gründlicher Unterſuchungen der Urbare und Kataſter glaubt G. weiter, auch einen beträchtlichen Anteil deutſcher Bauern an der Beſiedlung des geſchilderten Gebietes feſtſtellen zu können; er ſchließt das aus den deutſchen Formen der Namen in den Urbaren. Entgegen ſlowenischen Beſprechungen von G.s Arbeit, die meinen, daß deutſche Sprachformen in den Urbaren lediglich auf die deutſche Sprache der Grundherren und ihrer Beamten zurückzuführen wären, möchte ich wohl G. in einzelnen Fällen Recht geben; Hausnamen wie Strorigel, Haslach, Patriarchtum 1426 bei Oberburg, der Gerolts; die Taufnamen Wulfing, Marquart, Dietmar, Sibolt, die Schreibnamen Hollenberger, Chunigsperg, Schengkh, Nachtigal ſprechen doch dafür, daß ihre Träger wenigſtens zur Zeit der Anlage der Siedlung oder der Begründung der Familie Deutſche waren. Die ſlowenische Form der Vornamen wie Perko, Janſko,

Juri, Jarne, Janes, Marko zeigt, daß auch 1426 der größte Teil dieſer Siedler, ſelbſt wenn deutſche Herkunft angenommen werden kann, ſlowenisiert waren. Bezüglich der Ortsnamen, die Ueberſetzungen aus dem Slowenischen ſein können, kann man wohl nicht ſagen, ob hier urſprünglich deutſche Namen ſlowenisiert oder ſlowenische ins Deutſche überſetzt wurden. Es liegen noch zu wenig Arbeiten über Hausnamen im ſlowenischen Sprachgebiet vor, um das Zuſammenwirken und den Anteil beider Völker an der Namengebung zu ſcheiden; aus Beobachtungen aus dem gemiſchtſprachigen Gebiete Kärntens zwiſchen Villach und Wörthersee möchte ich faſt ſchließen, daß die Slowenen in geſchloſſenen Ortſchaften eine völlig andere Namengebung übten wie die Deutſchen; denn dort überwiegen im deutſchen Kärnten ganz unbekannte, auch in Gebieten ſlowenisch beſiedelter Einzelhöfe nicht gebräuchliche patronymiſche Bildungen. Es wäre daher wohl denkbar, daß auch die geografiſch begründeten Namen der Einzelhöfe von den deutſchen Herren gegeben wurden und daher erſt ſpäter ins Slowenische überſetzt wurden. Aber meine Beobachtungen ſtammen bisher aus einem viel zu engen Raum, als daß ich ſie verallgemeinern könnte. Man muß G. danken, daß er dieſe Frage angeſchnitten hat, löſen müſſen wir ſie erſt. Die aus G.s Karten ſich ergebende Beobachtung, daß die deutſchen Namen ſich in den unwirtlichſten und ſpäter beſiedelten Gegenden am ſtärkſten häufen, entſpricht durchaus den Verhältniſſen im deutſchen Kärnten etwa um Afritz, Radentheim, Kleinkirchheim, Reichenau und Gneſau. Je größer der deutſche Anteil am Namengut iſt, deſto jünger und abgelegener ſind die Siedlungen.

Man wird G. zu dieſer ſeiner erſten Arbeit Glück wünſchen dürfen. Es iſt eine Arbeit, die nicht in der Literatur und am grünen Tiſch ſtecken geblieben iſt, wie ſo manches, was ſich ſtolz „Geiſtesgeſchichte" nennt. Es iſt für uns Oſtmärker immer eine Freude, wenn es gelingt, einen Mann aus dem Altreich von der Buchwiſſenſchaft zur Erfahrungswiſſenſchaft zu führen. Denn nur auf dieſem Wege kann ſich unſer Bild von der Vergangenheit erweitern und damit unſere Kenntnis und unſere Bindung an unſer Volk zunehmen.

St. Pölten. E. Klebel.

Šidak, Jaroslav: Problem „bosanske crkve" u našoj historiografiji od Petranovića do Glušca (Das Problem der „bosniſchen Kirche" in der ſüdſlaw. Hiſtoriographie von Petranović bis Glušac). [Arbeiten („Rad") der ſüdſlawiſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Kunſt, Hiſtoriſch-philologiſche und philoſophiſch-juridiſche Abteilung. Bd. 259 (116)]. Agram: 1937. 8°, 182 S.

Die Forſchungsergebniſſe über die eigenartige kirchliche Organiſation der „bosniſchen Kirche" des Mittelalters enthalten kraſſe Widerſprüche, die einen Ausgleich fordern. Š. nahm die Mühe auf ſich, nicht nur dieſe Gegenſätze aufzuzeigen, ſondern auch ſeine eigene Löſung des Problems zu unterbreiten, die darin beſteht, daß man in der betreffenden Kirche mit einer durchaus korrekten chriſtlich-apoſtoliſchen Lehre zu tun habe, die nur deswegen den Anfeindungen ſeitens der römiſchen und griechiſchen Kirche ausgeſetzt wurde, weil ſie es verſtanden hatte, ihre Selbſtändigkeit gegenüber dieſen beiden offiziellen kirchlichen Organiſationen zu bewahren. In der Tat kann man den Beſchuldigungen der „bosanska crkva", ſie ſei ketzeriſch, bogomiliſch bezw. manichäiſch, unzweideutige Zeugniſſe der Bekenner der „bosniſchen Kirche" wie etwa die Handſchrift des Krstjan Hval aus d. J. 1404 entgegenſtellen, die derartige Beſchuldigungen von Grund aus widerlegen. Gegenüber den Behauptungen, die bosniſche Kirche lehne das Kreuz ab, wird ausdrücklich auf den Namenszug des Krstjanin Radohna innerhalb eines Kreuzes, auf das Kreuzzeichen am Anhange des Teſtamentes von Goſt Radoš uſw. hingewieſen.

Die Entwicklung der wiſſenſchaftlichen Forſchung in der Frage der bosniſchen Kirche verlief wie eine fortwährende Korrektur des einſt von F. Rački (1869) aufgeſtellten „philoſophiſch-dogmatiſchen — doktrinären Syſtems der Bogomilen und Patarener", um i. J. 1924 in der Arbeit von Glušac einen Gegenpol mit der Anſicht zu erreichen, daß die betreffende Kirche mit bulgariſchen Bogomilen und verwandten religiöſen Anſchauungen nichts zu tun habe, ſondern als eine „echte" Orthodoxie anzuſehen ſei. Die letzte Anſicht vertrat übrigens zuerſt der bulgariſche Forſcher N. P. Blagojev (1923). (S. 168). Zunächſt hat J. Ređek noch auf der Konzeption Račkis bauend eine gewiſſe Annäherung der bosniſchen Kirche an die Orthodoxie unter dem Einfluß der ſerbiſchen Kirche für möglich gehalten, ohne Rückſicht jedoch darauf, daß

quellenmäßig keine Möglichkeit für eine ſolche Entwicklung gegeben iſt. Eine ähnliche Auffaſſung vertrat neuerdings J. Ruvarac (S. 97 ff.). Fr. Milabor glaubte dagegen, daß die Sonderart der bosniſchen Kirche in der Abwehr des Glagolismus gegen päpſtliche Unterdrückungsmaßnahmen beſtünde, ohne allerdings dafür Beweiſe zu erbringen (104 ff.). Č Truhelka gelangte zur Einſicht, daß die „bosanska crkva" in keinem Zuſammenhang mit der bulgariſchen Bogomilenbewegung ſtand und daß der dogmatiſche Unterſchied gegenüber den „offiziellen" Kirchen nicht ſo groß war wie es Rački angenommen hatte (S. 108). Den angeblichen ſozialen Sinn dieſer „bogomiliſchen" Lehre betonte D. Prohaska (110 ff.) Außerdem gibt es eine große Reihe von kleineren Darſtellungen, die unſer Problem behandeln, auf die der Verf. von Fall zu Fall eingegangen iſt, wofür außerdem beſonders das Literaturverzeichnis (S. 176 ff.) eine gute Ueberſichtsmöglichkeit gewährt. Die ganze Studie zeichnet ſich durch eine große analytiſche Kleinarbeit aus, die natürlicherweiſe bei einer Auseinanderſetzung mit dem großen Zwieſpalt, der in den Quellen und ihrer Auswertung liegt, die einzig mögliche Art des Vorgehens darſtellt. Dabei wird auch auf das Verhältnis zur orthodoxen Kirche eingegangen, um nachzuweiſen, daß von einer tatſächlichen Gleichſchaltung mit dieſer Kirche nicht geſprochen werden darf. S. iſt zweifelsohne auf einen richtigen Standpunkt angelangt, wenn er die Eigenſtändigkeit der Kirche und ihrer Einrichtungen betont. Allerdings wird man wohl kaum grundſätzlich das Problem der bosniſchen Kirche ſo anſehen müſſen, als wenn ſie von außen unbeeinflußt geblieben wäre. Grundſätzlich braucht auch das Ausbleiben der Eigenbezeichnungen als „bogomiliſch" oder ähnlich (z. B. „ketzeriſch") nicht verwundern, da man ſich ſelbſt nicht gerne mit einem Namen bezeichnet, der von der Gegenpartei im beeinträchtigendem Sinne angewandt wird, obwohl man den Ideen ſelbſt nicht unbedingt abhold ſein muß. Die Quellen jedoch entſcheiden. Eine letzte Gewißheit wird man hier gewinnen, wenn einmal die Frage in großen kulturhiſtoriſchen Zuſammenhängen auf der nun gewonnenen Baſis überprüft wird. An ſich iſt die Frage dieſer ſogenannten bosniſchen Kirche in einem hohen Grade beachtenswert, da ſie auf einem merkwürdigen, wenig erforſchten lokalen Hintergrund auftaucht. Um die Tragweite des Problems anzudeuten, genügt der Hinweis, daß einerſeits die „bosniſch-bogumiliſchen" Handſchriften eine ganz beſondere glagolitiſche Schrifttradition vorausſetzen (Vgl. die Abb. bei V. Jagić, Analecta Romana: Aſl Ph XXV), andererſeits, daß in Bosnien wiederum ganz eigenartige kurſive zyrilliſche Schriftarten, die ſogenannte „bosanica", ſich entwickelte, deren Elemente noch immer nicht genug geklärt ſind. Auch die Bezeichnung dieſer Kirche als „arianiſch" gewährt Analogien zu ſehr frühen ähnlichen Bezeichnungen der balkanſlawiſchen Kirche. Ungeklärt ſind nach wie vor die Bezeichnungen der Anhänger dieſer Kirche als „babuni" und „patareni".

München. M. Hocij.

Böſendorfer, Joſip: Povijest tipografije u Osijeku (Geſch. der Buchdruckerkunſt in Eſſeg): Gradja za povijest književnosti hrvatske XIV (1939), 113—46.

Eine gründlich erarbeitete und kulturgeſchichtlich wichtige Darſtellung des Eſſeger Buchdrucks, der von ſeinen Anfängen (1735) bis zur Gegenwart behandelt wird. Die älteſte Druckerei wurde von den Franziskanern errichtet (1735—74). Von 5 überlieferten Namen dieſer Drucker ſind 4 deutſch. Auch die Leiter der ſpäteren, bereits weltlichen Druckereien waren zum überwiegenden Teil Deutſche. Von den 18 Eſſeger Druckereien (abgeſehen von der der Franziskaner), die vor 1918 beſtanden, ſtanden 15 unter deutſcher Leitung.[1]) Iwan Martin Diwald (1743—1806), der 1775 in Eſſeg die erſte weltliche Druckerei gründete, war zweifellos einer der bedeutendſten Drucker der Stadt. Sein Geſchäft wurde von der Familie noch zwei Generationen lang, bis 1857, weitergeführt. — B. unterrichtet uns in ſeinem Aufſatz aber nicht nur über die Drucker der Stadt, ſondern behandelt außerdem in einem eigenen Abſchnitt ſowohl die Buchhändler (S. 137—38) wie auch das Zeitungs- und Zeitſchriftenweſen der Stadt (S. 138—44). Ebenſo wie die Drucker waren auch die Buch-

[1]) Ich gehe bei dieſer Beſtimmung nach den Familiennamen, was freilich in manchen Fällen, vor allem im dualiſtiſchen Zeitalter, nur über die Abſtammung Aufſchluß gibt, immerhin jedoch einen gewiſſen Behelf zur Abgrenzung des Anteils der einzelnen Volkstümer bietet.

händler zum überwiegenden Teil Deutsche (leider behandelt B. nicht die Rolle der sog. Buchbinder, die früher nebenbei in vielen Fällen sich auch mit dem Buchhandel befaßten.[2]) Auch das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen Essegs war bis zur Wende zum 20. Jh. vorwiegend deutsch, während von dann an die kroatische Sprache in den Presseerzeugnissen Fortschritte machte. — Alles in allem geht auch aus B.s Studie wieder mit Deutlichkeit hervor, daß in Esseg bis weit in die dualistische Zeit das deutsche Element nicht nur eindeutig überwiegend, sondern auch geistig führend gewesen ist. Die Entfaltung der deutschen Sprache und Kultur, die damals den natürlichen Kräfteverhältnissen entsprach und der eine andere gleichgeartete Kultur (zumindestens bis zum Ausgang des Vormärz!) nicht entgegenstand, hatte aber mit „Germanisation" nicht das geringste zu tun! Abgesehen davon, daß auch weder das theresianische noch josephinische Zeitalter Germanisierungsabsichten verfolgte, — kann im Vormärz, der bereits durch ein schrittweises Vordringen und Fußfassen der nichtdeutschen Ansprüche auf der ganzen Linie innerhalb der Monarchie gekennzeichnet ist, nicht von Eindeutschungsbestrebungen gesprochen werden, ohne der Lächerlichkeit anheimzufallen. Es ist sehr bedauerlich, daß B., der sich sonst, auch in seinen anderen Schriften, als unbefangener Forscher erwiesen hat, derartige Schauergeschichten aufwärmt (S. 131).[3]) Wir gehen wohl nicht in der Annahme fehl, wenn wir darin einen lapsus calami erblicken.

F. B.

Županić, R.: Pogledi Antropologa Jana Czekanovskog na Rasnost Srbohrvata (Die Ansichten des Anthropologen Jan Czekanowski über die Rassenkunde der Serbokroaten): Vjesnik Etnografsk. Muz. Agram IV (1938), 22—37 (Deutsche Zusammenfassung S. 37).

Bemerkungen zu der 1934 erschienenen Arbeit „Zur Rassenkunde der Serbokroaten" (Slaw. Rundsch. VI, 393/404). Verf. hat den Einwand zu machen, daß nicht „Armenoide", sondern Dinarier den Hauptbestandteil der Südslawen ausmachen. Hierin stimmt er mit Maleš, Škerlj u. a. Erforschern der Rassenbiologie Südslawiens überein, deren Erörterungen sich nicht nur auf metrische Merkmale des Kopfes oder gar nur des Schädels — wie sie den Analysen des Lemberger Anthropologen zugrundeliegen — sondern auch auf körperbauliche und funktionelle Befunde gründen. Die armenoide Bevölkerung Vorderasiens unterscheidet sich nach Z. durch geringere Körperhöhe und dunklere Farben recht deutlich von den Serben und Kroaten. Mit den Methoden Czekanowskis aber erhält z. B. Michalski bis zu 58% eines „armenoiden Typenkomplexes" bei den Jugoslawen der dalmatinischen Küste (Gegend von Cattaro). Z. findet auch, daß Czekanowski seine z. T. schon 1906 erfolgten rassengeschichtlichen Veröffentlichungen zu wenig berücksichtigt hat. Gleichwohl kommt er zu dem Schluß, daß die Arbeit J. Czekanowskis „einen großen Fortschritt in der anthropologischen Wissenschaft der Südslawen bedeutet" und ihr „neue Wege öffnet". Nach dem Vorhergesagten und gegenüber den erbkundlich unhaltbaren Methoden der Lemberger Schule, deren Methoden von J. Schwidetzky einmal als „sehr exakte Rechnungen auf einem sehr beweglichen Hintergrund" gekennzeichnet worden sind (Z. Rassenk. I, 76/83, 136/204, 289/314, 1934), erscheint dieses Lob nicht ganz verständlich.

Breslau. Hans Grimm.

VI. Rumänien.

Revue Historique du Sud-Est Européen. XIII-e année. Bukarest 1936. 408 S.

Léon Lubienski gibt unter dem Titel „Un épisode des rapports polono-roumains d'autrefois" (S. 11—13) einen Artikel aus dem „L'Echo de Varsóvie" (1936, Nr. 10) bekannt, der sich mit den Beziehungen befaßt, die seit dem 15. Jh. zwischen Polen und Rumänien bestanden. In diesem Aufsatz wird auf die frühere Teilung der rumänischen Gebiete in die zwei Fürstentümer Moldau und Walachei

[2]) B. berücksichtigt nur die Buchbinder vor 1775. S. 118.
[3]) Für die heute freilich mancherorts wieder eine bessere Nachfrage bestehen mag.

Bezug genommenn und auf die verwandtschaftlichen Beziehungen verwiesen, die zwischen den Fürsten dieser 3 Länder bestanden. In der Tat verdienen einige Heiraten unter den Mitgliedern dieser regierenden Herrscherhäuser, die auch früher von der Geschichtsforschung stark beachtet wurden, noch heute das Interesse der Südostforscher, so die Heiraten der 4 Töchter des moldauischen Fürsten Jeremias Movila, der, von den Türken aus seinem Land vertrieben, in Polen lebte. Alle 4 heirateten Polen, von denen Michel Wiszniewiecki, dessen Sohn die Königskrone von Polen erlangte, durch seine Tapferkeit berühmt wurde und als Held eines Romans von Sienkiewicz in die Literaturgeschichte einging.

Die „Episode", die von dem Kampf der Familie Jeremias Movilas um die Rettung ihres Familienvermögens handelt, wirft interessante Schlaglichter auf die Geschichte der polnischen Adelsfamilien und entbehrt nicht humoristischer Züge. Ein Schatz, um den lange Prozesse geführt wurden, spielt hierbei eine große Rolle. Der polnische Historiker Wladyslaw Loziński hat die abenteuerliche Geschichte dieses Schatzes erzählt und auch eine Liste der einzelnen Wertgegenstände veröffentlicht, aus denen sich dieser Schatz zusammensetzte.

Maria Kasterska ergänzt („Les trésors des Movila en Pologne", S. 69 ff. und S. 177 ff.) diese Geschichte durch Einzelheiten, die bisher in Rumänien wenig bekannt waren. Dieser Aufsatz verdient Beachtung, weil Verf.n einerseits die näheren Umstände des Vermögensstreites sowie die Zusammensetzung des Schatzes mit wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt, andererseits gute Charakteristiken der männlichen wie vor allem der weiblichen Personen gibt, die in diesem Prozeß eine Rolle spielten. —

Jorga berichtet über „französische Lothringer in Rumänien" („Lorrains français en Roumainie", S. S. 77/78). Sein Beitrag enthält wertvolle Hinweise auf die Literatur, die über die während des 18. Jh.s im Banat angesiedelten Lothringer existiert.

Derselbe Verf. befaßt sich mit den in die Moldau emigrierten Anhängern Rákóczys („Sur les émigrés rákóczyens en Moldavie", S. 78/79), die von dem Fürsten Nikolaus (Maurokordatos) freundlich und achtungsvoll aufaufgenommen wurden („il leur montra de l'amitié et leur fit l'accueil dû à des Chrétiens") und auch die Freundschaft anderer mächtiger moldauischer Adelsfamilien genossen.

Gaben die besprochenen Aufsätze von Lubienski und Kasterska eine relativ kleine „Episode" aus den polnisch-rumänischen Beziehungen wieder, so versucht O. Halecki einen Gesamtabriß dieser Beziehungen zu geben („Les relations polono-roumaines", S. 223 ff.).

Den Beginn der polnisch-rumänischen Beziehungen setzt der Verf. in die Mitte des 14. Jh.s, als sich neben der Walachei die Moldau als zweites rumänisches Fürstentum formte und als zu gleicher Zeit Kasimir d. Gr. seinem polnischen Königreich das Gebiet von Halicz zwischen Moldau und Polen einverleibte. Die ersten Berührungspunkte ergaben sich auf religiösem Gebiet, indem einerseits die von Kasimir geförderte römisch-katholische Kirche in der Moldau, andererseits die orthodoxe Kirche in dem Haliczer Lande ein Betätigungsfeld fand.

Stark unterstreicht Verf. die Bedeutung, die beide Länder als Bindeglieder zwischen dem Baltischen und Schwarzen Meer hatten. Anläßlich einer kritischen Untersuchung des — nach Ansicht des Verf.s nur „scheinbaren" — Lehensverhältnisses, in das die Moldau i. J. 1387 gegenüber Polen trat, weist H. auf die gemeinsamen Gefahren hin, die beiden Ländern von der Türkei und auch von Ungarn drohten. Als dritte gemeinsame Gefahr wird dann noch die tatarische genannt.

So verfolgt H. die polnisch-rumänischen Beziehungen durch die folgenden Jahrhunderte, immer die großen Linien, die diese Beziehungen in der Geschichte haben sichtbar werden lassen, aufzeigend. Verurteilt wird von ihm die Politik moldauischer Fürsten, die auf Verständigung mit Rußland und Feindschaft gegen Polen gestellt war und nach Ansicht des Verf.s nur den Türken diente. Anderseits geht H. an den Eingriffen Polens oder polnischer Fürsten in die Moldau keineswegs unkritisch vorüber. In seinen diesbezüglichen Ausführungen, in denen er allerdings die polnische Regierung weitgehend entlastet („Ces interventions . . . . . n'étaient pas menées officiellement par le gouvernement polonais"), versucht er (S. 244) das Haus Habsburg als Anstifter der polnisch-rumänischen Zwistigkeiten und als heimlichen Verbündeten der Zwietracht stiftenden polnischen „seigneurs" hinzustellen, ohne diese kühnen Behauptungen durch Fußnoten zu belegen.

Sehen wir jedoch von solchen gelegentlichen tendenziösen Entstellungen, die dem kritischen Auge des Historikers kaum als solche verborgen bleiben können, ab, so bleibt eine interessante zusammenfassende Darstellung der polnisch-rumänischen Beziehungen übrig. Auch Hinweise auf die geistigen Beziehungen zwischen den beiden Völkern finden sich, wobei gelegentlich der den Rumänen wie den Polen gemeinsame lateinische Charakter betont wird.

Gute biographische Notizen konkretisieren die kleine Abhandlung, die zwar dem Fachwissenschaftler nicht allzuviel Neues bieten dürfte, aber eine gute Zusammenfassung darstellt und darüber hinaus in ihrer Vielseitigkeit mancherlei Anregungen bietet.

Eine sehr wertvolle Ergänzung zu H.s Arbeit bildet die quellenmäßig gut fundierte Abhandlung von Gh. Duzinchevici „Quelque chose sur les relations polono-roumaines dans la première moitié du XIX-e siècle (S. 262 ff.) Im wesentlichen werden nur die beiden Jahrzehnte von 1830—1850 behandelt. Der Artikel befaßt sich mit der Aufklärungsarbeit („Action d'éclaircissement de l'opinion"), die von polnischer Seite, insbesondere vom Fürsten Adam Czatoryski, nach dem Scheitern des polnischen Aufstandes von 1831 in Frankreich und England betrieben wurde. Die Ausführungen des Verf.s sind insofern für die Südostforschung besonders interessant, als diese — nicht nur literarische, sondern auch hochpolitische — Tätigkeit der polnischen Publizisten in Frankreich insbesondere russischen Machterweiterungsplänen in Südosteuropa entgegenwirkte.

Im Mittelpunkt der Abhandlung steht ein von einem Rumänen — dessen Name leider nicht mehr erhalten ist — in der Pariser polnischen Zeitschrift „Le Polonais" i. J. 1836 erschienener Artikel „De la Walachie et de la Moldavie". Der Verf., der das öffentliche Interesse in den westlichen Ländern auf die beiden südöstlichen Fürstentümer lenken will, beschreibt vor allem deren Verwaltung und innere Zustände, den Stand von Handel und Industrie, die geographischen Bedingungen für deren weitere Entwicklung, die Bodenbeschaffenheit des Landes und die Möglichkeiten, die sich bei einer Erschließung der Märkte der beiden Länder für Frankreich und England ergeben würden; ferner die Aufgaben, die noch im Innern zu bewältigen sind (Straßen- und Kanalbauten, Urbarmachung von Brachland usw.).

Aufschlußreicher als dieser unpolitische Artikel ist für die politische Lage der beiden Fürstentümer der ihm nachfolgende, ebenfalls zum Abdruck gelangte Kommentar des Redakteurs der Zeitschrift, der ein vollständiges außenpolitisches Programm enthält: Eine vollständig unabhängige Walachei, gestützt auf eine ebenfalls freies Polen und auf Oesterreich, das dem neuen Staat einen Fürsten aus seinem Herrscherhaus geben und — gleichsam als Gegenleistung für eine solche engere Verbindung — in die Vergrößerung der Walachei um Siebenbürgen und das Banat einwilligen soll.

So klingen in diesem Dokument bereits sowohl die kommende machtpolitische Auseinandersetzung zwischen Oesterreich und Rußland wie die späteren Nationalitätenkämpfe an, und insofern ist ihm mehr als eine nur zeitgeschichtlich gebundene Bedeutung zuzusprechen.

Marcel Emerit veröffentlicht (S. 188 ff.) — nebst eingehendem Kommentar — einen Bericht des Hauptmanns Aubert an Napoleon I. vom 26. Sept. 1807 über die rumänischen Fürstentümer. Napoleon trug sich zu Beginn des Sommers des Jahres 1807, enttäuscht über das Versagen seines türkischen Bundesgenossen, mit dem Gedanken, sich Rußland zu nähern, und zog sogar eine Teilung der Türkei zwischen Rußland und Frankreich in Erwägung, schwankte aber längere Zeit in seiner Haltung und begnügte sich zunächst mit der Rolle eines Mittlers zwischen beiden Staaten. Bevor er zu einem definitiven Entschluß hinsichtlich des in der Außenpolitik einzuschlagenden Weges gelangte, entsandte er — bald nach Abschluß des Tilsiter Friedens — einen Generalstabsoffizier vom Stabe der noch in Polen verbliebenen französischen Armee, Capitaine Aubert, in die rumänischen Länder mit dem Auftrag, ihn über die Bedeutung der Ukraine, Moldau und Walachei und über die Möglichkeiten ihrer Entwicklung zu unterrichten. Der Bericht, den A. über seine Eindrücke verfaßte, ist der erste für Napoleon bestimmte Bericht, der nicht lediglich oberflächliche politische Betrachtungen enthält, sondern auf einem zwar kurzen, aber eingehenden Studium der Länder fußt. Der Bericht trägt freilich in der Hauptsache nur topographischen Charakter und begnügt sich auch da meist mit statistischen Angaben. Ueber den Charakter der Bevölkerung und deren soziale Verhältnisse besagt er wenig, ebenso über die Verwaltung des Landes. Trotzdem glaubt sich der Berichterstatter zu dem Urteil berechtigt, daß es den beiden Ländern nur an einer zweckentsprechenden

Verwaltung fehle („ne manque qu'une administration pour devenir extrêmement florissantes") und daß allein die Türken ein Hindernis für eine gedeihliche Entwicklung des Landes seien. Dieses Urteil Auberts hat denn auch, wie E. hervorhebt, die außenpolitischen Entscheidungen Napoleons maßgeblich beeinflußt.

N. Jorga befaßt sich in seiner Abhandlung „Le problème des Saxons de Transylvanie" (S. 270 ff.) u. a. mit der im 14. Jh. einsetzenden Entwicklung der sächsischen Dörfer zu Städten und der dann ungefähr zwei Jahrhunderte währenden Blütezeit dieser siebenbürgischen Städte. Stark unterstreicht J. die handelspolitische Bedeutung Siebenbürgens als Mittler zwischen Orient und Okzident. Seine Darlegungen über die Herkunft eines großen Teiles der „Saxons" aus den flandrischen Gegenden verknüpft Verf. in fesselnder Weise mit Betrachtungen über die Bedeutung, die der Handel mit flandrischen Tuchen für die kommerzielle Entwicklung Siebenbürgens gehabt haben mag.

München. Weden.

Codrul Cosminului Buletinul „Institutului de Istorie şi Limba". Geleitet von Jon J. Nistor. Jg. VIII (1933—34), XI + 631 S; IX (1935), XI + 380 S.

Verschiedene Vorzüge kennzeichnen diese wertvolle Veröffentlichung des Czernowitzer „Institutul de Istorie şi Limba", das unter den vielen ähnlichen Veröffentlichungen des Landes einen wichtigen und geachteten Platz einnimmt. Ein gediegener Aufsatz- und Miszellenteil, dessen Inhalt fast von Band zu Band eine wertmäßige Steigerung erfährt, eingehende Inhaltsauszüge in französischer oder deutscher Sprache, neuestens auch eine gutangelegte Bücher- und Zeitschriftenschau, die wohl noch weiter ausgebaut werden wird, machen diese Jahrbücher zu einer sehr erfreulichen Erscheinung innerhalb des rumänischen Zeitschriftenwesens. Besonders hervorgehoben zu werden verdient außerdem noch die großzügige Aufgeschlossenheit, die sich im Vermeiden sprachlicher Enge äußert und dadurch das Unternehmen zu vorbildlicher Bedeutung erhebt. Nicht nur Aufsätze in französischer, sondern auch in deutscher Sprache haben schon bisher in den Bänden Eingang gefunden und können — was die verständnisvolle Berücksichtigung der deutschen Sprache betrifft — vielen südosteuropäischen Zeitschriften als beherzigenswertes Beispiel dienen.

Aus dem Inhalt seien folgende Studien hervorgehoben. Bd. VIII: Jon Nistor behandelt „*Das ukrainische Problem im Lichte der Geschichte" (S. 1—281) unter besonderer Berücksichtigung der rumänisch-ukrainischen Beziehungen (deutscher Auszug!), Leca Morariu bietet eine Fortführung seiner istrorumänischen Studien (IV), in der er aufschlußreiche von Istrorumänen geschriebene Briefe veröffentlicht, die über das rein Sprachwissenschaftliche hinaus wertvoll sind. Nicolai Grămadă „*Kleine Beiträge aus dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften" (S. 387—416), die von gründlicher Beherrschung des Stoffes zeugen, bieten auch kulturgeschichtlich manches Wertvolle. Auf den reichhaltigen Miszellenteil (S. 417—90) kann eben nur hingewiesen werden.

Bd. IX: Ilie Corfuş veröffentlicht „*Die unveröffentlichte Korrespondenz über die Beziehungen zwischen Michael d. Tapferen und Polen" (S. 1—67). Die Abhandlung wirft neues Licht auf die Absichten eines Bündnisses zwischen ihm und König Siegmund III sowie auf die polnischen Ansprüche auf die rumän. Fürstentümer nach Michaels Tod. Jon Nistor berichtet über „Die Polenlegion im Krimkrieg" (S. 69—102), wobei er in erster Linie auf dem von ihm herausgegebenen Briefwechsel des Feldmarschalleutnants Graf v. Coronini anläßlich der österr. Besetzung der rum. Fürstentümer fußt. Eine längst notwendige Darstellung über „*Die fürstliche Kanzlei in der Moldau bis zur Regierung Konstantin Mavrocordats" (S. 129—231) bietet Grămadă. Er weist in der gut gegliederten, gediegenen Arbeit nach, daß der Einfluß der vor allem slawisch geschriebenen polnischen Königsurkunden bestimmend gewesen ist und daß daneben der byzantinisch-südslawische bloß an zweiter Stelle stand.

Wir wünschen der Veröffentlichung, die von der wissenschaftlichen Tätigkeit an der Czernowitzer Universität rühmliches Zeugnis ablegt, eine weitere fruchtbare Ausgestaltung. F. V.

Institutul central de statistica: Breviarul statistic al Romaniei (Zentralinstitut für Statistik. Rum. Handbuch f. Statistik). Volumul I 1938. Bukarest: 1938. 242 S.

Das vorliegende kleine Handbuch des Bukarester statistischen Zentralinstituts ist der erste Band einer fortlaufend gedachten Publikationsreihe. Der Hauptzweck der

Veröffentlichung liegt in einer inhaltlich möglichst reichen, aber kleinen und billigen Statistik für jedermann. Ist das Büchlein auch zunächst für den Gebrauch innerhalb Rumäniens gedacht, so wird doch auch der Nichtrumäne es mit Vorteil verwenden, so lange nicht ein tieferes Eingehen auf Einzelfragen beabsichtigt ist. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abschnitte: Landeskunde und Verwaltung, Bevölkerung, Gesundheitswesen, Rechtsleben, Erziehung, Erzeugungswirtschaft, Verkehr, Handel, staatliche und private Finanzwirtschaft. Mit Rücksicht auf den geringen Umfang wird dabei ein sehr reiches Material geboten. Die übersichtliche Anordnung erleichtert sehr den Gebrauch.

Manuila, Sabin: Aspects démographiques de la Transylvanie. Bukarest: Zentralinstitut für Statistik. 1938. 97 S., 61 Tab., Diagr. u. Kartenskizzen.

Der besondere Zweck dieser Veröffentlichung ist die statistische Erfassung jener Veränderungen, die seit der Einverleibung Siebenbürgens, des rumänischen Anteils am Banat, der Crişana und Marmarosch in den rumänischen Staat in diesem Land vor sich gegangen sind. Da nun aber für die eigentliche Zeit der staatlichen Neuordnung keine eigene Zählung vorliegt, so muß die ungarische Volkszählung des Jahres 1910 und die rumänische von 1930 als Grundlage herangezogen werden. Liegt allein schon darin eine bedeutende Erschwerung für die Erfassung der Zustände zur Zeit der Einverleibung, so steigert sich diese Schwierigkeit noch wesentlich durch die Verschiedenheit der angewandten Zählungsmethoden, so daß nicht immer ohne weiteres mit einander vergleichbare Ergebnisse vorliegen. Das zeigt sich namentlich bei der Erfassung der Volkszugehörigkeit, da die ungarische Zählung diese nach der Muttersprache, die rumänische aber — zweifellos objektiver — nach dem subjektiven Volkstumsbekenntnis feststellte. So erscheinen z. B. die Juden i. J. 1910 nach der Muttersprache nirgends als Juden, sondern als Angehörige der anderen Völker, d. h. praktisch fast ausschließlich als Madjaren. Die rumänische Zählung von 1930 gibt ihnen wenigstens die Möglichkeit, sich als Juden der Nationalität nach zu bekennen. Daß allerdings weitaus nicht alle Juden von dieser Möglichkeit Gebrauch machten, geht allein schon daraus hervor, daß i. J. 1930 bloß 178 810 Juden ihre jüdische Volkszugehörigkeit angaben, während schon 1910 182 724 Angehörige der mosaischen Konfession gezählt wurden. Es ist daher der wahre Anteil des Judentums an der Gesamtbevölkerung zweifellos größer als ihn die Statistik von 1930 ausweist.

Die größte Beachtung unter allen Veränderungen innerhalb der Jahre 1910 bis 1930 verdient die starke Abnahme des Madjarentums von 1 664 296 i. J. 1910 auf 1 353 288 i. J. 1930. Diese Abnahme betrifft nicht nur die städtischen, sondern auch die ländlichen Bezirke. Allerdings werden die größten Verlustziffern in den Städten erreicht, wo der Anteil der Madjaren an der gesamten städtischen Bevölkerung von 62 v. H. i. J. 1910 auf bloß 37,9 v. H. i. J. 1930 sank. Damit hat das Madjarentum die absolute Mehrheit, die es 1910 in den Städten besaß, verloren und hält nur mehr sehr knapp die relative. Da aber die natürliche Vermehrung der städtischen Bevölkerung auf Seiten der Rumänen bedeutend größer als auf Seiten der Madjaren ist und überdies der Zustrom rumänischer Elemente vom Land in die Stadt weiterhin anhält, wird die für die Madjaren ungünstige Entwicklung zweifellos auch noch in Zukunft weiter fortschreiten, was in kürzester Frist zum Verlust der relativen Mehrheit zu Gunsten der Rumänen führen muß.

Für den starken Bevölkerungsverlust der Madjaren spielt neben den bekannten politischen Ursachen, wie z. B. der Abwanderung städtischer madjarischer Bevölkerung nach dem Nachkriegsungarn, zweifellos das Abschwenken der Juden, die 1910 so gut wie ausschließlich die Zahl der Madjaren auffüllen halfen, eine ausschlaggebende Rolle. Denn da der gesamte Bevölkerungsverlust der Madjaren von 1910 bis 1930 rund 311 000 beträgt und man andererseits mit Recht annehmen kann, daß etwa 180 000 Juden sich 1910 als Madjaren bekannten, die sich dann 1930 teils als Juden (rund 178 000), teils als Rumänen auswiesen, so geht wohl mehr als die Hälfte des madjarischen Bevölkerungsverlustes auf dieses Konto. Der größte Teil des madjarischen Verlustes erweist sich somit keineswegs als wahrer Volksverlust auf Grund der politischen Ereignisse, sondern vielmehr als das Ergebnis der alten ungarischen Zählungsmethoden, denen damals die Juden zur Auffüllung der madjarischen Volkszahl willkommen waren. Der Scheinerfolg dieses Bündnisses mit dem Judentum rächt sich heute an den Madjaren selbst.

da ihr wahrer Volkstumsverluſt überhaupt nicht mehr einwandfrei feſtzuſtellen iſt und auch ihre wahre Volksſtärke i. J. 1910 unſicher bleiben muß, womit den Rumänen eine ſcharfe Waffe im Volkstumskampf geboten wird.

Es iſt nicht möglich, im Rahmen einer Beſprechung auf die große Fülle von Fragen näher einzugehen, die das vorliegende Buch teils beantwortet, teils bloß anſchneidet. Es ſei nur noch darauf hingewieſen, daß neben dem ſehr ausführlichen Material über alle üblicherweiſe in einer Statiſtik zu erwartenden Probleme noch ein eigener Abſchnitt der rumäniſchen Weſtgrenze gewidmet iſt, der Daten und Angaben über eine mögliche Grenzbereinigung und zwar, wie von rumäniſcher Seite nicht anders zu erwarten, im ablehnenden Sinne bringt.

München. A. Malaſchofſky.

Gabriel d. Ae., Joſef: Gedichte. Mit einer Vorrede von Hans Diplich. Temeſchburg. 1937. Schwäbiſche Verlags-A.G. 40 S.

Als ein Zeichen der Dankbarkeit, die die Heimat ihrem Dichter zollt, gibt Hans Diplich eine Auswahl aus den Gedichten Joſef Gabriels heraus.

Ein Bauer dichtet. Was kann das viel bedeuten? — In den einleitenden Worten gibt Diplich die Antwort auf dieſe Frage. Was G. und ſeine Gedichte bedeuten, ergibt ſich aus der Entwicklung der Banater Schwaben. Die Anſiedlungszeit mit ihrer alle Kräfte abſorbierenden Anſpannung, war vorüber. „In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vollzieht ſich ein großer Wandel im Leben unſerer Dorfeinheiten: zum erſtenmal blicken die zähen Eroberer des Banater Bodens zurück auf die geleiſtete Arbeit; es iſt eine Ruhepauſe, eine Zeit innerlicher Sammlung, die das bäuerliche Leben aus dem Mühſal des Anfangs heraushebt und ſteigert.“ Man gewinnt Sinn für den Schmuck des Lebens. In dieſer Zeit iſt Joſef Gabriel (1853—1927) aufgewachſen; in dieſer Zeit erhält er die geiſtige Prägung. Wie der Maurermeiſter zu ſchöneren Formen des Wohnhauſes, ſo trägt Gabriel mit ſeinen Gedichten zur reicheren Geſtaltung des Lebens bei. Er war und blieb Bauer wie die anderen. Aber er hatte die Gabe des Geſanges; er „verſuchte zu ſagen, was die anderen nur dumpf im Volksliede lobten“.

Aber die Zeit ſchritt weiter. Gegen Ende des Jahrhunderts wird ein Wandel im Dorfleben ſpürbar, zerſetzende Einflüſſe dringen ein; Gabriel „erleidet die gefährlichen Einflüſſe und Gebrechen wie Pflanzen das Ungemach der Gewitter“. Er „wehrt der Sittenloſigkeit und Verderbtheit“, dem Amerikafieber; dem Unionismus und der Gleichmacherei.

„Während die Wirtſchaft und der Reichtum der Banater Deutſchen einen Aufſchwung erfahren, verarmt die Seele des Dorfes“. Aus Gabriel aber und ſeinen Gedichten ſpricht der unverfälſchte echte Geiſt des Koloniſtentums, das iſt ſeine Bedeutung.

Und es kommt noch ein Zweites hinzu. D. hat das nur kurz angedeutet: ein gnädiges Geſchick hat die Sprache „unſeres Volkes hier im deutſchen Südoſten gerade dann in das Licht der Oeffentlichkeit gehoben, als man von Staats wegen das deutſche Wort zu verdrängen begann“.

Gabriels Gedichte ſind völlig unpolitiſch; das dörfliche Leben iſt ihr Inhalt. Nie iſt er Rufer im Streit wie etwa Adam Müller-Guttenbrunn. Seine Bedeutung iſt abſichtslos, aber ſie iſt doch vorhanden. In Gabriel kommt nämlich zum erſten Male die Schicht zu Wort, auf der die Kraft des deutſchen Elements im Banat beruht: die bäuerlichen Koloniſten. Dieſe Schicht war bisher ſtumm, und die madjariſche Regierung benützte ſie, um durch ſie das madjariſche Element zu verſtärken. Zahlreiche Schwabenſöhne werden Madjaren, einer von ihnen mit ſtarker literariſcher Begabung wird ein angeſehener madjariſcher Romanſchriftſteller (Herczeg Farenz). Aber dieſer Koloniſt, der erſte Koloniſt, der den Mund auftut, ſpricht deutſch. Selbſtverſtändlich deutſch. Und eben dieſe abſichtsloſe Selbſtverſtändlichkeit iſt das Bedeutſame; ſprechen und deutſch ſprechen iſt für ihn dasſelbe. Trotz allem, dieſe Menſchenſchicht iſt im Kern geſund geblieben. Darin liegt die volkhafte Bedeutung Gabriels.

Darum können wir den Beginn der wahrhaft ſchwäbiſchen Dichtung mit dem Jahre 1889, d. h. mit dem Erſcheinen von G.s „Gedichten“ anſetzen. Und es iſt ſchön, daß heute, 50 Jahre nach ihrem Erſcheinen, dieſe Auswahl-Ausgabe den Schwaben ermöglicht, dieſen ihren Dichter wieder kennen zu lernen. Denn die erſte Auflage iſt längſt verſchwunden.

Merkwürdig ist freilich der Text vieler Gedichte behandelt. Die meisten sind in den „Gedichten" von 1889, einige auch in der von Adam Müller-Guttenbrunn herausgegebenen Sammlung „Schwaben im Osten" (Heilbronn 1911) gedruckt. Anstatt nun diesen Text als den authentischen zu Grunde zu legen, bringt der Herausgeber viele Abweichungen, ohne daß sich erkennen läßt, nach welchem Grundsatz er dabei verfährt. Manche Aenderungen sind geradezu Verschlimmbesserungen. In dem Liebesgedicht „Abend war's" hieß es ursprünglich:

„Und ich trat zu ihr voll Freud',
Sprach: Du liebes Mädchen";

jetzt heißt es:

„Und ich sprach zu ihr voll Freud',
Höre, liebes Mädchen."

Nicht sehr belangreich. Aber wozu die Aenderung?

In der 5. Strophe desselben Gedichtes hieß es:

„Schäkern sagt' ich";

jetzt ist es verblaßt zu

„Und dann sagt' ich".

In dem Gedicht des Landmanns „Am Acker" weist die charakteristische Strophe

„Ich aber dacht' erschüttert
An meines Schicksals Pflug;
Denn, naht er einst, erzittert
Mein Herz von seinem Zug —"

eine Verschlechterung auf; statt „erzittert" heißt es jetzt: „es zittert" mein Herz vor seinem Zug."

Man könnte hier fast an einen Druckfehler denken. Doch genug davon. Wir hätten jedenfalls gewünscht, daß der Text der Originalausgabe mit etwas mehr Respekt behandelt wäre.

Ungefähr ein Drittel der Gedichte (9 von 26) ist dem handschriftlichen Nachlaß entnommen und vermutlich hier zum ersten Male veröffentlicht.

Berlin. Gottfried Fittbogen.

Stahl, Henri — Bogdan, Damian P.: Manual de paleografie slavo — română (Handbuch der slawo-rumän. Paläographie). Bukarest: Fundaţia rentru literatură şi artă „Regele Carol II" 1936. 193 S.

Eine praktische Veröffentlichung zur Einführung in diesen Fragenbereich, die auch vom mittel- und westeuropäischen Forscher mit viel Nutzen herangezogen werden kann. Auf einem an sich knappen Raum werden die wichtigsten Probleme in 33 Uebungen behandelt und durch weitere Exkurse über das Alphabet (samt den versch. Schriftformen) sowie durch mehrere äußerst praktische Namensverzeichnisse ergänzt. Für einen Schaden halte ich, daß den herangezogenen Urkunden keine Quellenangaben beigegeben wurden. Schließlich sei noch die Aufmerksamkeit der ungarischen Forschung auf eine muntenische Urkunde (Testament) v. J. 1425 hingelenkt (S. 127), die in einem nicht uninteressanten Zusammenhang ungarische und deutsche Namensformen enthält.

Bălan, Theodor: Documente Bucovinene (Bukowinaer Urkunden). Czernowitz: 1933—38. 4 Bde. I (1507—1653), X + 298 S. 4 Taf. II (1519—1662), 216 S. III (1573—1720), 257 S IV (1720—1745) 299 S.

Der Wert der vorliegenden Urkundensammlung beruht vor allem darin, daß sie für die landeskundliche Erforschung der Bukowina Grundlagen bietet, deren Fehlen einen großen Mangel bedeutete. Besonders die Geschichte der einzelnen Güter sowie genealogische Fragen des Bukowinaer rumänischen Adels werden in den von B. gebotenen Bänden durch eine Fülle von Angaben und Nachrichten auf das wertvollste bereichert. Vorteilhaft ist es auch, daß B. in dem knappen, aber hinreichenden Kommentar mit besonderer Sorgfalt auf die in den Urkunden genannten Dörfer bezw. Güter und ihre geographische Bestimmung eingeht, wobei er sehr oft unveröffentlichtes Aktenmaterial heranzieht, sodaß sich seine Anmerkungen oft zu wertvollen besitzgeschichtlichen Exkursen abrunden. Der größte

Teil der von B. gebotenen Urkunden war bisher unbekannt. Auch aus dem 16. Jh. bringt er manches Dokument zum Abdruck, das bis jetzt unveröffentlicht geblieben war. Aber auch die übrigen von B. mit Recht aufgenommenen alten Urkunden aus dem 16. Jh., die wir — von wenigen Ausnahmen abgesehen — bisher nur aus Regesten, in deutscher Ueberſetzung bei Wickenhauſer, kannten oder die in nahezu unzugänglichen Werken veröffentlicht waren, bedeuten für uns einen erfreulichen, durchaus anzuerkennenden Gewinn. Nicht ganz einleuchtend iſt mir jedoch, warum B. die lediglich in deutſchen Ueberſetzungen überlieferten Urkunden in rumäniſcher Ueberſetzung bietet, da dadurch ein Text von nur ſehr bedingter Zuverläſſigkeit geboten wird. Soweit es ſich um Urkunden handelt, die in deutſcher Faſſung, etwa von Wickenhauſer, bereits veröffentlicht worden ſind, war eine rumäniſche Ueberſetzung ohne Abdruck der deutſchen Faſſung, die in dieſen Fällen gewiſſermaßen das Original vertritt,[1]) allenfalls am Platze. Soweit die deutſchen Faſſungen aber überhaupt noch unveröffentlicht ſind, wäre es notwendig geweſen, auch dieſe zum Abdruck zu bringen. Sicher wird das urſprünglich auch in der Abſicht B.s gelegen haben, die aber am Mangel entſprechender Mittel, der zu Raumerſparniſſen zwang, geſcheitert ſein mochte. Nicht vorteilhaft halte ich ferner, daß ſich die einzelnen Bände chronologiſch überſchneiden, da B. die nachträglich aufgefundenen Urkunden einfach in den nächſtfolgenden Band einrückte. Die Benützung der Bände wird dadurch erſchwert. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, dieſe Dokumente in einem geſonderten Band als Nachtrag herauszugeben. Möglicherweiſe ſah jedoch B. dazu nicht die materiellen Vorausſetzungen gegeben, ſodaß ſich ſein Vorgehen auch nach dieſer Richtung hin verſtehen ließe. Der Text iſt durchgehend korrekt und methodiſch einwandfrei geſtaltet, was auch für die ſlawiſchen Urkunden gilt. Beſ. Hervorhebung verdienen die Orts- und Namensregiſter, die, außerordentlich gewiſſenhaft gearbeitet, eine raſche und zuverläſſige Orientierung ermöglichen.

Alles in allem iſt B. mit vorliegender Veröffentlichung ein großer Wurf geglückt. Es wäre dringend zu wünſchen, daß es ihm ermöglicht würde, ſeine Veröffentlichung möglichſt bald dem Abſchluß entgegenzuführen. Dank gebührt ſchließlich auch den Landesbehörden ſowie der Bukowinaer griechiſch-orthodoxen Metropolie, deren Unterſtützung das Erſcheinen der bisherigen Bände möglich machte.

Lupaş, J.: Cronicari şi istorici români din Transilvania. Şcoala Ardeleană (Rumän. Chroniſten und Hiſtoriker aus Sievenburgen. Siebb Schule). Krajowa: Scrisul românesc (1935) Bd. I (XXXIX + 240); II (241—470).

L. bietet uns eine ſorgfältig und mit reichem Wiſſen zuſammengeſtellte Auswahl aus hiſtoriſchen Arbeiten ſiebb. Rumänen dar, die nicht nur die Entwicklung rumän. Geſchichtsſchreibung in Siebenbürgen dadurch aufzeigt, daß ſie ihre einzelnen Vertreter ſprechen läßt, ſondern darüber hinaus überhaupt wertvolle Einblicke in das rumän. Geiſtesleben Siebenbürgens gewährt. Sehr wertvoll iſt auch die einleitende Studie von L. über „die Entwicklung der ſiebenbürgiſch-rumäniſchen Geſchichtsſchreibung vom 15.—19. Jh." (I, S. III—XXXV), die einen dankenswerten Ueberblick und viele wichtige Geſichtspunkte bietet, namentlich aber den häufig begangenen Fehler bewußt vermeidet, einſeitig das 19. Jh. zu berückſichtigen, vielmehr auch die ganze vorangehende Zeit heranzieht. Zum Abdruck der Texte an ſich iſt wenig zu bemerken. Die Rechtſchreibung wurde durchgehend moderniſiert, was dem Charakter der Veröffentlichung entſpricht. Die Auswahl der Texte war geſchickt und verſtändig und genügt ſo gut wie in allen Fällen zur Kennzeichnung der Verfaſſer bezw. des betreffenden Werkes. Nicht ganz geklärt ſcheint mir die Berechtigung, Teile der ſog. Dubniczer Chronik (2. Hälfte des 15. Jh.s als ſiebb.-rumäniſche zu bezeichnen und daher für die vorliegende Aus-

[1]) Das Vorhandenſein zahlreicher moldauiſcher Urkunden in deutſcher Ueberſetzung erklärt ſich daraus, daß nach der Angliederung des Buchenlandes an Oeſterreich die öſterreichiſchen Behörden bei der Ueberprüfung beſitzrechtlicher Fragen und der Beſtätigung des Adelscharakters der Bojarenfamilien immer wieder auf die in der vorangehenden Zeit ausgeſtellten Urkunden zurückgreifen mußten, wobei dieſe ins Deutſche übertragen und den Akten beigeſchloſſen wurden.

wahl heranzuziehen (I, S. IV—V, 1—4). Auch die ſerbiſche Chronik des Georg Brankowitſch wäre m. E. nicht zu berückſichtigen geweſen (I, 28—38), während dagegen ſeine rumäniſche Chronik mit gutem Recht Aufnahme finden konnte (I, 23—28). — Die bibliographiſchen Quellenangaben ſind genau und verläßlich, gelegentlich durch kritiſche Feſtſtellungen ergänzt (vgl. etwa I, 81). Auch das gebotene Literaturverzeichnis (I, S. XXXVI—XXXIX) vermag dem Benutzer nützliche Dienſte zu leiſten, obſchon — aus verſtändlichen Gründen — nur eine Auswahl geboten wird. Das — wie ich mich durch Stichproben überzeugen konnte — ſehr gewiſſenhaft gearbeitete Namensverzeichnis (II, 445—70) erhöht die Benutzbarkeit der Veröffentlichung, die auch von der deutſchen Forſchung herangezogen werden muß, weil ſie eine Reihe wichtiger Angaben über deutſch (vor allem ſiebb.-ſächſiſch)-rumäniſche Beziehungen enthält (vgl. etwa die ſehr aufſchlußreiche Polemik von Micu Moldovan mit Wattenbach i. J. 1870, II, 251—55).

Duzinchevici, Gh.: Cuza-Vodă şi revoluţia polonă din 1863 (Fürſt C. und die poln. Rev. v. J. 1863). Bukareſt: Cartea Românească 1935. 102 S. (Aşezământul cultural Ion C. Brătianu, XXVIII).

D., der ſyſtematiſch und mit viel Erfolg über die polniſch-rumäniſchen Beziehungen arbeitet, bietet uns eine großenteils auf archivaliſchen Quellen beruhende Darſtellung der polniſch-rumäniſchen Beziehungen in den Jahren 1863—64. Die wenig überſichtlichen Zuſammenhänge, die vielfältigen Propagandaanſätze und verſchiedenartigen Projekte werden ebenſo wie die Gegenſtrömungen und hemmenden Rückſichten auf andere Staaten in Rumänien umſichtig, klar und durchwegs gut belegt geſchildert. Bef. ſei noch auf den Abſchnitt über „ungariſch-italieniſch-polniſche Kriegspläne im Jahre 1864" hingewieſen (S. 82—96), der vieles Intereſſante zu den Plänen der ungariſchen Emigration in dieſen Jahren enthält, leider aber ohne Kenntnis der ungariſchen Veröffentlichungen geſchrieben iſt. Da dieſen zum größten Teil kein Auszug in einer weſteuropäiſchen Sprache beigegeben iſt, können ſie auch von den daran intereſſierten Forſchern der Nachbarländer in vielen Fällen nicht benützt werden. Umgekehrt wieder wird jedoch — um ein konkretes Beiſpiel anzuführen — die wertvolle Arbeit von D. den ungariſchen Hiſtorikern wohl unbekannt bleiben müſſen. Ich führe dieſes Beiſpiel nicht an, um Vorwürfe zu erheben, ſondern will damit einen Mißſtand zur Sprache gebracht haben, der nicht nur die wiſſenſchaftliche Zuſammenarbeit bedroht, ſondern auf die Dauer die Forſchung der einzelnen Länder auch dem geiſtigen Gehalt nach ſchwer benachteiligen wird, weil ſich dieſe — wenn auch ungewollte — geiſtige Abſperrung ſchädlich auswirken muß. Ich möchte jedoch betonen, daß die Schuld nur in den ſeltenſten Fällen am einzelnen Forſcher, meiſtens jedoch an den in Frage kommenden Verlagen und ſonſtigen Inſtitutionen liegt. Valjavec.

Derſ.: Contribuţii la istoria legăturilor polono — române în anii 1865—66 (Beiträge zur Geſch. der polniſch-rum. Beziehungen in den Jahren 1865—66). Bukareſt: Cartea Românească 1936. 62 S. (Aşezământul cultural Ion C. Brătianu, XXXI).

Es handelt ſich gewiſſermaßen um eine Fortführung der oben beſprochenen Studie und beleuchtet einen neuen intereſſanten Frontwechſel in der politiſchen Arbeit Polens, das nach dem Mißerfolg v. J. 1863 vorſichtiger, geräuſchloſer als vorher zu Werke ging und auf weitere Sicht vorbereitend zu arbeiten begann. Dieſe Schwenkung gelangt auch in den Beziehungen zu den Vereinigten Fürſtentümern zum Ausdruck, in denen jetzt neben Graf Leon Rzyſzczewsky Fürſt Adam Sapieha eine große Rolle ſpielte und ſich im wirtſchaftlichen Leben Rumäniens, u. a. auf dem Gebiete des Eiſenbahnbaus, einzuſchalten verſuchte. Bemerkenswert iſt übrigens auch, daß 1866 vorübergehend der Plan auftauchte, auf den Thron der Vereinigten Fürſtentümer einen Polen zu ſetzen. F. V.

Caragcale, I. L.: Nuvele, povestiri, note critice (Novellen, Erzählungen, kritiſche Bemerkungen). Craiova, Serisul Românesc o. J. XI + 286 S.

Derſ.: Momente, schiţe, amintire (Momente, Skizzen und Erinnerungen). Ebda. III + 297. S. Beide Bände herausgegeben von M. Paulian und T. D. Măruţă.

Die Herausgabe der Klaſſiker bildet heute einen bedeutenden Teil der Arbeit auf dem Gebiete der rumäniſchen Literatur. Die wichtigſten dieſer Klaſſikerausgaben, die

ſich in würdiger Weiſe ihrer Aufgabe annehmen, ſind: „Fundaţia Regele Carole II", „Cartea Românească", „Prietenii istoriei literare" in Bukareſt und „Scrisul Românesc" in Craiova.

Beſonders die erſte hat uns, zuerſt durch den Geiſt Paul Zarifopols und dann mit Hilfe des feinfühligen Kritikers Serban Cioculescu, eine Ausgabe von Carageale geſchenkt, eine wahrhaft literariſche Leiſtung, ohne die ein wiſſenſchaftliches Studium des großen rumäniſchen Satirikers undenkbar geworden iſt.

Die Ausgabe der „Cartea Românească" iſt hauptſächlich für das breite Publikum gedacht, während die „Prietenii istoriei literare" an erſter Stelle für die Studenten und die Literaturſtudien an den Schulen beſtimmt ſind. Alle dieſe Ausgaben, die ſich an ſo verſchiedene Kreiſe des rumäniſchen Publikums wenden, tragen ganz weſentlich zur Aufklärung über den Wert der rumäniſchen Klaſſik bei.

Was man einigen dieſer Ausgaben dennoch vorwerfen könnte, iſt ihre mangelnde Anpaſſungsfähigkeit an die Anſprüche ihrer Leſer, für die ſie beſtimmt ſind. So ſcheint es z. B. gerade bei der „Colecţia clasicilor comentaţi" (Kommentierte Klaſſikerausgabe) zu ſein, die ſich zum Ziel geſetzt hat, einerſeits der ſtudierenden Jugend, andererſeits dem breiten Publikum zu dienen. Dabei ergeben ſich Schwierigkeiten im Stofflichen. Es iſt nämlich das Beſtreben dieſer Ausgabe, die Geſamtheit der Schriften, oder zum mindeſten einen ſehr großen Teil der Werke der rumäniſchen Klaſſiker zu veröffentlichen. Wir glauben dagegen, daß gerade dieſe Ausgabe, die nicht einen rein wiſſenſchaftlichen Zweck verfolgt, ſondern den Sinn hat, den Begriff des „Klaſſiſchen" zu erläutern, beſſer daran täte, eine Auswahl unter dem ſtrengen Geſichtspunkt des „Klaſſiſchen" zu treffen, und nur das wahrhaft Klaſſiſche von den Werken der Dichter dem Publikum zugänglich zu machen, ſtatt durch eine zu weitgehende Auswahl der Schriften, guter und ſchlechter, in dem ungeſchulten Leſerkreis eine Verwirrung der Begriffe hervorzurufen, da viele dann nicht mehr imſtande ſind, zwiſchen dem wirklich Wertvollen und dem weniger Guten zu unterſcheiden, und da ſich ſomit auch das Bild der Klaſſik nicht rein entfalten kann. Wir halten, beſonders im Hinblick auf den breiten Leſerkreis und die Schuljugend, eine vollſtändige, kommentierte Ausgabe der Klaſſiker für weniger wertvoll als die Hervorhebung der „klaſſiſchen Werte" und eines weſentlichen Bildes des betreffenden Klaſſikers. Denn wir wollen ja nur Vorbilder geben und nicht auch die weniger gelungenen Stücke, die ſich ſchließlich bei allen Klaſſikern finden.

Mit dieſen Vorbehalten begrüßen wir die neue zweibändige und fleißig ſowie geſchickt kommentierte Ausgabe der Proſa von C. durch P. und M.

Die Arbeit iſt von einer langen, einleitenden Studie M.s begleitet, in der ſich neben einigen zu didaktiſchen Auseinanderſetzungen (vgl. das Kapitel über die literariſche Sprache!), die freilich für die Schuljugend notwendig ſind, auch intereſſante Beobachtungen über Linguiſtik und Stiliſtik finden. Die Zahl, der Ort und der Wert der Neologismen bei Carageale beſchäftigen den Verfaſſer ſehr eingehend, und er kommt zu einer durchaus guten Löſung dieſer Probleme: die Neologismen dienen bei Carageale nur zur Beſchreibung der komiſchen Perſonen, oder als Mittel bei der Darſtellung pſychologiſcher Zuſtände. Sie ſind alſo äſthetiſch-aufbauend und nicht künſtleriſch-dekorativ gedacht.

Im erſten Band ſind Novellen und Eſſays enthalten, die „ernſten" Werke Carageales, im zweiten dagegen humoriſtiſche Skizzen. Jedem Stück geht eine kleine Skizze voraus, und am Ende findet ſich immer ein reiches Wörterbuch, das die ſeltenen Wörter erläutert.

Beim Studium dieſer neune Carageale-Ausgabe haben ſich unſere alten Ueberzeugungen noch verſtärkt. Der große Satiriker iſt neben Eminescu die literariſche Perſönlichkeit mit der repräſentativſten rumäniſchen Kultur am Ende des vorigen Jahrhunderts. In ſeiner geiſtigen Haltung geißelt er mit einer bitteren Satire die Geſellſchaft einer Zeit, die ihre nationale Eigenart in ein ungeeignetes, weſtliches Gewand hüllt. Als Künſtler ſtellt Carageale einen der befliſſenſten Bildner des rumäniſchen Wortes und Stils dar.

Z. Zt. München. Alexander Dima.

Gyalokay, Jenő: Az erdélyi hadjárat 1849 nyarán (Der Siebenbürgiſche Feldzug im Sommer d. J. 1849). Budapeſt: Franklin (1938). 167 S.

Die nicht eben allzureiche ungariſche kriegsgeſchichtliche Literatur hat durch die Studie Gy.s eine wertvolle Bereicherung erfahren. Unter gewiſſenhafter Heranzie-

hung und Auswertung des auch archivalischen Quellenmaterials bietet Verf. eine gedrängte, übersichtliche und lebendige Darstellung des siebenbürgischen Sommerfeldzugs v. J. 1849, die durch die Beigabe zahlreicher Kartenskizzen auf das vorteilhafteste verdeutlicht wird. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, auf den Inhalt im Einzelnen einzugehen, so verlockend das auch an und für sich wäre. Wir müssen uns auf die Hervorhebung der Ergebnisse von Gy.s Studie beschränken, die u. a. zeigen, daß der Widerstand des ungar. Heerführers verhältnismäßig erfolgreich war, wobei Gy. sich m. E. mit Recht gegen die bisherigen Kritiker der Maßnahmen Bems während dieses Feldzuges wendet. Der russische General Lüders vermochte zwar Bem nach einem achtwöchigen Kampf niederzuwerfen, ohne jedoch — wie es ihm vorgeschrieben war — die ungarische Tiefebene zu erreichen. Sehr interessant ist auch das negative Urteil Gy.s über die ungarischen Truppen, die ihrem Kampfwert nach dem Gegner nicht ebenbürtig waren. Gy. schreibt selbst: „Diese Behauptung nimmt sich u. U. seltsam gegenüber den vielfältigen Meinungen und Gerüchten aus, die den in Ungarn nahezu unausrottbaren Aberglauben hervorgerufen haben, daß auch die siebenbürgische [ungarische] Armee aus lauter hervorragenden Heerführern bestanden hätte und daß jedes einzelne seiner Glieder aufopfernd seine Pflicht erfüllt hätte" (S. 35). Gy. weist nach, daß vor allem das Offizierskorps viel zu wenig fähige Leute besaß. Verhängnisvoll war ferner nach Gy.s Ansicht, daß ein großer Teil der Offiziere am Anfang des Feldzuges einem übertriebenen Optimismus huldigte und den Gegner unterschätzte, dann aber, nach den ersten Mißerfolgen, in den entgegengesetzten Fehler einer übertriebenen Schwarzseherei verfiel, die ihre Kräfte lähmten (S. 35—36). Auch die Kampfbereitschaft der Bevölkerung war recht flau. Gy. räumt mit dem „Ammenmärchen" auf, daß „das Volk angesichts der Gefahr zu Tausenden unter die Fahnen geströmt" wäre und „mit mutiger Todesverachtung bis zum Schluß ausgehalten" hatte (S. 36). Gerade durch diese Selbstkritik, eine heute nur zu selten gewordene Gabe, die wir aber nicht entbehren können, stellt Gy. den sich aus seiner Sachlichkeit ergebenden Wert der Arbeit unter Beweis.

Valjavec.

Manuila, Sabin: La population de la Dobroudja. Bukarest: Institut central de Statistique 1939. 156 S., 88 Taf., Diagr. u. Kartenskizzen

Eine Statistik über die Dobrudscha kann aus volkswissenschaftlichen wie politischen Gründen auf rege Anteilnahme rechnen. Ist es doch im höchsten Maße von Wert, gerade über die südlichen Judeţe Durostor und Caliacra, die das Ziel der bulgarischen Revisionsansprüche darstellen, verwendbares statistisches Material an die Hand zu bekommen. Die weitreichende politische Bedeutung dieser Frage wurde erst wieder in den letztvergangenen Monaten klar, als die entschiedene Weigerung Rumäniens, bezüglich einer Grenzkorrektur in diesen Gebieten auch nur in Verhandlungen einzutreten, sich als das Haupthindernis einer allgemeinen Verständigung auf dem Balkan und einer Einbeziehung Bulgariens in den Balkanbund erwiesen. Die in dem Buch M.s gebotenen Zahlen beruhen auf der Zählung des Jahres 1930 und geben über die völkische Verteilung in den fraglichen Judeţen folgendes für Rumänien wenig günstige Bild:

Durostor: Türken 90 595, Bulgaren 72 412, Rumänen 40 088.

Caliacra: Bulgaren 70 797, Türken 38 430, Rumänen 37 640.

In beiden Fällen steht das Staatsvolk erst an dritter Stelle. Es kann daher kein Zweifel sein, daß die bulgarischen Ansprüche in dieser Verteilung der völkischen Verhältnisse eine starke Stütze finden. Allerdings ist zu bedenken, daß seit 1930 die Entwicklung eindeutig zu Gunsten der Rumänen weiter fortschritt und zwar sowohl durch die massenhafte Abwanderung von Türken nach Anatolien als auch durch die sehr energischen Siedlungsmaßnahmen der Rumänen gerade in den Grenzbezirken, wohin nicht nur Rumänen aus dem übrigen Staatsgebiet, sondern auch Aromunen aus Mazedonien übersiedelt wurden. Die in der vorliegenden Arbeit gebotenen Ziffern stellen somit einen inzwischen durch die Ereignisse überholten Stand der Dinge dar. Wie weit die durch diese Entwicklung vorgetriebene Verbesserung der rumänischen Stellung bereits gelangt ist, kann allerdings nicht abgeschätzt werden. Trotz dieser Einschränkung bietet aber die vorliegende Arbeit das derzeit beste Nachschlagewerk über die Verhältnisse in der Dobrudscha.

München. A. Malaschofsky.

Botez, J.: Contribuţiuni la studiul taliei si al indicelui cefalic in Moldova de Nord si Bucovina. Jaſſy: 1938. 40 S.

In dem Sammelreferat „Anthropologie in der Volksforſchung" (Z. auslandsdeutſche Volksforſchung II, 396—414, 1938) mußte Ref. darauf hinweiſen, daß in anthropologiſcher Hinſicht über das Buchenland und beſonders über ſeine deutſchen Bewohner faſt nichts bekannt iſt. Die erſten Feſtſtellungen bieten ſich jetzt in der Arbeit von Botez (beſprochen nach H. V. Vallois, L'Anthropologie 49 [1939], 170). Unter den von ihm unterſuchten 1124 Soldaten ſtammen 188 aus der Bukowina. Ihre Durchſchnittshöhe iſt 168,4, wobei am größten die Ruthenen, am kleinſten die Rumänen ſind, während die Deutſchen eine Mittelſtellung einnehmen. Der Längen-Breiten-Index (L.B.J.) des Kopfes beträgt 83. Die Deutſchen ſind eher hyperbrachykephal, die Rumänen brachykephal, die Ruthenen meſokephal. Gegenüber den von Hermann unterſuchten Burzenländer Bauern (Durchſchnittshöhe 169,2 cm, L.B.J. 82,0) ſind alſo die Deutſchen im Buchenlande kleiner und kurzköpfiger und ſcheinen ſich damit körperbaulich den Deutſchen in der Batſchka und im Banat zu nähern.

Breslau. Hans Grimm.

Borza, Al.—Butură, Valerin: Bäuerliche Pflanzenheilmittel in der Moldau. (Rum.) Sudhoffs Archiv für Geſchichte der Medizin und der Naturwiſſenſchaften, Bd. 31 (Leipzig 1938), S. 81—86.

Etwa 90 Pflanzen als Heilungs-, Zauber- und Liebesmittel des botaniſchen Muſeums der Univerſität Klauſenburg wurden von den Verf.n nach der jeweiligen Anwendung geordnet zum Abdruck gebracht, mit dem Wunſch, man möchte den therapeutiſchen Wert dieſer Pflanzen unterſuchen, da ſie als Heilpflanzen in der Literatur noch nicht angegeben wurden. Unwillkürlich drängt ſich die Annahme auf, daß eine vergleichende Unterſuchung der Pflanzenheilmittel des Südoſtraumes ſehr ertragreich ſein müßte. Bei der urſprünglichen Verknüpfung des Heil-, Zauber- und Glaubenswеſens wie auch bei der vielfachen Ueberlagerung verſchiedenſter Völker dieſer Gebiete liegt der kulturhiſtoriſche Wert eines ſolchen Werkes auf der Hand. Zumindeſt aber müßte dabei der ganze zuſammenhängende kulturgeographiſche Raum, der ſich von der Ukraine über Rumänien nach dem Balkan erſtreckt und der ſich z. B. durch eine Anzahl von verwandten charakteriſtiſchen Jahresgebräuchen auszeichnet, berückſichtigt werden. Eine ſolche Zuſammenſtellung würde zumindeſt das Material für die Zukunft überweiſen, da eine Gefahr der Ausrottung der letzten Zeugen einer uralten Ueberlieferung (Erſatz durch moderne Chemikalien) offenſichtlich bevorſteht. Inwiefern außer der kulturgeſchichtlichen Tragweite auch der modernen Therapeutik dabei Vorteile erwachſen würden, bliebe Sache des Experiments. Bei der engen Verbundenheit des rumäniſchen Volkstums mit den umgebenden ſlawiſchen Völkern (vgl. z. B. ſlaw. Namen der vorliegenden Liſte: Boz, Podwal, Studiniţa, Mak, Loboda, Troscot, Slabănog, Navalnik, Sok (?), wobei auch vielfach die Pflanzen neue rumäniſche Namen erhielten [S. 86]), kann hier für die rumäniſche Volkskunde eine dankbare Aufgabe erwachſen.

München. M. Hocij.

VII. Übriger Südoſten.

Sjohočasne i Mynule. Visnyk ukrajinoznavstva (Gegenwart und Vergangenheit. Zeitſchrift für Ukrainekunde). Lemberg: Ukrainiſche Wiſſenſchaftliche Ševčenko-Geſellſchaft. Bd. I (1839), Heft 1. 136 S. mit zahlreichen Illuſtrationen.

Eine ukrainiſche wiſſenſchaftliche Zeitſchrift tut ſeit langem Not. Die Lage auf wiſſenſchaftlichem Gebiete in der Sowjet-Ukraine hat u. a. zur Einſtellung der ukrainekundlichen Veröffentlichungen der Akademie der Wiſſenſchaften in Kyjiv geführt. In den Jahren 1935—37 hat der energiſche ukrainiſche Sprachwiſſenſchaftler, Prof. J. J. Ohienko, eine Monatsſchrift für das ganze Gebiet der Ukrainiſtik herausgegeben. 1938 mußte er jedoch dieſe ſchön ausgeſtattete und inhaltlich reichhaltige Zeitſchrift einſtellen, da er die materielle Laſt des Verlags nicht mehr tragen konnte. Nun hat ſich die Ševčenko-Geſellſchaft in Lemberg dazu

entſchloſſen, eine „populär-wiſſenſchaftliche" Zeitſchrift herauszugeben, deren erſtes Heft vor mir liegt.[1])

Die verdiente ukrainiſche Geſellſchaft war ſeit dem Ende des 19. Jh.s bis zum Jahre 1918 die wichtigſte Stätte der ukrainiſchen Wiſſenſchaft, ſie hat mit Erfolg die damals nicht vorhandene Ukrainiſche Akademie der Wiſſenſchaften erſetzen können; jetzt, nachdem der Akademie der Wiſſenſchaft, in Kyjiv durch gegebene Umſtände die Aktionsmöglichkeiten gemindert ſind, nachdem die ukrainekundlichen Arbeiten dort vorerſt kaum noch erſcheinen können, iſt die Ševčenko-Geſellſchaft leider nicht in der Lage, ihre Veröffentlichungen im früheren Umfang weiter zu führen. Die Zahl dieſer Veröffentlichungen, die doch mehr als 400 erreicht hat, kann nicht mehr ſo ſchnell wachſen, wie in den früheren Jahren. Und doch hat ſich die Geſellſchaft entſchloſſen, mit dieſer Zeitſchrift das Gebiet ihrer Tätigkeit noch zu erweitern. Man hat gezweifelt, ob die Geſellſchaft mit ihrer „rein wiſſenſchaftlichen" Tradition eine ſolche Aufgabe, die Populariſierung der Wiſſenſchaft, auf ſich nehmen dürfe. Schon das erſte Heft der neuen Zeitſchrift ſollte die Zweifler zum Verſtummen bringen. Der Redaktion wird es, wie es ſcheint, gelingen, die beiden Aufgaben, den Dienſt der wiſſenſchaftlichen Forſchung und die Populariſierung ihrer Ergebniſſe, in einer durchaus gelungenen Weiſe zu vereinigen. Davon zeugen nicht nur die Aufſätze, die faſt ausnahmslos wiſſenſchaftliche Quellenforſchungen bieten, ſondern auch der mannigfaltige Beſprechungsteil und vor allem die Chronik, die nicht nur den ukrainiſchen Forſchern Auskunft über die neueſten Forſchungsergebniſſe und, was vielleicht noch wichtiger iſt, über die noch nicht abgeſchloſſenen und nicht veröffentlichten wiſſenſchaftlichen Arbeiten erteilt, ſondern allen, die für die Ukrainekunde Intereſſe haben, die Möglichkeit gibt, ſich auf dem Laufenden zu halten.

Mit Recht hat die Redaktion an die Spitze des erſten Heftes den Bericht des Lemberger ukrainiſchen Archäologen Jaroſlav Paſternak geſtellt, der, nachdem er 1937 die Reſte der fürſtlichen Kathedrale der Hauptſtadt des Galiziſch-Wolhyniſchen Fürſtentums, Halyč, entdeckt und ausgegraben hat, 1938 die Spuren des fürſtlichen Hofes fand. Schon die Lokaliſierung der Kathedrale und des Fürſtenhofes bot große Schwierigkeiten, da über ihre Lage nichts Sicheres bekannt war. Die Ausgrabungen ſelbſt brachten nicht nur die zahlreichen Häuſer- und Siedlungsreſte zum Vorſchein, ſondern auch mannigfaltige Kleinfunde, die kultur- und kunſtgeſchichtlich zum Teil Unica ſind und die die hohe Kulturſtufe und die ausgedehnten Beziehungen zum Orient und Okzident für das 12. und 13. Jh. bezeugen (S. 5—15). Zwei Aufſätze ſind der Karpatenukraine gewidmet: O. Mycjuk (Prag) ſchildert die Madjariſierung des Landes von 1867—1914 (S. 16—23), V. Kubijovyč (Krakau) ſchreibt über die antropogeographiſchen Probleme der Karpathenukraine (S. 71—82). Der Aeſthetik der Dichtkunſt iſt ein Beitrag von P. Luščynśkyj (Warſchau) gewidmet (S. 38—46); V. Sičynśkyj (Prag) behandelt die Frage nach der „Kunſt als dem Mittel der Nationalerziehung" (47—54). Ein finſteres Bild der Landwirtſchaft in der Sowjet-Ukraine entwirft an der Hand der ſtatiſtiſchen Quellen K. Macijevyč (Prag) (55—62). Zu kurz ſind die Bemerkungen von J. Svencićkyj (Lemberg) über die kulturellnationale Bewegung in der Weſtukraine im 18. und 19. Jh. (30—37). O. Lučkyj ſchildert mit ausgiebigen ſtatiſtiſchen Angaben die Entwicklung der Genoſſenſchaftsbewegung Galiziens (63—70). Eine intereſſante Auseinanderſetzung mit dem umſtrittenen Buch „Die Beſtimmung der Ukraine" des ukrainiſchen Dichters Ju. Lypa (1938) lieferte der verdiente Lemberger ukrainiſche Hiſtoriker J. Krypjakevyč (24—9). Im großen und ganzen, wie ich ſchon hervorgehoben habe, gelang es den Verfaſſern, ihre Beiträge ſo zu geſtalten, daß ſie von den Fachgelehrten und von jedem Gebildeten mit gleichem Intereſſe geleſen werden können. Die Aufſätze werden von Zuſammenfaſſungen, meiſt in deutſcher Sprache, begleitet. — Die Berichte, Beſprechungen und Chronik bieten mehr als man von ſolchen „trockenen" Seiten in der Regel erwarten kann. Die Information will grundſätzlich auch die Sowjet-Ukraine umfaſſen. Beſonders wichtig ſcheint mir die ausführliche Berichterſtattung über die Tätigkeit der wiſſenſchaftlichen Organiſationen, Verlage und z. T. auch einzelner Gelehrter in Galizien und in der Emigration. Auch Notizen über die Ukrainica in der fremdſprachigen Preſſe fehlen nicht.

---

[1]) Jährlich ſollen 10 Hefte erſcheinen. Die Hefte 2 und 3, die inzwiſchen erſchienen ſind, habe ich noch nicht erhalten. (D. T.)

sowie zahlreiche Mitteilungen über verschiedene Seiten des Wirtschafts- und Kulturlebens.

Die Zeitschrift, der man weiteres Gedeihen wünschen möchte, wird sicherlich ein wichtiger Behelf eines jeden werden, der für die Ukrainekunde Interesse hat.

Z mynuloho. Zbirnyk (Aus der Vergangenheit. Sammelschrift). Bd. I. Warschau: 1938 (auch als Bd. 48 der „Travaux de l'Institut scientifique Ukrainien" in Warschau). 160 S. u. 6 Taf. (Bildnisse).

Die Sammelbände „Z mynuloho" werden von dem Ukrainischen Institut in Warschau herausgegeben und sind der Geschichte der ukrainischen Nationalbewegung und des Freiheitskampfes im 19. Jh. gewidmet. Neben dem Briefwechsel Drahomanovs, der in derselben Reihe früher erschienen ist, enttäuscht dieser Band zunächst den Leser. Den Band eröffnen die sehr knappen Erinnerungen von dem Helsingforser Slawisten J. Mikkola über seine Studien 1889—91 (selbst dieses Datum ist nicht genau angegeben), die nichts mehr enthalten, als den Namen seiner ukrainischen Professoren in Charkov (S. 3—4). — Nicht viel bietet auch der Kommentar von Prof. D. Dorošenko zu einem Abschnitt aus den Relationen des zweiten Sekretärs der Deutschen Gesandtschaft in Petersburg, Kurd von Schlözer (veröffentlicht in den „Preußischen Jahrbüchern", 1930, I) (S. 5—8). — Gleichfalls recht dürftig ist der Aufsatz von W. Sieroszewski über die ukrainischen Verbannten in Sibirien (30—35). Doch ist eine Reihe weiterer Materialien und Erinnerungen sehr interessant. — V. Levyns'kyj bearbeitet die österreichischen Polizeiberichte über die Verbindungen der ukrainischen Kreise in Galizien mit den Kyjiver Kreisen, vor allem mit M. Drahomanov in d. J. 1876—1889; die deutschen Polizeiberichte sind leider nur in der ukrainischen Uebersetzung, meist in Auszügen, wiedergegeben 9—29). — Prof. O. Lotoc'kyj analysiert den Briefwechsel J. Rudčenkos mit Drahomanov aus d. J. 1871—73 (30—58), die in dem Aufsatz veröffentlichten Briefe Rudčenkos geben ein Bild der politischen Weltanschauung eines „gemäßigten" „Ukrainophilen" jener Zeit, der weder zu politischem Denken sich erheben noch das nationale Problem grundsätzlich stellen kann. Das Wertvollste in dem Aufsatz sind die Briefe von Rudčenko selbst. — D. Dorošenko veröffentlicht einen sehr interessanten Bericht des Österreichischen Konsuls in Kyjiv, Ed. Sedlaczek, über die ukrainische Bewegung aus dem J. 1893; der Herausgeber kommentiert diesen Bericht und gibt neben dem deutschen Urtext eine ukrainische Uebersetzung (59—70); trotz einiger Ungenauigkeiten zeugt der Bericht von einer guten Information; der Konsul erhielt sie vermutlich durch die polnischen Kreise in Kyjiv. — V. Leontovyč veröffentlicht Erinnerungen über seine Bekanntschaft mit den ukrainischen Politikern, Gelehrten, Dichtern der Generation der 80—90er Jahre des 19. Jh.s (71—99), diese Erinnerungen sind wirkliche Erinnerungen und nicht die Versuche, das Bild der vergangenheit auf Grund der literarischen Quellen zu rekonstruieren, wie es in den letzten Jahren vielfach geschah. In einer etwas bunten Reihe ziehen vor uns der ukrainische Volkskundler M. Symoniv-Nomys, der bedeutende Kyjiver Historiker Vol. Antonovyč, der Rechtshistoriker Orest Levyc'kyj die Dichter J. Nečuj-Levyc'kyj und M. Staryc'kyj, der Komponist M. Lysenko und einige weitere Gestalten vorbei; warm und lebendig geschrieben, sind diese Erinnerungen auch ein gutes Denkmal ihrem inzwischen verstorbenen bejahrten Verfasser selbst. — Erinnerungen über V. V. Skydan (Kubaň) veröffentlicht K. Bezkrovnyj (100—109). — Eine völlig vergessene Seite aus dem Leben der ukrainischen — recht zahlreichen — Kolonie in Moskau um 1900, die Tätigkeit der Ukrainischen Musikalisch-Dramatischen Gesellschaft, beleuchten die Erinnerungen von H. Kozlovs'kyj (110—125). — Prof. D. Dorošenko bringt zwei wichtige Stücke zu der Geschichte der 1909 stattgefundenen Zusammenkunft von denjenigen Vertretern der polnischen Intelligenz, die der ukrainischen Nationalbewegung gegenüber eine freundliche Einstellung eingenommen haben (126—137); der Verf. nahm an dieser Zusammenkunft als Vertreter der Ukrainer teil; leider kann er selbst nicht viel über den Inhalt der Besprechungen berichten; dafür bietet der Aufsatz die damals privat verbreitete Schrift des bedeutenden ukrainischen Historikers polnischer Abstammung, V. Lypyns'kyj (Lipinski); außerdem bringt der Verf. zum Abdruck das Programm der danach entstandenen polnischen Zweiwochenschrift „Przegląd Krajowy", die eben der polnisch-ukrainischen Annäherung dienen sollte. Den Band schließt das Tage-

buch des ukrainischen Gesandten in Griechenland, F. Matuševśkyj, vom 2. 3 bis 24. 5. 1919; das Tagebuch hat Quellenwert (138—157).

Obwohl der Stoff in diesem Bande nur die Zeitspanne von 1870—1920 umfaßt, obwohl, wie die Art der Sammelbände verlangt, wir vor uns nur einzelne Szenen, Gruppen, Episoden aus der Geschichte der ukrainischen Bewegung dieser 60 Jahre haben, kann der Leser sehr gut an Hand dieser Einzelbeispiele das Wachsen und die innere Entwicklung der ukrainischen Nationalbewegung verfolgen. Wenn der vorliegende Band seine Bedeutung für die historische Forschung hat, besitzt er auch einen eigentümlichen Reiz für einen Leser, der kein Fachhistoriker ist, und kann daher weiteren Leserschichten empfohlen werden.

Man erwartet mit Interesse die Fortsetzung dieser Veröffentlichungen. Man müßte der Redaktion nur wünschen, daß sie keine Angst vor dem Abdruck der Briefe, Urkunden usf. in extenso habe; in dem vorliegendem Bande spürt man manchmal das Bestreben, solche Veröffentlichungen in den Text der Abhandlungen hineinzuarbeiten, was immer zur Verunstaltung des Textes führen muß. Vielleicht war die Redaktion auch zu stark bestrebt, in diesem ersten Bande möglichst vielseitigen Stoff zu bieten. Im Interesse der Leser läge manchmal auch die Kommentierung mancher Erinnerungen (Lebensdaten der erwähnten Persönlichkeiten, soweit sie nicht zu den bekanntesten Gestalten gehören, genaue Daten mancher Ereignisse, wenn der Verf. der Erinnerungen sich auf das Datum nicht mehr besinnen kann usf.). Daß der Stoff in Mengen vorhanden ist, daran kann man nicht zweifeln.

Halle/Saale. D. Tschižewskij.

Pšepjurśka, Marija: Nadsjans'kyj hovir (Der San-Dialekt). Warschau: Ukrain. Wiss. Institut 1938. 87 S. (Arbeiten des Ukrainischen wissenschaftlichen Instituts, Bd. XLIV).

Die Verfasserin kommt aus der Schule des verdienstvollen ukrainischen Mundartenforschers J. Zilynśkyj. Die bis jetzt wenig erforschte westukrainische Mundart hat ihren Namen vom Flusse San bekommen. Die Wichtigkeit der vorliegenden Arbeit besteht nicht zuletzt darin, daß diese Mundart eine Mittelstellung zwischen der nordukrainischen Mundartgruppe und den Karpato-ukrainischen Dialekten (insbesondere dem sog. Lemki-Dialekt) darstellt. Die schwierige historisch-politische Lage des ukrainischen Volkes hat es mit sich gebracht, daß trotz mannigfacher dialektologischer Arbeiten vor der Mundartforschung ein weites unerforschtes Arbeitsfeld liegt. Daher eröffnen sich der Verf.n viel mehr Probleme und Fragestellungen, als sie im Laufe ihrer Untersuchungen zu lösen imstande war. Eine besonders interessante Aufgabe sieht P. in der Erforschung der ukrainischen Sprachinseln, die westlich vom geschlossenen ukrainischen Sprachgebiet, inmitten der polnischen Umgebung liegen (S. 14). In der Tat kann eine solche Arbeit als dringend notwendig bezeichnet werden, denn wenn man bedenkt, daß die mittelalterliche, sei es politische oder sprachliche Grenze des ukrainischen Volkes viel weiter nach Westen reichte, wird man annehmen dürfen, daß in diesen westlichen Sprachinseln unter Umständen ein sehr altes Sprachgut vorhanden ist. Der hier erforschte San-Dialekt zeichnet sich sowohl durch seine beachtenswerten Archaismen wie auch durch mehrere phonetische Eigentümlichkeiten, die ihm innerhalb der ukr. Mundarten eine selbständige Stellung sichern, aus. Verf.n hat sich entschlossen, zwei Hauptmerkmale für die Charakterisierung des San-Dialektes zu wählen: 1. den aśl. Reflex i > î (i) und 2. den aśl. Reflex *e *b > ê (i) (S. 7, 11, 16, 20, 21). Wenn sich die erste Eigentümlichkeit auch in den Berührungsgebieten der ukrainischen Sprache mit dem russischen, weißruthenischen, slowakischen und rumänischen Sprachgebiet vorfindet (im Gegensatz zur allgemein-ukrainischen Tendenz, wo das aśl. i unter dem Akzent in ein y übergeht, z. B. syta — sita, synij — sinij, cyhan — cihan), so hat das ê (mittlere hohe Zungenlage) nach der Versicherung der Verf.n keine sonstige Entsprechung in dem allgemeinen ukrainischen phonetischen System (S. 30). Merkwürdigerweise geht hier dieses ê oft in ein a über (čerevyky-čaravîki, seredyna-sa adina S. 20) wie überhaupt die Artikulationsstellen einzelner Vokale einen sehr umfangreichen Spielraum im Munde haben (S. 6). Zusammenfassend hat P. 26 phonetische und 9 morphologische Eigentümlichkeiten des San-Dialektes hervorgehoben (S. 7), auf die wir nicht näher einzugehen beabsichtigen.

Verf.n weist auch öfter auf Beziehungen des San-Dialektes zu anderen ukrainischen Mundarten, wie z. B. zu dem Bojki-Dialekt in den Karpathen, hin. In dieser

Richtung verspricht P. weitere Beiträge zu liefern. Sehr wünschenswert wäre es, wenn sich eine ähnliche Arbeit aus dem Gebiete nord-östlich von dem San-Dialekt, etwa aus den Bezirken Lubačiv, Rawa-Ruska vorfinden würde. Die Ergebnisse von P. zeigen, daß der San-Dialekt mit seinen Ausläufern in die ukrainischen Dialekte des Westkarpatengebietes einmündet. Nicht minder dürfte die Verfolgung der nord-östlichen Zusammenhänge als ein Komplex derselben Fragestellung betrachtet werden, denn diese Gebiete gehören zur gleichen ukrainischen gr.-kat. Kirchenprovinz mit dem Sitz in Peremyšl am San-Flusse, und bekanntlich spiegeln die Einteilungen der Kirchensprengel oft sehr altertümliche politisch-kulturelle Verhältnisse und Zustände wieder. Auf den summarisch gehaltenen Karten findet man, daß die San-Gruppe viel weiter nach Nord-Ost reicht — dagegen die Ergebnisse von P. zeigen, daß im San-Dialekt eine Reihe von Tatsachen gleichzeitig auftreten, die eine viel engere Erfassung dieser Mundart gestatten. Ich möchte hier nicht unterlassen einen Hinweis folgen zu lassen, daß nämlich in Bezug auf dieses „nordwestlich" gelegene Sprachgebiet die Umgebung von Uhniv in mancher Hinsicht, vornehmlich auch in Bezug auf die Abgrenzung dieser Mundart von einer weiter östlich gelegenen, von Wichtigkeit sein könnte. Das Städtchen selbst besaß bis zum Ueberhandnehmen der ukrainischen Literatursprache das typische 'e als Vertretung des literarukr. 'a — eine Eigenschaft, die sich auch im San-Dialekt vorfindet —, während die östlich gelegene Vorstadt von Uhniv hingegen bis vor wenigen Jahren das östliche 'a durchgängig sprach. Der Uhniver 'e-Dialekt ersetzt konsequent dieses 'e, wenn es nicht unter dem Akzent steht, durch ein i und zeichnet sich im Zusammenhang mit der Akzentstelle durch eine Reihe von Kontraktionen (z. B. małýj kiń, aber biłi kit) und Vokaländerungen aus, wobei das nichtakzentierte o zu u, e zu y und das erwähnte 'e zu i wird (z. B. hovorýty — huvurýty, sebé — sybé, vz'av — vz'ev, kol'adá — kul'idá). Ueberhaupt müßte man bei ukrainischen dialektologischen Untersuchungen in einem viel größeren Maße dem Akzent und den damit verbundenen lautlichen Veränderungen systematischere Beachtung schenken, besonders dann, wenn man außer der Abhängigkeit der Vokalqualität von der Akzentlage auch Reduktionen und Ausfall der Vokale (besonders in der Umgebung vor r oder l [S. 34]) wie auch die dadurch verursachten Konjugationsvermischungen wahrnimmt. In gewisser Hinsicht können die westukrainischen an und für sich archaischen Dialekte zu einer Fundgrube der Verhältnisse werden, die im Indogermanischen für die alten Ablautstufen zu gewinnen sind (vgl. z. B. ukr. dial. dis'étka : désit' „zehn", vizáty : v'ézu „binden" mit Altindisch: diśtás : déśtum „zeigen", dviśtás: dvéśti „hast"; ukr. dial. Čurn'ávi : Čórni „schwarz", sułódki : sółud „süß"; mit altindisch: kruštás: króšati „schneit auf", ghuštás: ghóšati „tönt" [Altind. Beispiele nach H. Hirt: Der indogermanische Vokalismus, Heidelberg 1921, 7]). Ich verweise auf die Aehnlichkeit der Ablauterscheinung in den westukrainischen Dialektgruppen und im Sanskrit nur aus dem Grunde, um zu zeigen, daß man bei der Erforschung der ukrainischen Dialekte in Hinblick auf die Akzentlage zu interessanten experimentell-phonetischen Problemen gelangen könnte. Bei den hier angeführten Parallelen, die sich beliebig vermehren lassen, mußte ich leider auf eine Anzahl der diakritischen Zeichen verzichten.

Es müßte eine Arbeit in Angriff genommen werden, in der die formative Kraft des ukrainischen beweglichen Akzentes, wie sie sich in einzelnen Mundarten kundgibt, einer eingehenden Untersuchung unterzogen würde. Für den San-Dialekt ist z. B. der Uebergang von dem ê in ein i auf nichtakzentierten Stellen (S. 21) sowie eine Reihe von anderen Erscheinungen (o > u, Kontraktionen) charakteristisch. P. hat den Nachdruck auf den phonetischen Teil (S. 15—35) gelegt. Im morphologischen Teil hat (S. 36—48) die Verf.n eine beträchtliche Anzahl von interessanten Eigentümlichkeiten des San-Dialektes der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht. Besonders wertvoll ist die Abteilung mit eigenhändig von P. aufgenommenen Texten von Erzählungen und Liedern mit jeweiliger genauer Herkunftangabe. Das Wörterverzeichnis (S. 70—85) und eine Karte des untersuchten Gebiets erhöhen den Wert der vorliegenden Arbeit.

München. M. Hocij.

Mykola, Zerov: Poetyčna dijal'nist Kuliša (Das dichterische Schaffen von Kuliš). Lemberg: „Izmaragd" 1938. 60 S. [„Literaturna biblioteka", Heft 11.]

Paňko Kuliš (1819—1897) gehört zu den interessantesten Gestalten der ukrainischen Geistesgeschichte: Dichter, Politiker, Historiker, hat er auf allen Gebieten

unaufhörlich sein langes Leben hindurch unermüdlich gearbeitet, viel geschaffen, noch mehr geplant. Lange Zeit war jedoch die Beurteilung seiner Tätigkeit sehr schwankend, — wenn man ihn direkt neben Ševčenko gestellt hat, so fehlte es nicht an Stimmen, die seinen Werken überhaupt den bleibenden Wert abzusprechen bereit waren. Der Charakter dieses „großen Einzelgängers" war vielleicht am ehesten daran schuld: Kuliš wechselte, wie von einer äußeren Kraft getrieben, seine Beschäftigungen, seine Wohnorte, seine Neigungen und Abneigungen, seine Werturteile über die einzelnen Persönlichkeiten und die ganzen Epochen der ukrainischen Geschichte .... Ich wage nicht zu sagen „seine Ansichten", denn ich bin der Meinung, daß es trotz dieser seltsamen, manchmal beinahe pathologisch anmutenden, Wandlungen in der geistigen Gestalt von Kuliš wohl einen — und zwar sehr festen und unveränderlichen — Kern gab.[1]) Die ukrainische Geistesgeschichte konnte aber lange diese wandelbare Gestalt nicht als eine Einheit sehen. Dazu kam noch, daß der in einem stetigen Kampf lebende Mann so viele Zeitgenossen angegriffen (z. T. zweifelsohne ungerecht und unverdient), an so vielen „unantastbaren" nationalen Werten Kritik geübt, so oft mit der ganzen ukrainischen Oeffentlichkeit im offenen Zwist gestanden hatte, daß seine Person auch Jahrzehnte nach seinem Tode nicht unvoreingenommen beurteilt werden konnte.

Einige Versuche der neuen Beurteilung des Lebenswerkes von Kuliš sind jedoch in den letzten Jahren vielfach unternommen worden (hervorzuhaben sind die beiden Bücher von V. Petrov: Kuliš v pjadesjati roky. Bd. I 1929, vgl. meine Besprechung in der Zf. f. Ph. VII, 1930, 179 ff., und Romany Kuliša 1930; mein Versuch in meinen „Narysy z istoriji filosofiji na Ukrajini". 1931). — Der Lemberger Verlag hat eine Studie des feinen ukrainischen Literaturhistorikers Z., die er vor etwa 10 Jahren als Einleitung zu einer Auswahl der lyrischen Gedichte von Kuliš veröffentlicht hat (Kyjiv, ohne Jahr, wohl 1928), neu herausgebracht. Der Neudruck der hübschen Studie ist schon dadurch gerechtfertigt, daß sie bis jetzt die schönste synthetische Arbeit über die Lyrik Kuliš' ist und daß ihre Bedeutung keinesfalls so eng, wie ihr Thema, ist. Das Verdienst Z.s ist, gezeigt zu haben, daß die Lyrik Kuliš' keinesfalls die Beurteilung verdient, die ihr früher zuteil geworden ist: Kuliš ist weder als Epigone Ševčenkos noch als ein technisch unbeholfener Versdichter zu bezeichnen. Kuliš ist — abgesehen von einem Jugendversuch und einem russischen nicht abgeschlossenen „Roman in Versen" — mit den Versdichtungen erst 1861 aufgetreten. Seine ersten Versuche schließen sich an Ševčenko an: er versucht in derselben Nähe zu der ukrainischen Volksdichtung zu bleiben, wie der große ukrainische Dichter. Seine weiteren Dichtungen bedeuten jedoch eine neue Entwicklung in der Richtung zu der „kultivierten" tonischen Versdichtung hin. Wenn die ältere Forschung z. T. darin Recht hatte, daß K. sich von der Tradition Ševčenkos nie völlig freimachen konnte, — was uns bei der überwältigenden Größe Ševčenkos auch nicht wundern kann, — so treten bei ihm doch auch in der Versdichtung, neben den verstechnischen Eigentümlichkeiten, seine eigenen Themen, eine Reihe der durchaus individuell gefärbten Motive auf. Der Verf. ist von Uebertreibungen durchaus frei und will keinesfalls behaupten, daß die Versdichtung K.s nur vollwertige Erzeugnisse aufweisen kann. Aber selbst bei der kritischen Einstellung seiner Muse gegenüber muß man doch zunächst die Eigenart des Dichters richtig sehen. In diesem Sinne ist die Arbeit Z.s der erste und bis jetzt der beste Versuch. Ausgezeichnet wird auch die Uebersetzungstechnik K.s analysiert, vor allem die seiner Uebersetzung aus Byron und Goethe, und ihre Bedeutung in der Geschichte der ukrainischen Uebersetzungskunst gezeigt. Wenn K. selbstverständlich von der zu starken Annäherung der westeuropäischen Dichtung an die ukrainische Volksdichtung frei war, die vor Ševčenko üblich war und jetzt den Eindruck der „Travestie" erweckt, so stand er in mancher Hinsicht höher als seine ukrainischen Zeitgenossen.

Die Studie Z.s zeigt uns K. als einen Dichter, der sich auch in seiner Lyrik von dem ihm vorschwebenden Ideal der ukrainischen Universalkultur leiten ließ. Er will bewußt eine dichterische Sprache schaffen, die für eine Literatur mit weitem Diapason geeignet wäre, — nicht nur für die volkstümliche Dichtung, für die Dichtung zum „Hausgebrauch". In diesem Sinne ist die Lyrik K.s ein organisches Glied in seinem dichterischen und kulturellen Schaffen überhaupt. Darauf weist der

[1]) In einer Skizze der ukrainischen Geistesgeschichte, die ich in den SOFF. veröffentlichen werde, werde ich mich mit Kulis eingehend beschäftigen. D. T.

Verf. leider nicht hin. Es fehlen leider auch die Hinweise auf die Prosawerke K.s, deren Bedeutung von niemandem angezweifelt wird. Man darf nicht vergessen, daß K. nicht nur der ukrainischen Literatur die ersten bedeutenden Romane geschenkt hat, sondern daß er in den 50-er Jahren des 19. Jh.s auch als russischer Prosaiker mit großem Erfolg aufgetreten ist. Den Prosawerken K.s ist u. a. die oben genannte ausgezeichnete Arbeit V. Petrovs gewidmet. Schade, daß der Verlag dem Aufsatz Z.s nur ganz kurze bibliographische Hinweise beigegeben hat, die den Leser nur auf die — jetzt schon veralteten — bibliographischen Verzeichnisse verweisen. — Dagegen ist es durchaus zu begrüßen, daß als Beilage zum Buch eine Zusammenstellung der biographischen Daten über K. geboten wird; sie dürfte auch ausführlicher sein.

Mychajlo Moćul'śkyj: Ivan Franko. Studiji ta spohady (Ivan Franko. Studien und Erinnerungen). Lemberg: „Izmaragd" 1938. 212 S.

Ein Buch über den größten Dichter der Westukraine Ivan Franko (1856—1916) kann man nur begrüßen. Auch dann, wenn es, wie das Buch von M., sich nur auf den zufälligen, durch den Verkehr mit dem Dichter bedingten Stoff stützt. M. hat allerdings Franko seit 1896 gekannt, also drei Jahrzehnte seines Lebens miterlebt. Allerdings waren die Verbindungen beider zuweilen nur recht lose, und vor allem begann in den letzten Jahren seines Lebens die unheilbare geistige Krankheit Frankos, die den Verkehr mit ihm unmöglich machte. Doch hat der Verf. vermocht, seine Erinnerungen, die den größten Teil des Buches füllen (S. 1—174), uns so darzubieten, daß man ein durchaus einheitliches Bild der Tätigkeit Frankos als Politiker, Journalisten, Dichters und Gelehrten erhält, wenn auch die Einsicht in die Werke Frankos bei der Lektüre des Buches zu oft unbedingt nötig ist. Der Verf. führt seine Erzählung von seiner Lektüre Frankos noch in der Schule 1888 bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit Franko in den Jahren, die im Leben des Politikers und des Gelehrten Frankos am schwersten waren, da er 1895 als Professor der Lemberger Universität nicht bestätigt wurde, 1897 bei den Parlamentswahlen nicht durchkam und von der polnischen Presse und Oeffentlichkeit schwer angegriffen wurde. Die Jahre, in welchen wir hier Franko kennen lernen, sind die Jahre seiner Arbeit in der ukrainischen Presse, in der Ševčenko-Gesellschaft und als Dichter. Die letzten Kapitel schildern die traurige Geschichte seiner Krankheit.

Das Buch enthält außerdem zwei literaturgeschichtliche Skizzen: „Eine Vision von Franko", die seltsam an eine Szene aus K. F. Meyers „Hochzeit des Mönches" erinnert, aber in eine galizische Landschaft übertragen ist; die Vision wird eigentlich nicht geklärt (175—190). Viel interessanter ist die, wenn auch flüchtige, Analyse der Gedichtssammlung Frankos „Semper tiro" (191—211).

Das Buch hat viel mehr Druckfehler, als wir es sonst in den Veröffentlichungen des Verlages sehen.

Halle/Saale. D. Tschižewskij.

Vernadskiy, G. V.: O sostave velikoj Jasy Čingis chana (Ueber den Inhalt der großen Jassa des Tschingis-Khan) [Studien und Materialien zur Geschichte Rußlands und des Ostens, herausg. von G. V. Vernadskij. 1]. Brüssel: Petropolis 1939. 56 S.

Mit der vorliegenden Veröffentlichung beginnt eine Schriftenreihe, die der Verf. selbst ins Leben gerufen hat und die zweifelsohne jene Richtung einschlagen wird, in der V. als einer der Hauptvertreter der sogen. eurasischen historisch-geographischen Schule namhafte wissenschaftliche Leistungen zu verzeichnen hat. In kurzer gedrängter Form wird hier das Wesen der Jassa des Tschingis-Khan in ihrem Aufbau erfaßt. Da das große mongolische Gesetzbuch als solches verlorengegangen ist, muß auf Grund der überlieferten, sich darauf beziehenden persischen, armenischen u. a. Aufzeichnungen auf die Struktur der Jassa geschlossen werden. V. berücksichtigt dabei zwei, bis jetzt kaum für die Untersuchung des mongolischen Rechts herangezogene historische Quellen des 13. Jh.s — die persische „Geschichte des Welteroberers" von Djuwaini und die syrische „Chronik" des Jakobiten Georg Abdul Faradj.

Die Ergebnisse von V. weichen von früheren diesbezüglichen wissenschaftlichen Auffassungen insofern wesentlich ab, als die große mongolische Gesetzessammlung sich keinesfalls als eine Kodifizierung der Normen des bis dahin üblichen mongo-

lichen Stammesrechtes erweist, sondern daß die Grundaufgabe des Tschingis-Khan bei der Schaffung der Jassa darin bestand, ein neues System des Rechtes zu begründen, welches als ein Ueberbau über den früheren gewohnheitsrechtlichen Gepflogenheiten dem neuentstandenen mongolischen Weltimperium dienen sollte. Als ein unantastbares Vermächtnis des Tschingis-Khan sollte die Jassa unter der Androhung des höchsten Strafausmaßes geschützt werden. Ihr Schöpfer selbst rechnete mit dem Untergang des Imperiums für den Fall, daß die darin enthaltenen Gesetze nicht befolgt würden.

V. kommt zur folgenden Einteilung der Jassa: a) Das internationale Recht, b) das staatliche und administrative Recht, c) das Strafrecht, d) das Privatrecht, e) das Handelsrecht, f) das Gerichtswesen, g) Sicherung der Rechtssätze. Einen umfangreicheren Platz nimmt der zweite Punkt der Einteilung ein, mit Erörterungen über innere Einrichtungen des Mongolenstaates (S. 15—25). Die Veröffentlichung der Jassa erfolgte (nach Raschid ed-Din und Makrizi) auf dem Reichstag — dem „Großen Kurultag" im J. 1206. Im J. 1225 rechnet V. mit ihrer endgültigen Festsetzung (S. 7).

Auch den Forscher des europäischen Südostens muß das große innenasiatische Gesetzbuch näher angehen und zwar nicht nur, weil in der Jassa jene kriegstechnischen und organisatorischen Grundsätze festgelegt wurden, die den mongolischen Sturmangriff bis in die Landstriche an der Adria brachten, sondern auch deswegen, weil das Eindringen der Mongolen in den europäischen Südostraum einen der wesentlichsten geschichtlichen Faktoren im Verlauf von mehreren Jahrhunderten bildete.

Die vorliegende Veröffentlichung ist, was den Text anbetrifft, eine kaum veränderte Fassung des im Harvard Journal of Asiatic Studies — Harvard-Yenching Institut 1938 (Bd. III, Nr. 3 u. 4, S. 337—360) — erschienenen Aufsatzes des Verfassers. Eine wesentliche Ergänzung erfuhr die vorliegende Arbeit durch die Hinzufügung der Auszüge aus dem Werk Djuwaini's, Die Geschichte des Welteroberers und aus der syrischen Chronik von Georg Abdul Faradj.

München. M. Hocij.

Vernadsky, George: On the Origins of the Antae. Journal of the American Oriental Society, Vol. 59 (1939), S. 56—66.

Der vorliegende Aufsatz wurde der Versammlung der amerikanischen orientalischen Gesellschaft in Philadelphia am 19. April 1938 vorgelegt. In ihm zeigt der Verf., Professor an der Yale Universität in New Hawen, Conn., einen neuen Weg, die südrussischen Anten des Altertums näher zu bestimmen. Diese Anten sprechen zwar slawisch, führen jedoch keinen slawischen Namen und werden auch von den meisten Geschichtsschreibern gesondert neben den Slawen genannt, kein Wunder, daß über ihre Herkunft und Einschätzung verschiedene Vermutungen vorgebracht wurden. Die einen sahen in ihnen Tscherkessen oder von diesen unterworfene Slawen, andere setzten sie mit dem kaukasischen Stamme der Andianen gleich und wieder andere hielten sie für Slawen, die von turkotartarischen oder sakischen Stämmen unterjocht waren.

Verf. geht von der Ueberlieferung aus, überprüft die vorgebrachten Ansichten, soweit diese durch Begründungen zu stützen versucht worden waren, und kommt schließlich zu dem Ergebnis, daß diese Lehrmeinungen der Ueberlieferung nicht völlig gerecht werden können, daher auch nicht befriedigen. Alle Ungereimtheiten schwinden jedoch auf ein Mindestmaß, wenn man die Anten als einen der sarmatischen Stämme ansieht, nämlich als die As, die Vorfahren der Osseten, die von mittelalterlichen Schriftstellern auch als Alanen bezeichnet werden. Eine Begründung für diese hat Verf. bereits in dieser Zeitschrift, Band III (1938), S. 270 ff., angedeutet. Diese Begründung wird nun eingehend entwickelt und durch tragfähige Schlüsse gut unterbaut, so daß die Meinung des Verf.s zweifellos die gebührende Anerkennung finden wird. Seine Ausführungen verraten eine große Belesenheit und enthalten auch für andere Fragen eine Fülle wertvoller Anregungen.

H. Preidel.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. habil. Fritz Valjavec, München, Schellingstr. 2, Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1, Königstraße 2, Druck: Max Schick, München, Theresienstraße 51. Printed in Germany.

Südostdeutsche Forschungen

Unter Mitwirkung von

Erich Gierach (München), Richard Huß (Debrezin), Fritz Machatschek (München), Joseph Matl (Graz), Friedrich Müller (Hermannstadt), Karl Alexander von Müller (München), Wilhelm Schüßler (Berlin), Harold Steinacker (Innsbruck)

im Auftrage des Südostinstituts München

geleitet und herausgegeben von

Fritz Valjavec

Ergänzungsheft

Jahrgang IV

1939

Verlag von S. Hirzel in Leipzig C 1

Inhaltsübersicht

Klug, Alfred: Ernst Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftsteller . 887

Beiträge zur Biologie deutscher Dörfer in der Schwäbischen Türkei . . 941

Doehner, Günter: Über die Inzucht in einem donauschwäbischen Dorf 942

Lieske, Reinhard: Erbliche Psychosen und Inzucht, untersucht an einem donauschwäbischen Dorf 972

Ernſt Rudolf Neubauer als Dichter und Schriftſteller.

Der Mann und das Werk.

Von Alfred Klug (Bacău).

(Schluß.)

d) Die Ideonen [55])

Im Sonntagsblatte der „Bukowina“[56]) begann N. mit der Veröffentlichung des Ideonenliedes. Der Titel lautet:

Das Ideonenlied

oder

Ardas Fahrt und Hochzeit

Ein Gedicht von 30 Geſängen.

Es erſchien in den 12 Nummern, die das Sonntagsblatt erlebte; N. gelangte mit der Veröffentlichung bis zur Mitte des dritten Geſanges. Außer dem Vorgeſang („Die Weisheit des Gil Blas“), die acht Strophen umfaßt, wurden 174 Strophen veröffentlicht.[57])

Im Jahre 1882 erſchien im Verlage Richter in Hamburg das ganze Werk, allerdings mit großen Veränderungen. Trotzdem das Gedicht jetzt fünfzig Geſänge zählte, hatte der Umfang, da die einzelnen Geſänge unvergleichlich kürzer ſind als die im Sonntagsblatte, doch eine weſentliche Verkürzung erlitten; denn es zählte jetzt 621 Strophen. Mit dem dritten Geſange der urſprünglichen Faſſung war N., abgeſehen von der „Phantasmagorie“, die er von dem 1. in den 48. der ſpäteren Faſſung verlegte, erſt beim 7. Geſange der Buchfaſſung angelangt.

Wolf erwähnt,[58]) daß N. knapp vor ſeinem Tode ihm „eine Umarbeitung der Ideonen, vollkommen druckreif hergeſtellt“ zugeſchickt habe. Nibio gab mir eine Einleitung und Stoffeinteilung zu den Ideonen, die von N.s Hand ſtammt. Gehörte ſie zu jener „Umarbeitung“? Sicherlich! Aber wo waren die anderen Papiere? Da fand ich im Nachlaſſe Wolfs ein Buchexemplar der Ideonen, in das N. ſelbſt alle Aenderungen, Druckfehlerberichtigungen uſw. eingetragen hatte. An vielen Stellen lagen loſe

---

[55]) Herr Univerſitätsprofeſſor Dr. Carl Siegel in Graz hatte die Freundlichkeit, das Manuſkript dieſes Teiles meiner Arbeit durchzuſehen. Ich ſpreche ihm auch auf dieſem Wege meinen herzlichſten Dank aus.

[56]) S. II, S. 23.

[57]) Die Czernowitzer Univerſitätsbibliothek beſitzt meines Wiſſens nach das einzige Exemplar dieſes Sonntagsblattes, das ſich erhalten hat.

[58]) S. I, S. 51.

Blätter, die entweder wesentliche Veränderungen einzelner Strophen oder Zusatzstrophen enthielten. Es konnte kein Zweifel obwalten: ich hatte die oberwähnte Umarbeitung in der Hand. In liebenswürdiger Weise schenkte mir Frau Wolf das Exemplar.

So können wir also drei Schichten, wenn ich so sagen darf, dieses Werkes unterscheiden. Ich werde die älteste Fassung aus dem Jahre 1862 als Ur-Ideonen (abgekürzt U.J.), die aus dem Jahre 1882 als Ideonen (J.) und die Umarbeitung als Nachlaß-Ideonen (N.J.) zitieren.

Fragen wir uns nach der Abfassungszeit des Gedichtes, so müssen wir bekennen, daß wir nur auf Vermutungen und Schlüsse angewiesen sind. Zwar finden wir folgende Stelle in der Einleitung, die auf ein hohes Alter der Handschrift schließen ließe:

Und nun hervor aus der verschloss'nen Klause,
Du Pergament, vom Alter längst gebräunt,
Das ich als Erbteil trug vom Elternhause
Und das als teuer Schatz mir heut' erscheint.
Wie hab' ich dich gehütet im Gebrause
Der Welt mit Sehnsuchtsqual: daß einst vereint
Sich günstig mir zum Fluge Tag und Stunde.
Der Tag ist da! Es gebe von dir Kunde![59])

In etwas anderer Gestalt war diese Strophe schon in den U.J. erschienen. Darnach müßte N. schon in Iglau an den J. gearbeitet haben. Ja, wir müssen noch weiter zurückgreifen, das Wort „Erbteil" muß erklärt werden. In den U.J. bricht N. eine Lanze für das Andenken der Jesuiten, der Lehrer seines Vaters und Großvaters.[60]) Er wuchs in Verehrung der beiden Faschang heran, die er nie gekannt.[61]) Und dann fährt er fort (U.J.: 52):

O seht die Schrift, die ihr in fremden Zügen
Dem greisen Freund zum Angedenken ließt,
Seht sie geehrt vor seinem Enkel liegen,
Des Herz voll Liebe für Euch überfließt.
An Euch, o Lehrer, will ich mich nun schmiegen!
Dies Pergament, das mir das All erschließt,
Sei meiner Bahn ein Stern und geistig Mittel,
Denn in hoc signo vinces steht am Titel.

---

[59]) J. 1. Gesang, 8. Str.

[60]) Vgl. I. S. 18.

[61]) Nach einer Mitteilung von Krcal wirkten zwei Jesuitenpatres dieses Namens am Iglauer deutschen Gymnasium und zwar Franz Faschang, der 1775 (an der Außenseite der St. Jakobskirche befindet sich sein Grabstein), und Philipp Faschang, der 1807 starb.

Wenn wir dieſe Worte nicht nur als dichteriſche Erfindung betrachten wollen, ſo können wir folgendes behaupten: N.s Großvater hat ſich, angeregt durch ſeine Lehrer, mit einer Kosmogonie in poetiſcher Form beſchäftigt. Wie weit dieſe gediehen war, ob die in den J. enthaltenen Grundgedanken ſich dort ſchon vorgefunden haben, das werden wir wohl niemals erfahren.

Zweifellos aber ſind ſchon in den U. J. viele Strophen nicht vor dem Jahre 1854 geſchrieben worden. Denn N. läßt dort den Teufel ſich rühmen, er habe dem Dichter ſchon einmal „greulich zu ſchaffen" gemacht, vier Jahre habe er „es nicht einigen können". Und dann heißt es (1. Str. 42):

Vier Jahre ſind ſeit jenem Tag entſchwunden,
Wo ich voll Schmerz dem Vaterland enteilt.[62])

Aber wir haben auch andere Fingerzeige für die Datierung einzelner Geſänge. Im XX. Geſange der J. ſetzt ſich N. mit der Lehre von „Stoff und Kraft" auseinander. Da damit kein anderes Werk als das von L. Büchner gemeint ſein kann, das 1855 erſchienen iſt, ſo muß z. B. dieſer Geſang, aber auch mancher andere, in dem auf die in dieſem Werke ausgeſprochene Idee angeſpielt wird, erſt nach dem Erſcheinen dieſes Buches gedichtet worden ſein. Ja, wir können einzelne Geſänge auf eine noch ſpätere Zeit anſetzen; denn ſie beziehen ſich zweifellos auf Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeſchichte", die 1868 erſchien und Darwins Werk[63]) erſt ſo recht populariſierte. Daraus erhellt, daß zwiſchen der urſprünglichen Faſſung in den U. J. und der in den J. ein gewaltiger Unterſchied beſtanden haben muß, den wir allerdings nicht mehr feſtſtellen können, da dieſer Teil, wie eben erwähnt, nicht im Drucke erſchienen iſt.

Wenn wir uns all das vor Augen halten, ſo kommen wir zum Schluſſe: N. hat ſein ganzes Leben mit dem Ideonenſtoff gerungen, ähnlich wie Goethe mit dem Fauſtſtoff.

Betrachten wir zunächſt die äußere Form, in die das Ideonenlied gegoſſen wurde! N. hat es in der italieniſchen Stanze oder Ottava rima verfaßt. Die Verſe weiſen im allgemeinen klaren Rhythmus auf; äußerſt ſelten findet ſich verſetzte Betonung, läſtige Umkehrung der Wortfolge. Von Versfüllſeln hat N. nur mäßigen Gebrauch gemacht. Dreiviertel aller Strophen der J., die ich als Baſis für dieſe Unterſuchung genommen habe, ſind nach dem von Gries aufgeſtellten Geſetz gebaut,[64]) d. h. die Reime a und c ſind weiblich, b männlich. Es finden ſich aber auch alle anderen Variationen, ſo: a männlich, b und c weiblich (31 mal), a und c männlich, b weiblich (33 mal), a, b und c weiblich (58), a weiblich, b und c männlich (bloß 3 mal gegen Schluß des Gedichtes) und ſchließlich: a und b weiblich und c männlich (4). Es kommen alſo alle Variationen vor mit

[62]) N. verließ 1850 Weſtöſterreich.
[63]) Origin of species by mean of natural selection, I. 1859.
[64]) Vgl. Minor: Neuhochdeutſche Metrik, III. Auflage, S. 467.

Ausnahme derjenigen, die im Deutſchen unerträglich klänge, daß nämlich alle drei Reime männlich ſind.

Im Großen und Ganzen ſind die Reime rein; doch finden ſich leider genug Fälle, in denen ö mit e, ü mit i und eu, bzw. äu mit ei reimen. Nach Rückert und vor allem Platen ſind ſolche Reime ſchwer zu ertragen.[65]) Ganz ſchlimm aber iſt es, wenn auch lange und kurze Selbſtlaute reimen müſſen wie z. B. III:9 Stoße — Genoſſe, XIII:11 geſchaffen — Telegrafen, XIV:6 Zoll — Idol, XV:4 Gewinnſte — Dienſte, XV:10 Ketten — getreten, XXI:1 Seele — Quelle, XXIV:5 Tod — Gott, XXIX:15 blaſſen — Straßen, XLI:14 Fuß — Genuß und ſchwirrte — führte, XLVIII:11 Buße — Genuſſe und L:1 Schoß — umfloß. Doch iſt die Zahl dieſer unechten Reime nur eine ſehr geringe. Auf unbetonte Endſilben hat N. bloß zweimal gereimt u. z. VI:7 ſeh'n und Saurien, XIII:12 ſchön — Jahrtauſenden. Einmal findet ſich ein daktyliſcher (gleitender) Reim u. z. XXII:3 Pneumatiſche — kinatiſche — zonatiſche; offenbar wollte N. hier die häßlich klingende Verkürzung (Pneumat'ſche) nicht anwenden.

Die Reimfolge (a b a b a b c c) iſt ſtreng durchgeführt; wir finden bloß 6 Ausnahmen u. z. XXII: 3 und XXXV: 17 — a a a b b b c c, XXVII: 5 — a b b a b a c c, XXVII: 8 a b a b b a c c, XLVIII: 4 — a b a a b b c c und XLVIII: 11 — a b b a a b c c.

Bevor ich zur Beſprechung der einzelnen Geſänge übergehe und am Schluſſe eine Geſamtwertung des Werkes verſuchen werde, will ich noch einmal[66]) mein Vorgehen, N. möglichſt viel zu Wort kommen zu laſſen, rechtfertigen. Ohne ausführliche Inhaltsangabe bliebe meine Arbeit für den Leſer ganz unverſtändlich, da es mir nicht bekannt iſt, daß irgend eine Univerſitätsbibliothek die J. beſitzt.[67])

Eine Strophe aus den U.J. möge die Unterſuchung einleiten:

Nur wenn ihr hie und da auf meinem Pfad
Bei Stellen ruht, die Euch bekannt erſcheinen,
So bitt' ich: nennt ſie ja nicht Plagiat!
Denn eben, was durch Dichten, Denken, Meinen
Die ganze Menſchheit je geſchaffen hat,
Will ich in meinem Liede da vereinen.
Doch ſpreche ich auf meiner ganzen Bahn
I d e e und F o r m ſtets als mein Eigen an.

Fragen wir uns zunächſt nach der Bedeutung des Wortes Ideonen. N. ſelbſt definiert es in der Vorbemerkung zu den N.J. Es ſind dies die

---

[65]) Daß das offene ä mit geſchloſſenem e häufig reimt, ginge noch hin.

[66]) Vgl. I. S. 4.

[67]) Ich habe einen Band der Deutſchen Bücherei in Leipzig geſchenkt.

„im Menſchenbilde zur Erſcheinung gelangenden Geiſteswesen, welche durch eigenen, freien Schöpfungs-Fortſchritt ſich als Träger der Ideen betätigen.“ Die Definition läßt ziemlich viel zu wünſchen übrig, iſt auch nicht ganz klar. Wir könnten etwa ſagen: N. verſteht unter Ideonen die Menſchen, in denen er die Träger des Schöpfungsgedankens erblickt.

Dem erſten Geſange in den J. iſt ſowohl in den U.J., als auch in den N.J. die Parabel von Le Sage vorangeſtellt, die ſich zu Beginn des Romanes Gil Blas findet. Dann folgt das Prooemium (in den J. iſt es der 1. Geſang). N. will uns von den Ideonen ſingen

.....und ihren Zügen durch die Geiſterwelt,
Wie ſie, voll Sehnſucht nach des Lichtes Kronen
Die Wahrheit ſuchen, heißen Drang's beſeelt.

Als Ziel ihrer Kämpfe wird die Vernichtung der Macht des Dunkels hienieden hingeſtellt. Von der Schöpfung bis zum jüngſten Tage will der Dichter mit ſeinem Flugroß, frei von „Schulen — Regeln“ das ungeheure Gebiet durcheilen. Aber ſein Geſang iſt nicht Märchendichtung, er will nicht ſchminken, „was der Wahrheit iſt entſtammt“.

Gelingt's dem Lied nicht, ſich durch ſich zu adeln,
Dann mag's beliebig Richterſtrenge tadeln.

Der Dichter fordert noch den Leſer auf, vorher ſich an die kleine Fabel von der Spinne zu erinnern und dem „alten Lockmann“ zu folgen. Er verſichert dem Leſer, daß, wenn er auch oft tollkühn auf ſeinem Pferde raſe, und wenn's auch „Galopp ums ganze Weltenrund“ geht, er doch den Zügel feſt halte.

Es werde, was der Strom der Zeit verſchlungen,
Im Kreislauf wieder an das Licht gebracht.
Der alten Sage, welche längſt verklungen,
Sei nun von Neuem hier gedacht.
Zu Ardas[68]) Ehre werde ſie geſungen.

In allen drei Faſſungen wird eine Fabel des arabiſchen Dichters Lokman erwähnt, ohne daß ihr Inhalt irgendwo angedeutet wird. Aber weder in der Ausgabe von 1830, noch in der franzöſiſchen vom Jahre 1890 findet ſich eine Fabel von einer Spinne.[69]) Ich dachte an eine Verwechſlung, die irgendwie in Verbindung mit Goethes weſtöſtlichem Divan ſteht. Zwar kommt der Name Lokman in der Weimarer Ausgabe einige Male vor, aber nie in Verbindung mit einer Fabel von der Spinne.

---

[68]) Ueber die Bedeutung des Wortes ſpäter.

[69]) Karl Brockelmann in Breslau war ſo liebenswürdig, mir das mitzuteilen (Karte vom 7. Mai 1931).

Ich habe das Rätſel der hier offenbar vorliegenden Verwechſlung nicht zu löſen vermocht.

Die Geſänge II—X der J. hat N. in den N.J. unter dem Titel: „Die Sendung Ardas“ zuſammengefaßt. Offenbar hatte er ſchon in den J. an dieſe Einteilung gedacht, da er nach dem X., XVIII., XXXV. und dem letzten Geſange Abſchlußleiſten ſetzen ließ. Indem er auf die chaldäiſch-bibliſche Kosmogonie zurückgreift, ſchildert er die Herrlichkeit des Himmels, in dem u. a. auch zwei „Seraphime“ Arda und Ardur[70]) leben, die ihr Glück nur „im innigſten Vereine“ finden. Dann folgt die Legende von der Revolution eines Teiles der Himmelsgeiſter, die unter Führung von Datan[71]) ſich gegen Gott empören und zur Strafe an einen Ort furchtbaren Schreckens verbannt werden. Aber ungebeugt iſt der Mut der meiſten Verbannten.

Weit beſſer Herr im finſtern Höllenreih'n
Als bloßer Knecht im Himmel ſein.

Ein Troſt iſt ihnen geblieben:

Nicht rauben kann man uns den ew'gen Willen,
Der nie ſich beugt und nie ſich ſelbſt vergißt.

Und da Gott ſelbſt „es nicht wagt“, trotz ihrer „Entthronung des Geiſtes Freiheit“ in ihnen anzutaſten, ſo wollen ſie dieſe verwerten, um gegen ihn weiter zu kämpfen, „nicht ängſtlich, nur behutſamer und klüger“. Sie wollen ſich ihm „ewig widerſetzen“ und das Böſe in jedem „Sphärenweſen“ großzuziehen trachten, um den „Feind im Innerſten zu kränken.“[72])

Der Allgeiſt hörte die vermeſſ'nen Worte
Zu neuen Aufruhrs liſtiger Verbreitung.

Doch er begnügte ſich damit, „aus ſeinen Scharen je einen Seraph zur grauſigen Höhle, in die Datan und ſeine Genoſſen verbannt ſind, zur Ueberwachung zu ſenden.

Nach Aeonen ſoll wieder ein Engel geſchickt werden; der Herr ſieht auf Arda und „vertraut voll Gnade ihm die ſchwere Sendung.“ Wie er aber merkt, daß Ardur dieſelbe „Gnade zu empfangen hoffte“, da winkt er gütig beiden. „Und zwei als eins ſah ſie der Himmel ſcheiden.“

Sie kommen zur Höhle und ſehen mit Grauen, wohin die abgefallenen Engel verbannt ſind. Einer aber unter dieſen, namens Abbadona, klagt

---

70) Arda iſt eine Umbildung von Erde. Wenn aber die Erde als die fruchtgebärende bei faſt allen Völkern weiblich iſt, ſo muß man unter Ardur ihren männlichen Begleiter, ihren geiſtigen Geliebten, verſtehen. — Aus dem hebräiſchen Plural Seraphim hat N. einen deutſchen Seraphime gebildet.

71) Umbildung aus Satan.

72) Im engen Anſchluß an Miltons verlorenes Paradies.

„der Urnacht ſeiner Reue Qualen", während die anderen ihn wild verlachen.

Was Abbadonas finſt're Reden klagten?
Kein Sterblicher ſpricht aus die Schreckensworte.
Die beiden Engel hörten, ſah'n und fragten
Mit einem Blick voll Mitleids nach dem Orte.
Ein Blick nur war's, ein Düſtern, doch ſie ſagten
Zu viel damit. Schon ſah vom Strahlenhorte
Des Himmels der Allwiſſende den Blick
Und rief die beiden Engel flugs zurück.

War's Datan, der gewagt, ſie anzufechten,
War's Abbadona, den ſie tief betrauert,
Daß in Gedanken an den Allgerechten
Des Zweifels blaſſer Schatten ſie durchſchauert?
Doch ſiegreich wurde, trotz den finſt'ren Mächten,
Der Angriff des Verſuchers überdauert.
Und fliehend mit inbrünſtiger Lobpreiſung
Erfüllten ſie des Himmels ſtrenge Weiſung.

Voll Reue treten beide vor des Allgerechten Thron. Der Herr verurteilt ſie dahinzugehen, wo ſie „Maſſen" durchs Leben tragen und nach den ewigen Geſetzen der Sphärenwelt wandeln müſſen.

Zieht hin getrennt und tragt die Laſt des Schweren!
Zieht hin als Eures eignen Leids Erfinder!
Wie ich Euch banne in das Reich der Sphären,
Bann' ich den Körper, doch den Geiſt nicht minder.
Vom eig'nen Schweiß ſoll Euer Leib ſich nähren,
Drin Ihr gebunden ſeid für Eure Kinder,
In deren Höchſten Ihr zu Schöpfungsfrommen
Einſt wieder werdet zu Bewußtſein kommen.

Nun zieht hinaus! Durchfliegt des Weltraums Weiten,
Nicht ſeh'nd „wohin", doch eingedenk „von wannen";
Kraft meines Worts gebannt an Stoff und Zeiten,
Bannt wieder ſelbſt und laßt Euch wieder bannen!
Der Liebe Glutendrang ſoll Euch begleiten,
Die Himmelsahnung nehmet mit von dannen!

Da ſieht man, „zwei Glutenkörper durch die Räume ſchießen ins All." Arda „rang nach Licht und konnt' es nirgends ſchauen." Und ehe ſie[73]) zum Bewußtſein gekommen, „zog ſie bereits in einer Sonne Bahnen" und hat von allem Früheren ſich nur „ein unbewußtes Ahnen" gerettet.

In den ſechs folgenden Geſängen ſchildert N. die Entwicklung der Erde vom Urbeginn bis zu dem Augenblicke, da „auf Gottes Wink aus Ardas Schoß geboren" der Menſch erſcheint. Und wenn es auch „Stoffler"

[73]) Zum erſten Male wird hier von Arda als von einem weiblichen Weſen geſprochen.

bekämpfen wollen, ſo iſt es doch, „vergeb'ne Müh', die Wahrheit anzufechten“:

Wo immer ſich das erſte Menſchenweſen
Gezeigt, wie immer es vermittelt ward,
Wo immer die Natur iſt ſein geneſen
Und es im Stufengange hat gepaart:
Der Menſch, zu freiem Geiſtesflug erleſen,
Fortpflanzend ſich in ſeiner eig'nen Art,
Iſt vom Gebot der Gottheit ausgegangen
Und hat vom erſten Menſchen angefangen.

Im VII. Geſange ſchildert N. den Urzuſtand des Menſchen, der in voller Unſchuld alle Güter der Erde genießen darf. Darin iſt unſer Dichter Meiſter.

Wie folgt das Tier, das zahme, deinen Fahrten
Und zeigt ſo ſchnell zu Dienſten ſich bereit
Und iſt beſtrebt, dein Wünſchen zu erfüllen;
Denn du biſt Herr, es beugt ſich deinem Willen.

Wie bietet es im wohlverwahrten Pferche
Dir ſeine Milch, wie nützt es deinem Bau,
Wie grüßen dich die Schwalben und die Störche,
Wie naht mit ſeinem Prachtſchmuck dir der Pfau,
Wie ſchmettern ihren Ruf dir Star und Lerche
Und Nachtigall, wie zieh'n im Aetherblau
Der Vögel Scharen her mit raſchen Schwingen,
Die erſten Reiſelieder dir zu ſingen!

Auf Freiheit und Liebe iſt das Leben des Menſchen aufgebaut, „kein Zweifel ward, kein Mißton in ihm laut“. Alles, was er an „Erkenntnis, der Wahrheit Pforte und Panier“ geſammelt hat, vererbt er an ſeine Kinder, „auf daß zu Schöpfungs Ehren im ſteten Fortſchritt blüh' ein Wiederkehren“.

So trägt die Erkenntnis, dieſer ſtrahlende „Gedankenrieſe“, ſchon im Paradieſe ihre Früchte.[74])

Im VIII. Geſange bietet uns N. ein Bild der Weiterentwicklung der Menſchheit; noch gibt es

.....nicht Rang, nicht Richter und Geſetze,
Kein drohend Machtwort ſcheuchte Mut und Luſt,
Kein ſtarres Eiſen drängte ſich zur Wetze,
Kein Richter zielte nach des Nächſten Bruſt,
Fern war die Angſt, daß Menſchenhand verletze
Den Menſchen, niemand barg ſich ſchuldbewußt.
Noch war das ſel'ge Brudertum zu ſchauen.
Und allgemein war Glaube und Vertrauen.[75])

[74]) In den U. J. iſt dieſer Teil beſonders ausführlich behandelt worden.
[75]) Man beachte die Beeinfluſſung durch Ovids aurea aetas!



Die feierliche Enthüllung des Grabdenkmales Neubauers am Friedhofe in Radautz (25. Juni 1891)

Links vom Denkmal, in öſterreichiſcher Beamtenuniform mit ſchwarzer Brille, ſteht Gymnaſialdirektor Heinrich Klauſer, weiter nach links Bürgermeiſter Marin, rechts vom Denkmal der Bezirkshauptmann Wilhelm Rottenburg.



Doch bald entwickeln ſich „allerlei Laſter“, Habſucht und Neid beginnen ihre Kriege, der Stärkere ſiegt rückſichtslos über den Schwächeren. Es beginnt das Zeitalter der Entdeckungen; der menſchliche Geiſt „erſann, erfand, entdeckte und erbaute“. Doch iſt es notwendig,

Daß mit dem Fortſchritt in des Geiſtes Walten
Des Menſchen Sünde gleichen Schritt gehalten?

Muß das Uebel dort auftreten, wo Fortſchritt in der Ziviliſation iſt? Muß man es nicht bekämpfen?

O dann, dann heiligt auch der Zweck das Mittel,
Ob vor dem Mittel gleich der Sinn erbebt.

Von hoher Schönheit iſt die Schilderung des ſeligen Zuſtandes auf Erden vor der Sintflut (IX: 1—5):

Im Abendrot erglühn die heil'gen Zinnen
Des Meru hoch im dunklen Aetherblau;
Aus tauſend gold'nen Strahlenfäden ſpinnen
Sich Netze um der Berge Rieſenblau.
Längſt ſchwand aus Ajods Tal das Licht von hinnen,
Indes in Arien auf blüh'nder Au
Der Menſch noch ſchaut, im Bann erhab'ner Wonne,
Die Majeſtät der untergeh'nden Sonne.

Und als das Abendgrau mit raſchem Neigen
In Dunkel hüllt der Blüten — Landſchaft Saum,
Da ſchlummert's alsbald unter Dach und Zweigen
Und Ruhe atmet über Strauch und Baum.
Die Nachtigall allein noch bricht das Schweigen;
Bald aber nickt auch ſie in ihren Traum,
Und nah und fern, auf Bergen, Wald und Matten,
Auf Fels und Hügeln lagern ſtumme Schatten.

Doch aus des Waldes Grotten, den entleg'nen,
Beginnt der Glühwurm funkelnd ſich zu zieh'n,
Indes im Talgrund Flämmchen ſich begegnen,
Sich trennen, ſuchen und von Neuem flieh'n.
Was gibt's da für ein Blitz- und Funken-Regnen!
Welch feurig Glüh'n! Welch Leuchten her und hin!
Das flammt und ſinkt und trinkt an Mutterbrüſten,
Als ob ſich ahnend Schöpfungsgluten küßten.

Da kommt der Mondenſtrahl; der ſucht und ſchaut
Und folgt dem Treiben in den dunklen Räumen;
Er wandelt hin, durch Auen friſch betaut,
Zum Waldesrand, wo Lotosblumen träumen;
Sein ſtilles Weben ſtört kein rauher Laut.
Nur Lichtertanz und Liſpeln in den Bäumen
Und Kuß und Nicken, Elbenflug und Spiel
Zieh'n heimlich reigend über Flur und Bühl.

Schon hat in ſtiller Ruhe ihre Reiſe
Die bleiche Nacht am Himmel halb vollendet;
Es ſchimmern hoch der Sterne helle Kreiſe
Und Schlummer iſt den Sterblichen geſpendet,
Verſtohlen flieht der laue Weſt und leiſe,
Wenn einer Blume er den Duft entwendet;
Und gleich, als wolle er den Dieb belauſchen,
Läßt ſelbſt der Bach die Wellen ſanfter rauſchen.

Mitten in dieſes herrliche Leben ſtürmt das Grauen der Sintflut. Tod und Grab zugleich ſind die Wogen, die alles überfluten. Vergebens ringen Menſch und Tier „nach Schutz und Hilfe vor der großen Flut". Nur auf hohen Bergen kann man Rettung finden. Und als endlich die Waſſer verebben,

Welch rieſenhafte Wandlung gab da Kunde
Von neuer Schöpfung auf dem Erdenrunde!

Kontinente ſind verſchwunden (X. Geſang), andere entzweigeriſſen, wieder andere neu aus dem Meere aufgetaucht. „Von Libyen bis zu den Canariden" zeigt ſich

Ein großes Grab, ein weites Meer von Sand,
Von Menſchen ſeit Jahrtauſenden gemieden,

nur hie und da von Oaſen durchſetzt. Und dieſe paradieſiſchen Orte

Sie ſind noch heut von Negern und von Weißen
Die „Inſeln der Glückſeligen" geheißen.

Aber nicht nur die, die hier wohnen, ſondern auch alle, die hier gewohnt haben, deren Staub in alle Winde ſchon geſtreut iſt, ſie alle ſind glückſelig; denn

O ſelig Sterben, daß zum Sein ſich's wende!
O ſelig, ſelig, Anbeginn und Ende!

*

Wir haben nun denjenigen Teil des Ideonenliedes, der nach N.s Einteilung der erſte iſt, inhaltlich kennen gelernt. Er ſtützt ſich im Großen und Ganzen auf die Darſtellung in der bibliſchen Geneſis, aber in einigen, ſehr wichtigen Punkten weicht N. von ihr ab. Die Entſtehung der Erde als der Verkörperung eines Seraphs ſtammt von ihm. Daß der Geiſt für einen Augenblick des Zweifels mit kosmiſcher Schwere belaſtet wird und ſich zur Erde wandeln muß, iſt eine kühne Idee, die eigentlich die logiſche Schlußfolgerung in antecedens für die Behauptung iſt, daß der Menſch, der Erdgeborene, in ſich einen von Schwere unabhängigen Geiſt hege; der Geiſt iſt in dieſe Hülle gebannt, macht ſich aber, „wenn die Zeit er-

füllt iſt", von ihr los. Nach IV. müſſen wir das Gleiche, ins Millionenhafte vergrößert, von der Erde behaupten. Warum zwei Seraphim eingeführt worden ſind, darüber will ich erſt am Schluſſe ſprechen.

In entſchiedenen Widerſpruch mit der Bibel ſetzt ſich N. aber bei der Erklärung des Grundes, warum das Paradies auf Erden verſchwand. Unmöglich konnte er die natürliche Vereinigung von Mann und Weib für ſündhaft halten.

Geheiligt war und iſt der Menſchen Einheit,
Weil ihr Gebot vom Himmel ſelber kam.
Gott ſprach: „Seid fruchtbar!" Wer dann darf es wagen,
Den Menſchen: „Seid enthaltſam!" hier zu ſagen? (VII:14)

Und namentlich für die natürliche Vereinigung in der Ehe bricht er eine Lanze:

Heil Eh', die du in hehrer Flamme branntеſt
Schon bei des erſten Menſchenpaars Verein,
Heil dir, die du die Sünde noch nicht kannteſt
Und die du ſpäter in der Kinder Reih'n
Die Brunſt, die zuchtlos ſchweifende, verbannteſt
Und Reinigung und Satzung führteſt ein! (J. VII:15).

Den ſeligen Zuſtand auf Erden zerſtören die Gegenſätze, die „der Unterſchied der Lebensart" herbeiführt. Da der Menſch ſich vom natürlichen Leben abwendet (Rouſſeau!), verliert er die Glückſeligkeit. Und damit hat N. gegenüber der iſraelitiſchen Begründung eine ethiſch höher ſtehende Erklärung gegeben.

Und noch eine wichtige Aenderung hat N. vorgenommen. Im Gegenſatze zur altteſtamentiſchen Darſtellung läßt er die Sintflut nicht als Strafe für Frevel hereinbrechen. Der ſchreckliche Gott, der verkündet hat: „Ὀφθαλμός ἀντὶ ὀφθαλμοῦ καὶ ὀδοὺς ἀντὶ ὀδόντος" kann ebenſowenig ſein Gott ſein wie er der Jeſus' war.[76]) Wenn dieſe Sintflut hereinbricht, ſo iſt ſie nicht eine Strafe, ſondern eine Naturnotwendigkeit, die wir zwar nicht begreifen, aber gelten laſſen müſſen: alſo eine entſchieden höhere Auffaſſung vom Walten des Allgeiſtes. Auch bei dieſer Aenderung mutet uns N.s Anſchauung ſehr ſympathiſch an.

*

Gehen wir nun zum zweiten Teile des Ideonenliedes über, für den N. in den N.J. den Titel: „Der Ideonen Erdenwalten" gewählt hat. Er hat die Geſänge XI bis XVIII (einſchließlich) in dieſem Teile vereinigt;

---

[76]) Vgl. Mathäus V:38.

doch wäre es, wie ich zeigen werde, richtiger geweſen, den XVIII. Geſang dem dritten Teile zuzuzählen.

Im XI. Geſange macht der Dichter noch einmal Halt in ſeinem Fluge; denn jetzt gilt es, dem Ziele immer näher zu rücken. Er verſichert dem Leſer, er habe unterdeſſen geforſcht, wo er ſich feſten Pfad erküren ſolle. Da er nicht Wiſſenſchaftler („Brillenmann"), ſondern Sänger ſei, ſo ſei ſeine Aufgabe eine noch viel kühnere.

(Der Sänger) bannt mit Zaubermacht in alle Weiten,
Was ſeinem Fluge ſich entgegenſtellt,
Und bringt prophetiſch über Zon' und Zeiten
Zur Harmonie des Lichts, das uns erhellt.
Die Menſchenſeelen ſind für ihn die Saiten
Und ſeine Leier iſt die ganze Welt;
Auf ſeinen Wunſch erklingen ihre Töne
Und feiern hoch das Wahre, Gute, Schöne.

Auf die Frage des Leſers, wer der „Held des Ganzen" ſei, erwidert er:

Blick in den Spiegel und er lebt in dir!

Im XII. Geſange ruft N. den Geiſt an, der ihn „dem Bann der engen Klauſe" entrückt und „durch den der Menſchheit Streben vom Anbeginn das Höchſte hat erfaßt". Er fühlt, daß dieſer Geiſt, der „mit wunderbaren Waffen" ringt, „ein geiſtig Weltreich ſegensvoll zu ſchaffen", ſich ihm naht und fleht ihn an:

.....O laß mit mildem Neigen
Mir ſchau'n der Brüder leuchtend Angeſicht,
Daß ſie im eig'nen Flug mir mögen zeigen,
Wie freier Geiſt in Stoffgebilden ſpricht.

Vor ſeinem Auge ziehen ungezählte Völker vorbei, ohne Stillſtand.

Der Strom des Menſchengeiſtes kennt kein Altern
Und Sterben, ob auch wechſelnd Form erblaßt
Und Sondergeiſter oft vergebens ringen,
Zu höh'rer Geiſter Rang ſich aufzuſchwingen.

Im nächſten Geſange ſtreift N. ganz flüchtig einige der wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen, wobei er ſich die Gelegenheit nicht entgehen läßt, dem „Affenglauben" einen Hieb zu verſetzen. Er führt ziemlich wahllos einige Namen an, die in der Hinſicht Großes für die Menſchheit geleiſtet haben. Ebenſo flüchtig zählt er im folgenden Geſange Vertreter der Kunſt und Literatur auf und ſchließt ihn mit der allerdings ſehr richtigen Bemerkung:

Allein geraten iſt's, das Lied zu enden,
Daß nicht dem Lobeszuge folg' Ermattung.

Im XV. Geſange behandelt N. in ähnlicher Weiſe Sitten und Gebräuche verſchiedener Völker, wendet ſich in ſchärfſter Form gegen den Mißbrauch, den man mit der Religion treibt, nennt die Prieſter der „heiligen Inquiſition“ „Teufel, denen Herrſchermacht erleſen“, iſt empört, daß man Blut vergießen mußte für die Erklärung, „wie man beim Abendmahl ſoll Blut und Wein genießen“, und ſchließt mit dem frommen Wunſche:

O möchte Himmelslicht uns all berühren,
Daß jeder hier in Trachten, Sinnen, Dichten
Bei ſeines Wirkens geiſtigem Gebahren
Den Weg erkenn' des Guten, Schönen, Wahren!

Zweifellos gehören dieſe drei Geſänge zu den ſchwächſten des ganzen Werkes. N. iſt völlig außerſtande, die unerhörte Fülle des Stoffes irgendwie zu bewältigen. Und da er doch mit einzelnen Namen aufwarten will, muß er immer die Strophen mit „Soll ich ... nennen, zeigen, berichten“ u. ä. oder „Wie ſoll ich ...“ einleiten, ſo daß ein Kritiker, wie er ſelbſt in der Vorrede zu den N.J. berichtet, dieſe Geſänge mit vollem Rechte als „Soll-ich-Geſänge“ verſpottet hat. Auch in den N.J. hat N. dieſen ganz verunglückten Teil des Liedes leider nicht geändert.

Etwas beſſer iſt ihm der XVI. Geſang geraten, der ſich mit dem politiſchen und ſozialen Leben der Menſchen beſchäftigt. Wenn auch zumeiſt Zufriedenheit nur demjenigen beſchieden iſt, der ganz fern von aller menſchlichen Geſellſchaft lebt, ſo muß doch „des Preiſes Kranz“ dem menſchlichen Verein gewunden werden, „doch nur, wenn ſtets im Einklang ſich befinden Geſetz und Menſchenrecht“, wenn

.....Menſchenwürde, Lieb' und Bruderſtreben
Vereint als Seele der Geſellſchaft leben.

Der Geiſt des Stürmers vom Jahre 1848 flammt auf, wenn er klagt:

Das Recht, es ward durch Waffenmacht bezwungen,
Als Sklaven bot man Widerſpenſt'ge feil.
Wer dankend nicht den Biſſen harten Brotes
Als Gnade hinnahm, war ein Kind des Todes.

Selbſt als endlich beſſere Zeiten zu kommen ſchienen und dem Volke eine Verfaſſung gegeben wurde, ſo blieb ſie doch nur „am Papiere“. Der „Druck des Vorrechtes“ wird Volksfreiheit genannt.

Das Kapital nur ſitzt auf hohem Rappen,
In vollſter Freiheit ſich zu ſeinem Beſten
Vom Mark des Volks zu mehren und zu mäſten.[77])

[77]) Vgl. das Diſtichon „Reichtum“ in der Cantavita S. 210:
Reichtum iſt häufig Verbrechen, oft nichts als Raub oder Diebſtahl,
Den der Beſitzer beging oder als Erbe erlangt.

Als Unglück bezeichnet N. das Streben der Nationen, einzeln zu wohnen und zu leben,

Statt trotz verſchied'ner Sprachen, Bräuche, Zonen
Sich zu erringen das Weltbürgertum.

An erſter Stelle ſollen wir „Menſchen" ſein und überall als Brüder uns begrüßen. Die Hurrahpatrioten, wie würden ſie verſtummen,

Wenn ſich das Volk die Schwielenhände reicht
Zu wahrem Menſchentum in Gottes Gnaden,
Um treu vereint in hehren Segensbünden
Ein Friedensreich der Liebe zu begründen.

N. ſtrebt alſo eine ſozialpolitiſche Reformation, wenn nicht gar Revolution an. Dem Zuge der Zeit entſprechend, iſt er Liberaliſt, Kosmopolit. Der Mut mit dem er ſich gegen das Herrſcherprinzip auflehnt, iſt ſehr beachtenswert. Es iſt keine Kleinigkeit, daß er zu erklären wagt, daß das wahre Menſchentum (nicht aber der Kaiſer!) „von Gottes Gnaden" ſei.

Was den Genuß dieſes Geſanges, aus dem eine tiefgütige und weiche Natur ſpricht, ſtört, iſt der Umſtand, daß ſich drei Strophen finden, die nur durch Striche angedeutet ſind. Da ſie ſich an Stellen befinden, wo N. heftig gegen Staatsformen loszieht, ſo vermutete ich anfangs, daß ſie von der Zenſur unterdrückt worden ſind. Aber in den N.J. fand ich an einer anderen Stelle (im handſchriftlichen Teile) ebenfalls eine ganze Strophe durch Striche angedeutet. Gedankenſtriche, das kann man begreifen; aber eine ganze Strophe von Gedankenſtrichen als poetiſche Ausdrucksform für etwas, was man noch ſagen möchte, iſt entſchieden zuviel des Guten.

Wenn N. im beſprochenen Geſange für wahres Menſchentum eintritt, ſo muß man es als ſelbſtverſtändlich erwarten, daß er alle Raub- und Eroberungskriege aufs entſchiedenſte verdammt. Und das tut er auch im nächſten Geſange. Wohl darf „der Einzelmenſch, der Stamm, das Volk" die Waffe für ſein gutes Recht ſchwingen, aber

....Mit Abſcheu flieht
Die reine Muſe Raub- und Mordideen,
Ob ſie verhimmelt auch in Büchern ſtehen.

Hat N. an die Zeit gedacht, da er ſelbſt jubelnd auf die Barrikaden zog, wenn er von des Ruhmes Seifenblaſen ſpricht und voll Bitterkeit ausruft:

Und welcher Lohn ward wohl den Kämpfern allen?
Wofür hat jeder hier ſein Blut geweiht?
Um der Vergeſſenheit anheimzufallen,
Um zu vergeh'n im Wogendrang der Zeit.

Ueber die Stelle, wo Hunderte und Tauſende — Sieger und Beſiegte — wahllos liegen, führt der Landmann ſeinen Pflug. Und an Uhlands

Fluch gemahnt es uns, wenn N. den Geſang mit folgender, ſein Weſen ſo ſehr bezeichnenden Strophe ſchließt:

Die Namen, die einſt leuchteten gleich Sonnen,
Sind ausgelöſcht ſamt der geträumten Bahn,
Die Throne all, die Reiche, die gewonnen,
Sind andern Machtgebietern untertan.

Was man erſtrebte — in die Luft zerronnen,
Der ganze Zweck des Kampfes — leerer Wahn!
Und Nichts für Nichts! Das iſt der Lohn des Sieges,
Dies die Geſchichte eines jeden Krieges.

Wie ſchon früher erwähnt, hat N. die Geſänge XI bis XVII unter dem Titel „Der Ideonen Geiſtesflüge" zuſammengefaßt. Dieſe Einteilung iſt nicht gerechtfertigt, zumindeſt nicht unter dieſem Titel; denn die folgenden Geſänge (ab XVIII) handeln nicht minder von der Ideonen Geiſtesflügen. N. ſchildert, was die Ideonen, d. ſ. die Menſchen auf dem Gebiete der materiellen und geiſtigen Kultur geſchaffen haben. Ueber das Sinnfällige hinaus aber ſchreitet der Menſch zur Erfaſſung und Deutung alles deſſen, was er ſieht, fühlt und ahnt, forſcht nach dem Anfange, dem Zwecke und dem Ende alles Seienden. Die Antwort darauf will ihm Religion oder Philoſophie geben. Ihnen ſind die Geſänge bis einſchließlich XXXV gewidmet. Dabei aber ſetze ich im Gegenſatze zu N. den Anfang dieſer 3. Abteilung mit dem XVIII., nicht aber mit dem XIX. Geſange feſt; denn dieſer iſt ſozuſagen die Einleitung für den 3. Abſchnitt, wie dies am beſten die letzte Strophe beweiſt:

Ich zeige ſie, wie ſie den Reigen führen,
Die Banner ſchwingend waltender Ideen
In Anſicht, Glauben, Meinen, Reflektieren
Von Gottheit, Schöpfung, Daſein, Glück und Wehen,
Wie je nach Flug ſie, den ſie ſelbſt erküren,
Im All die Satzung trachten zu erſpähen,
Teils mittels Ahnung frei ſich aufwärts ſchwingend,
Teils langſam durch den Stoff zum Lichte dringend.

Den XIX. Geſang beginnt N. mit einer Betrachtung über die Wandelbarkeit alles Irdiſchen:

Fürwahr, es wandelt ſelbſt ſich unſer Lieben
Zum Staunen oft ſchon binnen Stundenfriſt.
Wo iſt der Menſch, der je ſich gleich geblieben,
Der nicht mit jedem Tag ein neuer iſt?

Das Heraklitiſche „*πάντα ῥεῖ*" geht bei ihm bald in eine recht peſſimiſtiſche Betrachtung alles Seienden über und wir müſſen gar nicht erſt die Verſe:

Es miſchen ſich der Unluſt Wermutstränke
Selbſt in des Frohſinns und der Freude Spiel

und namentlich das Wort „Unluſt“ leſen, um Schoppenhauers Einfluß zu erkennen. N. hat es ſelbſt oft genug empfunden, daß die Menſchen „ſich nie auf ſich'rer Bahn bewegen“. Aber wenn auch „alles ja im Wechſel nur lebendig“, ſo klagt dennoch die Menſchheit ohne Recht ihr Schickſal an als kalt und unbeſtändig.[78]) „Denn der Geiſt iſt bleibend.“

Der Geiſt iſt frei und ewig ſein Entfalten,
Sein Walten ewig, ewig ſein Geſchick.
Und frei und ewig wird durch's All er ſchreiten
Als Herr des Stoffes und Regent der Zeiten.

Nicht von der Seele ſpricht N., ſondern vom Geiſte. Er lehnt ſich hier offenbar an die chriſtlichen Apologeten an, die des Ariſtoteles Lehre vom νοῦς τέλειος mit der Lehre von der Schaffung einer geſtalt- und formloſen Materie durch jenen νοῦς verbunden und die platoniſche οὐσία (Idee) — das im Geiſte Ewige und Gleichbleibende — im Gegenſatze zum Wechſelnden der Sinnenwelt geſtellt haben.

Wenn man aus dieſem Geſange den Schluß ziehen darf, daß die darin enthaltene philoſophiſche Anſchauung ſich faſt völlig mit der N.s deckt,[79]) ſo kann man ſchon an der Art, wie er im XX. Geſange die materialiſtiſche Weltanſchauung vorträgt, merken, daß er ſie nicht nur ablehnt, ſondern geradezu verhöhnen will. Er beginnt:

Wovon Ihr keine Vorſtellung könnt' haben,
Den Grund nicht ſeht vom Anfang aus dem Ei,
Das ſei von Euch als Glaubenstrug begraben;
Denn Unſinn iſt es und Phantaſterei.

Man darf nicht am „Kinderglauben“ feſthalten, man darf nicht mehr vom „Geiſte“ fabeln, wo nur Kraft und Stoff lebt und nur das Element, „das Schöpfer iſt vom Menſchen bis zum Baume“. Nur dieſes Element, den „Born der Sphären“, die „All- und Urmacht“, dürfen wir gelten laſſen.

Dich bete ich als Herrn der Schöpfung an.

Dann verfolgt N. die verſchiedenen Wandlungen und Kräfte des Elementes, von der Gravitation bis zur Differenz und zum Syſtem und darüber hinaus zur Geburt und Umgeſtaltung organiſchen Lebens. Mit beißender Ironie auf Darwins damals noch heiß umkämpfte Lehre ſingt er:

So hat der Fiſch zum Vogel ſich geſchaffen,
Der Rieſenfroſch ſich umgeformt zur Kuh,
Das Walroß ward zum Ilf mit ſeinen Waffen
Und die Giraffe wuchs zum Känguruh,

---

78) Salluſt: Bellum Jugurthinum, 1.

79) Ueber die Seelenwanderung werde ich an ſpäterer Stelle ausführlich ſprechen.

Und dieſes wandelte ſich um zum Affen;
Der aber flog dem höchſten Fortſchritt zu,
Um ſich Vernunft und Sprache anzupaſſen,
Und wurde Ahnherr aller Menſchenraſſen.

Und nachdem er in ähnlich ſpottender Weiſe Gegenargumente abweiſt und auch die Wandlungen der Pflanze im „Kampf ums Daſein" behandelt, („Der Kaktus ſchuf aus ſich Gebüſch und Reben und all die Obſtbaumarten groß und klein"), ſchließt er den Geſang mit einer Apotheoſe auf Büchners Werk, der man, ſtünde ſie für ſich allein, den Spott nicht anmerken würde.

O Stoff und Kraft! O Machtborn ohne Grenzen!
O Erde! Hartgeword'nes Gas im All!
Im Staub' erkenn' ich euer Schöpfungsglänzen,
Es preiſend bis zu meiner Form Zerfall.
Und wird mich einſt Kohäſion umkränzen,
Um mich zu zieh'n von Neuem in den Schwall,
Der um mich wogt in weich' und harten Gaſen:
So nimm mich auf, Urzelle — unterm Raſen!

Mit kühnem Sprunge geht N. im nächſten Geſange zur Lehre von der freien Welten-Seele über.

Ich glaube an die freie Weltenſeele
Als erſt' und letzten Grund von allem Sein.
Sie iſt die höchſte Macht und einz'ge Quelle
Des Urgeſetzes, das da im Verein
Vernunft und Trieb, das Träge mit der Helle
Der Kraft und Totes mit dem Lebensreih'n
Vermählt und wandeln läßt durch Raum und Zeiten
Und bildend forterhält in Ewigkeiten.

Aber nicht auf die in Platons Timaeus erſtmalig behandelte Lehre von einer Weltenſeele greift N. zurück, ſondern auf die namentlich von Schelling vertretene Naturphiloſophie. In jeder Ordnung (Mineral-Pflanze-Tier-Menſch) kommt zum Ausdruck, was die Natur — im höchſten, vergeiſtigten Sinne des Wortes — mit ihr gewollt hat. Der Menſch iſt „ſich ſelbſt bewußt", weil in ihm das „Licht" wirkt; doch iſt er dies nur zum Teile. Er iſt ſich ſelbſt Erzeuger von Schmerz und Luſt. Nach ihm kommt das Tier, das wohl noch Bewußtſein hat, doch des Lichtes darbt, wenn es auch eine Ahnung davon haben dürfte; ja, manche Tiere ſind ſo vollkommen, daß ſie den Menſchen „ſcheinbar faſt erreichen". Dann kommt die Pflanze, die „dem nieder'n Tiere zunächſt" ſteht, ja, in ihren höchſtentwickelten Formen ihm ähnelt. „Am trägſten zeigt ſich das Geſtein im Leben". Und doch vermag auch hier das Licht Wunder zu wirken; dann lebt ſein Inneres, wie wir es an „Magneten[80]) und Kriſtallen"(!)

[80]) Schon Thales ſchrieb dem Magnet eine Seele zu.

beobachten können. So lebt und wirkt alles nebeneinander, auch wenn es Kämpfe gibt;

Da wird im Haushalt der Natur vor Allen
Beſorgt der Ausgleich für Erſatz und Frieden.

Nirgends zeigt die Natur einen Sprung, „die ganze Schöpfung prangt als Stufenleiter". Iſt aber die Entwicklung vom „Stein zum Menſchen" gegeben, dann iſt auch der „Schluß vom Menſchen aufwärts" durchaus folgerichtig.[81])

Das Leben ſelbſt, ob ernſt ſich's zeigt, ob heiter,
Iſt Blüt' und Frucht, der Tod nur Wandelung
Zu neuem Lenz, durch's Lichtgeſetz erzeuget,
Dem auch der Menſch im Wandelſein ſich beuget.

Nach der materialiſtiſchen Weltauffaſſung, die im XX. Geſange behandelt wurde, gelangt in dem obbeſprochenen die entgegengeſetzte, die idealiſtiſche zu Worte, die ſich bemüht, eine Einheit des Planes in der Entwicklung der Natur aufzuzeigen, wobei u. a. auch die Morphologie namentlich Goethe zur Anhängerſchaft und Weiterentwicklung der Idee veranlaßte. Selbſt auf die zu jener Zeit intenſiv einſetzende Forſchung auf dem Gebiet des Magnetismus bezieht ſich N.

Dieſer Geſang gehört zu den beſten des Ideonenliedes. Wieweit es nur mit wenigen Worten und in poetiſcher Form möglich iſt, gibt er Schellings Lehre klar wieder.

Jetzt aber muß wieder ein Gegner zu Worte kommen. Der XXII. Geſang iſt nicht nur eine Widerlegung des vorhergehenden, ſondern gleichzeitig eine ſcharfe Verſpottung des Gelehrtenſtiles mancher Philoſophen, namentlich der Schüler Schellings.

O Brachianer, du oliſthaniereſt
Durch deine pſychiſche Taraxion.
Hörſt du die Glotte mein, ſo proſpſaviereſt
Du gleich die hohe Allojoſion.

Fronier! Verſuch's, damit du recht phoniereſt:
„Kan Moros eipen Katakairion."
Legier jedoch die Staſis philoſophiſch,
Und was du nomiziereſt, ſei nicht kophiſch!

Gegen die Lehre, die nur für die Fibel paſſe, daß Gott die „freie Pſychipantität, eſkatiſche Kauſalität und monale Pegität" ſei, läßt er den Gegner ſagen:

---

[81]) Wohlgemerkt: nicht in materialiſtiſchem Sinne!

Moroſer Pantheiſt! O logiziere,
Daß die Gignos und die Dox ſich unterſcheiden,[82])
Und daß ich, was ich nicht mematheliere,
Nicht piſtevieren kann; drum muß ich's meiden.

Zwar lehrt die Stammgeſchichte, daß alle Arten nur aus einer Zelle entſpringen; die aber kann die eig'ne Fortbildnerin ſein. Wozu iſt da Seeleneinfluß vonnöten?

Die Geneſis heißt, will man's definieren:
„Durch Spongodierſpiel polymorphoſieren."

In den Anmerkungen zu den N.J. hat N. eine Ueberſetzung dieſes Geſanges gegeben. Wir werden wohl kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß unter tauſend Leſern, in deren Hände das Ideonenlied des Jahres 1882 gelangen konnte, kaum einer dieſen Geſang verſtanden hat. Dann aber iſt es klar, daß es ein Mißgriff des Dichters war, ihn ſo in die Welt hinauszuſenden.

Gegen die Annahme eines Einheitsweſen wendet ſich der XXIII. Geſang.

O nehmt doch nicht das Einheitsweſen an
Als Urgeſetz im Walten und Erſchaffen!
Auf Licht und Dunkel ruht der Weltenplan,
Ihr könnt dem Gegenſatz euch nicht entraffen.
Beachtet doch die eig'ne Glaubensbahn
Und in dem Kampf der Kräfte deren Waffen,
Und ſeht: wie ihr der Einheit, die ihr lehrt
Selbſt widerſprecht in Wort und Werk!

Die Verteidiger des Einheitsweſens (τὸ θεῖον) müſſen zugeben, daß auch das Böſe exiſtiert und haben ſo den Teufel erfunden, an dem ſie feſthalten müſſen,

Als Quell der Finſternis, der Liſt und Lüge,
Der mit dem Lichte ewig ſteht im Kriege.

An Empedokles' Lehre vom Streite und der Liebe (vielleicht auch an die des Heraklit vom πόλεμος werden wir erinnert, wenn wir leſen:

Einheit iſt Tod, nur Gegenſatz iſt Leben,
Wenn beides wird von Ewigkeit gedacht.
Die Einheit kann uns nur das Nichtſein geben,
Der Gegenſatz des Seins erhab'ne Macht.

Von Ewigkeit kämpfen zwei Feinde gegeneinander, man kann ſie Materie und Kraft nennen und nur dieſer Gegenſatz iſt es, der alles ſchafft; ohne ihn kann nichts exiſtiren, „weil ohne Kampf das All in Nichts zerfällt".

---

[82]) Vgl. den Parmenidiſchen Unterſchied zwiſchen λόγος und δόξα!

N. hat hier auch Plotins metaphyſiſche Anſchauung auseinandergeſetzt. Nur durch die Subſtituierung des böſen Prinzipes durch den von chriſtlicher Philoſophie geſchaffenen Teufelsbegriff weicht er leicht von deſſen intereſſanter Weltanſchauung ab.

Gegen dieſen Dualismus wendet ſich der nächſte Geſang, der eine Lanze für die Trinität bricht, wie ſie uns in Trimurtis Lehre entgegentritt, die dann das Athanaſianiſche Glaubensbekenntnis beeinflußt hat.

Gott iſt die Einheit, dreifach die Vereinigung:
Gott ew'ger Vater, der da Brahma heißt,
Gott Sohn, in Wiſchnus irdiſcher Erſcheinung,
Gott Schiwa, als der Wandlung ew'ger Geiſt.

Nachdem N. dieſe Lehre kurz ſkizziert hat, ſchließt er mit der poetiſch ſchönen Strophe:

O lauſchet gläubig der Trimurti-Lehre,
Die alt iſt wie das erſte Menſchenpaar!
Planeten ſingen ihr Triumph und Ehre
Und Sonnen leuchten ihr als Weihaltar.
Sind ja doch Erde und des Himmels Heere
Und in dem Weltraum, was da iſt und war,
Gedanken Brahmas nur, im All entglommen,
Die ſichtbar geh'n und ſichtbar wiederkommen.

Das Zurückgreifen auf die indiſche Religion, die in Europa zu einer Zeit bekannt wurde, in der ein junger Feuerkopf ſich anſchickte, ein fundamentales Werk über die Welt als Wille und Vorſtellung zu ſchreiben, und die auf ſeine Weltanſchauung vielfach entſcheidenden Einfluß ausgeübt hat, bietet ſozuſagen ſelbſt den Uebergang zu einem Teile von Schopenhauers Lehre, zur Lehre vom Nirwana, über die N. im 25. Geſange handelt.

Das höchſte Glück kann man nur im Drange, das Leben loszuwerden, fühlen; das Nichts ließ die Welt entſtehen, „die einſtens wieder in dem Nichts vergehen" wird. Infolgedeſſen kann man allen Ereigniſſen gegenüber nur ſtoiſchen Gleichmut fühlen; denn alles, was uns Luſt oder Unluſt bringen könnte, iſt eben .... Nichts. Obwohl es taub iſt, iſt es hoch zu preiſen, und obwohl es blind und ſtumm iſt, hat es einſt der Weiſeſte von den Weiſen verehrt. Und in eine Apotheoſe auf dieſes Nichts klingt der Geſang aus:

O ſtrebt nach Nichts, dann ſtrebt nach Allem ihr!
O wahres Nichts, das niemals Lügen ſpricht,
O edles Nichts, das niemals ſtiehlt und raubt,
O mächtig Nichts, das bleibt, wenn alles bricht,

O herrſchend Nichts, in das die Welt zerſtaubt,
O einig Nichts, nicht kennend Nacht und Licht,
O ewig Nichts, der Leere Tugendhaupt!
Nirwana! Gottheit, Ew'ge, Reine, Hehre!
Du biſt's allein, die betend ich verehre.

Zwei Probleme, die aber letzten Endes doch auf eins gebracht werden können, beſchäftigen N. im 26. Geſange: das Schickſalsproblem und das des freien Willens. Fragen, die ſeit Platon über Auguſtin bis auf Spinoza, Leibniz, Malebranche, Kant, Schopenhauer und Schelling ungezählte Philoſophen und Dichter beſchäftigt haben, durften im Ideonenliede nicht fehlen. N. läßt die Vertreter des μοῖρα-Glaubens zu Worte kommen:

Was gilt die Tat, durch die wir nur erfüllen,
Wozu der Zwang uns treibt am Lebenspfad?
Was unſer Mühen, Kämpfen, Trachten, Sinnen?
Wir können dem Geſchicke nicht entrinnen.

Und wenn der Menſch rückſchauend ſich und ſeine Handlungen verwünſcht,

Nicht er war Schöpfer hier von Luſt und Leiden,
Nur die Beſtimmung führte ihn zu beiden.

Dieſem Geſange, in dem die Kismetlehre erörtert wird, folgt der XXVII., der dem Pantheismus, oder beſſer geſagt: Anthropotheismus gewidmet iſt. Der Dichter fragt nach der Gottheit. Im Stoffe, in der Kraft, im Nichts kann er Gott nicht finden; alſo wo iſt er? Nun, offenbar dort, wo Bewußtſein iſt, da „kann Gott wohl wohnen". Wohl lebt auch im Tiere Bewußtſein, aber nicht Selbſtbewußtſein.[83]) Und mit dieſem feſten Punkt im All kann er lehren:

Der Menſch iſt Gott, der Menſch nur ganz allein.

Wie aber iſt es zu erklären, daß der Menſch, eine Teilerſcheinung, auch Gott, Schöpfer ſein kann?

Im All iſt Gott, Natur — ſie iſt ſein Teil,
Der Menſch ein Teil des Teils der großen Einheit.
Indem jedoch der Menſch in ſeiner Reinheit
Das All erſtrebt und durch das ew'ge Heil
Der Geiſtesſtrömung ausgeht von der Einheit,
Die, als abſtrakt, umfaßbar und zu ſteil,
So ſtrahlt aus ihm, der ſichtbar iſt, in Wahrheit
Die Gottheit ſelbſt in ihrer hehren Klarheit.

---

[83]) Hegel.

Die Menſchen haben ſich ſelbſt Begriffe wie Schöpfung, Gott und Welt geſchaffen; und da der Menſchengeiſt ſich alles zurechtgezimmert hat, ſo kann nur

In ihm die ſelbſtbewußte Gottheit thronen,
Die ewig durch Erkenntnis ihn muß lohnen.

Gegen dieſes hochmütige Hervorkehren des Selbſtbewußtſeins im Menſchen, das neben Hegel beſonders Fichte betonte, wendet ſich ſcharf der nächſte Geſang.

Ihr ſtellt als Gott, als Gott den Menſchen hin?
Als einz'gen Herrn, der da ſich nicht entblödet,
Sein Ich an eitlen Phraſen zu ergötzen
Und rühmend über die Natur zu ſetzen?

Doch dieſe Menſchengötter können nur erfaſſen, was die „goldene Erfahrung" ihnen löſt. Vergebens aber fragen ſie „nach der Wirkung Gründen." Und wenn ſie in Hinblick auf das Geleiſtete ihr Wirken göttergleich nennen, ſo iſt das eine lächerliche Uebertreibung. Sie glauben, Tantalus zu gleichen, der „Gott ſich dünkte".

Den Himmel habt Ihr Euch hinweggeſungen,
Die Hölle blieb im Buſen Euch zurück.

Ihr Streben wird der Fluch treffen, da ſie zu bekämpfen wagen

Den Glauben, den Natur uns ſelbſt verlieh,
An eines Allgeiſt's ew'ge Harmonie.

Der nächſte Geſang gehört eigentlich nur loſe in dieſe Gruppe; denn er wendet ſich vor allem gegen die Sprachforſcher, die „aus der Gleichheit einzelner Wurzeln auf die urſprüngliche Gleichheit der Sprachen ſchließen." So ſchrieb N. im Anhange der N.J. als Erläuterung zu dieſem Geſange, hat das aber dann geſtrichen, offenbar weil er in ſpäteren Jahren ſich mit den Ergebniſſen der Indogermaniſtik befreundet hat. Hat er doch ſelbſt, z. B. in den Anmerkungen zur geſchichtlichen Erzählung „Roxolan und Carpa" oder zur Rhapſodie „Am Zezinna" kühne, ja allzukühne Wortdeutungen verſucht.

O Ens, halt ein mit deinem Lobe-Rufe[84])
Und anagiere nicht ſo ſehr den Kamm!
Wie wagſt du's im Pamphlet von nied'rer Stufe
Uns zu tangieren mit der Dummheit Schlamm?

Erſt die letzte Strophe dieſes Geſanges, der nicht minder verunglückt iſt als der XXII., verleiht ihm teilweiſe die Berechtigung, in dieſer Ab-

[84]) Lobe = Schimpf.

teilung Platz zu finden. Da läßt er den Verteidiger menſchlicher Weisheit, wenn auch nur im Zuſammenhange mit Sprachwiſſenſchaft, alſo nicht den Vertreter eines philoſophiſchen Syſtemes, ausrufen:

Drum wage nicht, das Wiſſen anzutaſten,
Da Weisheit die bewußte Gottheit iſt
Und Götter wir Gelehrte, die nicht raſten
Zu ſorgen, daß man Gründlichkeit nicht mißt.
Das „Sein" wär' ohne uns ein leerer Kaſten,
Ein großes Tier, das ohne Zweck nur frißt,
Ja, 's würde gar kein Sinn im All ſich finden,
Wenn wir nicht lebten, um es zu ergründen.

Iſt es Swedenborg und ſeine Schule, die N. für den nächſten Geſang beeinflußt haben? Er erklärt zwar, er fröhne nicht dem Myſtizismus. Und doch iſt er myſtiſch, wenn er den Wortführer des Ahnungsvermögens verlangen läßt, wir ſollen die Erleuchtung jener Augenblicke, die plötzlich mahnend und beſtimmend in unſer Leben treten, Folge leiſten.[85]) Man muß „die Gelegenheit" richtig erkennen und erfaſſen. Nur ſo kommt man „an's heiß erſehnte, ſich're Ziel".

An das δαιμόνιον des Sokrates dabei zu denken, wäre ganz verfehlt; denn dieſes offenbart ſich ihm nur, um zu warnen, wenn er etwas tun will, das dem göttlichen Willen zuwiderläuft, nie aber, um ihn zu einer beſtimmten anderen Vorgangsweiſe zu beſtimmen. Und da für alles, was ſowohl Sittlichkeit als auch ein beſtimmtes Fachwiſſen betrifft, die Mantik bei Sokrates ganz ausſcheidet, ſo wäre es unmöglich anzunehmen, daß jemand, wenn er die Gelegenheit zu erfaſſen verſteht, um zu dem von ihm erſehnten Ziele zu gelangen, in ſokratiſchem Sinne handelt, da ja für jenen das einzige Ziel die höchſte Sittlichkeit iſt und dieſe aus dem Inneren hervordringen muß.

Der Seelenwanderung gilt der XXXI. Geſang. Ohne ſich um das frühere Leben zu kümmern, tritt der Geiſt „unbeirrt ins verjüngte Sein". Wenn dieſe Erkenntnis in die Menſchen dränge, ſo wäre es um ſie viel beſſer beſtellt. Wenn aber die Seele immer wiederkehrt, wie darf man dann Zweck und Ziel der Natur leugnen? Die Natur ſelbſt gibt Antwort darauf:

Des Lebens Zweck und Endziel iſt das Leben.

Deshalb aber ſoll man am Grabe nicht die Worte nachſprechen: „O Herr, gewähre ihm die ew'ge Ruhe!"; denn ewige Ruhe wäre Tod. Sondern man ſoll „heiß und tief beten" („denn keine Fabel iſt Gebets-Erhörung"), daß der Mitmenſch, der entſchlief,

---

85) Jacoby, die Romantiker.

Sein Auferſteh'n einſt finde ohn' Beſchwerung
Und daß, ſobald ihm neuer Lenz erkoren,
Er nicht im Elend werde neu geboren.[86])

Ich werde auf dieſen Geſang am Schluſſe meiner Abhandlung über das Ideonenlied noch einmal zu ſprechen kommen.

Dem edelſten Kampfe auf Erden, dem Kampfe ums Licht, iſt der nächſte Geſang geweiht, dem einzigen Kampfe, deſſen Zwecke nie zerrinnen. Nicht an Schillers Mahnung, die Fackel der Erkenntnis nicht zu entzünden, dürfen wir uns halten. Wer wahrhaft für Liebe und Licht kämpft, des Streben geht nie „in Rauch und Dampf" auf.

Drum mag getroſt die Schar der Geiſteserben
Hienieden ſtreiten gegen Sünd' und Nacht,
Zum Kampf fürs Licht die Jünger ſich erwerben,
Die ihr mit Herzen folgen liebentfacht,
Um muterfüllt zu leben und zu ſterben
Den ſchönſten Sieg, der Geiſtesbildnern lacht:
Den Sieg, der ihrem Wirken bringt als Krone
Die Harmonie zu wohlverdientem Lohne.

Wir ſehen, N. iſt von metaphyſiſchen zu ethiſchen Fragen übergegangen. Und was er in dieſem und den beiden folgenden Geſängen vorbringt, iſt ſeine ganz perſönliche Anſchauung; dieſe Behauptung können wir nach Allem, was wir über ihn gehört haben, ruhig aufſtellen. Dadurch ſind uns aber dieſe Geſänge auch beſonders wertvoll. Die Vorſtellung von einem edlen, grundgütigen, wenn auch oft unbeherrſchten Manne gewinnt noch mehr Feſtigkeit.

Gegen die Lüge in ihren verſchiedenſten Erſcheinungsformen kämpft der nächſte Geſang.

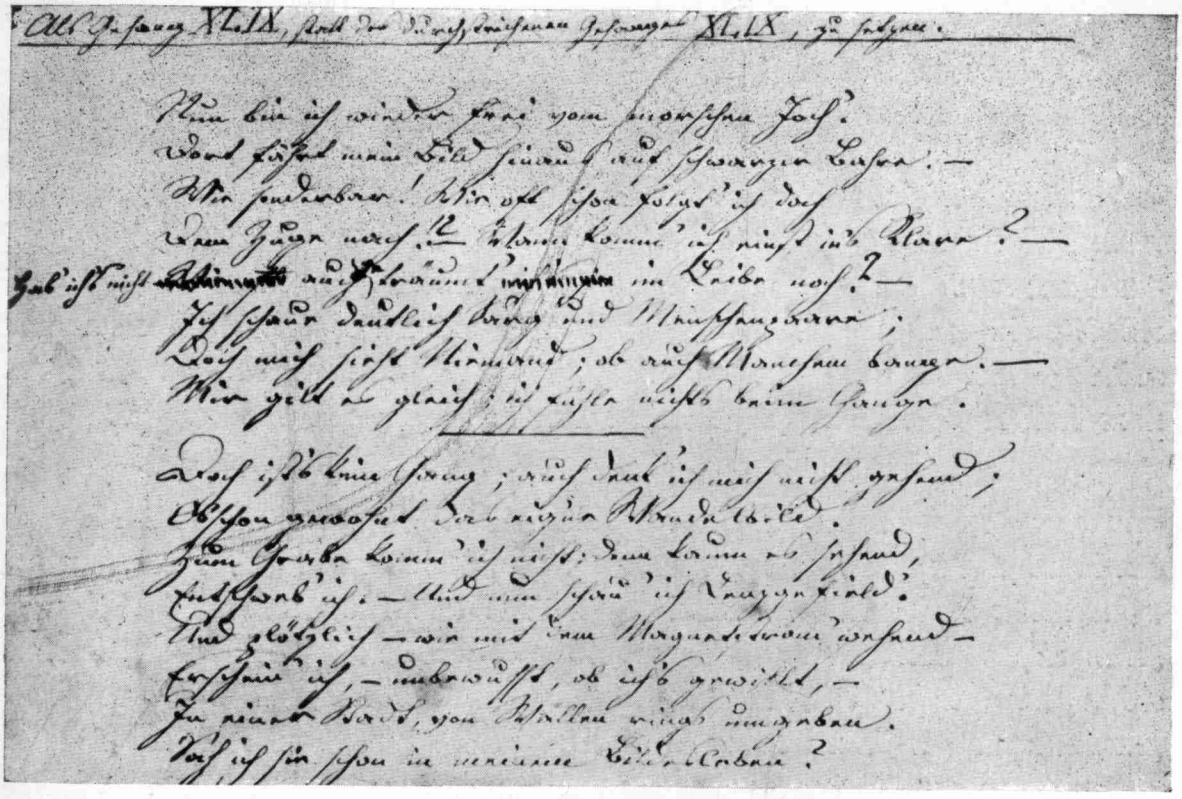
Wo Lüge herrſcht, da herrſcht der Bosheit Ringen,
Und ruft ins Daſein uns der Uebel Schar.

Wohl darf man nicht immer die Wahrheit ſagen, die Klugheit gebietet es uns, daß wir manchmal ſchweigen müſſen; doch hat ſie nie „des Menſchengeiſtes Würde" durch Sünde geſchädigt.

Fluch aber treff' die Lüge, wo ſie hefte
Sich frechen Schritts auf unſern Lebenspfad
Als Falſchheit und Betrug, ſei's im Geſchäfte,
Sei's im Geſellſchaftskreiſe oder Staat.

---

[86]) Vgl. hiezu das Diſtichon auf Seite 208 der Cantavita:
Törichter Wunſch der ewigen Ruh in Grüften und Tempeln,
Den man in Schrift und Wort weiht dem begrabenen Leib.
Ewige Ruh iſt ewiger Tod! Doch lehrt uns der Glaube:
Ewiges Leben: in Gott! Ewiges Wandeln: Natur!



Eine Seite aus den Nachlaß=Ideonen.

Außer durch die Lüge wird das harmoniſche Leben der Menſchen durch falſche Urteile und Begriffe geſtört. Der Menſch, der ſtiehlt, „um Weib und Kind vom Hunger zu befrei'n", wird mit Gefängnis beſtraft. Wenn aber einer die Macht hat, „geſichert durch Geſetzvertrag", das Volk um Millionen zu beſtehlen, ſo geht er ſicherlich ſtraflos aus. Wenn jemand, „von wilder Leidenſchaft beſiegt, verzehrt von Gluten", der Wolluſt unterliegt, ſo wird ihm

Gar mancher kalte Moraliſt verdammen.

Dem Habgierigen aber, der es verſtanden hat, die anderen zu unterdrücken und ſich zu bereichern, liegt die Welt zu Füßen.

Legt einen gold'nen Panzer um die Sünde
Und ſeht: die Lanze der Gerechtigkeit
Bricht harmlos ab.

Nun nähern wir uns dem Schluſſe dieſes in mancher Hinſicht bedeutſamſten Abſchnittes des Ideonenliedes. Er endet mit einem merkwürdigen Geſange, der mit ſeinen 30 Strophen der längſte des ganzen Werkes iſt.

Hat man früher Narren ſich gehalten, die oft Moral predigten, ſo will der Dichter jetzt auch die Narrengeißel ſchwingen, um wahllos ſeine Anſchauungen über verſchiedene Formen unſeres Lebens und Meinungen anderer Menſchen in zumeiſt ſehr ſarkaſtiſcher Weiſe zum Ausdrucke zu bringen. Es iſt nicht mehr ein ridendo dicere verum, es ſind zumeiſt übertrieben ſcharfe, faſt wütende Angriffe, die er gegen alle möglichen Stände und Perſonen ausführt, nur gemildert durch die Bemerkung in der Einleitung, daß es ſich um ein Narrenſpiel handelt. Der Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Strophen iſt meiſt nur ein rein äußerlicher, indem das letzte Wort der vorhergehenden Strophe zu Beginn der nächſten wiederholt und zum Gegenſtand der Betrachtung gemacht wird. Schon daraus erhellt, daß eine geſchloſſene Wiedergabe des Geſanges nicht denkbar iſt. Nur den Inhalt einiger, der wichtigſten Strophen will ich herausgreifen. So wendet ſich N. gegen die, denen der „Sieg übers Herz" gelungen iſt, die ohne Herz leben können. Das mag für andere gut ſein,

Doch nicht für mich! — Mein Herz verlangt zu lodern,
So lang es ſchlägt — vielleicht noch im Vermodern.

Gegen Interpreten, die den Geiſt des Dichters nicht erfaſſen, ſondern ſich in Kleinigkeiten verlieren, ſchleudert der Dichter das Wort: „Halunke!" Denn was werden ſie ſchon erreichen? Brocken erſchleichen?

Dann kämpft er gegen die Herzenskälte vieler Menſchen, ihre Verleumdung und Freudloſigkeit, gegen den Egoismus, der ſich hinter Geſetze verkriecht.

Entſetzen ſoll dich treffen, Fluch und Grauen,
Habgieriges, herrſchſüchtiges Gezücht,
Das ſeine Beute in den Diebesklauen
Rechtfertigend vom Kampf ums Daſein ſpricht.
Dort ſieh! Dort kannſt du ſchon den Richter ſchauen;
Wie er im Mohnfeld wählt die höchſte Schicht
Und in der Au das Riedgras. Ha dem Packe!
Wie er nach ihm ſchon zielt mit ſeiner Kracke!

Auf ſeiner Kracke, deren ſtarre Rippen
Fleiſchlos ſich wölben, nahet Aſaman,
Hohläugig, bleich mit eingeſchrumpften Lippen,
Der Leib mit Moderlumpen angetan.
Auf kahlem Schädel läßt er ſeitwärts kippen
Den braunen Hut mit grüner Feder dran;
Die Knochenhand, die linke, hält die Trenſe
Und mit der rechten ſchwinget er die Senſe.

Die Senſe! Hei, wie ſchwingt ſie ſo gewandt
Für reiche Mahd der Arm, der ausgedorrte.
Weh Euch, wenn Aſaman durchzieht das Land,
Den Ausgleich liefernd an die dunkle Pforte!
Huh! Wie die Kracke wiehert luſtentbrannt!
Und wie der Reiter johlt die Schauerworte:
„Ridgras, nie Nebel, taſte Thanos nun,
Barg niedrig, neben Rid, Fuchs Aſarun.“

N. hätte keinen unglückſeligeren Abſchluß für dieſen ſonſt ſo intereſſanten und ſtellenweiſe vorzüglichen Teil der Ideonen finden können. Zunächſt hat er hier neue Wörter gebildet. Wenn auch das Recht zur Schaffung von Wortneubildungen ohne weiteres den Dichtern zugeſtanden werden muß, ſo kann ſich das doch nur auf unſere heutige Sprache beziehen. Es geht aber auf keinen Fall an, plötzlich Neuerungen ins Altnordiſche zu bringen. Wer ſollte wiſſen, daß mit Aſaman „der von Aſa geſandte Rächer, Todesbote“, wie N. in den N.J. erklärt, mit Aſarun „Fenja, einer der beiden Wölfe Odins“[87]) gemeint ſein ſoll? Einen Todesgott hat es bei den Germanen überhaupt nicht gegeben, ſondern nur eine Todesgöttin, die aber nicht die Menſchen holen kommt, ſondern im Totenreiche über ſie herrſcht. Vollends unmöglich ſind die Attribute, die N. ihm, der chriſtlichen Vorſtellungswelt entſprechend, beigelegt hat.

Wie unangenehm wirkt die Verſtümmelung des griechiſchen Thanatos in Thanos, wie gequält, wie unverſtändlich die beiden letzten Beſchwörungs-

---

87) Fenja aber iſt der Name einer der beiden Rieſinnen, die von König Frodi als Mägde gekauft wurden, um ihm ſein Schickſal zu mahlen. (Snorri, Poetik). Die beiden Wölfe heißen Freki und Geri.

ſtrophen, die ſchon rein äußerlich durch die (notwendigen) Druckfehler peinlich auffallen! Und all das nur deswegen, damit ein Rückleſerätſel entſtehe, wobei abermals Gir für Gier und tſat(!) für ſtatt herhalten muß.

Nur Aſa ſchuf dir neben Gir dein Grab
Nun ſo nahte tſat Leben ein Sarg dir.

Wenn man noch bedenkt, daß in den J. keinerlei Anmerkungen oder Erklärungen gegeben wurden, ſo wird man begreifen, daß dieſe Strophe wohl niemand verſtanden hat.

N. liebte dergleichen Spielereien wie Akroſtichen u. ä. Auch in der Cantavita findet ſich ein Gedicht, daß „Groß-Chan-Gin-Ökhoo" heißt und deſſen vier Strophen ſtets mit folgendem Verſe enden:

Lieb nie oh König Gin Ökho ein Beil!

Ich wiederhole, N. hätte keinen unglückſeligeren Abſchluß finden können. Weder die Ankündigung zu Beginn des Geſanges, daß die Narrheit führen werde, noch die Einleitung des nächſten Geſanges:

Wie haſt du mich im hehren Kampfgetoſe
So weit verführt, entbrannte Phantaſie!

können die Geſchmackloſigkeit des Schluſſes entſchuldigen. Das leichte, ſpieleriſche, auf äußere Effekte hinzielende Schaffen des Rhapſoden bricht ſich hier ſehr ſtörend Bahn.

*

Ueberblicken wir nun den Inhalt der Geſänge 18—35! Aus der Fülle metaphyſiſcher und ethiſcher Fragen greift N. einzelne Kapitel heraus, die ihn irgendwie intereſſieren. Dabei iſt ſeine Behandlungsweiſe durchaus frei. Nur in einzelnen Fällen kann man mit Beſtimmtheit ſagen, daß er dieſen oder jenen Philoſophen bezw. ſein Syſtem gemeint hat; öfters aber iſt ſeine Darſtellung ſo, daß ebenſo gut der eine wie der andere Philoſoph gemeint ſein kann. Ich erinnere bloß an den Geſang, in dem er von „Bewußtſein" und „Selbſtbewußtſein" ſpricht.[88]) Doch das kann man ihm nicht zum Vorwurfe machen, ebenſowenig wie die willkürliche Auswahl der von ihm behandelten Fragen; denn er ſchrieb ja kein Lehrbuch der Philoſophie. Nur die Art, *wie* er manche Lehre auseinanderſetzt, widerſtrebt entſchieden der ernſten Geſamtanlage des Liedes und ſchadet ihr. Aus einer in den N.J. befindlichen Antwort auf eine ihm zugegangene Kritik erſehen wir, daß auch jener Kritiker einzelne Geſänge wegen ihres Tones getadelt hat.

---

[88]) Vgl. z. B. Gerhard Lehmann: Wilhelm Dilthey, 1934, wo es heißt: „Wie Hegel, ſo geht auch Dilthey vom Selbſtbewußtſein aus". — Selbſtbewußtſein iſt aber auch das Prinzip der Philoſophie Fichtes.

Die Darſtellung Kaindls a. a. O. veranlaßte mich, die Frage aufzuwerfen: welcher Weltanſchauung huldigt N. ſelbſt? Schon aus den bisher angeführten Strophen können wir einen richtigen Schluß ziehen. Doch ich will zunächſt noch andere Stellen zitieren. In den U.J. ſingt er zu Beginn:

Im Namen Gottes, der da lenkt die Sphären
Und den das All in Ewigkeit lobpreiſt,
Den wir in Staub anbeten und verehren,
Wenn ſeiner Schöpfung Wunder Er uns weiſt,
Im Namen Gottes, der ob allen Herren
Im Himmel thronet als allmächt'ger Geiſt,
Und abermals in Seinem heil'gen Namen
Sei dies begonnen und beſchloſſen. — Amen!

Man ſieht faſt, wie der auf dem Standpunkte poſitiven Chriſtentums fußende Dichter gläubig das Kreuz ſchlägt und „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geiſtes!" ſagt.

In den U.J. findet ſich ‚das „Vorſpiel im Himmel" in Goethes Fauſt imitierend, eine Szene, die N. „Comoedia divina" genannt hat. Da kommt folgendes Zwiegeſpräch zwiſchen einem Engel und dem Teufel vor.

Teufel (triumphierend):
Vergeſſen längſt ſind Jungfrau, Hirt und Herden,
Und ſchon begann die Hölle einen Reigen
Zum alten Lied: „Die Erd' iſt unſer Eigen!"
Und nun, wo wir uns alle höchlich freuen,
Kriecht aus dem Staub 'ne Kreatur von Dichter,
Ein wahrer Laffe noch, und wagt es, uns zu dräuen,
Erfrecht ſich, längſt Vergeſſ'nes zu erneuern,
Geht graden Wegs empor zum höchſten Richter,
Verklagt uns, ſchmäht uns und beginnt am End'...

Engel:
Zu prophezeien? Das iſt es, was dich brennt?

Teufel:
Das iſt's! Doch hoff' ich, niemand wird es glauben.

Alſo: N. erklärt ausdrücklich, daß er den Chriſtenglauben mit ſeinem Liede gleichſam wieder erwecken will. Und an der chriſtlichen Religion, an der Bibel hält er feſt, wenn er im dritten Geſange der U.J. ſingt:

(Um die Schöpfungsgeſchichte zu begreifen)
Muß Wiſſenſchaft unwiſſend ſich bekennen
Und wie ein Kind des Glaubens Zuflucht wählen.
Und dieſer Glaube führe mich allein
Nun in der Urzeit heil'ge Pforten ein.

Als N. im Sonntagsblatte der Bukowina das Ideonenlied veröffentlichte, machte ihm jemand den Vorwurf, daß er durch ein Wort, das er

dem Teufel über die Jungfrau Maria in den Mund legt, gegen das Chriſtentum ſich wende. Entrüſtet aber weiſt N. dieſen Vorwurf zurück und bekennt ſich ausdrücklich zum chriſtlichen Glauben.

Wenn wir all dies zuſammenfaſſen (es wäre mir ein Leichtes, noch andere Belegſtellen anzuführen), ſo werden wir wohl ohne Zweifel behaupten können: N.s Weltanſchauung deckt ſich faſt ausnahmslos mit der, die die Vertreter des Chriſtentums lehren.

Damit iſt ſelbſtverſtändlich nicht geſagt, daß er alles und jedes, was die Bibel ſchreibt, glaubt, wie wir dies z. B. bei der Auffaſſung der Urſache des „Sündenfalles" geſehen haben.

Demgegenüber behauptet Kaindl, N. ſei Anhänger der Lehre vom Nirwana und zitiert zum Beweiſe die auch von mir angeführte Schlußſtrophe des XXV. Geſanges.

Wir haben geſehen, wie N. die einzelnen philoſophiſchen Syſteme behandelt, häufig ſo, daß er die Vertreter der im folgenden Geſange erörterten Lehre gegen die im vorhergehenden begründete in den Kampf ziehen läßt. Unwillkürlich muß man ſich an Goethe erinnern, der das Gedicht „Eins und Alles"[89]) mit den Worten ſchließt:

Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

und daran das „Vermächtnis" anſchließt, das mit den Worten beginnt:

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen.

So hat N. auch den Vertreter der Lehre vom Nirwana zu Worte kommen laſſen, ohne perſönlich auch nur im Leiſeſten ihm zuzuſtimmen; denn ſchon im XXVII. Geſange läßt er den Pantheiſten auf die Frage, was die Gottheit ſei, antworten:

Das Nichts iſt's nicht, denn etwas iſt ja hier.

Ja, noch mehr! Neben der „Stofflerlehre" (Materialismus) iſt es die vom Nirwana, die er am meiſten bekämpft. Im erſten Geſange der J. (6. Strophe), der ſich auch in den U.J. und N.J. vorfindet, ſagt er zum Leſer:

Haſt du jedoch getrunken von der Quelle
Nirwanas, haſt du ſtolze Weltverachtung
Und Schmerz geſetzt an Lieb- und Glaubensſtelle,
Nur Tod erwartend, Mühſal und Umnachtung,
Dann kling' des Liedes Ton in deine Seele
Und führe dich zu heilender Betrachtung,
Bis dir von Neuem in das Herz geſchrieben
Der Blütentrieb für Glauben, Hoffen, Lieben.

[89]) Das ἓν καὶ πᾶν des Xenophanes!

Ich glaube, deutlicher kann die Ablehnung von Schopenhauers Lehre und N.s eigene Weltanſchauung nicht ausgedrückt werden.

Wie demnach ein Forſcher vom Range Kaindls zu dieſer grundfalſchen Behauptung kommen konnte, iſt mir unbegreiflich. Es bleibt mir nichts anderes übrig als zu vermuten, daß Kaindl das Ideonenlied nicht in den Händen gehabt hat und ſich von jemandem anderen über N.s Weltanſchauung hat unterrichten laſſen.

*

Gehen wir jetzt zum letzten Teile der J. über, der nach N.s Einteilung vom 36. Geſange bis zum Schluſſe reicht!

Hat N. geahnt, daß der Kritiker gegen die vorigen Geſänge, namentlich gegen den 35. zu Felde ziehen wird? Der ganze XXXVI. iſt eine Verteidigung gegen diejenigen, die „den Geiſt der Pieriden" nicht verſtehen, ja ſchmähen.

Doch Geiſter, die gleich Elfen in den Höhen
Aus reinem Lichte ſpinnen Werk und Plan,
Die auf dem Fittig ſtrahlender Ideen
Zum Aether ſchwingen, die hinab — hinan
Die tiefſt' und höchſten Regionen ſehen
Und ſo das All erſpäh'n auf ihrer Bahn,
Die ſind gefeit, ob auch mit finſt'rem Haſſen
Des Feindes rauhe Hand ſie ſtrebt zu faſſen.

„Die Reiſe durch das Leben" will der Dichter, wie es in der Einteilung in den N.J. heißt, in dieſen Geſängen vorführen. Doch iſt dieſe Zuſammenſtellung nicht gut. Der XXXVI. Geſang gehört eigentlich noch zum vorigen Abſchnitt. Dann können die letzten Geſänge nicht mehr der Reiſe durchs Leben angehören und müßten zu einem ſelbſtändigen Schlußabſatz verbunden werden.

Wurden in den früheren Geſängen große Ideen, die das All betreffen, vorgetragen, ſo gibt uns N. jetzt ein Bild vom Leben der einzelnen „Ideonen", hauptſächlich von ſeinem eigenen.

Wie wehmütig ſchön iſt die Erinnerung an die erſte Jugend! Sie zeigt ihm „in ſonnenhellen Bildern das Paradies, unmöglich" zu ſchildern.[90])

Wie ich der Knabenfreiheit Flügel ſchwang,
Auf Berg und Felſen königlich regierte,
Vom Baume aß und von der Quelle trank,
In Tal und Wald des Wildes Tritt erſpürte,
Wie ſich der Bruſt das Kindeslied entrang,
Die Hand zum erſten Mal die Saiten rührte,
Und wie es luſtig in die Welt geklungen
Und wie es Wind und Wellen mitgeſungen.

90) Vgl. I. S. 17 f.

Dann ſchilderte N., wie er zum erſten Male ins Gymnaſium ging und ein Greis die Jungen alſo begrüßte:

Ihr Könige! Ihr Fürſten! Grafen! Herrn!
Ihr Kardinäle! Biſchöfe! Prälaten!
Doktoren! Lehrer! Künſtler, nah und fern!
Miniſter Ihr und Amtsherrn in den Staaten!
Ihr Generäl' mit Schwert und Ordensſtern!
Ihr Räuber! Diebe! Schlemmer, die da waten
Im Laſter nur! Ihr Abſcheu jedem Frommen!
Auswurf der Welt — ich heiße Euch willkommen.
All dies, was ich Euch nannte, könnt Ihr werden ...

Hat wirklich N.s Klaſſenlehrer ſeine Schüler ſo begrüßt? Bekannt iſt es, daß Valentin Trotzendorf-Friedland (1490—1556) der Begründer der Schulgemeinde, ſeine Schüler in Goldberg ſo zu begrüßen pflegte.[91]) Hat N.s Lehrer es ihm nachgemacht? Es ſcheint, daß das der Fall war; denn N. bekennt, daß dieſe Titel ihm ſtets „in innigſtem Verein" im Kopf und Herzen lebten und daß er ſchon als Knabe einſah, er könne ſich niemals „bloß dem Lichte gatten."

Verſchmolzen blieb der Tugendpfad der Mühen
Mit dem des Sinnenmenſchen immerdar.

Seine Berufung zum Dichter oder Sänger ſchildert N. in allegoriſchem Gewande im XXXVIII. Geſange. Er gehört zu den ſchönſten des Liedes.

Es war im Lenz. Der weiße Blütenregen
Wob duft'ge Netze durch das friſche Grün.
Im Fluge hauchte Zephir allerwegen
Den warmen Gruß der jungen Roſe hin;
Die Schwalbe zwitſcherte der Brut entgegen;
Der Storch ſah klappernd, ob ſein Haus gedieh'n.
Es zog und klang und ſproßte durch die Lande,
Und Berg und Tal erſchien im Feſtgewande.

In mir auch war der hehre Ruf erklungen,
Des Lebens Gluten flammten friſch entfacht.
Kaum daß die Lerche trillernd mir geſungen,
Trieb's lockend mich hinaus mit Zaubermacht.
Raſch hatt' ich dem Gewühle mich entrungen,
Die Bahn erſpäh'nd, wo in verborg'ner Pracht,.
Fern' von dem Wogen drängender Geſtalten,
Natur ſich mir erſchloß in ihrem Walten.

Mich zog ein heißes, ahnendes Verlangen
Tief in der Wildnis wild'ſten Bau hinein.
Des Urwalds Reize hielten mich umfangen,
Es lockte mich ihr grüner Dämmerſchein.

---

[91]) Vgl. Ziegler, Geſchichte der Pädagogik (im „Handbuch") S. 93.

Schon war ich raſtlos meilenweit gegangen,
Da hemmte plötzlich ſchroffes Felsgeſtein,
Im halben Rund begrenzend eine Lichtung,
Die weit'ren Schritte der erſehnten Richtung.

Ich fand mich hier auf einer off'nen Stelle,
Wo Strauch- und Baumwuchs einen See umſchloß,
In den vom nahen Urfels eine Quelle
Mit lautem Plätſchern ſtürzend ſich ergoß.
Im reinen Spiegel ſah ich klar und helle
Des Himmels Abbild, das herniederfloß,
Mit einem Glanz gleich einem Strahlen-Pfade
Beſäumend rings das blumige Geſtade.

Von dieſes Ortes ſtiller Pracht ergriffen,
Fühlt ich ein Sehnen hier nach ſüßer Ruh.
Im Mooſe lagernd, nah den Felſenriffen,
Schaut ich dem Zuge der Forellen zu.
Ich ſah ſie pfeilſchnell zur Kaskade ſchiffen
Und luſtig wiederkehren dann im Nu;
Ich ſah ihr Spiel und ſann dabei und lauſchte
Dem Waſſerfall, der in der Nähe rauſchte.

Da erſcheint dem Dichter, auf einem Blumenwagen mit Rädern von Vergißmeinnicht, „ein Frauenbildnis wunderbar".

Sie trägt ein Kleid gewebt aus Silberfäden,
Wie ſie der Mond in klaren Nächten ſpinnt,
Ihr Gürtel ſcheint entſtammen einem Eden,
Wo die Juwelen wachſen gleich dem Splint,
Demanten zieren ihn, für deren jeden
Der Eigner ſich ein Königreich gewinnt;
Und vorne halten Spangen ihn geſchloſſen,
Von Perlen und Smaragden übergoſſen.

Dies wunderbare Weſen ſprach zu ihm, er ſolle getreu bewahren, was er mit Augen und Ahnung ſehe; dann werde ihm ſein Werk gelingen.

„Und aus den Nebeln ringſt du dich zur Klarheit,
Aus Nacht zum Licht, aus Widerſtreit zur Wahrheit!"

Dann zieht das herrliche Weſen mit ſanftem Gruße weiter.

Es tönt wie leiſes, liebevolles Singen
Und hebt ſich ſtill und feierlich empor.

Flügel wünſcht ſich der Dichter, um ihr folgen zu können.

Denn ach! ich fühlt' es: alles, was mich je
Gefeſſelt hielt, es müſſe d e m erliegen,
Was hier im Glanz ſo herrlich und ſo traut,
Mein Ohr gehört, mein trunk'nes Aug' geſchaut.

Da fällt ſein Blick auf eine Blume, die herniederſchwebt. Mit Entzücken drückt er ſie an ſeine Lippen;

Dir Spenderin ſing ich zu Preis und Ruhm!
O leite mildreich mich zum hohen Ziel!

Aber der erdentrückten Jubelſtimmung folgt der Rückſchlag. Wir wandern nicht immer in lichten Höhen, wir müſſen auch oft hinunter in die tiefſten Tiefen. Auf ſeiner Wanderung durch des Lebens Urwald kommt der Dichter zu einem Klausner, der ihn liebevoll bewirtet, dann aber zu einer Reiſe in die Tiefen einlädt. Wie gut, daß der Dichter „die Bahn mit dem ſchützenden Geleite" betreten kann! Denn immer tiefer und tiefer geht es hinab. Alle Schätze der Erde „ſchimmern, glüh'n und blitzen."

Es ſurrt' und ſchlürfte rings in Kluft und Ritzen,
Wie eines Räderwerkes dumpfes Rauſchen.

Jetzt wird es auch ſchwüler, immer unheimlicher.

Ein Raſſeln, Brodeln, Ziſchen, Heulen, Kochen,
Vereinte ſich zu grauſam Widerhall;
Und ſchreckbetäubt von den gewalt'gen Tönen,
Fühlt ich die Kraft mir ſchwinden unter Stöhnen.

Den halb Ohnmächtigen umſchlingt der greiſe Klausner und ſchwebt mit ihm nieder bis zur „Feuerſphäre, in der des Erdenleibes Pulsgang ſchlug". Da aber vergehen ihm die Sinne. Als er aus der Ohnmacht erwacht, ſieht er ſich hoch oben auf kahlem Felſengrunde liegen, verſchwunden iſt ſein Führer.

Wer iſt jener Klausner, den er noch im XL. Geſange dankend lobpreiſt?

O ſüßes Pfand, o treues Angedenken,
Du Schutz und Leitſtern meiner Wanderſchaft!
Mögſt du auch ferner meine Schritte lenken,
Mir auf dem Wege ſchenken Licht und Kraft!

Wenn es eine ſymboliſche Geſtalt ſein ſoll, ſo möchte ich vermuten, daß N. den Glauben gemeint hat, der ihn über den Pfuhl der Hölle mit ſchirmender Hand trägt.

Nachdem der „Ideone" die lichte Berufung erlebt hat und bei glücklicher Führung eines frommen Mannes dem fürchterlichen Abgrund entronnen iſt, verſucht er, ins Leben zu ſtürmen, iſt er fähig, mit den verſchiedenen, dem Lichte feindlichen Mächten zu ringen. Für dieſe Reiſe erhält er zwar keinen vergiliſchen Stab, aber von einem gutmütigen Rieſen, den er um den Weg fragt, „ein eiſern Waffen, dem Topor ähnlich, den der Mogul ſchwingt". Und jetzt erlebt er ſeine Dantiſche Comoedia divina. Er kommt zu einer Stadt mit zahlreichen Türmen; aus jedem tritt ein Rieſe

hervor. Drei der größten hemmen ſeinen Weg. Er muß mit ihnen kämpfen. Der erſte dürfte die Völlerei, der zweite die Habgier und der dritte die rohe Sinnenluſt verkörpern. Während er ſich der beiden erſten bald erwehren kann, will es ihm mit dem dritten nicht ſo leicht gelingen. Ja, faſt wird er beſiegt. Nun greifen ihn auch die beiden anderen, nicht völlig Beſiegten wieder an und der Kampf dauert bis zum Sonnenuntergange. Da aber geſchieht ein großes Wunder: die Rieſen ſchrumpfen zu Zwergen zuſammen und flüchten eiligſt vor ihrem Gegner. Jetzt kann ſich der Wanderer an den in der Burg vorhandenen Lebensmitteln laben und bei Mondſchein weiterziehen.

Was ſoll das Zuſammenſchrupfen der Rieſen bedeuten? Unmöglich kann man behaupten, daß jene Leidenſchaften oder Begierden mit Eintritt der Dunkelheit zum Schweigen kommen. Eher könnte man das Gegenteil behaupten. Wollte N. etwa ſagen, daß ſie erſt ſchwinden, wenn der Lebenstag ſich neigt, daß man alſo ſein ganzes Leben lang mit ihnen kämpfen muß?

Weiter zieht der Ideone. An einſamer Stelle ſchläft er ein. Im Traum gelangt er zu einem Felſenkamme, in dem ein Untier hauſt, „halb Drache und halb Schlange". Schon will er entſetzt fliehen, als jenes Schreckgebilde liebevoll zu ſprechen beginnt und ihm einen Pakt anbietet: es wolle ihm alles verſchaffen, was er wünſche, wenn er es aus ſeiner flammenglutigen Hülle durch ſein Herantreten und durch die Worte: „Dir bleib' ich feſt verbunden!" befreie. Trotz inneren Schauerns geht der Ideone auf den Vorſchlag ein und gleich darauf durchfliegt „frohlockend ob dem Siege" der Geiſt mit ihm die Lüfte und führt ihn zu einem feenhaften Palaſte, in dem Mädchen von unvorſtellbarer Schönheit ihn empfangen.

... Aus der Schleier dürftigen Geweben
Drang eine Welt von Reizen unbewußt,
Und um den Preis des Vorzugs ſah man ſtreben
Die Ueppigkeit, die Anmut und die Luſt.

Ein herrliches Mahl wird aufgetiſcht, Muſik ertönt zauberiſch ſchön, die Mädchen tanzen verführeriſch einen Reigen. Ein wunderbares Getränk, „weit köſtlicher als ſelbſt der beſte Wein", verſetzt ihn in höchſte Glut. So wird er in einen „gold'nen Saal geleitet, erhellt von unſichtbarer Lichter Kranz", wo der ſüßeſte „Zauber ausgebreitet lag", das herrlichſte Weib, das er je geſehen.

Hier ruhte, ſanft auf Daunen hingegoſſen,
Ein Frauenbild wie eine Göttin ſchön.
Ihr Körper ſchien dem Paradies entſproſſen.
Bei ihrem Anblick mochte man vergeh'n
In unermeßlich tiefen Liebes-Meeren
Vor heißem Drang und flammendem Begehren..

Ihr Götterleib floß ſehnſuchtsvoll hernieder,
Von keiner andern Hülle ſonſt bedeckt
Als von der Zauber-Anmut, die hier lebte
Und dieſer Formen Harmonie umſchwebte.

Iſt es ein Wunder, daß der Ideone, verlockt von dieſem Zauberbilde, nicht ſo ſtandhaft bleibt wie Hüon in der Laube, da ihn die Sultanin gewinnen will, und unterliegt? Doch wie er das herrliche Wunſchweſen umarmen will, hört er höhniſch ein gellendes Lachen; er fährt auf und ſieht: er liegt am Buſen jenes Feuerdrachen. Voll Schrecken will er ſich losreißen und — erwacht.

In dieſem Geſange wird die feinere Form der Verführung, die ſchönere und vielleicht gerade deswegen umſo gefährlichere Wolluſt im Gegenſatze zur grobſinnlichen Leidenſchaft im vorigen Geſange geſchildert.

Voll Freude, daß alles nur ein Traum geweſen iſt, begrüßt der Ideone den jungen Morgen, zieht munter weiter und gelangt zu einem Garten, „wo ſtatt der Kunſt, deſpot'ſche Künſtlerlaunen" alles angeordnet haben.

Gebüſch und Bäume blühten da, geſichtet
In Kreis und Reih, nach ſtrenger Regeln Zwang;
Die Vögel ſangen, doch ('s iſt nicht erdichtet!)
Im Käfig nur, der eiſern ſie umrang.
Sie waren all' zum Singen abgerichtet,
Um zu verhüten, daß ihr eig'ner Drang
Den Sitten-Zweck — das erſte der Geſetze
In dieſem Garten — allzukühn verletze.

Da kommen fünf Jungfrauen, alle „ſchönſten Ebenmaßes". Sie ſind prächtig gekleidet, nur eine Sache wirkt ſtörend: ſie tragen „weiß' und ſchwarze Schleier". Wenn der Wind den Schleier nach vorn treibt und der ſchwarze Teil ſich ihrem Geſichte nähert, werden ſie furchtbar traurig; nähert ſich der weiße, ſo lachen ſie freudig. Gaſtfreundlich laden ſie den Wanderer auf ihr Schloß und bewirten ihn köſtlich. So läßt er ſich hier gerne feſthalten und lauſcht vergnügt ihren Worten. Nach vier Tagen Aufenthalt iſt ſein Ver- und Zutrauen ſehr gefeſtigt. Nur eines ſtört ihn: am Abend erbleichen alle Jungfrauen und müſſen ſich raſch in ihren Erkern verſchließen.

Da der Ideone von niemandem den Grund für dieſes Vorgehen erfahren kann, dringt er am fünften Abend ins Erkerzimmer und ſieht

...geſtreckt auf Betten purpurrot,
Mit fratzenhaft verzerrten Angeſichtern,
Die Jungfraun alle, ſtarr und kalt und tot.

Er flieht entſetzt aus dieſem Zauberſchloß.

Die Symbolik in dieſem, das alte Meluſinenmotiv verwertenden Geſange iſt mir nicht klar. Der ſchwarze und weiße Schleier könnte ebenſo gut Tag und Nacht wie Leben und Tod bedeuten. Was will die Zahl fünf, die wiederholt vorkommt? Fünf Jungfrauen wohnen in einem Schloſſe, das nach fünf Seiten fünf kunſtverzierte Erker hat; fünf offene Pforten laden zum Beſuche ein und am fünften Tage erfolgt die Entdeckung. Weder in der römiſch-griechiſchen noch in der germaniſchen Sage ſpielt die Zahl fünf eine beſondere Rolle.

Ich will hier mit Außerachtlaſſung der Zahl fünf eine Deutung dieſes Geſanges verſuchen, betone aber, daß ich ſie nur mit einem Fragezeichen gebe.

N. war ein Feind aller Unnatürlichkeit und allen Gekünſteltſeins. Menſchen, die in allen ihren Bewegungen, Reden und Handlungen ſo höflich und abgemeſſen ſind, müſſen, da dies der menſchlichen Natur widerſpricht, in unbeherrſchten Momenten ins kraſſe Gegenteil überſchlagen und bieten dann gegenüber ihrer ſonſtigen Erſcheinung eine fratzenhaft verzerrte Larve. Der Ideone flieht entſetzt, als er dieſe andere Seite im Weſen der „ſittſamen" Jungfrauen bemerkt. Nur mit dieſer Erklärung könnte ſich dieſer Geſang in den Zuſammenhang fügen: die Geziertheit, identiſch mit Verlogenheit (Unnatur), tritt verſuchend ins Leben. — Doch muß ich offen bekennen, daß die obige Erklärung mich ſelbſt nicht befriedigt.

Im 43. und 44. Geſange greift N. wieder auf ſoziale Probleme zurück. Ihrem Inhalte nach hätten ſie eigentlich eher in den 2. oder 3. Teil hineingehört. Doch hat ſie N. offenbar deshalb hier eingeſchaltet, weil auch ſie in ſymboliſches Gewand gehüllt ſind.

In einer Wüſte an einem Orte voll Weh und Grauen, findet der Ideone zwei furchtbare Geſtalten.

Die eine war ein weibliches Gerippe,
Mit fahler Haut, voll Runzeln angetan;
Ein blauer Reif, die längſt verwelkte Lippe,
Wies einen Mund, verkrümmt und ohne Zahn ...

Die zweite der Geſtalten iſt ein Mann, nicht minder ſchrecklich anzuſchauen; alles an ihm iſt unendlich mager, doch der Bauch fehlt gänzlich. Drohend empfangen ſie den Fremdling und auf ſeine Frage, wer ſie ſeien, erwidert das Weib:

Ich bin die Not, die ſchmutzige und bleiche,
Und meinen Mann, den Hunger, ſiehſt du hier ...
Der Vater meines Mann's der Uebermut ...
Doch haben Sohn und Enkel wir, die lindern
Zu Zeiten unſ're Einſamkeit und Qual.
Es iſt der Aufruhr dies mit ſeinen Kindern ...

Voll Schaudern wendet ſich der Ideone und zieht weiter; da ſieht er, wie der Aufruhr ſeine Scharen aufpeitſcht, um „des Lebens graues Dornenjoch zu ſprengen.“ Eigentlich, fühlt der Ideone, haben dieſe Menſchen Recht, wenn ſie ſich gegen „Hoffahrt, Trug und Faulheit“ empören, die regieren, indes der Arbeit ihr Lohn verſagt wird. Doch der Kampf des Aufruhrs dauert nur kurz. Gegen die Uebermacht der Feuerſchlünde können die Empörer nicht aufkommen, ſie brechen zuſammen; aber auch noch im Sterben verfluchen ſie die Sieger.

O daß an derart hartem Daſeinskampfe
Hienieden krankt das menſchliche Geſchlecht,
Des zeiht nicht der Natur Geſetzesbande,
Der Menſchheit nur allein ſchreibt es zur Schande!

An das erhabene Bibelwort von der Liebe gemahnt der nächſte (45.) Geſang. Der Ideone iſt im Lenze mit vollen Segeln ins Leben hinausgeſchifft, aber „ſein freudig Pochen“ iſt vom „Eiſeshauch der Windsbraut“ gebrochen. Der Lebensmut wankt, der hohe Satz iſt verſpielt. Da wird er tief empfänglich für das Leid der armen Verſtoßenen:

...Wie fleh' ich, daß herniederſchwebe
Zum Heil ihr[92]) voller, warmer Liebesſtrahl,
Daß ſich ihr taudurchfunkelt Lichtgewebe
Erbarmend ſpinne in des Jammers Tal,
Daß ſie mit Troſt des Armen Herz belebe,
Und daß in Hütten wie im gold'nen Saal
Das Daſein ſie vom Sündenſchmutze ſcheu're
Und Menſchentum den Sieg der Liebe fei're!

Nehmt alles, was da ſchätzenswert euch dünket:
Des Strebens Rieſenflug, der Schönheit Pracht,
Den Born der Kunſt, von dem ihr freudig trinket,
Des Ruhmes Glanz und Ehre, ſtreng bewacht,
Die Freiheit, wenn im Staatenbau ſie winket,
Der Menſchheit Sprachenſchatz, des Wiſſens Macht,
Profetengabe ſelbſt und Kraft der Wunder:
Wenn Liebe fehlt, iſt alles eitel Plunder!

Und nur wenn die Liebe herrſcht, wird dauernder Friede ſein und „Heil und Freude allem Volke.“

Weiter wandert der Ideone, bis er in ein einſames Felſental kommt. Von eines Klausners Zelle dringt ein ſtilles Glöcklein herüber. Er eilt zur Hütte; der Eremit tritt heraus und lädt ihn ein. Er forſcht nicht nach dem Woher? Wohin? Doch ungefragt erzählt ihm der Ideone, wie er vergebens gekämpft habe. Da antwortet der Greis, er ſei bereits am Ziele angelangt.

---

[92]) Der Sonne.

„Geerntet haſt du deines Strebens Preiſe,
Je wie der Möglichkeit ſich Kraft gepaart.
Was dein noch harret, nach vollbrachter Reiſe,
Iſt in dem Land des Dunkels dir bewahrt,
Allwo in eines Urhags tiefen Gründen
Unzählige der Pfade ſpurlos münden."

Doch der Ideone iſt betroffen; er erklärt, ſein Geiſt wolle, wenn er ins Dunkelreich berufen würde, Licht dorthin bringen.

„Das", ſprach der Klausner, „wird ihm nie gelingen."

Dann weiſt er ihn in jenes Reich, vor deſſen ſchwarzer Pforte „das wilde Grauen" herrſcht; wen es anglotzt, der wird eine Leiche, „ob auch ſein Mut ans Rieſenhafte grenzt". Dort hält das Schweigen und das „Geheimnis bis zur Stirn vermummt" Wache und ſpottet den Verſuchen aller Weiſen, „den dichten Schleier ihm vom Leib zu ziehen".

Hier ſchwieg der Greis. Ich ſtarrte in die Aſche,
In die geſunken war des Feuers Pracht.
Wo blieb die Lohe jetzt, die überraſche,
Wo all die Glut, zuvor ſo heiß entfacht?
Ein Flämmchen noch, wie wenn's nach Leben haſche,
Zuckt auf und ſtirbt. . ..

Als er aber in tiefſter Mutloſigkeit einſchläft, erſcheint ihm im Traume die Göttliche, die ihm im Lenz des Lebens erſchienen war (ſ. 38. Geſang!), und tröſtet ihn:

O merk, wie es aus Tiefen ſtrebt zu blüh'n!
Im Licht und Aether webt es ſeine Glieder
Und raſtlos wallt es durch die Bäume hin,
Um ſichtbar ſich aus unſichtbarem Reigen
Und ſterblich aus unſterblichem zu zeigen.

Der Reigen iſt geſchloſſen. Vom überlauten Jubel in der Jugend hat der Weg den Ideonen durch alle Freuden, Verſuchungen und Qualen zum Ort des ewigen Schweigens geführt; ſeine wehe Reſignation aber mildert „die Göttliche" durch den Hinweis, daß immer wieder aus dem Verblühen neue Keime entſprießen, daß das Unendliche bleibend iſt und nur die äußere Erſcheinungsform ſich ewig ändert.

Mag das ein Troſt für den Verſtand ſein, das Herz fühlt bang und wehe; und wie draußen der Winter Berg und Wald mit Silber geſchmückt hat, ſo ſenkt ſich auch auf den Ideonen ſchwerlaſtend Erinnerung herab, die Zukunft erſcheint ihm düſter.

Es läßt mich — ach! — der Richtſtuhl der Gedanken
Um alten Schmerz in neuer Qual erkranken.

In ſchlummerloſer Nacht erſcheint ihm jetzt eine „grauenhafte Phantasmagorie". Doch welch gewaltiger Unterſchied zeigt ſich da in den ver-

ſchiedenen Faſſungen des Ideonenliedes! In den U.J. iſt dieſe Szene eher ein keckes Spiel mit Gedanken ans Jenſeits, an ein Zur-Rechenſchaft-Aufgefordertwerden uſw. In den J. wird das Leitmotiv dieſes Geſanges vertieft. Man bedenke: der Dichter iſt ſchon 60 Jahre alt, viele Stürme ſind über ihn hinweggebrauſt, unendlich viele Enttäuſchungen hat er erlebt. Und merkwürdig, oder richtiger geſagt: es iſt ſelbſtverſtändlich, daß gerade dieſer Geſang der einzige iſt, der in den N.J. die meiſten Veränderungen erlitten hat, ja zur Gänze umgearbeitet worden iſt! Sonſt ſind die Veränderungen in den N.J. ſo geringe, daß ich ſie vernachläſſigen konnte. Dieſen Gang aber will ich nach der Faſſung in den N.J. beſprechen.

Es iſt Nacht, im Mondenſtrahle ſchlummert alles ruhig und in Frieden. Der Dichter aber kann nicht ſchlafen. Ihm erſcheinen die Geiſter, um Rechenſchaft von ihm zu fordern.

Wollt ſtatt des Pfaffen ihr die Beichte hören?

Er geſteht, ein arger Sünder geweſen zu ſein; während er anderen die beſten Lehren gegeben habe, ſei er nicht imſtande geweſen, ſelbſt darnach zu leben.

Trotz Geiſteskraft und ſeeliſchem Gewinne,
Von Schöpfung und Erziehung mir geſchenkt,
War ich zumeiſt das Opfer meiner Sinne,
Ein ſteuerloſes Fahrzeug, flutgeſchwenkt.
Vertrauensſelig hielt ich dann erſt inne,
Wenn ſchon das Unheil ſich herabgeſenkt;
Und habe derart, es ſei nicht verhohlen,
Mich ſelbſt beraubt, betrogen und beſtohlen.

Die Gottes-Einheit pries ich nah und ferne
Und trieb doch immerdar Abgötterei.
Und o! wie trieb ich ſie ſo heiß, ſo gerne
Vor aller Welt ganz ungeſcheut und frei!
Ich betete die Sonne an, die Sterne
Und flehte, daß mir ihre Gunſt gedeih!..

Ja, ich bekenn's, ich war — o hört das Ende! —
Der größte Feuerſünder, lebenslang.
Als Knab' ſchon ſpäht' ich, wo ich Zunder fände,
Es wuchs mit mir der wilde Flammendrang.
Jedwede Maid erfaßten meine Brände,
Wenn ſprühend ich das Glutenſzepter ſchwang.
Es galt kein Eis, da gab es kein Entrinnen —
Ich bannte ſie mit allen ihren Sinnen.

Und jetzt folgt die große Beichte ſeiner Lebensſünden.

So lag im Feuer wilder Sinnlichkeit
Und Leidenſchaft mir Seel' und Leib verſunken.
Ob auch mein Geiſt, ſtets hilf- und heilbereit,
Zu hehrer Liebe mahnend mir gewunken.

Und ob ich ſchon ſeit meiner Kindeszeit
Kriſtall'ne Flut des Eisborns nur getrunken:
Kein Geiſt vermocht' die Feuerbahn zu böſchen,
Kein Waſſer meine Rieſenglut zu löſchen.

An ſeinem Auge ziehen viele Mädchen- und Frauengeſtalten vorbei, unter ihnen auch Amalie.[93]) Eine muß einen ganz beſonderen Einfluß auf ihn ausgeübt haben, er nennt ſie Roſa. In den J. wird ſie noch nicht erwähnt. War ſie inzwiſchen geſtorben?

Neigt ſich nicht Roſa dort mit ſtillem Gruße?
O Feuerlilie, biſt du neu erwacht?

Und in der letzten Strophe erſcheint ſie wieder.

Und wieder werd' ich Roſa jetzt gewahr,
Sie winkt mit Hand und Aug und goldnem Haar.
Ich komm', ich komme! Flügel! Welch ein Heben!
Das grüne Licht — es zieht mich mit Gewalt —
Dort — ferne, fern — die blendende Geſtalt!

Auch der 49. Geſang iſt in den N.J. zum großen Teile umgearbeitet, die Strophenzahl hat ſich verdoppelt — auch dies ein Beweis, wie intenſiv ſich N. jetzt mit dem Gedanken an das Jenſeits beſchäftigt hat. Schon früher einmal (in dem zwiſchen den 37. und 38. Geſang der J. eingeſchobenen Geſang) hat er wehmütige Betrachtungen über die Nichtigkeit alles Irdiſchen angeſtellt.

So fand ich denn, daß jedes Daſein wanke,
Daß nichts Beſtand hat, trotz der eig'nen Mehrung,
Daß jede Luſt und Blüte kranke.
Und mich ergriff dies Schauſpiel der Verheerung
Und meine Seele trübte der Gedanke:
„Einſt fällſt auch du als Opfer der Zerſtörung!"

Um jenem furchtbaren Weh zu entgehen, hat N. verſucht, alle Bücher zu durchforſchen, die ihm Troſt geben könnten, bis ihm eine Stimme „Sein und Wiederkehr jenſeits des Grabes" verkündete und ihm ſo Troſt brachte.

Nach Taglauf zählſt du je ein Einzelleben,
Nach Lebensläufen zählt dein Lebensreih'n.
Dort kannſt erinnernd du dich ſtets erheben,
Hier tritt dein Bild in völlig neues Sein.
Sobald dem Geiſt die Stoffbahn neu gegeben,
Kehrt frei er in ſein irdiſch Walten ein.
Kein Rückblick legt ihm Feſſeln oder Schranken
Im Reiche der Gefühle und Gedanken.

---

93) S. I, S. 35.

Was auch im Daſeingang das Bild gefunden,
Drin Stoff und Kraft als Leib und Seel' erſchien,
Was immer es erſtrebt, gewirkt, empfunden,
Wie immer ſeine Lebensbahn gedieh'n:
Des Bild's Gedächtnis dran, ans Bild gebunden,
Stirbt mit dem Bild, dem es als Gut verlieh'n.
Selbſt des befreiten Geiſtes reinem Weſen
Des Licht's — bleibt nicht Erinn'rung dran erleſen.

Ich habe mit Abſicht dieſen in den N.J. eingeſchobenen Geſang erſt hier beſprochen,[94]) weil er für die Erklärung und das Verſtändnis des 49. Geſanges außerordentlich wichtig iſt und es am beſten iſt, wenn der Leſer dieſe beiden Geſänge unmittelbar nacheinander betrachten kann. Ohne dieſen eingeſchobenen Geſang böte der 49. dem Verſtändnis ſchier unüberbrückbare Schwierigkeiten. Ich geſtehe offen, daß ich ihn, als ich noch nicht im Beſitze der N.J. war, mir vergebens zu deuten ſuchte.

Gleich die erſte Zeile iſt bezeichnend: „Nun bin ich wieder frei vom morſchen Joche." Der Ideone iſt — zum wievielten Male? — vom Diesſeits ins Jenſeits zurückgekehrt, nachdem er hier jedesmal, unbewußt ſeines früheren Lebens, andere Geſtalten angenommen hatte. Im obigen Zitate muß daher das Wort „wieder" betont werden.

Dort fährt mein Bild hinaus auf ſchwarzer Bahre.
Wie ſonderbar! Wie oft ſchon folgt' ich doch
Dem Zuge nach? Wann komm' ich einſt ins Klare?
Hab' ich's nicht auch geträumt im Leibe noch?
Ich ſchaue deutlich Sarg und Menſchenpaare.
Doch mich ſieht niemand, ob auch manchem bange —
Mir gilt es gleich, ich fühle nichts beim Gange.

Da wird er plötzlich emporgehoben, weilt wieder in einer Stadt, wo ihn die Gaſſen wie alte Freunde grüßen; er tritt in ein altes Haus mit hohem Gibeldache (iſt es ſein Elternhaus?). Eine alte Dame und ein junges Mädchen weilen dort. Dann ſieht er, „wie es am Friedhof ſteigt aus Gruft und Schanze". Er ſelber ſchwebt wie „ein Glanz im Glanze, noch leichter wie der Aether zwiſchen Sternen."

Und nun erfaßt ein Drang mich. Ich erhebe
Mich fort vom Berge in der Lüfte Raum.
Mir ſchwindelt nicht, ob noch ſo hoch ich ſchwebe.
Hatt' ich nicht leibend oft davon den Traum?

Er ſieht, wie gleich ihm, „Milliarden winzig kleiner Stäubchen durch die Lichtung" ſchießen. Er wandert weit, auf Sternenſchimmer, auf Blumen-

94) Da der erſte Geſang der J. in den N. J. als Vorgeſang erſcheint, verſchiebt ſich die Numerierung um eins; erſt durch jene Einſchiebung läuft vom 38. Geſange an ſie gleich mit der in den J.

düften durch die Welt. Und doch dünkt es ihm nie „wie Zwang und Kette“. Wie lange ſchwebt er ſo? Er weiß es nicht. „Des Geiſtes Flug kennt keine Zeit.“ Bald iſt er wieder in jenem Erkerzimmer, bald bei der Gruft. Wie

... hat allzuheißer Drang
Mich hergeführt? War's meines Fluges Eile?
O daß ich mich nicht höher, höher ſchwang!
Wann wirſt du, hehrer Lichtblick, mir zuteile,
Nach dem bisher ich, ach! vergebens rang?
Wann endlich werd' ich nach dem Wandelgrauen
Den Grund des Grund's vom Grund des Grundes ſchauen?

Jetzt wieder Dämmerung! Jetzt Schimmerhülle,
Und bleibend — bleibend ſtets im Kreiſeslauf.
Kaum ſinkt das Morſche in Vergeſſens Stille,
Nimmt den Erſatz die Strömung neu in Kauf.
Siegt einſt bewußt des Geiſtesweſens Wille?
Schwingt unbewußt im heißen Drang ſich's auf
Zur Feier ſeines Sphärenwandels-Tages?
O heil'ge Ahnung! Wenn du darfſt, ſo ſag es!

Verweilen wir, ehe wir zum Schluß übergehen, noch bei dieſem vorletzten Geſange! Als Anhänger der Lehre von der Seelenwanderung läßt N. auch ſeine Seele vom Körper ſich losringen und immer wieder „Fleiſchhülle“ annehmen.

Merkwürdig iſt es, daß N., der ſich ſonſt faſt ausnahmslos auf den Boden der Bibel ſtellt, ſich zur Seelenwanderungstheorie bekennt, die das Chriſtentum zwar nicht ausdrücklich verdammt (haben doch auch manche Apologetiker dieſer noch von den Vorſokratikern, namentlich Pythagoras, vorgetragenen Lehre gehuldigt), jedenfalls aber nicht gutheißt. Aber nicht nur dieſer Umſtand muß das Erſtaunen des Kritikers erregen, ſondern auch ein Widerſpruch. In dem oberwähnten 37. Geſange der N.J. hebt N. ausdrücklich hervor, daß die Seele nicht nur in der Zeit, da ſie an den Stoff gebunden iſt, von ihrer Praeexiſtenz nichts weiß, ſondern auch in den körperloſen Zwiſchenzeiten. Hier aber erinnert ſie ſich doch deſſen, was ſie erlebt hat, und weiß auch, daß ſie immer wieder — „bleibend“ — neue Hülle annimmt, ſie iſt ſich ihrer Prae- und Poſtexiſtenz völlig bewußt.

Wie iſt dieſer entſchiedene Widerſpruch zu verſtehen? Ich habe mir folgende Erklärung zurechtgelegt. Die Umarbeitung des Ideonenliedes dürfte erſt in den letzten Jahren des Dichters erfolgt ſein; der Schrift nach zu urteilen, iſt aber gerade der 37. Geſang am ſpäteſten umgearbeitet worden. Das erkennt man aus dem Vergleich mit den anderen Aufzeich-

nungen, auch ohne Graphologe zu ſein; ſie iſt greiſenhaft zittrig.[95]) Offenbar hat N. eine, wie er glaubte, vollkommenere Anſchauung über Seelenwanderung ſich zu eigen gemacht, indem er auseinanderſetzte, daß die Seele nach dem jeweiligen Verlaſſen des Körpers ihrer ſelbſt unbewußt bleibt. Damit aber hört der eigentliche Zweck der Seelenwanderungslehre auf. Warum ſoll ſie ewig wandern, wenn ſie jedesmal eine ſozuſagen neue, eine ſich ihrer Praeexiſtenz unbewußte iſt? Oder wird ſie erſt am Schluſſe der Laufbahn aller Seelen zur wahren Erkenntnis gelangen? Welchen Zweck aber hätte dann noch die Erkenntnis?[96])

Hat N. ſelbſt dieſen Widerſpruch empfunden? Ich nehme es als ſicher an. Aber er wollte oder konnte den Geſamtplan des Liedes nicht mehr ändern.

Und nun kommen wir zum Schlußgeſange.

Was regt ſo mächtig ſich in dunklen Tiefen?
Sind's Botenzeichen aus der Erde Schoß?
Sind's Stimmen, welche nach Erlöſung riefen?
O Geiſt, mein Geiſt, ringſt du dich endlich los?

Er fühlt, wie er emporſchwebt, und was er mit tauſend heißen Fragen geſucht, das hat er endlich gefunden. „Das Buch des Alls liegt vor mir aufgeſchlagen." In dieſem Buch aber ſteht's, daß die Erde, wenn auch lange „im Kreiſeslauf gefangen", doch einmal zu einem Stern, zu dem ſie „liebentzündet" emporblickt, gelangen wird. Es erklingt der Ruf der Ewigkeit, „die Welt entbrennt in ſchwindelnd wilder Bahn", eine fürchterliche Kataſtrophe erfolgt; dann aber taucht eine neue Erde empor, auf der nur die ewige Liebe zurückgeblieben iſt.

Und wie ſie nun bei Sphärenklang entfaltet
Ihr Feierkleid, der Schöpfung Meiſterſtück,
Da können es die Sonnen all erkunden,
Daß Arda ſich mit Ardur hat verbunden.

Der Allgeiſt hat vereint die Liebesmächte
Zu Heil und Glanz der Sprößlinge des Lichts.
Vergeſſen iſt der Schmerz der Leidensnächte,
Dem neuen Bund ein unbekanntes Nichts.
Verſchwunden ſind die Spuren der Gefechte,
Die ew'ge Liebe, allumfaſſend, ſpricht's:
„Hinfort ſoll nimmermehr am Rund der Erden
Das höchſte Glück ein Kampf ums Daſein werden."

*

95) Vgl. das Facſimile.

96) Vgl. hiezu das Diſtichon auf Seite 209 der Cantavita:
Ach, was hilft mir der Troſt der Rückkehr zu junger Erſcheinung,
Bring' ich Erinn'rung nicht mit an mein vergangenes Sein,
An den Genuß meines jetzigen Lebens, an alles das Werte,
Was ich erwarb und beſaß, was mich verjüngt und beglückt?

Wir ſind am Schluſſe des Ideonenliedes angelangt. Ich habe bei den einzelnen Geſängen bzw. Abſchnitten die ihnen zugrundeliegenden Ideen aufzudecken geſucht. Nun handelt es ſich um eine kritiſche Wertung des Geſamtſtoffes.

Der Menſch, der Ideone, als gegenwärtig (nur in geiſtiger Hinſicht!) vollkommenſtes Geſchöpf der Erde, kann ſeine Gaben nur von ihr erhalten haben. Er verkörpert alſo alles, was ſie in ſich enthält, alſo auch den in ihr gebundenen Geiſt. Sonſt ſtarr, ringt ſie ſich in ihm, in ſeiner geiſtigen Entwicklung zu einem höheren, zu ihrem früheren Bewußtſein durch. Andererſeits iſt der Geiſt des Menſchen ſchwer gefeſſelt durch ſeinen Körper, den er ebenfalls von der Erde hat. Sie iſt alſo in Feſſeln geſchlagener, an Materie gebundener Geiſt. Daß der Allgeiſt den Menſchen wegen eines in der Natur allüberall vorhandenen, unbedingt notwendigen und von ihm ſelbſt den Lebeweſen verliehenen Triebes verflucht und dieſer erſt dann eigentlich die Erdſchwere zu fühlen bekommt, kann N. unmöglich annehmen, auch wenn er ſonſt voll Bewunderung von der Darſtellung in der Geneſis ſpricht. Alſo muß der „Fluch", das Gebundenſein, in unſerer Allmutter ſelbſt ſchon liegen, ihr Geiſt muß wegen eines Vergehens in jene Feſſeln geſchlagen worden ſein, aus denen ſie ſich langſam in ihren Kindern herausringt, bis ſie endlich ganz durch ihre Vereinigung mit Ardur ſich der Feſſel entrafft.

Das iſt wohl der philoſophiſche Grundgedanke des Werkes. Neben dem großen Vorzuge, daß — meines Wiſſens nach — zum erſten Male dieſe in poetiſcher Hinſicht intereſſante Löſung der Frage „nach dem Grund vom Grunde" verſucht worden iſt, finden ſich leider Fehler, die den Genuß des Werkes ſtören. Wohlgemerkt: ich ſpreche hier nicht mehr von Einzelheiten, ſondern von der Geſamtkompoſition.

Da iſt es zunächſt die Annahme der Exiſtenz eines allgütigen, allwiſſenden uſw. Gottes. N. konnte ſich, als überzeugter Chriſt, von dieſer Idee nicht losringen. Er fand darum auch keinen rechten Grund für das Vorhandenſein des Böſen auf Erden. Daß die Seraphim Arda und Ardur „beſtraft" werden, weil ſie einen Blick des Erſtaunens, des Unbegreifens gewechſelt oder gar nur Mitleid gefühlt haben, iſt logiſch unmöglich, da ja derſelbe Allgeiſt, der ihnen dieſen Gedanken gegeben oder zumindeſt vorher gewußt hat (allwiſſend!), daß ſie ihn hegen werden, ſie dafür ſtraft. Auch iſt die Strafe abſolut nicht dem Vergehen angepaßt. Und wie kann ein „allgütiger" Gott trotz Reue überhaupt noch ſtrafen? Daß dann Arda Schwere annehmen und durch die Räume ſauſen muß, bis ſie von einer Sonne eingefangen wird, dieſe Idee hätte entſchieden in eine andere Periode hineingepaßt, wo noch die naturwiſſenſchaftlichen Vorſtellungen naiver waren. Doch mag das als dichteriſche Freiheit noch ebenſo

hingehen, wie daß plötzlich (warum gerade damals?) Arda ſich dem Sonnenſyſteme entwinden und mit Ardur, der offenbar eine ähnliche Entwicklung durchgemacht hat, vereinigen (?) kann. Aber ſelbſt der Grundgedanke bei N. weiſt einen ſchweren Fehler auf.

Die beiden Seraphim Arda und Ardur werden zur Strafe für ihren nicht einmal laut gewordenen Zweifel mit Verkörperung beſtraft, leben zunächſt, oder da weiterhin nur von einem die Rede iſt, ſo müſſen wir richtiger ſagen: Arda lebt unmeßbare Zeiten ihrer ſelbſt unbewußt, bis endlich der Menſch erſcheint, in dem ſie, wie der Wortlaut des Fluches lautet, wieder zum Bewußtſein des „woher" kommt. Da ſie inzwiſchen einen langen Weg der Entwicklung zurückgelegt hat, ſo muß man ſchließen, daß dieſes Aufwärtsſtreben mit der Zeugung des erſten Menſchen nicht plötzlich zum Stillſtand gelangen wird noch kann. Es wird, es muß eine ſtändige Weiter- und in gewiſſer Hinſicht Höherentwicklung erfolgen. Auch der Menſchengeiſt oder, wie N. an anderer Stelle ausdrückt: die Seele müßte bei ihrer immer wiederkehrenden Inkarnation ein ſtets vollkommeneres Abbild der großen Idee werden, bis ſchließlich beim Abſterben der Hülle, ſagen wir durch Vergreiſung der Erde, der Seraph in der Geſamtheit der zu höchſter geiſtig-ſeeliſcher Vollendung fortgeſchrittenen Ideonen ſich ſelbſt von der Schwere losgerungen hat und nun jubelnd ſeine vollkommene Befreiung in ihnen feiern kann. Wenn dann, um dem Grundplane des Werkes Genüge zu tun, eine ähnliche Entwicklung ſich auf Ardur vollzogen hat, ſo könnten die beiden Seraphim in freier Sphärenregion in untrennbarer Liebe ſich vereinigen.

Statt deſſen iſt nirgends im Ideonenliede von einer Höherentwicklung des „Geiſtesbildes" die Rede. Der Menſch, der „vom erſten Menſchen angefangen" hat, bleibt ſich ſtets der gleiche. Auch in der viſionären Ahnung der folgenden Inkarnationen und Befreiungen wird nichts von einer Fortentwicklung erwähnt. Erſt als Gott plötzlich (warum?) die Strafe aufhebt, ſind die Seelen imſtande, ſich frei „über der Menſchheit Stämmen" zu ſchwingen. Gibt es alſo in dem Momente noch Menſchen?? Doch ſie können ſich nicht von der Erde losringen, die ſich ihrem Sonnenſyſtem entwindet und mit Ardur vereinigt — die Götterdämmerung der alten Germanen ſpielt in dieſe Vorſtellung hinein.

So hat ſich alſo der Seraph vom Stoffe n i c h t losgerungen, er bleibt weiter an ihn gebunden; und wo Stoff iſt, iſt auch Schwere. Was ſollen dann noch die Menſchen? Der Seraph hätte in ihnen wieder zum Bewußtſein kommen ſollen. Wenn er aber ſich mit ſeinem Geliebten vereinigt hat, dann iſt er ja zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt gekommen, dann ſind die Menſchen ganz überflüſſig.

Und weiters: wenn die Seelen frei geworden ſind und ſich emporſchwingen können, welchen Zuſammenhang bewahren ſie noch mit der

„Menſchheit"? Kehren ſie nicht immer wieder in ſie zurück? Oder wo bricht dieſe Entwicklung ab?

Neben dieſen Fehlern in den philoſophiſchen Grundgedanken müſſen wir auch einen in der Kompoſition feſtſtellen, der allenfalls leichter zu ertragen wäre. N. ſagt in der zweiten Strophe des zweiten Geſanges:

Beginnen werd' ich von der Schöpfung Tagen
Und enden mit dem jüngſten Tag allhier ...

wobei unter „jüngſter Tag", wie wir geſehen haben, die Götterdämmerung („das jüngſte Gericht" u. ä.) und die Neuerſtehung der Erde gemeint ſein muß. Das iſt mehr als kühn. Man vergleiche demgegenüber Goethes Fauſt, der den Werdegang eines einzigen Menſchen kaum erſchöpft! Die Folgen von dieſem Plane haben wir geſehen: ganze Geſänge ſind mit der leeren Aufzählung von Namen erfüllt. Nirgends aber iſt eine Entwicklung oder gar Höherentwicklung angedeutet. N. hat ſich da ein Ziel geſetzt, das er nicht im entfernteſten meiſtern konnte. Allerdings müſſen wir zugeben, daß auch das größte Genie es in dem gegebenen Rahmen nicht hätte erreichen können.

Doch wir wollen gerecht ſein! Nicht umſonſt nennt Kaindl a. a. O. die Ideonen N.s reifſtes Werk und klagt, daß bisher noch niemand es gründlich gewürdigt hat. In der Tat müſſen wir ehrlich bekennen: das Ideonenlied hat viele poetiſchen Schönheiten; es finden ſich in ihm Geſänge, die auch großen Dichtern zur Ehre gereichten. Ferner iſt es durch ſeine zahlreichen philoſophiſchen Diskurſe und Ausblicke außerordentlich intereſſant. Mit Ausnahme einiger weniger Stellen durchzieht ein vornehmer, ein hochſinniger Geiſt das Werk.

So iſt dieſes Lied, aus dem ein unendlich gütiger Menſch aus überquellendem Herzen zu uns ſpricht, denn auch das bedeutendſte poetiſche Werk, da je auf dem Boden der Bukowina entſtanden iſt.

Wenn in dieſer Abhandlung zum erſten Male ſeit dem Erſcheinen des Ideonenliedes ein Kommentar gegeben und eine kritiſche Wertung verſucht wurde, ſo hoffe ich, daß dieſe Schrift noch manchen nach mir Anregung zu vielleicht neuen Wertungen geben wird, daß ſich langſam ein klares, nach jeder Richtung abgerundetes Urteil über dieſes Hauptwerk N.s bilden werde.

Vor allem aber wäre ich glücklich, wenn N.s poetiſches Streben auch in den allgemeinen deutſchen Literaturgeſchichten Beachtung fände, in die er bisher, da ſein Schaffen und vor allem ſein Hauptwerk unbekannt war, nicht Eingang finden konnte.[97])

[97]) Wenige Tage ſpäter, nachdem ich das Manuſkript Herrn Profeſſor Dr. J. Nadler in Wien eingeſchickt hatte, verſtändigte er mich, daß er N. in die zweite Auflage ſeiner Literaturgeſchichte aufnehmen werde.

5. Der Wiſſenſchaftler.

Die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen N.s ſind uns faſt durchwegs als Programmarbeiten erhalten. Zwei erſchienen in Czernowitz, u. z. im Jahre 1870: „Verſuch einer Darſtellung nach Quellen für die Beziehungen zwiſchen Polen und Oeſterreich zur Zeit Maximilians II. und ſeines Sohnes Maximilians des Deutſchmeiſters.“ Im Jahre 1872 veröffentlichte er: „Ueber die Teilnahme normänniſcher Fürſten am erſten Kreuzzuge und die von manchen Hiſtorikern angeführten Folgen dieſer Teilnahme für die normänniſchen Staaten.“

Nach ſeiner Ueberſiedlung nach Radautz erſchienen folgende Abhandlungen: „Grundzüge zur Geſchichte von Serethland“ (1874). Am Schluſſe dieſer Arbeit, die bis zum Jahre 105 n. Chr. reichte, finden wir die Bemerkung: „Fortſetzung im nächſten Jahresberichte.“ Doch das zweite Programm des Gymnaſiums vom Jahre 1876 brachte unter dem Striche die Anmerkung: „Die Fortſetzung der in der erſten Jahresſchrift erſchienenen Grundzüge der Geſchichte von Serethland konnte nicht aufgenommen werden, da das Werk für buchhändleriſchen Verlag beſtimmt iſt.“ Statt ſeiner erſchien: „Anakreon von Theos. Sein Leben und Dichten. Literatur ſeiner erhaltenen Lieder, von dem Erſcheinen der erſten gedruckten Herausgabe derſelben durch Henricus Stephanus in Paris im Jahre 1554 bis auf das Jahr 1876.“ Der dritte Jahresbericht brachte zwei Abhandlungen und zwar „Das Gudrunlied“ und „Ueber Gottfrieds von Straßburg Triſtan“ (1877). Im vierten Jahresbericht erſchien: „Conſtantin Brancoveanu, Wojwode der Walachen“ und „Baſedow und ſeine Gedanken über das Schulweſen“ (1879).

In gewiſſer Hinſicht könnte man hieher noch den Text zu Knapp's „Illuſtrierte Bukowina“[98]) rechnen. Am Schluſſe des Novellenbandes kündigt N. eine Arbeit an: „Beiträge zur Geſchichte der ſchöngeiſtigen Literatur der Menſchheit.“ Das Manuſkript hat ſich nicht erhalten.

Das ſind die Arbeiten N.s, die in dieſes Gebiet gehören.

Wir wollen nun verſuchen, eine kurze Charakteriſtik der Tätigkeit N.s auf wiſſenſchaftlichem Gebiete zu geben, wobei ich hervorheben möchte, daß ich auf eine eingehende Kritik jeder einzelnen Schrift verzichten muß und zwar aus drei Gründen: 1. würde ſie den Rahmen dieſer Arbeit vollkommen ſprengen; 2. hat N. zumeiſt die Quellen benützt, ohne ſie anzugeben; ihr Herausſuchen wäre mit faſt unüberwindbaren Schwierigkeiten verbunden; 3. aber, und das iſt wohl der Hauptgrund, hat N.s wiſſen-

98) S. I, S. 40.

ſchaftliches Wirken in keiner Weiſe Einfluß ausgeübt; nirgends habe ich ihn zitiert gefunden.[99])

N. unterläßt es bei den meiſten Arbeiten, die Quellen anzuführen. Nur bei zwei Arbeiten gibt er ſie an, jedoch auch nicht ſo, daß der Kritiker ſozuſagen Satz für Satz ſeiner Behauptungen nachprüfen kann. Ja, in der Geſchichte von Serethland erklärt er ausdrücklich, daß er die Sitte der Berufung auf die Quelle abſichtlich vermieden habe. „Für Nicht-Fachmänner iſt dergleichen ſtörend und bei Fachmännern darf ich vorausſetzen, daß ſie wiſſen, woran ſie ſich zu halten haben." Dieſe Bemerkung iſt charakteriſtiſch für N.s wiſſenſchaftliche Tätigkeit.

Wie geſagt, hat N. bei zwei Unterſuchungen die Quellen angeführt u. z. bei ſeiner Arbeit über die Beziehungen zwiſchen Polen und Oeſterreich und bei der Abhandlung über Anakreon. In der erſten Arbeit gibt er auf 37 Seiten eine Darſtellung des Lebens und Wirkens Zamojskis und im Zuſammenhang damit werden die Intrigen aufgedeckt, die ſich an die Bewerbung um den polniſchen Thron ſpannen. Nachdem er in einigen, wenn auch belangloſen Punkten die bisherigen Darſtellungen richtig geſtellt hat, zitiert er die benützten Quellen und gibt auf 27 Seiten „Belege". Ich vermute, daß dieſe Arbeit ihm als Hausarbeit gedient hat; ſie verrät ſozuſagen den Zwang, exakte wiſſenſchaftliche Arbeit zu leiſten und kann als die beſte unter ſeinen Abhandlungen bezeichnet werden.

Quellenangabe finden wir ferner bei der Abhandlung über Anakreon. Ich habe ſchon früher erwähnt,[100]) daß N. in Wien eine umfangreiche Arbeit über dieſen Dichter geſchrieben hat. Die im Druck erſchienene Abhandlung beſchäftigt ſich mit dem Leben des Dichters und gibt dann je ein bis zwei Proben (Text und Ueberſetzung) ſeiner verſchiedenen Dichtungsgattungen, wobei es uns auffällt, daß manches der Gedichte wie z. B. das auf S. 15: *Εἰς τὸ δεῖν πίνειν* viel zu frei überſetzt iſt. Nachdem ſo auf 16 Seiten, wobei die Proben mehr als die Hälfte des Raumes einnehmen, das eigentliche Thema behandelt worden iſt, wird auf 7 Seiten die benützte Literatur angeführt; die große Handſchrift, ja die vorliegende Abhandlung N.s ſelbſt wird ebenfalls erwähnt. Nun bietet aber die wiederholt erwähnte Handſchrift nichts anderes als Text und Ueberſetzung der anderen Lieder, die nicht in den Druck aufgenommen worden ſind. Der Teil, der ſich mit der Biographie des Dichters beſchäftigt haben

---

[99]) Nur Kaindl erwähnt in ſeiner kleinen Abhandlung über die Burg Cecinna (ſ. o. S. 632), daß der Gymnaſialdirektor Neubauer die Anſchauung vertritt, dieſe Burg ſei von den Goten erbaut worden. Aber er läßt ſich in eine wiſſenſchaftliche Diskuſſion über dieſe Behauptung gar nicht ein.

[100]) S. II, S. 11 f.

dürfte, iſt ausgeriſſen, höchſtwahrſcheinlich von N. ſelbſt, der ſich auf dieſe Weiſe das Abſchreiben erſpart hat.

Iſt es ſchon an und für ſich merkwürdig, für eine ſo kurze Abhandlung alle Ausgaben und Abhandlungen über Anakreon, die bis 1876 erſchienen ſind, anzuführen, ſo fällt uns noch etwas anderes auf: viele Werke ſind völlig unwiſſenſchaftlich zitiert, ſo z. B.: „Dacier, der Gemahl von Mad. Dacier, ſchrieb Kritiken über die Anakreontiſchen Oden" oder: „Heinſius ſchrieb Kritiken über die Anakreontiſchen Oden", ohne daß Titel, Erſcheinungsort und Jahr angegeben werden. Dann finden wir Werke in franzöſiſcher, engliſcher, italieniſcher, madjariſcher Sprache, ja ſogar Ueberſetzungen in dieſe Sprachen angeführt. Ganz gewiß hat N. ſie nicht geleſen. So ergibt ſich die Folgerung, daß N. alle Werke, die über Anakreon erſchienen ſind, nach einer Bibliographie oder vielleicht nach den Verzeichniſſen der Wiener Univerſitätsbibliothek angeführt hat. Seine eigene Arbeit bietet nichts Selbſtändiges.

Wie oben erwähnt, veröffentlichte N. im Jahre 1877 zwei Abhandlungen u. z. über das Gudrunlied (20 S.) und über Gottfrieds von Straßburg Triſtan (13 S.). In der zweiten gibt er nur eine gedrängte Inhaltsangabe und eine kurze Charakteriſtik des Gedichtes. In der Gudrunſchrift finden ſich kritiſche Verſuche, die verſchiedenſten Bearbeiter des Liedes nachzuweiſen. Aber wir finden nirgends ein eigenes Forſchungsergebnis. N. hat die Arbeiten von Bartſch (in der Germania X., 1865), Ettmüller (Die Gudrunlieder, 1841), Müllenhof (Die echten Teile des Gedichtes, 1845), die Literaturgeſchichten von Gervinus, Herzog, Vilmar u. a. benützt. Er ſpricht von einem „höchſten Kunſtrichter auf dem Felde mittelhochdeutſcher Literatur", ohne ſeinen Namen zu nennen. Hat er Wilhelm Grimm gemeint? Er verwendet Bezeichnungen wie „das Britiſch-Antike", die wohl mehr als undeutlich ſind. Er ſchreibt: „So ſehr es vielleicht gewagt war, den Hagen und die Brynhilde des Nibelungenliedes den altklaſſiſchen Kunſtformen[102]) eines Homer gegenüberzuſtellen, ſo unbeſtreitbar erſcheint hier ein ähnlicher Vergleich gerechtfertigt; ja, wollte man den Charakter der Gudrun jenem der Helena entgegenhalten, ſo müßte ſogar letzterer vor dem erſteren ſich beugen." Daß Penelope der germaniſchen treuen Dulderin gleichgeſetzt wird, iſt bekannt; aber Helena?

Dieſe Arbeit hat N. als Hausarbeit für die Lehramtsprüfung verwendet.

Die vierte Jahresſchrift des Radautzer Staatsgymnaſiums brachte eine etwas längere Abhandlung über Conſtantin Brâncoveanu, den Wojwoden der Walachei, der im Jahre 1714 in Konſtantinopel hingerichtet

101) S. I, S. 25.

102) sic!

wurde. N. benützte die Chronik des Cantemir, der der ſchlimmſte Feind des Fürſten war. Auch das Werk des Florentiners Del Chiaro ſowie die Denkwürdigkeiten von Conſtantinopel von Franz Dadich ſind neben einer nur N. bekannten Handſchrift von ihm benützt worden. Er gibt in der Arbeit ein recht anſchauliches Bild vom Leben und Tode jenes Fürſten der Walachei. Sehr ſympathiſch berührt es, daß er der Abhandlung den Untertitel: „Eine geſchichtliche Mitteilung" gegeben hat, d. h. für ſie nicht den Anſpruch einer wiſſenſchaftlich-kritiſchen Leiſtung erhebt. Als zweite Arbeit erſchien in jenem Programme: „Baſedow und ſeine Gedanken über das Schulweſen". Die Abhandlung kann als Verſuch einer Populariſierung einiger Gedanken jenes Pädagogen aufgefaßt werden.

Das iſt eine flüchtige Ueberſicht über die wiſſenſchaftliche Leiſtung N.s. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß eine eingehende Beſprechung aller Arbeiten unangebracht, wenn nicht unmöglich wäre. Es gehört aber noch in den Rahmen dieſer Unterſuchung darzulegen, ob N. überhaupt als „Wiſſenſchaftler" anzuſprechen iſt oder nicht.

Fragen wir uns zunächſt, da wir ſo viel vom buntbewegten Leben N.s und ſeiner vielſeitigen Betätigung gehört haben, ob wir nicht ſchon daraus ſchließen können, daß ſein ganzes Weſen exakter wiſſenſchaftlicher Forſchung abhold geweſen iſt, daß ſich ſeine dichteriſche Begabung zur wiſſenſchaftlichen umgekehrt wie bei Felix Dahn verhalten hat, der von ſich behaupten konnte (und dies mit vollem Rechte), daß er ein Gelehrter zweiten und ein Dichter dritten Ranges ſei. Ich glaube, wir können dieſe Frage ſchon a priori mit Ja beantworten. Zwar, wenn er ſelbſt mehrmals ſich verächtlich über den „Brillenmann" äußert, ſo dürfen wir darunter keineswegs eine Geringſchätzung der wirklich großen Männer der Wiſſenſchaft ſelbſt erblicken. Aber die mit jeder Unterſuchung verbundene Kleinarbeit, das Eindringen in die letzten Einzelheiten des behandelten Stoffes und das Feſthalten nur an dem, was gewonnen werden kann, war ihm verhaßt. Ueber die vorhandenen Quellen hinaus ſchweift ſeine Phantaſie und ſchmückt die Tatſachen aus. Die Sehnſucht, den „Grund vom Grunde" zu erforſchen, war für ihn eher dichteriſche Spielerei als heiliger Ernſt.[104])

Ich möchte aber eine Arbeit eingehender beſprechen, um zu zeigen, inwieferne obige Behauptungen, die ich auf Grund des bisher über N. Vorgebrachten aufſtellen durfte, auch tatſächlich zu Rechte beſtehen. Ich habe mir diejenige Unterſuchung gewählt, die ſchon dem Plane nach die größte und bedeutendſte hätte ſein müſſen, da ſie für mehrere Programme

---

104) S. S. 928.

oder wie N. ſich ſpäter entſchloß — für den Buchhandel beſtimmt war: ich meine ſeine Geſchichte des Serethlandes.[105])

Wie jeder Hiſtoriker, der über dieſen Stoff ſchreiben will, ſtützt ſich N. für die älteſte Zeit ſo gut wie ausſchließlich auf die Berichte Herodots, der namentlich im vierten Buche eine ausführliche Schilderung von Land und Leuten gegeben hat. Wenn man auch die Angaben des „Vaters der Geſchichtsſchreibung" mit Vorſicht aufnehmen muß und ſie vielfach mehr Geſchichten als Geſchichte ſind, ſo iſt es doch gerade dieſer Abſchnitt ſeines Werkes, der von den Fachgelehrten geſchätzt wird.[106])

Vor allem anderen ſtoßen wir auf einen fundamentalen Irrtum N.s: er ſetzt die Königsſkythen gleich den Geten (S. 10 u. ö.). Wie er dazukommt, iſt mir unverſtändlich. Herodot IV: 93 und 97 ſagt, daß Dareios, bevor er an den Iſtros gelangte, die Geten, „die tapferſten und zugleich die friedfertigſten unter den Thraken", mit Gewalt unterwarf. Ebenſo zählt er ſie V: 3 zu den Thraken. Aehnlich berichtet Thukydides II: 96. Allerdings ſpricht Strabo (VII:301) von getiſchen Einöden von der Donau bis zum Dnjeſter. Aber er lebte ja fünfhundert Jahre nach Herodot und man darf ſeine Angaben nicht kritiklos zurückdatieren. Und ſelbſt wenn wir den Dnjeſter für jene Zeit als Grenzfluß gelten laſſen wollten: wo ſaßen die Königsſkythen? Herodot gibt ihre Wohnſitze genau an; nach ihm beſaßen ſie das Land zwiſchen dem Gerrhos- und dem Tanaisfluß (IV: 20). Nun iſt es zwar nicht ſicher, welcher Fluß dem herodotiſchen Gerrhos entſpricht, jedenfalls aber wird er als Seitenarm des Boryſthenes dargeſtellt, der unſer Dnjepr iſt, während es keinem Zweifel unterliegt, daß der Tanais der heutige Don iſt. In jenen Gegenden alſo ſaßen die Königsſkythen. Wie weit von ihnen bis zu den ſüdlich der Donau wohnhaften Geten! Zu N.s Zeit war ja auch ſchon Rawlinſons geographiſches Werk ſamt Atlas erſchienen, in dem die Wohnſitze der Royal Slythians genau eingezeichnet ſind, um von anderen Werken, z. B. dem Niebuhrs, ganz zu ſchweigen.

Auf S. 7 führt N. aus, daß wir aus Herodot zwar Verſchiedenes über die Sitten uſw. der im Sereth- und Pruthlande lebenden Menſchen, aber nichts über deren Abſtammung (Nationalität) erfahren. Aber ſchon auf S. 9 berichtet er ſelbſt, was Herodot über die Stammſage der europäiſchen Skythen erzählt. Er ſchließt dann dieſen Abſchnitt mit den Worten: „Aus dieſer Stammſage tritt die geſchichtliche Wahrheit klar zu Tage, eine Wahrheit, welche jedem unbefangenen Forſcher den Einblick in wichtige Tatſachen und Umſtände ermöglicht, die durch Herodots anderweitige, ausführliche Berichte beſtätigt, durch ſeine Widerſprüche nicht erſchüttert und durch alle folgenden Nachſchreiber, Verbeſſerer und Deuter des Vaters der Geſchichte nicht widerlegt werden." — Welche Wahrheit aus der Stammſage klar zu Tage tritt, was die weiteren Phraſen bedeuten ſollen — ich habe das Rätſel nicht zu löſen vermocht.

S. 8 ſchreibt N.: „Herodot weiß bloß, daß es nordwärts vom Iſter viele Bienenſchwärme gibt." Genau das Gegenteil iſt wahr. Denn V: 9 ſchreibt Herodot: „Nach thrakiſcher Sage iſt alles jenſeits des Iſtros voll von Bienen . . . Das ſcheint mir aber unglaublich; denn die Biene iſt bekanntlich ein Tier, das die Kälte nicht erträgt."

---

105) N. verſteht unter Serethland das Gebiet rechts und links des Fluſſes Sereth, alſo auch die Bukowina.

106) Vgl. z. B. Daunon: Cours d'histoire, 11 p. 44: „On peut le regarder comme une des plus recomandables parties de son ouvrage."

N. ſagt (S. 8), daß die Skythen bis nach Aſien zu den Medern, alſo auch jenſeits des Tanais ihre Wohnſitze hatten. Ebenſo ſpricht er (S. 11) von europäiſchen Skythen, als ob es auch aſiatiſche gäbe. Herodot erwähnt wohl an zwei Stellen (I : 106 und IV : 1), daß die Skythen 28 Jahre lang im mediſchen Lande geweſen ſeien, daß aber zu jener Zeit, als Dareios den Feldzug unternahm, jenſeits des Tanais nicht mehr ſkythiſches Land geweſen ſei, ſondern daß dort die Sauromaten gewohnt haben (IV: 21). Wurde N. zu jener Behauptung durch die Stelle I: 15 verleitet, wo Herodot berichtet, daß die Kimmerier, von den nomadiſchen Skythen verdrängt, nach Aſien kamen und Sardes eroberten? Kann man die Stelle ſo auffaſſen, daß die Kimmerier öſtlich längs des Pontus Euxinus zogen und — fortwährend von den Skythen be- und verdrängt — bis nach Sardes kamen? Das iſt unmöglich. Denn nach IV: 19 wohnten die Wanderſkythen weſtlich von den Königsſkythen, alſo müſſen die Kimmerier weſtlich längſt des Schwarzen Meeres gezogen und nach Kleinaſien gekommen ſein.

N. ſchreibt (S. 8): „Herodot nennt die Skythen das gebildetſte unter allen Völkern, welche die Küſtenländer des Pontus bewohnen, ihre Nachbarn jedoch die ungebildetſten unter allen Ländern.“ — Es iſt aber Herodot nicht im Traume eingefallen, dem ſkythiſchen Volke ein ſolch generelles Lob zu erteilen, ſondern er ſagt bloß, daß es ſich in einem einzigen Punkte klug eingerichtet habe, nämlich: wie es ſich die Feinde vom Lande fernhalten könne, „in allem anderen aber mag ich es nicht rühmen“ (IV: 46).

N. ſpricht nur von Wander- und Königsſkythen, während Herodot IV: 17 von Pflüger- und 18 von Ackerſkythen berichtet.

Unglaublich verworren iſt der Mittelabſatz auf S. 10, wo N. Geten den Gauten gleichſetzt und die Maſſageten und Thyſſageten (letztere im hohen Norden!) als Getenſtämme anſpricht. Dann erwähnt er auch Tyrageten, d. h. Geten, die am Tyras (Dnjeſter) wohnen. Ich habe dieſe „Tyrageten“ bei Herodot nicht gefunden. Liegt eine Verwechslung mit den Thyſſageten vor?

Auf S. 18 konſtatiert N., daß es bei den Geten (Skythen!) weder eine ſtrenge Abgeſchloſſenheit, noch ſklaviſche Unterwürfigkeit der Hausfrau gegeben hat. „Wie hätte auch dergleichen bei den Vertretern einer Nation platzgreifen können, bei der die Liebe, Verehrung und Hochachtung der Frau ſchon im Blute lag und welcher die Zuerkennung gebührt, die Galanterie nach Europa gebracht zu haben?“ Er führt dann aus, daß die Griechen ſo etwas gar nicht verſtanden haben und daß deshalb „Herodot den getiſchen Frauen gar Uebles nachredet.“

Demgegenüber muß Folgendes konſtatiert werden. Bei Herodot findet ſich über Frauenkult bei den Skythen gar nichts. (Wie ich ſchon früher erwähnt habe, verwechſelt N. Skythen und Geten). Aus einer einzigen Stelle (IV : 71) erfahren wir, daß der König Kebsweiber hatte, was auf nicht allzu hohe Wertung der Frau ſchließen ließe. Von den Iſſedonen (IV: 26) berichtet er: „Die Weiber ſollen bei ihnen nicht weniger vermögen als die Männer.“ Von den Maſſageten (I: 216) erzählt er, daß ſie „alle je ein Weib nehmen, aber ſie leben mit denſelben insgemein.“ Aehnliches berichtet er von den Agathyrſen (IV: 104). Aber von den Skythen heißt es ausdrücklich, daß nicht ſie ſo mit den Weibern leben, ſondern die Maſſageten (I: 216).

Wie kam alſo N. zu obigen Behauptungen?

N. läßt (S. 21) Wanderſkythen in den Niederungen des Sereth und Pruth hauſen. Herodot hingegen berichtet (IV: 19), daß man erſt öſtlich vom Pantikapes zu

den nomadiſchen Skythen gelangt. Sollte N. der Angabe in dem pſeudohippokratiſchen Büchlein über die ſkytiſche Wüſtenei gefolgt ſein, die in ganz unklaren Worten von Wanderſkythen jenſeits der Rhipeniſchen (Karpaten?) Berge ſpricht?

Es liegt, wie ſchon hervorgehoben wurde, nicht im Sinne dieſer Arbeit, geſchichtlich kritiſche Studien bis ins kleinſte Detail zu treiben. Ich müßte mich ſonſt auch mit N.s Behauptung befaſſen, die in derſelben Abhandlung ſich findet, daß es nie Dakier gegeben hat und daß dieſe nur eine römiſche Erfindung ſind (S. 32), wo doch ſchon Thukydides von ihnen ſpricht. Es genügt hoffentlich, was ich bisher durch Vergleich gezeigt habe, um zu erkennen, wie oberflächlich N. gearbeitet hat. Und dabei handelt es ſich um wiſſenſchaftliche Fragen, die ſchon von einer großen Zahl von Forſchern nach allen Richtungen hin beſprochen worden waren. Man vergleiche z. B. N.s Abhandlung mit der wiſſenſchaftlich überaus gründlichen Arbeit Tocilescus, die 1880 in Bukareſt erſchienen iſt und die ganze große Literatur über Dazien erſchöpfend bewältigt.

Nein, N. war kein Mann der Wiſſenſchaft. Wohl hatte er ſich ein ſchönes Wiſſen auf verſchiedenen Gebieten angeeignet und verſtand es, über vieles mit ſprühender Beredſamkeit zu ſprechen und zu ſchreiben. Aber exakte wiſſenſchaftliche Arbeit zu leiſten, lag ihm ferne. Er war vor allem und immer wieder Poet. Wo ſich ſeine Phantaſie entzünden konnte, da ſchuf er uns ſchöne Bilder. Und ſie ſchlich ſich auch in ſeine Abhandlungen ein. Man leſe z. B. die Einleitung zu der Arbeit über die Teilnahme normanniſcher Fürſten am erſten Kreuzzuge:

Wer die Bilder der Schöpfung richtig aufzufaſſen und in ihrem ſichtbaren Wechſel das unſichtbar Bleibende, in ihrem verſchiedenartigen Auftreten und Gruppieren ihre Geſetzmäßigkeit zu erkennen vermag, wer es begreifen kann, warum das Himmelsgewölbe ſtatt ſymetriſch geordneter Sternreihen an manchen Stellen förmliche Wüſten zeigt, während nach anderen Räumen hin Syſteme über Syſteme gelagert ſind und in der Richtung von Weſt nach Oſt jener dicht geſäete Sternenſtrom hinwallt, den wir die Milchſtraße nennen, wer es begreift, warum es auf unſerem Planeten nicht bloß gelagerte, humusreiche Ebenen für Gemüſegärten, Baum- und Feldfrüchte, ſondern auch ſchroffe Berge, nackte Felſen und wildbrauſende Kataraкte gibt, wer endlich die von Zeit zu Zeit auftauchenden, erſchütternden Strömungen über und unter der Erde verſteht, — den wird es kaum Wunder nehmen, wenn er ähnlichen Erſcheinungen auch im Reiche der Vernunftweſen begegnet; ja, die Strömungen in der Menſchheit werden für ihn zuweilen eine derart auffallende Uebereinſtimmung mit jenen der übrigen Schöpfung zeigen, daß ſich ihm notwendig der Gedanke aufdrängen muß, es bewegten ſich beide auf gleichen Grundlagen, nur daß auf der einen Seite der Geiſt durch das Naturgeſetz wirkt, während er auf der anderen als Geiſt der Menſchheit waltet, hier wie dort gleich frei, gleich ſelbſtbereit und ſelbſtbeſtimmend.

In ähnlicher Weiſe wird der zweite und dritte Abſchnitt dieſer Abhandlung eingeleitet. Man merkt förmlich, wie N. ſich an ſolchen Worten ſelbſt begeiſtert und berauſcht.

So ſehen wir, daß ſich unſer früheres aprioriſtiſches Urteil beſtätigt findet.

Dem Sänger und Dichter, nicht dem Manne der Wiſſenſchaft hat die dankbare Bukowina das Denkmal am Friedhofe in Radautz errichtet.[107])

[107]) S. das Facſimile!

Beiträge zur Biologie der Schwäbiſchen Türkei.

Von Günther Doehner und Reinhard Lieske.

Vorbemerkung.

Die beiden nachſtehend veröffentlichten Arbeiten unterſuchen erſtmalig raſſenhygieniſche Fragen des ungarländiſchen Deutſchtums und dürfen daher wohl ein beſonderes Intereſſe beanſpruchen. Noch 1935 konnte ich die beiden Verfaſſer auf die Notwendigkeit erbbiologiſcher Forſchungen auch innerhalb des deutſchen Siedlungsgebietes in Ungarn verweiſen und eine Studienreiſe nach Ungarn anregen, deren Ergebniſſe hier vorgelegt werden. Im folgenden Jahrgang werde ich weitere einſchlägige Aufſätze zur Veröffentlichung bringen, die ſeinerzeit gleichfalls von mir angeregt wurden und dazu beitragen mögen, über Lebensbereiche des ungarländiſchen Deutſchtums Klarheit zu verſchaffen, die von der Forſchung bisher nicht berückſichtigt wurden.

Fritz Valjavec.

1. Über die Inzucht in einem donauſchwäbiſchen Dorf.

Von Günter Doehner, München.

Volkstum und Inzucht.

Etwa ein Fünftel der Deutſchen lebt außerhalb der Grenzen des Reiches. Als Grenzlanddeutſchtum in weitgehend geſchloſſenen, meiſt vorwiegend bäuerlichen Siedlungsgebieten am Rande des deutſchen Reichsgebietes zwiſchen Sprach- und Staatsgrenze, oder in Sprachinſeln verſtreut, wie ſie in allen oſteuropäiſchen Staaten und vielen Balkanſtaaten zu finden ſind. Dieſes feſtſiedelnde Grenzlanddeutſchtum iſt zu trennen von dem Auslanddeutſchtum, das nicht an eine feſte Siedlungsform gebunden iſt, ſondern unter fremden Staatsbürgerrecht nur ſprachlich-kulturell, nicht außerdem ſiedlungsgeographiſch in Erſcheinung tritt. Eine ſcharfe Trennungslinie zwiſchen beiden Erſcheinungsformen würde verſchiedene Miſchformen nicht berückſichtigen.

Betrachtet man die Entwicklungsgeſchichte des geſamten Auslanddeutſchtums ohne Rückſicht auf die beſondere Geſchichte der einzelnen Gruppen, ſo ſtößt man auf die Tatſache, daß die unter angelſächſiſchem Einfluß ſtehenden Siedlungsräume die weit größere Aſſimiliſationskraft gegenüber dem deutſchen Element bewieſen haben, als z. B. fremdes Volkstum in Oſteuropa es vermochte. Es rührt dies offenbar daher, daß der „Amerikaner", der ſich ja vorwiegend aus Angehörigen der weſt- und mitteleuropäiſchen Völker ergänzte, auf der Grundlage einer verhältnismäßig nahen Raſſen- und Kulturverwandtſchaft, unter dem Einfluß einer ſchnellen wirtſchaftlichen Entwicklung, ſich eine neue, allen Einzelgruppen angepaßte „Ziviliſationsidee" ſchaffen konnte, die zunächſt in dieſem Neuland eine Geſamtſtaatlichkeit bei unberührter Exiſtenz der Einzelvölker ermöglichte. Die ſpäter folgende Wahl der engliſchen Landesſprache gab dem Land einen rein engliſchen Charakter.

Der Umſtand jedoch, daß dieſes äußerlich engliſche, tatſächlich zunächſt weſt- und mitteleuropäiſche „Filialland" auf Grund ſeiner Völkermiſchung keinen wirklich eigenen Kulturkreis, ſondern nur eine „neutrale", allen gerecht werdende „Ziviliſationsvorſtellung" hervorgebracht hat, die ein ſynthetiſches Gut aller Urſprungsnationen darſtellt, kann nur die große Aſſimiliſationskraft dieſes Kontinentes erklären.

Eine davon ſehr verſchiedene Entwicklung machte die deutſche Auswanderung nach Oſteuropa durch.

Die Deutſchen trafen hier nicht auf Neuland, ſondern fanden ein Land, in dem ein durch viele Völkerzüge ausgewürfeltes Völkergemiſch verſchiedener ſlawiſcher Stämme und aſiatiſcher Völker verſtreut war. Das deutſche

Element kam als Träger der Koloniſation und der Bodenkultivierung ins Land. In dieſem Falle bildete — neben dieſer Sonderſtellung — die raſſiſche Weſensverſchiedenheit der ſlawiſchen Völker gegenüber dem Deutſchtum eine Schranke, die eine Vermiſchung der einzelnen Teile oder eine Neuſyntheſe einer für dieſe Völker gemeinſamen Kultur- oder Ziviliſationsidee nicht zuließ, wie ſie in Nordamerika vorwiegend aus engliſch-deutſch-franzöſiſchen Beiträgen entſtand.

Es mußte unter dem Moment dieſer divergenten Kräfte zu einer Nebeneinander-Entwicklung der einzelnen Raſſen- und Kulturelemente kommen, wie ſie für die Balkanländer heute ſo charakteriſtiſch iſt.

Ein getreues Abbild dieſer Entwicklungsgeſchichte zeigt die heutige Völker- und Sprachenkarte des Südoſtens.

Es haben ſich nur wenige völkiſche Kernkomplexe gebildet, die als Keimzentrum einen zentralen Einfluß auf die übrigen Volksteile gewinnen konnten. Es gibt keine ſcharfen Grenzen zwiſchen den einzelnen Völkern und Volksſtämmen. Die Sprachinſel iſt ein Charakteriſtikum der Völkerräume am Balkan. Neben der reinſprachigen Inſel finden ſich mehrſprachige, in denen etwa dorfweiſe, oft anſcheinend wahllos verteilt, die Sprache wechſelt; gemiſchtſprachige Gebiete, in denen innerhalb der Dorfgemeinde, von Straße zu Straße abgeſetzt, Volk an Volk zuſammenlebt.

Das Zuſammenleben in demſelben Raume, die Zeit, — ſowie die moderne Geburtenbeſchränkung waren bisher nicht imſtande, hier eine — im großen Ganzen betrachtet — nennenswerte Vermiſchung oder Verſchiebung der verſchiedenartigen Volksteile herbeizuführen, wobei an die Ausſchaltung einer Volksgruppe oder vollkommenes Ueberwiegen eines Volkes gedacht iſt. Es iſt alſo für die nächſte, der ſtatiſtiſchen Vorherſage zugängliche Zeit mit dem beſchriebenen Strukturbild der Bevölkerung — bei nur graduellen Verſchiebungen — zu rechnen.

Beſtimmend in der Entwicklung war die Tendenz zum Nebeneinander, nicht zur uneingeſchränkten Vermiſchung der Volksteile, wie es bei dem Beiſpiel Nordamerika der Fall war.

Es mußten nun dieſe Kräfte in der Entwicklung der einzelnen Volksgruppen auch die Form der dörflichen Einheit in ſtarkem Maße beeinfluſſen. Es mußte zu einer ſozialen Abwehrſtellung gegenüber den Andersſtämmigen kommen, und, im Gegenzuge dazu, zu einer ſozialen und damit zwangsläufig biologiſchen Einengung der iſolierten Völker- bezw. Raſſenteile.

Es hat ſich daher in dem Inſeldeutſchtum Oſteuropas innerhalb der einzelnen Volksgruppen eine Familienverwandtſchaft von der Einwanderungszeit her erhalten, die ſich im Laufe der Generationen zu einer Stämmeverwandtſchaft herangebildet hat, verknüpft durch einen Strom neuer Verwandtſchaften im Bereich aller Generationen, verſchieden groß je nach den

örtlichen und geographiſchen Verhältniſſen der Siedlungen. Die völkiſche Grenzlage erforderte eine Beſchränkung neuer Familienverbindungen auf das Regenerationsreſervoir der eigenen Volksgruppe.

Inzucht innerhalb des Dorfes oder eines Dorfkomplexes wurde die Vorausſetzung der völkiſchen Erhaltung.

Ausleſe und Inzucht.

Inzucht iſt eine innerhalb mehrerer aufeinanderfolgender Generationen wiederholte Fortzeugung zwiſchen Blutsverwandten innerhalb einer begrenzten Menſchen- oder Bevölkerungsgruppe.

Dieſer Definition gemäß genügen an ſich zwei aufeinanderfolgende Blutsverwandtenzeugungen zur Erfüllung des Begriffes „Inzucht" in ſeinem kleinſten Umfang; die Blutsverwandtenzeugung iſt demnach der „Minimalbegriff" und ſomit das Element der Inzucht.

Um jedoch beide Begriffe in ihrem Umfang näher abzugrenzen, genügt der Unterſchied, daß es ſich bei einer Blutsverwandtſchaft um einen in ſich geſchloſſenen Erbgang innerhalb eines Familienſtammes handelt, während wir unter Inzucht im vollen Sinne einen Verwandtſchaftskomplex innerhalb einer ganzen Bevölkerung verſtehen.

Um das Weſen der Inzucht zu beleuchten, iſt es angezeigt, die erbbiologiſche Wirkung der Blutsverwandtenzeugung näher zu betrachten.

Im Sinne der Mendel'ſchen Vererbungsgeſetze führt eine Ehe zwiſchen zwei Blutsverwandten zu einer vermehrten Kreuzung gleichartiger Erbanlagen, damit auch zu einer erhöhten Begegnungswahrſcheinlichkeit einander entſprechender Erbanlagen, die die Partner von dem gemeinſamen Vorfahr erhalten haben. Im allgemeinen muß dies eine Vereinheitlichung der Erbanlagen der Nachkommenſchaft mit einer dementſprechenden Einengung der Variationsmöglichkeiten nach ſich ziehen.

Im Falle überdeckender (dominanter) Erbanlagen iſt neben der Einſchränkung des Erbbildes eine Vereinheitlichung des Erſcheinungsbildes der Nachkommenſchaft zu erwarten.

Im Falle verdeckter (rezeſſiver) Erbanlagen kann das Zuſammenführen einander entſprechender Anlagen das Sichtbarwerden von ſcheinbar neuen Eigenſchaften und Erbmerkmalen zur Folge haben, deren Anlagen im normalen Erbſtrom (heterozygot rezeſſiv) mitgeführt werden, die jedoch erſt dann in Erſcheinung treten, wenn durch Vereinigung des Anlagenpaares das neue Individuum gleicherbig (homozygot) wird. Dieſes Auftauchen von ſcheinbar neuen Erbmerkmalen aus dem verborgenen (rezeſſiven) Erbſtrom iſt für jedes einzelne der zahlreichen rezeſſiven Erbmerkmale möglich und in gleicher Weiſe wahrſcheinlich, ſeien ſie nun wünſchenswert oder nicht erwünſcht.

Schon zur Zeit alter Kulturvölker iſt dieſe Erſcheinung in erſter Linie an der Schädlichkeit enger Blutsverwandtenheirat erkannt und durch eine entſprechende Ehegeſetzgebung vermieden worden. Denn in der menſchlichen Vererbung tritt bei einer Durchſchnittsbelaſtung des Erbſtromes einer Menſchengruppe die „Neu"entſtehung bisher verborgener Erbmerkmale nach Blutsverwandtenehe beſonders augenfällig in Erſcheinung, gemäß der Tatſache, daß ſich weitaus die meiſten Mißbildungen und Erbkrankheiten nach rezeſſivem Erbgang weiterfortpflanzen und oft nach ſtärkerer Inzucht plötzlich gehäuft auftreten.

Die biologiſche Wirkung der Blutsverwandtenehe beruht demnach in einer Herauszüchtung vorhandener Anlagen, die entweder *degenerativ* zum Auftreten anlagebedingter Krankheiten oder Mißbildungen führt, andererſeits *regenerativ* eine Syntheſe höherzüchtender Qualitäten ermöglichen kann. (Kombination, ev. Mutation.) Die Richtung dieſer Züchtungswirkung hängt von der Ausleſe des Ausgangsmaterials ab, je nachdem es erblich belaſtet oder poſitiv ausgeleſen iſt.

Wenn wir nun dieſe Erſcheinungen von der Blutsverwandtenehe auf den weiteren Begriff der „Inzucht" übertragen, ſo ergeben ſich zunächſt dieſelben Wahrſcheinlichkeiten der Erbergebniſſe.

Geſetzt den Fall, eine Bevölkerung mit durchſchnittlicher erblicher (rezeſſiver) Belaſtung wird durch irgendwelche Bedingungen einer ſtarken Inzucht ausgeſetzt, ſo beſteht die Wahrſcheinlichkeit, daß die vorhandenen krankhaften Erbanlagen ſich etwa entſprechend den Familienſtämmen ausbreiten, — in einer Familie dieſes, in der nächſten ein anderes Leiden. Jede Verwandtenehe läßt mit beſtimmtem Wahrſcheinlichkeitsſatz ein Auftreten der betreffenden Krankheit erwarten.

Es iſt anzunehmen, daß in vielen Fällen die Erkrankung zur Ausſchaltung von der weiteren Fortpflanzung und ſomit zu einer teilweiſen Ausmerzung dieſer Erblinien führt. Da jedoch der latente krankhafte Erbſtrom dadurch nicht vermindert, höchſtens an einer Verbreiterung verhindert wird, führt die Ausſchaltung der erkrankten Individuen nicht eigentlich zu einer Ausleſe, ſondern im Höchſtfalle zur Erhaltung einer etwa gleichbleibend günſtigen Erbwahrſcheinlichkeit.

Je ſchärfer jedoch die Inzucht, deſto ſchärfer die Ausmerze, die in dieſem Falle den Charakter einer ſchwachen Ausleſe annehmen kann. Bei unverminderter Fortpflanzung der Erkrankten (ſpäte Manifeſtation) iſt die Gefahr einer weiteren Verbreitung demgegenüber nicht verringert.

Geſetzt einen zweiten Fall, eine Bevölkerung iſt durch Abſtammung von einer geringen Zahl belaſteter Ahnen ſtark überdurchſchnittlich belaſtet und einer ſtarken Inzucht unterworfen, ſo beſteht die Wahrſcheinlichkeit, daß ſich die Anlagen etwa gleichmäßig über die ganze Bevölkerung ver-

breiten. Nach einer gewiſſen Generationenzahl iſt der Punkt erreicht, wo jeder mit jedem in beſtimmtem Grad blutsverwandt iſt, und neben dem dominanten der rezeſſive Erbſtrom dann in der nächſten Generation durch das gehäufte Auftreten von Erkrankungen in Erſcheinung tritt. Es kann in dieſem Falle zu einer weitgehenden Verallgemeinerung eines oder mehrerer Erbleiden kommen und in der Folge davon, falls die Fortpflanzungsfähigkeit durch die betreffenden Leiden nicht beeinträchtigt iſt, zu einer uneingeſchränkten Weitervermehrung. Erbleiden, wie z. B. leichtere Formen der Schizophrenie oder mittlere Grade eines angeborenen Schwachſinnes können ſoweit Allgemeinerſcheinung einer Inzuchtbevölkerung werden, daß ſie in der Zuchtwahl keinerlei Minderbewertung nach ſich ziehen.

Derartige Inzuchtformen können eine deutlich abwärtsführende Züchtungstendenz aufweiſen, die nach längerer Generationenfolge eine bezüglich der Erbanlagen durchaus fragwürdige Nachkommenſchaft zum Ergebnis haben muß —.

Es ſei ein dritter Fall angenommen, eine Bevölkerung gehe aus einer Ahnenreihe hervor, die durch irgendwelche Bedingungen eine Ausleſe durchgemacht hat, der nur der geſunde, in der körperlichen und geiſtigen Anlage über dem Durchſchnitt ſtehende Teil gewachſen war. Dann wäre anzunehmen, daß im Höchſtfalle ein kleiner Erbſtrom krankhafter Anlagen weitervererbt würde, der nur imſtande wäre, einen kleinen Teil eines Generationsquerſchnittes einzunehmen, und, falls er nicht einer zufälligen Ausmerze durch Ausſterben von Familien anheimfiele, offenbar auf vereinzelte Linien beſchränkt bliebe. Andererſeits müßte umgekehrt die geſunde Bevölkerung auch bei ſtarker Inzüchtung vollkommen erbgeſunde Nachfolgegenerationen haben, bei gleichzeitig durchſchnittlicher Erhaltung der poſitiven Erbeigenſchaften. Eine Unterbrechung oder Abſchwächung der Inzucht durch Zuwanderung würde im Gegenteil jetzt die Gefahr in ſich ſchließen, daß krankhafte Erbanlagen einer anderen Bevölkerung in die „Reinzucht" eindringen könnten.

Inzucht bedeutet in dieſem Falle einen biologiſchen Schutz gegen das Eindringen unerwünſchter Erbanlagen.

Außerdem beſteht die Wahrſcheinlichkeit, daß ſich eine poſitiv ausgeleſene Menſchengruppe zahlenmäßig erweitert. Inzucht kann alſo in dieſem Falle eine poſitive Ausleſe durch „unterſchiedliche Fortpflanzung" bedeuten.

Weiterhin beſteht die Möglichkeit der Ausprägung neuer, höherzüchtender Eigenſchaften. (Kombination.) Berückſichtigt man jedoch das geſamte Durchſchnittserbbild der Bevölkerung, ſo beſteht kein Anhalt für die Annahme, daß die Entwicklung allgemein in Richtung einer Höherzüchtung liefe, da ja, abgeſehen von der einmaligen Ausleſe der Ahnengruppe, eine weitere Ausleſe bei der Fortpflanzung nicht mehr ſtattfindet. Vielmehr iſt

die Annahme gerechtfertigt, daß den eventuellen „höherzüchtenden" Variationen eine dementsprechende Zahl unerwünschter Ergebnisse gegenübersteht.

Eine sichere Folgeerscheinung der Inzucht muß jedoch infolge des beschränkten Erbmassenreservoirs eine mehr oder weniger weitgehende „Typisierung", die Ausprägung eines bestimmten Menschen„schlags" sein, dessen Erscheinungsbild etwa der „erblichen Mittellinie" der Ursprungsahnengruppe entspricht.

Die Einteilung der Inzuchtpopulationen in Bezug auf das Ausgangsmaterial der „Züchtung" erlaubt also die Unterscheidung von Unterformen, zwischen deren Extremen sich die verschiedenen Inzuchtgebiete bewegen, je nach Größe und Richtung der Auslese, die die geschichtlichen Ereignisse bei der ersten Ansiedlung forderten. Allen Formen gemeinsam ist das Merkmal, daß ihre Erbentwicklung vorherbestimmt ist durch das Erbbild der „Urahnen"gruppe und sich bei gleichbleibender Inzucht nur innerhalb enggesteckter Grenzen ändern kann, da eine fortdauernde Auslese von wirkungsvollem Ausmaß fehlt.

Ob durch Inzuchtwirkung vermehrte idiokinetische Faktoren auftreten und auf das Erbbild Einfluß nehmen können, sei hier außer Betracht gelassen.

Es ist in dieser Arbeit beabsichtigt, die Inzucht in einem Dorf der deutschen Volksgruppe in der südungarischen Provinz Baranya *quantitativ* näher zu bestimmen. Eine qualitative Wertung soll hier nur insoweit gegeben werden, als sie sich im Rahmen der im ersten Abschnitt „Volkstum und Inzucht" angedeuteten Frage der völkischen Bestanderhaltung und Arterhaltung bewegt.

Um nun den Grad einer Inzucht zu bestimmen, kann man grundsätzlich zwei Wege beschreiten.

Als Maßstab kann man einmal die Zahl der Verwandtenehen erfassen, zum anderen den „Ahnenverlust" (Wulz) feststellen.

Eine feststehende Einheit, mit deren Zahl allein man den Grad der Inzucht festlegen könnte, ist die Blutsverwandtenehe jedoch ohne Weiteres nicht, denn sie hat eine verschiedene biologische Wertigkeit je nach dem Verwandtschaftsgrad, außerdem ist ihre biologische Auswirkung auf eine Bevölkerungsgruppe von der Zahl der gezeugten Nachkommen abhängig.

Die *Wertigkeit* der Blutsverwandtenzeugung, genauer der Wahrscheinlichkeitsgrad, mit dem in jedem Falle mit einer „Durchmischung" gleichartiger Erbanlagen und Herausmendeln gleicherbiger Merkmale zu rechnen ist, wird desto geringer, je weiter entfernt die Verwandtschaft ist, und zwar nimmt sie mit der nächsthöheren Potenz von der Zahl 2 je Verwandtschaftsgrad ab.

Es ergibt sich folgende Reihe:

Setzt man die Wertigkeit einer

Ehe 1. Grades = 1, so ist die Wertigkeit einer
Ehe 2. Grades = $^1/_2$
Ehe 3. Grades = $^1/_4$
Ehe 4. Grades = $^1/_8$.

Unter Berücksichtigung dieses Verhältnisses hat es den Anschein, als ob nur die Nahverwandtschaft für die Inzucht Bedeutung hätte. Tatsächlich kann sie für die Erbwirkung durch Kombination von sehr augenfälligem Einfluß sein, doch sind die vielen entfernteren Verwandtschaftsgrade im Sinne einer allgemeinen Durchmischung der Erbanlagen, d. h. Typisierung der Bevölkerung, ebenfalls von Wichtigkeit.

Fehler durch Mitzählung kinderloser Verwandtenehen lassen sich durch Auszählung nur der „erfolgreichen" Ehen ausschalten. Durch Zugrundelegung einer Durchschnittszahl läßt sich der Fehler der verschiedenen Kinderzahl ausgleichen.

Unter Berücksichtigung dieser Punkte ist die Auszählung der Verwandtenehen als Maßstab für den Grad der Inzucht anzusehen.

Die Methode der Ahnenverlustbestimmung soll später am Beispiel erfolgen.

Allgemeine Beschreibung von Dorf und Bevölkerung.

Das Dorf Nagynyárad, dessen Aszendenz als Unterlage zu dieser Arbeit vorliegt, liegt im östlichen Gebiete der „Schwäbischen Türkei", der deutschen Sprachinsel im Donau-Drauwinkel.

Die Verteilung der deutschen Bevölkerung innerhalb der Sprachinsel erlaubt in Uebereinstimmung mit der ungarischen Bevölkerungsstatistik eine Einteilung der „unteren Baranya" in ein Kerngebiet und in eine westliche und östliche Randzone (Holder).

Das Gebiet ist keine reinsprachige Sprachinsel. Die Deutschen bilden in der Baranya ein reichliches Drittel der Gesamtbevölkerung, der Durchschnittsanteil beträgt 37,4 % (Holder). Im Kerngebiet der unteren Baranya machen die Deutschen 71,3 % aus, in der westlichen Randzone 14,2 %, in der östlichen Randzone 15,0 %.

Die Zahlen des deutschen Anteils lassen erkennen, daß die Deutschen der Randzone mit einer zahlenmäßig stärkeren, magyarisch-slawischen Mischbevölkerung auf demselben Boden zusammenleben. Dieses Moment hätte bei uneingeschränkter Völkervermischung nach kurzer Zeit zu einer Ver-

ſchmelzung geführt. Aus den zu Anfang dargelegten Gründen ging das Deutſchtum dieſe Verbindung nicht ein.

Den raſſiſchen Verſchmelzungsprozeß zu umgehen, war es für das Deutſchtum eine Vorausſetzung, eine „völkiſche Igelſtellung" einzunehmen, mit einer Heiratsſchranke nach außen und einer daraus folgenden Inzucht innerhalb der Sprachinſel. Die weitgehende ſoziale Abgrenzung läßt ſich im Einzelnen weiterverfolgen:

Man kann an der deutſchen Bevölkerung der Sprachinſel eine Dreiteilung der ſozialen Klaſſen erkennen:

I. die breite Schicht der Bauern und Handwerker,

II. die ebenfalls breite Schicht der beſitzloſen Landarbeiter und Arbeiter,

III. die zahlenmäßig kleine Intelligenzſchicht.

Im beſitzenden Bauerntum findet überhaupt keine nennenswerte Vermiſchung ſtatt.

Um die Verhältniſſe in der Landarbeiterſchicht zu prüfen, möge ein Vergleich dienen, der die Kinder einer rund 700köpfigen, magyariſch-ſlawiſch-deutſch gemiſchten Landarbeiterbevölkerung auf einer „pußta" (Sátorhely), die dem deutſchen Dorf Nagynyárad vorgelagert iſt, in Bezug auf ihre volksmäßige Abſtammung gegenüberſtellt.

Vergleichskinderzahlen einer magyariſch-ſlawiſch-deutſchen Miſchbevölkerung.

Nach den Großelternteilen beurteilt, wurden in dem Zeitraum von 1846—1936 an Kindern geboren:

	magyariſch-ſlawiſch	gemiſcht	reindeutſch
1846—1856:	73	18	52
1856—1866:	96	32	60
1866—1876:	102	40	86
1876—1886:	134	61	101
1886—1896:	104	52	114
1896—1906:	67	38	94
1906—1916:	159	60	131
1916—1926:	94	62	138
1926—1936:	157	99!	115
	986	462 = 19,0 % der	891
		Geſamtzahl	2339

Die Geſamtzahl der deutſch-fremdvölkiſch gemiſchten Kinder beträgt demnach 462, d. h. 19,0 % der Geſamtkinderzahl der „Miſch"bevölkerung. Es zeigt ſich, daß in der auf engſtem Raum zuſammenlebenden unterſten

Bevölkerungsſchicht innerhalb eines Zeitraumes von 90 Jahren nur etwa der fünfte Teil eine Vermiſchung eingeht, während ſich gleichzeitig zwei ſtarke Stämme einer reinen Bevölkerung, — allerdings ohne Einrechnung einer eventuellen ſtärkeren Zuwanderung, — erhalten haben.

Das Ausmaß der Vermiſchung der zahlenmäßig kleinen Intelligenzſchicht iſt unkontrollierbar. Es iſt mit Wahrſcheinlichkeit anzunehmen, daß es groß iſt.

Zuſammenfaſſend iſt zu ſagen, daß die maßgebliche Schicht des Bauerntums nach außen ſozial vollkommen abgeſchloſſen iſt, und daß von Seiten der anderen Klaſſen nur eine zahlenmäßig geringgradige Vermiſchung mit den ſlawiſchen Völkern durch Heirat ſtattfindet.

Die Lage der Ortſchaft Nagynyárad an der öſtlichen Randzone der Sprachinſel bedingt es, daß die Ortſchaft im Oſten an vorwiegend fremdvölkiſche Siedlungsgebiete grenzt, denn das Stromgebiet der Donau wirkte ſich insbeſondere grade für das Deutſchtum als Siedlungsſchranke aus. Im Übrigen iſt die Lage als verkehrstechniſch unbehindert zu bezeichnen.

Das Dorf NN iſt ein reindeutſches Dorf, das von mehreren Außenwerken mit magyariſch-ſlawiſch-deutſcher Bevölkerung umgeben iſt. Die heutige Einwohnerzahl wurde, da die Einwohnerliſte nicht eingeſehen werden konnte, durch Umfragen mit 1074 feſtgelegt.

Sie betrug im Jahre 1782 : 760 Einwohner
1792 : 979 Einwohner
1797 : 897 Einwohner

In der ungariſchen Statiſtik erſcheint das Kerndorf nicht geſondert, ſondern unter Einrechnung der gemiſchtvölkiſchen Außenwerke. Demnach betrug die Zahl der Deutſchen

im Jahre 1880 : 1211 Einwohner
1890 : 1472 Einwohner
1900 : 1474 Einwohner
1910 : 1291 Einwohner
1920 : 1449 Einwohner.

Davon dürfte die Zahl der Deutſchen, die auf den Außenwerken leben, mit etwa 2—300 abzuziehen ſein, ſodaß die jetzt feſtgeſtellte Zahl des Kerndorfes übrigbleibt.

Die Beſiedlung des Ortes muß im Jahre 1720 im großen Ganzen abgeſchloſſen geweſen ſein, da ſich nach Angabe einer alten Dorfchronik die Bewohnerſchaft um dieſe Zeit dem Kirchenbau zuwandte. Einige Jahre ſpäter vernichtete eine Feuersbrunſt die Kirche, mit der das erſte Kirchenbuch, das die Matrikeln der Jahre 1720—40 enthielt, verloren gegangen

iſt. Daher iſt die Abſchrift einer Liſte der erſten Auswanderer nicht mehr möglich.

Anmerkung: Aus den Heiratsmatrikeln der Zeit von 1740—1936 wurde eine Kartei ſämtlicher Eheſchließungen alphabetiſch und zeitlich geordnet, in die aus den Geburtsmatrikeln die Geburten eingetragen wurden. Die Kartothek ermöglichte die Aufſtellung von Stammbäumen (Deſzendenztafeln), die die geſamte, jemals im Dorf anſäſſige Bevölkerung umfaſſen.

Da die Stammbaumkartei zwar die Bevölkerungsbewegung und die Entwicklung der einzelnen Stämme wiedergibt, jedoch die geſamte Vorfahrenſchaft der heutigen Generation nicht voll herausſtellt, wurde rückläufig aus den Deſzendenztafeln je eine Aſzendenztafel für jedes Kind der heutigen Generation aufgeſtellt.

Zur Betrachtung liegen das Stammbaumbild der geſamten Dorfbevölkerung ſowie die Aſzendenztafeln der heutigen Generation vor.

Genealogiſche Beſchreibung der Bevölkerung.

Die Zurückverfolgung der Stammbäume zeigt, daß die eingeſeſſenen Stämme, die vor dem Stichjahr 1786 im Orte anſäſſig waren, ſich auf je ein „Stammehepaar" zurückführen laſſen, deren im Ganzen 48 gezählt werden.

Das Stichjahr 1786 wurde gewählt, weil es von dem Termin der Materialaufnahme zu dieſer Arbeit, dem Jahre 1936 an gerechnet, einen Zeitabſchnitt von 150 Jahren begrenzt. Da nach einer Berechnung das Heiratsalter im Dorfe bei 21,9 Jahren, alſo unter 25 Jahren liegt, iſt die Gewähr gegeben, daß die vor 1786 anſäſſigen Stämme im allgemeinen mindeſtens ſechs Generationen durchlaufen haben. Bei Beſtehen einer Inzucht genügt dieſe Zahl, um Blutsverwandtſchaften innerhalb der erſten ſechs kanoniſchen Grade auftreten zu laſſen.

Die Angehörigen dieſer Stämme wurden zur Stammbevölkerung zuſammengefaßt. Die Stammbevölkerung umfaßt demnach alle männlichen Linien, die vor 1786 anſäſſig waren, und deren Nachkommen in der heutigen Generation vertreten ſind.

Anmerkung: Der größte Teil (43) der (48) Stammehen von 1786 konnte in den Stammbäumen in der Zeit zwiſchen 1741 und 1761 nachgewieſen werden; das durchſchnittliche Heiratsjahr iſt das Jahr 1748 (1738—1783). Von ihnen iſt anzunehmen, daß ihre Vorfahren ſicher ſchon zur Auswandererzeit Dorfbewohner waren, deren frühere Eheſchließungen (von 1720—41) heute nicht mehr nachweisbar ſind. Dieſe Annahme wird dadurch beſtätigt, daß bei dieſen Ehepartnern eine Herkunftsangabe im Kirchenbuch fehlte, die ſonſt bei jedem ſpäteren Zuwanderer in der Regel anzutreffen war. Der Reſt der Stammehepaare (5) iſt erſt in der Zeit zwiſchen 1761 und 1786 zugewandert.

In einigen Fällen gingen mehrere Familien gleichen Namens nicht auf eine zugehörige Stammehe zurück, ſondern es mußten mehrere Stammehen glei-

chen Namens angeſetzt wurden. Offenbar liegt dies am Fehlen des erſten Kirchenbuches. Da das Stammehepaar wohl meiſt nicht das Auswandererehepaar iſt, ſondern aus der Tochtergeneration des Auswandererſchubes von 1720 ſtammt, dürfte es ſich meiſt um Geſchwiſterehepaare handeln. Ueberdies hat die Möglichkeit große Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß es ſich bei den Stammehepaaren gleichen Namens auch vielfach um ganze Auswandererſippen handelt, da nach Angabe der Kameralakten der k. ung. Statthalterei Verwandtſchaft und Bekenntnis der Auswanderer bei der Beſiedlung in der Regel berückſichtigt wurden.

Die Stammbevölkerung wird erweitert durch eine Beigruppe von 41 Stammbäumen, deren Stammehen ebenfalls vor 1786 geſchloſſen wurden, die demnach ausnahmslos der Stammbevölkerung zuzurechnen ſind. Es handelt ſich um die ausgeſtorbenen Linien der Stammbevölkerung, die ſich nicht bis in die heutige Generation fortgeſetzt, ſich jedoch am Aufbau des Dorfſtammbaumes beteiligt haben.

Anmerkung: Um ein Bild von dem Umfange dieſer Beigruppe der Stammgruppe zu geben, mögen folgende Angaben dienen.

Die erreichte Generationslänge der „ausgeſtorbenen" Stammbäume beträgt in:

3 Fällen	I. Generation	in 5 Fällen	V. Generation
6 Fällen	II. Generation	3 Fällen	VI. Generation
11 Fällen	III. Generation	2 Fällen	VII. Generation
11 Fällen	IV. Generation		

Die Gruppe weiſt insgeſamt 134 „erfolgreiche" Ehen auf, d. h. Ehen, die ſich mit Kindern am Aufbau des eigenen Stammbaumes und des Stammbaumes der Stammbevölkerung beteiligt haben. 18 der 41 Stammbäume haben eine oder mehrere Töchter für die Stammbevölkerung „geliefert", die reſtlichen 23 haben Söhne für die eigenen Stammbäume oder auch für die Seitenlinien der Stammbevölkerung geliefert.

Innerhalb der Gruppe der 41 Stammehen beſtehen 11, zwiſchen ihr und der Gruppe der Stammbevölkerung 28 Namensidentitäten. Unter den Ehefrauen der Gruppe ſind 13 mit einem für das Dorf fremden Namen, die reſtlichen 28 mit einem Namen, der auch unter der Stammbevölkerung vorkommt, ohne daß jedoch die Abſtammung direkt beſtimmbar iſt.

Bei dieſer Nebengruppe handelt es ſich wohl ebenfalls meiſt um nahe Verwandte der Stammbevölkerung, darüber hinaus iſt anzunehmen, daß es ſich im Falle der zahlreichen Namensidentitäten in Anbetracht der kurzen Zeitſpanne ſeit der Anſiedlung meiſt um Geſchwiſter oder Vettern der Stammbevölkerung handeln kann, deren verwandtſchaftlicher Zuſammenhang wegen des Fehlens der Ehen von 1720—40 nicht nachweisbar iſt.

Die Stammbevölkerung mit ihrer Beigruppe ſtellt, abgeſehen von der „Blutauffriſchung" in ſpäterer Zeit, die Erbmaſſe des Dorfſtammbaumes dar.

Der Geſamtgruppe der Stammbevölkerung iſt die Gruppe der Zuwanderungsbevölkerung gegenüberzuſtellen.

In ihr werden alle Zugewanderten zuſammengefaßt, die nach dem Jahr 1786 im Dorfſtammbaum erſtmalig in Erſcheinung treten, gleichgültig, ob ſie vorher im Dorf anſäſſig waren oder außerhalb, oder ob ſie einheimiſche Namen führen, ohne daß ihre Abſtammung eindeutig zu beſtimmen wäre.

Es handelt ſich um 35 Zugewanderte, eingeheiratete Männer und Frauen, die ſich in folgender Weiſe auf die (Generationen) Jahrzehnte verteilen:

1786—1790	1	1850—1860	5
1790—1800	1	1860—1870	1
1800—1810	1	1870—1880	6
1810—1820	3	1880—1890	3
1820—1830	2	1890—1900	2
1830—1840	3	1900—1910	3
1840—1850	4	1910—1920	0 (ſiehe Text)

Es zeigt ſich alſo, daß mit einem Maximum um 1875, im Ganzen 35 Zugewanderte zu einer Stammbaumbeteiligung bei meiſt ſtarker und zahlreicher Vermiſchung mit den angeſtammten Familien gekommen ſind. Nicht eingerechnet in dieſe Gruppe ſind die auswärtigen Frauen, die in der letzten (rezenten) Generation zugeheiratet haben; dieſe werden bei einer ſpäteren Berechnung des exogamen Anteils erfaßt. Die Zuwandergruppe wird ebenfalls durch eine Beigruppe von neun Stammbäumen erweitert, und zwar handelt es ſich um die ausgeſtorbenen Linien, die ſich am Aufbau des Dorfſtammbaumes beteiligt haben.

Anmerkung: Die Beigruppe umfaßt eine Geſamtfamilienzahl von 33, von denen 21 Ehen „erfolgreich" waren. Das durchſchnittliche Urſprungsjahr der Stammbäume iſt das Jahr 1818 (1805—1856); die Stammbäume erreichten eine durchſchnittliche Länge von 3,4 Generationen. 5 der 9 Stammbäume lieferten je eine Tochter zum Dorfſtammbaum, die reſtlichen 4 beteiligten ſich mit 9 Söhnen am eigenen und am Dorfſtammbaum.

Zuſammenfaſſend laſſen ſich alſo aus dem Stammbaumbild des Dorfes unter Zugrundelegung eines beſtimmten Stichjahres zwei Bevölkerungsgruppen mit je einer Nebengruppe herausſtellen: die Stammbevölkerung und die Zuwanderungsbevölkerung.

Beide Gruppen ſind in ihrem Umfang nur durch die Breite ihres Urſprungs im Stammbaumbild näher feſtzulegen:

Stammbevölkerung: 48 Stammehen (+ 41 der Nebengruppe)

Zuwanderungsbevölkerung: 35 Einheiraten (+ 9 der Nebengruppe)

Einteilung der heutigen Bevölkerung.

Die heutige Generation des Dorfes umfaßt 1074 Menſchen, davon 512 Männer und 562 Frauen.

Dieſe Bevölkerung bildet insgeſamt 200 „fortpflanzungsfähige" Familien. Der Begriff „fortpflanzungsfähig" ſei hier ſo umgrenzt, daß alle Ein- und Mehrkindehen, jedoch auch vereinzelt junge Ehen darunter zu verſtehen ſind, die mit großer Wahrſcheinlichkeit Kinder erwarten laſſen; Kinderloſe und Ehepaare, deren Kinder wiederverheiratet ſind, ſind hier nicht mitgezählt.

Die Ahnenſchaft dieſer Ehepaare, die je Familie in je einer Ahnentafel zuſammengefaßt wurden, erlaubt eine Einteilung der heutigen Generation gemäß ihrer Abſtammung in folgende Gruppen: (Brenk)

I. Endogame Gruppe:

umfaßt alle Ehen, deren Ahnenſchaft im weſentlichen, zum mindeſten jedoch zu drei Vierteln — auf die vier Großelternteile berechnet — der Stammbevölkerung vor 1786 angehört.

123 Ehen = 61,5 % der Geſamtehenzahl
198 Kinder = 64,3 % der Geſamtkinderzahl

II. Endo-exogame Gruppe:

umfaßt alle Ehen, deren Ahnenſchaft zur Hälfte — auf ein Elternteil oder vereinzelt auf zwei Großelternteile berechnet — der Stammbevölkerung angehört.

33 Ehen = 16,5 % der Geſamtehenzahl
52 Kinder = 16,8 % der Geſamtkinderzahl

III. Exogame Gruppe:

umfaßt alle Ehen, deren Ahnenſchaft überhaupt nicht, oder im Höchſtfalle zu einem Viertel — auf ein Großelternteil berechnet — mit dem Dorfſtammbaum vor 1786 zuſammenhängt.

44 Ehen = 22,0 % der Geſamtehenzahl
58 Kinder = 18,9 % der Geſamtkinderzahl

Über ein Fünftel der Elterngeneration (22%) iſt demnach zu dem auswärtigen Teil zu rechnen, bei Berückſichtigung der Kindergeneration (Probandengeneration): 18,9%

Die exogame Bevölkerung iſt eine ausſchließlich deutſche Bevölkerung, die ſich aus den umliegenden Dörfern ergänzt. Wie zahlreiche Namensidentitäten, die in der Siedlungsgeſchichte offenbar eine ausreichende Erklärung finden, vermuten laſſen, wie außerdem familiär gehäufte Ver-

wandtſchaften zwiſchen den Dörfern nahelegen, beſtehen Beziehungen zwiſchen den Inzuchtkreiſen der einzelnen Dörfer untereinander. Da jedoch derartige Verwandtſchaften nicht weiterzuverfolgen ſind, wurden in unſerem Falle die endo-exogamen Ehen in jedem Falle als nicht blutsverwandt betrachtet, und der exogame Bevölkerungsteil von der Unterſuchung ausgeſchloſſen.

Die engere Unterſuchung umfaßt alſo nur die reſtlichen 78% der Bevölkerung, die Stammgruppe, die ſich ihrerſeits wieder aus der endogamen Gruppe (74%) und der endo-exogamen Gruppe (26%) zuſammenſetzt.

Stammgruppe: 156 Ehen = 78% der Geſamtehenzahl
250 Kinder = 81% der Geſamtkinderzahl

Inzuchtbeſtimmung
nach Zahl und Grad der Blutsverwandtenehen.

Um den engeren Inzuchtkreis, d. h. die Ahnenſchaft der ſoeben näher umgrenzten Stammgruppe näher abzugrenzen, iſt die Einführung des Begriffs „Dorfſtammbaum" zweckmäßig.

Der Dorfſtammbaum umfaßt ſämtliche fruchtbaren Ehen, die ein Glied zwiſchen den Stammehen einerſeits und der heutigen Kindergeneration andererſeits bilden.

Im Dorf NN wurden vom Jahre 1740—1936 insgeſamt 2421 Ehen geſchloſſen. Davon ſind 1751 Ehen dem Dorfſtammbaum zuzurechnen. Der Reſt, der ſich aus den Ehen von Splitterſtammbäumen, unfruchtbaren Ehen, Ehen des exogamen Anteils zuſammenſetzt, wird aus der Wertung ausgeſchieden.

Dementſprechend werden nur fruchtbare Blutsverwandtenehen gewertet, die innerhalb des Dorfſtammbaumes aufgetreten ſind.

Von den 1751 Ehen des Dorfſtammbaumes ſind Blutsverwandtenehen 2. bis 4. Grades: 127 = 7,25% der Geſamtehenzahl
4./5. bis 7. Grades: 199 = 11,36% der Geſamtehenzahl
Summe: 326 = 18,61% der Geſamtehenzahl.

Dieſe Zahlen geben nur den jeweils engſten Verwandtſchaftsgrad einer Ehe an und laſſen weitere, gleichzeitig beſtehende Blutsverwandtſchaften unberückſichtigt.

Die ſomit in dieſer Weiſe „gekürzten" Geſamtzahlen der Blutsverwandtenehen zeigen, nach Generation und Verwandtſchaftsgrad geordnet, folgende Verteilung:

Tafel I

Gekürzte Geſamtzahlen der Blutsverwandtenehen.

Verw.-Grad:	2.	2./3.	3.	3./4.	4.	4./5.	5.	5./6.	6.	6./7.	7.
I. Gen.	5	0	10	7	12	13	29	11	18	8	2
II. Gen.	4	1	11	5	14	25	28	17	11	2	0
III. Gen.	0	2	8	10	16	15	11	3	0	0	0
IV. Gen.	0	0	6	3	6	4	2	0	0	0	0
V. Gen.	3	0	1	2	0	0	0	0	0	0	0
VI. Gen.	1	0	0	0	0	: 0	0	0	0	0	0
	13	3	36	27	48	: 57	68	31	29	10	2
					127						199
											326

Die Zuſammenſtellung zeigt eine ausgeſprochene Häufung der Verwandtenehen im Bereich der entfernteren, 4.—6. Grade, die ſomit im Rahmen der Geſamtinzucht zahlenmäßig ſtark ins Gewicht fallen. Die Zahlen ſtellen Mindeſtwerte dar, da die Verwandtſchaften, vor allem der höheren (älteren) Generationen nicht mehr in den Ahnentafeln weiterverfolgt und nachgewieſen werden können. Demnach nimmt die Genauigkeit der Tabelle in Richtung der höheren Generationenzahl und des entfernteren Verwandtſchaftsgrades ab.

Betrachtet man die gekürzten Geſamtzahlen der Tafel I, ohne die Verwandtſchaftsgrade näher zu berückſichtigen, unter der erweiterten Bedingung, wieviele gleichzeitig nebenbei beſtehende Verwandtſchaftsverhältniſſe ſie in ſich faſſen, ſo ergibt ſich folgendes Bild:

Anmerkung. Zur Methodik: Die Dispenzmethode, die zur Beſtimmung der nahen Blutsverwandtſchaften als Unterlage die kirchlichen Dispensverzeichniſſe benutzt, ergibt gegenüber der Aſzendenzmethode, die die Aſzendenztafeln zur Materialauswertung hat, weitgehend niedere Werte:

Vergleich der Geſamtzahlen der Blutverwandtſchaftsehen, ausgezählt nach der

Verw.-Grad:	2.	2/3.	3.	3/4.	4.	zuſammen
Aſzendenzmethode:	13	3	36	27	48	127
Dispensmethode:	8	3	23	2	6	42
	(2)	(3)	(4)	(2)	(2)	13 (insgeſamt 55)

(Bei den eingeklammerten Zahlen handelt es ſich um kinderloſe Ehen, die beim Vergleich auszuſchalten ſind, da ſie in den Werten der Aſzenzmethode ebenfalls nicht enthalten ſind.)

Die Zuſammenſtellung zeigt, daß die Dispensmethode vor allem in Bezug auf die entfernteren dispenspflichtigen Blutverwandtſchaften weitgehend ungenau ſein kann.

Tafel II

Zahl der Doppel- und Mehrfach-Verwandtſchaften.

Geſamtzahl der Blutsverwandtenehen 2.—4. Grades

I. Gen.	34, davon	3	einfach verwandt	5	doppelt od. mehrfach verwandt in demſelben Grad	26	außerdem in höherem Grad verwandt
II. Gen.	35, davon	11	„	6	„	18	„
III. Gen.	36, davon	31	„	0	„	5	„
IV. Gen.	15, davon	13	„	1	„	1	„
V. Gen.	6, davon	6	„	0	„	0	„
VI. Gen.	1, davon	1	„	0	„	0	„

Die Fehlergrenze dieſer Zahlen liegt ſo, daß die Zahlen der vorderen drei ſenkrechten Spalten bis einſchließlich zur 3. Generation der tatſächlichen Zahl entſprechen dürften.

Eine gleichartige Überſicht folgt für die entfernteren Verwandtſchaftsgrade:

Tafel II

Zahl der Doppel- und Mehrfach-Verwandtſchaften.

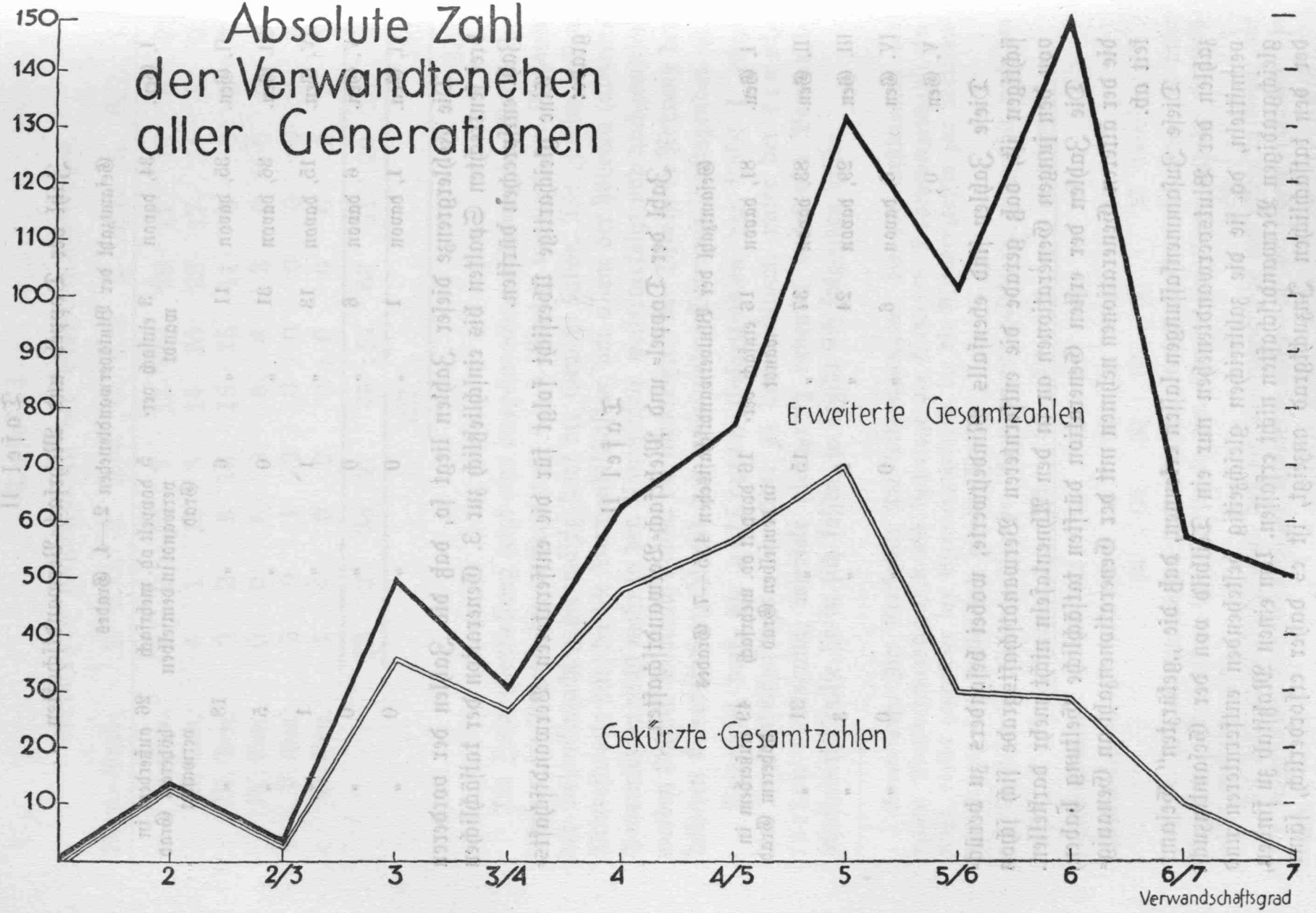
Geſamtzahl der Blutverwandtſchaftsehen 4./5.—7. Grades

I. Gen.	81, davon	16	einfach verwandt	16	doppelt od. mehrfach in demſelben Grad	49	außerdem in höherem Grad
II. Gen.	83, davon	37	„	15	„	31	„
III. Gen.	29, davon	24	„	2	„	3	„
IV. Gen.	6, davon	6	„	0	„	0	„
V. Gen.	0;						

Dieſe Zahlen ſind ebenfalls Mindeſtwerte, wobei beſonders zu berückſichtigen iſt, daß gerade die entfernteren Verwandtſchaftsgrade ſich ſchon von den jungen Generationen an in den Ahnentafeln nicht mehr darſtellen.

Die Zahlen der erſten Generation dürften tatſächliche Geltung haben, die der älteren Generationen nehmen mit der Generationenzahl an Genauigkeit ab.

Dieſe Zuſammenfaſſungen laſſen erkennen, daß die „gekürzten“ Geſamtzahlen der Blutsverwandtenehen nur ein Teilbild von der Geſamtinzucht vermitteln, da ſie die zahlreichen gleichzeitig beſtehenden entfernteren und gleichgradigen Verwandtſchaften nicht erfaſſen. Um einen Maßſtab zu finden, der den tatſächlichen Inzuchtgrad anzeigt, iſt es daher erforderlich, ſämt-


Absolute Zahl
der Verwandtenehen
aller Generationen
150
140
130
120
110
100
90
80
70
60
50
40
30
20
10
Erweiterte Gesamtzahlen
Gekürzte Gesamtzahlen
2
2/3
3
3/4
4
4/5
5
5/6
6
6/7
7
Verwandschaftsgrad

liche tatsächlich bestehenden Blutsverwandtschaften aller Grade ohne Rücksicht auf eine gegenseitige Überschneidung auszuzählen.

Aus diesem Grunde seien den gekürzten Gesamtzahlen nachfolgend die erweiterten Gesamtzahlen gegenübergestellt, die sämtliche in der Ahnenschaft nachgewiesenen Blutsverwandtschaften umfassen:

Tafel III

Erweiterte Gesamtzahlen der Blutsverwandtenehen.

(Die eingeklammerten Zahlen entsprechen den gekürzten Zahlen. Die Tafel hat dieselben Fehlergrenzen wie die bisherigen.)

Verw.-Grad:	2.	2/3.	3.	3/4.	4.	4/5.	5.	5/6.	6.	6./7.	7.	Summe
I. Gen.	6	0	12	7	15	15	51	57	101	45	43	352
	(5)	(0)	(10)	(7)	(12)	(13)	(29)	(11)	(18)	(8)	(2)	(115)
II. Gen.	4	1	18	6	23	35	64	42	47	12	7	259
	(4)	(1)	(11)	(5)	(14)	(25)	(28)	(17)	(11)	(2)	(0)	(118)
III. Gen.	0	3	12	10	16	22	14	3	1	0	0	81
	(0)	(2)	(8)	(10)	(16)	(15)	(11)	(3)	(0)	(0)	(0)	(65)
IV. Gen.	0	0	7	6	9	5	3	0	0	0	0	
	(0)	(0)	(6)	(3)	(6)	(4)	(2)	(0)	(0)	(0)	(0)	
V. Gen.	3	0	1	2	0	0	0	0	0	0	0	
	3	0	1	2	0	0	0	0	0	0	0	
VI. Gen.	1	0	0	0	0	0	0	0	0	0	0	
	(1)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	(0)	
	(13)	(3)	(36)	(27)	(48)	(57)	(70)	(31)	(29)	(10)	(2)	
	14	4	50	31	63	77	132	102	149	57	50	
					162						567	
											729	

In den nebenstehenden Kurven wird das Verhältnis der erweiterten zu den gekürzten Gesamtzahlen noch deutlicher:

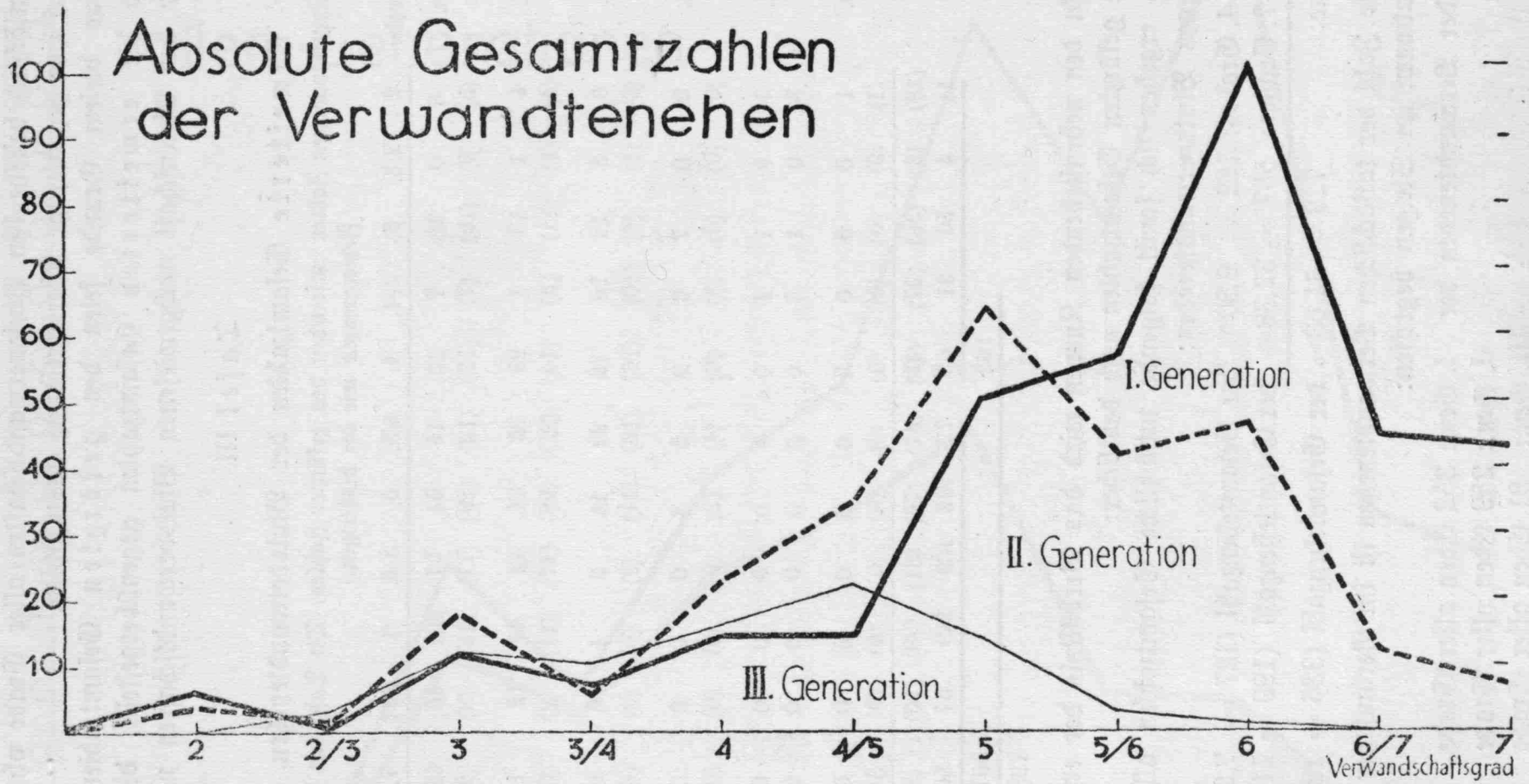
Es ergeben sich somit folgende tatsächliche Gesamtzahlen aller nachgewiesenen Blutsverwandtenehen:

2.—4. Grades: 162 = 9,30% der Gesamtehenzahl (127 = 7,25%)
4./5.—7. Grades: 567 = 32,38% der Gesamtehenzahl (199 = 11,36%)

Summe: 729 = 41,68% der Gesamtehenzahl (326 = 18,61%)

Die Zahl der tatsächlichen Verwandtenehen ist im Verlauf der jüngsten Generationen im Steigen begriffen:

Zahl der Verwandtenehen der I. Gen.: 352 Ehen aller Grade
II. Gen.: 259 Ehen aller Grade
III. Gen.: 81 Ehen aller Grade


Absolute Gesamtzahlen
der Verwandtenehen
100
90
80
70
60
50
40
30
20
10
I. Generation
II. Generation
III. Generation
2
2/3
3
3/4
4
4/5
5
5/6
6
6/7
7
Verwandschaftsgrad

Nebenſtehende Kurven zeigen einen Vergleich der Generationen unter Berückſichtigung der einzelnen Verwandtſchaftsgrade:

Die bedeutende Steigerung der erweiterten Geſamtzahlen gegenüber den gekürzten bezieht ſich vor allem auf die entfernteren Verwandtſchaftsgrade zwiſchen 4./5. und 7. Grad, die dadurch annähernd verdreifacht werden.

Dieſes zahlenmäßige Überwiegen kann gleichbedeutend ſein mit einer dementſprechenden Kompenſation der geringeren Inzuchtwirkung (Wertigkeit) entfernterer Verwandtſchaftsgrade.

Die Wertigkeit einer Verwandtſchaftsehe nimmt gradweiſe ab in einer Reihe, in der der Verwandtſchaftsgrad den negativen Exponenten von 2 bildet.

Setzt man die Inzuchtwirkung, d. h. die Fähigkeit, gleichartige Erbanlagen zu kreuzen, im Falle einer Blutsverwandtſchaft

7. Grades = 1,

ſo iſt durchſchnittlich dieſe Wertigkeit bei einer Ehe

6. Grades = 2
5. Grades = 4
4. Grades = 8
3. Grades = 16
2./3. Grades = 24 mal ſo groß.

Umgekehrt ergibt z. B. eine Blutsverwandtenehe 3. Grades durchſchnittlich dieſelbe Durchmiſchung gleichartiger Erbanlagen wie acht Blutsverwandtſchaften 6. Grades. Somit darf man bei entſprechend vervielfachtem Vorkommen die entfernteren Verwandtſchaftsgrade den nahen Verwandtſchaften in der Inzuchtwirkung gleichſetzen.

Die Frage, ob dieſer allgemeinen Inzuchtwirkung der Verwandtſchaftsgrade eine entſprechende „Mendelwirkung", d. h. die Fähigkeit, rezeſſive Anlagen zur Manifeſtation zu bringen, direkt proportional iſt, ſei hiermit nicht erörtert. Grundſätzlich wäre dieſe Möglichkeit denkbar.

Die erweiterten Geſamtzahlen entſprechen nun der tatſächlich nachweisbaren Zahl der Verwandtſchaftsehen innerhalb des Dorfſtammbaumes. Infolge der häufigen Wiederholung ganzer Vorfahrenkomplexe in den Ahnentafeln der einzelnen Familien kommen jedoch dieſe Ehen immer wiederholt vor. Ihnen kommt demnach eine größere „erbſtrommäßige Auswirkung" in Bezug auf die Nachkommenſchaft des Dorfſtammbaumes zu. Die Zahl, wie oft eine Ehe beſtimmten Grades und beſtimmter Generation durchſchnittlich in allen Ahnentafeln wiederholt vorkommt, wird durch den Häufigkeitswert ausgedrückt.

Die tatſächliche Ehenzahl, um den Häufigkeitswert vervielfacht, ergibt dann die Ahnentafelgeſamtzahl, die darüber Aufſchluß gibt,

wieviel Verwandtenehen überhaupt in den Ahnentafeln aller Familien anzutreffen sind, ohne Rücksicht darauf, die zahlreichen Wiederholungen mehrfach zu zählen.

In nachfolgender Tafel sind zunächst die erweiterten Gesamtzahlen der Blutsverwandtenehen nach Generation und Verwandtschaftsgrad eingeteilt. (Obere Zahlen).

Von jeder dieser so eingeteilten Gruppe ist je Ehe ausgezählt, wie oft sie in allen Ahnentafeln auftaucht. Berechnet man den Durchschnitt dieser Häufigkeitswerte, so hat man einen Maßstab für die erbstrommäßige Auswirkung, oder die Breite des Erbstromes, die eine Verwandtenehe eines bestimmten Grades, in einer bestimmten Generation geschlossen, auf die Nachkommenschaft des Dorfes hat. (Mittlere Zahlen).

Diese beiden Werte ergeben, miteinander vervielfacht, die Ahnentafelgesamtzahlen, wieviel Blutsverwandtschaften jeder Gruppe, einschließlich aller Wiederholungen, in allen Ahnentafeln der Stammbevölkerung vorkommen. Sie liegen, da sie Wiederholungen mitzählen, über dem tatsächlichen Wert, entsprechen jedoch der familienweisen Gesamtbelastung der heutigen Generation. (Untere Zahlen).

Tafel IV

Erweiterte Gesamtzahlen, Häufigkeitswerte, Ahnentafelgesamtzahlen.

	2.	2/3.	3.	3/4.	4.	4/5.	5.	5/6.	6.	6/7.	7.
I. Gen.	6	0	12	7	15	15	51	57	101	45	43
	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0	1,0
	6	0	12	7	15	15	51	57	101	45	43
II. Gen.	4	1	18	6	23	35	64	42	47	12	7
	1,0	1,0	1,6	2,5	2,1	2,1	1,5	1,5	1,6	1,7	1,3
	4	1	30	15	48	73	98	64	76	21	9
III. Gen.	0	3	12	10	16	22	14	3	1	0	0
	1,0	1,0	3,4	2,6	2,6	2,6	2,2	2,0	2,0		
	0	3	40	26	42	58	19	6	2	0	0
IV. Gen	0	0	7	6	9	5	3	0	0	0	0
	1,0	1,0	4,4	4,5	5,0	2,2	3,0				
	0	0	31	27	44	11	9	0	0	0	0
V. Gen.	3	0	1	2	0	0	0	0	0	0	0
	7,0	1,0	25,0	1,5							
	21	0	25	3	0	0	0	0	0	0	0

Die absoluten Zahlen nehmen in Richtung der älteren Generationen ab, bzw. die Verwandtenehen lassen sich nicht weiter nachweisen.

Dagegen steigen die Häufigkeitswerte mit der Generationszahl an, da die Verwandtenehen älterer Generationen sich infolge des Ahnenverlustes, der sich in der Verjüngung des Dorfstammbaumes nach den alten Generationen (nach „oben") hin darstellt, sich häufig um ein Mehrfaches wiederholen. So erklärt es sich, daß bei einer geringen absoluten Verwandtschaftszahl in den alten Generationen die Ahnentafeln trotzdem in allen Generationen relativ gleichmäßig mit Verwandtenehen durchsetzt erscheinen.

Die Ahnentafelgesamtzahlen erlauben es nun, eine Durchnittsbelastung der Gesamtahnenschaft jeder Familie mit Blutsverwandten zu bestimmen.

Tafel V

Durchschnittsbelastung der Familie mit Blutsverwandten.

Durchschnittszahl der Blutsverwandten je Familie:

Verwandtschaftsgrad:	2.—4. Gr.	4/5.—7. Gr.	2.—7. Gr.
Endogame Gruppe:	6,00	11,74	17,71
Endo-exogame Gruppe:	1,94	2,90	4,85
Stammgruppe:	5,10	9,87	15,00

Im Einzelnen:

Verw.-Grad:	2.	2/3.	3.	3/4.	4.	4/5.	5.	5/6.	6.	6/7.	7.
Stammgruppe:	0,41	0,05	1,77	0,97	1,91	2,01	2,42	1,63	2,30	0,84	0,66

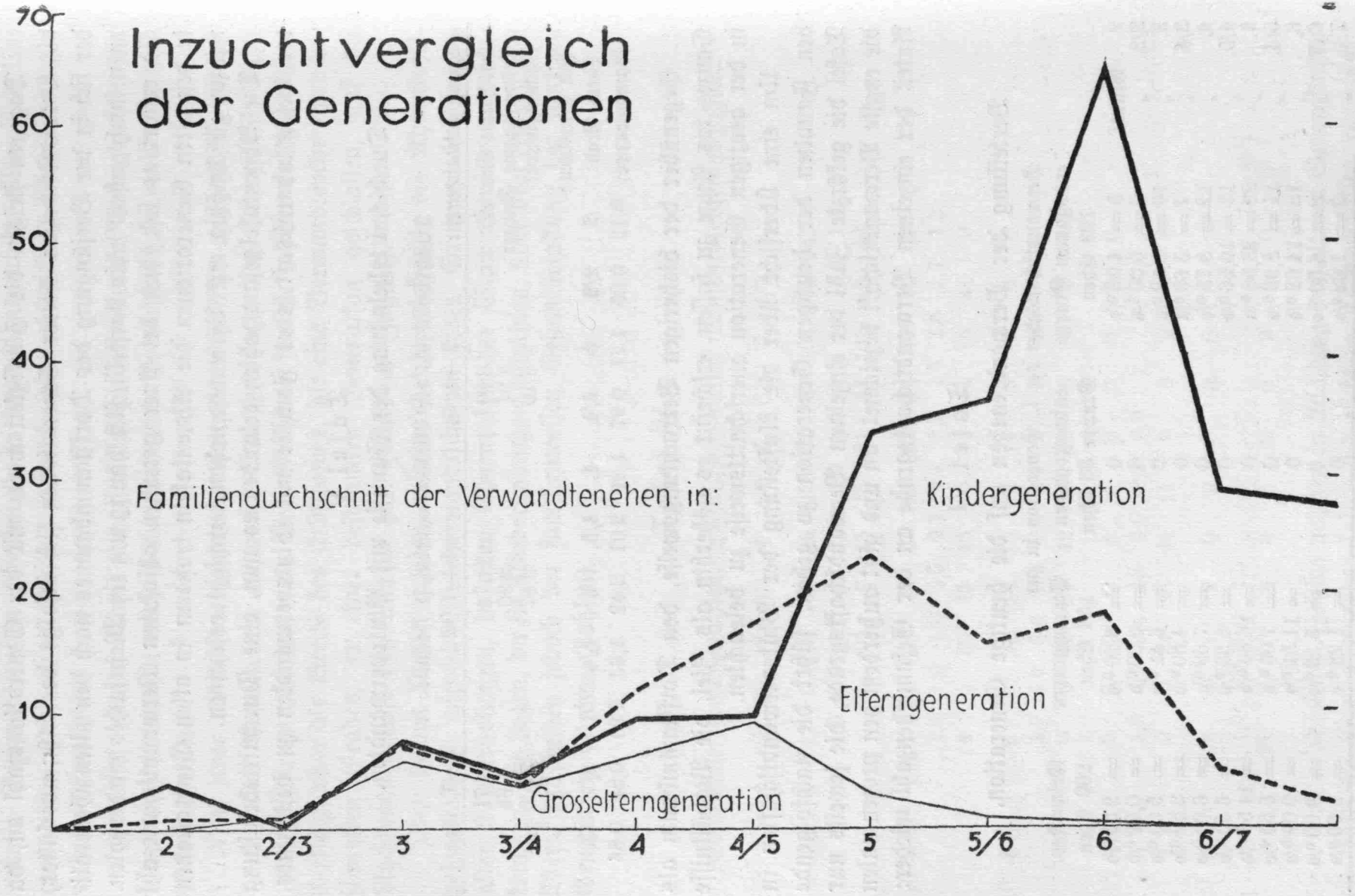
Gegenüber der bisherigen Betrachtungsweise, den Dorfstammbaum als Ganzes ins Auge zu fassen, erscheint es näherhin als Ziel, die Verhältnisse in der heutigen Generation querschnittsweise zu beleuchten.

Um eine Übersicht über die Aufteilung der Blutsverwandtschaften in den Familien der heutigen Generation zu geben, führt die nachfolgende Tafel die gekürzte Zahl der einzelnen Verwandschaftsgrade, die jeweils nur die engste Verwandtschaft bezeichnet, an und gibt außerdem den prozentualen Anteil der einzelnen Verwandtschaftsgrade an der Gesamtehenzahl wieder:

Tafel VI

Verteilung der Verwandtenehen auf die heutige Generation.

	Verwandtschaftsehen der I. Generation in der endogamen Gruppe 123 Ehen	endo-exogamen Gruppe 33 Ehen	Stammgruppe 156 Ehen	Gesamtbev. 200 Ehen
2. Grades	5 = 4,06 %	0	= 3,20 %	= 2,50 %
2/3. „	0 = 0,00 %	0	= 0,00 %	= 0,00 %
3. „	10 = 8,12 %	0	= 6,41 %	= 5,00 %
3/4. „	7 = 5 69 %	0	= 4,50 %	= 3,50 %
4. „	12 = 9,75 %	0	= 7,69 %	= 6,00 %
4/5. „	13 = 10,56 %	0	= 8,33 %	= 6,50 %
5. „	29 = 23,58 %	0	= 18,60 %	= 14,50 %
5/6. „	11 = 8,93 %	0	= 7,05 %	= 5,50 %
6. „	18 = 14,62 %	0	= 11,54 %	= 9,00 %
6./7 „	8 = 6,50 %	0	= 5,13 %	= 4,00 %
7. „	2 = 1,62 %	0	= 1,28 %	= 1,00 %
	115 = 93,50 %	0	= 73,72 %	= 57,50 %


Inzuchtvergleich
der Generationen
70
60
50
40
30
20
10
Familiendurchschnitt der Verwandtenehen in:
Kindergeneration
Elterngeneration
Grosselterngeneration
2
2/3
3
3/4
4
4/5
5
5/6
6
6/7

Es ist ersichtlich, daß innerhalb der endogamen Gruppe nur 8 Ehen = 6,5% von Blutsverwandtschaften in der I. Generation frei sind, während die übrigen 93,5% der Ehen mit einem Maximum bei dem 5. kan. Grad auf die verschiedenen Grade verteilt sind.

Gleichzeitig wird deutlich, wie weit der prozentuale Anteil der Blutsverwandtenehen durch die exogame Zuheirat bei der Stammbevölkerung herabgesetzt wird.

Um jedoch ein Bild von der gesamten Inzuchtbelastung der heutigen Generation deutlich zu machen, müssen bei der Auszählung die erweiterten Gesamtzahlen in Rechnung gestellt werden.

Gesamtbelastung der heutigen Generation mit Verwandtenehen.

		Verwandtschaftsehen der I. Generation in der endogamen Gruppe 123 Ehen	exo-endogamen Gruppe 33 Ehen	Stammgruppe 156 Ehen	(II. Gen. Stammgruppe	III. Gen. Stammgruppe)
2.	Grades	6 = 4,87%	0	= 3,84%	= (1,01%	= 0,00%
2/3.	„	0 = 0,00%	0	= 0,00%	= 0,25%	= 0,49%
3.	„	12 = 9,75%	0	= 7,68%	= 7,48%	= 6,28%
3/4.	„	7 = 5,69%	0	= 4,50%	= 3,77%	= 4,16%
4.	„	15 = 12,18%	0	= 9,61%	= 11,98%	= 6,60%
4/5.	„	15 = 12,18%	0	= 9,61%	= 17,46%	= 9,39%
5.	„	51 = 41,41%	0	= 33,70%	= 23,39%	= 3,04%
5/6.	„	57 = 46,29%	0	= 36,51%	= 15,97%	= 1,01%
6.	„	101 = 82,02%	0	= 64,74%	= 18,46%	= 0,32%
6/7.	„	45 = 36,54%	0	= 28,83%	= 5,24%	= 0,00%
7.	„	43 = 34,92%	0	= 27,55%	= 2,25%	= 0,00%)
		352				

Nach diesen Zusammenstellungen ist es nunmehr möglich, die Tendenz der Inzucht der Dorffamilie innerhalb der drei letzten Generationen zu bestimmen.

Auf den nebenstehenden Kurven ist die Zunahme der Inzucht und die Verteilung dieser Zunahme auf die einzelnen Verwandtschaftsgrade dargestellt:

(Die Kurven haben eine prozentuale Berechnung des Verwandtenehenanteils innerhalb der Stammgruppe zur Grundlage. Bei der Kurve der I. Generation ist zu beachten, daß die 33 Zuheiraten der endo-exogamen Gruppe mitberücksichtigt sind.)

Es zeigt sich, daß die Steigerung der Inzucht in erster Linie auf eine starke Zunahme der entfernteren Verwandtschaftsgrade zurückzuführen ist, wogegen die Werte der engeren Grade in allen Generationen verhältnismäßig gleichbleibend sind.

Daraus darf gefolgert werden, daß die Gesamtinzucht so weit fortgeschritten ist, daß bei Heiraten innerhalb der Stammgruppe, auch bei Umgehung naher Verwandtschaftsverhältnisse, verwandtschaftsfreie Ehen im allgemeinen nicht mehr möglich sind, da jeder mit jedem in irgendeinem Verhältnis verwandt ist.

Inzuchtbestimmung nach dem Ahnenverlust.

Nachdem bisher angestrebt wurde, durch Statistik der Verteilung der Blutsverwandtenehen die Inzucht des Dorfes im Allgemeinen in ihren Ausmaßen festzulegen, wird nunmehr das Blickfeld verlegt und auf die Einzelfamilie des Dorfes begrenzt.

Durch eine Durchschnittsberechnung aller Daten bezüglich der Ahnenschaft, wie sie sich vom Blickpunkt jedes heutigen Stammbaumnachkommen darstellen, sei eine Durchschnittsfamilie berechnet und mit ihren wesentlichen Inzuchtmerkmalen herausgestellt.

Ein Merkmal und genauer Maßstab für die Inzuchtbelastung eines Menschen ist sein „Ahnenverlust".

Die Ahnenschaft eines Menschen, die frei von Blutsverwandten ist, setzt sich generationsweise zahlenmäßig nach folgendem Schema zusammen:

VII. Generation:	128	usw.
VI. Generation:	64	usw.
V. Generation:	32	usw.
IV. Generation:	16	usw.
III. Generation:	8	(Urgroßeltern)
II. Generation:	4	(Großeltern)
I. Generation:	2	(Eltern)
Proband:		

Sind die Eltern z. B. Geschwisterkinder, also im II. Grade blutsverwandt, so stammen beide Eltern von demselben Großelternpaare ab, also sind diese in der Ahnenschaft identisch. Demnach erweisen sich in diesem Falle zwei Viertel der gesamten Ahnenschaft als vollkommen identisch (kongruent). Dem Probanden fehlt somit in seiner Ahnenschaft ein Viertel fremder Ahnen, die die Ahnenidentität beseitigen würden. Er hat in diesem Falle einen „Ahnenverlust" von 25%.

Generationsweise und prozentmäßig ausgezählt stellt der Ahnenverlust einer Familie also ein genaues Maß für die Inzuchtbelastung dar.

In gleicher Weise, generationsweise und prozentmäßig, läßt sich demgegenüber die „Blutauffrischung", d. h. also die exogame Einheirat, aus allen Ahnentafeln im Durchschnitt berechnen.

Zur Zuſammenſtellung der nachfolgenden Tafeln ſind „Ahnenverluſt“ und „exogamer Anteil“ der geſamten Ahnenſchaft des Dorfſtammbaumes in allen Ahnentafeln der heutigen Generation ausgezählt und generationsweiſe prozentual berechnet.

Der Durchſchnittswert aller dieſer Einzelzahlen darf als Kennzeichen der „Durchſchnittsfamilie“ gelten.

Bei der Berechnung ſind die Generationen ohne Rückſicht auf zeitliche Verſchiebungen von dem Probanden aus gezählt. Die zahlreichen Generationsverſchiebungen, d. h. Fälle, in denen identiſche Vorfahrenkomplexe in verſchiedener Generationshöhe auftauchen und dementſprechend verſchiedene Ahnenverluſtwerte aufweiſen, ſind rechneriſch ausgeglichen:

Tafel VII

Inzuchtgrad der Bevölkerung.

	Endogame Gruppe		Endo-exogame Gruppe	
	Ahnenverluſt	Exogam-Anteil	Ahnenverluſt	Exogam-Anteil
8. Gen.	16,22 %	31,52 %	4,87 %	63,67 %
7. Gen.	13,78 %	31,52 %	3,63 %	63,67 %
6. Gen.	7,85 %	31,52 %	1,48 %	63,67 %
5. Gen.	4,54 %	28,70 %	0,00 %	60,87 %
4. Gen.	2,55 %	21,16 %	0,00 %	57,09 %
3. Gen.	0,84 %	13,20 %	0,00 %	54,68 %
2. Gen.	0,00 %	7,85 %	0,00 %	50,39 %
1. Gen.	0,00 %	0,00 %	0,00 %	50,00 %
Variationsbreite.				
	(1,17 %—37,1 %)	(3,1 %—53,1 %)	(1,17 %—17,9 %)	(50,0 %—71,8 %)

	Stammgruppe	
	Ahnenverluſt	Exogam-Anteil
8. Gen.	14,04 %	37,27 %
7. Gen.	11,67 %	37,27 %
6. Gen.	6,49 %	37,27 %
5. Gen.	3,62 %	34,49 %
4. Gen.	1,96 %	27,67 %
3. Gen.	0,64 %	20,32 %
2. Gen.	0,00 %	15,95 %
1. Gen.	0,00 %	10,21 %

Es zeigt ſich, daß die bedeutendſten Familienahnenverluſte der endogamen Gruppe in den alten (6.—8.) Generationen auftreten, daß ſie alſo urſächlich den entfernten Verwandtſchaftsgraden (5.—7. Grad) zuzuſchreiben ſind, wogegen die engen Grade (2.—3. Grad) geringere Verluſte verurſachen.

Die Ahnenverluſte in der endo-exogamen Gruppe ſind durch die weitgehende Blutauffriſchung ſtark erniedrigt. Die vorhandenen Ahnenverluſte ſind auf die alten Generationen beſchränkt und nur durch die Blutverwandtſchaften innerhalb der endogamen Hälfte dieſer Gruppe bedingt.

Die Werte der Stammgruppe erweiſen, daß trotz weitgehender Blutauffriſchung innerhalb der endo-exogamen Gruppe die durchſchnittliche Inzuchtbelaſtung nur um einen kleineren Teil gemindert wird.

Zuſammenfaſſend iſt zu den Ahnenverluſtzahlen der Durchſchnittsfamilie zu ſagen, daß ſie in der endogamen Gruppe für den Familiendurchſchnitt hohe Werte erreichen. Es iſt hervorzuheben, daß im Falle der endogamen Gruppe der Inzuchtkreis durch den exogamen Anteil auf zwei Drittel des Normalquerſchnittes in der 8. Generation eingeengt wird, und von dieſen zwei Dritteln ſodann die Hälfte der Ahnen mit irgendeinem anderen derſelben Ahnentafel — doppelt gezählt — identiſch iſt, ſo daß reichlich ein Viertel (16% der Geſamtahnenſchaft) an Ahnenverluſt gezählt werden muß.

Es überſteigt dies einen Wert, gleich als ob die Eltern jeder Familie Blutsverwandte dritten Grades wären.

Der gleichartige Wert überſchreitet bei der geſamten Stammgruppe trotz der Blutauffriſchung ebenfalls noch dieſe Höhe.

Der exogame Anteil in der endogamen Gruppe erſcheint mit annähernd einem Drittel (6. Gen.) ziemlich hoch.

In dieſer Zahl ſind einmal die Zuwanderehen aller Generationen inbegriffen, zum anderen ſind gemäß der Abgrenzung der Exogamen alle Stammehen, deren Schließungsjahr nach 1786 liegt, mitgezählt. In der endo-exogamen Gruppe erreicht der Zuſtrom von Exogamen Werte von über 50%, da ja ſchon allein durch den auswärtigen Ehepartner 50% bedingt ſind, wozu dann die Exogamen der übrigen Generationen noch hinzukommen.

Dadurch wird der Wert des exogamen Anteils in der geſamten Stammgruppe von 31,5% auf 37,2% heraufgeſetzt.

Bei einer zuſammenfaſſenden Bewertung der Exogamie iſt feſtzuſtellen, daß der größte Zuwachs des exogamen Anteils in den jüngeren Generationen ſtattfindet, immerhin ſo weitgehend, daß in der Stammgruppe der engere Inzuchtkreis auf 62,9% der Querſchnittsahnenzahl (6. Gen.) eingeengt wird.

Dazu iſt jedoch in Rechnung zu ſtellen, daß die „alten" Exogamen der 5. und 6. Generation annähernd ſchon zum Inzuchtkreis gerechnet werden dürften, da es ſich um eine an ſich kleinere Gruppe handelt, die ſeit mehreren Generationen am Dorfſtammbaum beteiligt iſt, und die in allen Ahnentafeln ſtets wiederkehrt, um ſo den verhältnismäßig hohen Prozentſatz bei der Auszählung zu verurſachen.

Es erſcheint weiterhin prognoſtiſch intereſſant, die Tendenz der Inzucht innerhalb der letzten Generationen durch Vergleich der Ahnenverluſtwerte zu beſtimmen.

Inzuchtvergleich der Generationen.

Tafel VIII

Ahnenverluſtwerte der drei jüngſten Generationen.

(Die Generationen ſind ſtets vom Probenden aus gezählt. Einander entſprechende Generationen ſtehen in derſelben Zeilenhöhe. In der Eltern- und Großeltern-generation der endo-exogamen Gruppe ſind nur die endogamen Elternteile berückſichtigt).

Endogame Gruppe					
Proband:		Eltern:		Großeltern:	
8. Gen.	16,22 %				
7. Gen.	13,78 %	8. Gen.	8,58 %		
6. Gen.	7,85 %	7. Gen.	6,45 %	8. Gen.	3,30 %
5. Gen.	4,54 %	6. Gen.	3,24 %	7. Gen.	2,13 %
4. Gen.	2,55 %				
3. Gen.	0,84 %				

Endo-exogame Gruppe					
Proband:		Eltern:		Großeltern:	
8. Gen.	4,87 %				
7. Gen.	3,62 %	8. Gen.	9,61 %		
6. Gen.	1,48 %	7. Gen.	7,15 %	8. Gen.	2,70 %
5. Gen.	0,00 %	6. Gen.	2,99 %	7. Gen.	1,73 %

Stammgruppe					
Proband:		Eltern:		Großeltern:	
8. Gen.	14,03 %				
7. Gen.	11,67 %	8. Gen.	8,91 %		
6. Gen.	6,49 %	7. Gen.	6,65 %	8. Gen.	3,14 %
5. Gen.	3,62 %	6. Gen.	3,12 %	7. Gen.	2,03 %
4. Gen.	1,96 %				
3. Gen.	0,64 %				

Es zeigt ſich zunächſt, daß im allgemeinen die ſtärkeren Inzuchtgrade erſt in der Elterngeneration und vor allem in der Probandengeneration auftreten, während die Großelterngeneration nur eine geringe Belaſtung aufweiſt.

In der endo-exogamen Gruppe finden ſich entſprechend dem auswärtigen Friſchblutzuſtrom nur in den älteren Generationen Ahnenverluſte, welche nur von dem endogamen Elternteil herrühren.

Daneben fällt auf, daß die endogamen Elternteile der gemiſchten Gruppe einen größeren Ahnenverluſt haben als die Eltern der endogamen Gruppe. Es kommt dies der Tatſache gleich, daß gerade die im Durchſchnitt ſtärker

inzuchtbelaſteten Familien vorwiegend an der exogamen Vermiſchung beteiligt ſind, alſo vornehmlich die Blutauffriſchung für ſich in Anſpruch nehmen.

Die Ahnenverluſtwerte liegen in der endogamen wie in der geſamten Stammgruppe liegen mit verhältnismäßig geringen Unterſchieden nebeneinander, ein Zeichen dafür, daß in der heutigen Generation der Einfluß der Blutauffriſchung innerhalb der gemiſchten Gruppe auf die Geſamtheit der Dorfſtammgruppe nicht entſcheidend iſt.

In Bezug auf die Inzuchtvorherſage laſſen ſich folgende richtungweiſende Linien erkennen.

Der Grad der Inzucht hat von der Elterngeneration zur heutigen Generation um mehr als das Eineinhalbfache zugenommen. (Endogame Gruppe: 8,58 : 13,78.) Die exogame Zuwanderung war wohl imſtande, dieſe Zunahme zu vermindern, ohne jedoch eine weiterhin ſtarke Zunahme verhindern zu können (Stammgruppe: 8,91 : 11,67).

Unter der Vorausſetzung, daß keine weſentlichen Änderungen in der Zuwanderung eintreten, dürfte ſomit mit einer ähnlichen Zunahme der Inzucht für die folgende Generation zu rechnen ſein.

Die geſamte Sprachinſel ſtellt, wie zu Anfang näher beſchrieben, ein biologiſch weitgehend abgeſchloſſenes Gebiet dar. Daraus iſt zu folgern, daß in dem Gebiet auch eine mehr oder weniger große Inzucht beſtehen muß, die innerhalb einer umſchriebenen Bevölkerung auf ein beſtimmtes Erbmaſſenreſervoir (Auswanderer) beſchränkt iſt, das durch Zuwanderung von außen her nicht weſentlich erweitert wird.

Grundſätzlich kann ſich dieſe Inzucht an zwei verſchiedene Formen anlehnen.

Einmal kann jedes Dorf für ſich einen eigenen, in ſich abgeſchloſſenen Inzuchtkreis bilden, in dem keine verwandtſchaftlichen Bindungen zu den Nachbardörfern mehr frei ſind. Zum andern Male können verſchieden große Dorfkomplexe ineinander übergreifende Inzuchtkreiſe bilden.

Je größer die Inzucht innerhalb des Dorfes, deſto kleiner demnach die zwiſchendörfliche Inzucht.

In der Sprachinſel ſind tatſächlich meiſtens Miſchformen beider Arten anzutreffen, etwa in der Form, daß in jedem Dorfe ein mehr oder weniger großer dörflicher Inzuchtkreis beſteht, wogegen die zwiſchendörflichen (exogamen) Heiraten einen zwiſchendörflichen Inzuchtkreis bilden.

In unſerem Falle ſtellen ſich die Verhältniſſe folgendermaßen dar. Das Dorf Nagynyarad hat einen eigenen dörflichen Inzuchtkreis, der weit über die Hälfte der Geſamtbevölkerung ausmacht. Ein großer Teil der endo-exogamen Ehen aller Generationen ſind Ehen, die mit Angehörigen des

Nachbardorfes Majs geſchloſſen wurden. Dieſe Ehen bilden einen weiteren, zwiſchendörflichen Inzuchtkreis, der beide Dörfer umfaßt. Außerdem hat das Dorf Majs ſeinerſeits ſeinen eigenen Inzuchtkreis, deſſen Inzuchtgrad gemäß einer Überſchlagsrechnung ſchätzungsweiſe den halben Wert wie der des Nachbardorfes NN. unterſchreiten dürfte, ein Umſtand, der durch die günſtige Verkehrslage des Dorfes bedingt iſt. Wiederum iſt das Dorf neben der Bindung an Nagynyarad einem Kreiſe mehrerer anderer verkehrsgünſtiger Dörfer angeſchloſſen.

So iſt, an Inzuchtkreiſen — von Dorf zu Dorf moſaikartig aneinandergepaßt und ineinandergreifend — eine Inzuchtſtruktur zu erkennen, die die geſamte Sprachinſel umfaßt.

Es beſteht kein Anhaltspunkt gegen die Annahme, daß in der geſamten Sprachinſel im Grundſätzlichen ähnliche Verhältniſſe der Inzucht vorliegen, die nur gradweiſe verſchieden ſind. Zahlenmäßig ins Gewicht fallende Verwandtſchaftsbindungen mit außerhalb der Sprachinſel gelegenen, fremden Ortſchaften beſtehen nicht.

In dem Abſchnitt „Ausleſe und Inzucht“ wurden zwei Formen der Inzucht herausgeſtellt, die ſich durch die verſchiedenartige Ausleſe der Urſprungsbevölkerung unterſcheiden: der belaſtete und der unbelaſtete Inzuchtkreis. Zwiſchen ihren Extremen wären alle praktiſch vorkommenden Inzuchtformen einzuordnen.

Es wäre alſo noch die Frage zu beantworten, welcher Ausleſeform der beſchriebene Inzuchtkreis Nagynyarad zuzurechnen iſt.

Die geſchichtlichen Umſtände bei der Beſiedlung der deutſchungariſchen Sprachinſeln laſſen von vorneherein die Vermutung einer ſtärkeren poſitiven Ausleſe gerechtfertigt erſcheinen.

Geſetzt den Fall, die Auswandererbevölkerung wäre keinerlei Ausleſe unterworfen geweſen, ſo wäre zu erwarten, daß infolge der Inzuchtwirkung die Bevölkerung höhere Durchſchnitte an erblichen Erkrankungen bei gleicher (rezeſſiver) Belaſtung aufwieſe als die Ausgangsbevölkerung.

Die Tatſache, daß die Erkrankungszahl der Sprachinſelbevölkerung der der Ausgangsbevölkerung etwa nur gleichkommt, außerdem darin ſicher exogam eingeſchleppte Anlagen inbegriffen ſind, kann in zwei Möglichkeiten ihre Urſache haben.

Einmal kann eine von vornherein ausgeleſene Bevölkerung durch eine biologiſche Inzuchtſchutzwirkung auf niedriger Belaſtungsſtufe gehalten worden ſein, wobei die ſtreng eingehaltene Inzuchtſchranke das Eindringen krankhafter Erbanlagen von außen her verhinderte.

Zum Andern kann ein vermehrtes Herausmendeln durch Inzuchtwirkung zur Ausſchaltung von Erkrankten und damit zu einer Verminderung des rezeſſiven Erbſtromes geführt haben.

Sicher werden ſich beide Faktoren gleichzeitig ausgewirkt haben, als ausſchlaggebend iſt jedoch offenbar die urſprüngliche Ausleſe anzuſehen.

Demnach darf man die Frage, ob es eine biologiſche Schutzwirkung der Inzucht gibt, in gewiſſem Umfang (poſitiv ausgeleſener Inzuchtkreis) bejahen.

Im Falle der deutſchen Sprachinſel in Ungarn darf man überdies die Heranbildung und Fortzüchtung eines angepaßten Menſchenſchlags, die eine Grundlage für die Erhaltung der deutſchen Volksgruppe darſtellen, als Wirkung der ausgeprägten, „ſozialbiologiſch autarken" Inzuchttendenz der Bevölkerung anſehen.

Erbliche Pſychoſen und Inzucht, unterſucht an einem donauſchwäbiſchen Dorf.

Von Reinhard Lieske, Berlin.

Einleitung.

Über Inzuchtgebiete iſt ſchon von Wulz, Brenk und anderen in Arbeiten berichtet worden, in denen Methoden zur zahlenmäßigen Erfaſſung der Inzucht angegeben worden ſind und auf ihre verderblichen Folgen hingewieſen wurde. Orel hat 1934 über die Kinder aus Verwandtenehen berichtet, und Hanhart hat 1924 in einer Arbeit die Bedeutung von Unterſuchungen über Inzuchtgebiete unterſtrichen. Faſt alle bisher unterſuchten Inzuchtgebiete ſtellen ein Unterſuchungsmaterial, in welchem eine gewiſſe negative Ausleſe anzutreffen war.

Mit Meiſter und Doehner, von denen letzterer ſeine Ergebniſſe gleichzeitig mit der vorliegenden Arbeit veröffentlicht, habe ich es nun unternommen, ein unter völlig anders gearteten Vorausſetzungen entſtandenes Inzuchtgebiet zu unterſuchen. Es handelt ſich hierbei um eine geſchloſſen ſiedelnde deutſche Volkstumsinſel innerhalb eines fremdſprachigen Mehrheitsvolkes, und zwar genauer geſagt um die Dörfer Nagynyárad (NN) und Majs (M) in der unteren Baranya (Südungarn). Die vorliegende Arbeit hat die Aufgabe, die Häufigkeit der im Unterſuchungsgebiet vorgefundenen Erbkrankheiten zu der beſtehenden Inzucht in Beziehung zu ſetzen. Bei der Zuſammenſtellung der zu unterſuchenden Erbkrankheiten mußten wir uns wegen der Kürze der zur Verfügung ſtehenden Zeit auf die erblichen Pſychoſen beſchränken.

Das Unterſuchungsgebiet umfaßt, wie geſagt, die rein deutſch bevölkerten Dörfer NN und M in der „Schwäbiſchen Türkei". Die beiden unterſuchten Dörfer ſind benachbarte Siedlungen. Die zu ihren Gemarkungen gehörigen entfernter liegenden, großenteils magyariſch bevölkerten Vorwerke und Höfe (Puſzten) ſind nicht in die Unterſuchung einbe-

zogen worden. NN hat 1074 Einwohner. Die Einwohnerzahl von M ohne ſeine Vorwerke konnte nicht ermittelt werden. Von beiden Dörfern hat M die günſtigere Verkehrslage und iſt größer und wirtſchaftlich beſſer geſtellt als NN. Über die Rückwirkung dieſer Umſtände auf die Größe der Inzucht iſt bei Doehner die Rede.

Die notwendigen Stammbaumunterſuchungen konnten wir nur in NN mit der erwünſchten Gründlichkeit vornehmen, ſo daß diesbezüglich für M nur gewiſſe Rückſchlüſſe gezogen werden können. Für NN gelang es uns, die einzelnen lebenden Familien in ihrer Aszendenz auf 7 bis 8 Generationen zurückzuverfolgen.

Das Unterſuchungsmaterial trugen wir aus den Geburts-, Heirats- und Sterbematrikeln, welche uns Herr Pfarrer Faludi in NN und Herr Dechant Riedlinger in M dankenswerterweiſe zur Einſicht überließen, zuſammen, um die zunächſt nur vermutete Inzucht nachweiſen zu können. Um die vorgekommenen Erbkrankheiten möglichſt vollſtändig zu ermitteln, konnten wir mit der liebenswürdigen Hilfe von Herrn Profeſſor Dr. Reuter in Fünfkirchen die Akten der dortigen Neurologiſchen und Pſychiatriſchen Univerſitätsklinik, wohin ſämtliche Pſychoſen von M und NN eingewieſen werden, einſehen. Weitere nicht aſylierte und kliniſch nicht behandelte Fälle ermittelten wir aus Angaben über Todesurſachen aus der Sterbematrikel und aus Umfragen im Dorf und beim Pfarrer.

Es iſt nun noch einiges über das Zuſtandekommen der in NN und M beobachteten Inzucht zu ſagen. Zu dieſem Zwecke muß ich mir einen kurzen hiſtoriſchen Exkurs geſtatten. M und NN ſind im Jahre 1721 vom Prinzen Eugen von Savoyen nach ſiegreicher Beendigung der Türkenkriege in dem damals durch den Feldzug verheerten Lande neu gegründet und mit deutſchen Bauern beſiedelt worden. Das zur Anſiedlung herangezogene Menſchenmaterial ſetzte ſich zum Teil aus verdienten entlaſſenen Soldaten, zum andern Teil aus jüngeren Bauernſöhnen kinderreicher Familien zuſammen, welche aus dem Reich herbeigerufen wurden. An Gründen für die Auswanderung aus dem Reich gab es mehrere: Einmal war es die Schwierigkeit der Exiſtenzgründung für die nachgeborenen Söhne deutſcher Bauern, die bei dem herrſchenden ungünſtigen Erbrecht die jungen Leute veranlaßte, den recht geſchickt und ausſichtsreich formulierten Werbungen der Anſiedlungskommiſionen zu folgen. Bei anderen war es die immer mehr um ſich greifende Unzufriedenheit mit den wirtſchaftlichen und ſozialen Verhältniſſen der herrſchenden abſolutiſtiſchen Regierungsſyſteme, welche die Menſchen in Scharen aus der Heimat trieb.

Bei den damals noch recht unſicheren Reiſeverhältniſſen — in den noch öden Ländereien an der mittleren Donau trieben ſich viele Räuber umher; die Schiffahrt auf dem Strom war noch von erheblichen Gefahren begleitet

— konnten nur beſonders unternehmungsluſtige und tüchtige Leute die Beſchwerden der Auswanderung auf ſich zu nehmen. Untüchtige gingen in großer Zahl an den Strapazen der wochenlangen Reiſe zugrunde oder kehrten kurzerhand um. Keinesfalls aber iſt es denkbar, daß ſich Kränkliche oder in ihren geiſtigen Fähigkeiten Behinderte in dem großen Unternehmen durchgeſetzt hätten.[1]) Sollte es aber doch dem einen oder anderen Minderwertigen geglückt ſein, die Anſiedlung vorzunehmen, ſo iſt ſicher anzunehmen, daß er der ſchweren Arbeit der erſten Siedlungsjahre mit ihren unvermuteten Rückſchlägen auf die Dauer nicht gewachſen war. Es fand in dieſen Jahren ein rückſichtsloſer Ausmerzungsprozeß ſtatt, der in vielen Rückwanderungen ſeinen Ausdruck findet. Andere, die nicht zurückkehrten, gingen in dem damals noch beſtehenden Binnenwanderungsſtrom unter, gingen zugrunde oder ſtrandeten irgendwo. Eine Verfügung der Statthalterei beweiſt übrigens, daß auch von oben her geſorgt wurde, daß untüchtige Elemente entfernt wurden. Sie beſagt, daß Siedler, die fortgeſetzt um Unterſtützung baten, ihren Hof abzugeben hatten, um durch Tüchtigere erſetzt zu werden. Hieraus iſt leicht zu erkennen, daß mit der Auswanderung und Anſiedlung ein ſtrenger Ausleſeprozeß ſtattgefunden hat, nach deſſen Beendigung wir es mit einer ausgeſucht tüchtigen Bevölkerung zu tun haben. In ihr hat ſicher das Vorkommen erblicher Krankheiten, insbeſondere erblicher Pſychoſen, zu den größten Seltenheiten gehört. Dies ſchließt ein latentes Vorhandenſein rezeſſiver krankhafter Anlagen nicht aus.

Der Grund zu der beginnenden Inzucht iſt ſchon durch die Anſiedlungsbeſtimmungen gelegt worden, nach welchen nach Möglichkeit Landsleute und Verwandte zuſammen in einem Dorf angeſiedelt wurden. Es iſt anzunehmen, daß die Anſiedler vielfach aus Gegenden ſtammten, in denen ſchon eine erhebliche Inzucht getrieben wurde. So kommt es, daß die erſten Vetternehen ſchon in der dritten Generation nach der Beſiedlung auftreten. In der Folgezeit wurden die Bauern durch die Ungunſt der Verkehrslage und die Abgeſchloſſenheit der Volksgruppe gezwungen, von Generation zu Generation meiſt Angehörige des gleichen Dorfes zu heiraten, wodurch die verwandtſchaftlichen Beziehungen der Familien untereinander immer enger wurden. Über die Größe der in NN und M betriebenen Inzucht berichtet Doehner eingehend (im zweiten Teil der vorliegenden Arbeit).

Abſchließend iſt hier alſo zu ſagen, daß es ſich bei der von uns unterſuchten Volksgruppe im Gegenſatz zu den bisher unterſuchten Inzuchts-

[1]) Eine Unterſuchung über Auswanderer (Die Tat, Heft 10, 1937) hat folgendes Ergebnis: In einem Dorf von 330 Einwohnern war die Abwanderung unter den Begabten dreimal ſo groß wie unter den Durchſchnittsſchülern. — In Inzuchtgebieten wandern nur die Begabten ab, während diejenigen, die in der Schule Unterdurchſchnittliches leiſteten, in der Regel in der Heimat blieben.

gebieten in abgeſchloſſenen Schweizer und Allgäuer Bezirken um eine poſitiv ausgeleſene Bevölkerung handelt, die ſich in erheblichem Maße bis heute durch Inzucht fortgepflanzt hat.

Die erblichen Pſychoſen in Nagynyarad und Majs.

Von den von uns in NN und M vorgefundenen Pſychoſen haben wir für unſere Unterſuchungen nur die bekannten erblichen: Schizophrenie, Epilepſie und Schwachſinn herausgegriffen. Zyklothymie haben wir nicht beobachtet. Es kamen in NN 9 Fälle von Schizophrenie, 6 Fälle von Epilepſie und 3 Fälle von Schwachſinn zu unſerer Kenntnis, in M 6 Fälle von Schizophrenie und 1 Fall von Epilepſie.

Nicht alle dieſe Fälle ſind kliniſch diagnoſtiziert worden. Von den 9 Schizophrenen in NN beſteht über eine 1926 verſtorbene Frau, Mutter zweier ſchizophrener Töchter, lediglich die Angabe, ſie ſei mit 17 Jahren zwei Wochen geiſtig verwirrt geweſen. Dieſe Angabe iſt in der Krankengeſchichte einer ihrer in kliniſcher Behandlung geweſener Töchter enthalten.

Von den ſechs aus NN ſtammenden Epileptikern ſind nur zwei in kliniſcher Beobachtung geweſen. Über zwei noch lebende und zwei ſchon verſtorbene Perſonen in NN erhielten wir Angaben, welche es ſehr wahrſcheinlich machen, daß auch ſie an Epilepſie gelitten haben. Da dieſe Krankheit oft in bäuerlichen Kreiſen als ſo geringfügig betrachtet wird, daß ſie ſehr häufig nicht in ärztliche Beobachtung kommt, habe ich die vier nicht ſicher diagnoſtizierten Fälle mit in das Unterſuchungsmaterial aufgenommen, um den durch mangelnde Erfaſſung der Fälle entſtehenden Fehler möglichſt herabzudrücken. Übrigens kann man wohl bei dem auffälligen und ziemlich allgemein bekannten Krankheitsbild der Epilepſie den vorliegenden Laienbeobachtungen eine gewiſſe diagnoſtiſche Bedeutung beimeſſen.

Von den drei in NN vorgefundenen Fällen von Schwachſinn iſt einer wegen „imbezillitas“ einige Zeit in der Anſtalt in Beobachtung geweſen. Einen weiteren Fall, den achtjährigen Joſef Höbler, ſahen wir ſelbſt. Es iſt dies ein Fall von völliger Idiotie, der auch anatomiſche Mißbildungen am Schädel im Sinne einer Mikrocephalie (Vogelkopf) aufweiſt. Über einen dritten Fall, den 33-jährigen Georg Beer, erhielten wir vom Pfarrer des Ortes die Angabe, daß er „ſchwach im Geiſte“ ſei. Auch dieſe Charakteriſierung gewinnt bei Betrachtung der von beiden Eltern her hochgradig belaſteten Sippe eine diagnoſtiſche Bedeutung.

In M iſt es uns nicht gelungen, trotz mehrfacher eingehender Umfragen in der Gemeinde und beim Pfarrer, außer den kliniſch behandelten Fällen andere zu ermitteln, welche nicht in ärztliche Beobachtung kamen.

Die zur Unterſuchung herangezogenen Fälle ſetzen ſich wie folgt zuſammen:

1. Schizophrenie.

I. **Anna Tändl**, geb. 1880, wurde mit 35 Jahren erſtmalig wegen Geiſtesverwirrung in die Klinik geſchickt und nach kurzer Zeit geheilt entlaſſen. 1934 war ein weiterer Klinikaufenthalt nötig. Als Diagnoſe wurde Schizophrenie geſtellt.

Eltern: im dritten Grade blutsverwandt. Die Mutter ſteht im Alter von 80 Jahren und iſt geiſtig unauffällig. Der Vater ſtarb mit 72 Jahren an Pneumonie.

Geſchwiſter: ein Bruder ſtarb 14 Tage nach der Geburt, ein anderer ſtarb mit 5 Jahren. Der dritte Bruder ſtarb 1917 im Alter von 29 Jahren. Ueber ihn iſt nichts Auffälliges bekannt.

II. **Anna Siebert**, geb. 1905. Sie heiratete 1928. Ihre Ehe iſt bis heute kinderlos. 1934 wird ſie geiſteskrank und wird in die Klinik geſchickt, wo die Diagnoſe Schizophrenie geſtellt wird. Sie iſt dort bis 1936 verblieben.

Eltern: Der Vater iſt 63-jährig und geiſtig unauffällig. Die Mutter iſt 47-jährig, ſtammt von auswärts und iſt geiſtig normal. Eine Schweſter des Vaters ſtand wegen Epilepſie in kliniſcher Behandlung.

Geſchwiſter: Drei Brüder, im Alter von 29 bis 36 Jahren ſtehend. Einer von ihnen iſt verheiratet und hat zwei geſunde Kinder. Ueber ſie iſt nichts Auffälliges bekannt.

III. **Johann Schum**, geb. 1887. Kam 1905 im Alter von 18 Jahren erſtmalig wegen geiſtiger Störung in die Klinik, wo Dementia praecox feſtgeſtellt wurde. Er verbrachte 3 Jahre in der Anſtalt. Weitere Klinikaufenthalte wurden 1912/13, 1916—1918 und 1922—1925 nötig. Er ſtarb 1925 in der Anſtalt.

Eltern: Sie ſind nicht verwandt, der Vater iſt geſtorben, er war normal. Die Mutter ſteht im Alter von 77 Jahren, ſie iſt geiſtig unauffällig.

Geſchwiſter: Drei Brüder ſtarben kurz nach der Geburt, ein Bruder ſtarb 7-jährig. Drei Schweſtern ſtarben, ohne das erſte Lebensjahr vollendet zu haben. Eine Schweſter ſtarb mit 2 und eine mit 20 Jahren. Eine andere heiratete, führte aber eine kinderloſe Ehe. Ueber letztere erwachſene Schweſtern iſt nichts Auffälliges bekannt.

IV. **Thereſe Würtz**, geb. 1891, kommt 1909 kurze Zeit wegen Geiſtesverwirrtheit in kliniſche Beobachtung, wo Schizophrenie diagnoſtiziert wurde. Sie heiratet 1910 und ſtirbt 1911 nach kurzer kinderloſer Ehe an Tuberkuloſe.

Eltern und **Geſchwiſter**, ſiehe bei V.

V. **Maria Würtz**, geb. 1906 (Schweſter von IV). Sie wurde 1921 für ein Jahr in die Klinik geſchickt, da ſie plötzlich Zeichen von geiſtiger Verwirrtheit aufwies. In der Klinik wurde Schizophrenie feſtgeſtellt. 1924 heiratete ſie einen Mann aus dem Nachbardorf, mit dem ſie zwei Kinder hatte, von denen ein 1928 geborener Sohn am Leben blieb.

Eltern: Die Ehe der Eltern iſt wegen Blutsverwandtſchaft vierten Grades mit einem kirchlichen Dispens verſehen worden. In der Ahnentafel läßt ſich jedoch dieſe Blutsverwandtſchaft nicht nachweiſen. Die Mutter, Anna Schweninger (Fall VI), iſt nach Ausſage der Angehörigen mit 17 Jahren zwei Wochen lang geiſtesverwirrt geweſen. Sie ſtarb 1926 im Alter von 58 Jahren, ohne daß ſich an ihr irgendwelche auffälligen Anzeichen bemerkbar gemacht hätten. Ueber den 1864 geborenen Vater iſt nichts Auffälliges bekannt.

Geſchwiſter: Anna Würtz, 1893 geboren, heiratete nach dem Tode ihrer Schweſter (IV) deren Gatten und hatte mit ihm drei Kinder, von denen ein Sohn kurz nach der Geburt ſtarb. Zwei ihrer Töchter heirateten 1930 und 1936 im Alter von 18 bzw. 19 Jahren. Sie ſind unauffällig.

VI. **Anna Schweninger:** geb. 1868, war nach Angabe ihrer Angehörigen (ſiehe Krankengeſchichte von Fall IV) mit 17 Jahren 14 Tage lang geiſtesverwirrt. Mit 23 Jahren heiratete ſie 1891 Joſeph Würtz, mit dem ſie drei Kinder bekam, von denen zwei Töchter (Fall IV und V) ſchizophren wurden. Es iſt wohl anzunehmen, daß auch ihre Geiſtesverwirrung ein ſchizophrener Schub geweſen iſt. Sie ſtarb 1926 unauffällig.

Eltern: Ueber die Eltern iſt nichts mehr bekannt, ſie ſind ſchon ſeit 20 Jahren tot.

Geſchwiſter: Es leben vier Schweſtern, von denen zwei geheiratet haben, und fünf Brüder, von denen einer früh ſtarb. Drei heirateten und einer blieb ledig. Sämtliche Geſchwiſter und deren Nachkommen ſind unauffällig.

VII. **Carl Treutz**, geb. 1897. Er heiratet 1918 und bekommt von ſeiner Gattin 2 Töchter, ehe er 1931 im Alter von 35 Jahren in ſo ſtarkem Maße geſtesgeſtört wird, daß er in die Klinik eingewieſen wird. Hier verblieb er bis zu ſeinem Tode im Jahre 1933. Es wurde bei ihm Schizophrenie diagnoſtiziert.

Eltern: Beide Eltern leben noch und ſtehen im Alter von 67 und 64 Jahren. Sie ſind normal und nicht miteinander verwandt. Eine Schweſter des Vaters litt an Epilepſie und kam deshalb in kliniſche Beobachtung.

Geſchwiſter: Der Kranke hatte zwei Brüder, die früh geſtorben ſind.

VIII. **Margarete Schram**, geb. 1883. Sie heiratete 1902 Anton Beer (Selbſtmörder) und bekommt von ihm bis 1908 drei Kinder, ehe ſie im Jahre 1913 geiſtig auffällig wird. Sie wird deshalb in die Klinik eingewieſen, wo bei ihr Schizophrenie feſtgeſtellt wird. Sie verblieb noch kurze Zeit in der Anſtalt und bekam 6 Jahre ſpäter noch einen Sohn, der aber kurz nach der Geburt ſtarb.

Eltern: VIII iſt eine uneheliche Tochter von Margarete Schram, geb. 1865 (Epilepſie, Fall V) die an Epilepſie gelitten hat. Ueber den Vater, den wir ermitteln konnten, iſt nichts Auffälliges bekannt.

Geſchwiſter: keine.

Kinder: Der älteſte Sohn wird vom Pfarrer als „geiſtesſchwach" bezeichnet (Schwachſinn, Fall III). Er heiratet mit 23 Jahren. Seine Ehe blieb aber bis heute — 13 Jahre lang — kinderlos. Zwei Töchter, die geiſtig unauffällig ſind, heirateten mit 16 bzw. 18 Jahren. Jede hat ein geſundes Kind im Alter von 12 und 8 Jahren.

IX. **Wenzel Werle**, geb. 1892, heiratete 1919 nach auswärts, wird 1928 geiſteskrank und deshalb in die Klinik eingewieſen. In den folgenden drei Jahren kam er jährlich einmal für kürzere Zeit in die Anſtalt.

Eltern: Beide fremd, aus verſchiedenen Orten in der Nachbarſchaft.

Geſchwiſter: Ein Bruder, unauffällig. Vier Schweſtern, von denen eine früh ſtarb, zwei heirateten und eine ledig blieb. Näheres iſt über ſie nicht bekannt.

Kinder: unbekannt.

2. Epilepſie.

I. **Anna Hedwig Haſenauer**, geb. 1908. Sie kam 1927 zum erſten Mal wegen epileptiſcher Krämpfe nach Fünfkirchen in die Klinik und wurde wegen der Schwere ihrer Anfälle noch zweimal, 1929 und 1931, dorthin eingewieſen. Sie ſtarb 1933 unverheiratet.

Eltern: Nicht verwandt. Die Mutter iſt exogam. Beide ſind geſund.

Geſchwiſter: Ein Bruder, geb. 1913, ohne Auffälligkeiten.

II. **Georg Endreß**, geb. 1904. Heiratet 1928. Er litt an epileptiſchen Krämpfen, iſt damit aber nie in ärztlicher Behandlung geweſen. Er ſtarb 1929. In der Sterbematrikel iſt angegeben, daß er in einem epileptiſchen Anfall geſtorben iſt .

Eltern: Sie ſind im zweiten Grade miteinander blutsverwandt. Es beſtehen keine Auffälligkeiten.

Kinder: keine.

III. **Margarete Hohmann**, geb. 1911. Leidet nach Ausſage eines Gemeindebeamten an epileptiſchen Krämpfen. Sie iſt unverheiratet.

Eltern: Der Vater iſt geſtorben, die Mutter unbekannter Herkunft. Ueber beide iſt nichts Auffälliges bekannt.

Geſchwiſter: Drei Brüder heirateten und haben zwei geſunde Kinder im Alter von 7 und 3 Jahren. Zwei Brüder ſind kurz nach der Geburt geſtorben.

IV. **Margarete Schram**, geb. 1865. Leidet nach Ausſage des Pfarrers von NN. an epileptiſchen Krämpfen. Sie gebar 1884 eine illegitime Tochter, die an Schizophrenie (Fall VIII) erkrankte. Sie heiratete 1887 einen exogamen Mann und hatte mit ihm 4 Kinder, von denen keines älter als 7 Jahre wurde.

Eltern: Sie ſind nicht miteinander verwandt; im übrigen iſt nichts mehr über ſie bekannt.

Geſchwiſter: Eine Schweſter, geb. 1863. Verbleib unbekannt.

Kinder: Margarete Schram, geb. 1884 (ſiehe Schizophrenie, Fall VIII).

V. **Eliſabeth Siebert**, geb. 1894. Sie erkrankte erſtmalig 1923 an Epilepſie und wurde deswegen in die Klinik eingewieſen. Sie verbrachte ein Jahr in der Anſtalt, lebt jetzt aber wieder im Dorfe.

Eltern: Sie ſind im 4./5. Grade verwandt. Der Vater ſtarb mit 71 Jahren. Er war pſychiſch unauffällig. Die Mutter ſtarb mit 77 Jahren an einem Herzleiden.

Geſchwiſter: Von den 8 Brüdern heirateten drei. Sie haben zahlreiche Nachkommen, von denen eine Brudertochter an Schizophrenie leidet (Schizophrenie, Fall II). Ein erwachſener Bruder lebt noch, jedoch iſt über ſeinen Verbleib nichts bekannt. 4 Brüder ſtarben kurz nach der Geburt. Eine Schweſter heiratete nach auswärts und ſtarb 1918 im Alter von 38 Jahren.

VI. **Eliſa Treutz**, geb. 1871. Sie heiratete 1892 und ſtarb 1934 nach kinderloſer Ehe. Als Todesurſache ſteht in der Sterbematrikel Epilepſie. Auch von Einwohnern des Dorfes wird behauptet, ſie habe an epileptiſchen Krämpfen gelitten.

Eltern: Der Vater ſtammt aus einem Nachbardorf, die Mutter iſt endogam. Sie ſtarb mit 72 Jahren.

Geſchwiſter: Drei Brüder. Sie heirateten alle und jeder von ihnen hat einen lebenden Nachkommen. Einer von dieſen Bruderſöhnen wurde ſchizophren (Fall VII). Die anderen Nachkommen der Geſchwiſter ſind unauffällig.

(VII) Außer dieſen Fällen von Epilepſie fiel uns eine Angabe über einen diagnoſtiſch nachträglich nicht mehr ſicher aufzuklärenden Fall in die Hände, den ich der Vollſtändigkeit halber noch in die Sippſchaftstafel für Epilepſie aufgenommen habe. Es handelt ſich um den 1881 geborenen Adam Klieber, der 1895 im Alter von 14 Jahren geſtorben iſt. Als Todesurſache iſt in der Sterbematrikel „Krämpfe" angegeben. Es iſt nicht mehr feſtzuſtellen, welcher Art die Krämpfe geweſen ſind.

Die Eltern ſind nicht miteinander verwandt, die Geſchwiſter ſind ohne Auffälligkeiten, ebenſo ihre Nachkommen.

3. Schwachſinn.

I. **Joſeph Höbler**, geb. 1928. 8-jähriger Knabe, lebt zuhauſe, iſt völlig idiotiſch. Anatomiſch fällt an ihm der außergewöhnlich kleine Hirnſchädel (Mikrocephalus) auf.

Eltern: Sie ſind im 5. Grade blutsverwandt. Beide Großelternpaare ſind im 4. Grade miteinander verwandt. Die Eltern ſind pſychiſch unauffällig.

Geſchwiſter: Ein 10-jähriger Bruder, normal.

II. **Peter Endreß**, geb. 1903, wurde 1921 in die Klinik eingewieſen, wo die Diagnoſe „Imbezillitas" geſtellt wurde. Er heiratete 1924 eine Frau aus dem Nachbardorf. Die Ehe blieb bis heute kinderlos.

Eltern: nicht verwandt. Ein Bruder der Mutter hatt ezwei ſchizophrene Töchter (Fall IV und V).

Geſchwiſter: Ein Bruder heiratete 1919. Er hatte 4 Söhne, von denen zwei am Leben blieben. Ueber ſie iſt nichts Auffälliges bekannt.

III. **Georg Beer**, geb. 1903. Er wird vom Pfarrer als „ſchwach im Geiſte" bezeichnet. Er heiratete 1923. Die Ehe blieb kinderlos.

Eltern: Die Mutter iſt ſchizophren (Fall VII), die Großmutter epileptiſch (Fall V), der Vater ſtarb in einem Anfall von Geiſtesverwirrung durch Selbſtmord.

Geſchwiſter: Zwei verheiratete Schweſtern. Sie und ihre Nachkommen ſind geſund.

Es war uns nicht möglich, bei den angetroffenen Fällen von Epilepſie und Oligophrenie — auch ſo weit ſie ſich in kliniſcher Beobachtung befanden — exogen entſtandene und erblich bedingte Krankheitsformen zu unterſcheiden. Angaben hierüber waren nicht zu erlangen, und eine familiäre Häufung der Fälle nicht feſtzuſtellen. Wir müſſen demzufolge ſo verfahren, als ob die vorgefundenen Fälle von Oligophrenie und Epilepſie erbbedingt ſeien, auch auf die Gefahr hin, auf dieſe Weiſe eine zu hohe Zahl erblich entſtandener Pſychoſen zu erhalten. Andererſeits folgen wir damit der all-

gemein geltenden Anſicht, nach welcher die weitaus größte Zahl aller Epileptiker und Oligophrener ihr Leiden nicht exogen, ſondern auf dem Wege der Vererbung erworben haben.

Die in Majs vorgefundenen Fälle ſind folgende:

1. Schizophrenie.

I. **Johann Triſchler**, geb. 1880, heiratet 1906. 1914 brach bei ihm Schizophrenie aus, ſo daß er in die Klinik eingewieſen werden mußte. Die Krankheit trat bei ihm mit ſolcher Schwere auf, daß ſeine Unterbringung in der Anſtalt für die Dauer von 10 Jahren nötig war.

Geſchwiſter: Zwei Brüder, die beide heirateten und geſunde Nachkommen hatten. Drei Brüder und eine Schweſter ſtarben früh.

Kinder: Vor dem Manifeſtwerden ſeiner Krankheit bekam der Proband einen Sohn, der aber kurz nach der Geburt ſtarb.

II. **Ludwig Linder**, geb. 1879, wurde 1915 wegen geiſtiger Verwirrungszuſtände in die Klinik eingewieſen, wo Schizophrenie diagnoſtiziert wurde. Er iſt bis heute in der Anſtalt verblieben.

Eltern: Der Vater war Gemeindevorſtand (ſogen. Notar in M). Ueber ihn und die Mutter iſt nichts mehr bekannt.

Geſchwiſter: Von ihnen ſtarben zwei Brüder früh, ein Bruder zog nach Fünfkirchen, eine Schweſter heiratete nach Hamburg. Ueber beide iſt nichts Näheres mehr bekannt.

III. **Joſef Schum**, geb. 1885. Er heiratete 1907. Seine Ehe blieb kinderlos. 1917 kam er wegen geiſtiger Auffälligkeiten in die Klinik, wo zunächſt progreſſive Paralyſe diagnoſtiziert wurde. Später wurde die Diagnoſe in Schizophrenie korrigiert. Er blieb in der Anſtalt bis zu ſeinem Tode im Jahre 1922.

Eltern: Ueber ſie iſt nichts Auffälliges bekannt.

Geſchwiſter: Ein Bruder und eine Schweſter, beide ſind geſund und haben geſunde Nachkommen.

IV. **Katharina Tresler**, geb. 1902. Sie heiratet 1920 und hat 5 Kinder, von denen eins nach der Geburt ſtarb. 1931 (2 Jahre nach ihrer letzten Entbindung) wurde ſie wegen geiſtiger Auffälligkeiten in kliniſche Beobachtung gebracht, wo zunächſt manisch-depreſſives Irreſein diagnoſtiziert wurde. Sie blieb drei Monate in der Anſtalt. Nachträglich wurde die Diagnoſe in Schizophrenie korrigiert.

Eltern: ohne Auffälligkeiten.

Geſchwiſter: eine Schweſter, über deren Verbleib nichts mehr bekannt iſt.

Kinder: Von den 5 Kindern (4 Söhne, 1 Tochter) ſtarb eines bald nach der Geburt. Die übrigen ſind geſund.

V. **Lorenz Hoffmann**, geb. 1898, heiratete 1918. Er hatte bis 1920 zwei Kinder. In dieſem Jahre wurde er geiſtig verwirrt und wurde deswegen in die Klinik eingewieſen, wo Schizophrenie feſtgeſtellt wurde. Er blieb ein halbes Jahr in der Anſtalt. 1923 und 1926 bekam er noch zwei Kinder.

Eltern: Die Eltern ſind unauffällig, die Mutter iſt ein uneheliches Kind.

Geſchwiſter: ein Bruder. Er iſt geſund, heiratete und hat zwei Kinder.

Kinder: drei Söhne, die in den Jahren 1920 bis 1926 geboren wurden. Sie ſind geſund, ebenſo die 1918 geborene Tochter.

VI. **Benedek Kozarácz**, geb. 1863. Ueber ihn iſt lediglich bekannt, daß er vom November 1911 an über ein Jahr wegen Paranoia in der Fünfkirchener Anſtalt verbracht hat. Er gehört nicht der unterſuchten deutſchen Volksgruppe an. Es iſt auch nicht mehr feſtzuſtellen, was er für Familienangehörige hat.

2. Epilepſie.

I. **Jakob Reder**, geb. 1887, wird 1911—12 im Alter von 24 Jahren wegen epileptiſcher Krämpfe in die Klinik eingewieſen. Er blieb unverheiratet.

Eltern: Der Vater ſtammt aus NN. und zwar aus einer Ehe, deren Partner im dritten Grade miteinander verwandt ſind. Die Mutter iſt aus M. Beide Eltern ſind geiſtig unauffällig.

Geſchwiſter: Der Proband hat 5 Geſchwiſter, die im Alter von 41 bis 50 Jahren ſtehen. Alle ſind verheiratet, geſund und haben geſunde Nachkommen.

Es ſeien nun noch zwei Fälle von Selbſtmord beſprochen, die wir an Hand der Sterbematrikel in NN ermittelten. Beide Fälle gehören zu den Ahnen der mit einer erblichen Pſychoſe behafteten Probanden.

Der eine, Vater von Fall III — Schwachſinn, iſt nach einer Angabe im Sterbebuch in einem Anfall von Geiſtesverwirrtheit durch Selbſtmord ums Leben gekommen. Ueber den anderen, Großvater von Fall I — Schwachſinn, iſt ausgeſagt, daß er ein Trinker geweſen ſei. Dieſe Angaben laſſen erkennen, daß dem Suizid in beiden Fällen ein pſychiſcher Defekt zugrunde gelegen haben muß. Welcher Art die erſtgenannte Geiſtesverwirrung war, läßt ſich nachträglich — der Tod erfolgte 1923 — nicht mehr feſtſtellen. Bezüglich des anderen Falles von Suizid muß geſagt werden, daß Alkoholismus in der deutſchen Bevölkerung jener Gegend ein ziemlich ſeltenes Vorkommnis iſt, das man vornehmlich bei Leuten findet, die pſychiſch in irgend einer Weiſe auffällig ſind und meiſt einen aſozialen oder geringen kriminellen Einſchlag haben. Noch ſeltener kommt es vor, daß einer dieſer haltloſen Pſychopathen zum Selbſtmord greift. Es liegt in ſolchen Fällen, wie in dem vorliegenden, ganz ohne Zweifel ein ſeeliſcher Defekt zugrunde, den man allerdings nachträglich auch nicht mehr in eine beſtimmte diagnoſtiſche Richtung weiſen kann.

Allgemein läßt ſich überhaupt über den Selbſtmord in bäuerlichen Bevölkerungen ſagen, daß er entſprechend der ſchlichten Lebensweiſe und der ſtreng kirchlich beeinflußten Weltanſchauung weſentlich ſeltener vorkommt als in der Großſtadt mit ihren verwickelteren ſozialen und wirtſchaftlichen Problemen. Unter den Motiven zum Selbſtmord kommen beim Städter häufiger exogene Umſtände in Frage, wie ſie ſich auf dem Lande in viel ſeltenerem Maße ergeben. Jeder einzelne derartige Fall iſt alſo auf dem Lande viel eher auf eine pſychopathologiſche (endogene) Urſache zurückzuführen als in der Großſtadt. In dieſem Zuſammenhang müſſen auch die in NN vorliegenden Fälle bewertet werden.

Prozentualer Anteil der erblichen Psychosen an der Gesamtbevölkerung.

Teilt man die aufgezählten Fälle in noch lebende und schon verstorbene Probanden ein, so ergeben sich folgende Aufstellungen:

1. Schizophrenie.

verstorbene Probanden		noch lebende Probanden	
NN	M	NN	M
4	4	5	1

Es ergeben sich damit für NM vier lebende Schizophrene auf 1074 Einwohner, d. s. 0,372%, eine Zahl, welche der von Luxenburger zu 0,44% in einer deutschen Durchschnittsbevölkerung berechneten entspricht.

2. Epilepsie.

noch lebende Probanden		verstorbene Probanden	
NN	M	NN	M
3	1	3	—
Von diesen waren in klinischer Beobachtung:			
1	1	1	—

Mit den drei lebenden Epileptikern in NM errechnet sich eine Prozentzahl von 0,281 auf die Gesamteinwohnerschaft des Dorfes (Normaler Durchschnittswert: 0,18%).

Oligophrenie (nur für NM)

Drei Fälle: Ein Imbeziller, ein Debiler und ein Idiot, das sind 0,28% der Gesamtbevölkerung.

Diese niedrigen Zahlen überraschen insofern, als man im allgemeinen geneigt ist, in einem stark ingezüchteten Gebiet eine größere Häufung erblicher Leiden zu erwarten.

Altersverteilung der Probanden.

a) Manifestationsalter.

1. Schizophrenie.

Stellt man die vorliegenden Fälle von Schizophrenie nach dem Lebensalter des ersten Auftretens der Krankheit zusammen, so ergibt sich für die beiden Dörfer folgendes Bild:

NN			M	
♂	♀		♂	♀
18	15		22	29
34	17		32	
36	18		34	
	29		36	
	30		48	
	35	Durchschnittliches Manifestationsalter		
29,3	24,0		34,4	29
25,8			33,5	

Das durchschnittliche Manifestationsalter der Männer liegt demnach in NN um 5,3 Jahre höher als das der Frauen. Fügt man das entsprechende Ergebnis von M dazu, so wird der Unterschied im Manifestationsalter zwischen männlichen und weiblichen Schizophrenen noch deutlicher. Er beträgt 7,79 Jahre, wenn man als Ergebnis des weiblichen Durchschnitts 24,71 und des männlichen 32,5 für beide Orte zusammen zugrunde legt.

Ein sehr anschauliches Bild dieser Verhältnisse ergibt eine Zusammenstellung der Manifestationsalter nach den Lebensjahrzehnten:

NN		M	
♀ 15	2. Jahrzehnt	♂ 22	3. Jahrzehnt
♀ 17		♀ 29	
♀ 18		♂ 32	4. Jahrzehnt
♂ 18		♂ 34	
♀ 29	3. Jahrzehnt	♂ 36	
♀ 30		♂ 48	5. Jahrzehnt
♂ 34	4. Jahrzehnt		
♀ 35			
♂ 36			

Auf die Lebensjahrzehnte verteilt, entfallen in NN auf das zweite Jahrzehnt vier, das dritte zwei und das vierte drei Fälle, von welchen im 2. Jahrzehnt nur ein Mann, im 3. nur Frauen und im 4. zwei Männer zum erstenmal Krankheitserscheinungen aufweisen. In M tritt die einzige weibliche Schizophrenie im 3. Jahrzehnt zum erstenmal auf, während die männlichen mit Ausnahme eines Falles, der am Anfang des 3. Jahrzehnts ausbricht, alle erst im 4. und 5. Lebensjahrzehnt manifest werden.

2. Epilepsie.

Bei den Epileptikern das durchschnittliche Manifestationsalter zu berechnen, ist nicht möglich, da es nur bei drei Kranken zu ermitteln war. Es beträgt: ♀ 29, ♀ 19, ♂ 23 Jahre. Die Angaben über die übrigen Epileptiker entstammen aus Umfragen und aus der Sterbematrikel, wo nichts über den Beginn der Krankheit zu erfahren war.

b) Verteilung der Fälle über die letzten drei Generationen.

Eine Zusammenstellung der untersuchten erblichen Psychosen nach der Häufigkeit in den einzelnen Generationen ergibt folgendes Bild:

	NN				M		
Generation	Schizophrenie	Epilepsie	Schwachsinn	Selbstmörder	Schizophrenie	Epilepsie	insgesamt
P_3	1	3	—	—	1	—	5
P_2	7	1	—	2	2	1	13
P_1	1	3	2	—	3	—	9
F		—	1	—	—	—	1
	9	7	3	2	6	1	28

Man darf sich nicht verleiten lassen, aus dieser Tabelle bei den Schizophrenen auf ein Nachlassen der Häufigkeit zu schließen. Das häufige Vorkommen von Schizophrenie in P_2 erklärt sich daraus, daß einerseits in P_3 die Diagnose und Erfassung von zweifellos noch anderen bestehenden Schizophreniefällen in der damaligen Zeit noch nicht möglich war, andererseits in P_1, wo dieses möglicherweise noch besser erfolgt als in P_2, das durchschnittliche Manifestationsalter in vielen Fällen noch nicht erreicht ist. Es wären also für P_1 im Laufe der nächsten Jahre noch einige Fälle von Schizophrenie zu erwarten.

Für die Epileptiker iſt der Wechſel der Häufigkeit in den einzelnen Generationen wohl im Zufall und in der kleinen Zahl der Geſamtbevölkerung begründet.

Das häufigere Vorkommen von Schwachſinn in P_1 iſt zweifellos auf das Fehlen von Angaben über derartige Fälle in den früheren Generationen zurückzuführen.

Allgemein geſehen geſtattet dieſe Zuſammenſtellung alſo nicht, auf ein Zunehmen der erblichen Pſychoſen zu ſchließen, wie es vielleicht im Zuſammenhang mit der von Generation zu Generation ſtärker werdenden Inzucht (ſiehe bei Doehner) erwartet werden könnte.

Ahnenverluſt und Exogametenanteil der Probanden.

a) Ahnenverluſt der Probanden.

Zur zahlenmäßigen Erfaſſung der Inzucht habe ich für jeden einzelnen Probanden aus der aufgeſtellten Ahnentafel den Ahnenverluſt berechnet, den er in der 6., 7. und 8. Generation aufzuweiſen hat. Hieraus ergibt ſich folgende Aufſtellung:

1. Schizophrenie.

Fall	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
I	18,75	18,75	18,75	0	6,25	6,25	6,25
II	0	2,34	2,34	62,5	62,5	68,75	68,75
III	7,81	7,81	7,81	12,5	12,5	12,5	12,5
IV	0	0	0	37,5	37,5	37,5	43,75
V	0	0	0	37,7	37,5	37,5	43,75
VI	0	0	0	37,5	37,5	37,5	37,5
VII	0	0	0	25,0	25,0	37,5	37,5
VIII	0	0	0	25,0	25,0	31,25	31,25
IX	0	0	0	100,0	100,0	100,0	100,0

Aus vorſtehender Tabelle errechnen ſich für den Geſamtdurchſchnitt folgende Zahlen:

Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
P_6	P_7	P_8	P_2	P_3	P_4	P_5
2,95	3,21	3,21	37,5	38,19	40,97	42,36

2. Epilepſie.

Fall	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
I	0	0	0	93,75	93,75	93,75	93,75
II	29,68	31,25	32,42	0	31,25	31,25	34,38
III	0	0	0	50,0	50,0	66,41	66,41
IV	0	0	0	25,0	25,0	25,0	25,0
V	4,69	4,69	4,69	37,5	37,5	37,5	37,5
VI	0	0	0	50,0	50,0	62,5	62,5
Durchſchnitt	5.73	5.99	6.18	42.69	47.91	52.81	58.59

3. Schwachſinn.

Fall	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
I	9,39	12,5	12,5	12,5	18,75	25,0	25,0
II	4,69	4,69	7,03	37,5	56,25	56,25	56,25
III	3,13	3,13	4,20	0	0	18,75	18,75
Durchſchnitt	5,73	6,78	7,91	16,66	25,0	33,33	33,33

Es konnten hier nur die Zahlen für NN berechnet werden, da es uns in M nicht möglich war, die ſtammbaummäßigen Unterſuchungen in der gewünſchten Weiſe durchzuführen.

Um feſtſtellen zu können, ob der Ahnenverluſt (AV) der Erbkranken weſentlich vom Dorfdurchſchnitt abweicht, muß man wieder die Probanden ihren einzelnen Generationen nach berückſichtigen. Dies iſt in den folgenden Tafeln durchgeführt worden. Es ſind hier die Schizophrenen der P_1, P_2 und P_3-Generation geſondert zuſammengefaßt worden. Aus ihren AV-Zahlen iſt für jede Generation der Durchſchnitt berechnet worden, der dann mit dem entſprechenden Durchſchnitt des ganzen Dorfes verglichen wird. Ebenſo iſt mit den Epileptikern und Oligophrenen verfahren worden.

1. Schizophrenie.

Der in P_1 auftretende Proband (II) hat folgende AV- und Exogameten (Ex)-Werte:

	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
	0	2,34	2,34	62,5	62,5	68,75	68,75
Dorfdurchſchnitt	0	1,48	3,63	60,88	62,67	62,67	62,67

Es ist hier der von Doehner errechnete Durchschnitt der endo-exogamen Bevölkerungsgruppe in der P_1-Generation verwendet worden.

Für die in P_2 vorkommenden Probanden errechnen sich folgende Durchschnittszahlen:

	Ahnenverlust in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
mit IX	3,79	3,79	3,79	33,93	34,82	37,5	39,3
ohne IX	4,43	4,43	4,43	22,9	23,96	27,08	29,17
Dorfdurchschnitt	0	2,028	3,146	32,52	32,52	32,52	32,52

Diese Zahlen gelten für folgende Fälle: I, III, IV, V, VII, VIII und IX. Fall IX ist in einer zweiten Berechnung ausgelassen worden, da seine beiden Eltern von auswärts stammen, IX selbst wieder abgewandert ist, und auch seine Kinder nicht mehr in NN leben. Dieser Fall ist also eigentlich nicht mehr mit den anderen Fällen, die aus NN stammen, zusammen zu betrachten.

Die gewonnenen Durchschnittszahlen werden mit den von Doehner für die Stammgruppe (rein Endogame + Endoexogame) in der zweiten Generation errechneten Durchschnittszahlen verglichen.

Der in P_3 aufgetretene Fall VI hat folgende AV- und Ex-Zahlen:

	Ahnenverlust in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
	0	0	0	37,5	37,5	37,5	37,5
Dorfdurchschnitt	0	0	2,14	32,52	32,52	32,52	32 52

2. Epilepsie.

Für die in der ersten Generation auftretenden Fälle von Epilepsie (I, II und III) ergeben sich folgende Durchschnittszahlen:

	Ahnenverlust in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
	9,89	10,42	10,81	47,92	58,33	63 80	64,85
Dorfdurchschnitt	3,12	6,56	8,91	20,33	27,76	34,49	37,27

Zum Vergleich sind hier die für die Stammgruppe in der P_1-Generation gefundenen Zahlen (Doehner) angeführt. Der in der P_2-Generation aufgetretene Fall V hat folgende Werte:

	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
Dorfdurchſchnitt	4,69	4,69	4,69	37,5	37,5	37,5	37,5
	0	2,14	3,30	28,70	31,52	32,52	32,52

In der dritten Generation ſind Fall IV und Fall VI aufgetreten. Für ſie ergeben ſich folgende Durchſchnittswerte:

	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
Dorfdurchſchnitt	0	0	0	43,75	43,75	50,0	50,0
	0	0	0	53,69	56,10	60,88	62,67

Zum Vergleich iſt hier die endo-exogame Bevölkerungsgruppe in der P_3-Generation herangezogen worden.

3. Schwachſinn.

Der in der F-Generation vorkommende Fall I hat folgende Werte:

	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
Dorfdurchſchnitt rein endogam	9,375	12,5	12,5	12,5	18,75	25,0	25,0
	7,85	13,78	16,22	13,20	21,16	28,70	31,52

Als Durchſchnittswert für die Fälle II und III, die in der P_1-Generation aufgetreten ſind, ergeben ſich folgende Zahlen:

	Ahnenverluſt in %			Exogametenanteil in %			
	P_6	P_7	P_8	P_3	P_4	P_5	P_6
Dorfdurchſchnitt rein endogam	3,91	3,91	5,62	18,75	28,13	37,5	37,5
	3,24	6,45	8,58	21,16	28,70	31,52	32,52

Das in den angeſtellten Vergleichen mit dem jeweiligen Dorfdurchſchnitt zu Tage tretende vielfache Überwiegen des AV über dieſen läßt darauf ſchließen, daß die durch die höheren AV-Werte ausgedrückte größere Inzucht zu einem häufigeren Auftreten erblicher Krankheiten geführt hat. Betrachtet man jedoch das Zuſtandekommen der hohen AV-Werte genauer,

ſo kommt man zu einem anderen Ergebnis. Von den 9 Schizophrenen haben nur 3 einen allerdings beträchtlichen Ahnenverluſt aufzuweiſen. Dieſe hohen Werte beeinfluſſen den Geſamtdurchſchnitt für die Schizophrenen in der Weiſe, daß man glauben könnte, jeder einzelne Schizophrene hätte einen höheren AV als der Dorfdurchſchnitt angibt. Ebenſo verhält es ſich bei den Epileptikern. Auch von ihnen haben nur zwei einen, allerdings beachtlichen Ahnenverluſt, während die anderen 4 überhaupt keinen aufweiſen. Lediglich für die 3 Schwachſinnigen errechnet ſich ein Durchſchnitt, an dem jeder einzelne Proband maßgeblich beteiligt iſt. Da auch in ihrer Aſzendenz eine erhebliche Häufung von Verwandtenehen feſtzuſtellen iſt, muß für die Schwachſinnigen mit großer Wahrſcheinlichkeit das Vorliegen einer rezeſſiven Form von Oligophrenie angenommen werden, welche durch Inzuchtseinwirkung in Erſcheinung tritt.

Allgemein geſehen laſſen dieſe Erwägungen für die Schizophrenen und Epileptiker alſo nicht den Schluß zu, daß ihre Krankheit auf eine überdurchſchnittliche Inzucht zurückzuführen iſt.

b) Exogametenanteil der Probanden

Mit Exogameten werden ſolche Ehegatten bezeichnet, die nicht aus dem Dorf NN, ſondern von auswärts ſtammen. Ganz allgemein geſehen ſpielen ſie die Rolle des Verhinderers weiterer Verwandtenehen. Sie dämmen in einem Inzuchtgebiet das generationsweiſe Anwachſen der Inzucht dadurch ein, daß ſie an die Stelle von ſonſt unbedingt auftretenden Verwandtenehen treten. Man ſpricht im Zuſammenhang mit der Exogamie von einer Blutauffriſchung des ingezüchteten Stammes. Für die Geſamterbmaſſe des Dorfes kann man dieſen Begriff gelten laſſen, denn es handelt ſich in der Tat um einen Zuſtrom einer oftmals gemiſchten, „friſchen" Erbmaſſe, zu dem wieder und wieder unter ſich ſelbſt verflochtenen Zweiggewirr von Erbanlagen aus einem Stamm.

Andererſeits liegt eine eigentliche Auffriſchung nur vor, wenn neue, beſſere Anlagen zu den alten hinzutreten. Um feſtzuſtellen, ob dies in unſerem Fall wirklich zutrifft, unterziehen wir zunächſt einmal die Exogameten ſelbſt einer näheren Betrachtung. Wir haben ſie vom Jahre 1786 an gezählt, da zu dieſer Zeit die geſamte deutſche Beſiedlung Ungarns abgeſchloſſen war, und auch die bis dahin noch beträchtliche Binnenwanderung aufgehört hatte. In den Ahnentafeln laſſen ſich alſo die Exogameten nur bis zur P_6-Generation zurückverfolgen. — Jedes Dorf beſaß nach 1786 eine ſeßhafte Einwohnerſchaft, die ſich in ihrem Stamm bis heute erhalten und fortgepflanzt hat. Während vorher die Zu- und Abwanderung nach und aus den neugegründeten Dörfern ſo ſtark war, daß ihr Beſtand einer fort-

währenden Änderung unterworfen war, unterblieb dies nach dieſem Zeitpunkt faſt völlig. Einheiraten von Bauernſöhnen und -töchtern aus den Nachbardörfern kamen zwar immer wieder vor, aber Zuwanderungen neuer Familien aus dem Reich oder aus anderen Teilen der Donaumonarchie blieben ziemlich ſeltene Vorkommniſſe. Leider ſind über die wenigen Neuankömmlinge nach 1786 keinerlei urkundliche Angaben vorhanden, aber ſoviel läßt ſich mit Sicherheit ſagen, daß für ſie alle jene oben aufgeführten (S. 971 ff) poſitiv ausleſenden Faktoren wegfallen. Im Gegenteil — die Siedler aus dem Reich und mit ihnen die aus den entfernter liegenden Gebieten Oeſterreich-Ungarns dürften vielleicht eher eine gewiſſe ſoziologiſch negative Ausleſe darſtellen. Es ſind oft kleine Häusler, meiſt Handwerker mit ſehr mäßiger Tüchtigkeit, die aus einem unproduktiven Wandertrieb heraus durch das Land zogen und ſchließlich in einem der donauſchwäbiſchen Dörfer feſten Fuß faßten. Ob die Erbmaſſe, die ſie durch Einheirat in den Stamm des Dorfes brachten, ſehr wertvoll iſt, muß man wohl eher verneinen als bejahen.

Dieſe Vermutungen gewinnen an Wahrſcheinlichkeit, wenn man die Rolle der Exogameten in den Ahnentafeln der einzelnen Probanden näher betrachtet. Wir fanden mehrere Fälle, in deren Ahnentafeln der AV gleich Null war, und der Exogametenanteil dementſprechend außerordentlich hoch. Eine nähere Verwandtſchaft zwiſchen anderen Probanden (ſiehe weiter unten) ließ ſich ebenfalls nicht nachweiſen, ſo daß der Erbgang von einem anderen belaſteten Stamm her ausgeſchloſſen iſt. Solche Fälle ſind Schizophrenie II und IX und Epilepſie I, IV und VI.[1]) In dieſen Fällen muß mit Sicherheit angenommen werden, daß die krankhaften Erbanlagen durch die Exogameten in die Sippe getragen worden ſind. Auch wenn in früheren Generationen Fälle von erblichen Pſychoſen, über die nichts mehr bekannt iſt, in der ſomit jetzt geſund erſcheinenden endogamen Sippe vorgekommen wären, iſt doch immer noch das Hinzutreten einer anderen gleichartig-rezeſſiven Erbanlage nötig, ehe ein neuer Krankheitsfall manifeſt wird. Statt von einer Blutauffriſchung, erſcheint es alſo eher berechtigt, von Blutverſchlechterung im Zuſammenhang mit der Exogamie zu reden.

Vergleiche des Exogametenanteils der Probanden mit dem jeweiligen Dorfdurchſchnitt finden wir zuſammen mit dem Ahnenverluſt auf S. 982 ff. Hierin fällt auf, daß der Exogametenanteil der Probanden in den meiſten Fällen erheblich höher liegt als der Dorfdurchſchnitt. Es iſt damit zahlenmäßig der ungünſtige Einfluß fremden Blutes auf den Stamm des Dorfes feſtgelegt.

---

[1]) ſiehe auch die Sippſchaftstafeln.

IV. Die Sippſchaftstafeln der erblichen Geiſteskranken in Nagynyarad.

Zur Feſtſtellung der verwandtſchaftlichen Beziehungen der Probanden untereinander und zur überſichtlichen Darſtellung der Verwandtenehen in ihrer Aſzendenz dienen die für jede erbliche Pſychoſe aufgeſtellten Sippſchaftstafeln (S-T), auf welchen auch die Rolle der Exogamie erſichtlich iſt. Die S-T ſind aus einer Kombination von Ahnentafeln und Stammbäumen entſtanden. Methodiſch mußte zu ihrer Gewinnung genau wie bei Doehner ſo vorgegangen werden, daß aus den Angaben, die wir in Heirats- und Geburtenmatrikeln fanden, zunächſt von jeder Familie ein Stammbaum angefertigt wurde. Die Stammbäume bildeten die Grundlagen zur Ausarbeitung der Ahnentafeln, die für jeden Probanden aufgeſtellt wurden. Aus ihnen kann der Ahnenverluſt und der Exogametenanteil prozentual berechnet werden. Die Ahnentafeln genügen für die Unterſuchung einer Bevölkerungsgruppe, für die man keine S-T aufſtellen kann. Aus ihnen laſſen ſich brauchbare Durchſchnittswerte für jede Generation errechnen.

Anders liegen die Verhältniſſe bei den Einzelunterſuchungen. Auch bei ihnen ſind die Ahnentafeln für den Vergleich mit dem Durchſchnitt wichtig. Mit ihnen allein kann uns hier aber nicht gedient ſein, es müſſen vielmehr die Inzuchtverhältniſſe jedes einzelnen Probanden und ſeine verwandtſchaftlichen Beziehungen zu anderen Probanden dargeſtellt werden. Hierzu muß neben der Aſzendenz auch die Deſzendenz berückſichtigt werden. Beides zuſammen geſchieht in den S-T. Auf Grund des zur Verfügung ſtehenden zuverläſſigen Materials — die Kirchenbücher von NN reichen lückenlos bis 1741 zurück — konnten bei der Aufſtellung der S-T die wegen Blutsverwandtſchaft kirchlich diſpenſierten Ehen weitgehend ergänzt werden.

Die Betrachtung der S-T führt zu folgenden Erwägungen: Die einzelnen Fälle unterſcheiden ſich ihrer Aſzendenz nach in:

1. ſolche, die am Ende einer ausgedehnten Inzucht ſtehen,
2. ſolche, bei denen der Exogametenanteil ſehr ſtark iſt, ſo daß man annehmen kann, daß die krankhaften Erbanlagen von außen in das Dorf hineingetragen worden ſind,
3. ſolche, die in ihrer Aſzendenz mehr oder weniger enge verwandtſchaftliche Beziehungen zu anderen Probanden haben.

Über die erſte und zweite Kategorie war bereits weiter oben die Rede.

Um auf die dritte Kategorie näher einzugehen, habe ich Tafeln aufgeſtellt, in denen die Verwandtſchaft der Probanden untereinander dargeſtellt wird.

1. Schizophrenie

Fall	I								
I	—	II							
II	0	—	III						
III	5.	4/5	—	IV					
IV	5.	0	5.	—	V				
V	5.	0	5.	1.	—	VI			
VI	0	0	0	2.	2.	—	VII		
VII	5/6	0	5/6	4/5	4/5	5/7	—	VIII	
VIII	0	0	0	0	0	0	4/5 6/7	—	IX
IX	0	0	0	0	0	0	0	0	—

2. Epilepsie

Fall	I						
I	—	II					
II	2 × 6/7	—	III				
III	7.	6.	—	IV			
IV	0	0	0	—	V		
V	7.	7.	0	5.	—	VI	
VI	0	0	0	0	0	—	Majs I
Majs I	7.	5/6	5/6	5/6	0	0	—

3. Schwachſinn

Fall	I		
I	—	II	
II	0	—	III
III	6. 6/7 6/8	7/8 6/8	—

Die Zahlen bedeuten die Verwandtſchaftsgrade, in denen die betreffenden Probanden miteinander verwandt ſind. Eine 0 gibt an, daß keine Verwandtſchaft beſteht, 4/5 z. B. bedeutet, daß zwiſchen den betreffenden Probanden eine Blutsverwandtſchaft im 4. und 5. Grade vorhanden iſt.

Aus den Tafeln iſt zu erkennen, daß die verwandtſchaftlichen Beziehungen der Probanden untereinander ziemlich entfernt ſind. Am deutlichſten iſt dies beim Schwachſinn der Fall, wo dafür der Ahnenverluſt umſo höher iſt (ſiehe S. 986). Verfolgt man aber die Ahnenreihen, ſo läßt ſich feſtſtellen, daß häufig mehrere erbliche Pſychoſen in ihrer Aſzendenz ein gemeinſames Ahnenpaar haben. Mit andern Worten bedeutet dies, daß von einzelnen, ganz beſtimmten Stammfamilien, z. B. Hohmann 1756, aus abſteigend, ſich mehrere krankhafte Anlagen weitererben, bis ſie nach Zuſammentreffen mit einer anderen Anlage aus einer anderen belaſteten Familie — belaſtet nenne ich hier Familien, in deren Deſzendenz zwei oder mehrere erbliche Pſychoſen auftreten — in Erſcheinung tritt. Bei dem gewählten Beiſpiel Hohmann iſt dies beſonders deutlich der Fall, denn dieſe Familie weiſt in allen drei S-T eine ſchwere Belaſtung auf.

Die Sippſchaftstafeln ermöglichen es alſo, für gewiſſe Familien eine Belaſtung nachzuweiſen. Merkwürdig iſt dabei, daß eine belaſtete Familie in ihrer Nachkommenſchaft oft nicht nur eine erbliche Pſychoſe aufweiſt, ſondern alle drei Unterſuchten gleichzeitig. Ja es finden ſich ſogar in einer Sippe bei drei aufeinanderfolgenden Generationen alle drei unterſuchten Pſychoſen, wo die Mutter des oligophrenen Probanden ſchizophren, der Vater Selbſtmörder und die Großmutter mütterlicherſeits epileptiſch iſt (ſiehe Familie Beer-Schramm). Nach Lenz iſt dies eine nicht allzu ſeltene Erſcheinung.

Faſt immer endet bei dem vorliegenden Unterſuchungsmaterial eine ſolche generationsweiſe Folge von Erkrankungen in ein und derſelben Sippe mit Unfruchtbarkeit des zuletzt Erkrankten.

Die Fruchtbarkeit der mit einer erblichen Psychoſe Behafteten in Nagynyarad und Majs.

Stellt man die Kinderzahlen der unterſuchten Probanden zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes Bild:

1. Schizophrenie.

Unverheiratete Probanden ♂	Unverheiratete Probanden ♀	Verheiratete Probanden ♂	Verheiratete Probanden ♀	Kinder lebend	Kinder †	noch zu erwartende Kinder
	1			—	—	—
			1	—	—	—
1				—	—	—
			1	—	—	—
			1	1	1	+
			1	3	—	—
		1		2	—	—
1	1	1	4	6	1	

Hieraus ergibt ſich eine Kinderzahl von 1.2 pro Ehe oder 1.4, wenn die verſtorbenen Kinder mitgerechnet werden.

2. Epilepſie.

Unverheiratete Probanden ♂	Unverheiratete Probanden ♀	Verheiratete Probanden ♂	Verheiratete Probanden ♀	Kinder lebend	Kinder †	noch zu erwartender Kinder
	1			—	—	—
	—	1		—	—	—
	1			—	—	+
	—		1	1	4	—
	1			—	—	—
	1			—	—	—
			1	—	—	—
	4	1	2	1	4	

Hieraus ergibt ſich auf drei Ehen ein Kind, d. i. eine durchſchnittliche Kinderzahl von 0,33 pro Ehe. Rechnet man die toten Kinder mit ein, ſo erhöht ſich die Kinderzahl auf 1,65 pro Ehe.

3. Schwachsinn.

Unverheiratete Probanden ♂	♀	Verheiratete Probanden ♂	♀	Kinder lebend	†	noch zu erwartende Kinder
1				—	—	—
		1		—	—	—
		1		—	—	—
1		2		—	—	—

Hieraus ergibt sich eine absolute Unfruchtbarkeit der oligophrenen Probanden.

Vergleicht man mit diesen Zahlen die von Meister berechneten Druchschnittskinderzahlen von NN für die letzten zwei Generationen von 1876 bis 1936, so ergibt sich folgendes: M. hat für die P_1-Generation, deren Erwartung noch nicht erfüllt ist, 1,7 Kinder pro Ehe gefunden. In der P_2-Generation, deren Fruchtbarkeitsperiode abgeschlossen ist, ist eine durchschnittliche Kinderzahl von 2,3 pro Ehe zu finden.

Die Gegenüberstellung der Kinderzahlen aus normalen Ehen und Ehen mit einem erbkranken Ehepartner läßt eine wesentlich größere Unterfruchtbarkeit der letzteren erkennen. Prognostisch ist dieser Umstand insofern günstig zu bewerten, als er jeweils ein Versiegen des kranken Erbstroms zur Folge hat. Wir haben es hier mit einem automatischen eugenischen Selbstschutz zu tun, der durch Verbindung der geschädigten Erbmassen mit einer erheblichen Fortpflanzungsuntüchtigkeit eine Weitervererbung und Verbreitung der krankhaften Anlagen verhindert. Der belastete Erbstrom wird in der untersuchten Bevölkerung bildlich gesprochen also stets von gleicher Breite bleiben. Schon in der auf Seite 981 aufgestellten Tabelle konnten diese Verhältnisse angedeutet werden, die ja eigentlich im Gegensatz zu der in unserem Gebiet stets steigenden Inzucht stehen. Weiter oben begründete ich diese Erscheinung mit der günstigen Auslese der Bevölkerung. Die Unterfruchtbarkeit der erbkranken Individuen wirkt nun also in erheblichem Maße im gleichen Sinne, so daß für die Zukunft des untersuchten Inzuchtgebietes in eugenischer Hinsicht keine Bedenken zu hegen sind.

Zusammenfassung.

In den beiden donauschwäbischen Dörfern Nagynyárad und Majs, die rein deutsch bevölkert sind, wurde eine recht erhebliche, seit 1721 nachgewiesene Inzucht vorgefunden. Es konnte festgestellt werden, daß der somit durch sieben Generationen hindurch ingezüchtete Stamm eine positive Auslese darstellt.

An Hand von Einzeluntersuchungen der in den untersuchten Dörfern zur Beobachtung gekommenen erblichen Psychosen: Schizophrenie, Epilepsie und Oligophrenie wurde folgendes Ergebnis gewonnen: Der Anteil der mit einer erblichen Psychose Behafteten an der Gesamtbevölkerung ist im wesentlichen ebenso hoch wie in einem reichsdeutschen Zensus, der zum Vergleich herangezogen wurde. — Die von Generation zu Generation steigende Inzucht ließ erwarten, daß mit ihr auch die Häufigkeit der erblichen Leiden anwuchs. Diese Erwartung konnte für die erblichen Psychosen nicht bestätigt werden.

Eine Untersuchung des Ahnenverlustes der einzelnen Merkmalsträger ließ keine wesentlich erhöhten Werte, verglichen mit den Durchschnittswerten des Dorfes erkennen, ausgenommen beim Schwachsinn. Dahingegen ist in der Aszendenz der meisten Fälle ein überdurchschnittlicher Anteil von Ahnen zu finden, die von auswärts eingeheiratet haben (Exogameten). Über den eugenischen Wert der nach 1786 hinzugekommenen Exogameten ist auszusagen, daß er geringer ist als derjenige der Stammbevölkerung. Es konnte erwiesen werden, daß die in NN beobachteten erblichen Psychosen ihre krankhaften Anlagen zu einem erheblichen Teil von ihren exogamen Ahnen erhalten haben. Demgegenüber ist der Anteil der Probanden, die aus Verwandtenehen stammen und unter deren Vorfahren eine überdurchschnittliche Inzucht getrieben wurde, verhältnismäßig gering. Nur unter den Schwachsinnigen von NN ist er etwas größer. — Für einige Familien in der Aszendenz der Merkmalsträger konnte eine erbliche Belastung festgestellt werden. Von ihnen geht die Vererbung krankhafter Anlagen aus und führt nach dem Zusammentreffen mit Anlagen aus einem oder mehreren anderen belasteten Stämmen zum Manifestwerden einer erblichen Psychose. Hinsichtlich der Fruchtbarkeit der Träger einer erblichen Psychose konnte nachgewiesen werden, daß sie unter dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung liegt. Es kann in diesem Zusammenhang von einem eugenischen Selbstschutz gesprochen werden, durch den die Weitervererbung krankhafter Anlagen verringert wird.

Als Gesamtergebnis der Untersuchung kann festgehalten werden, daß die Untersuchungsgebiet vorgefundene Inzucht sich nicht im negativen Sinne ausgewirkt hat, im Gegenteil, die aufgetretenen erblichen Leiden sind ihrer Entstehung nach zum größten Teil als Manifestation der von außen in einen erbgesunden Bevölkerungsstamm hineingetragenen krankhaften Anlagen anzusehen. Auf Grund der geringen Fruchtbarkeit der Träger einer erblichen Psychose und der an sich schon geringen Häufigkeit dieser Leiden ist in eugenischer Hinsicht für das untersuchte Inzuchtgebiet keine Befürchtung zu hegen.

Südostdeutsche Forschungen. Jg. 4.

Sippschaftstafel

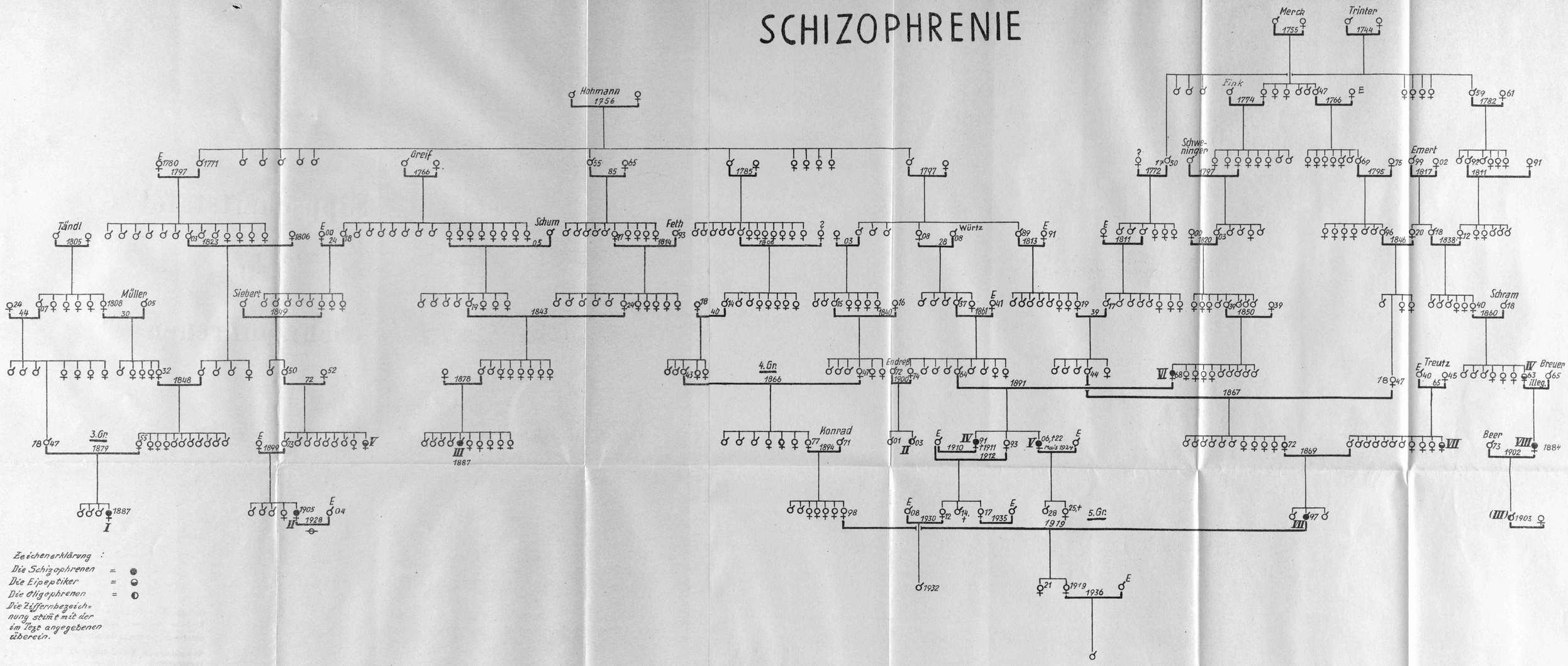
der

Schizophrenen

Beilage 1 zu Reinhard Lieske,
Erbliche Psychosen und Inzucht,
untersucht an einem donauschwäbischen Dorf.

Südostdeutsche Forschungen Jg. IV.
Ergänzungsheft.

SCHIZOPHRENIE



Zeichenerklärung :

Die Schizophrenen = ●

Die Epileptiker = ◒

Die Oligophrenen = ◐

Die Ziffernbezeichnung stimmt mit der im Text angegebenen überein.

Südostdeutsche Forschungen.Jg. 4.

Sippschaftstafel

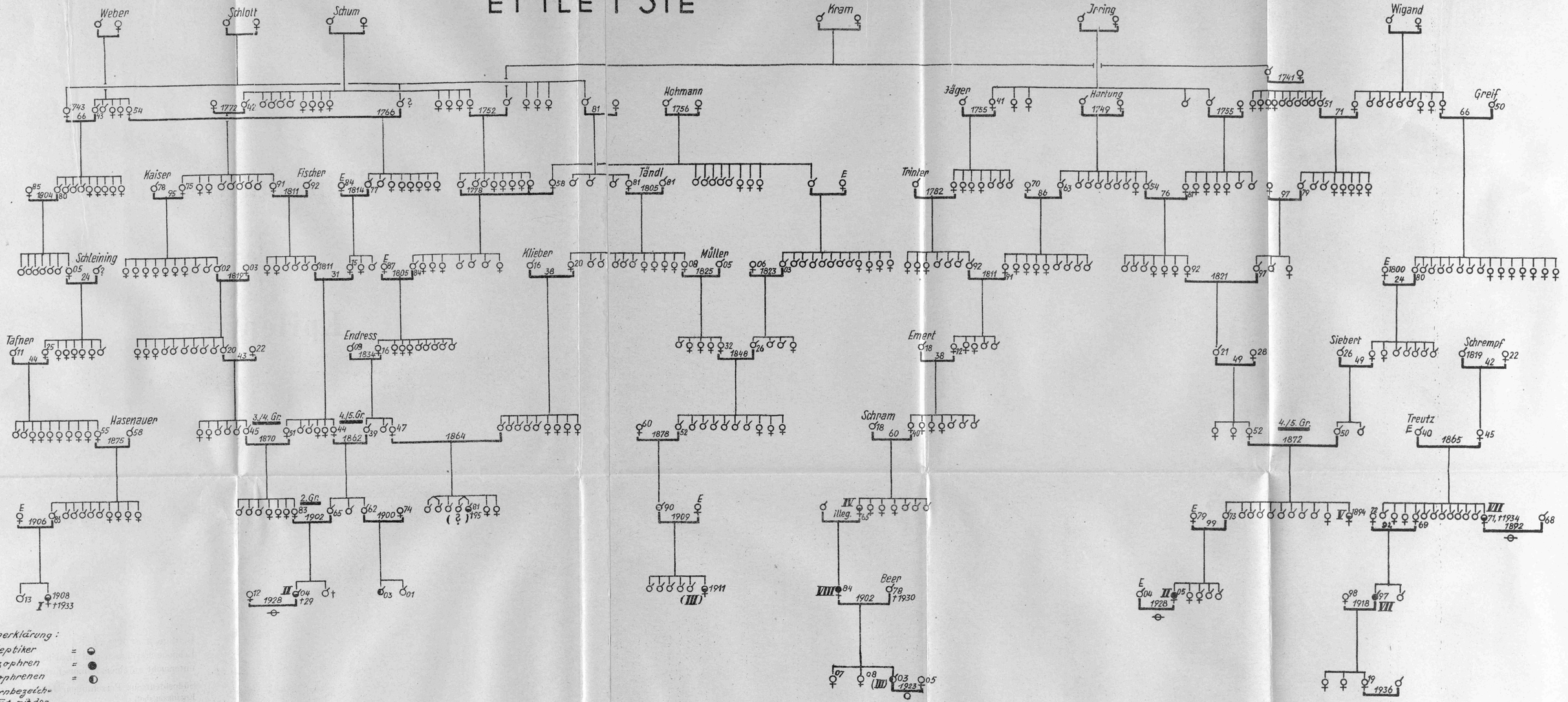
der

Epileptiker

Beilage 2 zu Reinhard Lieske,
Erbliche Psychosen und Inzucht,
untersucht an einem donauschwäbischen Dorf.

Südostdeutsche Forschungen Jg. IV.
Ergänzungsheft.

EPILEPSIE



Zeichenerklärung:

Die Epileptiker = ◒

Die Schizophren = ●

Die Oligophrenen = ◐

Die Ziffernbezeichnung stimmt mit der im Text angegebenen überein.

Südostdeutsche Forschungen. Jg. 4.

Sippschaftstafel

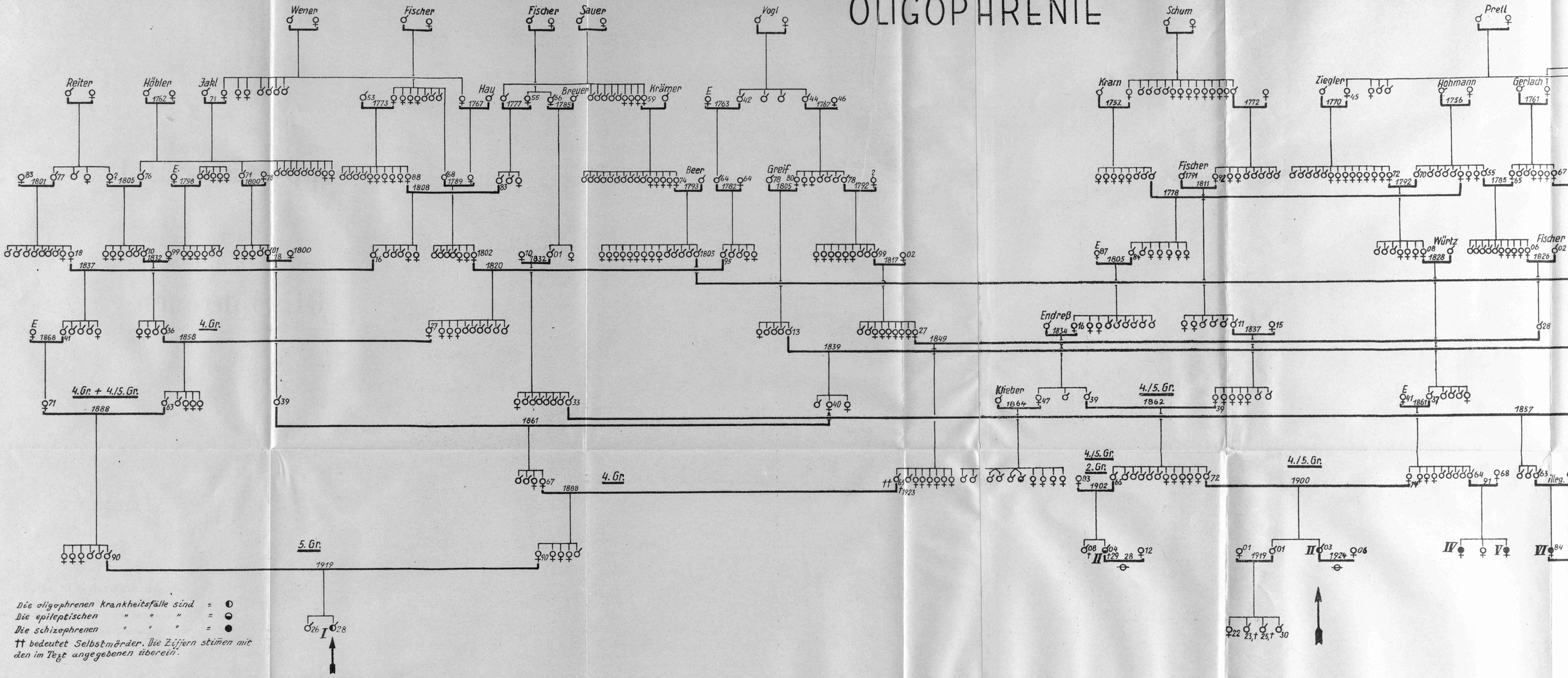
der

Oligophrenen

Beilage 3 zu Reinhard Lieske,
Erbliche Psychosen und Inzucht,
untersucht an einem donauschwäbischen Dorf.

Südostdeutsche Forschungen Jg: IV.
Ergänzungsheft.

OLIGOPHRENIE



Die oligophrenen Krankheitsfälle sind = ◐
Die epileptischen " " " = ◒
Die schizophrenen " " " = ●

†† bedeutet Selbstmörder. Die Ziffern stimen mit den im Text angegebenen überein.

OLIGOPHRENIE

